BA 4° Per. 56 n (1843

Digitized by Google

<36610538940010

<36610538940010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre 2c.

Mit 50 Tafeln Abbildungen und vielen Holzschnitten.

Stuttgart.
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
1843.

Alphabetisches Register.

Seite

Aden, Bemerkungen, klimatische und naturhistorische 159
Affen. Der Schwarzkopfaffe (mit col. Tafel) 311
„ Orang Utang 221
Ammoniten (mit col. Tafel) 121
Anekdoten von Thieren 384
Asien 39
Atlaskäfer, der, (mit col. Tafel) 369

Bauern in Irland 212
Bauernregel 62
Bergziegen (mit col. Tafel) 135
Blutes, des, Kreislauf und Athmung (mit Holzschnitten 201
Blutegel (mit col. Tafel) 169
Bockkäfer (mit col. Tafel) 263
Brasiliens Kolonisation 265
Bürgerkrieg in Peru 18

Caeteen, Stengel actus, (mit col. Tafel) 344
Camellien (mit col. Tafel) 71
Canada als französische Kolonie 214
Cikaden (mit col. Tafel) 144
Conchylien (mit col. Tafel) 361

Dom, der, zu Köln (mit Stahlstich 3

Eichhörnchen (mit col. Tafel) 240
Eidechsenarten, große versteinerte (mit Holzschnitt) 45
Eisvogel, der, (mit Holzschnitt) 97
Erdbeben von Hayti 118
Erlen (mit col. Tafel) 208
Erinnerungen aus Indien 233

Fische (mit col. Tafel) 233
Versteinerte Fische 350
Fischer, schottische 128
Fischerei, Norwegens (mit Stahlstich) 129
Flibustiere auf den westindischen Inseln 51

Giftpflanzen (mit col. Tafel) 272
Götterlehre der Griechen und Römer 62, 92, 187, 336
Der tiefe Grund, (mit Stahlstich) 195
Guano, peruanischer Vogeldünger 27

Seite

Haidekräuter (mit col. Tafel) 208
Hahnstein in Sachsen (mit Stahlstich) 193
Hyäne (mit Holzschnitt) 1

Jagd in Norwegen 107
Jaguar (mit col. Tafel) 88
Jatisco 362
Ichthyosaurus (mit Holzschnitt) 28
Iguanadon 223
Indianische Scenen und Sagen 138
Infusarien, fossile 271
Insekten, welche auf der Rose leben (mit col. Tafel) 105
Irrthümer und Aberglauben in der Naturgeschichte 35
Juli, der vierte in Philadelphia 9

Die Kirgisen 355
Das Kochsalz 359
Kohlenformation (mit Holzschnitt) 90
Königslutter 251
Korallen, urweltliche 254
Krokodile (mit col. Tafel) 246

Lappländer und Bär 276
Leben Schiller's (mit Portrait) 225
„ Crespi's (mit Stahlstich) 353
„ G. F. Händel's 345
„ Raphael's (mit Stahlstich) 161
„ Sebastian Bach 273
„ Franz Bacon 218
„ Rembrandts (mit Stahlstich) 65
„ Linné's (mit Portrait) 289
Leierschwanz (mit col. Tafel) 112
Linneische, Eintheilung des Pflanzenreichs, mit Tafel 153
Löffler (mit col. Tafel) 41
Londen (mit Stahlstich) 99

Mailand (mit Stahlstich) 97
Meisen (mit col. Tafel) 279
Merkwürdigkeiten des Thier- und Pflanzenreichs 310, 353
Marienburg, Schloß 14
Mustang 370

Nashorn (mit Holzschnitt) 113

Digitized by Google

Seite

Obſtſorten, neue aus Samen ... 366
Das Ohe (mit Holzſchnitten) ... 83
Oſtindiſche Thiere, neuere Nachrichten ... 348

Palmen (mit col. Tafel) ... 302
Papageien (mit col. Tafel) ... 16
Paraguay, der Staat der Jeſuiten ... 171
Paris, mit Stahlſtich ... 322
Pavia und die Karthauſe, mit Stahlſtich ... 321
Pelekan (mit col. Tafel) ... 177
Inſel Pitkairn ... 74
Polypen, vorweltliche ... 142
Pompeji und Herkulanum ... 313
Peßäree Wald, der und ſeine Bewohner ... 164

Räthſel ... 31. 64. 128. 160. 192. 224. 256. 288. 352
Raubfiſche, (mit col. Tafel) ... 335
Raubvögel (mit col. Tafel) ... 216
Das Reaathier ... 197
Reptilien, eidechſenartige (mit col. Tafel) ... 80
Rindviehzucht, mexikaniſche ... 307
Robben, (mit col. Tafel) ... 381

Schiffbruch auf der Bahamabank ... 242
Schlangen, einheimiſche (mit col. Tafel and Holzſchnitten) 183
Schmetterlinge, ſchädliche (mit col. Tafel) ... 200
Schmetterlinge, ſeltene europäiſche (mit col. Tafel) ... 8
Abdrucken der Schmetterlinge auf Papier ... 259

Seite

Anweiſung, Schmetterlingsraupen and Puppen für die Sammlung zuzubereiten ... 79
Schnecken (mit col. Tafel) ... 49
Schneeſtürme in der Kiegiſenſteppe ... 254
Seehundsjagd ... 298
Setzmaſchine, neue ... 29
Spinnenkrebs, nordiſcher (mit col. Tafel) ... 297
Die Steppen Rußlands ... 65. 145. 291

Die Tataren ... 328
Die Teiche and ihre Bewohner ... 80
Theißblüthe ... 122
Thiere der jüngſten Anſchwemmungen ... 286
Königstiger (mit col. Tafel) ... 25
Tigerjagd (mit Stahlſtich) ... 33

Vögelkolonien im nördl. and ſüdl. Europa (mit Tafel) ... 154
Volksfeſt in Quäſtenberg ... 305
Vulkane ... 180

Walfiſchfang (mit Stahlſtich) ... 257
Das Wandern der Vögel ... 237
Die Waſſerhoſe ... 334
Weinreben (mit col. Tafel) ... 58
Die Wolga and ihre Fiſchereien ... 11
Wunder, kleine, menſchlicher Thätigkeit ... 96
Wüſten (mit col. Tafel) ... 327

Der Zucker, ſeine Pflanzung und Bereitung ... 46

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Hyäne.

Die Naturgeschichte der Säugethiere hat nicht nur den Zwek, uns mit den Namen und den äußerlichen Erscheinungen der in ihr aufzuzählenden Thiere bekannt zu machen, sondern hauptsächlich auch den, uns alle Eigenheiten derselben charaktergemäß vor Augen zu stellen. Dieß geschieht am besten dadurch, daß wir einerseits die lebendigen Thiere, wie sie zu uns freilich nur in der Gefangenschaft kommen, studiren, andererseits alles Wesentliche und Wichtige, was uns Beobachter der ältern und neuern Zeit gesammelt haben, mit dem Auge der geistigen Beurtheilung prüfen; denn zu häufig sind diese Beobachtungen theils durch Unkenntniß, theils durch Befangenheit, theils aber durch wirkliche Unwahrheit so entstellt, daß es oft schwer hält, ein richtiges Urtheil auf dieselben zu begründen.

Ungemein lehrreich und fruchtbringend sind aber solche Beobachtungen, wenn sie wahrhaft gemacht sind, und zwar dieß auf doppelte Weise; erstens geben sie uns ein deutliches Bild von der Lebensart der in Rede stehenden Thiere, und zweitens lassen sich aus einem solchen Charakterbild manche Folgerungen ziehen, die auf unser geistiges und moralisches Wesen selbst ein großes Licht werfen. Der Mensch ist von allen Geschöpfen, die Gott erschaffen hat, das vollkommenste, aber aus eben dieser Vollkommenheit folgt, daß er von allen geistigen und moralischen Eigenschaften, guten oder schlimmen, welche sich in der Natur vorfinden, etwas in sich hat. Keine dieser Eigenschaften, wie auch keine der körperlichen ihm inwohnenden, ist bei dem Menschen so übermächtig ausgedrückt, wie wir dieß bei den Thieren finden; er besitzt nicht die Schnelligkeit der Gazelle, nicht die Stärke des Elephanten, nicht die Gewandheit der Affen, nicht die Hufe des Pferdes, nicht die Krallen des Löwen, nicht die Zähne des Wolfes; aber von allen diesen Eigenschaften der Körpergewandheit oder Körperkraft ist etwas in ihm. Andrerseits hat er auch nicht den Eigensinn des Esels, die blutdürstige Grausamkeit des Tigers, die Furchtsamkeit des Hasen, die Sinnlichkeit des Affen, den Trotz des Stieres; aber auch von allen diesen geistigen und moralischen Eigenschaften ist etwas in ihm. Mehr oder weniger ist der Mensch geneigt, irgend einer beim Thiere mehr ausgesprochenen Neigung zu folgen, aber es ist ihm ein Band gegeben, welches ihn in seiner vollkommenen Wesenheit zusammenhält, und dieses Band ist die Vernunft, die ihn anweist, die in ihm schlummernden Kräfte guter und schlimmer Art, welche sich bei den Thieren losgelassen und rücksichtslos äußern, auf eine den Gesetzen Gottes und der Vernunft angemessene Weise anzuwenden und sich eben dadurch über das Thier zu erheben.

Deßhalb liegt in der Naturgeschichte eine große und tiefe Lebensweisheit, denn jedes Thier, sei es in seiner

Digitized by Google

Aeußerung edel, schmiegsam, fein und sanft, oder sei es gemein, roh und unfläthig, jedes Thier hat in seinem Charakter etwas, das im menschlichen Organismus der Seele einen Wiederklang findet. Eben um dieses Wiederklanges willen ist uns jede thierische Gattung ein Spiegel, in welchem wir einen Theil unseres eigenen Ichs wieder zu erkennen vermögen, und zwar ein Spiegel, der uns wahr und grell genug oft Seiten des Gemüthslebens darstellt, vor deren thatkräftiger Aeußerung sich Jeder zu wahren hat.

Ein deutliches Charakterbild großer Schlechtigkeit und Feigheit gibt uns in ihrer Art die Hyäne. Ausgerüstet mit einem Gebiß, welches an Stärke das des Wolfes übertrifft und dem des Tigers wenig nachgibt, versehen mit scharfen Sinnen, als Geruch, Gehör und Auge, also fähig, alles auszuspüren; der Natur seiner Glieder nach vollkommen dazu gemacht, Höhlen in die Erde zu graben, also sich vor jedem Angriffe zu schützen, schleicht dieses Thier heimlich und verstohlen, wie geplagt vom bösen Gewissen, in der Nacht umher, um wehrlose kleine Thiere, von Krankheit oder höchster Ermattung erschöpfte Reisende oder hülflose Säuglinge anzugreifen, wenn es je wagt, einen Angriff zu machen, gewöhnlich aber nur, um verwesende Leichen aufzusuchen und zu verzehren. Tritt ihm ein Mann kräftig entgegen, so ergreift es die Flucht unter wüstem Heulen, ja durch beherzte Knaben läßt es sich mit Knütteln verjagen. Wozu dient ihm hier sein scharfes Gebiß, das ihm so kräftig half, galt es einen Kranken oder eine Leiche zu zerfleischen? wozu dienen ihm seine guten Sinne und starken Glieder? zu nichts, als zu schnöder Flucht nach seiner scheußlichen Höhle, in der es die ekeln Ueberreste seines gestrigen Mahles bewahrt! Was schlägt es in die Flucht? Doch nicht das Bewußtsein mangelhafter Waffen? Es ist das schlagende Bewußtsein seiner moralischen Feigheit.

Die Hyänen gehören nach Oken in die dritte Stufe der Haarthiere und zwar in die fünfte Ordnung der Nagelthiere, wo sie in der 14ten Zunft, der Hunde, die vierte Gattung bilden. Sie haben in Absicht auf Statur Aehnlichkeit mit den Wölfen, aber eine dickere walzige, fast schweinsrüsselartige Schnauze, einen gebogenen, mit einem Borstenkamm versehenen Rücken, einen mäßigen Schwanz, nur vier Zehen an allen Füßen, am Hinterleibe einen Drüsensack, drei dicke Backenzähne, oben und unten einen großen zackigen Reißzahn und oben einen kleinen Quer- oder Kornzahn.

Diese Thiere bilden eine ganz abgeschiedene Gruppe, und zeichnen sich durch den angegebenen Charakter von Wildheit, Bosheit und Feigheit aus; ihre dichte Haarbedeckung macht sie fähig, eine ziemlich kalte Temperatur zu ertragen, und ihre unverwüstlichen Verdauungskräfte setzen sie in den Stand, alle thierischen Substanzen, seien sie frisch oder verfault, todt oder noch lebend, zu verschlingen. Ihre Gefräßigkeit übersteigt allen Glauben, und vermöge ihres außerordentlich weiten Schlundes können sie die größten Bissen hinunterwürgen; ihre Krallen, so wie ihre rüsselförmige Nase, dienen ihnen trefflich zum Höhlengraben, und durch Gewohnheit sowohl, als auch körperliche Anlage vermögen sie dem Einflusse der ungesundesten Gegenden zu trotzen.

In der gegenwärtigen Schöpfung sind bei weitem weniger Gattungen von Hyänen vorhanden, als dieß vor der Sündfluth der Fall war; denn wir finden in der Erde Knochenüberreste von einer Menge dieser Thiere, und können die Spuren der Zähne derselben sogar an den fossilen Knochen der vorweltlichen Ueberreste von Elephanten und Tapiren erkannt werden. Die Hyänen bewohnen Asien und Afrika; in Asien erstrecken sie sich von Mittelasien und Südasien bis zum schwarzen Meer, und zeigen sich dort für die Karavanen, welche bei Nacht die Wildniß zu durchstreifen haben, als sehr gefährliche Raubthiere. Ihre ganze Erscheinung ist abscheuerregend. Der dicke, vorn abgestumpfte Kopf, wo aus großen Augenhöhlen unheimlich rollend Augen hervorblitzen, der steife, schweinsartige Hals, der kurze, in die Höhe gebogene, mit struppigen Borsten besetzte Körper, welcher vorn auf zwei verhältnißmäßig hohen Füßen steht, hinten aber schwach, schwankend und nieder zu sein scheint, weil das Thier die hintern Füße immer biegt, vollenden das scheußliche Gemälde, wozu noch häßlich grinsende weiße Zähne und unstät lauschende Ohren kommen, um dem Ganzen den Ausdruck von Gefräßigkeit und Feigheit zu geben. Der Aufenthalt in schmutzigen Gruben gibt dem Thiere ein unreinliches Ansehen, und seine häßliche heulende Stimme erregt in gleichem Grade Furcht und Abscheu.

Theils war es die Stimme dieses Thieres, welche bald als klägliches Heulen, bald als unheimliches Knurren und Brüllen sich ausdrückt, theils war es die nach einigen Naturforschern beobachtete Gewohnheit desselben, auf Kirchhöfen nach frisch eingegrabenen Leichen zu suchen, was unter dem Volke manche phantastische Erzählung über die Hyäne verbreitet hat. Die Sage von den Wehrwölfen, welche den Müttern ihre Kinder nächtlicherweise rauben, die Sage von Zauberern, die sich in Wölfe verwandeln sollen, um durch ihr klägliches, menschenähnliches Geheul mitleidsvolle Reisende ins Verderben zu locken, haben ihren Grund in einer entstellten Naturgeschichte der Hyäne.

Größere Thiere greifen die Hyänen nicht an, und fürchten die Nähe von stärkeren Raubthieren, wie Löwen und Tiger, ungemein. In Nordafrika machen sich Sektirer, welche gerne den Glauben verbreiten möchten, als ob sie durch besondere Fähigkeiten Gewalt über die Raubthiere hätten, die Feigheit der Hyäne zu Nutzen; und auch wohl mancher kühne Jäger thut aus andern Gründen dasselbe. Diese Leute gehen bei Tage aus, um die Hyänen in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen; auf dem Bauche kriechen sie in die Höhle des Raubthieres ein, werfen ihm, sollte es Gegenwehr versuchen, ein weiches aber zähes Stück Holz zwischen die Zähne, in dem sich das Thier sogleich verbeißt; schlingen ihm um die Füße einen handfesten Strick, binden ihm dieselben zusammen und tragen das wüthende Thier im Triumphe nach Haus. Für Abyssinien sind die Hyänen

Digitized by Google

eine wahre Landplage; sie sind im höchsten Grade roh, faul und schamlos. Wenn sie je Muth zeigen, so ist der Grund davon nur der äußerste Hunger; namentlich in Gondar sind sie den Reisenden gefährlich. Bei Nacht kommen sie dort schaarenweise in die Stadt, so daß Niemand unbewaffnet von einem Hause zum andern zu gehen wagt; ja sie wagen sich bis in die Zimmer hinein und stehlen dort alles, was im geringsten genießbar ist. Der Reisende Bruce sah einmal Abends, als er ohne Licht nach Hause kehrte, in der Nähe seines Bettes ein Funkeln von ein Paar bläulich schimmernden Augen; als Licht gebracht wurde, erkannte er eine Hyäne, welche ein großes Bündel Lichter, das er kurz zuvor gekauft hatte, im Maule trug. Feig wollte sie sich vor ihm verstecken, und Bruce, gegen den sie bis jetzt nicht den geringsten Zorn hatte blicken lassen, indem sie zu beschäftigt mit ihrem Raube war, ergriff jetzt eine Lanze und stach sie ihr durch den Leib; nun erst begann die Bestie zu wüthen und die möglichste Anstrengung zu machen, um ihrem Verfolger nahe zu kommen, so daß dieser genöthigt war, eine Pistole zu nehmen, und sie vollends mit einem Schuß zu erlegen. Im südlichen Afrika kommt eine weit größere, als die gewöhnliche Hyäne, vor, und diese unterscheidet sich nicht nur durch ihre gefleckte Haut von den andern, sondern auch dadurch, daß sie weniger wild, aber muthiger ist, und sich in Absicht auf Intelligenz mehr dem Hunde nähert. Diese Hyäne, die besonders das Kap der guten Hoffnung bewohnt, vertheidigt sich gegen reißende Thiere, mit welchen ihr vermöge ihrer Stärke erlaubt ist, zu kämpfen, hartnäckig, und nährt sich nur dann von Leichen, wenn sie keine Antilopen erjagen kann. Jung eingefangen gewöhnt sie sich an ihren Herrn und wird so treu als ein Hund, ja ihre Anhänglichkeit an den Menschen im gezähmten Zustande geht so weit, daß sie auch von fremden Personen Liebkosungen annimmt, ohne irgend ein Zeichen des Zornes blicken zu lassen. Offenbar unterscheidet sich im Charakter diese Hyäne wesentlich von den andern, und macht den Uebergang von diesen zu den Hunden.

Die einzelnen Arten der Hyänen sind folgende:

Hyaena vulgaris, die gemeine Hyäne; sie ist 5 Fuß 9 Zoll lang und 3 Fuß 7 Zoll hoch, ihr Fell hat unten wollige, an der Oberfläche borstige Haare von schmutziggelber Farbe mit schwarzen Streifen, die vom Rücken aus gegen den Bauch hingehen. Ihr Vaterland ist Persien, Arabien, Indien, Nubien, Egypten und die Barbarei.

Hyaena Brucii, 5 Fuß 9 Zoll lang, in der Höhe wie die vorige, in ihren Formen dem Hunde ähnlicher, indem die Hinterfüße höher stehen; Farbe rothbraun, mit schwarzen Streifen wie die vorige, welche sich auch bis auf die Hinterfüße erstrecken, dort aber der Länge nach verlaufen. Vaterland Abyssinien. In der Wüste soll es eine nackte Abart geben, die nur auf dem Rücken schweinartige Borsten hat.

Hyaena Capensis (Crocuta), dieß ist der Tigerwolf, den Kolbe beschreibt. Ihr Fell ist grauroth, der Kopf roth, auf der Stirne schwärzlich, am Hals ein weißer Fleck. Ueber den ganzen Körper sind schwärzliche Flecken; an beiden Seiten des Halses ein schwarzes Band; die Füße schwarz, an der innern Seite rothweiß.

Hyaena Cuvieri, wahrscheinlich eine Abart von der letztgenannten, ist weißgrau, in's Gelbe stechend, mit braunen runden Flecken über den Körper, an der Schulter eine bräunliche Querlinie; der Schwanz weißlich geringelt. Vaterland das Kap der guten Hoffnung, wie bei der vorigen.

Hyaena fusca, hat die größte Aehnlichkeit mit der gestreiften Hyäne, ihr Körper ist mit langen, rauhen, schwarzbraunen Haaren durchaus bedeckt, mit Ausnahme des Kopfes, der kurze braungraue Haare hat. Auf den Füßen sind braune und weißliche Querbinden. Vaterland und Sitten unbekannt.

Dultenhofer.

Der Dom zu Köln *).

1248 — 1842.

(Tafel 1.)

Jahrhunderte waren vorübergerauscht, seit der Altvordern frommer Sinn die ersten Steine zu dem Riesenwerke behauen und aufeinandergethürmt; Geschlechter waren auf Geschlechter gefolgt und die Letzten hatten als mahnendes Wahrzeichen den Krahn auf dem Gemäuer zurückgelassen; aber Deutschland hatte im Innern und nach außen andere, ernste Arbeit, Blut floß durch seine Gauen, und Ohnmacht folgte dem Blutvergießen. Da schien sich Gleichgültigkeit der Gemüther bemeistert zu haben, man trug das fremde Joch mit stiller Entsagung, in sich zerfallen war die Größe der Nation; wer wollte sich unterfangen, an die Vollendung jener großen Denkmale zu gehen, die in den Zeiten hohen Muthes und gewaltiger Thatkraft begonnen worden waren?

So waren denn auch jene sieben Jahre vorübergegangen; herbe Jahre der Schmach und Bedrückung, doch auch Jahre der weisen Lehre. Endlich sollte die Stunde der Befreiung schlagen! Jenes Franzosenthum, das in furchtbarster Gährung, mit Thaten voll Blut und Gräuel einer neuen Zeit den Pfad bahnte, um über den Schutt der Vorurtheile und veralteter Einrichtungen heraufzustrahlen; dasselbe Franzosenthum, das in Folge dieser Umgestaltung weit über die ihm natürlichen Gränzen hinaus einen großen Theil der Welt überfluthete, und auf dem Riesengipfel seiner Macht, seine Glieder in den prächtigsten Kaisermantel geschlagen,

*) In neuerer Zeit sind viele Beschreibungen des Kölner Doms, mehr oder minder werthvoll, erschienen. Von allen möchten wir unsern Lesern, die Ausführlicheres über dieses herrliche Denkmal deutscher Baukunst erfahren wollen, die in München erschienene Schrift: „Der Kölner Dom, von S. Boisserée," besonders empfehlen; sie ist mit einer ausgezeichnet schönen Ansicht geschmückt, welche auch besonders zu 1 fl. 12 kr. verkauft wird. — Unsere Abbildung wird nicht einzeln abgegeben.

Die Redaction.

Digitized by Google

Allen Gesetze vorschreiben wollte — es war plötzlich zusammengebrochen — es hatte seine Sendung erfüllt und die Völker Europa's sollte der Friede beglücken, der die in Blut gesäeten Früchte reift. Die Luft war gereinigt wie nach einem fortrollenden Hochgewitter; die Sonne schien heiter aus der wolkenlosen Höhe und eine kurze Ruhe, welche die ungeheuere Anspannung nothwendig machte, war genügend, um mit jugendlicher, ungeschwächter Kraft dem neuen Tagewerke entgegenzuschreiten.

Dieß war der Gang und das Ergebniß der großen Weltereignisse vom Ausbruche der französischen Revolution, während der Herrschaft Napoleons, bis zur Befreiung Deutschlands von ihrem Joche, durch das Erwachen der Vaterlandsliebe und der Nationalkraft.

Vieles war geschehen, um die gelösten Bande auf's Neue fest und fester zu knüpfen. Die lang getrennt gewesenen näherten sich freundlich; Kunst erblühte, und sie zu pflegen und besser in ihrer Eigenthümlichkeit zu bewahren, bildeten sich Vereine. Dasselbe geschah zur Förderung und Wiederbelebung der ernsten Wissenschaft. Wie beim Erwachen nach tiefem Winterschlafe rieb man sich die Augen; wo sind wir? wo sind wir stehen geblieben? so fragte man sich gleichsam, als ob man nur so bei einem interessanten Werke, gleichviel, ob daran schaffend oder es nur blos genießend, eingeschlummert wäre. Man erkannte sich gar bald; man sah sich in dem heißgeliebten Vaterlande nur umgeben von vielliehen, freundlichen Nachbarn gleichen Stammes; die heilige Muttersprache flog hin und her, wie das Schiff in der Hand des kunstgeübten Webers und gewoben ward in der That ein schöner Bund inniger Eintracht zwischen deutschen Brüdern — zwischen den Fürsten und dem Volke — und so Gott will, für ewige Dauer! —

Da hallten die Gesänge deutscher Dichter aus frischen Kehlen weit hin durch die Lande; zu frohen Liederfesten versammelte man sich in den heitern Städten, in den alten Domen, mit bunten Bannern; die Maler stellten im Vereine ihre Gebilde auf, zur Nachahmung wie zur Bewunderung weckend; die Lehrer, Aerzte, Richter, Naturforscher zogen zu festgestellten Fristen durch's Land, um in gemeinsamen Berathungen ihr Werk zum bessern Gelingen führen zu können — wohin das Auge blickte, wohin sich der spähende Sinn versenkte, überall gewahrte er Fortschritt, Frohmuth, Eintracht, Brudersinn, Gedeihen!

Dieß neuerwachte Leben erfüllte das Gemüth mit Dank gegen die Segnungen des Friedens, denn nur seine Sonne vermag es, solche Frucht zu erzielen. Aber dabei gedachte man mit frommer Liebe unserer großen Geister, die ihr hehres Samenkorn in finstern, in blutigen Zeiten ausgesäet, dessen Segen uns jetzt beglückt, uns den Sieg in vielen Dingen so erleichtert. Sie, die im Kampf mit der Gewalt, im Hader mit ihren Mitmenschen, in Armuth und Bangigkeit, manchfacher Verfolgung preisgegeben, ihre Bahn verkümmert sahen, sie wollte jetzt ein hochbeglücktes, dankbares Geschlecht ehren. So erstanden unsere neuen Denkmale.

Jede Stadt, die einen Sohn erzeugt hatte, der des Dankes seiner Nachkommen würdig, hielt darauf bei der Nation an, daß ihm seine Ehrensäule werde und Alles beeiferte sich beizutragen, damit Erz und Stein baldigst herbeigeschafft werde, um das Bild zu schaffen, das die Künstler mit Bereitwilligkeit zu formen verhießen, ohne sich andern Dank dafür zu bedingen, als die Liebe ihrer Nation und die Freude an Werken der Kunst. Mit Unrecht ward dieß Beginnen getadelt; mit Unrecht von Vergötterung gesprochen, mit Unrecht belächelt, daß jedes Dörfchen, jeder Marktflecken seinen berühmten Mann haben und ihn durch ein Denkmal verewigen wolle. Laßt euere Kinder doch nur an den Standbildern und Ehrensäulen hinanschauen, dieß wird sie bestärken in dem Willen, Gutes und Großes zu leisten; sie werden — zur Erkenntniß gelangt — sich sagen müssen: „Es ist schön so fortzuleben in der Liebe der Seinen und ein schönes Licht weit hinzustrahlen in ferne Zeiten, die Ehre zu sein einer Stadt, eines Landes, der Stolz von Menschen, die man nicht gekannt, der Zukunft, die man nur als fernes Dämmerlicht geahnet.“ Und dann werden sie hinzusetzen dürfen: „Zu solchen Ehren bist auch du berufen, wenn du dich ihrer würdig machst. Es ist nicht nöthig dazu Ahnen zu haben und irdischer hoher Macht oder Reichthums theilhaft zu sein; auch du Aermster kannst so dastehen auf hohem Piedestal und glänzen für alle Zeiten!“

Laßt sie nur so denken und sprechen, und denkend und sprechend hinanschauen zu den Bildern Gutenberg's, Schiller's, Mozart's, Göthe's, Blücher's, Scharnhorst's, Hermann's, aller Helden und Krieger im Reiche des Gedankens und der Thatkraft — daran wird das Gemüth der Jugend sich emporschwingen, das Gemüth des fertigen Mannes erstarken — Alle werden sie daran mit Liebe hängen und das ganze, große Deutschland wird sein ein Pantheon, eine Walhalla, eine einzige Ruhmeshalle und dann geht hin und zählt die Ehrendenkmale die ihr gesetzt, und überschaut die Reihe euerer großen Männer, und ihr werdet mit freudiger Beschämung eingestehen müssen, daß ihr noch Vielen ihre Standbilder schuldig geblieben seid.

Inmitten so hoher Begeisterung, dem Dageweſenen seine Rechte zu gewähren, mischte sich der Wunsch, auch seine sichtbare Spur zu erhalten, wo es möglich war. Alte Denkmale, die in Trümmer verfielen, und die eine gottlob vorübergegangene Zeit gleichmüthig untergehen sehen konnte, boten vor Allem schöne Anknüpfungspunkte jenen Sinn zu bewähren. Fürsten und Privatleute setzten sich in den Besitz verfallener Schlösser und Burgen, um sie neu erstehen zu lassen und sie zu herrlichen Wohnsitzen einzurichten. So wurden Hohenschwangau, Wittelsbach, Stolzenfels, Lichtenstein, Rheineck, Wartburg, Ortenburg, im Osten, Westen, Süden und Norden unsers Landes dem Leben wieder gewonnen, neustrahlend mit ihren großartigen, herrlichen, lieblichen Erinnerungen, gleichviel, ob ein Stück der großen Weltgeschichte, oder die Handlung eines einfachen Familiendramas sich einst in ihren Mauern abspielte.

Digitized by Google

In der Erhaltung öffentlicher, dem ganzen Volke angehörender Baudenkmale blieb man nicht zurück. Fürsten und Staaten wetteiferten darin auf ruhmwürdige Weise; nichts sollte mehr in Staub zerfallen, was ein geschichtliches oder künstlerisches Interesse erregte; Alles sollte aufgeschmückt, ergänzt, für die Dauer wieder befestigt werden.

Eine der großartigsten Ideen dieser Art war in dem Kopfe und Herzen des jetztregierenden Königs von Preußen entsprungen, die er schon als Kronprinz ausführen ließ. Dieß war die Wiederherstellung des herrlichen Schlosses zu Marienburg in Preußen, an dem Nogatflusse gelegen, wo einst die Heermeister des deutschen Ordens ihren mächtigen Sitz hatten. Dieser köstliche Bau, dessen merkwürdiger Rempter — so hieß der Kapitelsaal des Ordens — mit dem kühnen Gewölbe auf einer einzigen schlanken Säule ruht, trauerte seit Jahrhunderten in tiefer Entwürdigung. Seine hohen, weiten, reichgeschmückten Räume waren aller Zier entblößt, in kleine Parcellen zu schnödem Gebrauche kleinlichen Lebens zerstückelt, und der Reisende, der nach der größten Merkwürdigkeit des Ortes fragte, kehrte betrübt davon zurück, wenn er das Hohe so in den Staub gebeugt sah.

Das Marienburger-Schloß in seiner Herrlichkeit zu schauen, diesen Genuß verdankt der Vaterlandsfreund dem deutschen Fürsten, der schon als Jüngling die schöne Idee faßte und verwirklichte; aber ein größerer, weitergreifender Plan keimte in derselben Brust, der an der Zeit zu reifen bestimmt war, um von dem Manne dereinst mit Jugendkraft in's Leben gerufen zu werden.

Am Rheine, dem Strom unserer Größe und Kraft, erauerte ein Riesenbild grauer Vorzeit, mächtig und erhaben wie keines und doch — wie es schien — dem langsamen Verfalle zur Beute, der Dom zu Köln.

Nachdem Erzbischof Engelbert I. zuerst den Gedanken gefaßt hatte, in der Stadt Cöln, die seit 1168 Bewahrerin der Gebeine der heiligen drei Könige geworden war, welche der Erzbischof Graf Reinhold von Dassel, von Kaiser Friedrich I., nach der Eroberung von Mailand zum Geschenke erhalten, einen Dom zu bauen um diese kostbaren und heiligen Reliquien zu beschirmen und aufzubewahren, war es doch erst dem Nachfolger des obengenannten Erzbischofs, Conrad von Hochstetten, vorbehalten, diesen Gedanken auszuführen. Am 14. August 1248 wurde der Grundstein mit großer Feierlichkeit gelegt. Allein der Bau ging nur langsam von Statten; Hemmnisse traten ein und Alles mußte oftmals liegen bleiben. Nur frommer Sinn erkaltete nicht, und griff dann wieder rüstig zu, um weiter zu schaffen an dem Werke. Große Summen Geldes standen den Bauherren damals nicht zu Gebote, und Alles mußte Liebe und anhaltende Ausdauer und Hingebung für die heilige Sache ausrichten. Viele Züge davon sind uns aufbewahrt worden und der alte Dom ist so eigentlich als ein Werk der Liebe und Frömmigkeit und in Andacht geweihter edelster Selbstaufopferung zu betrachten.

So war denn endlich nach 72 Jahren der Bau so weit gediehen, daß der Erzbischof Heinrich, aus dem Hause Virnaburg, den Theil des Domes, den man das hohe Chor nennt und der noch heute in seiner Pracht erhalten, unsere Bewunderung herausfordert, zum Gottesdienste eröffnen konnte. Es war dies im Jahre 1320.

Bis dahin hatten schon verschiedene Baumeister ihrer Kunst Zeugniß bei dem Werke abgelegt. Vor allen war es der Meister Gerhardus, oder Gerhard von St. Trond genannt, der zuerst daran arbeitete und von dem auch der Plan dazu herrühren soll. Nach andern hatte er ihn mit dem tief gelehrten, nach den Begriffen jener Zeit zaubereikundigen Bischof Albertus Magnus, der sich nach Cöln in ein Kloster zurückgezogen, ausgearbeitet. Noch im Jahre 1252 schaffte Meister Gerbard beim Bau; ungefähr ein halbes Jahrhundert darnach wird von einem Meister Arnold gesprochen, und schon acht Jahre später ein Meister Johannes dabei genannt. Noch später kommen dann die Namen Nicolaus von Büren, Konrad Kuyn und Johannes von Frankenberg als Baumeister in den Urkunden vor.

Was diese kunstbegabten ernsten Meister uns hinterlassen, war zwar nur ein Bruchstück, dem noch Vieles bis zur Vollendung fehlte, aber dennoch erregte es, so wie es war, der späten Enkel Staunen und Verwunderung. Der Dom von Köln war und blieb, in seiner Unvollendung selbst, die erhabenste Kirche der Christenheit. Wie ein ungelöstes Räthsel starrte es auf die Zeiten hernieder; der Schlüssel schien verloren, der es zu lösen bestimmt war. Aber fast wunderbar sollte sich Alles erfüllen.

Der Befreiungskampf war ausgefochten und Deutschlands Fürsten sahen begeistert in die Zukunft, bereit dem gebeugten Volke bessere Tage zu bereiten. Da fügte es ein Zufall und wer steht an, ihn nicht freudig einen himmlischen zu nennen, daß ein lange Zeit hindurch verlorener Schatz wieder an das Tageslicht gefördert wurde. Es war der eine, früher im Domarchive aufbewahrt gewesene Originalriß des Kölner Doms, der sich 1814 zu Darmstadt vorfand; Gott weiß wie er in den Drangsalen des wandelbaren Kriegs hieher geflüchtet wurde! Und nicht genug, auch ein zweiter sollte sich finden und zwar zwei Jahre später in Paris. Dieser glückliche Fund erregte weite Hoffnungen, dereinst den Bau vollenden zu können, wenn gleich dazumal an Ausführung eines so riesenhaften Plans nicht gedacht werden durfte. Doch war man von Stund an bemüht das Vorhandene auszubessern und vor dem Verfall zu schützen, und während der Regierung des letzt verstorbenen Königs von Preußen waren bereits bedeutende Summen zu diesem Zwecke verwendet worden.

Aber erst dem jetzt regierenden Könige, Friedrich Wilhelm IV., war es vorbehalten, das Werk in's Leben zu rufen, das den Dom seiner endlichen Vollendung entgegenführt und alle Zeichen verheißen ein glückliches Gedeihen. Wir waren Zeuge der schönen Begeisterung, die sich des größten Theils der Nation bemächtigte, als der König den Willen kund gab, den Dom zu Köln, nach dem Plane des ersten Baumeisters getreu aus-

Digitized by Google

bauen zu lassen. Die berechnete Summe war groß, die Zeit, die der Bau erforderte, ging über zwei Jahrzehnte hinaus. Große Mittel mußten hier in Bewegung gesetzt werden. Aber das Volk sagte zu, beizusteuern nach Kräften, und hoch und gering, arm und reich, jeder Stand, jedes Alter, jede Konfession trug bei, den deutschen Dom, die Kirche des erhabenen Gottes, das Haus, das unsere Einheit darthun und bekräftigen und von ihr zu allen Folgezeiten sprechen soll, zu erheben. Dieser Bau ist daher als ein ächtes Wahrzeichen einer lichtanstrebenden Zeit zu betrachten. Die Kirche des Katholicismus wird von Bekennern aller Konfessionen, selbst von denen die den Vorschriften des Moses gehorchen, ihrer Vollendung entgegengeführt und ein protestantischer König, der den hohen Gedanken dazu faßte, nennt sich den Protektor des Baues. Ist dies nicht der schönste Beweis religiöser Duldsamkeit? Der Kölner Dom wird dastehen als ein Werk des Lichtes und den glorreichen Beweis liefern, daß unser Vaterland, trotz politischer Zerstückelung und verschiedener Glaubensansichten, dennoch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Weg betrat, sich zu einer großen Nation zu vereinen, und sich so der Welt zu zeigen. In diesem Gott geweihten Hause legt Deutschland allen Hader und kleinliche Zwietracht nieder. Der Brand von Hamburg und die Millionen, die der Wiederaufbau dieser unglücklichen Stadt erforderte, schienen zwar anfänglich die Begeisterung in etwas zu kühlen, und hie und da äußerten ängstliche Gemüther die Besorgniß: es könne wohl an Mitteln fehlen, und Uebelwollende griffen es auf und meinten es sei jetzt nicht Zeit an etwas Anderes zu denken, und für etwas Anderes beizusteuern, als die Trümmer Hamburgs wegzuräumen, und das dortige Elend zu lindern. Bald aber stellte sich Alles im rechten Lichte dar. Man wußte zu unterscheiden, wo warme Theilnahme und wo böser Sinn sich äußerten. Der abgebrannten Stadt flossen die reichlichsten Unterstützungen zu, und sie selbst konnte sich auch noch außerdem durch eigene, innere Kräftigkeit aus dem Ruin wieder emporschwingen. Aber Deutschland wies mit Stolz und Unwillen das Ansinnen zurück, nunmehr den Plan zum Domban aufzugeben. Wie? fragte man sich: ist das deutsche Volk denn so arm und verzagt, das Eine lassen zu müssen, weil's das Andere that? Wir können Hamburg kräftigst unterstützen, und den Dom zu Köln aufbauen; wir können und wir wollen es! dies sprach sich allgemein aus; die Sammlungen gingen fort und noch war das Jahr nicht abgelaufen — da erfüllte sich schon die gegebene Verheißung. Der König von Preußen zog mit der Königin nach der Stadt am Rhein, und legte unter Beisein vieler Fürsten und Edeln und unter der lebendigsten Theilnahme des Volkes, den Grundstein zu dem Fortbau, der dem jetzigen Baumeister Zwirner, dem würdigen Nachfolger der alten kunstvollen Meister Gerhardus, Albertus und Johannes, in die treuen Hände gelegt ist.

So sind denn nun durch diesen herrlichen Akt alle Zweifel gelöst, alle Widersacher aus dem Felde geschlagen; wir werden nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Mit dem ersten Werkstein, den der seit Jahrhunderten ruhende Krahn, wieder zum freudigen Erstaunen der Menge, in die blaue Luft emporhob, ist die Streitaxt auf ewig begraben worden, mit denen der Deutsche selbst seinem Bruder die tiefsten, schmerzhaftesten Wunden schlug. Durch diese Eintracht, einmal festbegründet, ist unser Vaterland auf dem Wege, das größte, mächtigste Land in Europa zu werden.

Der Dom zu Köln ist, wie alle großen Kirchen, in Form eines Kreuzes gebaut, weil das Kreuz das allgemeinste Sinnbild des Christenthums ist. Des Kreuzes Bedeutung für das Mittelalter war zugleich ein Sinnbild für das Universum. Das Viereck des Schiffes deutete auf die aus vier Elementen bestehende Welt.

Die Länge des Doms zu Köln beträgt 400 Fuß und die Breite der untern Kirche 161 Fuß. Von den beiden Thürmen, deren jeder 500 Fuß hoch werden soll, steht der nördliche nicht mehr als 21 Fuß über der Erde und der Andere kaum bis zu einem Drittheil seiner eigentlichen Höhe. Das Gewölbe des Mittelschiffs und der doppelten Nebenhallen werden von 100 Säulen getragen.

Es gewährt den erhabensten Eindruck, wenn man zum erstenmale in diesen kolossalen Säulenwald tritt. Die innere Höhe des Chors betägt 161 Fuß, das Mittelschiff, welches nur bis zur Hälfte gebracht ist, wird nach dem Ausbau eben so hoch werden.

Eine der herrlichsten Zierden des Doms, so wie aller christlichen Kirchen, sind aber die Glasmalereien. Mit einer tiefinnerlichen, nicht zu beschreibenden Freudigkeit erfüllen sie wohl jedes empfängliche Gemüth, mehr aber noch wird dies der Fall sein, wenn man auch hier das Symbolische zu deuten versteht, wie es von den alten frommgläubigen Schriftstellern versucht wurde. „Die Darstellungen der heiligen Geschichte — so heißt es — brechen das draußen leuchtende natürliche Licht, bevor es in das Heiligthum eindringt, so wie der natürliche Verstand, das angeborene Erkenntnißlicht des Menschen erst durch jener Geschichte Kraft gebrochen, und zur Wiedergeburt begnadet werden muß, ehe er in das Heiligthum der Christenheit Zugang gewinnt“*). — Der Verzierung Grundform ist die Rose; sie stellt das irdische Leben in seiner Blüthe dar, und mit dem Kreuzessymbol in seiner Mitte wird sie zum allgemeinen Sinnbild der in der Schöpfung lebenden Gottheit. Oft auch sind in den Fensterrosen gnostische Zeichen angebracht; dies sind Schiboleths oder Erkennungszeichen der freien Maurerhütten.

In den mittlern Fenstern des Kölner Doms, welche 1508 und 9 gemalt wurden, erblickt man die Donatoren des Erzstifts — solche die dasselbe mit Schenkungen und Vermächtnissen bedachten — einige heilige Geschichten, und das Wappen von Köln. Auf dem Fenster zur Rechten ist der Erzbischof Germann der friedfertige, auf dem zur Linken der Erzbischof Philipp, aus dem gräflichen Geschlechte der Daun, mit seinen

*) Der Dom zu Köln. Von L. Schücking.

Digitized by Google

echszehn Ahnen abgebildet. Auf den andern Fenstern ind weibliche Figuren gemalt.

Das nunmehr in seiner schönsten Pracht wieder ergestellte Chor enthält herrliche Denkmäler aus Marnor, die Apostelbilder, reiche Bildnerei an den Chorstühlen, prächtige Tapeten nach Zeichnungen von Rubens. Hinter dem Hochaltar steht das Marmordenkmal des Erzbischofs Engelbert I., er selbst ruht in einem silbernen Sarge in der Schatzkammer. Sie befindet sich neben der Sakristei und wurde von einem Herzog von Croy erbaut. Man bewahrt daselbst viele Sehenswürdigkeiten, von denen folgende besonders anzuführen sind:

Eine große 18 Pfund schwere silberne Monstranz, die nur bei großen Feierlichkeiten zum Vorschein kommt. Das Glas derselben ist aus einem einzigen großen Bergkrystall gearbeitet, die Monstranz selbst reich vergoldet, mit Edelsteinen besetzt und mit emaillirten Wappenschildern geschmückt. Sie wurde 1658 auf Anordnung des Kurfürsten Maximilian Heinrich verfertigt. Ferner zeigt man zehn elfenbeinerne Tafeln von bewundernswerther Arbeit, mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu. Sie wurden von Melchior Paulus in den Jahren 1703 bis 1733 vollendet. Das große erzbischöfliche Kreuz von gediegenem Silber, schön emaillirt und theilweise vergoldet; der erzbischöfliche Stab; das sogenannte Schwert der Gerechtigkeit der Kurfürsten von Köln, eine zweite kostbare Monstranz, dann Meßgewande und Altargeräthe von größter Pracht.

Um das Chor und seine vierzehn Säulen winden sich in der symbolischen Gestalt der Rose, eben so viele Kapellen, in deren mittelster die Reliquien der heiligen drei Könige ruhen. Philipp von Heinsberg ließ schon 1170 für dieselben ein kostbares Grabmal verfertigen; eines der prächtigsten Denkmale des Mittelalters. Als die Franzosen im Jahre 1794 sich der Stadt näherten, wurden diese Heiligthümer, sammt dem übrigen Domschatze nach Arnsberg geflüchtet, kamen aber 1804 in sehr verdorbenem Zustande nach Köln zurück. Man kann die mit Gemmen und Edelsteinen reich verzierte Tumbe öffnen lassen, und sieht dann die drei Todtenschädel mit Kronen, die dem heiligen Kaspar, Melchior und Balthasar angehört haben.

Rechts an dieser Kapelle befindet sich das Grab der Gräfin Irmengard von Zütphen, so wie das unter dem Namen des Dombildes berühmte Gemälde. Dies ist ein großes, mehrere bildliche Darstellungen enthaltendes Altarblatt, in der gewöhnlichen Form eines Schranks mit Flügelthüren. Auf der äußern Seite ist eine Verkündigung, auf dem innern Mittelbilde der Besuch der heiligen drei Könige, und auf den Flügeln, deren jeder vier Fuß breit ist, sind die Stadtpatrone Gereon und Ursula mit ihren Märtergenossen zu sehen. Man fand auf diesem schönen Bilde, einen der herrlichsten der sogenannten byzantisch-niederrheinischen Schule, in welcher die Namen Eyck, Schoreel, Mabuse, Wohlgemuth, Hemmling hochberühmt sind — ein Monogramm, das Calw gelesen wurde, später stellte sich heraus, daß dieß eine Versetzung einiger Buchstaben aus dem Namen des Meisters ist, als den man jetzt Wilhelm von Köln anerkennt. Der Ausdruck in den Köpfen, die Pracht der Farbengebung, die wunderbar feine und gediegene Ausführung in den Gewändern, Decken und Nebensachen, erfüllen in Hinsicht auf das hohe Alter des Werkes den Beschauer mit Bewunderung und die Zartheit und Frömmigkeit der Auffassung und Darstellung rühren gewiß jeden Kunstsinnigen. Dies treffliche Gemälde ist durch mehrere Abbildungen vervielfältigt worden.

Besonders erwähnt zu werden verdienen die fünfzehn Reliquarien, in denen die Reliquien der Heiligen aufbewahrt werden, und die ungeheure Glocke, welche um 1437 oder 1447 gegossen wurde, und 225 Center wiegt. Der Klöppel allein wiegt 4 Centner.

Besteigt man den Thurm bis dahin, wo der Domkrahn errichtet ist, so hat man eine der schönsten Aussichten auf die alte Stadt und die gesegnete Landschaft. Bekanntlich wird jetzt, wo der Domkrahn wieder in Thätigkeit gesetzt wurde, diese Aussicht bald an Umfang gewinnen, und den Blick auf ein durch Friede und weise Regierung gesegnetes, durch Einheit und innere Kraft hocherstarktes Deutschland schweifen lassen.

Nach einem Werke des berühmten Baumeisters von Wiebeking*) wollen wir noch folgende zur Orientirung und Verständigung nöthige Bemerkungen hinzufügen.

Unter den Kirchen unseres Erdballs bedeckt die Peterskirche in Rom einen Flächenraum von 199,926 Pariser Q.Fuß. Sie ist die größte Kirche für Katholiken und Protestanten. Sprechen wir aber von solchen Kirchen, die von der deutschen Nation in Deutschland oder nach dem Entwurf von deutschen Baumeistern gemacht wurden, so steht vor Allen obenan:

Der Dom zu Mailand, dessen Plan von dem deutschen Baumeister Heinrich von Gmünd entworfen wurde, den die Italiener Enrico di Gamondia nennen. Er bedeckt einen Flächenraum von 110,508 Q.Fuß.

Der Kölner Dom wird in seiner Vollendung einen Raum von 69,400 Q.Fuß einnehmen. Der Dom zu Speyer bedeckt 69,350, das Münster zu Ulm 57,639, das Münster von Straßburg (von Erwin von Steinbach, als das Elsaß zu Deutschland gehörte, aufgeführt) bedeckt 58,052, die Stephanskirche zu Wien 46,866, der Dom zu Magdeburg 43,800, die Marienkirche zu Lübeck 42,120, der Dom zu Augsburg 39,432, die Frauenkirche zu München 39,369, der Dom zu Regensburg 39,330, das Münster zu Freiburg 34,500, der Dom zu Mainz 34,200, der Dom zu Worms 31,320, der Dom zu Halberstadt 29,350, Maria in Kapitolio zu Köln 27,000, die Lorenzkirche zu Nürnberg 26,600, die Sebalduskirche daselbst 23,716, der Dom zu Konstanz 23,000, die Kirche zu Heisterberg 22,059, der Dom zu Meißen und St. Apostoli zu Köln 18,900, die Kirche zu Friedberg in der Wetterau 15,990, die

*) Architecture civile, théorique et pratique, avec un atlas de 200 planches.

Marienkirche zu Aachen 12,819 und St. Gereon zu Köln 11,400 Q.Fuß.

Das mittlere Schiff, welches einen wesentlichen Theil christlicher Kirchen bildet, ist bei nachgenannten vorzugsweise hoch:

Bei dem Dom zu Mailand 147 Fuß 10 Zoll — bei dem Dom zu Köln 135 F. 2 Z. — Bei der Marienkirche zu Lübeck 132 F. — Bei dem Münster zu Ulm 129 F. — Bei dem Dom zu Regensburg 120 F. — Bei St. Veit zu Prag 101 F. 10 Z. — Bei dem Dom zu Speyer 99 F. — Bei dem Münster zu Straßburg 95 F. 6 Z. — Bei der Frauenkirche zu München 94 F. — Bei der Martinskirche zu Landshut 90 F. — Bei der Stephanskirche zu Wien 85 F. — Bei dem Dom zu Halberstadt 84 F. — Bei dem Dom zu Meißen 60 F. — bei dem Dom zu Erfurt 53 F. —

Die Pyramide des Straßburger Münsters erhebt sich 440 Pariser Fuß*); der Stephansthurm in Wien 421 F. — Die Martinskirche zu Landshut in Baiern 398 F. — Die Pyramide des Freiburger Münsters 367 F. — Die beiden Frauenthürme zu München 327 F. — Die beiden Thürme des Magdeburger Doms 315 F. — Der Thurm der Kreuzkirche zu Breslau 303 F. — Die beiden Thürme der Lorenzkirche zu Nürnberg 297 F. — Der Thurm vom Münster zu Ulm 291 F.**) — Der rothe Thurm zu Halle an der Saale 261 F. — Die beiden Thürme der Sebalduskirche zu Nürnberg 246 F. — Der Thurm der Hauptkirche zu Nördlingen 242 F. — An der Kirche zu Ingolstadt 240 F. — Die beiden Thürme am Dom zu Speyer 236 F. — Der südliche Thurm am Kölner Dom 190 F. (beide Thürme werden nun aber ausgebaut 471 F. betragen). Die beiden Thürme des Doms zu Halberstadt 220 F. — Des Doms zu Worms 177 F. — Des Doms zu Regensburg 160 F. 6 Z.; diese letztern sollten aber bis zu 280 F. 6 Z. geführt werden.

Mithin fehlen nach dem ursprünglichen Plane an dem Thurme des Ulmer Münsters noch 161 F. — An dem zu Köln, bei dem einen Thurme 281, bei dem andern 456 F.; an den beiden Thürmen zu Regensburg fehlen noch 120 F.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Bild, das wir hier unsern geehrten Lesern vorlegen, und das den Kölner Dom in seiner Vollendung darstellt, so müssen wir uns sagen, daß es im Stande ist, uns mit Ehrfurcht an dem kühnen Gedanken zu erfüllen, der diesen Plan zuerst entwarf, diese Berechnungen zuerst leitete; aber eben so ergriffen fühlen wir uns, daß unsere Zeit sich wieder zu der Höhe der Gesinnung zu erheben vermochte, so Angefangenes auszuführen und mit Rüstigkeit an's Werk zu gehen. Was man auch hier und da vorbringen mag: unsere Zeit ist keine erschlaffte, träge, selbstsüchtige und was die Demuth betrifft, die man ihr absprechen will, so kann diese nur immer in dem Gemüthe des Einzelnen zur schönen Blüthe sich entfalten, das Ganze, eine Zeit, kann nie nach dieser Tugend streben und darf sich nie in diesem Schmucke zeigen wollen.

Stolz möge Köln's Dom einst in die Zukunft ragen; stolz sprechen von unserer Zeit; mit Stolz wollen wir's den Nachbarn zurufen, daß wir deutsche Brüder, zur Einigkeit erwacht, das Größte vollbringen können!

August Lewald.

*) Die Kuppel der Peterskirche zu Rom erhebt sich über ihre Flur nicht höher als 405 Fuß.

**) Nach dem Plane sollte seine Höhe 452 Fuß betragen.

Seltene europäische Schmetterlinge.

(Tafel 2.)

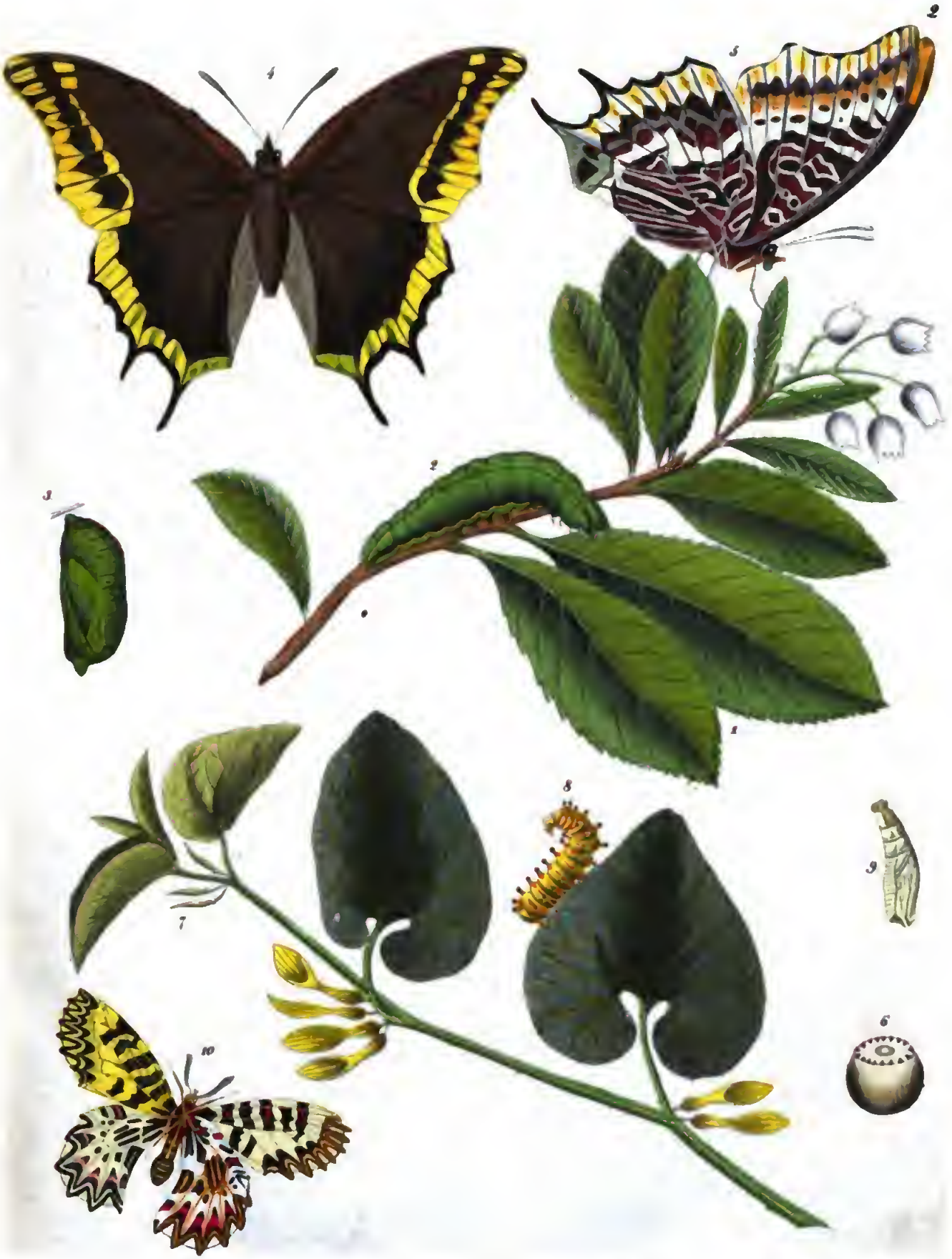
Bei allen Abtheilungen im Thierreiche finden wir, daß die Natur hinsichtlich der Menge und Verbreitung ihrer Gattungen sich an bestimmte Regeln gehalten hat, und daß daher eine jede — mehr oder minder gemein oder selten — einer gewissen Gegend zugewiesen ist. Oft werden die Grenzen eines solchen Bezirkes bedingt von den für das Thier bestimmten Nahrungsmitteln oder von geographischen Verhältnissen, indem Gewässer oder Gebirgszüge der weiteren Ausdehnung einer Thiergattung Schranken setzen. In der Naturgeschichte der Thiere finden sich hiefür unzählige Beispiele und wir überzeugen uns bei Durchgehung derselben zugleich, daß viele den ihnen zum Aufenthalte angewiesenen Raum nie überschreiten, obgleich sie weder durch örtliche Verhältnisse, noch durch klimatische Verschiedenheiten eines Grenzlandes und den Mangel ihrer Nahrung in demselben, daran gehindert wären. Der Grund dieser Erscheinung ist daher nicht hinlänglich bekannt. Auch unter den Schmetterlingen stoßen wir gar häufig auf solche Beziehungen, theils ohne die Ursache zu kennen, theils bedingt durch das Vorkommen der Nahrungspflanzen ihrer Raupen.

Wir richten für dießmal unsere Aufmerksamkeit auf zwei seltene europäische Gattungen, welche zu der Abtheilung der Tagschmetterlinge gehören. Beide sind auf unserer Tafel mit ihrer Nahrungspflanze und in ihren verschiedenen Verwandlungszuständen abgebildet.

1) Der Jasiusfalter (Charaxes jasius). Er steht bei Linné Taf. 11, pag. 749, n. 26 als Papilio jasius. — Cramer Tab. 329, A, B. — Ochsenheimer t. I. pag. 151. — Esper Suppl. Tab. XCIX. Fig. 1, 2 und Tab. CIV. Fig. 2 — 7. — Hübner Tab. 113, Fig. 580. Papilio rhea. — Fabricius Syst. ent. pag. 449, sp. 29. — Blanchard pag. 452, Pl. 13. — Berge, Schmetterlingsbuch S. 102, Taf. 46, Fig. 4. Tachyptera jasius.

Dieser Schmetterling ist eigentlich ein Segler und gehört nach jener sonderbaren Eintheilung unter die Achivischen Ritter. Er heißt auch afrikanischer Charakterpapilion und wurde ehedem für einen Bewohner von Kleinasien und der berberischen Küsten gehalten, jedoch zu Ende des vorigen Jahrhunderts von einem sardinischen Offizier in der Gegend von Nizza im Piemontesischen entdeckt, welcher die Bemerkung machte, daß er sich gerne in Forchenwäldern und auf den Olivenbäumen aufhalte. Später fand man ihn auch auf Smyrna,

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1843.

Digitized by Google

Sardinien und im mittlern Frankreich. Nicht lange hernach wurde auch die Raupe und ihre Verwandlung bekannt. Jene lebt auf dem Erdbeerbaum — **Arbutus uneda** (Fig. 1), einem Strauche, welcher im südlichen Europa wächst und bei uns als Zierpflanze gehalten wird. Die immer grünen Blätter dieser Pflanze machen die Nahrung der Raupe aus.

Im Spätsommer setzt der weibliche Schmetterling, welcher merklich größer als der männliche ist, seine Eier einzeln auf den Blättern seiner Nährpflanze ab. Diese Eier, wovon Fig. 6 eines vergrößert darstellt, haben die Größe eines Hirsekorns und eine bräunlichgelbe Farbe, oben sind sie abgeflacht und violet gerandet. Nach vier Wochen, nämlich im October gehen daraus die Räupchen hervor, welche zu dieser Zeit eine schmutziggelbe Farbe, einen dunkelbraunen Kopf und an diesem mehrere verzweigte violete Dornen haben, welche sie bis zur dritten Häutung behalten. Ausgewachsen (Fig. 2) sind diese Kopfzierathen einfache, aufwärts gerichtete Spitzen. Die Größe der Raupe beträgt zwei Zoll; die Haut ist glatt und grün mit einem kreisrunden Flecke auf dem fünften und siebenten Ringe. Der Schwanz ist in zwei Spitzen getheilt und die Seiten mit einem gelblichen Streifen geziert. Ihrer Form nach kommt sie mit der Raupe unserer Schillerfalter am meisten überein. Sie hält sich am Tage verborgen unter den Blättern und frißt nur des Nachts; ihre Bewegungen sind sehr langsam. Im Februar hat sie ihr vollkommenes Wachsthum erreicht und verwandelt sich zu Ende dieses Monats in eine grüne, an einem Zweige aufgehängte Puppe (Fig. 3), aus welcher im August der Schmetterling kommt, im Zimmer viel früher. Er ist sehr schön gezeichnet, die Farbe der Oberflügel ein schönes Dunkelbraun, auf den Vorderflügeln von rothbraunen Adern durchzogen. Am Rande der mit einem stumpfen Zahn versehenen Vorder- und der in zwei Spitzen auslaufenden Hinterflügel stehen große gelbe Flecken, welche beinahe ein Band bilden; Kopf und Vordertheil des Brustschildes sind rothbraun. Die Unterseite beider Flügel (Fig. 5) ist in viele blaßbräunliche, schwarzbraune, gelbe, grünliche, graue, blaue und rothbraune Felder, Bänder und Striche getheilt. Der abgebildete Schmetterling (Fig. 4) stellt ein Weibchen vor.

2) Der Osterluzeifalter (**Thais hypsipyle**) (Fig. 10). Blanchard pag 422, Pl. 2, Fig. 3. — Fabricius Syst. ent. t. III. pag. 214, n. 668. Papilio hypsipyle. — Hübner pag. 78, Fig. 392 und 393. — Ochsenheimer t. II. pag. 124. Papilio polyxena.— Berge, Schmetterlingsbuch S. 101, Taf. 33, Fig. 2. Tachyptera aristolochia. — Esper I. pag. 194, Tab. XV. Fig 1, Tab. LIII. Fig. 2. Papilio rumina. — Rösel IV. Tab. V. Fig. 1 und 2. — Oken V. 3, pag. 1404, Taf. 39. II. 2. Rothpunkt, Hahnenkamm, kleiner Fenchelvogel.

Ein Schmetterling, der wohl unserem Papilio prorsa und levana am nächsten steht. Er hat gegitterte Flügel von gelber, rother und schwarzer Farbe; die Hinterflügel auf der Oberseite noch mit blauen halbmondförmigen Flecken in einer Reihe; die Grundfarbe der Unterseite bläßer. Männchen und Weibchen sind wenig verschieden. Dieser Schmetterling ist ebenfalls ein Bewohner des südlichen Europa's, findet sich aber auch in Ungarn, im südlichen Rußland und im südlichsten Deutschland, wo er auf der mit der Raupe (Fig. 8) abgebildeten Osterluzeipflanze (Aristolochia clematitis) (Fig. 7) vorkommt. In nördlicheren Gegenden von Deutschland findet er sich nicht, obgleich seine Futterpflanze daselbst nicht fehlt. Die Raupe ist gelb mit rothen gewimperten Zapfen. Ihre Größe beträgt nicht viel über einen Zoll. Man findet sie vom Frühjahr bis zur Mitte des Sommers, zu welcher Zeit sie sich in eine, vorn stumpf ausgeschnittene, hängende Puppe (Fig. 9) von blaßgelber Farbe verwandelt, aus welcher je nach der Zeit der Verpuppung vom März bis in den April der Schmetterling hervorgeht. Letzterer liebt besonders freie Stellen in feuchten und schattigen Laubwäldern zu seinem Fluge. Von den eingesperrten Raupen erhält man oft Schmetterlinge mitten im Winter.

Es gibt eine Spielart mit weißlicher Grundfarbe, **Thais hypsipyle alba.**

Berge.

Der Vierte Juli in Philadelphia.

In Amerika gibt es keine Festtage außer den Jahrestagen geschichtlicher Ereignisse. Hievon sind die merkwürdigsten: der Vierte Juli (der Jahrstag der Unabhängigkeitserklärung), der 22. Februar (der Geburtstag Washington's) und der 8. Jänner (Jahrstag der Schlacht von New-Orleans). Unter diesen ist wiederum der 4. Juli der merkwürdigste — er ist der Geburtstag der Nation. Schon das früheste Grauen des Tags wird mit dem Donner der Kanonen vom Fort Delamore und den vor Anker liegenden Kriegsschiffen begrüßt. Im Nu wimmeln alle Schiffe mit den Flaggen ihrer Nationen. Die Salven der Kriegsschiffe werden von den Kanonen des Bürgermilitärs beantwortet, wovon die Artillerie schon am frühesten Morgen Posten gefaßt hat. Nun wirbelt es von Trommeln in allen Stadttheilen. Alle öffentliche Gebäude, Theater, Reitschulen, Zeughäuser ꝛc., so wie die sogenannten Head quarters (Hauptquartiere) der Parteien in den verschiedenen Stadtvierteln schmücken sich mit Fahnen, die an diesem Tage, dem Einzigen im Jahr, friedlich neben einander wehen. Gegen acht Uhr wogt die ganze Bevölkerung, wozu sich noch die Landleute aus der Umgegend gesellen, auf den Straßen. Die Schuljugend mit Fahnen geschmückt, durchläuft die Gassen in allen Richtungen und füllt die Luft mit dem ausgelassensten Geschrei: Liberty and Independence! (Freiheit und Unabhängigkeit!) oder bildet wohl auch kleine Schaaren, die mit einem Ernst, der an das Tragi-Komische grenzt, das große Sternenbanner der Union vor sich herschleppend, die Straßen durchschreiten. Jetzt fehlt es auch nicht mehr an europäischen Reminiscenzen. Wer in der Chesnutstraße, in der Nähe des Staatenhauses, dem Schauspiel zusieht, der wird von dem Anblick europäisch

uniformirter Truppen überrascht. Zuerst kommen vier Compagnien der deutschen Washington-Garde mit Uniformen aus dem französischen Kaiserreiche, das noch immer in ihrer Erinnerung lebt, dahergezogen. Die Trommelschläger schlagen den großen Grenadiermarsch; die Musikbande spielt Motive aus deutschen Opern. Man erkennt den Deutschen überall an seinem regelmäßigen bedächtigen Schritt; auch in Amerika bleibt er seinem Nationalcharakter treu, doch sind die deutschen Bürgersoldaten in den Vereinigten Staaten wohl die besten Milizen in der Union. Mit freundlichen, humoristischen Gesichtern, unter schreienden Pfeifen und ohrenzerschmetternden Trommeln und Pauken, wie zur Kirchweih ziehend, taumelt jetzt das lustige Volk der grünen Smaragdinsel daher. Neben der amerikanischen Freiheitsfahne erblickt Ihr die Harfe des alten Erin, oder wohl auch den Schutzheiligen der Insel, St. Patrick, von dem die Irländer erzählen, daß er ihr Land gesegnet und von schädlichen Insekten befreit, als der Herr seinen Fluch über das Volk ausgesprochen. Diese feiern die Unabhängigkeit wohl am lebendigsten, und der Schall ihrer Jubellieder tönt hinüber in die Heimath, und tröstet die Zurückgebliebenen. Nun erschallen auch die schottischen Hörner (Bugles) und die Sackpfeife, und eine Schaar unbehoster Schotten kömmt einhergezogen, denen man es wohl ansieht, daß sie schon lange ihre Berge verlassen. Auch an englischen Rothjacken fehlt es nicht, doch sind auch die amerikanischen Compagnien zum Theil englisch uniformirt, — gleichsam aus Ironie auf ihre Abstammung. Die Amerikaner selbst schreiten schnellen aber ruhigen Schrittes einher; Entschlossenheit und Thatkraft malen sich überall auf ihren gefurchten Gesichtern und in ihren blitzenden Augen. Eine Abtheilung regulärer Truppen, welche schon früh vom Marine-Arsenal aufgebrochen, gesellt sich zu ihnen. Alle fassen vor dem Staatenhause Posten. Nun ertönt der Schall der Freiheitsglocke (Liberty Bell) im alten Staatenhaus, derselben, die am 4. Juli 1776 die Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung den noch zagenden Rebellen verkündete, und von der der amerikanische Dichter Wallace begeistert ausruft:

„A shout as of waters — a long — uttered cry:
„Hark! Hark! how it leaps from the earth to the sky!
„From the sky to the earth, from the earth to the sea,
„It is grandly reëchoed: again we are free!“

Sogleich stimmen alle andern Glocken ein, und von neuem erdonnern die Kanonen der Batterien und der Kriegsschiffe. Jetzt bildet sich die große Prozession, worau die Truppen, das Bürgermilitär, die obersten Staats- und Regierungsbeamten, die Offiziere der Marine, die wenigen Ueberreste der Soldaten aus dem Freiheitskriege (die heute nicht genug von Washington und Lafayette, und vom Grafen de Grasse, der gerade noch zur rechten Zeit die Flotte Lord Howe's in Schach gehalten und dem Vater des Vaterlandes Zeit ließ, den General Cornwallis bei Yorktown gefangen zu nehmen, und von der Uebergabe des Generals Burgoyne bei Saratoga zu erzählen wissen), sodann alle öffentlichen und geheimen Gesellschaften, wie die der Odd fellows, Freimaurer, Mäßigkeitsvereine u. dgl. Theil nehmen. Der Zug geht in den alten Saal, worin die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet wurde, und wo bereits seit einer Stunde die Damen alle Plätze besetzt; denn schon vor vierzehn Tagen verkündigten die öffentlichen Blätter, daß der reverende Herr *** bei dieser Gelegenheit den Gottesdienst halten, von dem berühmten Sprecher aber, Herrn ***, die Unabhängigkeitserklärung verlesen, und Herr *** die patriotische Rede halten werde. Nur mit Mühe findet ein kleiner Theil der Männer Platz zum Stehen. Es gereicht den Amerikanern zur Ehre, daß der Pastor hier nicht in Bezug auf seine Confession, sondern einzig und allein auf sein Rednertalent gewählt wird, und daß an diesem Tage der Sektengeist in dem allgemeinen Glauben an Gott nnd Freiheit untergeht. Der Gottesdienst fängt mit dem Gesange von Psalmen an, denen ein Gebet für den Präsidenten der Vereinigten Staaten, die Senatoren und Repräsentanten im Kongreß, und für den Gouverneur des Staates folgt. Sodann wieder ein Psalm und eine Hymne, und zuletzt eine auf den hohen Gegenstand, der heute gefeiert wird, Bezug habende kurze Predigt. Nach der Predigt tritt der hiezu berufene Redner hervor und verliest mit lauter, kräftiger Stimme die gefeierte Unabhängigkeitserklärung, und beim Schlusse derselben, wo er die Worte wiederholt: „Und zur Aufrechthaltung dieser Erklärung verpfänden wir einander, mit festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, unser Leben, unser Vermögen und unsere heilige Ehre,“ ertönen von neuem Geschützsalven und das Musketenfeuer der Soldaten und Bürger. Während des Verlesens tönt die Freiheitsglocke in dem allgemeinen Jubel, und verkündet auch den Bewohnern der entferntesten Stadttheile, daß jetzt Philadelphia die Geburtsfeier der Nation begeht. Nun erst tritt der eigentliche Redner auf. Todesstille herrscht im Saal; nur die Damen klappern mit den Fächern, vergebens sich bemühend, in der glühenden Hitze sich Kühlung zuzuwedeln. Auf das tiefe Schweigen folgt jubelnder Zuruf dem Günstling des Volks, dem von außen das laute Hurrah! der auf dem Unabhängigkeitsplatz (Independence square) versammelten Menge nachhallt. Tief gebückt steht der Redner seinen Herrschern gegenüber, eingedenk des Shakespeare'schen Wahlspruchs:

„Lowliness is young ambition's ladder.“
(Die Demuth ist die Leiter, auf der der junge Ehrgeiz empor klimmt.)

Die Rede dauert gewöhnlich eine Stunde; mit ihr ist die allgemeine Feier des Tages geschlossen.

Nun aber erst feiert jede politische Partei ihren 4. Juli nach eigener Art. Die Whigs haben ihre besondere Tafel, desgleichen auch die Demokraten und die Anhänger dieses oder jenes Kandidaten für die Präsidentschaft. Die Invaliden aus dem Freiheitskrieg sind

Digitized by Google

überall geladen, und sitzen oben neben den Vorsitzern. Die Partei des Präsidenten hat natürlich diesen, so wie die höchsten Staatsbeamten und die ihr günstigen Repräsentanten und Senatoren zu Tisch gebeten, welche entweder wirklich kommen, oder an den Vorsitzer und das Einladungs-Comité ein verbindliches Schreiben richten, den Grund ihrer Abwesenheit angeben, und einen Trinkspruch einsenden. Die Whigs haben ihrerseits die ausgezeichnetsten Glieder der Opposition geladen, welche ebenso verfahren, wie die Parteiführer des Präsidenten. Das Essen selbst ist bald vorbei, das Trinken aber ist eine sehr ernsthafte Sache, — namentlich im Monat Juli. So wie der Braten verzehrt ist, erhebt sich der Vorsitzer von seinem Sitz und fordert die Gäste auf, zum ersten regelmäßigen Toast die Gläser zu füllen. Die Beschwörungsformel lautet: »Gentlemen you will please, fill for the first regular toast« (Meine Herren! Sie werden so gefällig sein, zum ersten regelmäßigen Toast die Gläser zu füllen!) Von diesen regelmäßigen Toasts sind nämlich dreizehn, zu Ehren der dreizehn Staaten, welche die Unabhängigkeit erklärten. Nach ihnen folgen erst die sogenannten Volonteer toasts (die freiwilligen und die aus der Ferne von den eingeladenen Gästen eingesandten Trinksprüche). Der erste Toast ist bei allen Parteien: „Der Präsident der Vereinigten Staaten," der vorletzte: „Das Andenken Washington's" (The memory of Washington!), welcher stehend und schweigend, und der letzte: „Die Damen, der Himmel segne sie!" (The Ladies, God bless them!) welcher ebenfalls stehend, aber unter lautem Jubelgeschrei getrunken wird. Die Musikbanden spielen nach jedem Trinkspruch darauf Bezug habende Weisen, wie z. B. nach des Präsidenten Wohlsein: Hail Columbia! nach dem Andenken Washington's: Washington's Marsch; nach der Gesundheit der Damen: Home, sweet home! (Heimath, süße Heimath!) u. dergl. Von den Volonteer toasts mögen wohl an zweihundert vorkommen. Von den eingeladenen Gästen versteht es sich von selbst, daß jeder eine Rede hält. Die hiezu schickliche Gelegenheit ist die, wo der Vorsitzer oder einer der Gäste seine Gesundheit ausbringt. Alle Trinksprüche werden schriftlich an den Vorsitzer geschickt, (es muß also Jeder seinen Spruch fertig in der Tasche haben,) und noch am nämlichen Abend oder frühe Morgens des darauf folgenden Tages werden dieselben an die Redaktionen der respektiven Parteiblätter gesandt, und durch den Druck bekannt gemacht. Nachmittags sind alle Spaziergänge mit Menschen überfüllt, und auf den Eisenbahnen, welche im Penn-Platz münden, gehen den ganzen Tag über Extra-Züge nach den nahe gelegenen Gärten und Unterhaltungsörtern. Abends erscheint das Bürgermilitär in Uniform in den Theatern, wo gewöhnlich Nationalstücke gegeben werden, und das Orchester den »Jankee Doodle« spielt, und mit Washington's oder Jackson's Marsch und mit Hail Columbia das Stück beschließt.

Wenn meine Leser fragen, was wohl der Jankee Doodle sei, so muß ich darauf antworten: es ist ein gemeiner englischer Gassenhauer, den die englischen Soldaten zur Zeit des Aufruhrs in Boston spielten, und der eigentlich den Zweck hatte, das freche Ansinnen ungeregelter Volksmassen zu verhöhnen. Als die Engländer zur Schlacht von Bunkershill auszogen, spielten sie diesen Marsch, und als die Amerikaner, durch die sogenannten Minuten-Männer von Lexington und Concord verstärkt, die Engländer endlich zum Rückzug in die Stadt nöthigten, spielten sie ihnen denselben »Jankee Doodle« in den Rücken, welcher seither die nationale Weise des Bundes geworden ist.

Den Schluß des Tages verkünden neue Artilleriesalven von den Forts und der Marine, und noch spät in die Nacht hinein läßt die Jugend Raketen, mit den Sparpfennigen des ganzen Jahrs angekauft, in die Luft steigen. — Ganz ähnlich dieser Feier wird der 4. Juli in allen Städten, Flecken und Dörfern der Union begangen.

Fr. Grund.

Die Wolga und ihre Fischereien.

In dem Riesenreiche der Welt, in Rußland*), findet sich auch der mächtigste und wasserreichste Strom Europa's. Die Länge seines Laufes schon macht ihn zum Könige der Flüsse; denn sie beträgt gegen 480 deutsche Meilen, ist mithin noch 74 Meilen größer als der Lauf der Donau, 293 Meilen länger als der Lauf des Rheins, und sein über 30,000 Quadratmeilen großes Flußgebiet begreift außerdem auch die fruchtbarsten Landschaften Rußlands. Dieser mächtige Strom heißt die Wolga; sie hat ihre Quellen auf den Alaunischen Höhen im Ostaschkowschen Kreise des Gouvernements Twer, wo sie in der Nähe der Quellenbezirke der Düna und des Dniepr als kleiner Bach aus einem Sumpfe, dem sogenannten Seliger See, hervorkommt, aber, indem sie durch mehrere kleine Seen hindurchgeht, sich schnell so bedeutend vergrößert, daß sie bald für kleine Fahrzeuge schiffbar wird. Die wichtigsten Nebenflüsse der Wolga sind die Oka, die nach einem 200 Meilen langen Laufe westlich, und die Kama, die nach einem Wege von 234 Meilen östlich in dieselbe mündet. Außerdem münden westlich noch die Wasusa, Sjura, Ssarpa, Sswijaga und Ssyssran, östlich aber die Twerza, Mológa, Schekßna, Kostromá, Unsha, Wetluga, Kasan'ka, Ssamára, der große Irgis und der Jerußlan in dieselbe. Ihr Lauf ist anfänglich südöstlich, von Kasan aus aber ganz südlich, wo sie das flache Steppenland durchschneidet und sechs Meilen unterhalb Astrachan aus mehr als 80 Armen sich in's kaspische Meer ergießt. Ihre Breite erweitert sich bei Kasan schon zu 600, nach der Aufnahme der Kama aber zu 3000 Fuß, und beträgt gegen ihre Mündung über eine Meile. Im Frühjahre ist die Wolga so bedeutenden Anschwellungen unterworfen, daß das Wasser bei Kasan gegen 3, bei Sjaratow aber bis auf 7 Faden (je 6 Fuß) steigt, doch ist ihr Lauf im Ganzen regelmäßig und ruhig, und die Schiffahrt

*) Rußland hat, bei einem Flächenraum von 361,000 □Meilen, jetzt eine 65 Millionen Bewohner.

wird mit so großer Lebhaftigkeit betrieben, daß man auf keinem der übrigen russischen Flüsse eine so bedeutende Menge Fahrzeuge aller Art in Thätigkeit sieht. Sie hat deßhalb auch 52 große und gegen 70 kleine Flußhäfen. Für den inneren Handel Rußlands und die Verforgung seiner beiden Hauptstädte mit den nöthigsten Lebensbedürfnissen ist die Wolga von außerordentlicher und ganz besonderer Wichtigkeit. Sie ist die bedeutendste Wasserstraße des russischen Reiches, denn sie verbindet, mit Hülfe der Twerza, des Wolotschkischen Kanals, der Msta, des Ilmen, Wolchow, Ladogakanals und der Newa, die Ostsee mit dem kaspischen Meere. Seit 1828 ist durch den Kanal des Herzogs Alexander von Württemberg, welcher zunächst die in die Wolga fallende Schekßna mit dem Rubenskischen See verbindet, aus welchem man dann durch die Flüsse Porosowiza und Ssuchona in die, in das weiße Meer mündende Dwina gelangt, auch dieses mit der Ostsee und dem kaspischen Meer in Verbindung gesetzt worden, und ein neuer mit Inbegriff der benutzten Flußstrecken gegen 24 Meilen langer Kanal soll jetzt noch den Don mit der Wolga und so das asowsche und schwarze Meer damit vereinigen. Auf diese Weise ist eine Wasserstraße durch ganz Rußland und eine Verbindung aller seine Küsten bespülenden Meere vollkommen hergestellt.

Außer der Schifffahrt ist die Wolga für Rußland auch noch durch ihren ungeheueren Reichthum an Fischen, die zu bestimmten Zeiten aus dem kaspischen Meere den Fluß heraufsteigen, und deren Fang einen Hauptnahrungszweig der Bewohner ausmacht, besonders wichtig. Ein großer Theil dieser Fische wird in Rußland selbst verzehrt, da die Russen, als Bekenner der griechischen Religion, die ihnen eine außerordentliche Menge Fasttage gebietet, an denen sie kein Fleisch, wohl aber Fische genießen dürfen, diese in allen Gestalten zu bereiten und auf den Tisch zu bringen wissen. Doch auch zu uns kommt ein Theil dieser Ausbeute, denn die Hausenblase, der von Leckermäulern hochgeschätzte Caviar werden von dort uns zugeführt. Nach Pallas sind die Astrachanischen Fischereien nächst denen von Neufundland die größten der bekannten Welt, denn sie liefern im Durchschnitt jährlich 103,500 Stück Belugen (Hausen), 302,000 Stück Osetrinen (Störe), 1½ Millionen Stück Sewrugen (Acipenser stellatus), ohne die ungeheure Menge kleinerer Fische, als: Sterlete, Karpfen, Sauder ꝛc. Die Fische selbst werden dort in 3 Klassen: Krasnaja (rothe), Tschastaekowa (zahlreiche), und Melotschnaja (kleine) eingetheilt. Zu den ersten gehören die Hausen, Störe, Sewruzen und Sterlete; zur zweiten die Welse, Karpfen, Weiß- und Rothlachse, Hechte und Sander; zur dritten alle kleineren Schuppenfische. Die Fische der ersten und zweiten Klasse sind Gegenstand der großen, die der dritten Klasse der kleinen Fischerei. Bei der ersten sieht man besonders auf die Länge und das Gewicht des Thieres, und ein Hausen muß 8, ein Stör wenigstens 6 Spannen Länge haben, um für voll zu gelten. Bei den Hausen steigt übrigens die Größe nicht selten bis über 30 Spannen Länge, sein Gewicht aber über 70 Pud (ein Pud ist ungefähr 40 Pfund), und sie bekommen dann je nach Größe und Gewicht auch verschiedene Namen. Der Stör dagegen wird nicht leicht über 9, und die Sewruge nicht über 8 Spannen lang.

Die zur ersten Klasse gehörigen, so wie einige der zweiten halten ihre Züge oder Wanderungen zu bestimmten Zeiten. Zuerst erscheint von der Mitte des Januar an bis zum März der Weißlachs, dem die Hausen (Belugen) folgen, welche beim Aufbruch des Eises, im Monat Februar, aus dem kaspischen Meere zwei Wochen lang die Wolga heraufgehen. Dann kommen, bei steigendem Wasser, einen Monat hindurch die Sewrugen in dichten Schaaren, nebst den sogenannten tollen Fischen (Beschenaja), und gegen die Mitte des Aprils die Störe mit den Sterleten und Welsen. Wenn das Wasser wieder zu fallen beginnt, so kehren die Sewrugen und Störe nach dem Meere zurück, doch zeigen sich beide auch später im Sommer noch, zugleich mit den Sterleten in Menge. Zu Anfang des Septembers kommen, wenn jene endlich verschwinden, auch die Hausen wieder zum Vorschein, um sich nach der Fischersprache in ihre Winterquartiere zu begeben. Diese bestehen in Gruben auf dem Grunde der tiefsten Stellen des Stroms bei seinem Ausflusse, wo sie, mit ihrem Schleime umhüllt, ruhig liegen.

Die Anstalten zum Fange sind verschiedenartig und bestehen theils in Wehren (Utschugen), theils in Angeln, theils in Netzen, die aber eine ungeheuere Größe haben. Die Utschugen sind Gehege von Pfählen, die durch den Fluß geführt werden, um die ankommenden, den Strom hinaufziehenden Fische nach einem bestimmten Durchgangspunkte zu leiten. Dicht neben einander gerammte Pfähle laufen hier von beiden Seiten des Ufers einander entgegen, doch nicht in gerader Richtung, sondern so, daß sie beim Zusammentreffen einen stumpfen, der Strömung entgegenstehenden Winkel bilden. An der Spitze dieses Winkels bleibt eine kleine Oeffnung zum Durchgange des Fisches frei, der gegenüber aber ein kleiner Raum mit einem dichten geflochtenen Zaune bis auf den Grund halbcirkelförmig eingehägt ist, so daß der Fisch, der von dem Utschug dahin geleitet wird, sich hinein begeben muß, ohne wegen der Schwierigkeit des Umwendens wieder zurückkehren zu können. Eine solche Falle heißt Isba (Kammer). Sobald man vermuthet, einen Fang gethan zu haben, fährt man mit dem Kahne dahin und zieht den Fisch mit einem langen Haken herauf.

Die Angeln sind quer über den Strom, aber unter der Oberfläche des Wassers gezogene Seile, an denen in gewissen Entfernungen große einfache Haken an festen Schnüren hängen. Ueber diesen Haken sind an kürzeren Schnüren kleine Stücke Holz befestigt, die auf dem Wasser schwimmen und die Richtung des Angelseils bezeichnen. Sie dienen den Fischen zugleich zur Lockspeise, denn wenn sie darunter hinwegschimmen, so unterlassen sie nie darnach zu schnappen und gleichsam damit zu spielen, wobei sich gewöhnlich der Angelhaken in ihren

Digitized by Google

Leib zu spießen pflegt, der dann bei den Versuchen demselben zu entrinnen sich nur noch tiefer eindrückt und sie so festhält. Ein paarmal des Tages fahren dann ein Paar Leute mit einem Kahne an dem Angelseile hinab, um die Gefangenen zu befreien. Sie werden mit gehörig dazu beschlagenen Stangen in das Fahrzeug gezogen, ihnen der Angelhaken aus dem Fleische genommen und sie vorerst in einen nahe gelegenen Sammelplatz auf einer seichten Stelle am Ufer gebracht, der mit Staketen umgeben ist und wo sie zwar Spielraum genug im Wasser haben, aber doch auch leicht von einem darüber liegenden Stege herab sofort wieder gefangen werden können. Man fängt auf diese Weise besonders Störe, die gewöhnlich ein Gewicht von 40 bis 60 Pfund haben.

Die Netze, deren man sich bedient, sind zwanzig bis dreißig Faden lang und bestehen aus zwei Wänden, von denen die hintere enger gestrickt und einige Ellen länger als die vordere ist, so daß sie im Wasser einen Bauch macht und die vordere Wand ausgebreitet vor sich her treibt. Die letztere hat Maschen, die nur 1½ Spannen weit sind, und ist aus ganz dünnen Streifen gemacht. An dem einen Ende wird dieses doppelte Netz durch ein Treibholz flott gehalten, während am anderen der im Kahne sitzende Fischer es mittelst zweier längs dem oberen Rande der Wände hinlaufenden Seile regiert. Der untere Rand ist, um es senkrecht im Flusse zu halten, mit Steinen beschwert, die auf dem Grunde fortschleppen, damit der Strom es nicht zu rasch vorwärts führt. Das Netz wird quer über den Strom ausgeworfen, doch läßt der Fischer seinen Kahn so treiben, daß ihm das Netz schräg voraus geht. Die Sewrugen, welche stromaufwärts schwimmen, finden in dem vorderen, weitläufigen Netze keinen Widerstand, wenn sie aber an die andere, dichtere Wand kommen und zurückwollen, so hält sie jenes an ihren Floßfedern und rauheren Ecken. Der Fischer kann an der Seite, welche er führt, leicht spüren, ob Fische im Netze verwickelt sind, da diese sich dann gewaltig bewegen, und nimmt in diesem Falle dasselbe schnell ein, wirft es aber, nachdem er es entledigt hat, eben so schnell zu neuem Fange wieder aus. Durch die viele Bewegung von den unzähligen hinter einander in dem Wasser treibenden Netzen wird dasselbe bald so trübe gemacht, daß der beständig stroman gehende Fisch die Netze nicht mehr sieht und immer häufiger hineingeräth.

Mit der gemachten Beute geht es dann nach der Waetaga, einem großen hölzernen Gebäude, das auf Pfählen über dem Wasser ruhend, mit einer Seite auf das Ufer gestützt ist, so daß man von demselben auf Stiegen von drei Seiten zu den Fahrzeugen im Wasser, an der vierten Seite aber durch ein Thor auf das trockene Land gelangen kann. Hier ist die Hauptwerkstätte der Fischer, wo der gemachte Fang ausgeladen, sortirt, zerlegt, der Rogen, die Blasen und die Rückensehnen herausgenommen, Caviar und Wäsiga bereitet werden. Das Fleisch wird in große Streifen geschnitten, einige Tage lang in Salzwasser gelegt und dann mit trockenem Salze eingeschichtet. Nur die kleineren Fische werden nach dem Einsalzen getrocknet. Bei jedem dieser Etablissements wohnen etwa 50 Arbeiter in Hütten, welche eine Art kleines Dorf bilden, und von denen jeder seine bestimmten Geschäfte hat, die theils die Unterhaltung der Anlagen, theils den Fang und die Zubereitung der Fische bezwecken. So gibt es unter ihnen Taucher, welche die Pfähle unter dem Wasser untersuchen, eigentliche Fischfänger, Einsalzer, Caviarbereiter, Hausenblasenverfertiger und Handlanger.

Ganz in der Nähe der Waetaga ist auch das Magazin der gesalzenen Fische, welches aus einem großen hölzernen Schoppen besteht, dessen Fußboden die eigentliche Niederlage bedeckt. Unter demselben befinden sich nämlich sehr große Behältnisse oder Kammern, die von oben durch Fallthüren geöffnet werden, deren Wände aber ringsum mit Eis ausgelegt sind. Wenn die Fische in dem Schoppen völlig zerlegt sind, so werden sie in diese Behältnisse lagenweise eingeschichtet und jede Lage abwechselnd dick mit Salz bestreut. Ist das Behältniß voll, so wird es bis zur Versendung dicht verschlossen.

Wenn die Fische in die Waetaga kommen, so werden sie erst durch einen kräftigen Schlag mit einem Beile auf den Kopf getödtet, dann mit einem Messer aufgeschnitten, um den Rogen und die Eingeweide herauszunehmen, zuletzt aber mit dem ersteren Werkzeuge vom Kopfe herunter gespalten. Die ungeheuere Rogenmasse, (ein großer Hausen gibt 8 bis 10 Pfund,) wird dann in ein Sieb gelegt, welches über einem offenen Fasse steht, und mit der Hand so lange umhergerieben, bis nichts als das häutige Zellengewebe zurückgeblieben ist. Die durch's Sieb geschlagenen Körner werden darauf leicht gesalzen, und das Produkt ist auf der Stelle genießbar. Der liedlichste ist dieser frische breiartige, ganz leicht gesalzene Caviar allerdings, indessen hält er sich nicht lange und er muß, wenn er verschickt werden soll, noch besonders gesalzen werden.

Der Caviar wird auf dreierlei verschiedene Art bereitet. Die schlechteste Sorte ist die gemeine **Pajusnaja Ikra** (gepreßter Caviar). Der Rogen wird da nur von den gröbsten Fasern gereinigt, mit ungefähr 2 Pfund Salz auf das Pud Rogen eingesalzen, auf Matten an der Sonne getrocknet und in Fässer getreten. Die zweite Sorte ist der sogenannte körnige Caviar (**Sernistaja Ikra**), der aber wegen seines vielen Salzes nicht Jedermann angenehm ist. Man salzt den gut gereinigten Rogen in langen Trögen mit acht bis zehn Pfund Salz auf das Pud, schaufelt alles wohl durch einander, schüttet ihn sodann partienweise auf Siebe oder ausgespannte, dichte Netze, um ihn adträufeln und dick werden zu lassen, worauf man ihn gleichfalls in Fässer preßt, wo er eine der gewöhnlichsten Fastenspeisen des gemeinen Volks ist. Die reinlichste und beste, dem Ansehen nach aus ganzen Körnern bestehende, auch nicht leicht stinkend werdende Art ist diejenige, welche von ihrer Bereitung den Namen **Meschechnaja Ikra** bekommt. Zuerst macht man dabei eine starke Salzsoole fertig, nimmt dann lange schmale Säcke aus starker

Digitized by Google

Leinwand, die bis zur Hälfte mit frischem Rogen angefüllt und vollends mit Salzsvole vollgegossen werden. Diese Säcke werden nun an Stangen aufgehangen, daß die Soole durch den Rogen ziehen und das Ueberflüssige abtröpfeln kann. Wenn dieß geschehen, werden die Säcke mit den Händen tüchtig ausgerungen, noch zehn bis zwölf Stunden zum Trocknen aufgehangen und dann in Fässer gepackt.

Die zweite Benutzung ist die Bereitung der **Wäsiga** (Rückensehnen). Diese Substanz ist nichts anders als die Scheide des Rückenmarkes großer Fische. Beim Aufhauen des Fisches wird dieselbe gespalten, so daß das Mark darin frei liegt. Das Mark selbst wird weggeworfen, die Scheide aber aus der Rückenwirbelsäule herausgeschält, der Länge nach mehrmals getheilt, in Zöpfe geflochten und an der Luft getrocknet. Man gebraucht dieses Präparat klein geschnitten zu Suppen und Saucen, um sie durch die darin enthaltene Gallerte kräftiger zu machen.

Ein edeler Theil, der von allen Störarten gesammelt und zu Gelde gemacht wird, ist aber die Schwimmblase, aus der die bei uns sogenannte Hausenblase bereitet wird. Die Bereitungsart ist ganz einfach. So frisch als die Blase aus dem Fische kommt, wird sie ausgewaschen und an die Luft zum Abtrocknen gelegt, doch so, daß die äußere Haut zu unterst, die silberweiße innere Leimhaut aber oben zu liegen kommt, die sich dadurch später leicht absondern läßt. Man rollt darauf eine Leimblase nach der andern auf, klemmt sie in Gestalt einer Schlange oder eines Herzens zwischen drei kleine Stifte, deren eine bedeutende Menge auf einem Brete eingeschlagen sind, und wenn sie in dieser Lage etwas trocken geworden, hängt man sie an Fäden im Schatten auf, bis sie alle Feuchtigkeit verloren haben. Die beste, in kleine Kränze aufgerollte Sorte Hausenblase kommt von den Sewrugen, die zweite wie ein Buch zusammengelegte von den Stören, die dritte erst von den Hausen, und die geringste von den Welsen.

Von dem ungeheueren Umfange dieser Fischereien kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jährlich gegen 10,000 kleinere Fahrzeuge und über 25,000 Menschen*) damit beschäftigt sind. Die Menge der gefangenen Fische ist unendlich und mag die vorn angegebenen, amtlichen Berichten entnommenen Zahlen leicht um das Vierfache übersteigen. Doch ist der einträglichste Fischfang nur das Eigenthum einiger Wenigen, denn obgleich unter Kaiser Alexanders Regierung die Fischerei Jedem freigegeben wurde, so gehört bei der Großartigkeit der dabei nöthigen Anlagen ein zu bedeutendes Kapital dazu, als daß es Unbemittelten möglich wäre zu konkurriren. Die vorzüglichsten Fischereien sind die des Fürsten Kurakin, der 500,000 Rubel, und der Herren von Besborodko und von Wsewolodsky, die jeder 300,000 Rubel Pacht jährlich von den Unternehmern ziehen. Rechnet man hiezu noch den Aufwand, den die Unterhaltung der Anlagen, der Menschen, der Fahrzeuge und der Geräthe jährlich erfordert, so mag dieß den besten Maßstab von der Wichtigkeit, Großartigkeit und Einträglichkeit dieses Gewerbes machen.

Hebenstreit.

*) Am kaspischen Meere deren 200,000; aus Astrachan allein werden jährlich für mehr als 2 Millionen S.Rubel an Fischen, Caviar, Hausenblase ꝛc. zum Nishnij-Nowgorodschen Jahrmarkt versendet.

Schloß Moritzburg.

Das Schloß Moritzburg liegt drei Stunden von Dresden entfernt an der nach Berlin führenden Straße. Wie so manche Prachtanlagen, so manches Schloß in der Umgegend von Dresden, als: Hubertsburg, Sedlitz, Pillnitz, Augustusburg und andere noch den Fürsten des Landes ihr Dasein verdanken, so auch Moritzburg.

In der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ließ es Kurfürst Moritz von Sachsen erbauen inmitten des Waldes, der „Friedewald“ hieß und jetzt „Moritzburger Haide“ genannt wird. Ein Jagdschloß sollte es sein, wo nach genossenen Freuden der Jagd die Freuden der Tafel und der Zechkunst sich anreiheten, welche damals beim Mangel feinerer, geistiger Genüsse an den Höfen der Großen der Erde mit verschwenderischem Prunk und Ueppigkeit kultivirt wurden. Moritz nannte daher auch dieses Schloß „Dianenburg“ welcher Name sich späterhin verlor. Die Vollendung des Baues erlebte er nicht. Er blieb in der Schlacht bei Sievershausen 1533 und sein Nachfolger und Bruder, Kurfürst August, ließ erst nach zwanzig Jahren den Bau fortsetzen. Nicht sehr emsig scheint er indessen betrieben zu sein, denn erst unter der Regierung seines Sohnes, Kurfürst Christian I. von Sachsen, erhielt das Schloß im Jahre 1589 seine Vollendung, so daß ein halbes Jahrhundert seit der Grundsteinlegung desselben verlaufen war. Christian, als Regent unbedeutend, war ein lebenslustiger und baulustiger Mann. Hoffeste, Jagden und prunkvolle Aufzüge liebte er, trotz seiner schwächlichen Gesundheit. Königlich, im damaligen Style, ließ er Moritzburg einrichten und gar manches Jagdfest sah das neue Schloß in seinen Sälen unter dem Gelänte der Pokale und Trompetenschmettern feiern.

Moritzburg hatte nicht das Schicksal, was so manchem Schlosse nah und fern zu Theil ward und wohl noch zu Theil wird: vom Nachfolger in der Regierung verlassen und vernachläßigt zu werden, weil es eine Schöpfung des Vorgängers ist, und jeder gern ein eigenes Werk erschaffen will. Im Gegentheil, die nachfolgenden Regenten liebten und benützten es nicht minder zu Jagdfesten und Gelagen als seine Erbauer. Aber allen war es nicht geräumig genug. Luxus und vergrößerter Hofstaat verlangten mehr Raum, eine größere Ausdehnung. Kurfürst Johann Georg I. ließ daher 1614 noch Seitengebäude anbauen, sein großes Gefolge unterbringen zu können. Sein Sohn, Johann Georg II. überbot den Vater im Glanz und Prunk, und man weiß, daß sein Hofstaat 291 Köpfe stark war. Dabei war

Digitized by Google

er aber ein frommer Mann, was ihn wohl veranlassen mochte, eine Kapelle im Schlosse einrichten zu lassen, um sich hier auch reinern, edlern Gefühlen hingeben zu können.

Ungeachtet der erhaltenen Erweiterung war seinem Enkel, Johann Georg IV., das Schloß Moritzburg doch noch nicht groß und weitläufig genug. Er ließ es daher um das Jahr 1692 durch ein aufgesetztes Stockwerk noch erhöhen, wodurch es die Form im Aeußern erhielt, welche es noch jetzt hat. Im Innern aber erhielt es eine prunkvolle Ausschmückung erst von seinem Sohne, dem Kurfürsten Friedrich August I. später auch König von Polen, den man wegen seiner eminenten Leibeskraft den Starken nennt. Dieser prachtliebende und üppige Fürst ordnete mit einem überschwenglichen Aufwande, sinnreiche Fetes champetres, prächtige Jagd- und Hoffeste, mit Götter- und Türken-Aufzügen, Maskenbällen, Wirthschaften und andern Festlichkeiten voll zierlicher, galanter Freiheit, auf Moritzburg an, von denen wir Kinder der neuern Zeit uns keine Vorstellung machen, ich möchte sagen, dergleichen wir gar nicht mehr anstellen können, da sie unserm jetzigen Stande der Bildung nicht mehr zusagen und wegen der sinnlosen Verschwendung Alles empören würden.

Von Pirnaer Sandsteinquadern erbaut, mit größern und kleinern Thürmchen versehen, liegt das Schloß auf einer wenig erhabenen Felsenfläche. Den großen freien Platz, der es umgibt, faßt ein steinernes Geländer ein, auf welchem viele, mitunter sehr groteske Figuren von Stein aufgestellt sind, und dann umgibt es noch ein breiter Wassergraben. Mit Einschluß von vier Sälen und der Kapelle, welche Tapeten von rothem Sammt hat, enthält es gegen dritthalbhundert größere und kleinere Zimmer. Ihre Auszierung und Möblirung sind noch durchgehends so, wie sie August der Starke anordnen ließ und in dem Geschmacke, den wir jetzt mit dem Worte „Roccoco“ bezeichnen. Die Wände sind meist mit Goldledertapeten bekleidet. Im Audienzsaale stellen diese Scenen aus der Geschichte der Diana nach Ovid und Virgil vor. Das Bildniß dieser Göttin ist da immer das der bekannten schwedischen Gräfin, Maria Aurora von Königsmark.

Eines der Zimmer schmückt eine Tapete vom seltensten Stoff. Es ist dieß ein Gewebe von Federn südamerikanischer Vögel, Blumengewinde, Früchte und Vögel darstellend. Wo das Licht nicht einwirken konnte, erscheint noch jetzt in der herrlichsten Farbenpracht diese seltene Tapete, ungeachtet sie schon über ein Jahrhundert hier hängt. August erhielt sie vom König Philipp V. von Spanien zum Geschenk.

Den Charakter eines Jagdschlosses zu bezeichnen, sind in sehr großer Anzahl Geweihe von Hirschen, Elen- und Rennthieren, so wie Rehbockgehörne von monströsen Formen an den Wänden der Säle und Galerien angebracht. Man erstaunt über Größe und Seltenheit derselben. Fünfzigender sind hier zu finden, dergleichen jetzt vielleicht nirgends mehr angetroffen werden. Das stärkste Geweihe hat zwar nur sechsunddreißig Enden, seine Rose ist aber von solcher Größe, daß sie einen Becher bildet, dessen man sich bei Jagdgelagen bediente. Für den Freund der Jagd mag es keinen höhern Genuß geben, als in den Räumen von Moritzburg sich zu ergehen, und an den überall befindlichen auf Jagd und Jagdfreuden früherer Zeit hindeutenden Bildern und Erinnerungen sich zu ergötzen. Zu diesen gehören auch die vielen Gemälde in den Sälen, Zimmern, Galerien und auf den Treppengängen, von Jagdfesten, selten geformten Geweihen, ausgezeichnet großen erlegten Thieren u. s. w. Eines derselben soll von Lukas Cranach, wahrscheinlich dem jüngern, sein. Es stellt eine auf der Annaburger Haide gehaltene Jagd dar, worauf man vierzig Figuren, Portraits der Personen, welche ihr beiwohnten, sieht. Ferner stammen noch aus den Zeiten jener Jagdgelage die in Schränken aufgestellten silbernen und gläsernen Trinkbecher und Pokale. Einige haben die Form von Schweinen, Hunden, Bären, deren Köpfe die Deckel bilden. Andere sind mit Karteublättern bemalt. Vorzüglich schön und groß ist ein gläserner Humpen, worauf Diana und Actäon in bunten Farben und halb erhaben dargestellt sind. Aber der größte aller Humpen ist ein drei Maaß fassender. Er hat die Form eines kelchförmig gebildeten Hirschgeweihes. Aus ihm trank man den Willkommen. Jetzt genießen alle diese alten Kostbarkeiten der tiefsten Ruhe hier. Kein Wein perlt mehr in ihnen. Nur die Hand Neugieriger rückt sie von der Stelle, um sie als Denkmal aus einer Zeit zu betrachten, wo der beste Zecher zu sein, ein ritterlicher Ehrenpunkt war, nach welchem, mit Verläugnung der Rücksichten auf Gesundheit und Schicklichkeit, gestrebt wurde. Ueberhaupt herrscht Ruhe in Moritzburgs Mauern und Stille lagert umher. Ein Aufseher hat seine Wohnung darin, sonst schauet Niemand aus seinen hohen Fenstern, von wo man einen großen Wald, von neun Alleen durchschnitten, und den nahe liegenden Flecken Eisenberg erblickt. Selten besucht es der Fürst des Landes, wenn nicht hoher Besuch dazu Veranlassung gibt, wie das im Jahre 1791 der Fall war. Kaiser Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. von Preußen waren damals in Pillnitz. Diesen hohen Gästen gab der damalige Kurfürst Friedrich August ein festliches Mahl in Moritzburg. Späterhin hat sich hierzu keine Gelegenheit wieder dargeboten. Und um hier große Jagdfeste zu veranstalten, fehlt es jetzt an der Neigung zu dergleichen Freuden, und an — Wild. Nahe beim Schlosse ist zwar ein eingehegter Walddistrikt, worin etwas Wild ist, aber im freien Zustande befindet sich in den Wäldern um Moritzburg so wenig, wie in den übrigen Waldungen Sachsens, Hochwild. Seine Verheerungen auf den Aeckern des Landmanns wurden bis 1830 gut und so reichlich vergütet, daß der Beschädigte, seine Erzeugnisse gegen den Viehfraß zu schützen, gar nicht bemüht war, denn er erhielt aus der Tasche des Regenten mehr als er verlor. Dazu wollten sich aber 1831 die Landstände der neuen Landesverfassung nicht willig finden lassen, daher der Beschluß gefaßt wurde, das Hochwild im ganzen Lande zu vertilgen.

Digitized by Google

Ungern sahen die Bauern die wirkliche Ausführung des Beschlusses, aber sie erfolgte und machte freilich mit einem Male jede Beschwerde über Wildschaden unmöglich.

In einiger Entfernung vom Schlosse liegen verschiedene Gebäude aus neuerer Zeit. Eins derselben hat die Form eines Achtecks und heißt „Neues Schloß," auf welchen Titel es, seiner geringen Größe wegen, eigentlich keinen Anspruch machen kann. Nahe dabei findet sich eine großartige Reliqnie aus jenen Zeiten, wo man durch Anpflanzungen Gegenstände darzustellen bemüht war, wozu sich der treibende Baum oder Strauch nur durch die Schärfe der Gartenscheere zwingen ließ. Die Buchstaben F und A über fünfzig Fuß lang und verhältnißmäßig breit, grünen hier in wohlbeschnittener Form, halb aufrecht, oder auch, wenn man will, in halb liegender Stellung. Diese Stellung hat man auf die Art hervorgebracht, daß man das dazu angepflanzte Gesträuch am Fuße des Buchstabens nur eine Elle, an dessen obern Ende dagegen an zehn Ellen hoch wachsen ließ. Lächeln muß man über die Mühe, welche der Schmeichler sich gab, der die Idee faßte, seinem Fürsten auf solche Weise ein Denkmal zu errichten, das freilich lange noch wurzeln und grünen wird. Zu billigen ist es aber, daß man es stehen läßt, dieß großartige Schnitzwerk, als Beleg des barokken Geschmackes in der Gartenkunst früherer Zeiten, wo Hirschfeld noch nicht die Axt gelegt hatte an solche Verunzierungen der Natur.

In der Nähe des neuen Schlosses leben in großen Gittervermachungen Gold- und Silberfasanen, und auf einem großen Teiche, der wohl ein kleiner See heißen könnte, da er eine Stunde im Umfang hat, wimmelt es von wilden Enten. Dieser Teich trug über zwanzig Jahre lang auf seiner Fläche eine Fregatte. Der König Friedrich August ließ dieß Spielding erbauen, das 30,000 Thaler kostete, welche wohl besser hätten angewendet werden können. Im Jahre 1818 wurde sie als altes Holz verkauft. Um die Spielerei vollständig zu machen, gab es auch einen Hafen und einen Leuchtthurm an diesem kleinen See, der freilich eben so gut den Namen eines Meeres führen könnte, wie der Steinhuder See im Fürstenthum Bückeburg, welcher doch nur scherzweise so genannt wird. Beide haben auch in sofern Aehnlichkeit, als dort der Graf Wilhelm zur Lippe eine gleiche Spielerei trieb, und in der Mitte desselben auf hineingeschütteten Boden ein kleines Fort erbaute, das enorme Summen gekostet haben muß und noch als Zeuge menschlicher Verirrungen steht.

Fr. Gottschalk.

Die Papageien.

(Tafel 3.)

Die Papageien sind eines jener an Gattungen so reichen Geschlechter, welche den Tropenländern ihren eigenthümlichen Charakter verleihen. Dieses Geschlecht ist strenge begrenzt, und steht bei Oken in der neunten Zunft, welche die letzte der dritten Ordnung ausmacht.

Die Papageien scheinen durch Reichthum an Gattungen, Verbreitung, Lebensweise und Fähigkeiten unter den Vögeln das zu sein, was die Affen unter den Säugthieren sind. Sie unterscheiden sich auf den ersten Blick durch ihren großen, hohlen Schnabel mit stark übergebogenem Oberschnabel und durch die Kletterfüße. Ihre Zunge ist fleischig und dick, daher geschickt, die menschliche Sprache und andere thierische Stimmen und Töne nachzuahmen. Die Nasslöcher sind rund und liegen in einer Wachshaut. Das Gesicht ist zum Theil nackt. Die Flügel sind kurz und theilweise unten mit einem Afterflügel versehen; der Schwanz verschieden geformt, bald kurz und keilförmig, bald sehr lang und zugespitzt. Die meisten sind mit den prächtigsten Farben geschmückt, und sind nicht nur deßhalb, sondern auch wegen ihrer Sprachfähigkeit und ihres possirlichen Betragens seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand der Liebhaberei reicher Leute, weßhalb sie immer häufig nach Europa gebracht werden, aber ziemlich theuer sind. Daß die Papageien aber aus freien Stücken im Stande seien zu sprechen, ist eine Fabel; sie vermögen dieses nur nach vorhergegangenem Unterricht, und dann nur diejenigen Worte, welche ihnen gelehrt wurden, und deren richtige Anwendung ihnen natürlich unmöglich ist.

Jeder Gattung sind hinsichtlich ihres Vorkommens genaue Grenzen vorgeschrieben; auch sind sie so vertheilt, daß gewisse Gattungen oft nur auf kleine Bezirke, ja oft auf einzelne Inseln angewiesen sind, über welche hinaus sie nicht vorkommen. Ihre kurzen Flügel gestatten ihnen auch nicht, weit über Meer zu fliegen. So hat Afrika, Asien, Amerika und Australien, jedes seine eigenthümlichen Vertreter aus diesem Geschlechte.

Sie halten sich gewöhnlich in Schaaren zusammen, nähren sich von Früchten und Sämereien, und führen durch ihr lautes und widriges Geschrei oft einen solchen Lärm, daß man nicht im Stande ist, sein eigenes Wort zu unterscheiden. In Gesellschaft fallen sie oft über die Obstgärten und Fruchtfelder her, um sie zu plündern, wobei sie sich aber stille verhalten und Wachen ausstellen, wie die Affen. Des Nachts verbergen sie sich in der Regel in den Baumkronen dichter Wälder. Obgleich sie nur einmal, die amerikanischen Gattungen zweimal, im Jahre brüten, und nicht mehr als zwei Eier auf einmal legen, so vermehren sie sich doch schnell. Die Eier sind stark abgerundet und weiß oder gelblich; sie nisten in Baumlöcher, pflanzen sich auch in der Gefangenschaft fort und werden sehr alt.

Im Freien saufen sie nie, wohl aber im gefangenen Zustande, wo sie durch unnatürliche Nahrungsmittel zum Durst gereizt werden.

Nach der Bildung verschiedener Körpertheile, und selbst nach der Färbung, auch nach dem Aufenthalt, lassen sich die Papageien in verschiedene Abtheilungen bringen. Es gibt Erd- und Baum-Papageien, gehaubte und glatkopfige, Kurz- und Lang-, Fächer- und Pfeilschwänze. Die Papageien Amerika's haben vorzugsweise grünes Gefieder, während die der übrigen Erdtheile meist roth, blau und gelb, oder einfarbig

Digitized by Google

Lith Anst v [illegible] in Stuttgart

1843.

Digitized by Google

Digitized by Google

weiß, grau oder schwarz sind, mit wenig Auszeichnung. Diejenigen, deren Hauptfarbe grün ist, heißen Amazonen, solche, bei denen Roth vorherrscht, Lory's. Unter den gehaubten hat man viele, welche, nach ihrem Rufe, Kakadu's genannt werden; die buntesten und größten, mit langen Schwänzen, sind die Aras.

Jetzt hat man folgende Geschlechter aufgestellt: Palaeornis, Arara, Macrocercus, Psittacara, Psittacus, Electus, Pionus, Agapornis, Nestor, Plyotolophus, Calyptorynchus, Microglossus, Dasyptilus, Lorius, Charmosyna, Trichoglossus, Coriphilus, Psittaculus, Platycercus, Nanodes, Pezeporus, Nymphicus.

Vaillant und Temminck sind die Hauptschriftsteller für dieses Geschlecht; in Deutschland ist bis jetzt ein einziges Werk erschienen, von Hahn, welches aber meines Wissens nicht vollendet wurde.

Fig. 1 unserer Tafel ist der Alexanderspapagei, auch Halsbandsittich (Palaeornis alexandri), so genannt, weil er mit dem Zuge Alexanders aus Indien nach Europa kam. Er ist angenehm grün, oben stärker und an den zwei langen mittleren Schwanzfedern in's Blaue übergehend; der Flügelbug und ein schwarzeingefaßtes Halsband rosenroth; die Füße grau, der Schnabel carmoisinroth. Seine Länge beträgt mit dem Schwanze gegen 1½ Fuß, obgleich der Vogel selbst nicht größer ist als eine Drossel. Das Weibchen hat vom Halsband nur das Schwarze und einen mehr in's Gelbgrüne fallenden Unterleib.

Er ist ein Bewohner von Afrika, wo er besonders in Aethiopien, aber auch auf den Philippinen, besonders auf Manilla und Ceylon zu Hause ist. Er soll sich besonders vom Samen des Safflors nähren. Lernt weniger leicht sprechen, als andere Papageien.

Fig. 2, der pennant'sche Sittich (Platycercus pennantii) wird von den Vogelhändlern Purpurvogel genannt. Er ist schön purpurroth, die Federn des Rückens und der Schultern schwarz und die Einfassung roth, eigentlich sind alle Federn so gezeichnet, allein bei den andern wird das Schwarze nicht sichtbar. Der Augenstern gelbroth; die Füße bräunlich fleischfarben; Wachshaut und Schnabel hornblau, letzterer mit weißlicher Spitze. Kehle, Flügel und Schwanz sind himmelblau, theils verblichen, theils etwas in's Rothe, die Schenkel aber in's Blaue ziehend; die äußersten Schwingen schwarz. Das Blaue ist an dem keilförmigen Schwanze dunkler, schillert in's Grüne und endet in weiß. Dieß ist die Zeichnung des Männchens, welches die Größe eines Sperbers hat; das kleinere Weibchen sieht ganz anders aus, und wird daher häufig für eine verschiedene Gattung ausgegeben und Palmvogel genannt. Seine Hauptfarbe ist nämlich grüngelb; Kopf, Halsseiten und Brust carmoisinroth; die Kehle hell graublau; Oberhals, Rücken, Schultern und hinterste Schwungfedern schwarz, jede Feder mit grüngelber, an Hals und Schultern mit schwefelgelber Einfassung; Steiß und After grün; der Unterleib hochgelb und roth gefleckt.

Dieser Papagei ist nicht sehr gelehrig, dabei wild, scheu und sehr schwer zu halten. Er kommt von Botani-Bai in Neuholland.

Fig. 3, der blaue Aras (Macrocercus ararauna), mit schwarzem Schnabel, weißen Wangen, fleischfarbigen Füßen und gelbem Stern, kommt aus Jamaika, Guiana, Brasilien und Surinam. Er ist herrlich blau und gelb gefärbt, die Stirne grün und die Kehle schwarz. Er ahmt die Stimmen der Thiere mit Leichtigkeit nach, lernt aber nicht so gut sprechen, als der rothe Aras. Er heißt auch Regenbogenpapagei. Seine Länge beträgt 2½ Fuß.

Fig. 4, der swinder'sche Papagei (Agapornis swinderianus) aus Afrika, grün mit Gelb und schwarzem Halskragen, schwarzem Schnabel, braunen Füßen und roth und grünem Schwanze, die mittlere Feder desselben blau. Er ist nicht größer, ist zärtlich und kommt selten zu uns.

Diejenigen Papageien, welche am häufigsten nach Europa kommen und bei den Thierführern zu sehen sind, sind folgende:

Der rothe Aras (Psittacus macao). Südamerika.

Der grüne Aras (P. militaris). Ebendaher.

Der illinesische Sittich (P. pertinax). Brasilien, Guiana und Cajenne.

Der blaukopfige Sittich (P. cyanocephalus). Ostindien.

Der gelbe Sittich (P. solstitialis). Angola.

Der rothschnabelige Sittich (P. rubrostris). Südamerika.

Der guianische Sittich (P. guianensis). Guiana, Cajenne und die karibäischen Inseln.

Der rothstirnige Sittich (P. canicularis). Südamerika.

Der zweifleckige Sittich (P. bimaculatus). Neuholland.

Der graubrustige Sittich (P. murinus). Montevideo.

Der karolinische Sittich (P. carolinensis). Guiana, Carolina und Virginien.

Der amboinische Sittich (P. amboinensis). Amboina.

Der gemeine Kakadu (P. cristatus). Molucken.

Der gelbhaubige Kakadu (P. sulphureus). Ebendaselbst.

Der rothhaubige Kakadu (P. moluccensis). Ebendaselbst.

Der rothbauchige Kakadu (P. philippinarum). Philippinen.

Der banksische Kakadu (P. banksii). Neuholland.

Der aschgraue Papagei (P. erythacus). Afrika.

Der geschwätzige Lori (P. garrulus). Molucken.

Der purpurkopfige Lori (P. domicella). Molucken, Neu-Guinea.

Der schwarzkopfige Lori (P. lory). Philippinen.

Die weißkopfige Amazone (P. leucocephalus). Westindien.

Die gemeine Amazone (P. oesticus). Guiana, Brasilien und Mexico.

Die gelbkopfige Amazone (P. ochrocephalus). Südamerika.

Der Herbstkrickpapagei (P. autumnalis). Guiana.
Der blauhalsige Papagei (P. menstruus). Deßgleichen.
Der Sperlingspapagei (P. pullarius). Afrika und Ostindien u. s. w.

Berge.

Der Bürgerkrieg in Peru (1514—1550.)

Diejenige Wirksamkeit, wodurch die alt-spanische Regierung sich ein entschiedenes Verdienst um die Entwickelung ihrer amerikanischen Kolonien erwarb, bestand in ihrem Verfahren gegen die Ureinwohner des unterworfenen Welttheils und in der damit verbundenen Gesetzgebung, wodurch Jene, geschützt gegen die Gewaltthat der Eroberer, in ein solches Verhältniß den Europäern gegenüber gebracht wurden, daß sowohl das Fortbestehen der rothen Rasse, wie auch die Möglichkeit sich ergab, die Unterworfenen wenigstens theilweise in die europäische Civilisation hinüberzuführen. Durch dieß Regierungssystem, welches seit der Mitte des 10ten Jahrhunderts in Kraft bestand, ist es allein der spanischen Nation gelungen, eine bestimmte und gewissermaßen selbstständige Stellung in ihren Kolonien den Indiern zu ertheilen, während dieser ursprüngliche Stamm vor anderen europäischen Völkern zu verschwinden pflegt *). Jenes System ist von Carl V. ausgegangen und scheint nach langer Erfahrung durch Ueberzeugung bei ihm bewirkt zu sein; ein Bürgerkrieg der Krone gegen die Eroberer von Peru hat es gewaltsam durchgeführt, und alle späteren spanischen Könige haben auf der von ihm gelegten Grundlage fortgebaut. Carl V. hat diese Ueberzeugung offenbar durch die persönliche Einwirkung eines Dominikanermönches, des Bartolome de las Casas, erlangt, eines Mannes, welcher sein ganzes Leben auf die Durchführung einer Idee verwandte, und endlich im höheren Alter das Ziel erreichte, wonach er seit der Jugend beharrlich gestrebt hatte.

In den ersten Besitzungen Spanien's auf den westindischen Inseln war die Leibeigenschaft der Ureinwohner durch die Nothwendigkeit der Umstände in so weit bedingt, als der günstige Erfolg der Kolonisation nur durch erzwungene Arbeit sich als möglich zeigte. Jene Kolonisation ward in der schnellsten Zeit auf eine unerwartete Höhe, jedoch bei immerwährender Gewaltthat und Mißhandlung der Indier getrieben, unter welcher der ursprüngliche Stamm sich eben so rasch und unaufhaltsam verminderte, wie der Anbau und die Blüthe der Kolonien im Steigen begriffen war. Als die Rasse der Eingeborenen nicht mehr genügte, ersetzten Sclavenjagden auf dem Festlande und auf den caraibischen Inseln den Abgang derselben; kurzum, ein Verfahren ward allgemein, welches auf Ausrottung der Indier berechnet erschien. Es fand jedoch gleich anfangs heftigen Widerstand bei den Dominikanern, einem religiösen Orden, welcher in Ausübung der Inquisition an die rücksichtslose Verfolgung seiner Zwecke gewöhnt, sowohl Muth wie Beharrlichkeit besaß, um dem Strome in den Kolonien sich zu widersetzen. Die Stimmung dieses Ordens war allgemein; Dominikaner eiferten gegen jenes Verfahren auf den Kanzeln, verweigerten den Kolonisten die Absolution und wandten sich nach Spanien. Ein Mönch, Montesino, hielt 1511 zu San Domingo in jenem Sinne solche Predigten, daß die Kolonie in Aufruhr gerieth, und die Einwirkung des Mutterlandes nothwendig wurde. Zuerst fiel die Entscheidung im Sinne des Ordens aus, und die höchsten Behörden des Reiches erklärten nach spanischem Gesetz die Indier für freie Unterthanen, welche zu allen Naturrechten des Menschen berechtigt seien. Allein die Rücksichten auf materielle Interessen blieben überwiegend. Der König Ferdinand wagte es nicht, jenem Beschlusse gemäß irgend eine Maßregel durchzuführen, welche einen augenblicklichen Stillstand in den Kolonien bewirken mußte, deren Vortheile man im Mutterlande zu fühlen begann. Die Sachen blieben auf dem früheren Standpunkte, und vorerst mißlangen alle Versuche, eine Veränderung hervorzubringen.

Unter diesen Verhältnissen kam ein Mitglied des Dominikanerordens, der Bruder Bartolome de las Casas, ein Mann von keinem sehr scharfen Verstande, jedoch von desto wärmerem Herzen, unerschütterlichen Muthes und tadellos in seinem Leben, nach Europa, um die Sache der Indier zu führen. Seiner Beredsamkeit gelang es, den König in so weit umzustimmen, daß dieser eine neue Untersuchung anbefahl; allein Ferdinand starb bald darauf, und der Regent Jimenez wagte wiederum keine Maßregel, von welcher der Untergang der Kolonien besorgt wurde. Das Einzige, was Las Casas für diesesmal durchsetzte, war eine erfolglose Anbefehlung, die Indier besser zu behandeln, und seine eigene Ernennung zum Sachwalter derselben, wodurch er wenigstens für seine Bemühungen eine amtliche Stellung erlangte. Allein auch diese war ihm von keinem Nutzen; bei seiner Rückkehr nach San Domingo veranlaßten seine Predigten und andere Bemühungen eine solche Aufregung, daß er sich zum Schutz gegen Gewaltthat zuerst in sein Kloster, und dann wieder nach Europa flüchten mußte, wo er zu derselben Zeit anlangte, als Carl V. zum ersten Mal in Spanien erschien.

In Spanien hatte sich bereits eine nicht unbedeutende Abneigung gegen das bisherige System, hauptsächlich bei dem Stande der Rechtsgelehrten, ergeben, weil Leibeigenschaft und Sclaverei dem Rechte Castiliens widerstrebten. Auch war ein großer Theil des geistlichen Standes in derselben Weise gestimmt, da die Missionäre jene Behandlungsweise der Indier als das größte Hinderniß zu deren Bekehrung erkannten. Somit fand Las Casas auch bei Hofe keine ungünstige Aufnahme. Carl V hörte ihn zu verschiedenen Malen, und ließ ihn zuletzt seine Meinungen und Zwecke in einer Audienz vortragen, wo seine Minister, Diego Colon und alle Beamte für Indien gegenwärtig waren. Die Bered-

*) In neuester Zeit hat sich dieser Gegensatz am auffallendsten in Florida ergeben. So lange dieß Land sich im Besitz der Spanier befand, wurden die Indier durch das Mittel der Missionen friedlich regiert. Sobald die Vereinigten Staaten das Land erwarben, begann ein Vertilgungskrieg.

Digitized by Google

samkeit des Dominikaners und dessen Vorhersagungen von dem Untergange der rothen Rasse auf den Inseln machten auf den jungen König einen unzweifelhaften Eindruck. Allein Carl V. pflegte nur langsam einen Entschluß zu fassen, und erwies sich um so vorsichtiger in Spanien, da die Nation offenbares Mißtrauen gegen ihn hegte. Um das Schicksal der indischen Leibeigenen zu mildern, erlangte Las Casas weiter Nichts als eine ausgedehntere Einfuhr von Negersclaven, um die Arbeit der schwächlichen Ureinwohner zu ersetzen, so wie die Erlaubniß, einen sonderbaren Versuch zur friedlichen Civilisirung der Indier auf dem Festlande zu machen, welcher unter den bestehenden Verhältnissen nothwendig mißlingen mußte. Der Eindruck jedoch, welchen seine Beredsamkeit bei dem jungen König hinterließ, blieb bei diesem für immer zurück, und wirkte um so entschiedener in dessen späteren Jahren, als des Las Casas Eifer durch günstige Umstände unterstützt, und als die Richtigkeit seiner Vorhersagungen über den Untergang der Ureinwohner auf den Inseln durch den Erfolg erwiesen war.

Was den Versuch zur Civilisirung der Indier betrifft, so hegte Las Casas den sonderbaren Plan, dieselbe durch eine friedliche spanische Kolonie in einer Gegend des Festlandes zu bewirken, wo die Spanier nur durch ihre Sclavenjagden bekannt, und somit von den Eingeborenen auf's Höchste gehaßt waren. Er brachte in Spanien Handwerker und Bauern zusammen, und führte diese nach der Küste von Cumana. Allein sogleich nach der Landung erkannte er selbst die Unmöglichkeit der Ausführung unter Stämmen, welche die Spanier als Räuber und Unterdrücker haßten. Er begab sich nach San Domingo, um militärische Hülfe herbeizuholen, allein während seiner Abwesenheit wurde die Kolonie überfallen und zerstört. Der Plan war vereitelt und Las Casas zog sich mißmuthig in sein Kloster zurück (1521). Die bisherige Verfahrungsweise aber dauerte fort. Der Sclavenraub auf dem Festlande wurde in solcher Weise betrieben, daß die Kolonisten sich ihm selbst widersetzten; Cortez wenigstens ließ die Räuber mit gewaffneter Hand aus dem Süden Neu-Spaniens vertreiben. Die ursprüngliche Rasse auf den kolonisirten Inseln aber verschwand gänzlich. In den 40er Jahren war kein einziger Indier in Hayti, Jamaica, Puerto Rico und Cuba mehr vorhanden *).

Mittlerweile vermehrte sich die Herrschaft der Spanier auf dem Festlande bis zu einer nicht geahneten Größe. Die Behandlung der Indier in den unterworfenen Ländern war verschieden. In Panama war sie nicht viel besser, wie auf den Inseln, in Mejico um vieles gemildert. Dort hatte Cortez die vorgefundenen Einrichtungen in Betreff der Stände so ziemlich gelassen, wie er sie vorfand, so daß persönliche Freiheit bei Einigen derselben fortbestand. Die überlieferten Leibeigenen und Sclaven der Azteken blieben jedoch in dem früheren Verhältnisse; nach jedem Aufstande wurden ferner empörte Freie in Sclaverei versetzt; ihre durch Krieg und andere Umstände gelichtete Zahl ward außerdem durch die Arbeit in den Bergwerken vermindert. Hier milderte jedoch vieles der persönliche Charakter des Feldherrn und die dadurch bedingte Denkungsweise seiner Gefährten. Cortez selbst gab die zahlreichen Leibeigenen auf seinen Gütern frei, noch bevor die Krone über dieß Verhältniß der Indier näher entschied. Eine entschiedene Wirksamkeit in der milderen Behandlung der Indier äußerte ferner in Neu-Spanien der geistliche Stand, welcher in Kurzem einen ungeheuren Einfluß auf die Ureinwohner erlangte, und die gewaltthätige Beaufsichtigung derselben von Seiten der Kolonisten dadurch unnöthig machte. — In Peru dagegen war die Behandlung der Eingeborenen eben so schlimm wie auf den Inseln. Nach dem Aufstande des Inca Mango war von Erhaltung der früheren Verhältnisse nicht mehr die Rede. Die Indier wurden durch Pizarro zugleich mit dem Boden vertheilt, außer dem Feldbau zur Bearbeitung von Bergwerken, zur Perlenfischerei und zum Lasttragen gezwungen, oft mehr als hundert Meilen von ihrer Heimath entfernt, und um so heftiger mißhandelt, da der Charakter der Spanier sowohl durch die Art der Eroberung wie durch die Gewaltthaten der bürgerlichen Kriege verwilderte. Allein eben dieß Verfahren in Peru gab den Ausschlag; es bewirkte um so größeren Unwillen im Mutterlande, da die Gefährten Pizarro's in Spanien nicht sehr geachtet waren. Eine entschiedene Meinung in Betreff der Indier begann sich nach den früheren Erfahrungen um so bestimmter auszubilden, da auch die Masse der Geistlichkeit die Vertretung der rothen Rasse übernahm. Endlich auch faßte Carl V. bei Gelegenheit der Unruhen Peru's einen festen Entschluß, und erließ Gesetze, nach welchen die früheren Verhältnisse plötzlich wirksam geändert wurden.

Diese Stimmung der Nation und Regierung war durch Las Casas bedingt. Carl V. hatte den Eindruck nicht verloren, welchen der Dominikaner in seiner Jugend bei ihm zurückließ. Nach der Organisation Neu-Spaniens berief er ihn aus seinem Kloster, ernannte ihn zum Bischof von Chiapa, und ertheilte ihm somit Gelegenheit, in seinen früheren Ideen fortzuwirken. Dort erwies sich Las Casas bald als Beförderer aller Maßregeln zum Wohl der Indier, und reiste zu solchem Zweck 1536 nach Spanien *). Hier fand er eine andere Aufnahme wie früher. Die Minister und die Beamten des indischen Rathes berücksichtigten seine Meinung in solcher Weise, daß ohne seine Theilnahme in den Angelegenheiten Amerika's nichts von Wichtigkeit geschah. Er war bei allen wichtigen Berathschlagungen, oft in Gegenwart des Königs. Außerdem entschied er vollends die öffentliche Meinung. Er gab sein berühmtes Werk von der Verheerung Amerika's heraus, welches

*) So berichtet wenigstens der spanische Geschichtschreiber Zarate gegen das Jahr 1560.

*) Er wollte verhindern, daß bewaffnete Spanier in einem Distrikt von Nicaragua erschienen, wo er die friedliche Bekehrung der Indier leitete.

durch eine beredte, obgleich nicht ganz glaubwürdige und im Einzelnen übertriebene Schilderung vom Unglück der rothen Rasse, nicht allein in Spanien, sondern in ganz Europa einen bedeutenden Eindruck machte. Der Grundgedanke, welcher durch das ganze Werk hindurchging, war die Nothwendigkeit, jede Art von Leibeigenschaft oder Sclaverei gänzlich aufzuheben, als das einzige Mittel, dem Untergange der Indier vorzubeugen, und dieselben in die Civilisation des Christenthums mit Erfolg hinüber zu führen.

Unter diesen Umständen langten die Nachrichten von Pizarro's Ermordung, und von den darauf folgenden Unruhen Peru's in Spanien an. Nach Pizarro's Tode war die eine Militärherrschaft auf die andere gefolgt. Der jüngere Almagro wurde in Lima von den ehemaligen Offizieren und Soldaten seines Vaters zum Statthalter ausgerufen, während die Anhänger Pizarro's sich in Cuzco rüsteten. Der nach Peru entsandte königliche Richter, Vaca de Castro, welchem die Statthalterschaft im Fall vom Tode Pizarro's übertragen war, hatte entschieden die letztere Partei ergriffen, anstatt eine Ausgleichung der Kämpfenden zu veranlassen. Eine blutige Schlacht, worin der jüngere Almagro unterlag, vernichtete die Partei durch Gewalt; die Ueberlebenden wurden hingerichtet oder verbannt, und eben so wohlbegründete Klagen, wie nach der Hinrichtung des älteren Almagro, gelangten nach Spanien. Das Schicksal der Indier war aber während des Bürgerkrieges bedeutend verschlimmert. Die Heere beider Parteien schleppten das sechs bis siebenfache ihrer eigenen Zahl an indischen Leibeigenen zur Transportirung des Geschützes, der Lebensmittel u. s. w. mit sich, von denen der größere Theil während des Kampfes durch Waffengewalt und Mühseligkeiten zu Grunde ging.

Somit bot sich für Carl V. Gelegenheit, sowohl die Gewalt der Krone durch Unterdrückung der bürgerlichen Unruhen zu befestigen, wie auch die Verhältnisse der Indier seiner jetzt gewonnenen Ueberzeugung gemäß zu ordnen. In letzterem Sinne erließ er eine Reihe von Ordonnanzen, als deren eigentlichen Urheber alle Quellen den Las Casas angeben, und welche die Grundlage zu allen späteren Gesetzen über die Indier und den dadurch bedingten Zustand derselben in den spanischen Kolonien bieten. Ihr Hauptinhalt war folgender: Die Indier sind frei und Unterthanen der Krone; sie können unter keiner Bedingung, weder im Kriege, noch in Aufständen, noch durch Selbstverkauf zu Sclaven gemacht werden. Niemand darf sie ohne ihre Einwilligung zum Lasttragen oder im Bergbau gebrauchen, außer in durchaus nothwendigen Fällen, wo aber ihre Arbeit baar bezahlt werden muß. Zur Perlenfischerei darf sie Niemand bei Todesstrafe zwingen. Alle Gerichte (Audienzen) werden angewiesen über den Schutz der Indier zu wachen. — Zugleich erhielten die spanischen Kolonisten einen heftigen Schlag, welcher ihre Obergewalt über die Indier, wie ihre Selbstständigkeit der spanischen Krone gegenüber untergrub. Die Klöster, Beamte u. s. w., die Güter mit Indiern erhalten hatten, sollten dieselben wieder herausgeben, und die Eroberer dergleichen Besitzungen nicht als erbliches Familienmajorat, sondern nur als persönliches Eigenthum bis zu ihrem Tode behalten. Für Peru wurde noch besonders verfügt, daß alle Spanier, welche in den Streitigkeiten Pizarro's und Almagro's einen widerrechtlichen Antheil genommen hätten, ihre Güter dadurch verwirkt haben sollten. — Besondere Beamte wurden aus Spanien entsandt, um diese im October 1542 zu Madrid publicirten Ordonnanzen in den verschiedenen Kolonien durchzuführen; für Peru ein besonderer Vicekönig, Blasco Nunnez de Vela, und ein Audienzhof von 4 Richtern.

Die Ordonnanzen bewirkten überall in den Kolonien Bestürzung und Erbitterung über die Regierung des Mutterlandes; allein die Gewalt derselben war beinahe überall zu wohl begründet, als daß ein ernstlicher Widerstand hätte stattfinden können. Von Mexico aus gingen zahlreiche Vorstellungen an den Hof, und der Vicekönig hielt es für rathsam, die gänzliche Durchführung der neuen Gesetze bis 1550 aufzuschieben. Diese wurden dort zuletzt durch den Umstand beschleunigt, daß die Leibeigenen unter dem Schutz der Audienzen die früheren Dienste, wenn man sie nicht bezahle, verweigerten. Für die Zukunft hatten somit die größeren Massen des Volkes durch die Eroberung gewonnen, da eine persönliche Freiheit für sie eintrat, wie sie zur Zeit des aztekischen Kaiserreichs nie bestanden hatte. — In Peru aber ergab sich offener Widerstand gegen die königlichen Verordnungen, da die Bestimmung über die Theilnehmer am Bürgerkrieg Alle ohne Ausnahme gefährdete, da die Soldaten durch des Pizarro Verfahren, wie durch die Zerrüttung der Bürgerkriege an Gewaltthätigkeit schon lange gewöhnt waren, und da endlich der Vicekönig die Ausführung der königlichen Befehle so entschieden betrieb, daß eine plötzliche Veränderung aller Verhältnisse die Folge war.

Blasco Nunnez de Vela, ein Rechtsgelehrter von jener rechtlichen und strengen Gesinnung, welche die rücksichtslose und buchstäbliche Ausführung der Gesetze als die Ehre des Richters erkennt, erwies in Handlung und Denkungsweise denjenigen Charakter, welcher bei einem unabhängigen und auf seine Selbstständigkeit stolzen Richterstande sich zu ergeben pflegt *). Er war unbestechlich, unbeugsam und muthig, andererseits aber auch stolz und hochfahrend, und niemals an Unterhandlungen oder beschwichtigende Maßregeln, sondern nur an Richtersprüche und deren Ausführung gewöhnt. Zugleich scheint er einen bitteren Haß gegen jede, auf persönliche Subordination begründete Militärgewalt gesetzt zu haben, so daß es ihm Freude gewährte, die übermüthigen und an Herrschaft gewöhnten Offiziere Pizarro's unter das bürgerliche Gesetz zu beugen. Gleich bei seiner Landung in Tumbez (Febr. 1544) verfuhr er auf solche Weise, daß der Schrecken vor ihm herging. Er entsandte nach

*) Die Gerichte Spanien's (Audienzen) besaßen im Allgemeinen unter der alten Regierung eine solche Selbstständigkeit und Achtung der Nation, daß sogar die neuesten Veränderungen an ihrer Form und Zusammensetzung wenig umgebildet haben.

Digitized by Google

allen Punkten die Ordonnanzen, setzte sogleich alle Indier in den Gegenden, die er auf der Reise nach Lima durchzog, in Freiheit, und wies die Gesuche der an ihn geschickten Deputationen über Aufschiebung seines Verfahrens mit Härte zurück. Besonders scharf fuhr er die ehemaligen Offiziere Pizarro's als übermüthiges Raubgesindel an, zu dessen Bestrafung er nach Peru gekommen sei. Er selbst nahm keine Frohndienste und Lieferungen von Indiern, sondern bezahlte seine Lastträger u. s. w. mit baarem Gelde. In Lima herrschte bei seinem Einzuge die größte Bestürzung, die er selbst durch die Verhaftung von Vaca de Castro, als eines ungerechten Richters, vermehrte, welcher eine bestimmte Partei ergriffen und dadurch die Ehre des Standes verletzt habe. Alsdann ließ er Offiziere in's Gefängniß werfen, von denen Einer ihm gedroht hatte. Ohne Verzug begann er die Untersuchung über die Gütervertheilungen, und verbreitete dadurch eben so großen Schrecken im ganzen Lande, wie durch seine Freigebung der Indier.

Die Verhältnisse waren jedoch von solcher Art, daß dieß Verfahren ohne Widerstand nicht durchgeführt werden konnte. In Cuzco besonders wohnte nach der Plünderung der Gefährten Almagro's eine Menge von Offizieren und Soldaten, welche vom Vicekönige den bestimmten Verlust ihrer Güter erwarten mußten. Unzufriedene flüchteten sich dorthin aus allen Theilen des Reiches, und endlich erschien Gonzalo Pizarro in der Stadt, der einzige im Lande noch übrige Bruder des Eroberers, von einer Anzahl Anhänger begleitet, die er auf seinen Gütern in Ober-Peru gesammelt hatte. Seine Ankunft gab das Signal zur Widersetzung. Es bildete sich eine Junta zu dem Zweck, die Ausführung der königlichen Befehle zu verhindern. Die Artillerie und Munitionsvorräthe, so wie die königlichen Kassen wurden im Süden mit Beschlag belegt, Truppen ausgehoben, und Pizarro als Bevollmächtigter mit bewaffneter Mannschaft nach Lima unter dem Vorwande, Vorstellungen zu machen, entsandt. Der Verrath vermehrte sein Heer. Der Vicekönig bewaffnete die Einwohner von Lima, ließ die Glocken zu Geschützen umschmelzen, berief die Truppen im Norden nach der Hauptstadt, und entsandte Abtheilungen, um die Gebirgspässe, die nach Cuzco führten, zu besetzen. Allein jene Truppen gingen zu Pizarro über; mehrere Offiziere entfernten sich zu demselben Zweck aus Lima; die Einwohner wurden unruhig und der Vicekönig machtlos durch den allgemeinen Abfall. Sogar die Mitglieder der Audienz traten mit Pizarro in Verbindung. Die Herrschaft der Gesetze ward unterbrochen; somit griff der Vicekönig zu gewaltsamen Mitteln. Er ließ den ersten Finanzbeamten, aus dessen Hause die zu Pizarro geflüchteten Offiziere bewaffnet losgebrochen waren, verhaftet in den Palast bringen, und dort nach einem heftigen Wortwechsel niederstoßen, während der Aufruhr schon auf den Straßen tobte. Die Mitglieder der Audienz, ein ähnliches Schicksal befürchtend, verführten die noch treu gebliebenen Truppen; Vela ward von seinen Wachen preisgegeben, und im Tumulte auf Befehl der Audienz gefangen auf ein Schiff gebracht, um zuerst auf eine entlegene Insel, und von dort nach Spanien gelegentlich geführt zu werden.

Gonzalo Pizarro drang unterdeß bis auf eine Meile von der Hauptstadt mit 1200 Mann, und verlangte von der Audienz die Anerkennung als Generalkapitän und Statthalter. Die von der Krone eingesetzte Behörde wagte jedoch nicht in eine Forderung offen einzuwilligen, welche die Gewalt des Mutterlandes factisch beendete. Sie versuchte Unterhandlungen; allein der Unterfeldherr Pizarro's, Carvajal, drang in die Stadt und schlug allen Widerstand durch Gewaltthätigkeit nieder. Er ließ 28 Bürger, von welchen Widerstand zu erwarten war, in's Gefängniß werfen, und 4 derselben sogleich aufhängen. Pizarro drohete mit Plünderung und Verwüstung der Stadt, im Fall ihm die Schlüssel nicht überbracht würden. Die Audienz und die Municipalität gab nach; Pizarro hielt seinen Einzug als Sieger und unumschränkter Herrscher. Eine Militärregierung hatte begonnen, welche durch Gewalt begründet, durch den Schrecken sich erhielt.

Der Vicekönig hatte selbst nach seiner Verhaftung nicht nachgegeben, und drohete Allen, die ihm feindlich entgegen traten, mit der Rache des Mutterlandes. Sobald das Schiff, auf welchem er gefangen war, die hohe See erreichte, warf der Richter des Audienzhofes, der mit seinem Transport beauftragt war, sich ihm zu Füßen, und bat um Verzeihung. Vela befahl ihm nach Tumbez zu steuern, entschlossen, keinen Versuch zur Behauptung seiner Würde und zur Durchführung der Gesetze zu unterlassen. Als er an's Land trat, fand er Anhang; er sammelte 200 Mann und suchte sich des Nordens zu versichern; die Behörden von Quito erklärten sich für ihn und luden ihn ein. In der Hauptstadt fand er jedoch eine Abneigung der Kolonisten, die es ihm unmöglich machte, die Provinz zu behaupten. Ein überlegenes Heer Pizarro's rückte näher, um ihn zu vertreiben. Er verließ Peru und zog nach Popayan, einer von Peru unabhängigen Provinz, wo Belalcazar, der frühere Eroberer Quito's, aus Haß gegen Pizarro, ihn günstig aufnahm und unterstützte. Sein Rückzug ging über die wildesten Anden, wo er ohne Hülfe der Indier verloren gewesen wäre. Die Eingeborenen, die er vom Druck befreite, erwiesen ihm die höchste Anhänglichkeit, zeigten die Gebirgspfade, lieferten Lebensmittel und versteckten die Zersprengten. Dem Heere Pizarro's gegenüber war jedoch ihr Beistand nutzlos. Kein Indier wagte für den Vicekönig die Waffen zu ergreifen, eben so wenig, wie früher einen entschlossenen Kampf um die Unabhängigkeit.

Vela's Lage war um so mißlicher, da er sich gänzlich von Spanien abgeschlossen sah. Während seines Aufenthalts in Quito war Panama von einem Hauptmann Pizarro's ohne Widerstand genommen; Nombre de Dios, von der entgegengesetzten Seite der Landenge von Darien, war ebenfalls in dessen Gewalt gefallen. Der Vicekönig war somit auf die geringen Hülfsquellen beschränkt, welche eine verhältnißmäßig unbedeutende Provinz und das kaum unterworfene Neu-Grenada ihm

Digitized by Google

gewähren konnte. Pizarro bot ihm einen Vergleich, allein Vela bewahrte seinen früheren Stolz und wies jede Unterhandlung mit Empörern entschieden zurück. Als er sein Heer auf 400 Mann verstärkt hatte, machte er noch einen Versuch, sein Vicekönigreich zu erobern, und setzte sich nach Quito in Bewegung, wo ihn Pizarro, auf Uebermacht vertrauend, 20 Meilen vor der Hauptstadt mit mehr als 800 Mann erwartete.

Der Vicekönig war selbst kein Soldat, und mußte die Führung der Truppen seinen Offizieren überlassen. Er beschloß seine Laufbahn mit demselben unerschütterlichen Muthe und derselben Hartnäckigkeit, die er von seinem ersten Auftreten an in Peru erwiesen hatte. Wider den Rath seiner Feldherrn drang er auf eine schnelle Entscheidung, befahl, dem Feinde unverweilt entgegen zu rücken, und veränderte sogar in der Schlacht die von Jenen getroffene Ordnung (18. Januar 1546). Sobald die Schlachtlinie Pizarro's sichtbar wurde, geschah der Angriff von der schwächeren Seite. Die Offiziere des Vicekönigs verlangten, er solle die Nachhut führen, und erst im entscheidenden Augenblick am Kampfe Theil nehmen; allein Vela stellte sich an die Spitze der Reiterei, warf sich zuerst auf den Feind, und focht wie ein gemeiner Soldat unter den Vorderen. Er selbst sank sterbend vom Pferde; die meisten seiner Offiziere fanden mit ihm den Tod, und sein Heer ward zurückgeworfen und zersprengt. Pizarro erfocht einen vollständigen Sieg.

Mittlerweile unterlag die Partei der Royalisten im Süden nach einem schwachen Versuche, die königliche Gewalt in Ober-Peru zu behaupten. Der Unterfeldherr Pizarro's, Carvajal, ein 80jähriger Greis und erfahrener Feldherr, allein so grausam rücksichtslos und raubsüchtig, wie kaum ein Anderer unter den Eroberern, unterdrückte den Aufstand durch Gewaltthat. Er ließ mehr als 300 angesehene Kolonisten in Cuzco hinrichten und ihre Güter confisciren; die Unsicherheit der Personen und des Eigenthums stieg bis zu solchem Grade, daß bloßer Verdacht oder ein geäußerter Zweifel an der Fortdauer der Militärregierung Tod und Beraubung zur Folge hatte. Dem Führer des Aufstandes, Diego Centeno, gelang es jedoch, zu entkommen; er flüchtete in die Anden, und ward dort von Indiern in einer Höhle versteckt und ernährt.

In Peru bestand jetzt eine vom Mutterlande unabhängige Militärregierung, deren Dauer um so fester begründet erschien, da die Landenge von Darien sich in ihrem Besitz befand, so daß eine Sendung von Truppen aus Spanien als unmöglich erschien. Ohnedem besaß Pizarro eine nicht unbeträchtliche Flotte, und war somit der Herr des Meeres an der Westküste von Amerika. Nach dem Siege handelte es sich um Befestigung der Gewalt. Mit Spanien war gebrochen; Zufluß an Kolonisten und Soldaten konnte somit nur von anderen europäischen Staaten erlangt werden. Allein damals war noch kein fremdes Schiff im stillen Ocean erschienen; nur die Franzosen kreuzten raubend an der Landenge von Darien, und die Spanier in Peru verschmäheten es aus Eifersucht und Nationalstolz sich mit den Feinden ihres Mutterlandes einzulassen. Somit war wenigstens Einigkeit der Kolonisten erforderlich; allein Pizarro und ein Rath, welcher aus den Hauptleuten des Heeres bestand, behielt für sich ausschließlich die Regierung, und versagte den Bürgern von Lima jeden Antheil an derselben, obgleich die Unruhen dieser Hauptstadt gegen den Vicekönig sein Glück entschieden hatten. Hohe Besteuerung, die Fortdauer der Schreckensregierung *) und die dadurch bewirkte Unsicherheit des Eigenthums entfremdeten ihm die Einwohner der Städte, denen die Maßregeln Vela's in Durchführung der Gesetze über die Indier weder so drückend, noch so verhaßt erscheinen konnten, wie die darauf folgenden Erpressungen und Beraubungen. Zu diesen Verhältnissen kam Schwäche und ein Schwanken des Pizarro im Entschluß; seinem Bruder unähnlich, überließ er sich dem Wohlleben, und erwies weder Thätigkeit in den Geschäften, noch eine kühne Entschlossenheit, um das Aeußerste dem Mutterlande gegenüber zu wagen. Die Mehrzahl des Rathes, vor Allem Carvajal und Cepeda, dasjenige Mitglied des Audienzhofes, welches vom Anbeginn gegen Vela für ihn gewirkt hatte, reizte ihn zur förmlichen Unabhängigkeitserklärung, und zum Versuche, die Unzufriedenen der anderen Kolonien über die königlichen Ordonnanzen zu benutzen, ein Verfahren, welches durch den Besitz der Flotte erleichtert wurde; allein Pizarro entsandte Sachwalter nach Spanien, um die königliche Bestätigung seiner Statthalterschaft und Verzeihung wegen des Verfahrens gegen den Vicekönig zu erlangen, und bewirkte dadurch Muthlosigkeit und Mißvergnügen unter den Offizieren, welche ihm die Herrschaft mit dem Schwerte erkämpft hatten. Freilich waren auch die Truppen durch die stets wiederholten und von Anbeginn der Eroberung gewöhnlichen Plünderungen demoralisirt, so daß sie zuletzt nicht mehr aus Anhänglichkeit gegen die Führer, sondern aus Raubsucht und aus Hoffnung auf Beute und Belohnung wie Söldlinge Partei ergriffen.

Mittlerweile erhielt Carl V. die Nachrichten über den Widerstand der Kolonisten in Peru gegen die Ausführung seiner Ordonnanzen während seines Aufenthalts in Deutschland, als der Schmalkaldische Krieg gegen die protestantischen Reichsstände begonnen war. Weil der Kern der spanischen Truppen sich in Deutschland befand, konnte die Regierung keine Streitkräfte des Mutterlandes auf die Unterwerfung des losgerissenen Peru verwenden, sondern war allein auf die Benutzung der inneren Parteiungen des empörten Landes und auf die Hülfsmittel der übrigen Kolonien in Amerika angewiesen. Carl V. traf demgemäß seine Maßregeln. Die Ausführung seiner Ordonnanzen war durch plötzliches Eingreifen mißlungen; es blieb ihm der Versuch staatskluger und beschwichtigender Maßregeln durch einen Beamten, welcher weniger durch offene Strenge, wie durch

*) Die Zahl der Hingerichteten betrug 600 von 6000 in Peru ansässigen Kolonisten und Bürgern.

Digitized by Google

Gewandtheit in Benutzung der Menschen und Umstände die Durchführung jenes Zweckes unternehmen wurde. Seine Wahl fiel auf einen Rath der Inquisition, Pedro de la Gasca, welcher sowohl Klugheit in verwickelten und geheimen Geschäften, wie auch eine besondere Mäßigung im Gebrauche der furchtbaren Gewalt jenes Tribunals bereits erwiesen hatte*). Gasca erhielt die unbeschränkteste Vollmacht, wie sie später von der spanischen Krone für ihre Kolonien niemals ertheilt wurde; sogar die Veränderung der königlichen Ordonnanzen, die den Sturm erregt hatten, ward ihm frei gestellt. Dieß war jedoch Alles, was ihm die Krone ertheilen konnte; er schiffte sich weder mit Truppen noch Geldmitteln ein, und gelangte als Präsident einer königlichen Audienz an die Küste Amerika's.

Der Kommandant in Nombre de Dios ließ ihn ungehindert an das Land; Gasca zeigte seine Vollmachten, versprach die Modifizirung der Ordonnanzen, und erließ sogleich eine allgemeine Amnestie für Offiziere und Soldaten, welche ohne Widerstand sich der Krone unterwürfen. Dieß wirkte gleich anfangs. Der Kommandant in Panama und die dort befindliche Flotte Pizarro's stellten sich unter seinen Befehl; Gasca besaß somit einen festen Punkt, wo er Streitkräfte aus San Domingo, Mexico u. s. w., seinen Vollmachten gemäß, sammeln, und ein ansehnliches Heer zur Eroberung Peru's sich bilden konnte. Zugleich begann er Versuche zur Friedensstiftung, entsandte einen Brief des Königs an Pizarro, worin diesem Verzeihung versprochen wurde, im Fall er die usurpirte Gewalt niederlege, und ließ durch Boten die Kunde seiner Maßregeln in' allen Theilen Peru's verbreiten.

Pizarro und der herrschende Rath seiner Offiziere wies jedoch die Anerbietungen im Gefühle der Ueberlegenheit entschieden zurück; sie verfügten über das Heer und die Schätze Peru's, und der Schrecken hatte eine scheinbar allgemeine Unterwerfung unter ihre Regierung bewirkt. Ihre Antwort bestand in der Hinrichtung mehrerer Gefangenen zu Lima, und in der Verurtheilung Gasca's zum Tode. Pizarro zog 1000 Mann bei der Hauptstadt zusammen, vertheilte unter dieselben reiche Geschenke aus den confiszirten Gütern, um sich ihrer Anhänglichkeit zu versichern, und nahm den Einwohnern und Behörden einen Eid ab, zur Behauptung seiner Statthalterschaft ihre Habe und ihr Leben zu opfern; allein Unzuverläßigkeit und Abfall, durch die oben erwähnten Verhältnisse bestimmt, ergab sich von allen Seiten. Die Militärherrschaft war untergraben, und vermogte nur noch einmal ihre Kraft gegen Innen zu zeigen; so wie ein äußerer Stoß hinzu kam, stürzte ihr Gebäude zusammen.

Die Ankunft Gasca's erregte zuerst in Cuzco Bewegung, wo die zahlreichen Hinrichtungen eine solche Rachsucht bewirkt hatten, daß die frühere Anhänglichkeit an Pizarro verschwunden war; das Haupt des früheren Aufstandes, Centeno, verließ seine Höhle, sammelte 50 Flüchtige, und drang mit diesen des Nachts in die Stadt. Nach einem kurzen Gefecht erhoben sich die Einwohner für den König; Ober-Peru, um so wichtiger durch die kürzlich entdeckten Bergwerke von Potosi, folgte dem Beispiel, und nach wenigen Monaten war die Gewalt Pizzaro's im Süden beendet. Er setzte sich mit 1000 Mann in Bewegung, um das Verlorene wieder zu erlangen; allein mittlerweile begann der Abfall im Norden. Gasca hatte 500 Mann aus den übrigen Kolonien zusammengezogen; der Besitz der Flotte erleichterte seine Operationen. Er landete zuerst in Tumbez; die Kolonisten bewaffneten sich und vermehrten sein Heer; dasselbe geschah in Trujillo. Kaum hatte sich Pizarro aus Lima entfernt, so erschien Gasca mit der Flotte; die Bürger der Hauptstadt erhoben sich in Masse und proklamirten die Wiederherstellung der königlichen Gewalt. Gasca selbst verfuhr mit der Klugheit und Mäßigung, welche es allein vermag, ein durch Bürgerkrieg zerrissenes Land zu beruhigen. Sein Benehmen bot überall den Gegensatz zu dem strengen und stolzen Verfahren Vela's, und beschwichtigte in derselben Weise durch Milde, Schlauheit und Schmeichelei, wie dieser durch Härte und Offenheit gereizt hatte. Er gewann Alle, die zu ihm kamen durch Freundlichkeit, beschwichtigte die Besorgnisse derjenigen, welche durch die Ordonnanzen Verkürzung befürchten mußten, durch unbestimmte Versprechungen, bei denen er sich Nichts vergab, und brachte die Amnestie in der Art zur Ausführung, daß er sogar bei Keinem die Vergangenheit in Erwägung zog. Seine Truppen hielten strenge Disciplin; Geldmittel, die ihm aus den übrigen Kolonien zuflossen, setzten ihn in Stand, weder drückende Besteuerung, noch Requisitionen durchzuführen. Auf der Küste hatte er bis Lima keinen Widerstand gefunden; im Inneren ward ihm dieselbe Aufnahme zu Theil; sein Heer vermehrte sich in solcher Weise, daß es die Truppen Pizarro's an Zahl überstieg. Er ließ im Thale von Jauja ein Lager zum allgemeinen Sammelplatz aufschlagen, und versuchte von hieraus noch einmal einen gütlichen Vergleich mit Pizarro; allein diesem hatte das Glück noch einmal gelächelt. Der Aufstand Centeno's gegen ihn im Süden war durch die blutigste Schlacht unterdrückt (20. Oct. 1547), welche während des ganzen Bürgerkrieges in Peru gefochten war; die Hälfte der Truppen fiel auf beiden Seiten; das Heer der Königlichen, größtentheils aus Kolonisten und aus Bürgern von Cuzco bestehend, unterlag den kriegsgewohnten Truppen Pizarro's, und es gelang ihrem Führer, Centeno, nur mit 30 Mann zu Gasca zu entkommen. Cuzco wurde wieder genommen und geplündert, und der Muth Pizarro's und seiner Offiziere wurde um so höher gesteigert, da die Mehrzahl der Truppen des Präsidenten aus Leuten bestand, die der Waffen und des Krieges nicht gewohnt waren.

Gasca begann seine Operationen im Beginn des Frühlings 1548, und setzte sich mit 1600 Mann von Jauja aus gegen Cuzco in Bewegung. Pizarro rückte

*) Gasca war in Valencia mit der Beaufsichtigung der Neubekehrten Mauren zu einer Zeit beauftragt gewesen, wo der türkische Sultan Soliman eine Landung in Spanien beabsichtigte.

Digitized by Google

ihm nicht eher entgegen, als bis ihm nur die Wahl zwischen einer Belagerung in Cuzco oder einer Schlacht in der Nähe dieser Hauptstadt blieb, wo bereits die meisten entscheidenden Kämpfe während des Bürgerkriegs geliefert waren. Zu seinem Unglück hatte er sich mit seinem Unterfeldherrn, Carvajal, entzweit, und verschmähete es deßhalb, diesem seinem besten Offiziere ein Kommando zu ertheilen. Am 8. April 1548 standen sich die Heere gegenüber, und am folgenden Tage begann das Gefecht, worin die Truppen Pizarro's sogleich einen Nachtheil erlitten, indem die Artillerie des Feindes einen entschiedenen Vortheil durch ihre Stellung erlangte. Gasca hatte offenbar im Heere Pizarro's Einverständnisse, und sparte wahrscheinlich weder Gold noch Versprechungen. Als die Schützen den Kampf eröffneten, brachen 2 der angesehensten Offiziere Pizarro's, Cepeda und Garcelaso de la Vega, aus ihrer Stellung heraus, und gingen im Angesicht der Truppen zum Präsidenten über; ein Abfall, welcher das gegenseitige Vertrauen derselben vernichtete. Während die feindliche Artillerie auf ihre Reihen feuerte, zerstreuten sich mehrere Haufen; einige Soldaten liefen zum Feinde, andere flohen. Pizarro suchte vergebens der Unordnung zu steuern; er stellte sich an die Spitze seiner Lanzenträger, um einen Angriff auszuführen, allein auch diese flohen nach Cuzco. Die Unordnung ward allgemein, als die feindlichen Reihen eine Bewegung vorwärts machten. Ein Offizier rief dem Pizarro zu: „Stürzen wir auf den Feind und sterben wir als Römer!“ Allein Pizarro schien in der Bestürzung über den allgemeinen Abfall der Seinen den Muth verloren zu haben, um den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen. Er erwartete ruhig den Feind, und ergab sich einem Offizier der Vorhut als Gefangener. Der Sieg des Präsidenten war so unblutig erfochten worden, daß seine Truppen nur ein Paar Leute an Todten verloren hatten. Ohne Verzug marschirte er nach Cuzco, um die Plünderung der Stadt zu verhüten, und hielt dort am folgenden Tage seinen Einzug.

Somit war die Militärherrschaft der Eroberer beendet; Gasca begründete die königliche Gewalt mit derselben Klugheit, die ihm den Sieg verschafft hatte. Die gefangenen Häupter der Militärpartei wurden hingerichtet; die verschonten Offiziere und Soldaten verloren ihr Vermögen, und wurden beinahe sämmtlich aus dem Lande geschafft. Die zukünftige Einrichtung der Kolonie ward aber nicht eher in's Werk gesetzt, als bis ein frischer Zufluß von Kolonisten und Truppen den Präsidenten der Abhängigkeit von denjenigen überhob, die ihm selbst zum Siege verhalfen, oder bis er sich derselben durch Unternehmungen in entfernten Gegenden entledigte. Zuerst wurden die Forderungen auf Belohnung durch die reiche Beute des Sieges beschwichtigt; alsdann entsandte Gasca eine Abtheilung zur Kolonisation in Ober-Peru, am Rande der Pampas-Ebenen, und ein Viertel seines Heeres zur Eroberung von Chili. Erst dann schritt er zu dem mißlichen Geschäfte der Vertheilung von Landgütern, welche bis zum Einkommen von 2 Millionen Pesos durch Confiskationen vacant geworden waren. Er traf die Anordnungen im tiefsten Geheimniß und in solcher Weise, daß er sich der angesehensten Offiziere versicherte, während der größere Theil in seinen Erwartungen auf Belohnung um so mehr getäuscht werden mußte, da Gasca das wichtigste Eigenthum (z. B. die Bergwerke von Potosi, ein Eigenthum Pizarro's) für die Krone zurückbehielt. Er selbst begab sich nach Lima, um den Klagen der Getäuschten auszuweichen, und hinterließ den Befehl, die versiegelten Theilungsakten erst nach seiner Abreise zu eröffnen. Als dieß geschah, brachen Tumulte aus; allein die erwähnten Maßregeln hatten zur Folge, daß die beginnenden Unruhen im Keime unterdrückt wurden.

Von Lima aus brachte Gasca die Ordonnanzen über die Indier zur Ausführung. Jene Verordnungen, welche früher den Aufstand veranlaßt hatten, wurden jetzt ohne Widerstand durchgeführt. Ohne Zweifel waren die Maßregeln den Kolonisten eben so verhaßt wie früher, allein die mannigfachen, während der Militärregierung erlittenen Drangsale hatten alle Neigung zum Widerstand gegen die Krone niedergeschlagen. Die Sclaverei der Indier ward unter jeder Bedingung untersagt, der Frohndienst beschränkt, und auf bestimmtes Tagelohn geschätzt; eine regelmäßige Besteuerung an edlen Metallen, Naturprodukten oder Arbeit trat an die Stelle der Beraubung und der damit verbundenen Mißhandlung; das spanische Recht ward auf die Indier ausgedehnt, und bestimmte Beamte eingesetzt, welche die Prozesse derselben gegen die Kolonisten zu führen hatten; die Verwaltung ihrer Gemeinden und die Schlichtung ihrer eigenen Streitigkeiten ward den Spaniern genommen, und eingeborenen Kaziken übertragen. — Die Anzahl der eingeborenen Peruaner hatte sich jedoch unter den früheren Drangsalen so sehr verdünnt, daß die Einfuhr von Negersclaven für Peru erlaubt werden mußte. Ohne jene Maßregeln wäre ihr Stamm wahrscheinlich in derselben Weise erloschen, wie auf den westindischen Inseln.

Nach der Beruhigung des Landes legte Gasca seine Gewalt in die Hände der Audienz nieder, und begab sich nach Spanien, wo er die Achtung des Hofes und der Nation um so mehr erlangte, da er eben so arm, wie er das Mutterland verlassen hatte, 1550 dorthin zurückkehrte.

Vier Jahre nach Gasca's Abreise ergab sich noch einmal ein Aufstand einiger Offiziere, welche sich bei der Gütervertheilung für beeinträchtigt hielten; allein dieser ward mit blutiger Strenge unterdrückt, und hatte zur Folge, daß Peru von jenen Spaniern gänzlich gereinigt wurde, welche nicht durch Arbeit, sondern durch Beute sich zu bereichern suchten. Die letzten Eroberer und Gefährten Pizarro's gingen bis auf 3 zu Grunde, und der Inca Garcelaso de la Vega konnte nach 50 Jahren mit einiger Schadenfreude berichten, kein einziger Spanier, der bei dem Prozeß Atakualpa's gegenwärtig gewesen, und dann im Lande verblieben sei, habe mit natürlichem Tode sein Leben beschlossen. Dr. Kottenkamp.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Königstiger (Felis tigris).

(Tafel 4.)

Gehört zu der Familie der großen Katzengattungen. Er hat beinahe die Größe des Löwen, ist aber gestreckter und leichter gebaut, 5—6 Fuß lang, 3½ Fuß hoch, der Schwanz mißt 2—3 Fuß. Sein Kopf ist rundlicher als der des Löwen, und die Schnauze mehr vorgezogen, eine Mähne fehlt ihm, wird aber beim männlichen Tiger durch die längeren Backenhaare ersetzt. Die Grundfarbe der Haut ist rothgelb, der Bauch weiß; über den ganzen Körper zeigen sich schwarze Querstreifen, welche den Tiger von allen andern großen Katzengattungen unterscheiden.

Die Heimath des Tigers ist das südliche und mittlere Asien, von Hindostan bis an die südliche Gränze Sibiriens, von China bis an den Aralsee; er hält sich theils in Wäldern, theils in Gebüschen und Schilfgründen in der Nähe der Flüsse und Straßen oder der Wohnungen der Menschen auf, von wo er, ein fürchterlicher Räuber, seine Angriffe auf Menschen und Thiere macht. Der Tiger hat die Kühnheit des Löwen ohne dessen Großmuth zu besitzen, und deßhalb zeigt er sich in seinen Angriffen mehr frech als muthig. Hinter dem Buschwerk gekauert liegt er am Wege und schaut mit seinen grüngelben Augen hinaus auf den Weg, ob nicht etwas, das er rauben könnte, vorbeikommt, oder schleicht auf seinen elastischen Tatzen leise gehend sich in die Nähe der Wohnungen, um sich einen Raub zu suchen. Geht ein Mensch vorüber, so wartet er, bis er ihm den Rücken zuwendet, springt dann mit raschen Sätzen auf ihn zu und trägt ihn mit derselben Leichtigkeit fort, mit welcher eine Katze eine Maus wegträgt. Seine Muskelstärke ist der des Löwen gleich, und so ungeheuer, daß er einen Büffel fortzuschleppen vermag. Die Wirkung seiner furchtbaren Zähne und Krallen ist so heftig, daß gewöhnlich der erste Angriff hinreicht, um eine tödtliche Verblutung herbeizuführen. Ist der Tiger hungrig, so gilt es ihm gleich, ob der Mann, auf den er es abgesehen, in starker Gesellschaft kommt oder allein; mitten aus einem wohlbewaffneten Reitertrupp ist er im Stande, einen Mann vom Pferde zu reißen und fortzuschleppen; seine unglaubliche Schnelligkeit und die Möglichkeit, sich im dichten Gebüsche schnell zu verstecken, sichert ihn selbst bei einem solchen Angriffe vor Verfolgung. Selbst das Feuer, das sonst die großen Katzengattungen abhält, nächtliche Angriffe zu machen, verhindert den Tiger, wenn er hungrig ist, nicht, den Menschen anzugreifen, er packt den müden Jäger, der in der Nähe des Feuers gelagert sich vor wilden Thieren sicher glaubt, und schleppt ihn nach seinem Lager.

Bei all' dieser maßlosen Frechheit hat aber der Tiger nicht den Muth, einen Menschen, der ihm in's Gesicht sieht, anzugreifen, es sei denn, daß er durch den Raub seines Jungen oder durch eine erhaltene Schußwunde in völlige Wuth gebracht werde. Durch ihre Festigkeit rettete einst eine Engländerin eine ganze Gesellschaft vor dem Angriffe dieses Raubthieres. Nicht ferne von ihrem Landhause in der Nähe von Calcutta brachte diese Dame den Abend unter heiterm Scherz in Gesellschaft zu. Plötzlich gewahrte einer der Herrn die funkelnden Augen eines Tigers im nächsten Buschwerk, Waffen waren nicht zur Hand, Flucht war gefährlich, denn auf den ersten Fliehenden wäre sicher die Bestie losgestürzt. Da gebot die Dame Allen Ruhe, trat in gebieterischer Stellung vor, blickte dem Tiger in's Auge und hielt ihren Sonnenschirm gegen ihn ausgespannt. Der Tiger heulte dumpf und lag sprungfertig da, wagte aber nicht hervorzustürzen, so daß die Gesellschaft langsam den Rückzug antreten und das Landhaus gewinnen konnte. Der Tiger folgte mit langsamen Schritten wie eine Katze am Boden kriechend, aber stets blickte ihn die heldenmüthige Frau, langsam zurückweichend, an, und ließ ihn nicht aus den Augen, bis alle in Sicherheit waren, worauf das Thier die ganze Nacht hindurch in machtloser Wuth heulend das Haus umkreiste. So trägt der wahre Muth immer den Sieg über die Frechheit davon.

Man hat den Tiger beschuldigt, er morde aus Mordlust, wie der Marder, und sauge seinem Opfer nur das Blut aus; dieß gilt zwar von andern Katzengattungen, wie vom Jaguar, der sich im Blute berauscht, der Tiger thut dieß aber nicht. Ist er gesättigt, so wird er träge und feig, er greift alsdann den Menschen nicht an, geht an einen abgelegenen Ort und schläft nach gehaltener Mahlzeit. Jung eingefangen läßt er sich zähmen, gewöhnt sich an seinen Wärter, erkennt Personen, die ihn aufgezogen hatten und schließt wie der Löwe zuweilen Freundschaft mit Hunden, die man ihm in den Käfig gibt.

Seine Stärke, seine Mordlust, verbunden mit einer schrankenlosen Frechheit, machen den Tiger zu dem gefürchtetsten Raubthier, und er ist in seiner Heimath Ostindien, wo die undurchdringlichen Wälder und Jungeln ihm Versteck genug darbieten, so häufig, daß wegen seiner unablässigen Angriffe Postverbindungen mit dem Innern des Landes gestört, ja ganze Dörfer so sehr beunruhigt werden, daß sie verlassen werden müssen. Kein Thier ist ihm an Kraft gleich, als der Löwe, der Elephant und das Nashorn, daher er sich auch mit Ausnahme dieser drei, an alle wagt, und auch nur selten von diesen angegriffen wird. Sein einziger Feind ist der Mensch, und dieser bietet auch allem auf, um ihn zu vertilgen. Die größten Tigerjagden geschehen auf Elephanten. Mehr als dreihundert Mann zu Fuß, zahlreiche Reiter zu Pferd und Elephanten werden alsdann aufgeboten, und die ganze Schaar bewegt sich gleich einem Heerzuge nach der Stelle, wo sich Tiger befinden. Dieß sind meistens zerstörte Städte des Alterthums, von denen nichts übrig ist, als einige Säulen und Gewölbe, über deren Gestein sich Jungeln und anderes Buschwerk erheben. Man wählt zur Jagd die trockene Jahreszeit, und die Schützen umgeben, sobald sie angekommen sind, auf Elephanten, zum Theil auch zu Pferde, den ganzen Platz. Nun dringen die Eingeborenen, mit Lanzen und Pfeilen bewaffnet, in das Buschwerk ein;

Digitized by Google

erklettern die höhern Bäume, um von dorther zu schießen, zünden das durch die Sonne dürr gewordene Jungelngras an und scheuchen, hinter dem Feuer hergehend, durch Schreien und Lärmen die Tiger aus ihren Verstecken. Wüthend gemacht durch den Lärm und in Schreck gesetzt durch das Feuer, stürzen nun die Tiger hervor nach dem Orte, wo die Elephanten stehen, und hier beginnt nun eine Scene des Kampfes, die ihres Gleichen nicht hat. Die wohlgeübten Schützen lassen die Tiger so weit herbeikommen, bis sie einen sichern Schuß haben und senden ihnen dann gutgezielte Kugeln zu. So lange die Elephanten ruhig bleiben, die Schützen ihr kaltes Blut nicht verlieren, und, wie es Anfangs meistens der Fall, nur ältere Tiger erlegt werden, ist der Vortheil auf der Seite der Angreifer, dringen aber die Schützen unvorsichtig vor, schießen sie aus Uebereilung oder Angst früher ab als sie sollten, und wird hierdurch ein Tiger angeschossen oder zeigt sich eine Tigerin mit ihren halberwachsenen Jungen und wird deren eines verwundet oder getödtet, dann nimmt die Jagd oft einen für das Leben der Angreifenden gefährlichen Ausgang. Alsdann stürzen die Tiger, rasend gemacht durch Feuer, Wunden und Verlust der Jungen, hervor auf die Elephanten und suchen diese beim Rüssel zu packen oder zwischen den Reihen der Jäger hindurchzubrechen und theils das Weite zu gewinnen, theils, was der schlimmste Ausgang ist, ihre Verderber von hinten anzugreifen. Hier zeigt sich nun der Muth der Jäger, die Gewandtheit der Treiber und die anhängliche kühne Ausdauer der Elephanten als das einzige und wesentlichste Rettungsmittel. Jetzt ertönen die Signalhörner, um die Treiber zurückzurufen, welche so schnell sie können zu den Schützen eilen, um mit ihren Waffen diesen beizustehen, die Elephanten rollen ihre Rüssel auf und erwarten den Tiger, der in vollem Sprunge ihnen auf den Kopf zu springen droht, dann packen sie ihn, werfen ihn gleich einem Federball in die Höhe und zertreten ihn mit den Füßen. Gelingt es dem Tiger, sich eher festzukrallen, als es dem Elephanten möglich ist, ihn seine unerwartete Reise in die Luft machen zu lassen, so sucht ihn der Elephant an dem nächsten Baume mit der Stirn zu erdrücken, oder die auf ihm befindlichen Schützen befreien das treue Thier durch Erlegung der Bestie, durch einen eben so nahen als sichern Schuß; das einzige Rettungsmittel, wenn der Tiger von hinten auf den Elephanten springt. Werden die Elephanten durch das Feuer, das Schießen und die Angriffe der Raubthiere dagegen scheu und toll, so rennen sie brüllend mit aufgehobenem Rüssel davon, alles zerstampfend, was ihnen nun unterwegs begegnet. Dann hat die Jagd das Ansehen einer Flucht mit allen Schrecken der Verwirrung, nun sorgt jeder für die Rettung seines eigenen Lebens und hat von Glück zu sagen, wenn er mit heiler Haut davonkommt, denn der Wahl, von rasenden Tigern zerrissen oder von tollen Elephanten zertreten zu werden, sieht der unglückliche Jäger dann oft entgegen und hat seine Rettung nur seiner Gewandtheit oder Entschlossenheit zu verdanken.

Schon im Alterthum war zur Zeit, als Rom von Kaisern regiert wurde, der Tiger nicht nur bekannt, sondern ward theils gezähmt, theils gleich andern wilden Thieren zu Kämpfen der Belustigung wegen benützt; das letztere geschieht noch heutzutage an den Höfen der indischen Fürsten und gewährt einen merkwürdigen Anblick, indem sich bei solchen Spielen die ganze Natur dieser wilden Thiere entfaltet. Am häufigsten geschieht der Kampf des Tigers mit seinem natürlichen Feinde, dem Elephanten. Zu dem Ende wird ein starker männlicher Elephant, dessen Stoßzähne gut entwickelt sind, in den von Mauern oder Pallisaden umgebenen Circus gelassen, meistens aber zuvor durch eine starke lederne Ueberdecke am Kopf und am obern Theil des Rüssels geschützt, damit ihn die Krallen des Thieres nicht beim ersten Sprunge verwunden können. Gemeiniglich reizt man nun den Elephanten durch allerlei Neckereien; Reiter mit rothen Fähnlein an den Lanzen sprengen herein, kommen auf den Elephanten zu und necken ihn durch gelindes Stechen und Schwenken der Fähnlein aus seiner apathischen Indolenz heraus. Nachdem dieß geschehen ist und der Elephant durch das gewandte Entrinnen der Reiter, die ihre Pferde schneller zu schwenken verstehen, als der Elephant sich umdrehen kann, in Wuth versetzt, mit erhabenem Rüssel drohend umherläuft, ertönen von der Seite her, wo man den Tiger herauslassen will, die Trompeten, um dorthin die Aufmerksamkeit des ungestalten Kämpfers zu richten. Jetzt öffnet man den Käfig des Tigers, welcher gemeiniglich, sobald er seines Gegners ansichtig wird, an dem Rande des Circus hinläuft, um sich eine Stelle zu suchen, von wo aus er am besten dem Elephanten sich nähern kann, um ihn anzugreifen — einen Angriff, dem er sicher ausweichen würde, wenn nicht der Hunger seinen natürlichen Ingrimm steigerte. Auf der andern Seite steht der Elephant als ein tüchtiger Kämpfer da, der obenein noch eine gute Mahlzeit von Reis und einen herzstärkenden Trank, bestehend in einigen Flaschen Arack, bekommen hat, und zu einiger Gleichsetzung seiner sonst friedlichen Gemüthsverfassung mit der Wuth des Tigers von den Reitern gehörig geneckt wurde, und erwartet ruhig mit aufgerolltem Rüssel seinen grimmschnaubenden Feind. Lange kauert dann der Tiger an der Wand des Circus nieder und sieht mit funkelnden Augen den Elephanten an, dann erhebt er sich dumpf knurrend, schlägt seine Lenden mit dem Schweife und umkreiset in langsamem Schritte den Elephanten, der ihm stets die Stirn bietet. Jetzt brüllt der Tiger ein- oder zweimal heulend auf, legt sich zum Sprunge nieder und macht in einem Nu zwei bis drei Sätze in krummer Richtung, um die Seite seines Gegners zu gewinnen. Ist der Elephant gewandt genug, so wendet er sich so rasch er kann, um dem vorzubeugen, faßt den Tiger mit dem Rüssel und schleudert ihn empor, um ihn nachher zu zertreten; gelang ihm dieß aber nicht, so nimmt der Kampf einen für das edle Thier gefährlichen Ausgang, der Tiger springt an seiner Seite hinan und sobald der Elephant ihn mit dem Rüssel abzureißen

Digitized by Google

versucht, zerfleischt er ihm dieß nervenreiche Organ dergestalt, daß er sinnlos vor Schmerz unter ängstlichem Brüllen umherrennt, und Ströme von Blut vergießt. Sicher wäre es nun um den Elephanten geschehen, denn hat ihm der Tiger den Rüssel zerbissen, so ist er, unfähig sich länger zu wehren, dessen Beute; nun aber rennen dieselben Schergen, die ihn zuvor neckten, mit ihren Lanzen herbei und erretten das edle Thier aus der Todesgefahr.

Jagden auf Tiger einzeln angestellt, sind selten und gehören zu den verwegensten Tollkühnheiten, wovon es jedoch an Beispielen in einem Lande nicht fehlt, wo der Mensch so häufig in den Fall kommen kann, nur durch persönlichen Muth und Gewandtheit sich und andern das Leben zu retten. Ist ein Tiger von einem Jäger angeschossen, so hilft diesen weder Flucht durch Klettern noch durch Schwimmen, denn überall hin verfolgt ihn das grimmige Thier. Ein Engländer, der sich von seiner Jagdgesellschaft entfernt hatte, um eine alte Ruine zu besuchen, begegnete auf dem Wege durch den Wald einem Tiger, der ruhig vor ihm vorbeitrabte. Aus Muthwillen und Jagdlust schoß er den einen mit grobem Hagel geladenen Büchsenlauf auf den Tiger ab, der nun schlecht getroffen umkehrte und sich sprungfertig machte. Der Engländer hatte im zweiten Lauf noch eine Kugel, seine letzte, und schoß, indem er auf den Kopf zielte. Der Schuß ging fehl und zerschmetterte den linken Vorderfuß des Thieres, das jetzt, so gut es konnte, aufsprang und auf den unglücklichen Jäger losging. Dieser rettete sich, so schnell er konnte, auf einen Baum, aber der Tiger kam heran und kletterte trotz der lahmen Tatze hinan und immer näher, knirschend und heulend vor Wuth und vor Schmerz. Die Büchse, seine einzige Waffe, hatte der Abenteurer weggeworfen und rief nun kläglich um Hülfe, denn zwar langsam aber sicher kletterte der verwundete Tiger. Da kam zu des Jägers Glück ein Holzhacker und befreite ihn durch einen wohlgezielten Pfeilschuß von seinem Verfolger.

Der weibliche Tiger bekommt 2—3 Junge und bewacht diese mit der größten Zärtlichkeit, während das männliche Thier allerlei Beute heimbringt, um seine Familie zu ernähren; zuweilen soll das Männchen die Jungen auffressen, wie es auch die Kater machen. Dem Räuber seiner Jungen geht der Tiger überall nach und verläßt das Haus nicht, in welches man sie brachte. Die Jungen gleichen an Farbe und Zeichnung den Alten und sind, wie die jungen Katzen, in den ersten Wochen blind.

Der Nutzen, den der Tiger darbietet, ist in Betracht seines Schadens sehr gering. Sein Fell braucht man bekanntlich gleich dem anderer großer Katzengattungen zu Pferdedecken und Schlittenbekleidungen, es ist schön aber als Pelz nicht sehr warm; sein Fleisch wird von den Eingebornen gegessen und soll nicht schlecht schmecken; seine Barthaare werden, gestoßen und zu Pillen gemacht, von abergläubischen Leuten für ein Gegengift gehalten. Auf die Erlegung eines Tigers ist ein hoher Preis gesetzt.

Duttenhofer.

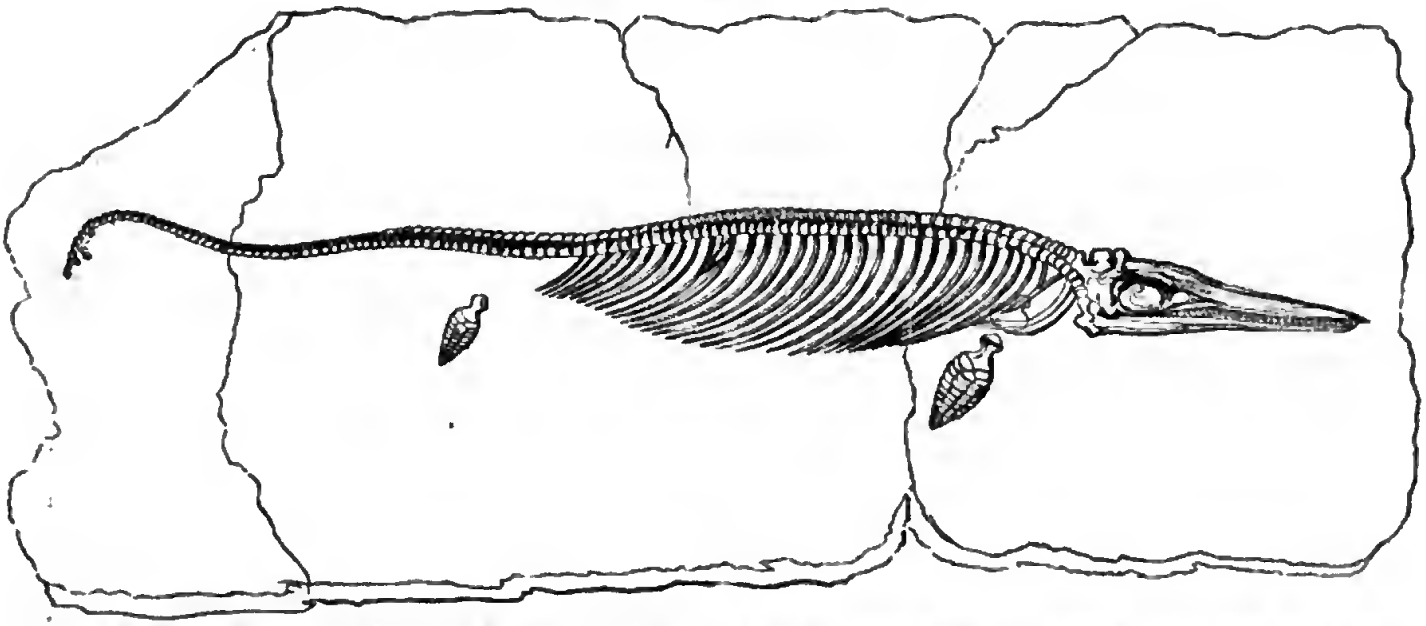
Der Guano oder Peruanische Vogeldünger.

Unter den Düngerarten, welche zugleich thierische und pflanzliche Bestandtheile enthalten, widmete man schon lange in Europa dem Geflügelmiste eine besondere Aufmerksamkeit, und besonders stand der Hühner- und Taubenmist, namentlich der letztere, hier in der Schätzung oben an. Auf naßkalten, zähen Feldern, mit dem Getreidesamen ausgesäet, äußert er die größte Wirkung, die man nur von einem Düngmittel erwarten kann; und Gyps und Asche stehen ihm bei weitem nach zum Ueberdüngen des Klee's und schwächlicher Saaten. Diesen günstigen Erfolg verdankt man dem sehr reichen Gehalte des Taubenmistes an Stickstoff, der 80 — 83 Procent beträgt und besonders in dem eiweißartigen Stoffe dieses Mistes enthalten ist. Von den Flamändern wird der Taubenmist besonders geschätzt; sie miethen alljährlich die Taubenschläge der Picardie, um die Colombine, so nennt man diesen Mist, in ihr Land führen zu können. Nicht selten ist es, daß ein Flamänder auf die Hektare (etwa 3 Morgen) Land 200 Fr. als Ausgaben für diesen Mist verwendet. Indessen erzielt man diesen Dünger, wenn man ihn noch so sorgfältig sammelt, doch nur in geringen Quantitäten.

Seit einigen Monaten wird uns nun ein reichliches, wenn auch nicht wohlfeiles Ersatzmittel dafür dargeboten; es ist dieses der Peruanische Vogeldünger, Guano oder Huano. Er findet sich auf mehrern Inseln der Südsee, namentlich den menschenleeren Chinch-Inseln, welche an der Küste von Peru liegen und diesem Staate angehören. Millionen von Seevögeln, besonders von großen Möven, welche, wenn sie aufgestört werden, im Fluge den Luftkreis verfinstern, übernachten hier, halten sich zur Brütezeit hier auf, und liefern diesen Dünger, der von den Bewohnern der Peruanischen Küste seit lange gesammelt und zur Fruchtbarmachung ihres Bodens benutzt wurde. Wohl seit Jahrtausenden haben Millionen Vögel ihre landwirthschaftlichen Beiträge dort niedergelegt; denn ganze Gebirgszüge, aus Guano bestehend, umkreisen die Inseln. Seit einiger Zeit haben ein Franzose und ein Engländer gegen eine Vergütung von 10,000 Piaster die Chinch-Inseln auf 10 Jahre in Pacht genommen und nun sind jene Guano-Vorräthe wie ein Bergwerk angebrochen. Hundert mit Spitzhauen versehene Arbeiter brechen diese Berge ab, um den Ertrag an die herbeikommenden Schiffe zu verkaufen. Der Vorrath soll so groß sein, daß 50,000 Schiffsladungen nicht hinreichen, ihn wegzuführen. Die Verschiffung dieses Düngers hat keine Schwierigkeit, weil er ganz ausgetrocknet ist. In Peru ist der Preis für 100 Kilograms (2 Centner) 3 ½ Thaler. In Europa verkaufen ihn die Engländer die 100 Kilogram zu 15 Thaler und in Hamburg ist die erste Schiffsladung, von welcher der Frachter sogleich Proben an Chemiker und Landwirthe vertheilen ließ, der Centner auf 10 Mark im Preise festgesetzt. Der Guano hat das Ansehen von Rhabarber; er ist graubräunlich, im Bruche heller und dunkler wellenförmig gestreift, mit einzelnen schillernden, glänzenden

Stellen vermengt. Sein Geruch ist dumpf, aber ziemlich bedeutend ammoniakalisch, etwas ähnlich mit sogenanntem durchgebrannten Kräuterkäse; sein Geschmack entschieden salzig mit einem etwas würzigen Beigeschmack. Gerieben zerfällt er in den feinsten Staub. Er enthält 50—54 Procent Stickstoff, indem er größtentheils aus einer sehr stickstoffreichen organischen Säure, der sogenannten Harnsäure, besteht. Auch in Belgien und Frankreich wird bereits von diesem Dünger eingeführt. Wie verlautet, braucht man nur wenig von demselben, um einen Acker sehr ertragreich zu machen. Doch soll er nicht untergegraben, sondern gehörig gepülvert auf die Oberfläche gebracht werden. Um aber über den Nutzen dieses, in unserm Welttheile ganz neuen Artikels sprechen zu können, sind vielfältige Versuche erforderlich, bei denen man wohl am sichersten gehen möchte, wenn man die bekannten Erfahrungen über den Nutzen des Taubenmistes zur Richtschnur nähme. Auch ist es von Wichtigkeit zu wissen, ob er nachhaltig wirkt oder blos Uebereiz erzeugt; denn das Letztere scheint wahrscheinlicher zu sein als dauernde Wirkung oder wirklicher Ersatz der dem Boden entzogenen Kräfte. Z. W. L.

Der Ichthyosaurus.



So weit wir das Innere der Erdrinde zu erforschen vermogten, welches im Verhältniß zum Erddurchmesser freilich nur eine Kleinigkeit ist, bemerken wir rings um unsern ganzen Wohnkörper dieselbe gleiche Anlagerung einer, in bestimmter, nie sich ändernder Reihe auf einander folgender, verschiedener Felsschichten. Oft ist eine derselben hier stärker, dort schwächer; stets aber ist sie vorhanden. Wenn ihre Farbe und Festigkeit, ihr feineres und gröberes Korn, kurz ihr ganzes Aeußere auch zu täuschen vermögte, so gewährt eine, in neuerer Zeit sehr beliebte Wissenschaft, die Geognosie oder Erdbaulehre, doch ein untrügliches Kennzeichen: die versteinerten Reste ihrer einstigen Bewohner. Sie sind in jeder solchen Schichtung völlig verschieden, so daß man nur sehr selten eine Gattung in zwei verschiedenen Ablagerungen antrifft, ihrer Schicht hingegen so eigen und so sicher überall in ihr vorhanden, daß man das Gestein oft nach ihnen benennt; wie z. B. Gryphitenkalk, Posidonienschiefer u. s. w.

Nicht selten haben zwar die kämpfenden Kräfte der Natur: Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Bergstürze, Wasserfluthen ꝛc. die Ordnung der ursprünglichen Ablagerung zerstört, oft in großen überstürzten Massen sogar umgekehrt — dies Alles führt aber den Blick des Geognosten nicht irre, sondern veranlaßt ihn, die Ursachen, die hier wirkten, zu erforschen und die Gewalt der rohen Kräfte zu bewundern, die eine höhere allweise Macht, scheinbar zerstörend, zu ewigen Zwecken lenkte.

Hatte eine solche Schichtung, die eine Formation genannt wird, Jahrtausende, die vor ihrem Bildner wie Ein Tag sind, bestanden, hatten sich zahllose Geschöpfe in dem, sie absetzenden Meere des Lebens gefreuet, hatte sich in ihr ein nothwendiges Mineral, z. B. das allerhaltende Salz, das unentbehrliche Eisen u. s. w. gebildet: so mußte sie einer höheren Entwicklungsstufe weichen; und mit Entsetzen sahen ihre Bewohner den Untergang ihrer Welt, indeß der Weltkörper selbst nur einen Schritt in der seit Ewigkeiten ihm vorgeschriebenen Bahn fortrückte.

Die Liasformation wird in der Geologie, der Wissenschaft, die die Geschichte der Erdentwicklung zu erforschen strebt, eine Schicht genannt, welche in

Digitized by Google

Schieferlagen uns eine Menge riesenhafter Thiere erhalten hat, die Ichthyosaurus oder Fischechse genannt wurden. Obwohl wir nur noch ihre Gerippe finden: so ist, durch aufmerksames Beobachten, uns die ganze Lebensweise dieser Thiere deutlich geworden.

Ihre äußere Gestalt stand zwischen Fisch und Eidechse, daher ihr bezeichnender Name. Der schlanke, an den Seiten platte Leib endete in einem langen, sehr beweglichen Schwanze, der als mächtiges Ruder und Waffe diente. Der Kopf ward durch den weit vortretenden Rachen lang und spitzig. Er war aus einer Menge schräg gegen einander liegender Knochen gebildet, wodurch er eine bei weitem größere Festigkeit erlangte, als durch einen massiven Kiefer zu erreichen gewesen wäre. In beiden Kiefern stak eine furchtbare Reihe spitzer, nach hinten gekrümmter Zähne, die sich bis unter das Auge erstreckte. Um dies gefräßige Raubthier stets bei ganzem Gebiß zu erhalten, befand sich in der Höhlung jedes alten Zahns schon ein junger. Zerbrach nun, bei heftiger Anstrengung, der alte, so war der junge schon, scharfgespitzt, bereit. Das Auge sogar ist uns in einzelnen Gerippen erhalten. Es ist von ungeheurer Größe, um in dem, von Tintenfischen verdunkelten Meereswasser, doch noch jeden Lichtstrahl auffassen, und die Beute sehen und jagen zu können.

Bewegt ward der Körper, außer durch den Schwanz, hauptsächlich durch zwei große Vordertatzen, die uns beweisen, daß das Thier auf festem Boden sich nicht zu bewegen vermogte, im Wasser aber ein sehr behender Schwimmer war. Sie sind aus 52 einzelnen, abgerundet viereckigen Knochen, zu einem gespitzten Eirund aneinander gefügt und waren, den Ansatzstellen der Muskeln zufolge, sehr kräftiger Bewegung fähig. Die Hintertatzen sind nur etwa die Hälfte so groß, und bestehen aus 28 Knochen. Der ganze Leib war mit einer nackten, schlüpfrigen Haut, wie etwa bei den Fröschen, überzogen.

Die Nahrung dieser Thiere bestand, den in ihrem Bauch versteinerten Resten nach, aus Fischen, Sepien, Belemniten u. s. w. Ja, ihre eigene Gattung scheinen sie nicht verschont zu haben: denn oft findet man, neben Fischschuppen und zermalmten Rückenschildern von Tintenfischen, kleine Ichthyosauruswirbel unter den Rippen der aufgedeckten Skelette. Die Form ihres versteinerten Kothes belehrt uns, daß ihr Gedärm im Innern eine schraubenförmige Windung hatte, wie wir es heut zu Tage noch bei den Haifischen und Seehunden bemerken, welche Thiere auch sehr viel verschlingen und schnell verdauen.

Der Knochenbau der Ichthyosauren vereinte Festigkeit mit Beweglichkeit, und wird durch unsere Zeichnung am besten verdeutlicht. Die Rückenwirbelsäule besteht aus 125 einzelnen Wirbeln, die auf beiden Seiten vertieft sind, wie der Durchschnitt in der Zeichnung zeigt. Man findet einzelne Wirbel von 8 Zoll Durchmesser, die auf eine ungeheure Größe des Thieres schließen lassen: da die Wirbel eines Ichthyosaurus von 6 Fuß Länge nur 1½ Zoll breit sind.

Die Gelehrten unterscheiden vier Arten der Fischechse: den Ichthyosaurus tenuirostris, I. platyodon, I. intermedius und I. communis, die aber im Ganzen mit einander übereinstimmen und nur an den Zähnen oder einzelnen Knochen erkannt werden.

Die Thiere lebten in dem damals auch über Württemberg fluthenden Meere in großer Anzahl, und ihre Gerippe werden mit denen anderer Meerbewohner, die wir später kennen lernen werden, vorzüglich in der Gegend von Boll in Württemberg, Banz in Baiern und Lime regis in England gefunden. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß überall, wo das, die Liasformation bildende Meer Küsten, wie an den angegebenen Orten, bespülte, in den Schieferschichten Ichthyosaurengerippe sich finden werden. **Dr. Schmidt.**

Die neue Setzmaschine für Buchdrucker.

Die Leser des Buches der Welt wissen, daß unsere Zeit keineswegs arm an Erfindungen und Entdeckungen jeder Art ist; es ist ihnen nicht unbekannt, daß Vieles, was vor hundert, vor fünfzig Jahren noch in das Reich der Träume gehört hatte, nun in schönster Vollendung vor uns steht, daß wir auf Eisenbahnen und Dampfschiffen den Raum mit der Geschwindigkeit des Vogels durchfliegen, daß ein Heer der sinnreichsten Maschinen viele Millionen neuer Arbeiter geschaffen hat, die nicht zu rasten noch zu ruhen brauchen, deren einzige Speise, deren einziges Getränk Feuer und Wasser sind; die Erfahrung oder Bücher haben sie gelehrt, wie viele industrielle Verfahrungsarten durch zahllose Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie, theilweise oder ganz, anders, kürzer, wohlfeiler geworden sind und es hat sich den reiferen unter ihnen gewiß schon oft der Gedanke aufgedrängt, daß alle diese bewundernswürdigen Entdeckungen und Erfindungen wohl nur die Vorläuferinnen von noch größeren, umfassenderen sein dürften, daß mit einem Worte unsere sämmtlichen industriellen Verhältnisse von einer neuen, in der Weltgeschichte unerhörten Umwälzung bedroht seien. Was das Gefühl uns längst gesagt, was die bereits gethanen wissenschaftlichen und mechanischen Wunder hatten ahnen lassen, findet eine neue Bestätigung durch die Erfindung einer Maschine, deren Anwendung einer Kunst, von der sich bis jetzt viele Tausende der intelligentesten Arbeiter genährt hatten, eine ganz andere Gestalt geben wird. Wir sagen der intelligentesten, denn so können wir mit Recht diejenigen nennen, deren Geschäft es ist, dem Gedanken durch dessen allgemeine Verbreitung neue Bahnen zu eröffnen und die Wissenschaft auch dem Unbemittelten zugänglich zu machen.

Schon vor etwa 20 Jahren hatte die Kunst Guttenberg's in der Dampfpresse eine wesentliche Verbesserung erhalten. Rasche Förderung des Drucks, Erzielung einer gleichförmigeren, billigeren Arbeit, — dies waren die Früchte dieser Erfindung. Die Schattenseite derselben, wie fast jeder größern, bei den jetzigen industri-

Digitized by Google

ellen Verhältnissen ins Leben tretenden Erfindung, war, daß Tausende arbeitsamer Menschen plötzlich entweder ganz brodlos wurden, oder doch in ihrem Verdienste sich so geschmälert sahen, daß sie sich so viel als möglich neuen Erwerbszweigen zuwenden mußten, glücklich, wenn sich ihnen in den schon so gedrängten Reihen eines andern Gewerbes noch eine Lücke öffnete.

Indessen war hier, wie bei den meisten andern Erfindungen der Mechanik, das Ergebniß nur die Ersparung einer rein mechanischen Arbeit gewesen, eine Ersparung, die im Allgemeinen ein Gewinn für die Gesellschaft ist; bei der Setzmaschine dagegen greift die Mechanik schon in das Gebiet des Geistes über. Um so größer muß daher das Interesse sein, das sich an eine nähere Bekanntschaft mit einem Verfahren knüpft, wodurch eine Operation, die vermöge ihres geistigen Charakters bis jetzt den wiederholten Versuchen der Mechanik glücklich widerstanden hatte, endlich doch der Macht der letzteren unterliegt, das, — warum sollten wir es nicht dreist sagen? — in der Kunst des Setzers eine Veränderung herbeiführen wird, größer, bedeutender, als die durch die Erfindung der Dampfpresse in dem Geschäfte des Druckers bewirkte *).

Die meisten unserer Leser sind mit der bewundernswürdigen, durch Guttenberg entdeckten Kunst, den Gedanken durch einmalige Zusammensetzung gewisser Buchstaben ins Unendliche zu vervielfältigen, wohl so vertraut, daß es unter andern Umständen nicht nöthig gewesen wäre, auf eine nähere Beschreibung derselben einzugehen. So aber ist eine kurze vorläufige Erklärung derselben zum Verständnisse einer einfachen Beschreibung der neuen Maschine, einer Beschreibung ohne Zeichnung, wohl unentbehrlich. Nicht als wenn die Maschine selbst sehr zusammengesetzt und daher schwer zu verstehen wäre; im Gegentheile, sie vereinigt in ihrem Baue Schönheit, Genauigkeit und Einfachheit mit einander. Jeder Setzer kann in einer Viertelstunde ihren Mechanism verstehen, nach einstündiger Uebung mit derselben umgehen und in einem Tage sie mit solcher Fertigkeit regieren lernen, daß es aussieht, als hätte er sein ganzes Leben hindurch nichts Anderes gethan. Doch gehen wir zur Erklärung des Geschäftes eines nach der jetzt üblichen Methode arbeitenden Setzers über.

Ein Setzer sieht bei seinem Geschäfte vor einem Behälter oder Kasten mit Fächern, welche die nöthigen Buchstaben oder Lettern enthalten und zwar so, daß jeder Buchstabe sein eigenes Fach hat. In der linken Hand hält er den Winkelhaken, mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand nimmt er die betreffenden Buchstaben, fügt sie rasch in den Winkelhaken ein, der genau die Breite des Werkes hat, das er setzt, sei es in Quart, Oktav, Folio, oder in irgend einem andern Format. Jede Zeile muß ausgeschlossen, d. h. bis zur gehörigen Breite ausgedehnt und fest gemacht werden, was dadurch geschieht, daß man mehr oder weniger Spatium zwischen die Wörter bringt und daß man die Wörter zerreißt oder theilt, so oft am Ende einer Zeile kein ganzes Wort Platz finden kann. Ist der Winkelhaken voll, so wird die Masse ausgehoben und auf das Schiff gebracht; der Setzer aber kehrt zu seinem Kasten zurück, um, wie so eben, seinen Winkelhaken wieder zu füllen.

Ein Setzer braucht nicht eben sehr stark von Körper zu sein; was er aber durchaus braucht, ist eine große Thätigkeit, keine geringe Gewandtheit, eine leichte Hand, so wie eine nicht gewöhnliche Ausdauer. Ist er geschickt, so kann er in einer Stunde etwa 2000 Buchstaben setzen, im Durchschnitte aber nur ungefähr 1500. Hierin sind die Spatien, welche die Wörter von einander trennen, mitbegriffen, denn obgleich sie der Leser in seinem Buche, seiner Zeitung nicht bemerkt, so muß sie der Setzer doch eben so gut aus dem Kasten nehmen und am gehörigen Orte einreihen, als die, die Wörter bildenden Buchstaben. Nun aber können mit der neuen Setzmaschine und mit Beihülfe einiger Knaben zwei Individuen, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, in einer Stunde so viel Buchstaben setzen, als bei der alten Methode vier geschickte Setzer und zwar ohne den zehnten Theil des jetzt nöthigen Kraftaufwands. Daher können z. B. zwei intelligente Mädchen so viel arbeiten, als jetzt vier Männer. Ein anderer Vortheil ist, daß bei dem neuen Verfahren an Einem fort gesetzt werden kann, daß man das Mannscript nicht unter mehrere Setzer zu vertheilen braucht, eine Nothwendigkeit, die bisweilen, wenn z. B. die Arbeit, wie beim Drucke eines Zeitungsblattes, auf eine Stunde hin beendigt sein muß, mit Uebelständen verknüpft ist, denn oft geschieht es, daß ein Setzer vor dem andern fertig wird u. s. w.

Die Setzmaschine ist eine Erfindung der Herren Young und Delcambre, denen es im Laufe dieses Jahres (1842) gelungen ist, die Hindernisse, die sich ihnen früher entgegengestellt hatten, zu überwinden. Ihre neue Maschine war im Monate Juni 1842 No. 110, Chancery-Lane in London, aufgestellt und sieht im Innern fast wie ein Pianoforte aus. Soll gesetzt werden, so setzt sich z. B. ein Mädchen vor das Instrument; das Manuscript liegt vor ihr, gerade als ob sie im Begriffe wäre, ein Tonstück abzuspielen. Nehmen wir an, sie habe die Worte Stuttgart in Würtemberg zu setzen, so schlägt sie auf die Taste, welche mit der den Buchstaben S enthaltenden Rinne in Ver-

*) Wir können dieser Ansicht eben so wenig beistimmen, als wir zugeben mögten, daß durch Erfindung der Dampfpresse Tausende brodlos geworden; beide, allerdings überraschende und bewundernswürdige Erfindungen eignen sich, ihrer bedeutenden Anschaffungskosten wegen, nur für großartige Etablissements, deren Zahl gegen die der kleineren gering ist. Dann nimmt auch der täglich wachsende Bedarf an Büchern, Zeitungen und andern Druckschriften in gleichem Maßstabe zu, als deren Herstellung durch neue Entdeckungen erleichtert wird. Die Dampfpresse wird daher nie die einfachen, durch Menschenhände getriebenen Druckmaschinen, die Setzmaschine nie die Arbeit der Setzer verdrängen oder ganz ich ersetzen. — Auch in Paris ist ganz kürzlich eine neue Setzmaschine erfunden, deren Construktion noch einfacher und vortheilhafter als die englische zu sein scheint; wir unterlassen die ausführlichere Beschreibung, — die Wirkungen beider sind die nämlichen!

Die Red.

bindung steht; alsbald fliegt der Buchstabe eine geneigte Fläche durch eine offene, auf einer Messingplatte angebrachte, schlangenförmig gewundene Rinne herab und langt an seinem Bestimmungsorte an. Nun folgen die übrigen Buchstaben; die gesetzten Wörter aber werden durch ein Rad über eine Art Glitschbahn von Messing nach der Person hin getrieben, die ausschließt, d. h. welche den fortlaufenden Strom von Metallwörtern in Zeilen von gehöriger Länge abzutheilen hat. Zu diesem Zwecke ist die Person, die ausschließt, mit einem in Fächer abgetheilten Kasten versehen; diese Fächer enthalten Spatien von verschiedener Dicke, nebst Bindungszeichen u. s. w.

Das Morning-Chronicle, ein Londoner Tagblatt, drückt sich über die Maschine, wie folgt, aus *):

„Die klavierartige Maschine hat 72 Tasten oder Klaves, die ganz wie die eines Klaviers aussehen. An diesen Tasten sind aufrechte Stahlstäbchen angebracht, die mit einer gleichen Anzahl von messingenen Rinnen oben an der Maschine in Verbindung stehen. Diese Rinnen enthalten einen vollständigen Schriftguß, indem jede Rinne ihren eigenen Buchstaben hat. Hinten an der Maschine befindet sich eine geneigte Fläche mit 36 krummen Rinnen, alle von gleicher Länge, durch welche die Lettern in eine Art Schnauze oder Speiröhre hineinfallen, aus welcher sie durch eine sinnreiche exzentrische Bewegung bis zu der Person, die ausschließt, sanft fortgetrieben werden."

„Die Taste setzt, wenn sie angeschlagen wird, ein Hebestängelchen in Bewegung, das einen Buchstaben von der Säule in der messingenen Rinne abstoßt. Alsbald nimmt das Hebestängelchen wieder seine vorige Lage an, die Letter-Säule aber sinkt vermöge ihrer eigenen Schwere eben so geschwind herab, so daß, wenn dies nöthig, der unterste Buchstabe gleich wieder abgestoßen werden kann u. s. f., bis die ganze Säule des betreffenden Buchstaben erschöpft ist. Der Buchstabe fällt, wenn er in die krumme Rinne auf der geneigten Fläche hinten an der Maschine zu liegen kommt, in die oben genannte Speiröhre hinab. Die Speiröhre ist nur wenig weiter, als die letternweise in sie hinabfallende Schrift und ist der die Maschine in Gang setzenden Person zugekehrt. Diese Speiröhre ist von ihrer Mündung an in einer Länge von zehn bis zwölf Zoll abwärts gekrümmt und füllt sich, wenn die Maschine zu spielen beginnt, in der ganzen Länge der Kurve mit Quadraten, als einer Unterlage für die hineinfallenden Lettern, an. Die erwähnte exzentrische Bewegung bringt die Lettern, so wie sie in die Speiröhre fallen, etwa um ein Drittel in die Höhe und treibt sie sanft durch die Kurve und von da längs einer horizontalen Rinne von Messing nach dem Kasten hin, wo ausgeschlossen wird. Hier kommt die Schrift auf einen sogenannten Winkelhaken; hat man aber die gehörige Anzahl von Zeilen ausgeschlossen, so nimmt man sie aus den Winkelhaken heraus und bringt sie in der bis jetzt üblich gewesenen Weise auf das Schiff. Ein einfacheres Setzverfahren, als das eben beschriebene, läßt sich wohl kaum denken."

Die Person, welche die Maschine in Bewegung setzt, muß die gewöhnliche zum Setzen nöthige Intelligenz besitzen, denn bei dem neuen Verfahren können eben so gut Druckfehler mit unterlaufen, als bei dem bis jetzt üblich gewesenen. Die Person, die das Instrument spielt, kann z. B. eine gewisse Taste nicht oder statt der einen eine andere anschlagen, sie kann ein Wort, einen Satz, eine Silbe u. s. w. auslassen, kann statt des im Original oder Manuskripte stehenden Wortes ein anderes abspielen und so dem Schriftsteller eine Qual, dem Leser eine Verlegenheit bereiten. Wie leicht es aber sei, die Maschine handhaben zu lernen, geht aus dem Umstande hervor, daß sie von zwei 15jährigen Mädchen mit Beihülfe von einigen Knaben regiert wird. Das erhaltene Arbeitsquantum ist wenigstens dem gleich, welches bei der bisher befolgten Methode vier geschickte Setzer erzielen könnten, und kommt so in England etwa um zwei Drittel wohlfeiler, als jetzt, zu stehen. Die Maschine selbst nimmt, wie schon gesagt, nicht mehr Raum ein, als ein gewöhnliches Pianoforte. Verfertiger der oben beschriebenen Maschine ist J. G. Wilson, No. 10. Percival-Street, Clerkenwell in London. Sie kostet etwa 100 Pfund Sterling (ungefähr 1150 Gulden rhein.) und kann von jedem geschickten Mechaniker leicht gefertigt werden.

Noch muß bemerkt werden, daß die Maschine bis jetzt immer nur mit einer Art Schrift zugleich arbeiten kann und daß daher Werke, worin bald deutsche, bald griechische, bald arabische Buchstaben u. s. w. vorkommen, noch immer nach der alten Methode gesetzt werden müssen *).

Grieb.

*) Morning-Chronicle vom 14. Juni 1842.

*) Schon seit dem Monat Februar d. J. wird unter andern auch das in London erscheinende Wochenblatt „the London Phalanx" ausschließlich nach dem neuen Verfahren gesetzt. Die Arbeit läßt in Beziehung auf Korrektheit und Schönheit Nichts zu wünschen übrig.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

a) Die Fähre.

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel anzuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort;
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wand'rer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug:
Ihm ist ein Augenblick genug.

Schiller.

b) Der Crystall.

Kennst du den seltenen Crystall,
Er deutet strahlend himmelwärts,
Rund ist er wie das blaue All,
Und seine Zelle ist das Herz.

Es bricht aus ihm ein heilig Licht,
Das ist der werthen Zotie Stanz,
Wenn Lieb' und Leiden die zerbricht,
Zerfließet er in Strahlen ganz.

Justinus Kerner.

---

c) Die kleine Welt.

Was oft und viel besungen ward
Ist wohl des Liedes werth,
Und schöne Bilder neuer Art
Sind Sängern wohl beschert;

So spielt ein heller Diamant,
Mit Roth, Gold, Grün und Blau,
Und wenn den Sonnenstrahl er bannt,
Kann's auch ein Tropfen Thau.

Und was ich singe, schwimmt umher
Gleich einer kleinen Welt,
Gewiegt in einem klaren Meer,
Vom Urlicht selbst erhellt;

Es hat in ihrem kleinen Raum,
Wie in der Truh ein Schatz,
Wollust und Liebe, Leben, Traum,
Wehmuth und Freude Platz;

Und wenn der Frühling d'rin erwacht,
Sieht er nicht Blüthen gern?
Ist nicht auch hier so Tag als Nacht,
Und Sonne, Mond und Stern?

Von Doppelsternen weiß bis heut
Nicht viel Astronomie;
Doch der mich als der schönste freut,
Der Doppelstern ist hie.

Denn leuchtet er in's Herz hinein,
So weckt er Lieder d'rin,
An denen ich durch seinen Schein
So reich geworden bin.

J. G. Moser.

Auflösung von a, b und c: 4. 1. 18. 1. 20. 7. 5.

Der Sieger.

Er dringt in ein großes Theater hinein,
Doch muß gezogen der Vorhang sein;
Groß ist die Rolle, von ihm gespielt,
Reich ist der Effekt, von ihm erzielt.

Er verleiht dem Ringeren größere Macht,
Herrn hat er Dienern bekannt gemacht,
Er hat dem Genie in Einem Nu
Manch Räthsel gezeigt und das Wort dazu.

Dem Feldherrn hilft er in heißem Kampf
Siegreich zerstreuen den Pulverdampf;
Hat manchen Schächer durchbohrt mit Recht,
An Schlechten sich durch die Verachtung gerächt.

Oft schweift er in weiten Gefilden umher
Und kehret zurücke so traurig und leer;
Oft gnügt ihm ein Eckchen, da winket sein Stern,
Da begegnen die Brüder dem Trunkenen gern.

Er hebet mit sich dich zum Himmel empor,
Wenn erst er den irdischen Haft verlor;
Mit Schmeicheln und Heucheln und Buhlen allein
Wird selbst er entehrt und verächtlich sein.

Mir hat er den Stolz des Geschlechtes besiegt,
Und hat mich in himmlische Träume gewiegt,
Verfolgt mich Glücklichen oft so weit,
Schwach trifft er mich freilich zu jeder Zeit.

Gern ruht er auf Gras und frischem Klee,
Klar bleibt sein Himmel bei Regen und Schnee;
Doch schwimmt er zuweilen in bitterem See,
Daran zu denken, es thut mir weh.

Wißt ihr es noch nicht? ach! es ist zu der Pfeil,
Den Liebe versendet zu Vieler Heil,
Ach! es ist ja der Bote, der Seligkeit bringt,
Der Sitz der Seele, wohin er dringt.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 5. 17. 2. 11. 9. 3. 10.

Das Räthsel.

Ein Räthsel ist's, die Lösung ungewiß,
Mit einer Hülle, die verhüllt es dicht,
Und öffnet sich doch gern dem Sonnenlicht.
Das freundlich dringt durch einer Wolke Riß;
Von warmem Regen wird sie auch erweicht,
Daß oft ihr ganz Geheimniß plötzlich weicht.

Und wenn ein böser Wurm nicht innen steckt,
So dringt die Lösung Blüthen an den Tag
Und Früchte, wie Natur sie nur vermag,
Wenn Sonnenkraft die Erdenkeime weckt.
Das mag denn eine Blüthenknospe sein?
O ja! doch ist ihr Stamm der Mensch allein.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 1. 18. 8. 5. 17. 25.

Der feine Mann.

Ein feiner Mann, in groben Rock
Verhüllt, man nennt ihn einen Stock,
Auch schläft er lang, und rührt sich nicht
Und macht ein grämliches Gesicht.

Ob dann er wohl zuweilen träumt,
Er habe seine Zeit versäumt?
Ich weiß es nicht, wohl so 'was meint
Die Thräne, die im Schlaf er weint.

Doch, wenn die Augen ihm aufgeh'n,
Schon ist er schöner anzuseh'n,
Sein grünes Wammes zieht er dann
Zur heißen Tagesarbeit an.

Er schafft und kocht den ganzen Tag,
So viel sein Feuer nur vermag,
Und daß er sein Gebräu verspricht,
Das kann man merken, sieht man's nicht;

Denn zarte Geister in die Luft
Ausstreut er, sie verräth ihr Duft;
Und außen glüht, und innen schafft
Der Sonne Strahl, die eigne Kraft.

Nun hat er sein Geschäft gethan,
Fängt seinen Feierabend an,
Verschenket seiner Arbeit Frucht;
Wie schmeckt sie dem, der sie versucht!

Die Enkel noch erfreut ihr Geist,
Wenn du von Manchem nichts mehr weißt,
Der solche süße Frucht versäumt,
Und von Unsterblichkeit geträumt.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 5. 17. 22. 5. 9. 13. 18. 19. 14. 3. 10.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Tigerjagd.

Ein Lehrgedicht.

(Taf. 5.)

Fern im Süden dort, in Indien, an des Ganges blum'gem Strand
Wohnt im Wald der fromme Büßer in dem dastenen Gewand.
Kokosbäume wölben ragend hoch ein Dach in blauer Luft,
Vögel singen, freudig, klagend, Blumen sprühen Glanz und Duft,
Und verloren in Betrachtung wie in einem Gotteshaus
Forscht nach Licht des Menschen Seele, tilgt die innern Flecken aus.
Fern im Süden, dort in Indien, lauert in des Waldes Nacht
Grimm der Tiger; wie ein Räuber hält er an dem Wege Wacht.
Durch Gebüsch und durch die Jungeln schleicht er hin voll Bosheit, Tücke,
Lautlos setzend seine Tatzen, Grimm und Mord im düstern Blicke,
Wo er hat sein Mahl gehalten, faßt die Seele Schreck und Graus,
Denn der Wald, der friedlich stille, gleicht nun einem Todtenhaus.
Dantas, König der Birmanen, sitzt auf dem erhabnen Thron,
Um ihn stehen Weise, Krieger, neben ihm der Prinz sein Sohn,
Rathsversammlung ist gehalten, mancher böse Streit geschlichtet,
Gute haben Lohn empfangen und Verbrecher sind gerichtet;
Schau da kommt zum Herrschersaale staubbedeckt ein Bote her,
Küßt den Boden vor dem König, sagt die Botschaft inhaltsschwer:
„Herr, es kamen große Schiffe, seen von Norden hergeschwommen
Und auf flüchtigen Kameelen die Gesandten zu dir kommen,
Glück verbrißend allen Völkern im Gebirge wie im Thal,
Bringen herrliche Geschenke für den König her zumal."
Als der Bote dieß gesprochen, sagt des Königs kluger Rath:
„Angelköder, Mäusefalle, ist der Fremden Flitterstaat,
Den sie uns als Gabe bringen jene feinen weißen Herrn,
Daß sie in das Joch uns zwingen, wollen wohl uns zähmen gern.
Sollen wir uns glücklich schätzen dann im Tanz nach ihrer Pfeife,
Unsre Wehr soll ihnen fröhnen, unsre Spiadel, unsre Weise,
Wollen sperren uns den Hafen, denn sie sind ja Herrn im Meer,
Wollen machen uns zu Sclaven, Arbeit ist ja ihnen schwer,
Unsrer Gärten Frucht die würz'ge sei dann diesen Herrn gezollt,
Unsre blanken Edelsteine, unser Elfenbein und Gold."
„Brav gesprochen, Puntashlokas," sagt der König zu dem Greisen,
Weadet dann vom kluger Rathe forschend sich nach seinen Weisen:
„Weise Seher! hohe Krieger! sagt mir an mit freiem Munde,
Welche Meinung euch im Herzen hat erweckt des Boten Kunde,
Ob wir scheuchen mit den Waffen jene Feinen, List'gen, Schlauen,
Ob wir ihnen Freundschaft heucheln, in dem Herzen falsch Vertrauen."
„Laßt sie kommen!" ruft ein Krieger, „unsre Waffen sind bereit,
Ziehn wir denn zum Strande nieder, kühn entbietend Kampf und Streit!
Wie erschlagen jene Frevler, wenn sie steigen an das Land,
Wir verbrennen ihre Schiffe, die dort ankern an dem Strand."
„Wenn sie kommen," spricht ein Weiser, „öffnet gastlich eure Pforte,
Thut dem Fremdling, naht er friedlich, ja kein Leid durch böse Worte,
Aber will er euch umstricken mit der Arglist schlimmen Netzen,
Laßt beladen schwer mit Ketten ihn sogleich gefangen setzen,
Dann ergreife, kühner Krieger! Schild und Parmisch, scharfen Stahl,
Steige nieder nach dem Strande, rufend Kampf durch Berg und Thal."
„Weise Räthe meines Reiches," spricht hierauf der hohe König,
„Euer Rath klingt mir zum Herzen gleich der Glocke silbertönig;
Kühne Krieger, Heeresführer! euer Sinn so voll von Muth
Läßt mich meine Macht erkennen, macht die Seele wohlgemuth;
Doch ein Etwas, das sich reget in des Geistes Urempfindung,
Sagt mir deutlich, mir gebühre jenes Feindes Ueberwindung,
Mir allein. Durch Geistes Waffen, nimmer durch der Krieger Schwert
Kann ich wirken, kann ich schaffen, daß mein Reich sei unversehrt!"

Schau, da hebt sich eine Wolke an dem fernen Horizont
Näher rückend rasch und rascher, zum Pallast, wo Dantas thront;
Horch der Treiber mahnend Rufen, der Kameele dumpfes Brüllen,
Rosse wiehern nah und näher; bald wird sich der Hofraum füllen.
Schau, sie kommen, reiche Decken tragen sie auf hohem Rücken,
Wie sie keuchen schwer belastet, wie sie kniend jetzt sich bücken,
Wie auf schmucken flücht'gen Rossen Reiter sprengen durch den Plan,
Wie sie springen aus dem Sattel, wie sie jetzt voll Ehrfurcht nahn.
Zwanzig Diener tragen Gaben auf mit Gold durchwirkten Kissen
Feingemalte Blumenvasen, Waffen, Stoffe; zu den Füßen
Des Monarchen alles legend. Die Gesandten kommen jetzt
Langsam schreitend durch die Reihen, ernst in Haltung und gesetzt.
Tragen purpurrothe Fräcke fein mit goldner Zier durchwebt,
Lange Degen, große Stöcke, schulgerecht ihr Faß sich hebt;
Die Perrücke wohlgepudert macht das junge Haupt zum greisen,
Rothgeschminkt mit feiner Farbe sieht man ihre Wänge gleißen.
Spricht zum König Puntashlokas; „Herr, das sind ja Flammeareiher!
Wie sie tänzeln und stolziren, diese angemalten Geyer!
Wie sie lugen hinter Brillen, ob sie könnten was erhaschen,
Um zu füllen ihre großen goldbrokatnen Westentaschen."
Spricht der König zu den Fremden, als er ihr Gesuch vernommen:
„Seid ein friedlich handelnd Völklein ihr in meinem Reich willkommen,
Doch wenn ihr mein Volk verführet, Gift der Lüge streuend hin,
Mit versteckter freundlich Heucheln arg verkehrend seinen Sinn,
Lockt ihr es mit goldnen Spenden und mit glatten Schmeichelreden,
Daß sie sich vom Guten wenden und im innern Geist veröden —
Treff' euch dann mein Fluch, dann send' ich meine Krieger nach dem Strand,
Euer Volk wird dann erschlagen, eure Schiffe dann verbrannt."
Sprach's und winkt; man führt die Fremden in den Garten beim Pallast,
Rosenlauben, Rasenbänke laden ein zu süßer Rast.
Schöngeputzte Dienerinnen bringen Speisen jetzt und Wein,
Harfentöne nun erklingen, Hörner, Pauken schallen drein.
Tänzer haschen aus den Büschen in verschlungnen Ringelreigen,
In Gemächen ganz verloren die Gesandten staunend schweigen.
Endlich kommen Elephanten drollig grüßend mit den Rüsseln,
Blicken mit den klugen Augen naschhaft nach den leckern Schüsseln,
Heben jetzt die plumpen Füße stampfend nach dem Takt der Töne,
Daß vor Lachen den Gesandten in den Augen perlt die Thräne.
Nach der Mahlzeit kommt der König mit dem ganzen Hof herbei,
Grüßt die Fremden huldvoll gnädig, ladet ein sie zum Turnei.
Schau, dort tummeln flücht'ge Rosse Krieger edel von Gestalt,
In den Händen lange Spieße und der Kampfruf rings erschallt;
Einer flieht in raschem Jagen, der verfolgt ihn hinterdrein,
Der Verfolgte ist verloren, denkt ihr, doch bald seht ihr — nein,
Seitwärts sprengend raschen Schwunges, sucht den andern er zu treffen,
Und der sucht in gleicher Weise den Verfolger jetzt zu äffen.
Bogenschützen nun erscheinen nach Vollendung dieses Spieles,
Sei's zu Fuße, sei's zu Rosse, nie verfehlend ihres Zieles,
Springen rasch von ihren Pferden, rascher noch auf Pferdes Rücken,
Fliehend vom gemalten Feinde sie den Pfeil vom Bogen drücken.
Die Gesandten sehn's mit Staunen und der hohe König spricht:
„Seht jetzt, daß es meinen Kriegern an Gewandtheit nicht gebricht,
Seht ihr auch in diesem Spiele nicht den Kampfmuth fest und kühn,
Werden sie ihn morgen zeigen, wenn wir in die Wälder ziehn,
Wenn wir streifen durch die Jungeln — sollt euch dieses wohl behagen —
Wohlbewehrt auf Elephanten grimme Königstiger jagen."
Die Gesandten sehen stutzig einer nach des andern Blicken,

Fragen sich mit halben Worten: „Will der König uns berücken,
Will er heimlich uns erdrosseln, meuchlings tödten in dem Wald?
Lockt er uns in seinen Schluchten wohl in einen Hinterhalt?“ —
Solch ein Denken liest der König leicht auf seiner Gäste Mienen
Und er spricht: „Ich kann euch freilich nicht mit einer Fuchsjagd dienen —
Glaubt ihr aber, falschen Herzens woll' ich locken euch zum Jagen,
Um im Walde hinterlistig euch zu morden, zu erschlagen —
Geht mit Gott nach euern Schiffen und beginnt die Wetterfahrt.“
„Herr, nichts war in unsern Herzen, ahnend was so bös von Art“
Sprechen zu ihm die Gesandten, „nur dieß Jagen deucht uns neu,
Und drum hielten wir Berathung, Zweifel war's nicht deiner Treu.“
Also nöthigt zum Vertrauen Dantas klug beredter Mund;
Den Entschluß, den feinen, schlauen, bringt er noch in Herzens Grund. —
Als zur Lust des grünen Waldes neu der Tag im Osten graute,
Hört man von geschäft'gem Treiben im Pallast die frohen Laute,
Pauken, Cymbeln und Trompeten geben klaren, lust'gen Schall,
Schöngeputzte Elephanten schreiten stolz aus ihrem Stall.
Tragen pracht'ge seidne Decken, drauf die leichte Sänfte sitzt,
Und der Lenker in dem Nacken führt den Speer so fein gespitzt,
Führt ihn wie ein stolzer König, der ein goldnes Scepter trägt,
Daß der Elephant sich willig nur nach seinem Sinn bewegt.
Und der König mit den Gästen steigt die breiten Treppen nieder,
Wo der Elephant voll Ehrfurcht beugt die ungestalten Glieder.
In die goldverzierten Sänften sitzen die Gesandten ein,
Und die Elephanten schreiten nun einher zu zwei und zwei'n.
Zwanzig starke Elephanten durch das Feld nun trabend rücken,
Und ein weißer trägt den Herrscher und die Lords auf seinem Rücken,
Punjaschlokas sitzt im Nacken lenkend kunstgewandt das Thier.
Sie erreichen lustig trabend schnell das dunkle Waldrevier.
Eng durchschlungen von Lianen wölbt sich hier der Kokosbaum,
Kreischend fliegen Papageien durch den duftdurchwehten Raum,
Affen schwingen sich hinüber von den Zweigen zu den andern,
Scheue Hirsche und Gazellen flüchtig durch das Buschwerk wandern;
Der Termiten Erdenhäuser stehn gleich Pyramiden dort.
Da beginnt nun Punjaschlokas, sagt den Fremden dieses Wort:
„Hier in diesem schatt'gen Platze laßt uns Mittagsruhe halten
Bis die Nacht der Kühlung Labsal im Gebüsche wird entfalten,
Bis der Tiger in den Jungeln heiser brüllend fürder schreitet,
Daß er sich und seinen Jungen wohl ein lecker Mahl bereitet.
Will euch künden nun indessen wie es die Termite macht,
Die zerstörend in den Wäldern schafft mit schleichend böser Macht.
Langsam baut sie sich im Stillen ein geräumig großes Haus,
Tief im Boden immer wühlend, denn das Licht ist ihr ein Graus,
An der Kokospalme Wurzel steigt sie grabend dann hinan,
Wühlt sich krumme Gänge bohrend ein mit heimlich bösem Zahn,
Steigt zum Stamme, steigt zur Krone, die sich breitet himmelwärts,
Steigt zum innern Mark des Baumes, bis getroffen sie das Herz,
Und der Baum, der junge, kräft'ge, wird nun schwach und matt und alt,
Und der grüne, frühlingssaft'ge wird zum morschen Greise bald.“
Die Gesandten aber schweigen, als sie solch ein Wort vernommen,
Wenden sich zum König Dantas, lächelnd halb und halb beklommen,
Daß er von den Tigerjagden alles ihnen mög' erklären,
Und wie sich die Elephanten gegen jene Bestien wehren
Dantas spricht: „Beim Mondenscheine, wenn der Nebel niederwallt,
Hörst du, Fremdling, wie's im Dickicht als ein dumpfes Donnern hallt,
Hörst ein Knittern auf dem Boden in dem Buschwerk zart und jung
Von Gazellen und von Hirschen, fliehend mit so scheuem Sprung;
Näher kommt dieß dumpfe Tosen, wird zum Brüllen laut und stark,
Daß es dir voll Angst und Grausen eisig fließt durch Bein und Mark,
Doch dem Jäger wird, dem kühnen, nimmer bang in dem Gemüth;
Aus des Elephanten Auge jetzt ein muthig Feuer sprüht.
Aufrecht hält er seinen Rüssel in die Luft als wär's zum Gruß;
Auf die Erde stampft er mächtig, daß es dröhnt, mit seinem Fuß.
Schau im Dunkeln dort zwei Augen, wie sie tödtlich funkelnd nahn,
Doch sie weichen seitwärts schleichend vor des Elephanten Zahn,
Vor des Elephanten Auge, ruhig blickend, muthentglommen.
Hinterrücks versucht der Tiger, meuchlings nun ihm beizukommen,
Will ihm springen auf den Rücken, will sich setzen in den Nacken,
Will ihn mit den spitzen Krallen, mit den Zähnen tödtlich packen.
Doch der Elephant, der kluge, kennt des Feindes Grimm und Art,
Rollt den Rüssel auf, den zarten, daß er ihn beschützt, bewahrt,
Geht mit raschen haft'gen Schritten auf den Tiger muthig los,
Spießt ihn an den Stamm der Palme mit der Zähne mächt'gem Stoß,
Tritt ihn nieder in den Boden, mit den Füßen stampfend wild,
Oder wirft ihn in die Lüfte, daß er angstvoll winselnd brüllt
Und zu Boden fällt zerschmettert. Also siegt der Elephant,
Also siegt in guter Sache, wen gerechter Sinn durchmannt.“
Dantas sprach's. Allmählig röthet sich im Westen nun der Himmel;
Hei wie regt sich's jetzt im Walde mit so lust'gem Jagdgetümmel,
Panken und Posaunen schallen, nicht zum Kriege, nicht zum Tanze,
Schaut, die kühnen Schergen kommen, nur bewehrt mit spitzer Lanze,
Die mit unbedecktem Fuße durch das dunkle Dickicht brechen,
Nach dem Tiger in der Höhle, um ihn aufzureizen, stechen;
Langsam schleichend dicht am Boden sucht der Tiger nun zu nah'n,
Hat die Tatze kaum erhoben, knurrend leis fletscht er den Zahn,
Ist jetzt näher angeschlichen, du macht sich der Scherge fertig
Und entweicht mit raschem Schwunge, ist der Tiger sprunggewärtig.
So durch Reizen, so durch Necken, eilt der Tiger zornentbrannt
Aus den dunklen Waldverstecken und ihn trifft der Elephant,
Und ihn trifft der hohe Jäger auf des edeln Thieres Rücken.
Schaut den König und die Edeln, wie sie nach dem Walde rücken,
Wie die Tiger gräßlich heulend aus dem Dickicht brechen vor,
Wie die Treiber schallend rufen so durch Wald als Sumpf und Moor,
Pfeile zischen, Speere sausen, Büchsen knallen durch den Hain,
Und die Krieger wie zum Spiele sich des grausen Jagens freu'n.
Dieser Tiger liegt zerschossen, dieser ächzt verwundet schwer
Halb zerstampft vom Elephanten, jener ist durchbohrt vom Speer.
Endlich naht ein mächt'ger Tiger, brüllt im Walde hohl und dumpf,
Blickt umher als wie ein König, lauernd auf des Baumes Stumpf,
Um ihn lagern seine Söhne, einer Wache wohl vergleichbar,
Kämpfend muthig mit den Jägern, stets sich wehrend unabweichbar;
Einer fällt vom Speer getroffen und der zweite und der dritte
Und der alte Tiger schaut sich bald in blut'ger Leichen Mitte,
Heiser brüllend, gierig blickend, sieht er fallen seinen letzten,
Sieht heran die Schergen kommen, so die muth'gen Söhne hetzten,
Stürzt herab von seinem Stamme und durchbricht der Jäger Haufen,
Eilt mit weiten raschen Sätzen, nach des Waldes Saum zu laufen,
Auf des Königs Elephanten stürmt er zu mit grimmer Wuth,
Doch das edle Thier es scheucht ihn, schaut ihn an mit kaltem Blut,
Nimmt vom Diener eine Fackel, schwingt am Boden sie gewandt,
Und der Tiger voll Entsetzen sieht das Feuer, sieht den Brand,
Will im Laufe rasch sich wenden, doch da kommen die Genossen
Hoch auf Elephanten reitend, fertig jetzt mit den Geschossen.

Digitized by Google

Wie sie zieten, bebend schauen! doch ein Scherge flink und schlicht
Springt herbei und mit der Lanze schnell das Ungethüm erstieht.
Schneidet ihm das Haupt vom Rumpfe, hat's zum König hingetragen,
Dieser schenkt es den Gesandten, welche staunen ob dem Jagen.
Hei! Fanfaren lustig tönen, denn die Jagd, sie ist geendet,
Und der König mit den Jägern zum Pallaste nun sich wendet.
Und sie kommen zum Pallaste mit des Tages erstem Schein,
Und der König lädt die Fremden zu der Rathsversammlung ein.
„Hört mein Wort ihr Fremden alle," spricht der König nun zu ihnen,
„Mir erscheint des Menschen Seele gleich dem Wald, dem ewig grünen.
Wie im Walde Blumen duften, Bäume süße Früchte bringen,
Hirsche bei Gazellen weiden, Vögel froh und klagend singen,
Also sproßt im Menschenherzen süße Frucht und zarter Klang,
Der in meinen Ohren tönet als der Gottheit Lobgesang.
Wie im Walde Jungeln wuchern, giftig Unkraut heckt und nistet,
Die Termite schleicht im Dunkeln, daß den Palmbaum sie verwüstet,
Und die gift'ge Schlang' am Pfade unter'm Steine lugend kauert,
Im Gebüsch der grimme Tiger leise tappend schielt und kauert —
Also lebt im Menschenherzen böse Gier und lüstern Wollen,
Das ihn lehrt als Freund zu nahen, doch im Herzen tückisch Grollen.
Unsre weisen frommen Büßer ziehen in den Wald hinaus,
Tilgen im Gebet verunken ihrer Herzen Scharten aus;
Unsre kühnen festen Krieger ziehn hinaus in Feld und Hain,
Da erlegen sie den Tiger und die Schlangen und den Leu'n.
Merkt's euch, greift in euern Busen, fühlt ihr dort ein wucherndNanken,
Von Begier und feinen Listen, trüglich gleißenden Gedanken:
Zieht nach Haus in euern Schiffen, wagt euch nicht in unser Land!
Wie wir streiten gegen Tiger, habt ihr ja geschaut, erkannt.
Wagt e' nimmer zu versuchen, wie wir treffen einen Feind,
Der durch Locken süßer Mienen listig uns zu täuschen meint.
Aber wollt ihr ehrlich handelnd her zu meinem Hafen kommen,
Heiß' ich euch mit frohem Munde, Frieden spendend hier willkommen."
Sprach's; und läßt Geschenke bringen reich an Gold und Edelstein,
Fein getrieben, wohlgebildet, ausgelegt mit Elfenbein,
Reicht sie dann den Abgesandten, grüßt mit freundlichem Ermahnen
Und geleitet sie hinunter nach dem Haus der Karavanen.
Wen'ge Reden süßen Klanges, aber eitel ohne Sinn
Werfen die Gesandten schmeichelnd, Gunst erbittend her und hin;
Höflich wußten sie zu kommen, höflich wissen sie zu scheiden —
Werden sie den Strand besuchen, werden ferner sie ihn meiden?
Kann's nicht sehn an ihren Mienen, ausdruckslos scheint ihr Gesicht,
Kann's nicht sagen aus Berichten, eine Kunde ward mir nicht.

Ottenhofer.

Irrthümer und Aberglauben in der Naturgeschichte.

Wir haben den ersten Jahrgang unsers Buches mit einem Aufsatze über die in der Naturgeschichte waltenden Irrthümer und den Aberglauben begonnen und schon damals versprochen, den angeführten Beispielen noch andere anzureihen. Diese sind auch keineswegs so selten, als daß man an ein baldiges Versiegen der Quelle denken dürfte, im Gegentheil: wir haben nicht blos die Vorurtheile einer finstern Zeit zu bekämpfen, sondern es gibt auch jetzt noch genug Schriftsteller, welche bemüht sind, die Fabeln des Alterthums fortzupflanzen, ja noch neue zu erfinden. Wir werden nach und nach alle diese Dinge kennen lernen, aber zuerst, als eine Fortsetzung des Begonnenen, die grellsten, augenfälligsten Ungereimtheiten hervorheben.

Was die Existenz der blos von menschlichen Vorstellungen geschaffenen oder durch unzulängliche Beobachtungen hervorgerufenen Wunder in der Thierwelt betrifft, so ist von den frühesten Zeiten an das Meer besonders der Schauplatz derselben gewesen. Daß die Tiefen des unermeßlichen Oceans noch manche Thierform bergen, die unsern Blicken bisher entgangen ist, liegt wohl außer Zweifel, daß aber wirkliche Beobachtungen schon gemacht wurden, welche menschliche Leichtgläubigkeit, Lügenhaftigkeit, so wie der sich an das gefürchtete Element ohnehin knüpfende Hang zum Wunderbaren, anders darzustellen sich bemüht haben, ist eben so gewiß.

Wir haben schon in unserem ersten Aufsatze jener Krebse gedacht, welche sich in Ostindien finden und so groß sein sollen, daß sie mit ihren Scheeren einen Menschen zu fassen im Stande, und nach nichts lüsterner als nach Menschenfleisch seien. Allein, sagt Pontoppidan, es gibt noch ein anderes Ungeheuer, welches Kribor heißt und der größte Feind dieses riesenhaften Krebses ist, ihm häufig auflauert und durch die Luft davon trägt.

Hieher gehört auch die Geschichte vom Kracken. Dieses soll ein ungeheures Meerthier von der Größe einer kleinen Insel gewesen sein, welches sich in jedem Jahre einmal an der Oberfläche gezeigt habe, um Nahrung zu sich zu nehmen und dieselbe alsdann auf dem Grunde zu verdauen.

Der Vogel Greif, einem Löwen mit Schuppen und Drachenflügeln gleichend, und das Meereinhorn sind Thiere, welche Niemand gesehen, und sie verdanken ihre Entstehung theils falsch gesehenen Erscheinungen, theils mythologischen Begriffen.

Häufig erwähnt wird von älteren Schriftstellern die sogenannte Meerschlange, ein Ungeheuer von 200 Fuß Länge und 20 Fuß Dicke, welches die am Ufer Spazierenden verschlang und die Schiffe umwarf. Der Leib gleicht völlig einem Schlangenkörper mit einem harten Schuppenpanzer, der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem Wolfs- und Pferdekopf. Dieses Ungethüm macht ein entsetzliches Geheul und zeigt sich nicht blos im Meere, sondern auch auf dem Lande selbst, wo es oft plötzlich aus seiner Höhle, einem hohlen Felsen, hervorstürzt, um die Heerden zu verschlingen. Es soll ein Bewohner der nördlichen europäischen Meeresgegenden sein und sich besonders an der Küste von Norwegen und England zeigen. Selbst in unserem Jahrhundert will man dieses Thier beobachtet haben, ein Umstand, welcher in den Jahren 1817—1819, und wenn ich nicht irre, noch im vergangenen Jahrzehnt in öffentlichen Blättern mehrfach zur Sprache gekommen ist. In den vereinigten Staaten von Nordamerika, so wie an den Küsten von Schottland will man ein der eben erwähnten Meerschlange ähnliches Thier gesehen haben. Es habe einen vollkommenen Schlangenleib und sei außerordentlich schnell in seinen Bewegungen. Bei heiterem Wetter

Digitized by Google

kam es an die Oberfläche, wo es mehreremale von vielen Menschen beobachtet werden konnte, von denen manche sogar ihre Aussage eidlich bestätigten. Ein Reisender berichtet, daß er im Jahre 1819 Augenzeuge einer ähnlichen Erscheinung gewesen. Als er nämlich im Begriff gewesen, sich von Boston nach Nahant einzuschiffen, habe sich das Gerücht von der Anwesenheit der mehrerwähnten Meerschlange verbreitet und sich darauf eine große Menschenmenge am Ufer versammelt, um das Thier zu sehen. Es zeigte sich mit über die Wasserfläche erhobenem Kopfe und durchschwamm mehreremal die Bucht, indem es öfters untertauchte und dann wieder zum Vorschein kam. Es mochte 50—60 Fuß lang sein, jedoch war seine Größe nicht genau zu erkennen, weil der Schwanz nicht aus dem Wasser kam; deutlich aber sah man, daß es nicht ein anderes Thier, sondern wirklich eine Schlange war.

Aus diesen Vorfällen scheint als gewiß hervor zu gehen, daß jenes nordische Meerungeheuer ein fabelhaftes Thier sei, daß es aber im Meere eine Schlange gebe, welche unsrer Riesenschlange an Größe gleiche, sie auch vielleicht noch übertreffe. Wahrscheinlich ist das Thier aber selbst selten; dies, seine Lebensweise und das Element, worin es sich aufhält, entziehen es öfterer Beobachtung noch mehr.

Aber der wunderbergende Ocean beherbergt noch ganz andere Geschöpfe, nämlich solche, welche halb Mensch, halb Thier und im Volksmunde unter dem Namen der Sirenen oder Meerjungfern bekannt sind. Die unteren Körpertheile gleichen vollkommen einem Fischschwanz, im Uebrigen aber hatten sie die Gestalt eines jungen Mädchens, einen bezaubernden Gesang und menschlichen Verstand. In der ältern, ja selbst in der neuern Zeit will man solche Thiere öfters gesehen, gefangen und selbst lebend besessen haben; eine allzugroße Sehnsucht nach dem Meere koste ihnen aber bald das Leben. Ob das wirkliche Vorhandensein eines Thieres auch ihnen das Dasein gab, oder ob sie blos dem Glauben an's Wunderbare ihre Entstehung danken, wage ich nicht zu entscheiden; gewiß ist indessen, daß sie von keinem Naturforscher eigentlich beschrieben worden, und daß diejenigen, welche ausgestopft gezeigt wurden, ein Machwerk betrügerischer Menschen und aus einem Fischleib und einem Affenkopf zusammengesetzt waren.

Es ist eine völlig bekannte Sache, daß bei allen eierlegenden Thieren aus jedem Ei nur ein einziges Junges kommt; ein älterer Schriftsteller, Labat, aber behauptet, daß er in sechs Schlangeneiern 74 Schlangen gefunden habe, nämlich in jedem derselben 13—15, die ungefähr einen Fuß lang und so dick wie eine Feder, auch verschieden gefärbt gewesen seien.

Von der Zauberkraft der Schlangen wird erwähnt, daß die denselben zur Nahrung dienenden Thiere von selbst in ihren geöffneten Rachen kommen müßten. Dies ist eine offenbare Lüge und von der Sache nur wahr, daß ein kleineres Thier bei plötzlicher Annäherung einer großen Schlange so in Schrecken geräth, daß es darüber die Flucht vergißt, was ja auch bei manchen Vögeln der Fall ist, wenn sie von einem Falken plötzlich angefallen werden.

Eben so lächerlich und abgeschmackt ist das Folgende:

Der Dintenfisch ernährt sich zum Theil durch das Aussaugen der Muscheln. Diese aber schließen, wenn er seine Arme nach ihnen ausstreckt, plötzlich die Schale und schneiden ihm solche ab; um dieses zu verhüten, nimmt der Dintenfisch zuvor einen Stein und steckt ihn zwischen die Schalen, damit das darin wohnende Thier solche nicht schließen kann.

Der Strauß brütet seine Eier dadurch aus, daß er sie einige Tage lang unausgesetzt ansieht. Der Alter trägt Steine in sein Nest, um sich das Brüten zu erleichtern.

Ueber den sogenannten Rattenkönig lesen wir Folgendes: ein Rattenkönig lebt nur da, wo es sehr viele Ratten gibt, welche seinen Hofstaat ausmachen und ihn königlich verehren. Er nährt sich von seinen Untergebenen, führt den Vorsitz und läßt sich auf ihrem Rücken von einem Orte zum andern bringen. Der Rattenkönig ist größer als andere Ratten, stirbt er, so verlassen alle Unterthanen ihren Aufenthalt und suchen sich einen andern König. Bringt man von einem solchen Rattenkönige etwas an einen Ort, wo es viele Ratten gibt, so verlassen diese augenblicklich denselben. — Man weiß, daß der Rattenkönig nichts anderes ist, als eine Anzahl zusammengekrochener Ratten, welche sich mit den Schwänzen so verwickelten, daß sie sich nicht mehr trennen konnten und daher langsam verhungern mußten.

Die Purpurschnecke der Alten kennen wir nicht mit Bestimmtheit, wissen jedoch, daß bei allen Thieren, welche einen ähnlichen Saft enthalten, dieser sich in einer Drüse ihres Körpers absondere. Seifried weiß es besser, indem er sagt, es gäbe um die Stadt Tyrus viel Zinnobererz, welches aussähe, als wenn Blutstropfen darauf stünden. Diese Erzlager erstrecken sich ohne Zweifel bis in's Meer, wo aus ihnen die rothe Flüssigkeit hervortrete, welche auf den Meeresboden niederfalle und der Purpurschnecke zur Nahrung diente.

In mehreren Muscheln, besonders den Steckmuscheln findet man oft einen kleinen Krebs, den sogenannten Pinnenwächter, der natürlich zufällig in der Muschelschale seine Wohnung findet. Mehrere Schriftsteller des Alterthums und nach ihnen selbst Linné erzählen, daß der Krebs und die Muschel von der Natur für einander geschaffen seien, um sich besonders bei'm Aufsuchen der Nahrung zu unterstützen. Der Krebs stehe nämlich beständig Schildwache und wenn er ein Fischchen herbeikommen sehe, so kneipe er die Muschel, damit sie ihre Schalen öffne und das Fischchen hineinlasse, um sie hernach schnell zu schließen und den Fang in Gemeinschaft mit ihrem Freunde, dem Krebse, zu verzehren. Es bedarf hiezu keiner Erklärung, da man dieser Geschichte das Unwahre von weitem ansieht und es gar nicht möglich wäre, die Sache selbst unter dem Wasser so zu beobachten, wenn sie auch wahr wäre.

Digitized by Google

Den Baſilisken läßt die Sage aus dem Ei eines Hahns entſtehen, das von einer Kröte ausgebrütet worden. Er gleicht einem Hahn mit Drachenflügeln und einer Krone auf dem Kopfe. Er iſt ſo giftig, daß ſein bloßer Blick tödtet; er ſelbſt aber ſtirbt, wenn man ihm einen Spiegel vorhält. Sein Aufenthalt iſt in Brunnen und Kellern. Jetzt verſteht man unter Baſilisk ein ganz anderes Thier, nämlich die gemeine Kroneidechſe (Lacerta basiliscus).

Es gibt einen nur 3 Linien langen Käfer (Anobium pertinax), der in alten Büchern und im Holzwerk der Häuſer lebt und daſelbſt oft ein Geräuſch ähnlich dem Nicken einer Uhr hervorbringt, welches der Aberglaube als den Vorboten des Todes eines Hausgenoſſen, gleich dem Rufe des Käuzchens betrachtet.

Bekanntlich hält der Lemming (Mus norwegicus) jährlich große Wanderungen in ungeheurer Anzahl. Dieſe Thiere haben die Größe unſerer Ratte. Der Biſchof von Upſala, ein Beförderer des Aberglaubens in der Naturgeſchichte, ſagt nun, der Lemming falle bei einem Gewitter vom Himmel.

Der Hirſcheber (Sus babirussa) in Indien hat lange, gebogene Hauzähne, an dieſen, ſagt Maukiſch, ein Jugendſchriftſteller aus der Gegenwart, hängt es ſich zum Schlafen an einem Baumaſte auf. Derſelbe weiß noch von mehreren naturhiſtoriſchen Wundern zu erzählen, über die man lieber ſchweigt, dabei aber wünſchen muß, die erſten Eindrücke, welche die Jugend von den Geſchöpfen der Natur erhält, möchten aus keinen ſo leichten Grundlagen entſpringen.

Ein Thier ferner, das unter die größten Fabeln ſeiner Zeit gehört, iſt das tartariſche Lamm, welches mit den Füßen in den Boden gewachſen und eine ſo verderbliche Wirkung auf ſeine Umgebung hervorbringe, daß ſolche nicht im mindeſten gedeihen könne. Es kann dieſem Thiere nur das Vorhandenſein verſchiedener Moose, deren verſchlungener Wuchs oft ſeltſame Formen darbietet, ſeine fabelhafte Exiſtenz verliehen haben.

In Weſtindien gibt es nach Seifried auch Schmetterlinge, welche aus Pflanzenblättern entſtehen, beſonders befindet ſich darunter eine Art, welche einem eingewickelten Kinde gleicht und mit lauterem Gold überzogen iſt. Ein gewiſſer Torrobin will in Hadannah auf dem Felde mehrere todte Weſpen gefunden haben, aus deren Leib eine Pflanze hervorwuchs, welche die Einwohner Gia nannten, und die voll Stacheln war, weil der Bauch der Weſpe ebenfalls mit Stacheln beſetzt ſei. Er nimmt dabei an, daß das Thier ſich in die Pflanze verwandle. Wahrſcheinlich hat er die letztere falſch beſchrieben, denn es war offenbar ein Moos, welches ſich auf den todten Weſpen entwickelte, an denen ihr Same haften blieb, gerade, wie ſich auf andern faulenden Thierkörpern öfters Moose und Schwämme entwickeln, ohne daß man nöthig hätte, einen Uebergang von dem Einen in das Andere dabei anzunehmen.

Auch an die verſteinerten Thierformen hat der Aberglaube ſeine Hand gelegt. Die verſteinerten Seeigel hat man Donner- und Wetterſteine, Krötenſteine und Schlangeneier genannt. Der Beſitzer eines ſolchen Steins war im Stande, im Schlafe alle Wahrnehmungen zu machen wie im wachenden Zuſtande, und es konnte ihm deshalb kein Feind ſchaden, ſondern der Stein verlieh vielmehr Sieg über jenen. Auch ſchützte er vor Gift und Seuchen, ſo wie vor dem Einſchlagen des Blitzes. Die Einen glaubten, dieſe Körper fielen bei einem Gewitter aus den Wolken, die Andern ließen ſie aus dem Speichel von Schlangen und Kröten entſtehen. Hieher gehören auch die Donnerkeile, welche ebenfalls verſteinerte Conchylien ſind. Man trug dieſelben als ein Mittel gegen Gift und Zauberei, in Gold gefaßt, um den Hals und hielt ſie für verſteinerte Schlangenzungen, welche daher rührten, daß der Apoſtel Paulus die Schlange, welche ihm auf der Inſel Malta an die Hand gefahren, in's Feuer geſchleudert habe, wodurch alle Schlangen daſelbſt in Stein verwandelt worden wären.

Nicht weniger intereſſant iſt es, von den Rieſen zu hören, welche es vor Zeiten unter dem Menſchengeſchlechte gegeben haben ſoll. Man wollte menſchliche Skelette gefunden haben, die ſo groß waren, daß der Kopf eines ſolchen den Umfang eines mäßigen Keſſels hatte, und ein Zahn davon über 5 Pfund wog; die Höhle des Armknochens ſei der Mündung einer Kanone gleichgekommen. Ein anderer Kopf ſoll ſo groß geweſen ſein, daß ihn zwei Menſchen nicht umſpannen konnten. Dies iſt jedoch gar nichts, denn man hat der Sage nach Menſchenzähne gefunden, deren einer 6—7 Pfund wog. Vergleicht man die Größe eines ſolchen Zahnes mit dem Gewichte des größten Zahnes eines Menſchen und mit der jetzigen Größe des letzteren ſelbſt, ſo müßte der Menſch, dem jener Rieſenzahn angehört, eine Höhe von 4800 Fuß gehabt haben, allerdings eine Größe, welche, um eine weite Ausſicht zu genießen, das Beſteigen von Höhen überflüſſig gemacht hätte, und wo während eines Gewitters und überhaupt der größere Theil des Körpers über den Wolken ſich befunden und die Welt unter ſich nicht mehr geſehen hätte, während die Beine, vom Regen begoſſen, unten gewandelt hätten.

Daß auch das Mineralreich mit dergleichen Ungereimtheiten nicht verſchont blieb, iſt ſchon früher angedeutet worden. Bekanntlich werden an vielen Orten ſteinerne Gefäße, aus einer frühern Zeit dahin gebracht, in der Erde gefunden. Man nahm nun an, ſie ſeien ein eigenes Mineral, welches ſich in dieſer Form bilde. Andere hielten dafür, es wären jene Gefäße von den Zwergen, welche ehedem das Innere der Erde bewohnt, gebraucht worden; noch Andere hielten ſie für Milchtöpfe der Alten, und ein vierter Theil für Fleiſchtöpfe einer Kaſte, der das Fleiſcheſſen verboten war; ſie hätten es daher heimlich gegeſſen und die Ueberbleibſel mit den Töpfen vergraben.

Den meiſten Unfug trieb man indeſſen mit den Edelſteinen. Der Diamant wurde in Stahl, Gold und Silber gefaßt und am linken Arme getragen, er war gut gegen Zank, Gift, Krieg und die Eingebungen des böſen Geiſtes. Der Smaragd gegen Blutung, Gift

Digitized by Google

und Epilepsie, gegen Ungunst und Gespenster, er galt als Gesicht und Gedächtniß stärkendes Mittel. Der Amethist sollte den Verstand schärfen, vor Trunkenheit und Melancholie bewahren. Der Granat gegen Gift und Uebel des Herzens. Ebenso der Rubin, welcher noch ferner ein heiteres Gemüth schaffen, vor bösen Träumen bewahren und verlorene Kräfte wieder ersetzen sollte. Der Opal war dienlich gegen Melancholie und Gift, zur Stärkung des Herzens und der Augen, denen aber, die ihn nicht besitzen, sollte er Gesicht und Gedächtniß nehmen. Der Beryll wurde gebraucht gegen Blutung, Aufstoßen, Durchfall, Husten, triefende Augen, gegen Krankheiten der Leber, und Feinde; er sollte lustig machen, den Verstand schärfen und Frieden zwischen Ehelenten herbeiführen. Der Chrysolith gegen Pest und hitzige Fieber, gegen ein schwaches Gedächtniß, Melancholie, Durst, fallende Sucht und gegen den Teufel. Der Hyacinth gegen Gift, Pest und Wetterschaden, er sollte das Herz stärken, Gliederzucken verhindern, den Schlaf befördern, den Verstand schärfen, ein heiteres Gemüth, Ehre und Gewogenheit von Andern zu erlangen. Der Verstand und Herz stärkende Topas ward ein sicheres Mittel gegen Melancholie und Epilepsie. Der Sapphir sollte freudig und frisch machen, ein sanftes und andächtiges Gemüth zuwege bringen, das Herz stärken, das Blut reinigen und zu guten Dingen fähig machen; er diente noch weiter gegen Pest, Gift, Augenentzündungen und Blattern.

Wie arg es in gleicher Hinsicht mit den Pflanzen gemacht wurde, davon geben noch jetzt die alten Kräuterbücher und unsere Quacksalber tausend Zeugnisse. Traurig ist es, mit welcher Leichtgläubigkeit das Volk sich der Behandlung der Letzteren hingibt und die wahre Kunst verachtet. Wenn den Alten zu trauen wäre, so hätten wir mit ungefähr einem Dutzend Pflanzen, ein oder mehrere Mittel gegen alle Krankheiten in Händen; nimmt man z. B. Wermuth, Enzian, Ehrenpreis, Wachholder, Safran, Meisterwurz, Alant, Osterluzei, Baldrian und einige andere, so wird sich nicht leicht eine Krankheit auffinden lassen, gegen welche die eine oder die andere dieser Pflanzen nicht diente. Wohl wissen wir, daß der Schöpfer den Pflanzen jene edlen Stoffe verliehen hat, welche zur Heilung menschlicher Uebel vorzüglich beitragen; allein man muß die Natur dieser Stoffe durch Hilfe der Wissenschaft kennen lernen, um sie auf verschiedene Weise und in mannigfacher Verbindung mit Erfolg anwenden zu können. Dazu gehört aber noch ferner eine Kenntniß des menschlichen Körpers sowohl als der Verrichtungen seiner einzelnen Theile. Wer diese Kenntniß nicht besitzt, kann kein Arzt sein und keine Krankheit heilen. Wohl mag es hie nnd da Einen geben, der durch die Anwendung zweckdienlicher Mittel aus dem Pflanzenreich, verbunden mit Erfahrung, manches Uebel zu heben vermag, allein an ein Universalmittel gegen alle Krankheiten kann nur derjenige glauben, der von der Natur keine Kenntniß hat; noch weniger aber verdienen die sogenannten sympathetischen Mittel vieler Wunderdoktoren Glauben und in den meisten Fällen glauben sie selbst nicht daran, sondern wenden sie nebenbei nur an, um den abergläubischen Forderungen ihrer Patienten zu genügen, denen sie, wie tägliche Beweise zeigen, gewöhnlich nicht helfen können, sondern sie blos um ihr Geld prellen, die Krankheit vielleicht auf kurze Zeit verdrängen, deren Rückkehr aber nicht verhindern, ja oft durch falsch angewendete Mittel den Grund zu einer neuen legen, die noch schlimmer ist als die erste, und deren Ursachen dann dem wahren Arzte ein Räthsel sind.

Zum Beschluß wollen wir noch ein Mittel angeben, reich zu werden, sich unsichtbar, wie auch gegen Schuß und Hieb fest zu machen. Es gibt nämlich eine Pflanze, deren Wurzel die sogenannten Galgenmännlein liefert, welche dem Besitzer die angegebenen Vortheile gewährt, und ihn noch ferner vor Hexerei bewahrt. Diese Wurzel aber ist nicht so leicht zu bekommen, denn sie wächst blos unter dem Galgen und kann nur mit Lebensgefahr aus der Erde genommen werden, ein Grund, warum sie wohl so Wenige besitzen. Um sicher zu sein, verfährt man aber auf folgende Weise: An einem Freitag vor Sonnenaufgang muß man sich unter den Galgen begeben, und zwar in Beisein eines schwarzen Hundes. Zuerst stopft man sich die Ohren mit Baumwolle zu, um die Seufzer der Wurzel beim Ausgraben nicht zu hören. Ehe man die Arbeit beginnt, beschreibt man drei Kreuze über der Pflanze und macht alsdann die Wurzel ringsum mit einer Degenspitze von der Erde frei, bis sie nur noch leicht im Boden sitzt; jetzt bindet man eine Schnur daran und befestigt diese an dem Schwanz des Hundes, dem man im Davonlaufen ein Stück Fleisch vorhält, damit er folgt. Von dem Geschrei der Wurzel stirbt der Hund, allein dies thut nichts, denn die Wurzel ist viel mehr werth als ein Hund. Nachdem sie mit Wein gewaschen und in weiß und rothes Zeug gewickelt worden, trägt man sie entweder bei sich oder hebt sie zu Hause in einem Kästchen auf. Beim Neumond und jeden Freitag darf aber nicht versäumt werden, sie zu baden und in ein weißes Hemd zu kleiden. Will man zukünftige Dinge vorher wissen, so gibt die Wurzel ihrem Besitzer Auskunft, sobald er sie darum fragt. Um Geld zu erhalten, braucht man des Abends nur ein Stück Geld zu der Wurzel zu legen und am Morgen wird sich dieses jedesmal verdoppelt haben. Das Geldstück soll jedoch nicht über einen halben Thaler betragen, um das Galgenmännlein auf einmal nicht zu sehr anzustrengen.

Für denjenigen, der an diese Thorheit glauben mag und den Versuch machen will, fügen wir noch bei, daß die Pflanze Alraun (Atropa Mandragora) heißt und auch im südlichen Europa an Flüssen, in Wäldern und am Mittelmeer, am Fuße der Berge wächst und giftig ist, früher auch zu Hexentränken verwendet ward. An ihrer Statt wurde früher auch die Wurzel der Zaunrübe (Bryonia alba) von Betrügern an die Leichtgläubigen verkauft.

Beege.

Digitized by Google

Asien.

Asien, die Wiege, das Stammland des Menschengeschlechts, der größte, den Alten bekannte Erdtheil, der erste Schauplatz der Geschichte und der Sagen, in dem die früheste Civilisation ihren Mittelpunkt fand, hat einen Flächenraum von 768,000 Quadratmeilen, und übertrifft Europa fast fünfmal an Größe. Es ist mit Afrika durch die Landenge von Suez, mit Europa durch das Ural- und das werchoturische Gebirge verbunden.

Seine Grenzen sind im Osten das stille Meer, mit dem japanischen Klippenmeere und den Golfs von Korea und Ochotzk, im Süden das indische Insel- und Weltmeer, mit dem Meerbusen von Tunkin, Siam und Bengalen, im Westen Europa, (nördlich der Karafluß, südlich das Uralgebirge,) das Asowsche und schwarze Meer, der Archipelagus, das mittelländische Meer, die Landenge von Suez und der arabische und persische Meerbusen, im Norden das nördliche Eismeer, das Behrings- oder Bibermeer mit der Cooks- oder Behringsstraße, die 40 Meilen breit Asien von Amerika trennt.

Wird Asien nach den Naturgrenzen eingetheilt, so zerfällt es der Länge nach in Vorder- und Hinterasien, der Breite nach in Nord-, Mittel- und Südasien. Vorderasien umfaßt dann die Länder am schwarzen und mittelländischen Meere, also Turkestan, Persien, Arabien, Syrien ꝛc., Hinterasien China mit der Halbinsel Korea, und Japan mit den benachbarten Inseln; Nord-Asien aber Sibirien mit den Eilanden im nördlichen Eismeer, den Aleutischen und Fuchsinseln. Mittel-Asien, auch Hochasien genannt, die Kaukasusländer, beide Dschagatai, die chinesische Mongolei und Mandschurei mit Tibet und Kaschemir; Südasien, die Halbinseln diesseit und jenseit des Ganges, mit den Sundainseln, den Eilanden des östlichen Meeres, den Molukken und Philippinen.

An Reichthum der Gewässer übertrifft Asien alle übrigen Erdtheile der alten Welt. Vorderasien hat 1) das kaspische Meer von S. nach N. gegen 150 Meilen lang und zwischen 50—80 M. breit, mit salzigem Wasser, wie das Weltmeer, jedoch ohne eine sichtbare Verbindung mit demselben; 2) das todte Meer, 12 M. lang und 3 M. breit; 3) den See Tiberias oder Genezareth; 4) Eriwan in Armenien; 5) den Salzsee Schahi; 6) Wan mit mehreren Inseln; 7) den Bahr-Redscheff im ehemaligen Babylonien; 8) den Bachtegan, in der Landschaft Istachar; 9) den Sareh und Sistan; 10) den Aralsee mit dem Altan, nahe beim kaspischen Meere, 25 M. lang, 12 M. breit. In Hinterasien den Balkasch-, Saihan-, Lop-, Choko-, Baikal-, Tschandro-, Terkivi-, Kolair- und Tinkalsee. Im Südosten von Asien findet man den Tong-Ting-Hou, den Kao-Yeaou-Hou und den Hong-Tse-Hou.

An Flüssen ist die Westseite am ärmsten und die arabische Halbinsel hat gar keinen bedeutenden Fluß, dagegen breiten sich im Nordosten und Süden die Gewässer polypenartig aus. In das schwarze oder das Mittelmeer münden der Saihan, Kisil-Irmak, Mandres, Fasch, Assi oder Orontes, Naharkebir und Leitane, in das kaspische Meer der Kur und Arras, in den persischen Meerbusen der Euphrat und Tigris. Das zweite Hauptwassersystem Vorderasiens ist das des Nilab oder Sind, und diesem entgegengesetzt das des Oschau in Pehlwi und des Sirt, der in den Aralsee mündet. In den Baikalsee fallen der Barguſin, die Turka, Selenga, die obere und untere Angara. Die wichtigsten Steppenflüsse sind der Bahr el Arden (Jordan), der sich in das todte Meer verliert, der Turgai, in der Kirgisensteppe, der Saruſu, Kurk und Darja, welche dem Lockſee zufließen. In Südasien breitet sich das große Hauptwassersystem der vereinten Stammströme Ganges und Bramaputra aus, die in einer unendlichen Menge von Armen in den Meerbusen von Bengalen münden. Zu dem Wassersystem des Irawaddi, oder Avastromes kann der Minp oder große Fluß von Pegu, der Lukiang oder Thaluan, der Tanasserim, der Menam, der Mekon oder Maikaung in Kambodscha, der Hue und der Lau-Tse-Kiang gerechnet werden. Das Flußgebiet des aus dem dauriſchen Alpenlande kommenden Amur erstreckt sich durch Daurien und das Land der Mandschu und Tunguſen. China's Wassersystem bilden die beiden Riesenströme Jang-Tse-Kiang (blauer Fluß) und Hoang-ho (gelber Fluß), und münden ersterer in das östliche Meer, letzterer in das gelbe Meer. Die auf den Nordhöhen des Altai entspringenden Stromsysteme, der Lena, Indigirka, Kolyma, Jeniſei, Obi und Irtiſch, münden in das Eismeer.

Die Gesammtmasse der asiatischen Gebirge bildet ein sehr erhabenes Plateau, mit nach allen Seiten auslaufenden Aesten, die sich theils allmälig verflachen, theils schroff auf Niederland ruhen oder mit dem Meere abschneiden. Ein gewaltiger Gebirgsrücken des Altaigebirges durchzieht Mittelasien und ist wahrscheinlich der älteste Landrücken unserer Erde. Sein Mittelpunkt der Bogdo Ola, verzweigt sich in den Taurus, Lukan, Ararat oder Macis, Kaukasus, Belur-Tag, Mus-Tag (Imaus) und dem Sajan-, Hinkan-, Jablonaja- und Himalayagebirge. Durch die Lage und Grenze des Altaigebirges bestimmt sich davon Nord- und Südasien von selbst. Jenes enthält die Gebirgsskelette nordwärts vom Altai, dieses alles Hochland nach Süden herab, vom Taurus und Hindukuſch, zwischen dem Indus und Ganges bis zur See hin.

Die höchsten Bergspitzen Asiens sind:

Chumulare, Himalayah,	29,000	Fuß.
Dhwalagiri, »	28,500	»
Javaher, »	25,800	»
Budra, »	24,000	»
Jamautri, »	22,500	»
Höchste Spitze des Hindukuſch, Hindukuſch,	20,000	»
Elborus, Kaukasus,	18,350	»
Ararat, großer, Ararat,	17,700	»
Kasbek, Kaukasus,	15,800	»

Digitized by Google

Ararat, kleiner, Ararat, ...	13,500	Fuß.
Alas Tagh, Altaigebirge, ...	11,520	»
Höchste Spitze des Libanon, Libanon, .	11,050	»
Italitzkoi, Altai, ...	10,900	»
Olymp, Taurus, ...	9100	»
Höchste Spitze der Nilgerais, Gautsgebirge,	8835	»
Sinai, Arabien, ...	7952	»
Carmel, Palästina, ...	2250	»
Tabor, »	2053	»

Das Klima ist bei der ungeheueren Ausdehnung Asiens höchst verschieden. Im Norden rauh und kalt, fast ewiger Winter, in Mittelasien trocken und kühl, im Süden heiß und feucht.

Asien ist eben so reich an Wüsten als Afrika, und die bemerkenswerthesten sind die mit Salzdünen untermischte Steppe der Kirgisen, die vom Ural bis zur Wolga, vom kaspischen Meere bis zur Samara reichende Steppe der Kalmücken, die manche fruchtbare Strecke enthält; die zwischen dem Irtisch und Obi liegende Barbara; die Verflachung des mittleren Ural, die unter dem Namen der isettischen Steppe bekannt ist; die arktischen Flächen und vor allem die ungeheure, von dem Urgan-Daga in eine Ost- und Westseite getheilte Ebene Kobi (mongol. „Wüste") oder Schamo (chines. „Sandmeer"), die mit Zwerggesträuch, Salzseen, Kieseln und Flugsand bedeckt ist, von dem die Orientalen sagen, daß er wie ein Fluß vor dem Winde fließe. Aehnlich der Kobi, doch viel weniger schrecklich, sind die Wüsten von Arabien, Dschesire (Mesopotamien), Irak, Naubendan, Karak, Gasnak, Bursuk und Tatta oder Sind.

Die Inseln, die zu Asien gehören, sind im Westen Rhodos, Chios, Cypern ꝛc., im Norden die Lachows- und Lena-Inseln und Nowaja Semlja; im Osten Hainan, Formosa, die Lieu-, Kiru-, Kurilen- und Japaninseln, die Staaten- und Fuchseilande, Aleuten ꝛc.; im Süden Ceylon, die Gruppe der Malediven-, und Lakediven-, die Andamanen-, Nikobaren-, Marqui-, oder Marianen-, Molukken-, Ambolna- und Bandagruppe und die Suluh- und die großen und kleinen Sunda-Inseln.

Die bedeutende Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse scheint auch den Bewohnern ihren Stempel aufgedrückt zu haben, die sich in Gestalt, Hautfarbe, Sprache, Sitten und Lebensart, Gewerbfleiß und Kenntnissen in zahllose Abstufungen trennen. Sie zerfallen in 3 Hauptstämme; 1) den weißen kaukasischen, mit dickem, langem, schlichtem Haare, gerundeter Nase, eirunden, großen Augen, länglichem Gesicht; in Westasien (Kankasier, Armenier, Grusier, Syrer, Araber, Juden, Perser, Türken, Tataren, Bucharen ꝛc.); 2) den gelbbraunen mongolischen, mit dünnem, kurzem, straffem Haare, gedrückter Nase, geschlitzten Augenlidern, plattem Gesichte; in Ostasien (Samojeden, Ostjäcken, Kamtschadalen, Mongolen, Tibetaner, Birmanen, Chinesen, Siamesen, Japaner); 3) den schwarzbraunen malayischen, mit dickem, krausem Haare, tiefen Augen, breiter Nase, dickem Gesichte; in Südasien und den südl. Inseln (Malayen und die Bewohner von Sumatra, Java, Borneo, den Molukken und Philippinen). Als Hauptsprachen derselben nimmt Balbi 7 Stämme an, die aber in mehr als 180 Mundarten gesprochen werden. Die Gesammtbevölkerung des Festlandes mag sich auf 500 Millionen belaufen, die aber so ungleich vertheilt sind, daß während in Sibirien im Durchschnitte nur 8 Menschen auf die Quadratmeile kommen, in Indien und China Gegenden sind, wo über 6000 Menschen auf demselben Raume leben. Im Norden sind die Einwohner meist Fischer und Jäger, in Mittelasien meist Nomaden, im Süden Ackerbauer, Fabrikanten, Kaufleute, und wie jede mögliche physische Verschiedenheit, so sind unter den heutigen Asiaten auch alle Stufen des gesellschaftlichen Zustandes vorhanden, von der äußersten Rohheit des Nomaden und Jägers, bis zu der verweichlichten Ueppigkeit des Orientalen in der Türkei, Persien, Indien und China, aber der Luxus und Despotismus des Südens lähmen jede höhere geistige Entwickelung. Schon früh rufte eine gewisse geistige Gesittung das Bedürfniß größerer politischer Verbindungen hervor, begründete dadurch Reiche und Staaten, und war der Ursprung des Städtelebens, aber beiden gaben Kasten und Eroberer die Gestaltung, legten dabei das Gesetz des unbedingten Gehorsams zum Grunde und noch heute ist der Despotismus die herrschende Staatsform in Asien, ist der Untergebene der Sclave seines Herrn, das Weib Eigenthum des Mannes. Wie Kultur und Gesittung im Allgemeinen, so gingen auch die drei Hauptreligionen, die christliche, jüdische und mahomedanische von Asien aus. Christen sind jetzt hauptsächlich nur da, wo die Europäer gebieten, in Nordasien und Indien. Ihre Zahl beträgt gegen 17 Millionen. Die Juden leben in ganz Asien zerstreut und sind meist Talmudisten. Der Bekenner des Islams sind ungefähr 70 Millionen und die übrigen 400 Millionen sind meist dem Götzendienste ergeben, zu dem vor Allem die Religion der Hindus, von der jedoch die reine Lehre des Brama, unter der Kaste der Bramanen selbst zu unterscheiden ist. Zu den Fetischanbetern sind hauptsächlich die Bewohner Nordsibiriens und die Anhänger des Lao-kiung in China zu rechnen, obwohl im letzteren Lande der Kaiser, die Mandarinen und Gelehrten die Religion des Con-fut-se bekennen, das übrige Volk aber der Lehre des Fo, der offenbar kein Anderer als der Buddha der Hinterindier ist, anhängen. In Japan ist die Sintoreligion vorherrschend, an deren Spitze ein geistliches Oberhaupt, der Kin-Rey oder Dairy heißt.

Asien und besonders Nordasien, muß vor Jahrtausenden bedeutenden Erdumwälzungen unterworfen gewesen sein. Dort wo jetzt ewiger Winter ist, kaum noch eine armselige Flechte gedeiht, muß nach den aufgefundenen Pflanzenversteinerungen und Thierskeletten, früher eine riesenhafte Thier- und Pflanzenwelt geblüht haben, wie sie heute nirgends mehr auf unserem Erdballe angetroffen wird. Jetzt ist Thier- und Pflanzenleben in einer gleichsam durch alle drei Zonen fortlaufenden Stufenfolge über Asien ausgebreitet, und wenn im höchsten Norden kaum noch das Rennthiermoos gedeiht, so

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1843

Digitized by Google

wechseln in Mittelasien Salzsteppen mit den schönsten Grasebenen, und der Süden zeigt die üppigste Fülle köstlicher Blumen und gewürzreicher Früchte neben Heerden von Elephanten, Nashörnern, Gazellen, Büffeln und von der sengenden Gluth der Sonne grimmig gewordenen Thieren. Er ist das Vaterland aller unserer Getreide- und Obstsorten, hat Reis, Mais, Wein, Datteln, Palmen, Gewürz-, Thee-, Zucker- und Kaffeepflanzen, und auf den Molukken veredelt der Strahl der alles belebenden Sonne die Pflanzensäfte zu den feinsten Spezereien, Balsam, Heilmitteln und Wohlgerüchen aller Art. Das Thierreich erzeugt dort besonders Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Elephanten, Nashörner, Gnus, Zebras, die niedlichen eingalesischen Damhirsche, Affen in allen Größen, Krokodile, Riesenschlangen, Bisam- und Schuppenthiere, Kasuare, Papageien, Pfauen, Seidenwürmer, die schönsten Perlenmuscheln ꝛc. Die gemäßigte Zone enthält dagegen Kameele, Dromedare, Angoraziegen, tibetanische Schafe, Pferde, Fasanen ꝛc., und der Norden in seinen endlosen Föhrenwäldern die kostbarsten Pelzthiere, wie Zobel, Hermeline, blaue Füchse ꝛc.

Das Mineralreich liefert besonders Platin, Gold, Silber, Zinn, Kupfer und Edelsteine, unter denen sich vorzüglich Diamanten finden.

Hebenstreit.

Die Löffler. Plataleae Linné.

(Taf. 6.)

Die Löffler bilden eine zwischen den Reihern und Störchen fast mitten innestehende, den Sichlern oder Ibissen verwandte, wohlcharakterisirte, durch mehrere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnete Gattung, deren Hauptmerkmale folgende sind.

Zum mindesten sind Zügel, Augenkreise, Kinn und Kehle nackt, bei manchen Arten der ganze Kopf; der Schnabel ist lang, wenig abwärts gebogen, ziemlich stark, niedrig, an der Wurzel breiter als in der Mitte, nach vorn aber sehr verbreitert, abgeplattet und flach, eigentlich spatelförmig; das abgerundete Ende des Oberschnabels bildet einen abwärts gebogenen Nagel, was an die Schnäbel der entenartigen Vögel erinnert; der noch plattere Unterschnabel wird vom oberen etwas überragt; beide Schnabelhälften sind auf der innern Seite fein aber scharf längs gefurcht, wodurch sie zum Festhalten schlüpfriger Körper geeignet sind. Die länglichen Nasenlöcher liegen oben auf dem Schnabel nahe beisammen, wenig von der Stirn entfernt, in einer schmalen, weichen Haut, welche als feine Furche bis zum Nagel sich hinzieht und den Schnabelrand als flache Leiste absondert. Die Füße sind stark, ziemlich hoch, weit über die Fersengelenke hinauf unbefiedert; die Vorderzehen ebenfalls lang, mit breiten Sohlen und zwei stark ausgeschnittenen Spannhäuten, deren äußerer am größten ist; die schwache, kurze Hinterzehe ist höher eingelenkt, als die vorderen; die Bedeckung ist netzartig oder gegittert, nur die Zehenrücken mit groben Schilden bedeckt; die Nägel klein und stumpf. Von den Füßen der Störche unterscheiden sie die größeren Spannhäute und schmäleren Krallen. Der Flügel ist ziemlich groß und breit, hat lange Armknochen, aber etwas kurze Schwungfedern, von denen die dritte am längsten ist. Der Schwanz ist kurz, zugerundet, und besteht aus 12 Federn. Das kleine Gefieder ist dem der Störche ähnlich, ziemlich weich, breit, an den Spitzen abgerundet, nur am Kopf und Hals schmal, manchmal in einen flackernden Nackenbusch verlängert, an der Brusthöhle nicht reiherartig herabhängend.

Die Löffler zeigen in ihrer Lebensweise ein Gemisch der Eigenschaften vom Reiher, Storch und Ibis, sie nähern sich jedoch den letztern mehr, als dem erstern, obgleich sie auch vor diesen durch manche Eigenthümlichkeiten sich auszeichnen. Die bekannten Arten stehen in der Größe zwischen dem schwarzen Sichler und dem weißen Storch, dessen Größe jedoch keine erreicht. Sie sind sehr einfach, gewöhnlich weiß oder röthlich gefärbt, und zeigen meist nur im Jugendkleide einiges Schwarz auf den Flügeln. Männchen und Weibchen sind nur in der Größe und der mehr oder weniger bedeutenden Ausbildung des Nackenbusches, nicht aber in der Farbe verschieden. Die Jungen sind durch dunkle Schwungfederspitzen und einen glatten, kleinern Schnabel vor den Alten ausgezeichnet, da auf dem Rücken des Oberschnabels bei letztern im zweiten Jahre Querrunzeln sich bilden, welche im dritten oder vierten Jahre ihre bleibende Gestalt und Farbe erlangen.

Sämmtliche Arten bewohnen die warme und gemäßigte Zone, von welcher sie sich nur selten in die kalte verirren; sie wandern frühzeitig im Herbste, wie die Störche, in größern Schaaren in wärmere Gegenden. Sie leben an den Ufern großer Flüsse, Seen und Sümpfe, am liebsten mit süßem Wasser, seltener am Meeresstrande. Sie haben einen storchartigen, zierlichen Gang, tragen den Hals aufgerichtet oder Sförmig gebogen, in der Ruhe stark eingezogen, einen großen Kropf bildend; fliegen gänse- oder storchartig, hoch, schwebend, mit etwas aufwärts gebogenem Halse und gerade ausgestreckten Füßen in Längs- und Querreihen. Sie sind ziemlich scheu, werden aber bald zahm und klappern mit dem Schnabel wie die Störche.

Ihre Nahrung besteht in Fischen, Fröschen, Schnecken und Insekten, welche sie, oft bis an den Bauch im Wasser watend, herausfischen; sie können im Nothfall auch schwimmen. — Ihre Nester erbauen sie an sichern Orten auf Inseln, in unzugänglichen Sümpfen auf die bloße Erde aus Schilf und Binsenpflanzen, Grasrispen ꝛc., in minder geschützten Gegenden auf hohe Bäume aus dürren Reisern, wie die Reiher und Störche; sie legen 3—4 meist weiße, seltener gefleckte Eier. Die mit weißen Dunen bedeckten Jungen werden aus dem Kropfe gefüttert, bleiben lange im Neste und sind sehr einfältig. Das Fleisch, besonders der Jungen, ist schmackhaft und wird in manchen Gegenden gegessen.

Die bekannteren Arten dieser nicht reichen Gattung sind:

Digitized by Google

1) Der weiße Löffler (**Platalea Leucorhodia Linn.**).

Er führt in seiner Heimath und in den naturhistorischen Schriften verschiedene Namen, welche übrigens fast alle auf die spatelförmige Gestalt seines Schnabels Bezug haben. In der Größe steht er zwischen dem grauen und Nacht-Reiher etwa in der Mitte, indem er von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze von 3′ 2″ bis 3′ 4″ mißt und in der Breite fast 5′ erreicht. Der Schnabel variirt zwischen 8½ bis 9¾″ in der Länge, und hat an der Basis gewöhnlich eine Breite von 1½″, in der Mitte von ⅞—1″ und am Spatel von 2″, an der Basis eine Höhe von 1″, welche bis zur Spitze bis auf 2‴ abnimmt; wobei die kleinern Maaße gewöhnlich den Weibchen oder jüngern Vögeln zukommen, obgleich auch unter den alten Männchen Größenverschiedenheiten nicht selten sind. Die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze beträgt 16—17″, des Schwanzes von 4⅞—5⅛″. Nicht minder abweichend sind die Maaße der Füße, indem bei alten Vögeln die Länge der Ferse von 3⅛—3¼″, des nackten Schienbeins von 3—3½″, der Mittelzehe mit ihrem 7‴ langen Nagel von 3¾—4″ und der Hinterzehe mit 6‴ langem Nagel von 1⅞—2″ beträgt. — Bei alten Vögeln ist der Schnabel gewöhnlich hornschwarz, am vordern Drittheil des Oberschnabels orangegelb, auf der ganzen übrigen Oberfläche desselben mit gelblichen oder graulichen Querbändern oder Runzeln, der Unterschnabel, so wie die innere Fläche des ganzen Schnabels einfärbig schwarz. Der Zügel ist gelblich oder bläulich weiß, das Auge hochcarminroth, der Kehlsack citronengelb, gegen die Brust orangegelb eingefaßt; der Fuß einfärbig schwarz, mit einer groben Netzhaut bedeckt, welche nur auf den Zehenrücken in deutliche Schilde gesondert ist. Die Hauptfarbe des weichen, storchartigen, abgerundeten Gefieders ist ein blendendes Weiß, welches bis zur Hälfte des Sommers durch ein sanftes, schönes Orangegelb des gegen 7″ langen, am Hinterhaupte entspringenden, flatternden Busches und des breiten Brust- und Halsgürtels unterbrochen und zugleich erhöht wird. — Beide Geschlechter sind übrigens gleich gefärbt und das Männchen ist nur durch etwas bedeutendere Größe vom Weibchen verschieden. Bei jüngern Vögeln sind die Nackenfedern kürzer und das Orauge derselben, so wie des Halsbandes minder lebhaft, denn erst im vierten Jahre erlangt der Löffler seine vollkommene Schönheit.

Bei den Jungen im Nestkleide ist der Schnabel fleischig, sehr weich und biegsam und voller Blut, so daß er nach Verletzungen lange nachblutet, von Farbe weißgelblich, auf dem Rücken des Oberschnabels neben den Nasenlöchern und auf dem nicht breiten Spatel blau röthlich oder röthlich graublau, der Zügel ebenfalls gelblich, um den Schnabelwinkel blaugrünlich, die nackte Haut um das Auge olivengrüngrau, Unterschnabel sammt Kehlsack fleischgelblich, letzterer grünblau eingefaßt, Zahn und Nagel horngraublau, das Innere des Schnabels wie außen. Nasenlöcher mandelförmig geöffnet; Iris graublau; Füße netzartig bedeckt, horngrauschwarz, über der dicken Ferse, zumal auf der vordern Seite, fleischgelbweißlich, die einzelnen Schildchen und die Sohlen lichter eingefaßt. Der ganze Körper ist mit weißen Federn bedeckt, wovon die größern Flügeldeck- und Schwungfedern schwarze Schäfte, die letztern auch schwarze Spitzen haben, welche bei den ersten einen großen Theil der Feder einnehmen, bei der fünften aber schon ziemlich klein sind.

Das Dunenkleid ist auf dem ganzen Körper weiß.

Im zweiten Jahre, nachdem er das erste Jugendkleid abgelegt hat, erscheint der weiße Löffler in einem fast rein weißen Kleide, an welchem bei manchen Individuen nur noch die äußersten Schwingspitzen grau sind, und der Busch an seinem Hinterhaupte hat bereits eine Länge erreicht, daß er sich durch Niederlegen nicht mehr verbergen läßt, so wie auch bereits die Brust mit einem schwachen Anfluge des orangefarbigen Gürtels geziert ist. Im dritten Jahre ist er endlich ausgefärbt, und sowohl der flatternde Nackenbusch als der Brustgürtel haben ihre bleibende Größe und Gestalt erhalten, welche sich bis zum vierten Jahre vollends so weit verschönern, daß er mit diesem Alter seine höchste Schönheit erlangt hat.

Das herrliche, weiße Gefieder ist sehr empfindlich für fremden Schmutz, und ist deswegen gleich nach der Mauser im Winter und ersten Frühjahr am schönsten, Juli und August aber ziemlich zerstoßen und beschmutzt.

Der weiße Löffler bewohnt die gemäßigte und warme Zone der alten Welt, namentlich die südlichen und südöstlichen Länder Europa's, einen großen Theil Asiens und Afrika's. In Europa mögen wohl Irland und Holland die nördlichsten Länder seyn, welche er noch regelmäßig in größerer Anzahl bewohnt, denn wenn auch einzelne Exemplare bis Schweden, Lappland und auf die Faröer vorgedrungen seyn sollen, so können dieselben nur als von ihrer Heimath weit abgekommene Verirrte betrachtet werden, wie dieses auch bei andern südlichen Vögeln öfters vorkömmt. Am häufigsten in Europa bewohnt er aber ohne Zweifel das untere Donaugebiet; denn er ist in Ungarn am Neusiedlersee, im Banat an den Sümpfen der Theiß, im Militärgränzlande an den Sümpfen der Donau und Save, zumal in Sirmien, ungemein zahlreich, noch häufiger aber an den Sümpfen der Moldau und Wallachei, zumal bei Galacz, am Pruth, am schwarzen Meer und an den meisten in dieses mündenden Flüssen und Strömen; ferner gemein in Dalmatien, Griechenland und der Türkei. In Asien lebt er hauptsächlich in dessen südwestlichen Theilen, in den Ländern um das schwarze und caspische Meer, um die Seen der tartarischen, mongolischen und barabinskischen Steppen, von wo er im Herbste nach Persien, Indien und China zieht, um daselbst zu überwintern, und endlich in Syrien. In Afrika bewohnt er die Länder am Nordrande, zumal die Umgebungen des Tschadsees, Nubien ꝛc. bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Im Innern von Deutschland er-

Digitized by Google

scheint er selten, am öftesten noch im Rhein- und Maingebiete, von Holland heraufstreichend und im mittlern und obern Donaugebiete, wohl von Ungarn herkommend, wobei er auch Württemberg zuweilen berührt.

Er zieht aus den gemäßigten Gegenden im Herbste, gewöhnlich zu Anfang bis Mitte Septembers, in wärmere Länder, um daselbst den Winter zuzubringen, und kehrt im März und April wieder auf seine Brüteplätze zurück. Ob der größte Theil der weißen Löffler bis Afrika wandere oder auf den Mittelmeer-Inseln schon überwintere, ist noch nicht genau ausgemittelt, wohl aber hat man beobachtet, daß Schaaren von vielen Hunderten in Italien überwintern und alsdann am Ufer des Meeres und in den Salzsümpfen bei Cagliari auf Sardinien sich aufhalten. Ob er gleich im Winter zuweilen genöthigt ist, seine Nahrung an den Rändern der Salzsümpfe zu suchen, so ist er doch im Sommer kein besonderer Freund des Salzwassers, und wohnt deswegen an den Meeresküsten nur da, wo Süßwasserflüsse ihre Fluthen in das Meer ergießen; übrigens bewohnt er viele Länder weit von der Meeresküste entfernt, und zeigt hiebei eine besondere Vorliebe für die flachen, seichten Sümpfe, welche neben langsam fließenden Strömen in ebenen Gegenden sich gewöhnlich bilden, wie dieses bei der Theiß, Sau, Donau, Drau ꝛc. der Fall ist. Außer der Fortpflanzungszeit hält er sich gern an offenen, schlammigen Fluß- und Seeufern auf, welche er vermittelst seiner hohen Beine durchwaten kann, und versteckt sich nicht wie die meisten Reiher im Schilf und Gebüschen; Rohrwälder, Gebüsche und Baumwälder benützt er dagegen zum Aufenthalt während der Brütezeit.

Obgleich der große Schnabel mit dem etwas kleinen Kopf und schmächtigen Hals nicht im richtigen Verhältnisse zu stehen scheint, so kann die Erscheinung des Löfflers mit seinem beweglichen Federbusch, den er bald strahlenförmig ausbreitet, bald aufrichtet und sträubt, bald auf den Oberhals hinabhängen läßt, mit dem schön gefärbten Schnabel und orangefarbigen Brustgürtel bei der sanftblendend weißen Farbe des Gefieders und der langen schwarzen Beine eine eigenthümlich hübsche genannt werden, zumal wenn er dazu mit dem Anstande eines Storchs am Ufer eines Sees umherspaziert.

Seine gewöhnliche Stellung in der Ruhe mit Sförmig eingezogenem Halse und ziemlich aufgerichtetem Körper, den Hinterkopf auf den Rücken stützend, häufig auch nur auf einem Beine stehend, sieht sehr nachläßig und gar nicht edel aus; im Affekte dagegen macht er sehr zierliche Bewegungen mit Kopf und Hals und gewinnt alsdann, zumal wenn er mit sanft gebogenem Halse und mehr horizontal gehaltenem Körper einherschreitet, ein gravitätisches Aussehen. Im Fluge streckt er storchartig den langen Hals und die Füße gerade aus, ebenso die Flügel, und bewegt diese zwar in leichtem Schwunge, aber etwas gänseartig, wodurch sein Flug von dem des Storchs sich auszeichnet, ob er gleich auch wie dieser sich in Kreisen zu einer sehr bedeutenden Höhe erhebt und oft ohne merklichen Flügelschlag längere Zeit schwebend erhält. Vom Nestplatz auf die Futterplätze oder von einem Sumpfe zum andern streicht er gewöhnlich nicht sehr hoch und fördert seinen Flug durch raschere Flügelschläge. Alte Vögel sah ich der Nahrung wegen niemals freiwillig in Seen umherschwimmen, angeschossene aber und Junge retteten sich häufig durch ihre Schwimmkunst, ob sie gleich nachher so sehr froren, daß ihnen die Schnäbel klapperten. — Er ist äußerst gesellschaftlich und fliegt auch während der Brütezeit, noch mehr aber wenn bereits Junge vorhanden sind, gewöhnlich in Truppen von 5 bis 50 Stücken nach Nahrung aus, wobei er die Eigenthümlichkeit mit dem braunen Ibis und der Kormoran-Scharbe gemein hat, daß er öfter in einer Querreihe, nämlich einer neben dem andern, als in einer Längsreihe, einer hinter dem andern, zu fliegen pflegt, was ihn in großer Ferne von den gänseartigen Vögeln, welche gewöhnlich in Winkeln fliegen, unterscheiden läßt; während der Wanderung vereinigt er sich in noch weit größere Schaaren, oft von mehreren Hunderten. Im August 1838 sah ich öfters Vereine von 30—50 Stücken in Gesellschaft des großen und kleinen Silberreihers, des braunen Ibis und der Zwerg-Scharbe in den Sümpfen bei Kut, 3—4 Stunden oberhalb Kupinowa in Sirmien Nahrung suchen, wohin er Morgens in aller Frühe von letzterem Orte hingezogen war, und woher er Abends zwischen 6 und 7 Uhr auf seine Brüteplätze zurückkehrte. — Er gehört unter die scheuen Vögel und ist deswegen an flachen Teichen schwer zu berücken; nur am Brüteplatz legt er seine Furchtsamkeit so lange ab, bis er durch wiederholte Flintenschüsse auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam gemacht wird, die er bald und zeitig genug fliehen lernt. — Mit andern Vögeln lebt er in Frieden und ist überhaupt ein harmloser Vogel, der sich, jung aufgezogen, leicht zähmen läßt, und bald seinen Wärter kennen lernt. Ein halbes Dutzend Junge, welche ich eine Zeitlang unterhielt, waren äußerst dumm und linkisch, wollten immer mit dem Kopf durch die Wand, und rannten im Anfang so heftig gegen dieselbe, daß sie nicht selten rücklings umpurzelten. Die Stimme der Jungen hat große Aehnlichkeit mit der Stimme welscher Hühner; die der Alten besteht in einem heisern, Gau, gau! welches viele Aehnlichkeit mit dem des großen Silberreihers hat, und außerdem klappern sie wie der Storch, nur minder stark und höher im Tone. Nur heftige Leidenschaft, Zorn, Liebe, Hunger ꝛc. reizen ihn zum Klappern, weßhalb es auch nicht oft gehört wird.

Die Nahrung des Löfflers besteht nach meinen Untersuchungen aus Fischen, Fröschen sammt deren Laich, Schnecken, Würmern, Insekten und ihren Larven; zarte Pflanzentheile, welche in seinem Magen zuweilen gefunden werden, mag er zufällig mit seinen animalischen Nahrungsmitteln verschlucken. Er durchschnattert, die seichten Sümpfe langsam durchwatend und öfters darin stille stehend, den Schlamm mit seinem tastenden und sühlenden Schnabel wie eine Ente, um die genießbaren Thiere herauszufinden; noch öfter sah

Digitized by Google

ich ihn aber bis an den Bauch im Waſſer ſtehend ſeinen Schnabel links und rechts ſchleudern, um die an der Oberfläche des Waſſers erſchienenen Fiſche, Fröſche ꝛc. wegzuſchöpfen. — Er kann ſchmale Fiſche von 5—7″ Länge, z. B. Hechte, Rothaugen, Grundeln ꝛc. verſchlingen, hat aber oft große Mühe und muß ſie öfters in die Höhe werfen, bis der Kopf zuerſt in ſeinen Hals gelangt, ſo daß Floßen und Schuppen ſich nicht ſpreitzen können. — In der Gefangenſchaft wird er am leichteſten mit kleinen Fiſchen und Regenwürmern erhalten.

Der Löffler pflanzt ſich in mehreren der oben genannten Länder, zumal in Holland und Ungarn fort. Er weiß ſich hinſichtlich ſeines Brüteplatzes nach den verſchiedenſten Umſtänden zu bequemen, und es iſt deswegen nicht leicht zu beſtimmen, welche Lokalitäten er für ſeinen Zweck für die geeignetſten halte. Als ſcheuer, vorſichtiger Vogel ſucht er ſich eine vor Angriffen feindlicher Geſchöpfe möglichſt geſchützte Lage auszumitteln, ſey dieſe nun an zugänglichen Waldrändern auf hohen, ſchwer zu erſteigenden Bäumen oder im Schilfe lebensgefährlicher tiefer Sümpfe. Niſtet er auf Waldbäumen, ſo wählt er gewöhnlich die dem Waſſer zugekehrte Seite des Waldrandes dazu aus und legt dann ſein Neſt in Geſellſchaft Seinesgleichen auf den höchſten Gipfeln der Bäume an, ſo daß hiedurch Colonien entſtehen, wie bei den Reihern und Saatkrähen, mit welchen ſie oft auch in einem freundnachbarlichen Verhältniſſe leben; iſt er jedoch genöthigt, ſeine Wiege in Sümpfen aufzuſchlagen, ſo ſucht er gewöhnlich möglichſt unzugängliche, theilweiſe mit Weidengebüſchen bewachſene Inſeln auszumitteln, um auf dieſen theils unmittelbar, theils auf den Gebüſchen ſeine Neſter anzulegen. Das Neſt, welches auf Bäume zu ſtehen kommt, wird aus ſperrichten Reiſern, alten Schilfſtengeln ꝛc. erbaut, und gleicht dann ſo ziemlich dem Horſte eines grauen Reihers; die Neſter aber, welche unmittelbar auf der Erde angelegt werden, ſind ziemlich künſtliche Gebäude. Sie beſtehen zu unterſt aus ſtarken, im Kreiſe gelegten Schilfſtengeln, welche nach oben etwas ſchwächer werden, und ſind in ihrer flachen Höhlung mit weichen Schilf- und Knoſpenblättern (von Arundo phragm. et Typha latifol. et angustifol.) recht warm ausgefüttert. Die von mir gemeſſenen Neſter hatten außen 2′, innen 1′ im Durchmeſſer, waren 4″ tief und im Ganzen 1′ 5″ hoch. Das Neſt iſt ſo feſt, daß ein Mann darauf ſtehen kann, ohne einen merklichen Eindruck in daſſelbe zu machen; es kann deswegen auch zu mehreren Bruten benützt werden, wobei es dann gewöhnlich mit einer neuen Schichte ausgerüſtet wird.

Im Mai und Juni findet man gewöhnlich 3—4, manchmal auch nur 2 Eier in einem Neſte, welche 2″ 4‴ bis 2″ 6‴ lang und 1″ 9‴ bis 2″ dick ſind. Sie ſind eiförmig, mit harter, wenig glänzender Schale und unendlich vielen, ſehr ſichtbaren Poren, wodurch ſie ſich von den meiſten Eiern ähnlicher Größe auszeichnen, von Farbe weiß, friſch in's Bläuliche ziehend, bebrütet ſchmutzig gelblich oder bräunlich, mit kaum bemerkbaren röthlichen und violetten Pünktchen und Fleckchen, über welchen manchmal größere und kleinere olivenbraune oder roſtfarbene Flecke und Punkte ſich auszeichnen, die am ſtumpfen Ende gewöhnlich am dichteſten ſtehen, nicht ſelten aber auch ganz fehlen, ſo daß die Eier ganz ungefärbt weiß erſcheinen. Aber auch die gefleckten Eier beſitzen eine ſo wenig dauerhafte Farbe, daß ſie mit warmem Waſſer rein abgewaſchen werden kann. Die Brütezeit dauert vier Wochen, es iſt aber noch ungewiß, ob beide Geſchlechter ſich dem Brütegeſchäfte unterziehen, oder ob dieſes dem Weibchen allein obliegt. Als ſcheuer und vorſichtiger Vogel dürfte der Löffler wenigen Raubthieren zur Beute werden, dagegen wird er von einem Schmarotzerinſekt: **Liotheum platalaeae N.** geplagt.

Um ihn zu ſchießen, muß man ſich verbergen, an ihn anſchleichen, was oftmals nicht anders als auf dem Bauche rutſchend möglich iſt; viel leichter aber erlegt man ihn, wenn man ſich an ſeichten Sümpfen, welche er der Nahrung halber zu gewiſſen Tageszeiten regelmäßig zu beſuchen pflegt, gut verborgen anſtellt, und ſich entweder in eine Grube legt oder hinter einen aus Schilf ꝛc. gefertigten Jagdſchirm ſetzt. Manchmal gelingt ſeine Jagd, wenn man ſich ganz offen am Rande eines Teiches niederſetzt oder legt, und wartet, bis er in die Nähe kommt.

Das Fleiſch der Löffelgans, wie er in Sirmien genannt wird, gibt, wie ich aus Erfahrung weiß, einen guten Braten, und das der Jungen wird in Ungarn häufig genoſſen. Der Oberſchnabel wird gelegentlich auch zu Meſſerſcheiden benützt.

An den Fiſchereien mag er durch Vertilgung der Fiſchbrut ziemlichen Schaden verurſachen, da er aber gewöhnlich große Waſſerſtrecken bewohnt, welche an Fiſchen Ueberfluß haben, auch manches ſchädliche Inſekt von ihm vertilgt wird, ſo kann man ſeinen Schaden nicht hoch anſchlagen.

2) Der telfair'ſche Löffler (Platalea telfairii Vigors).

Sein ganzes Gefieder iſt einfärbig weiß, leicht roſenroth überflogen; die Zügel, der Oberſchnabel, die Füße und Augen ſind roth, der Unterſchnabel ſchwärzlich, an der Wurzel gelb. Er iſt von der Schnabel- bis Schwanzſpitze 2′ 7½″, der Schnabel 8″, der Flügel vom Bug bis zur Spitze der zweiten Schwingfeder 1′ 4″, der Tarſus 6″, der Schwanz ebenfalls 6″ lang.

Telfair hat ihn auf der Inſel St. Moritz entdeckt; über ſeine Lebensart iſt jedoch noch wenig bekannt.

3) Der rothe Löffler (Platalea Ajaja Linn.).

Er iſt etwas kleiner als der weiße Löffler, weiß und, wie der vorige, roſenroth überlaufen, hat carminrothe Flügel mit ſchwärzlichen Spitzen, blaßgrauen Schnabel, röthliches nacktes Geſicht, gleiche Kehlhaut und Füße und hochrothe Iris.

Er bewohnt das heiße Amerika und iſt von Mexico an über die Antillen bis Braſilien, Paraguay und Chili verbreitet, kommt aber auch einzeln zuweilen nach Georgien und an den Miſſiſſippi. In der Lebensweiſe gleicht er dem weißen Löff-

Digitized by Google

ler, hält sich, wie dieser, einzeln und in größeren Schaaren an den sumpfigen Ufern der Seen und Flüsse auf, watet seiner Nahrung wegen, die aus allerlei Wasserthieren, Fischen, Fröschen ꝛc. besteht, in seichten Gewässern umher; ist ziemlich scheu, aber ebenfalls zähmbar; setzt sich auf Bäume und zeigt ähnliche Stellungen wie der weiße. Nicht selten sieht man ihn in Gesellschaft der Ibisse, denen er in der Lebensart ebenfalls ähnelt, er fliegt jedoch ungleich schneller als diese, aber weniger hoch und nur selten in Kreisen, streckt seine Extremitäten gerade aus, wie der weiße Löffler, und könnte mit diesem in einiger Entfernung verwechselt werden, wenn nicht der Größenunterschied, so wie die andere Färbung die Unterscheidung erleichterten; sitzend gewährt er, in größern Truppen vereinigt, einen herrlichen Anblick, fast wie die des rothen Flamingo's. Stimme und Nestbau kennt man noch nicht, sie dürften aber bei der sonstigen Uebereinstimmung von denen des weißen Löfflers wenig verschieden seyn.

4) Der dünnschnäbelige Löffler (Platalea tenuirostris Temm.).

Eine ebenfalls noch wenig bekannte Art, welche auf den Philippinen und wahrscheinlich dem Vorgebirge der guten Hoffnung die Stelle der unsrigen vertritt.

C. L. Landbeck.

Die versteinerten großen Eidechsenarten.

1/20

Wir haben im Ichthyosaurus schon ein, zwischen Fisch und Eidechse stehendes Thier der Urwelt kennen gelernt; gewissermaßen noch interessanter ist das Thier, welches wir hier dem Auge und Geist unserer Leser vorführen: da wir ziemlich ähnliche Thiere in unserer Jetztwelt kennen. Es ist das Krokodil und seine verwandten Gattungen in Asien und Amerika: der Gavial und Alligator, die wir versteinert zu sehen glauben, wenn wir das Gerippe eines Maerospondylus oder Mystriosaurus betrachten. Wie jene, scheinen diese die gefräßigen Tyrannen ihres Gebiets, der Schrecken alles Lebenden zu Wasser und zu Land, an den von ihnen bewohnten Meeresbuchten und Flußmündungen gewesen zu sein.

Erst seit 1838 kennen wir ganze Gerippe dieser Thiere, wenn früher auch einzelne Knochenpartheien gefunden, und wissenschaftlich besprochen waren. Sie finden sich im Liasschiefer von England, Baiern und Württemberg; doch gab nur Letzteres, in der Gegend von Boll, ganze Skelette.

Es sind Thiere von 12—15 Fuß Länge gefunden. Sie hatten langzehigte Schwimmfüße, die aber ebenfalls dem Thiere auf festem Lande ziemlich schnell sich zu bewegen erlaubten. Das hintere Fußpaar war länger, wie bei den jetzigen Krokodilen und auch gleich diesen der Körper und Schwanz mit harten Knochenschildern gepanzert. An den Seiten des Schwanzes waren die Ränder der Panzerschilder mit einer scharfen Kante verdickt, die den mächtigen Schlag dieser furchtbaren Waffe noch zerschmetternder machte. Der Bauch war nur von fester, lederartiger Haut bedeckt. — Der Kopf ist lang und schmal, im weitgespaltenen Rachen mit einer furchtbaren Reihe scharfgespitzter, nach hinten gekrümmter Zähne besetzt, deren jeder, wie beim Ichthyosaurus, in der inneren Höhlung schon seinen jungen Ersatzmann stecken hat, damit keine Lücke entstehe, wenn der alte Zahn bei hartem Beißen ausbricht. Die kleinen, schiefstehenden Augen lagen oben auf der runzlichen Stirn; damit das tückische Thier, im Schlamme eingewühlt, doch rings seine Beute erspähen konnte. Das Schnauzenende verbreitet sich zu einem vertieften Löffel, wie beim Gavial des Ganges, und anderer großer asiatischer Ströme, weßhalb er Mystriosaurus genannt ward. Wahrscheinlich ward es durch diese Bildung dem Thiere

Digitized by Google

möglich, die sich hier öffnenden Nasenlöcher beim Tauchen fest zu schließen.

Seine Lebensweise scheint von der unserer heutigen Krokodile nicht verschieden gewesen zu sein: im Schlamm der Ufer verborgen, erhaschte er, wie diese, alles Lebendige, was der Schlag des Schwanzes oder das Gebiß des Rachens zu erlangen vermogte.

Wohl mögten einige glauben, daß durch die Auffindung von Thiergerippen, die dem Bau noch lebender Thiere eines heißen Erdgürtels sehr ähnlich sind, die Meinung, daß unser Erdball einst eine andere Richtung gegen die Sonne gehabt habe, sich bestätige: allein dies beweist nicht mehr, als die Auffindung von Elephantenknochen in Sibirien. Allerdings konnten unsere Gaviale nicht unter einer Eisdecke athmen und eben so wenig ihre Hauptnahrung, Fische, jagen, aber der Alligator Nordamerika's bewohnt die Mündungen und großen Ströme im kälteren Klima, wo er nach den Beobachtungen Catesby's, Dunbars u. A. m. bei Anfang der Winterzeit sich in den Schlamm einwühlt und in völlig gefühllosem Zustande verharrt, bis die Frühlingswärme ihn neu erweckt.

Das hier abgebildete Skelett ist das vollständigste und beste, was man bis jetzt kennt. Es ward 1840 in Holzmaden in Würtemberg gefunden und ziert jetzt die Sammlung des Senkenbergischen Museums in Frankfurt a. M.

Die Gelehrten unterscheiden mehrere Unterarten der vorweltlichen Gaviale: **Mystriosaurus Mandelslohi, Mystriosaurus Schmidti** u. s. w., die sich durch den Bau des Schädels unterscheiden.

Der Plesiosaurus.

Wir gehen zu einer Eidechse der Urwelt über, zu der wir in der ganzen lebenden Schöpfung vergebens nach einer Aehnlichkeit suchen. Sie ward 1821 von dem englischen Naturforscher Conybeare entdeckt; bis jetzt haben wir nur Ein vollständiges, aber verworren untereinander liegendes Gerippe. Die Bildung des Halidracon (Meerdrache) oder Plesiosaurus grenzt an's Abenteuerliche. Der runde, derbe Rumpf hat vier Ruderfüße, denen des Ichthyosaurus ähnlich, und einen kurzen, nur als Steuer brauchbaren Schwanz. Der Hals dehnt sich wie eine Schlange hervor und trägt einen kleinen, zierlichen Kopf, dessen Zähne indeß das Raubthier beweisen. Bei einem 26 Fuß langen Thier ist der Schwanz 6 Fuß, der Rumpf 8 Fuß, der Hals 10 Fuß und der Kopf 2 Fuß lang. Die Säugthiere, die riesige Giraffe nicht ausgenommen, haben nur 7 Halswirbel, die langhalsigen Sumpfvögel nur 22, der Plesiosaurus aber hat 35.

Vielleicht schwamm er, den Schlangenhals aufrecht, wie unser Schwan umher, oder legte er ihn, in doppelter Biegung, wie der Reiher, zurück, um ihn plötzlich, wie dieser, auf die erspähte Beute vorzuschnellen; wir wissen es nicht, und können nur, wie der königliche Psalmsänger, die Wunder der Mannigfaltigkeit der Schöpfung mit ehrfürchtiger Demuth betrachten.

Die Fliegechse (Sterodactylus).

Der schiefrige Kalk, der die Platten zur Lithographie liefert, und der in Solenhofen und Pappenheim gebrochen wird, enthält eine Menge Versteinerungen, unter denen wir eine Eidechse unsern Lesern vorführen, die mit Flugbäuten, wie die Fledermaus, versehen war. Der ziemlich große Kopf endet in einen kurzen, feingegliederten Schwanz. Der kleine Finger des Vorderarms war in seinen vier Gelenken so lang, wie das ganze Thier. Zwischen ihm und den Hinterfüßen, auch wohl dem Schwänzchen, war eine Flughaut ausgespannt, deren Falten noch bei einigen recht deutlichen Exemplaren auf dem Stein sich erhalten haben.

Es scheint, als wenn diese fliegende Eidechse ihre Nahrung, kleine Fische und Wasserinsekten, im Fluge an der Oberfläche der Binnenseen, die die lithographischen Schiefer gebildet haben, erhascht habe.

Wir kennen mehrere Gattungen, die im Mittel etwa 12 Zoll lang waren, und deren ausgebreitete Flughaut 35 Zoll maß.

Dr. Schmidt.

Pflanzung und Bereitung des Zuckers.

Unter Zucker versteht man im Allgemeinen alle in Wasser auflösliche Substanzen, welche einen süßen Geschmack haben, kommen sie nun aus dem Thier- oder Pflanzenreiche; daher spricht man von Rohrzucker, Traubenzucker, Honigzucker u. s. w. Nicht alle diese süßen Substanzen haben die Eigenschaft krystallisiren zu können, und eben so wenig haben alle die dem Zucker im engern Sinne des Worts wesentliche Eigenschaft der Gährungsfähigkeit. Unter Zucker im engern Sinne verstehen wir den Jedermann bekannten krystallisirfähigen Zucker, der aus dreierlei Pflanzen für den Gebrauch unserer Tafeln, so wie unserer Apotheken gewonnen wird. Diese drei Pflanzen sind das Zuckerrohr, der Zuckerahorn und die Runkelrübe.

Das Zuckerrohr gehört zu den Gräsern, und kommt aus der heißen Zone der alten Welt. China und Ostindien sind als das Urvaterland des Zuckers anzusehen, und in dem ersteren Lande wurde derselbe seit den ältesten Zeiten gebraucht. Den alten Griechen und Römern war der Zucker beinahe unbekannt, und Theophrastus, der etwa 320 Jahre vor Christus lebte, sagt, der Zucker sey eine Art Honig, der aus Rohr oder Schilf gewonnen werde. Demzufolge war im Alterthume der Zucker sehr theuer, und wurde nur als Arzneimittel angewandt. Die Römer bekamen ihn nach Plinius als einen gummiartigen Honig von weißer Farbe, und in Stücken von der Größe einer Haselnuß. Als Zusatz zu Speisen wurde er deßhalb im Alterthum durch den Honig oder süß eingekochten Traubenmost ersetzt, und erst den Arabern verdanken wir im Laufe des neunten Jahrhunderts die Einführung des Zuckers und den Bau des Zuckerrohres auf europäischem Grund und Boden. Als die Saracenen um diese Zeit Rhodus, Cypern und Sicilien erobert hatten, pflanzten

Digitized by Google

sie auf diesen Inseln das Zuckerrohr an, und führten auch später diese Pflanze in Spanien ein, wo die von ihnen angelegten Zuckerpflanzungen in Valencia, Granada und Murcia zum Theile noch bestehen. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts brachten Spanier und Portugiesen die Zuckerpflanze nach den canarischen Inseln und nach Madeira, und von dort aus verpflanzten, nach den Behauptungen der meisten Schriftsteller, diese kühnen Eroberer zuerst das Zuckerrohr nach Südamerika; obgleich aus den neueren Untersuchungen von Humboldt hervorzugehen scheint, daß diese Pflanze schon früher in Amerika zu Hause war, und die amerikanischen Niederlassungen also nur die Zubereitungen des Zuckers den neuen Ankömmlingen verdanken.

Das Zuckerrohr hat einen vielknotigen über daumensdicken, acht bis zwölf Fuß hohen Halm, ohne Seitenzweige, mit vier Fuß langen, und gegen drei Zoll breiten Blättern, die eine weiße, rauhe Rippe haben; in der ziemlich festen Rinde dieses Rohrs ist ein schwammiges, wässeriges, mit langen Fäden durchzogenes, süßes Mark enthalten, das man leicht aussaugen kann. Aus diesem Marke wird der Rohrzucker gewonnen, der unter allem der beste ist. Die Anbauungsart dieses Rohrs ist verschieden; es verlangt wie alle Rohrgattungen einen sehr kräftigen und zugleich feuchten Boden. In den Gegenden, wo zur Bearbeitung der Pflanzung Pflüge gebraucht werden, wird ein so beschaffenes Feld, welches den Sonnenstrahlen gehörig ausgesetzt ist, so durchpflügt, daß lange Furchen auf demselben entstehen, in welche man Stücke von altem Zuckerrohr einsetzt, worauf diese schnell Wurzel schlagen und nach neun bis zehn Monaten, noch ehe das Rohr Blüthen treibt, zur Zuckerbereitung am besten sind. In solchen Pflanzungen dagegen, wo, wie in Surinam, der Zuckerbau blos durch Menschenhände betrieben wird, müssen die Negersclaven das Feld mit dem Spaten bearbeiten. Jedes Feld von etwa der Größe eines Morgen Landes ist von tiefen Gräben umzogen, so daß eine Pflanzung durch diese Gräben etwa schachbrettartig eingetheilt wird. Diese Gräben dienen dazu, das in der Regenzeit fallende Wasser aufzusammeln, und so den Boden feucht zu erhalten; hauptsächlich aber, um den Transport des gewonnenen Zuckerrohrs bei der Ernte möglich zu machen, denn da in jenem Lande keine Zugthiere im Gebrauche sind, fahren die Sclaven mit zweiräderigen Karren in jene als Hohlweg dienende Gräben ein, um sich von den auf dem Felde befindlichen Schnittern das Zuckerrohr aufladen zu lassen. Nachdem das Zuckerrohr in die dazu gehörigen Magazine geschafft worden ist, wird der süße Saft mittelst eines Walzwerkes ausgedrückt, dessen Walzen gewöhnlich aus Eisenholz gemacht sind. Bei dieser Operation geschieht nicht selten das Unglück, daß die Walze dem Arbeiter, der dazu aufgestellt ist, die Rohre hindurch zu schieben, die Hand packt, und dann mit unwiderstehlicher Gewalt den Arm, ja den ganzen Menschen zermalmt; deßhalb hängt immer neben dem Walzwerke ein scharfes Beil, mit welchem in dem angeführten Falle der nächststehende Arbeiter dem Unglücklichen das gefaßte Glied abhauen muß, denn dieß ist das einzige Rettungsmittel aus dieser Gefahr. Sobald der Zuckersaft ausgepreßt ist, muß er sogleich in das Siedehaus geschafft werden, damit er nicht vorher in Gährung übergehe, und so schnell als möglich von seinen wässerigen Bestandtheilen befreit werde. Das Zuckersiedehaus ist ungefähr gerade so eingerichtet, wie die Siedehäuser der Salzwerke; mehrere ungeheuere kupferne Kessel stehen über einem Heitzraum, der jedoch für jeden einzelnen Kessel die nöthige Abtheilung hat. Hier ist nun durchaus nothwendig, daß die Zuckermasse immerwährend umgerührt werde; dieß darf aber nicht mit hölzernen, sondern muß mit metallenen Stangen geschehen, weil jene Zuckersaft auffangen würden, der dann, wenn er in den Poren zurück bliebe, sauer würde und jeden nächstfolgenden Sud dem Verderben aussetzte. Während des Siedens setzt man der Saftmasse eine bestimmte Menge gebrannten Kalk zu, dessen Wirkung auf die Läuterung des Zuckers man noch nicht gehörig erklären kann. Die Menge des Kalkes ist etwa ein Pfund auf hundert Maaß Saft. Den Schaum, der sich während des Kochens bildet, schöpft man fleißig ab, und sobald sich in der Flüssigkeit große Blasen bilden, nimmt man das Feuer weg, und pumpt den Saft in einen zweiten Kessel, so, daß er, bevor er in diesen gelangt, durch Tücher und Körbe filtrirt wird. Hier beginnt nun die beschriebene Operation von neuem, und wird viermal in verschiedenen Kesseln wiederholt; im fünften Kessel kocht man den Saft so lange ein, bis Proben, die man heraus nimmt, auf einem kalten Bleche erstarren, alsdann wird er in niedrige, aber breite Kühlgefäße, etwa so wie sie die Bierbrauer haben, gebracht, und dort so lange gelassen, bis sich am Rande Krystalle zeigen. Diese Krystalle läßt man aber nicht anschießen, sondern stößt sie immer in die Flüssigkeit zurück, und schöpft nun die kühl gewordene Masse in die Krystallisir-Fässer, deren Böden durchlöchert sind. In die einzelnen Löcher dieser Faßböden steckt man bereits ausgepreßtes Zuckerrohr, das so porös ist, daß der flüssige Theil des Zuckers, der Syrup, hindurchfließen kann, der krystallisirbare Theil aber zurückbleibt. Dieser Letztere ist nun der unter dem Namen Rohzucker, auch Mehlzucker bekannte gelbe pulverförmige Zucker, der in diesem Zustande zu uns von Ostindien kommt, um in Europa erst raffinirt zu werden; der abfließende Syrup aber, auch Melasse genannt, ist ein schwärzlichbrauner klebriger Saft, welcher zur Bereitung des geringeren Rum verwandt wird.

Der Zucker, welcher nun unter dieser Gestalt zu uns kommt, ist keineswegs rein, er enthält nicht nur eine ziemliche Menge von fremdartigen, ihn braun färbenden Stoffen, die ihm zugleich einen widerlichen Beigeschmack ertheilen, sondern führt zugleich noch unkrystallisirbaren Zucker bei sich, daher er sich immer etwas feucht verhält, und trotz seiner größeren Wohlfeilheit schon deßhalb nicht gesucht wird, weil er stark ins Gewicht fällt. Um den Zucker zu raffiniren, läßt man ihn im Wesentlichen die früher beschriebenen Operatio-

Digitized by Google

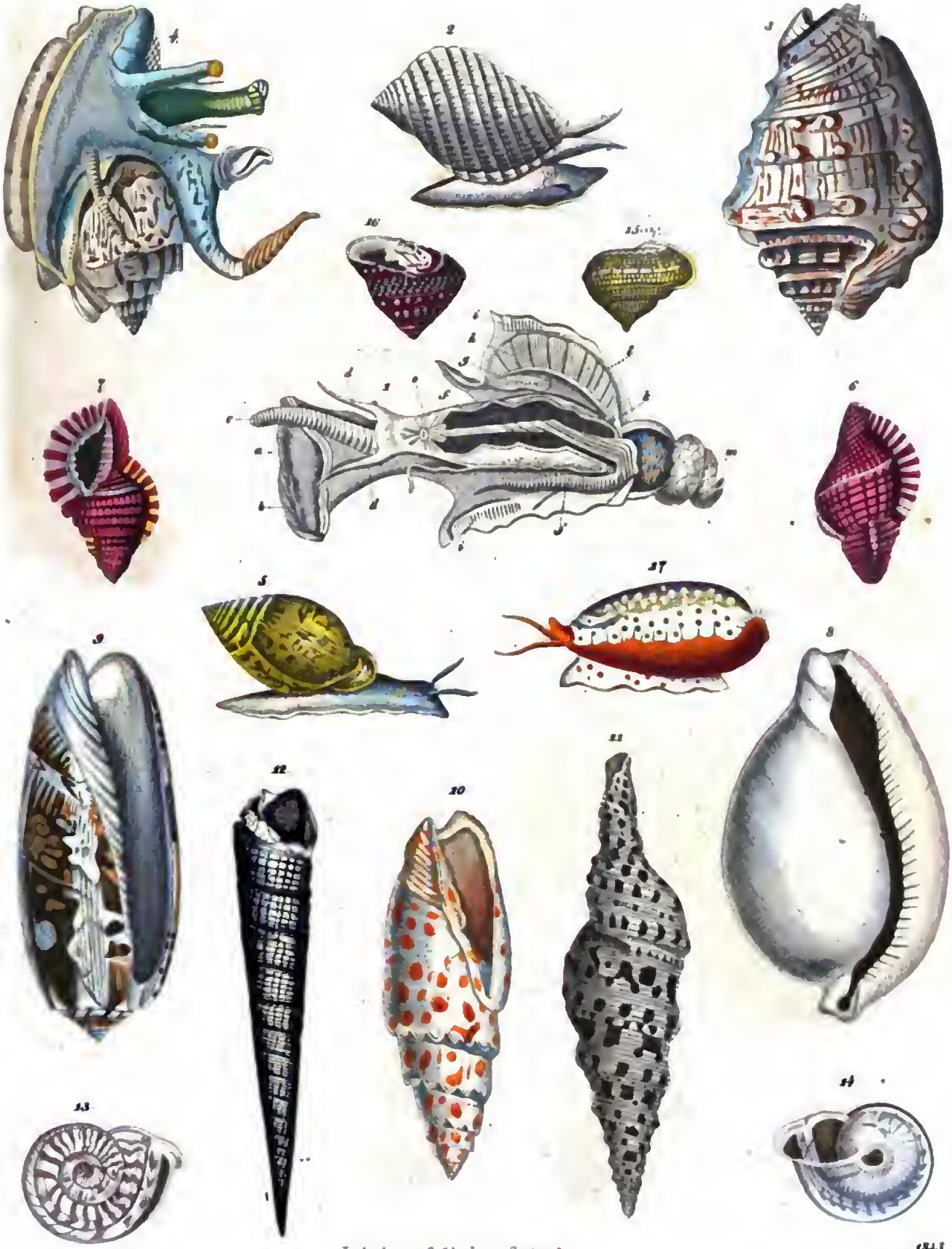
nen nochmals durchmachen, nachdem man ihn zuvor im Waſſer aufgelöst hat, nur mit dem Unterſchiede, daß man außer dem Kalke noch Ochſenblut zuſetzt, um die fremdartigen Beſtandtheile niederzuſchlagen. Dieſes Kochen und Zuſetzen von Reinigungsmaterial wird wieder einigemal wiederholt, bis endlich die nun geläuterte Maſſe in den Probekeſſel kommt, in welchem ſie ſo lange eingekocht wird, bis eine herausgenommene Probe zwiſchen Daumen und Zeigefinger ſich zu einem Faden ausſpinnen läßt, der nicht abbricht. Dann kommt der Zucker in Kühlpfannen, und von dieſen in die Hutformen, wo er kryſtalliſiren und erkalten ſoll. Einige Schwierigkeiten zeigen ſich jedoch hierbei, die wohl zu beachten ſind. Hängt nämlich der Zucker während des Kochens an, ſo wird er braun, und die ſinnreichſte Art dieß zu verhüten iſt, daß man durch dicht aufgeſchraubte, gewölbte Deckel, an denen ein Pumpwerk befeſtigt iſt, die Luft über der kochenden Zuckermaſſe verdünnt, ſo daß dieſe nicht in's Sieden zu kommen braucht, um ihren Waſſergehalt zu verlieren, folglich auch nicht anbrennen kann. Die Hutformen haben die bekannte Form eines Zuckerhutes, und ſind aus Thon gebrannt, aber ohne Glaſur; unten befindet ſich eine Oeffnung, welche man vor dem Einbringen des flüſſigen Zuckers mit einem wollenen Lappen zuſtopft, den man aber durch die untere Oeffnung herauszieht, ſo bald der Zucker ſich erhärtet hat. Damit iſt jedoch noch nicht alles gethan, denn noch iſt der Zucker keineswegs weiß, indem ſich zwiſchen ſeinen Poren immer noch bräunlich gefärbter Syrup aufhält. Natürlich werden die Hutformen ſo aufgeſtellt, daß die Spitze nach unten ſteht, und frei in einen Raum hineinhängt, im welchem man auf eigens dazu angebrachten Brettern Gefäße aufſetzt, in die der Syrup abläuft. Iſt der Zucker erſtarrt, ſo legt man auf den nach oben gerichteten breiten Theil des Hutes feuchte Thonerde von der weißeſten Gattung (Pfeifenerde). Der Zucker entzieht nun dieſer Thonerde ihre Flüſſigkeit nach und nach, und wird durch das ſo aufgeſogene Waſſer gleichſam ausgewaſchen, indem dieſes den in ihm befindlichen Syrup flüſſig macht und ableitet, dagegen doch nicht in ſo großer Menge vorhanden iſt, um zugleich den kryſtalliſirbaren Zucker aufzulöſen. So bald kein trüber Saft mehr abläuft, iſt auch dieſes Geſchäft beendigt, und die Zuckerhüte kommen in die Trockenſtuben, wo ſie bei einer Hitze von fünfzig Grad R. gehörig ausgetrocknet, und dann überall hin verſendet werden können. Nach der Reinheit und Weiße werden die Zuckergattungen in verſchiedene im Handel gebräuchliche Sorten eingetheilt.

Der Candiszucker wird je nach ſeiner verſchiedenen helleren oder dunkleren Färbung theils aus Rohzucker, theils aus gröberem, raffinirten Zucker, und der weißeſte aus dem feinſten Meliszucker bereitet. Zu dieſem Behuf löst man den Zucker auf, klärt ihn mit Eyweiß und kocht ihn alsdann vorſichtig ein, bis er Fäden zieht, alsdann bringt man den dicken Zuckerſaft in Gefäße, die an den Wänden etwa acht oder zehn kleine Löcher haben; durch dieſe Löcher ſind Fäden weit genug auseinandergezogen, daß ſich um ſie eine gehörige Menge Kryſtalle anſetzen kann. Die Wände der Gefäße ſelbſt verklebt man mit Papier, damit nichts von dem Syrup ausfließe. Nachdem der Zuckerſaft über die Fäden hin in dieſe Gefäße gegoſſen iſt, bringt man dieſelben in eine Art Backofen, in welchem man immer eine Temperatur von 35 bis 40 Grad erhält, wobei es ſehr darauf ankommt, daß dieſe Wärme gleichförmig bleibe und jede Erſchütterung vermieden werde. Etwa nach fünf Tagen wird das Ganze vollendet ſein, und man findet nun in den angeführten Gefäßen die Zuckerkryſtalle ſchön um die Fäden herum angeſchoſſen, und je nach der Art des verwendeten Zuckers mehr oder weniger nicht kryſtalliſirten Zuckerſyrup, den man vor der Herausnahme der Kryſtalle vorſichtig ablaufen läßt.

Die Bereitung des Zuckers aus dem Safte des Zuckerahorns iſt beinahe noch einfacher als die aus dem Zuckerrohr. Am liebſten wendet man hierzu den Saft des Silberahorns an (Acer dasycarpon). Man wählt hierzu Bäume, welche wenigſtens zehn Zoll im Durchmeſſer haben, und bohrt ſie im Januar und Februar an drei verſchiedenen Stellen an. In die Löcher ſteckt man Hollunderröhren, und fängt den ablaufenden Saft in untergeſtellten Gefäßen auf. Ein einziger Baum gibt fünfzehn bis zwanzig Maaß Zuckerſaft, und kann, wenn er gut verbunden wird, auf ſolche Weiſe mehrere Jahre lang gebraucht werden. Den gewonnenen Saft, der ſich vor anderen Zuckerſäften durch ſeine Reinheit und Helligkeit auszeichnet, kocht man ein, und verfährt mit dem Sieden und Läutern desſelben gerade ſo wie mit dem Saft des Zuckerrohrs. Beſonders häufig geſchieht die Bereitung des Ahornzuckers in Nordamerika, wo der Ueberfluß an Waldungen theils die Kultur dieſes Ahorns erleichtert, theils aber auch den Verbrauch des nöthigen Brennmaterials weniger koſtſpielig macht, wie bei uns.

Das Beſtreben, alle nöthigen Produkte im Lande ſelbſt zu gewinnen, hat die Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben in der neueren Zeit zu einem beſonders wichtigen Gegenſtande erhoben, und es iſt in manchen Ländern, wo einestheils die Zölle gegen fremden Zucker hoch genug ſind, anderntheils die Beſchaffenheit des Bodens die Hervorbringung der Runkelrüben erleichtert, gelungen, aus Runkelrüben eben ſo wohlfeilen und guten Zucker darzuſtellen, als der Rohrzucker nur immer ſein kann. Die Fabrikation des Rübenzuckers iſt aber außerordentlich umſtändlich, weil die Behandlung der Rüben und die Ausziehung des ſüßen Saftes manche Vorbereitungsakte erfordert, die bei andern Zuckergattungen wegfallen.

Die Runkelrüben müſſen, nachdem alle faulen, erfrornen und ſonſt verdorbenen Rüben ausgeleſen ſind, zuerſt von Erde und Steinen ſorgfältig gereinigt werden. Dieſes Reinigen geſchieht am beſten durch Abkratzen mittelſt Meſſern; wo dieß aber zu viel Tagelohn erfordert, kann es wohl auch durch Maſchinen vorgenommen werden. Zu dieſem Ende bringt man die Rüben in gitterförmige Trommeln, und wäſcht ſie unter



Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1843

Digitized by Google

beſtändigem Umrühren im Waſſer rein, gerade ſo wie man dieß auch in großen Landwirthſchaften mit den Erdäpfeln thut. Nachdem die Ruben gewaſchen, von dem Kraute befreit und in Scheiben grob zerhackt ſind, werden ſie mittelſt Walzen von Eiſenblech, welche ſägeförmige Zähne haben, in kleine Stückchen zertheilt. Hierdurch werden die in ihnen enthaltenen Zellen zerriſſen, in denen der Zuckerſaft ſich befindet, ſo daß man nach Vollendung dieſer Operation eine Art von Brei bekommt. Dieſer Brei wird nun unter eine Preſſe gebracht, und der Saft möglichſt vollſtändig ausgedrückt. Am beſten wendet man hierzu kelterartige Preſſen an, und legt zwiſchen die einzelnen Schichten von Runkelrübenbrei immer Flechtwerk, das aus Baſt oder groben, aus Bindfaden gewobenen Durchſchlägen beſtehen kann, damit nichts von den gröberen Theilen ſich dem Safte zuwende. Gewöhnlich enthält der auf dieſe Weiſe gewonnene Saft etwas Pflanzenſäure, welche durch Beimiſchung von Kalk ſogleich entfernt werden muß, und immer ſind ihm fremde Stoffe beigemiſcht, die dem Zucker einen krautartigen Beigeſchmack verleihen; um dieſen letztern zu entfernen, behandelt man den gewonnenen Saft mit Kohle, welche die Eigenſchaft beſitzt, färbende und riechende Stoffe aufzunehmen. Wenn dieß geſchehen iſt, ſo wird durch eine Reihe von Läuterungs- und Abdämpfungsoperationen, welche ſich von den oben Beſchriebenen im Weſentlichen nicht viel unterſcheiden, der Zucker gewonnen.

Der Bereitungsart dieſes Zuckers ſtellen ſich zweierlei große Schwierigkeiten entgegen. Erſtens iſt der aus den Runkelrüben ausgepreßte Zuckerſaft ziemlich wäſſerig, ſo daß ein bedeutender Aufwand von Brennmaterial erfordert wird, um das Waſſer abzudampfen; zweitens enthält die Runkelrübe außer dem Zucker noch manches Fremdartige, das nicht nur ſchlecht ſchmeckt, ſondern auch die Kryſtalliſation erſchwert. Zur Vermeidung dieſer beiden Uebelſtände haben daher die Techniker mancherlei Verfahren vorgeſchlagen, davon wir nur die beiden wichtigſten erwähnen wollen. Um einen bedeutenden Theil von Brennmaterial zu erſparen, ſchlug man vor, die Rüben zu trocknen, wozu man am beſten den Dampf der Zuckerſiederei ſelbſt verwendet; und um den Zuckerſaft reiner zu gewinnen, verſucht man, dieſe getrockneten Runkelrüben nun in dünne Scheiben zu ſchneiden, und mit Waſſer den in den Zellen der Rüben enthaltenen Zuckerſtoff möglichſt rein herauszuziehen, welcher dann durch Preſſen von den feſten Beſtandtheilen abgeſchieden und durch Filtriren geläutert wird. Mehrere auf Aehnliches hinzweckende Verfahrungsarten ſind indeſſen noch Geheimniß der Fabrikanten.

Der Rückſtand aus den zur Zuckerbereitung verwandten Runkelrüben kann mit Nutzen zu Viehfutter gebraucht werden, daher es ſehr vortheilhaft iſt, mit dieſer Zuckerfabrikation Viehmaſtung zu verbinden.

Duttenhofer.

Schnecken

(Tafel 7.)

Die Schnecken bilden bekanntlich eine eigene Klaſſe im Thierreich. Die meiſten der in dieſelbe gehörigen Thiere ſind mit Schalen bedeckt, welche durch einen Deckel geſchloſſen werden können. Es gibt aber auch nackte Schnecken, wie unſere Wegſchnecken, oder ſolche, wo die Schalen ſehr ſtark verkümmert ſind. Es gibt mehrere tauſend Gattungen, die meiſten derſelben leben im Waſſer und ſind Bewohner der wärmeren Meere, im ſüßen Waſſer und auf dem Lande iſt die Zahl der Gattungen verhältnißmäßig viel geringer, ebenſo in nördlichen Gegenden.

Der Leib der Schnecken ſchließt einen fleiſchigen Magen mit einer großen Leber und Speiſeröhre, Speicheldrüſen, Nervenknoten und ein fleiſchiges Herz ein, von welchem aus wieder in daſſelbe zurückführende Blutgefäße nach verſchiedenen Theilen des Leibes gehen. Dieſes Herz iſt einöhrig. Ein ſohlenförmiger Fuß kann zugleich zur Schließung der Schale gebraucht werden. Die Schnecken ſind theils getrennten Geſchlechts, theils Zwitter. Die Oeffnung des Eiergangs liegt gewöhnlich an der rechten Seite des Halſes, in welchen der Leib ausläuft, und an welchem ſich 2—4 Fühlfäden befinden, welche in der Regel deutliche Augen tragen. Der Leib iſt von einem Mantel umgeben, welcher oben an ſeiner vordern Seite ein Loch hat oder daſelbſt ganz geöffnet iſt; in dieſem Theile liegen die netzförmigen oder gefranzten Kiemen. Manchen Schnecken fehlt dieſer Mantel und dann liegen die Kiemen frei außerhalb des Körpers. Die Schale entſteht durch Kalk und Schleimabſonderung aus dem Leibe des Thiers. Die Farben, welche ihr eigen ſind, entſtehen durch den Zutritt eines Färbeſtoffs, der aus Drüſen im Mantelrande kommt; von deren Anordnung, Trennung, ſowie von der Zeit ihrer Abſonderung rühren die verſchiedenen Zeichnungen her. Manche Schnecken führen einen beſondern färbenden Saft bei ſich, ähnlich dem Purpur der Alten. Da wir aber unſere Farbe auf eine einfachere und wohlfeilere Weiſe gewinnen, ſo gibt ſich Niemand damit ab, jenen Saft zu ſammeln und für den Gebrauch zur Färberei zuzubereiten, was auch ſehr mühſam wäre, da man die Schnecken nicht in einer hiezu erforderlichen Menge auf einmal zuſammenbringen kann. Die Gattung, von welcher in früheren Zeiten der Purpur genommen wurde, kennt man übrigens nicht mit Gewißheit. Die nackten Schnecken haben überaus lebhafte Farben. In der Schönheit und Zierlichkeit der Schneckengehäuſe hat ſchon frühe die Liebhaberei für Naturgegenſtände einen kräftigen Sporn erhalten und die Leichtigkeit, womit ſie aufzubewahren ſind, ließ viele Sammlungen entſtehen; Conchylienſammlungen ſind vielleicht die erſten und älteſten. Zahlreiche Gattungen wurden von den fernen Ländern der tropiſchen Zone zu uns gebracht und manche ſeltene oder beliebte Schnecke gelangte zu ſolchem Werthe, daß eine Sammlung, die dergleichen Stücke enthielt, nur durch ein beträchtliches

Digitized by Google

Kapital zu erwerben war. Von den Thieren selbst, welche in diesen Gehäusen wohnten und durch welche sie entstanden, erfuhr man freilich wenig, weil sie — ihrem natürlichen Zustande entzogen — bald zu Grunde gehen; erst in der neueren Zeit hat man viele Thiere selbst kennen gelernt, welche von fleißigen Naturforschern und Reisenden an Ort und Stelle beschrieben und gezeichnet wurden. Adanson, Argenville, Cuvier, Lesson, Quoy und Gaimard, Feruſſac, Rüppel und Ehrenberg haben sich hierin besonders hervorgethan, theils durch die Bekanntmachung einzelner Gattungen, theils durch umfassende Arbeiten über die ganze Klasse.

Nicht nur die Färbung der Schneckenschalen ist einer großen Mannigfaltigkeit unterworfen, sondern auch ihr Bau zeigt unendliche Verschiedenheiten. Es finden sich daran die verschiedensten Hervorragungen und Vertiefungen, Rinnen, Gruben, Höcker, Warzen, Ohren und Zacken. Die Schalen sind bekanntlich meist gewunden und setzen mit dem fortschreitenden Wachsthum des Thieres immer neue Stücke an. Derjenige Theil der Schale, wo die Windungen mit einander verwachsen sind, heißt Säule, der entgegengesetzte, oft vertiefte Theil Nabel, der Anfang der Schale Wirbel.

Nutzen und Schaden, welchen die Schnecken für uns haben, halten einander wohl ziemlich das Gleichgewicht. Einige wenige werden mit den Muscheln zum Kalkbrennen verwendet; viele werden dagegen, wenn gleich nur von wilden Völkerschaften, gegessen, oder von anderen Thieren verzehrt. Die Meerschnecken sind fleischfressend und verzehren allerhand Thiere, besonders Polypen und Quallen, auch andere Schnecken; die Land- und Süßwasserschnecken dagegen leben von Pflanzennahrung.

Wie bereits an einem andern Orte erwähnt wurde, werden die Schnecken in zwei Ordnungen und drei Zünfte getheilt, deren jede wieder in drei Sippen zerfällt.

a Der Fuß.
b Der Deckel.
c Der Rüssel.
dd Die Fühlfäden, welche an ihrem äußern Rande die Augen tragen.
e Der dem Gehirn entsprechende Theil.
f Der Magen.
gh Die beiden Kiemenblätter.
ii Die Schleimorgane.
j Der Mastdarm.
k Das Herz.
l Der obere Muskel der Kiemenhöhle.
m Die Leber.

Figur 1 unserer Tafel zeigt ein völlig von seiner Schale befreites und geöffnetes Thier von Eburna canaliculata.

Die Figuren 2, 4, 5 und 17 zeigen verschiedene Schnecken mit ihren Schalen.

Figur 2 ist die gegürtelte Purpurschnecke (Purpura succincta). 2. Ordn. 3. Zunft. 2. Sippe. Schraubenschnecken.

Figur 3 und 4 die sommersprossige Flügelschnecke (Strombus lentiginosus). 2. Ordn. 3. Zunft. 3. Sippe. Schnabelschnecken.

Fig. 5 die gemeine Zauberschnecke (Scarabus imbrium). Ist eine Landschnecke. 2. Ordn. 1. Zunft. 2. Sippe. Schlammschnecken.

Figur 6 und 7 die rothe Trompetenschnecke (Tritonium rubecula). 2. Ordn. 3. Zunft. 3. Sippe. Schnabelschnecken.

Figur 8 die eiförmige Porzellanschnecke (Ovula ovilormis). 2. Ordn. 3. Zunft. 1. Sippe. Rollschnecken.

Die Schale dieser Schnecke hat die Größe eines Hühnereis und ist glänzend weiß und durchsichtig, inwendig violetschwarz und enthält ein schwarzes Thier, welches giftig ist. Die gepulverte Schale steht in Ostindien in medicinischem Gebrauch, auch wird sie als Kopfschmuck von Häuptlingen und ausgezeichneten Kriegern getragen und zum Auslegen der Schilde benutzt, und zu diesem Behufe zerschlagen und in flachere Stücke geschliffen.

Figur 9 die gefleckte Olive (Oliva pica). 2. Ordn. 3. Zunft. 1. Sippe. Rollschnecken.

Figur 10 die Bischofsmütze (Mitra pontificalis). 2. Ordn. 3. Zunft. 1. Sippe. Rollschnecken.

Dieses Thier kann mit seinem bohrenden Rüssel gefährlich verletzen.

Figur 11 der babylonische Thurm (Pleurotoma babylonica). 2. Ordn. 3. Zunft. 3. Sippe. Schnabelschnecken.

Fig. 12 der vorweltliche Bohrer (Turitella prota). 2. Ordn. 3. Zunft. 3. Sippe. Schnabelschnecken.

Figur 13 und 14 die bandirte Schnirkelschnecke (Helix zonaria). 2. Ordn. 1. Zunft. 1. Sippe. Landschnecken.

Figur 15 der schöne Eckmund (Helicina pulchella). 2. Ordn. 2. Zunft. 3. Sippe. Meerspaltschnecken.

Figur 16 der Pharaonsbund (Monodonta pharaonis). 2. Ordn. 2. Zunft. 3. Sippe. Meerspaltschnecken.

Figur 17 die Masern-Porzellanschnecke (Cypraea variolaria). 2. Ordn. 3. Zunft. 1. Sippe. Rollschnecken.

Sämmtliche hier angeführte Gattungen sind Bewohner Ostindiens; 9 auch an Afrika, Westindien und Europa, das Mittelmeer ausgenommen; 16 auch im Mittelmeer und an Afrika; 11 in der Südsee.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man glaubte, das Einsammeln der Muschelschalen erfordere nichts weiter, als am Strande ꝛc. spazieren zu gehen und die Schalen aufzulesen. Schon um die Schnecken des süßen Wassers aus Bächen und Flüssen herauszuholen, bedarf man eines Hamens. Die Seeschnecken finden sich an Felsen auf und im Sande, meist vom Wasser bedeckt, und sind deßhalb viel schwerer als erstere aufzusuchen. Um sich dieselben zu verschaffen, muß man die Zeit der Ebbe benutzen und dabei besonders auf diejenigen Stellen achten, wo man Furchen oder kleine Löcher im Sande bemerkt; besonders darf man hier auf eine Ausbeute hoffen, wenn man Wasser oder Luftblasen

Digitized by Google

aus solchen Löchern aufsteigen sieht. Aber die Thiere stecken oft in einer Tiefe von 1—2 Fuß. Einige Gattungen graben sich auch in harte Körper, wie Holz und Steine ein, die man zerspalten muß, um ihrer habhaft zu werden. Viele kriechen auf dem Meeresboden umher, andere hängen an Felsen und Seegewächsen und die letzteren sind in der Regel die gemeinsten. Fast überall wohnen an den Seeküsten Leute, welche sich mit dem Einsammeln von Conchylien abgeben. Diesen muß man Aufträge ertheilen und sie begleiten. Um die in der Tiefe lebenden Arten zu erhalten, muß man genau die durch Stürme heraufgetriebenen Seegewächse durchsuchen; übrigens aber mit einem Hamen suchen. Dieser ist vorn gerade und mit eisernen Zähnen versehen, damit er das ihm Vorkommende leichter erfaßt und in den Sack wirft. Auch im Magen von Seevögeln und Fischen findet man oft seltene Conchylien.

Die Landschnecken findet man meist an kühlen schattigen Orten, unter Moos, Pflanzenblättern, an Bäumen und unter Steinen, an den Ufern der Gewässer. Ende Frühjahrs und Anfang Sommers ist die beste Zeit, sie zu sammeln und man sieht sie besonders häufig nach einem warmen Regen.

Aber wenn man auf eine oder die andere Weise in den Besitz von Conchylien gelangt, so sind darum nicht alle zu brauchen. Man findet gar viele von den Thieren verlassene Gehäuse und diese sind fast immer schadhaft, stellenweise abgerieben, ja oft aufgelöst. Um fehlerfreie Stücke zu erhalten, muß man die Schale mit dem lebenden Thiere haben. Um dieses herauszubringen, tödet man es in Weingeist und zieht es alsdann mit einem Zängchen oder einem Haken heraus, ohne es zu zerreißen. Geht es aber auf diese Weise nicht, so hält man die Schnecke einige Minuten lang in kochendes Wasser, worauf das Thier leicht heraus geht. Alle gefangenen Meerschnecken müssen aber erst gereinigt werden, denn sie sind oft nicht blos noch von Steinen und Seegewächsen, sondern häufig mit Schmarotzerthieren, stets aber mit einem erdigen oder kalkigen fest ansitzenden Ueberzug bedeckt, so daß ihr wahres Ansehen gänzlich verschwindet. Dieser Ueberzug muß durch Schaben, Reiben u. s. w. entfernt werden, was sehr mühsam ist. Auch Scheidewasser kann man dazu anwenden, welches bei rauhschaligen Schnecken auch dazu dient, die verlorene Weiße wieder zu ersetzen. Bei glattschaligen darf aber dieses Mittel nicht angewendet werden und muß bei dessen Gebrauch eine jedesmalige Abspülung mit Wasser stattfinden, damit die Schärfe jener Flüssigkeit die eigentliche Schale nicht angreift. Nachher werden die Schnecken mit Wasser abgewaschen und mit leinenen Lappen ganz trocken gerieben.

Berge.

Die Flibustiere auf den westindischen Inseln.

Während die Spanier in Amerika sich ausdehnten, blieben die übrigen europäischen Nationen sowohl von der Anlegung der Kolonien wie vom gesetzmäßigen Handel mit Westindien gänzlich ausgeschlossen. Nur Genueser, Niederländer und Deutsche wurden einzeln zugelassen; Franzosen und Engländer dagegen, die sich in den westindischen Meeren zeigten, als Seeräuber betrachtet, ihre Niederlassungen zerstört, ihre Gefangenen hingerichtet oder zu den Bergwerken Neu-Spaniens verurtheilt. Die spanische Regierung suchte Land und Meer diesen Fremden zu verschließen, vermochte jedoch die Abenteurer derselben immer weniger zurückzuhalten, je mehr ihre materiellen Kräfte in Europa sich verminderten. Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts erwies Spanien bereits seine Schwäche in Westindien, wie in Europa; sein Handel wurde durch Seeraub zerstört, seine Flotten vernichtet, seine Kolonien geplündert. Zu seinem Glücke hatte sich die Regierung keines fremden Staates zur ausgedehnten Kolonisation im südöstlichen Amerika bis dahin gewendet; Holland, zur See sein gefährlichster Feind, hatte seine Kräfte nach Ostindien gerichtet, und vermochte seine einzige größere Eroberung im südlichen Amerika (Brasilien) gegen den Aufstand der Kolonisten nicht zu behaupten; die Regierungen Frankreichs und Englands unterließen es, die Bemühungen ihrer Unterthanen zu unterstützen und zu leiten, welche unter immerwährendem Kampfe mit den Spaniern in Westindien sich festsetzten. Diese Abenteurer, den Spaniern furchtbar durch wilde Tapferkeit, Disciplin und alle Vortheile der europäischen Kriegskunst, bildeten somit unabhängige Haufen, ohne andere Regierung, als eine freiwillig gewählte, ohne anderes Gesetz, als das Recht des Stärkeren, und ohne anderen Zweck, als Plünderung und Vertilgung der Spanier, bis die Kolonien Englands und Frankreichs aus jenen Schwärmen hervorgingen, welche, durch Seeraub verwildert, in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts Staunen und Schauder in Europa erregten.

Unter Carl V. und Philipp II. gerieth Spanien bekanntlich in eine Menge europäischer Kriege. Zuerst wurde Frankreich, dann auch England sein Nationalfeind. Die Nationen beider Länder vergaßen ihren alten Haß und übertrugen ihre Erbitterung auf das spanische Volk, dessen Regierung an ihren inneren Streitigkeiten stets Antheil zu nehmen bemüht war, und ihre Unabhängigkeit bedrohte. Frankreich vor Allem führte lange und anhaltende Kriege mit der spanischen Monarchie in Europa, allein keine seiner Regierungen dachte an eine größere Ausrüstung nach Westindien, wo der spanischen Monarchie in der Quelle ihrer Einkünfte der empfindlichste Schlag versetzt werden konnte. Die Feindseligkeiten und die Versuche der Franzosen, nach Westindien zu dringen, blieben auf Privatunternehmungen, welche von Brest und Havre ausgingen, beschränkt, gelangten aber dennoch zu solcher Ausdehnung, daß die spanische Schifffahrt schon unter Carl V. in den westindischen Meeren unsicher wurde.

Die Kunde von den Schätzen des neuentdeckten Welttheils wirkte in Frankreich eben so aufregend wie in Spanien. Die Regierung Franz I. blieb unthätig, oder sandte allein Schiffe nach dem Norden Amerika's;

Digitized by Google

in den Hafenstädten der westlichen Küste Frankreichs bildeten sich dagegen Gesellschaften von Abenteurern, welche zwar keine bleibende Eroberungen, dagegen aber Raubzüge von reichem Ertrage veranlaßten. Ein kühner Kaper, Jean Florin, ertheilte gleich anfangs den Spaniern bedeutende Schläge. Er fing die erste Sendung des Cortez nach der Eroberung Mejiko's, mit allen für Carl V. bestimmten Schätzen, Berichten und Gesandten, und überlieferte seine Beute dem erstaunten Könige, welcher den Kaper dafür zum Ritter schlug. Dies Beispiel lockte mehrere Abenteurer nach Westen. 1529 wagten sich die ersten französischen Kaper in den mejikanischen Meerbusen, nahmen Schiffe von St. Domingo, plünderten die Perleninsel Cubagua und kehrten ungestört mit ihrem Raube zurück. 1543 war die Kaperei der Franzosen bereits zu solcher Ausdehnung gelangt, daß ganze Geschwader aus Brest ausliefen. Eine Flotille von eilf Schiffen nahm Santa Marta, verbrannte die Stadt, überrumpelte das bereits blühende Cartagena und kehrte mit einer Beute von mehr als 300,000 Pesos ungehindert nach Frankreich zurück. Die langdauernden Bürgerkriege der Katholiken und Reformirten lähmten jedoch jene Unternehmungen im Großen und beschränkten dieselben auf vereinzelte Kapereien.

Mittlerweile wandte sich auch England nach Westen, und lernte dort durch Erfahrung die Schwäche der Spanier kennen. Während des Krieges der Elisabeth mit Philipp II. drang ein kühner Seefahrer, Sir Francis Drake, zu wiederholten Malen in den mejikanischen Meerbusen, nahm St. Domingo und Cartagena (1585) mit Sturm, plünderte beide Städte, fuhr durch die Magellan-Straße in den Stillen Ocean, und bewirkte Schrecken an den Küsten von Peru. Die Schätze, die er nach England zurückbrachte und die Kunde seiner Thaten wirkte aufregend für die Nation. Englische Kaper umschwärmten seitdem wie die französischen die südlichen Ostküsten Amerika's, und wurden den Spaniern um so gefährlicher, da sie seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts auf der kürzeren, bisher nicht versuchten Fahrt in gerader Richtung nach Amerika schifften, während noch Sir Francis Drake den für die Spanier gewöhnlichen Weg bei den Canarien vorbeinahm, wo diese durch den Besitz von festen Punkten in Stand gesetzt waren, die Fahrten der Kaper nach Westindien aufzufangen. Nach dem Frieden mit Spanien unterdrückte jedoch die englische Regierung, so weit es in ihrer Macht stand, jene räuberischen Unternehmungen. Der kühne Abenteurer Sir Walter Raleigh fand zu Hause eine wohlverdiente Bestrafung, als er in Guyana feindlich gelandet war, und in ein Land zu dringen versucht hatte, welches einen Theil der spanischen Besitzungen bildete.

Nach einigen Jahrzehnten ließen sich Engländer und Franzosen, Seeräuber, Jäger und Fischer, auf den westindischen Inseln nieder. Diese boten die schwächste Seite der spanisch-amerikanischen Monarchie. Die kleineren Antillen waren niemals kolonisirt, oder bald aufgegeben, und die größeren befanden sich im Verfall. Hayti, die erste und im Anfange des 16ten Jahrhunderts die blühendste Kolonie, war in der Art heruntergekommen, daß man sie kaum im Mutterlande beachtete; Cuba besaß für die Spanier allein Wichtigkeit als eine Station der nach Neu-Spanien gesandten und von dort zurückkehrenden Flotten; Puerto rico und Jamaika waren schwach bevölkert, wenig bebaut, durch Befestigungen und Truppen schlecht geschützt. Der Strom der Auswanderer wandte sich nach dem Festlande, seitdem Metallschätze in unerhörter Menge und in jeder Hinsicht ergiebige Länder dort gewonnen waren. Dies war der Grund, weßhalb sich Hayti entvölkerte. Die Kolonisten verließen die Insel in Schwärmen, wie sehr auch die Lokalregierung jene Auswanderung mit Gewalt zu verhindern suchte. Die bereits angebauten Felder wurden wieder zur Wildniß, die Städte entvölkerten sich, die Bergwerke wurden weniger bearbeitet. Schon Herrera klagt im Anfange des 17ten Jahrhunderts über die Abnahme der Blüthe dieser Insel, sie sei reich an Produkten des Ackerbaus, an Gold und Kupfer, allein überall fehlten die Hände zur Arbeit, sogar zur Ausbeutung der Mineralschätze. Er zählte noch 17 Ortschaften; 50 Jahre später waren nur noch drei bedeutendere davon übrig; ein Jahrhundert früher (gegen 1550) bezog das Mutterland noch jährlich aus St. Domingo 10 Millionen Pfund Zucker, außerdem viel Färbeholz, Baumwolle und Taback; gegen 1650 hatte die Ausfuhr gänzlich aufgehört; die Bergwerke waren aber in der Art unbenutzt geblieben, daß die Kenntniß ihrer Lage bis auf die Gegenwart verloren ging. Die einzige Spur des früher ausgedehnten Ackerbaues bestand in Rinderheerden, welche sich selbst überlassen und verwildert auf dem fruchtbaren und der reißenden Thiere entbehrenden Boden sich zahlreich vermehrten und umherschwärmten.

Zu diesem Verfall kam die moralische und physische Entnervung der in Westindien geborenen Spanier (Creolen), welche übrigens in allen Kolonien auf gleiche Weise bemerkt wurde. Die Enkel jener kühnen und rastlos thätigen Männer, welche die Eroberung und die erste Kolonisation der spanischen Besitzungen durchführten, waren durch den Einfluß des Klima's und des Reichthums, durch lange Ruhe und Behaglichkeit in jeder Hinsicht verweichlicht. Sie waren der Waffen entwöhnt, in einigen Gegenden (in Peru) bis zu dem Grade, daß sie kaum den Gebrauch des Feuergewehres verstanden. In den Städten zusammengedrängt, überließ sich die Mehrzahl ausschließlich sinnlichen Genüssen, ohne weitere Bestrebung, als nach behaglicher Ruhe, von den europäischen Spaniern wegen Unsittlichkeit, Weichlichkeit, Mangel an Muth verachtet und zurückgesetzt. Nur in den Gebirgsbewohnern, unter Matrosen, Schleichhändlern und Jägern erhielt sich die Kraft der Eroberer. Eine drohende Gefahr vermochte dieselben kaum aus ihrer Schlaffheit zu wecken, und nur die Verzweiflung bewog sie zu tapferem Kampfe. Nach Entfernung der Gefahr trat die frühere Schwäche wieder ein, und dauerte bis in die neuesten Zeiten, als die

Digitized by Google

Trennung vom Mutterlande die schlafenden Kräfte durch eine gänzliche und gewaltsame Veränderung aller Verhältnisse wieder erweckte. — Die einzigen brauchbaren und tapferen Truppen, welche zum Schutze der Kolonien dienten, waren europäische Spanier; allein das Mutterland, geschwächt, zerrüttet und häufig in europäische Kriege verwickelt, vermochte seit Philipp III. nicht länger Streitkräfte abzuschicken, um seinen weiten Kolonien einen genügenden Schutz zu ertheilen. Diese waren somit den Angriffen der Fremden wehrlos preisgegeben.

Außerdem war die spanische Seemacht, die nothwendigste Bewaffnung für einen Staat, welcher entlegene und weitgedehnte Kolonien besitzt, weder an Zahl noch an Beschaffenheit der Schiffe genügend. Die spanischen Seeleute galten stets für ausdauernd und tapfer, zeigten sich aber wenig gewandt und langsam im Manövriren, und blieben somit den Engländern und Franzosen untergeordnet. Die Nation, überhaupt argwöhnisch gegen das Neue, vermochte nur langsam die Vortheile sich anzueignen, wodurch ihre Feinde vom holländischen Geusen an bis zur letzten Vernichtungsschlacht von Trafalgar ihnen stets überlegen blieben. Die Spanier kämpften noch lange auf schwerfälligen und langsam zu wendenden Schiffen, als die im Gefechte furchtbaren und schnelleren Bauten ihnen entgegengesetzt wurden; sie unterlagen sogar den leichteren Fahrzeugen, wogegen ihre schweren und nicht leicht zu richtenden Kanonen ihr Ziel verfehlten, und gegen deren Bewegungen sie sich nicht zu sichern vermochten. Nur selten erfochten spanische Schiffe den Sieg bis in die neuesten Zeiten.

Unter diesen Umständen suchten sich die im mexikanischen Meerbusen umherschwärmenden Kaper feste Wohnsitze auf denjenigen Inseln, welche die Spanier weder zu bebauen noch den Fremden zu verschließen vermochten. Die Zeitpunkte, worin dies zuerst geschah, sind unbekannt. Engländer und Franzosen wählten sich als den beliebtesten Sammelplatz Tortuga, wegen eines bequemen Hafens und wegen der sonst schwer zugänglichen und leicht zu vertheidigenden Küsten. Abenteurer beider Nationen versammelten sich ferner 1625 auf St. Christoph, als auf einem Vereinigungspunkt, von wo sie ihre Unternehmungen gegen die Spanier richten und ihre Beute in Sicherheit bringen konnten. Sie theilten unter sich die Insel und unterwarfen gemeinschaftlich die caraibischen Ureinwohner. Die Regierungen beider Nationen bekümmerten sich aber nicht um ihre Unterthanen, die so gut wie unabhängig ein Gebiet an sich rissen, welches der Sache nach keinen Herrn besaß, jedoch nach europäischem Völkerrecht der Krone Spanien gehörte. Bald darauf verbreiteten sich Engländer auf Barbados, Nieves, Antigoa und Montserrat, Franzosen auf Guadeloupe, Martinique, Grenade und im Norden von Hayti. Franzosen bildeten die Mehrzahl, und fanden sich besonders zahlreich im Norden Hayti's, wo die Spanier nur noch eine Ortschaft besaßen, die sie jedoch bei der Ankunft der Fremden ohne Weiteres aufgaben. Dort zog noch ein anderer Beweggrund, wie Kaperei, die Abenteurer aus den französischen Häfen herbei, Jagd auf Rinderheerden und der damit verbundene Handel von Häuten. In der Zeit von 30 Jahren (bis 1660) sollen sich 20,000 Franzosen dort gesammelt haben, Matrosen, Soldaten, Schleichhändler und Räuber, welche durch ihre Lebensart vollkommen verwilderten. Ihre einzige Beschäftigung war die Jagd, ihre einzige Nahrung das Fleisch der erlegten Thiere. Abgeschlossen von allen Behaglichkeiten der civilisirten Gesellschaft, sogar vom Gebrauche des Brodes, bei ununterbrochener Uebung der körperlichen Kräfte in der Wildniß lebend, ohne Weiber und Kinder, unabhängig und ohne andere gesetzliche Bande, als wenige allgemeine Bestimmungen über Eigenthum und Zweikampf, bildeten sie eine rohe, gegen jegliche Beschwerde abgehärtete und für das Gefühl der Furcht unempfängliche Menschenmasse, die den verweichlichten Spaniern gegenüber dieselbe Ueberlegenheit im Kampfe erwies, welche die Ahnen derselben über die Ureinwohner bei der Eroberung besaßen. Unter dem Namen Bucaniere *) bekannt, bildeten sie immer zu Zwei Genossenschaften, um sich gegenseitig Dienste zu leisten, theilten als solche ihr Eigenthum, ihre Unternehmungen und Streitigkeiten, und vereinigten sich nur zu größeren Massen, um einen Mord zu rächen oder Feindseligkeiten gegen die spanischen Kolonisten auszuführen. Alle waren unter einander vollkommen gleich gestellt. Die Gesetze des Vaterlandes wurden mißachtet oder vergessen, jede Verbindung mit Europa, sogar die Familiennamen aufgegeben. Waffen, Munition, Jagdhunde und mitunter Branntwein bildeten die einzigen Bedürfnisse, die sie durch Austausch gegen Häute an die Abenteurer der übrigen Inseln befriedigten.

Streitigkeiten der spanischen Kolonisten mit jenen Jägern ergaben sich aus der Lage der Dinge; der Seeraub ward durch die Abenteurer der übrigen Inseln allgemeiner, und die spanische Regierung sah sich somit zu Versuchen genöthigt, die Fremden aus jenen Punkten zu vertreiben, deren Abschließung ohnedem die hauptsächlichste Grundlage ihrer Kolonialpolitik bildete. Zuerst richtete eine von Europa gesandte Flotte einen Angriff auf St. Christoph (1635), überrumpelte die dortigen Engländer und Franzosen, und schleppte sie als Gefangene in die Bergwerke Mexiko's; allein die dadurch bewirkte Lücke ersetzte sich bald mit anderen Abenteurern, und nach wenigen Jahren war die Insel mit Seeräubern wieder bevölkert. Eben so nutzlos waren Unternehmungen auf St. Martin (1638). Den Spaniern fehlten Mittel und Menschen, um nach einem glücklichen Erfolge die den Fremden genommenen Punkte zu behaupten. Eine schlimmere Wirkung äußerten Unternehmungen gegen die Bucaniere auf Hayti. Truppen aus Cuba und vom Festlande überfielen die vereinzelten Jäger, und tödteten einige Hundert, allein die einzelnen Genossenschaften sammelten sich zur Rache, und führten den Krieg in solcher Weise, welche die spani-

*) Nach Boucan, Räucherhütte der amerikanischen Wilden. Sie pflegten nämlich das Fleisch nach Art derselben im Rauche zu dörren.

sche Kolonie auf Hayti vollends zu Grunde richtete. Die Barbaren verwandelten die noch bebauten Punkte in eine Wüste, verschonten weder Weiber noch Kinder, und trieben die Kolonisten zur Verzweiflung. Die spanische Regierung griff zu einem andern Mittel, um die Bucaniere zu vertreiben. Truppen aus allen Punkten Amerika's stellten eine allgemeine Stierjagd an, und bewirkten durch dies Verfahren, daß die Hälfte der Abenteurer aus Hunger die Insel verlassen mußte. Allein diese, auf's Meer getrieben, wurden zu Kapern, die Zurückbleibenden zu Kolonisten, welche zuletzt von der französischen Regierung beachtet, Unterstützung und eine geordnete Verwaltung erlangten. Somit wurde auch St. Domingo zum Sammelplatz für die Piraten.

Mittlerweile hatte England bereits die Abenteurer seiner Nation benutzt, um durch ihre Hilfe einige Trümmer der zusammenstürzenden spanischen Macht an sich zu reißen, und ihnen durch einen festeren Punkt einen sicheren Sammelplatz und einen Markt für ihre Beute zu bieten. Cromwell hatte eine Eroberung in Westindien beschlossen, war dabei aber auf jene Abenteurer, auf Royalisten, die er aus England fortschaffen wollte, und auf die Hefe der Armee angewiesen, denn die Nation mißbilligte nach der damals vorherrschenden religiösen Strenge die Ausführung einer Eroberung, die sie für eine Rechtsverletzung hielt, und die besten Offiziere des Protektors hatten ihren Abschied verlangt, im Fall er sie in Westindien gebrauchen wolle. Somit nahm die von Cromwell abgeschickte Flotte in Barbados und St. Christoph einige tausend Abenteurer ein, die zwar undisciplinirt, allein mit den Küsten bekannt, die Einnahme von Jamaika erleichterten, als die zuerst beabsichtigte Unternehmung auf St. Domingo durch Uneinigkeit, Unbedacht und Ungeschicklichkeit der Führer mißlungen war. Seit dieser Eroberung wurde Jamaika um so mehr das Hauptquartier der englischen Seeräuber, da die ersten Kolonisten den Schwärmen derselben theilweise angehört hatten, ihre früheren Verbindungen mit ihren alten Gefährten unterhielten, und selbst mitunter wieder an deren Zügen Theil nahmen. Hauptsächlich aber war Jamaika für jene Abenteurer als Markt für ihre Beute von Wichtigkeit. Es entstand dadurch ein so bedeutender Handel, daß die neue englische Kolonie in kurzer Zeit zu einem erstaunenswerthen Reichthum gelangte.

Unter diesen Verhältnissen, besonders nach den oben erwähnten Maßregeln der spanischen Regierung gegen die Bucaniere, vermehrte sich die Zahl der Seeräuber in solcher Menge, und erhob sich zu einer so furchtbaren Macht, daß die Spanier die Herrschaft in den westindischen Meeren gänzlich verloren, und daß ihre ganze Macht in Amerika wahrscheinlich den Untergang gefunden hätte, wenn die einzelnen und nur selten zusammenhaltenden Schwärme unter ein bleibendes Oberhaupt hätten vereinigt werden können, oder wenn Eroberung statt des Raubes der Zweck ihrer Unternehmungen gewesen wäre. Zum Glück der Spanier war beides nicht der Fall. Die Abenteurer bildeten allein Gesellschaften von 20 oder 50 bis 150 Mann, vereinigten sich immer nur zu bestimmten Zwecken in größere Massen, und trennten sich nach deren Erreichung wieder in kleinere Haufen. Die eroberten Plätze wurden aber sogleich wieder aufgegeben, sobald die Plünderung und Zerstörung derselben vollendet war. Alle Abenteurer bewahrten ihre Selbstständigkeit, Führer wurden nur auf beschränkte Zeiträume gewählt, und erlangten nur in so weit Gehorsam, wie sie selbst den Gewohnheiten ihrer Untergebenen sich fügten. Eine wilde Unabhängigkeit, durch das erwähnte Verhältniß, durch die gefahrvollen Seefahrten, das Gefühl der Ueberlegenheit über den Feind, und durch den immerwährenden Wechsel zwischen dem äußersten Mangel und dem üppigsten Genuß bedingt, eine bis zur Tollkühnheit gesteigerte Tapferkeit und der verwegenste Muth, Gewohnheiten, allen Gefahren des Meeres in gebrechlichen und wenig gesicherten Fahrzeugen zu trotzen, unerbittliche Rachsucht gegen den gemeinsamen Feind, endlich die Wirkung des Klima's, welches die Leidenschaften der Europäer entweder erschlafft, oder bis zum Aeußersten aufregt: Alles dies bewirkte bei den Abenteurern geistige und physische Spannkraft, rücksichtslose Grausamkeit gegen die Besiegten, eine nie zu befriedigende Raubsucht und ein bleibendes Uebergewicht über die entnervten spanischen Creolen. — Ueberlegenheit des Feindes an Zahl und Größe der Schiffe galt den Räubern selten als Beweggrund, vom Angriffe abzustehen. Gewöhnlich fuhren sie in offenen schnell segelnden Barken (flyboats, franz. flibot, woher ihr Name Flibustier), und lauerten den spanischen Schiffen auf, welche von Amerika mit edlen Metallen nach Europa zurückkehrten. Ihre Kampfart bezweckte stets, die feindlichen Schiffe zu entern. Ihre leichten Fahrzeuge und die Gewandtheit, damit zu manövriren, entzogen sie der Wirkung einer schwerfälligen Artillerie auf eben so schwerfälligen Schiffen; das Vordertheil der Fahrzeuge ward allein dem Feinde, mit geschickten Schützen besetzt, gewiesen, welche auf die Stückpforten ihre Schüsse richteten, und die geschicktesten Artilleristen zuletzt in Verwirrung brachten. War einmal geentert, so konnte ihnen selten ein Schiff entkommen. Die Spanier zitterten beim Herannahen der Flibustiere, der größere Theil der Kauffahrer gab sich gleich anfangs für verloren und strich die Flagge; war die Prise reich, so erhielten die Besiegten Pardon, war die Beute gering, so wurde die gefangene Mannschaft in's Meer geworfen. — Nach vollbrachter Plünderung steuerten die Franzosen und Engländer nach einer der oben genannten Inseln; dort geschah die Theilung nach bestimmten Regeln. Vor allen Andern wurden die Verwundeten bedacht; für jedes verlorene Glied war ein festgesetzter Preis bestimmt, der höchste für diejenigen Verstümmelungen, welche an fernerem Kampf verhinderten. Zwei Monate lang erhielt jeder Verwundete täglich einen Peso für seine Kur; ergab sich die Beute für diese Erfordernisse als nicht genügend, so mußte die Schiffsmannschaft einen neuen Streifzug unterneh-

Digitized by Google

men, um jene Verpflichtung zu erfüllen. — Die übrige Theilung geschah in gleichmäßiger Weise; der Befehlshaber erhielt nicht mehr, wie die Andern, ausgenommen wenn die Mannschaft freiwillig ihm mehr ertheilte. Der Antheil der Gefallenen wurde den Erben zugesandt, oder wenn diese nicht ausgemittelt werden konnten, an die Kirchen und die Armen vertheilt. Im Fall das Schiff nicht selbst der Mannschaft gehörte, sondern von Kaufleuten ausgerüstet war, so erhielten diese ein Drittel der Beute. — Nach der Theilung begannen unerhörte Ausschweifungen, bis die Schätze verpraßt, und die Abenteurer auf's Neue auf die See getrieben waren. So ergab sich neben dem gesetzlosen Treiben eine Sittenlosigkeit auf den westindischen Inseln, deren Folgen man lange nach dem Verschwinden der Flibustier auf ihren ehemaligen Märkten und Sammelplätzen bemerkte.

Zahllos sind die Beispiele des verwegensten Muthes, wie unerhörter Grausamkeit, welche jene Freibeuter erwiesen. Ein Franzose, Pierre Legrand, wagte sich mit einem Fahrzeuge von 4 Kanonen und 28 Mann an das Kriegsschiff des Vice-Admirals der Silberflotte. Die spanische Mannschaft verachtete in der Art den schwachen Feind, daß sie denselben, ohne Widerstand zu leisten, an Bord springen ließ. Die Franzosen versenkten ihr Fahrzeug und drangen in das feindliche Schiff mit solcher Schnelle, daß sie die Offiziere in der Kajüte beim Kartenspiel überraschten, während die spanische Mannschaft erschreckt und in Unordnung an keine Vertheidigung dachte. Die Offiziere wurden mit der Pistole auf der Brust zur Ergebung gezwungen, und mit der Mannschaft in die unteren Räume eingesperrt, bis sie der französische Kapitän auf der nächsten Küste aussetzen ließ. Dieser behielt nur so viel Matrosen, wie zur Leitung des größeren Schiffes nothwendig waren, und lief dann mit seiner Prise in Tortuga ein. — Drei französische Kapitäne kreuzten mit drei Fahrzeugen vor Cartagena. Der Gouverneur des Platzes entsandte zwei Kriegsschiffe, um die Räuber einzufangen und todt oder lebendig einzuliefern. Jene aber begannen den Angriff, sobald die Spanier den Hafen verlassen hatten, in ihrer gewohnten Weise, enterten und siegten im Handgemenge. Die überlebenden Spanier wurden wieder an's Land gesetzt mit einem spöttischen Briefe an den Gouverneur, worin die Franzosen ihm für die zwei Kriegsschiffe dankten; sie würden noch 14 Tage lang auf andere warten. Im Fall diese wieder kein Silber führten, solle die Mannschaft kein Pardon erhalten. — Einer dieser Kapitäne ward später von zwei Schiffen mit 60 Kanonen und 1100 Mann überrascht. Die Franzosen, an dem Siege verzweifelnd, und entschlossen, sich eher in die Luft zu sprengen, wie zu ergeben, verschmäheten dennoch einen Rückzug ohne Gefecht. Sie brachen durch die beiden Schiffe mitten hindurch, indem ihre Schützen auf beiden Seiten ihres Fahrzeuges ein mörderisches Feuer auf die spanischen Artilleristen unterhielten. Das kühne Manöver gelang. Die Spanier wagten es nicht, jene Handvoll unerschrockener Räuber zu verfolgen, welche durch ihren verwegenen Rückzug die Ehre des Sieges zu erlangen schienen.

Oft erwiesen die Flibustiere eine große Ritterlichkeit in ihren Kämpfen. Zwei französische Kapitäne, Michel und Bronage, kreuzten vor Cartagena, und erhielten die Kunde, daß die Spanier beträchtliche Metallschätze unter holländischer Flagge eingeschifft hatten, um der Gefahr ihres Angriffs auf diese Weise zu entgehen. Die Franzosen enterten das holländische Schiff, siegten und nahmen die Beute. Der holländische Kapitän, über seine Niederlage gekränkt, sagte Michel in's Gesicht, wäre er (Michel) allein gewesen, so würde ihm sein Fang nicht gelungen sein. Der Franzose gab Erwiederung mit dem stolzen Vorschlag, den Kampf wiederum zu beginnen; sein Gefährte werde bei demselben Zuschauer bleiben. Bliebe er selbst Sieger, so solle der Holländer nicht allein das Geld, sondern auch sein Schiff verlieren. Jener aber nahm den dargebotenen Kampf nicht an, sondern suchte schnell die hohe See in der Besorgniß zu gewinnen, daß der französische Kapitän ihm bei längerer Berathschlagung nicht mehr die Weigerung freistellen möchte.

Die Grausamkeit der Flibustiere erwies sich in eben so unerhörter Weise, wie ihre Verwegenheit. Ein früherer Bucanier, Olonais genannt, kreuzte an den Küsten von Cuba, und nahm dort mit zwei Flyboten und 32 Mann eine spanische Fregatte; während er die Gefangenen niedermachen ließ, gestand ihm ein Neger in der Hoffnung, dadurch sein Leben zu retten, der Gouverneur von Havanna habe ihn eingeschifft, damit er allen gefangenen Flibustieren als Henker diene. Olonais schäumte vor Wuth, ließ alle gefangenen Spanier nach einander sich vorführen, und hieb ihnen die Köpfe ab, indem er jedesmal das Blut von seinem Säbel sog. Nach diesem grauenhaften Verfahren setzte er seinen Zug an der Küste fort, nahm mit der Fregatte vier Schiffe, die ihn aufzusuchen entsandt waren, ließ die Mannschaft in's Meer werfen, und verschonte nur Einen, den er mit einem Briefe an den Gouverneur von Havanna sandte. Er meldete diesem das Geschehene und schrieb zugleich: Alle Spanier, die ihm in die Hände fielen, würden dasselbe Schicksal theilen, vor Allen der Gouverneur, wenn er das Glück hätte, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Alsdann versenkte er seine vier Prisen und begab sich mit der Fregatte nach Tortuga.

Einer der bekanntesten Corsaren-Führer, Montbars, ein Edelmann aus Languedoc, war zu seiner Laufbahn nicht durch Raubsucht, sondern durch tief gewurzelten Nationalhaß gegen Spanien bewogen worden, wozu freilich dieser Staat den meisten europäischen Völkern am Ende des 16ten Jahrhunderts genügende Veranlassung geboten hatte. Jener Haß soll durch des Las Casas Buch über die Zerstörung der eingeborenen Rasse bis zum Enthusiasmus, die Ureinwohner zu rächen, erhöht worden sein. Sobald er in Westindien erschien, ward er als Anführer der Bucaniere bekannt, als diese den oben erwähnten Kampf gegen die Spanier führten. Durch wilden Muth und unerbittliche

Digitized by Google

Grausamkeit gegen die Besiegten, war er sogar vor allen übrigen Flibustieren hervorragend; kein Gefangener erhielt von ihm jemals Pardon, so daß die Spanier ihm den Namen des Vertilgers (Exterminador) ertheilten. Beim Entern betrat er stets als der Erste das feindliche Schiff, und war sowohl im Kampfe wie im Morden der Thätigste von Allen. Die Beute aber überließ er stets seinen Gefährten.

Natürlich wurde der Handel durch die Ausdehnung des Seeraubes unterbrochen, und unterblieb zuletzt beinahe gänzlich. Die Flibustiere sahen ihre Beute vermindert, und vereinigten sich deßhalb in größeren Haufen, um die Schätze, welche das Meer ihnen versagte, auf den Küsten sich aufzusuchen. Die dortigen Unternehmungen gelangen ihnen in derselben Weise, wie ihre Fahrten zur See. Mehrere Jahrzehnte hindurch wurden bedeutende Städte geplündert, die Felder verheert und die Einwohner gemordet. Es ergab sich die Schwäche der spanischen Monarchie in Gegenden, welche des Feindes ungewohnt, weder die Tapferkeit ihrer Bewohner, noch genügende Vertheidigungsmittel der Kriegskunst den Fremden entgegenzusetzen vermochte.

Der erste Raubzng auf den Küsten wurde von Olonais nnd einem Basken ausgeführt, welcher bereits durch seine Verwegenheit bei den Abenteurern berühmt war, da er ein spanisches Kriegsschiff unter den Kanonen von Puerto bello angegriffen und genommen hatte. Die Beiden sammelten 400 Mann, landeten in der Bai von Venezuela, stürmten ein dortiges Fort, hieben 250 Mann Besatzung nieder, und drangen dann 50 Stunden weit in ein wohl angebautes Land. Die Spanier wurden ermordet, alles Eigenthum bis auf edle Metalle vernichtet. Alsdann fuhren die Flibustiere nach Maracaibo, eine durch Handel bereicherte Stadt. Die Einwohner waren geflohen, allein die Drohung der Flibustiere, die Stadt mit allen zurückgelassenen Waarenlagern zu verbrennen, gewann denselben ein bedeutendes Lösegeld. Die Seeräuber kehrten mit reicher Beute nach Tortuga zurück. Der erste Versuch hatte die Wehrlosigkeit der Spanier erwiesen, und die Unternehmungen wurden in größerem Maßstabe wiederholt. Diese richteten sich vorerst nach denjenigen Punkten auf der Landenge von Darien, welche als Mittelpunkte des Handels von Peru mit dem Mutterlande sich bereichert hatten, auf Puerto bello und Panama, letztere eine der reichsten und blühendsten Städte Amerika's, durch ausgedehnte Werke und zahlreiche Artillerie geschützt, allein damals vom Mutterlande militärisch so sehr vernachlässigt, daß nur einige hundert Soldaten, durch ungesundes Klima körperlich geschwächt und kränklich, als Besatzung sich vorfanden. Auf anderen Punkten fanden sich bessere, aber überall wenig zahlreiche Truppen. Die Expedition bildete sich in Jamaika und Tortuga unter der Führung des bekanntesten englischen Flibustiers Morgan, und war so bedeutend, daß sie sogar die regelmäßigen spanischen Truppen an Zahl übertraf. Morgan rückte ohne Widerstand in Puerto bello ein; nur die Citadelle mit einer Besatzung europäischer Spanier widerstand. Er ließ die Sturmleitern von gefangenen Frauen und Priestern anlegen, in der Meinung, die Galanterie und Achtung der Spanier vor dem geistlichen Stande werde ihren Widerstand lähmen. Die Besatzung nahm jedoch darauf keine Rücksicht und wehrte sich tapfer; der Sieg und die Beute mehrerer Millionen mußte mit vielem Blute erkauft werden. Nach der Plünderung verlangten die Abenteurer eine Unternehmung auf Panama an der entgegengesetzten Seite der Landenge. Morgan wagte sich jedoch nicht ohne Führer in das unbekannte Land, und suchte sich dieselben zuvor durch die Einnahme der Insel Santa Catalina zu verschaffen, dem gewöhnlichen Verwahrungsorte für die Verbrecher im ganzen spanischen Amerika. Dieser Platz war so gut befestigt und mit Lebensmitteln versehen, daß er ein Jahr lang die zahlreichste Armee hätte aufhalten können; er ward jedoch ohne Widerstand durch die Feigheit des Gouverneurs den Piraten überliefert. Sobald dieselben erschienen, begann der Gouverneur eine Unterhandlung, um ohne Anschein von Feigheit die Festung zu übergeben; eine Uebereinkunft wurde geschlossen, wonach Morgan in der Nacht ein abgesondertes Fort angreifen sollte; der Gouverneur versprach, zu dessen Entsatz die Festung zu verlassen; Morgan sollte ihm in den Rücken kommen und so gefangen nehmen, worauf die Uebergabe erfolgen würde. Von beiden Seiten sollte viel Pulver in blinden Patronen verschossen werden. Diese Komödie wurde bis zum Schlusse vollständig gespielt, Morgan erhielt den Ort und das dort gesammelte Kriegsmaterial, setzte die Verbrecher in Freiheit, schleifte die Werke und fuhr dann an die Mündung des Flusses Chagre, um nach Panama zu dringen.

Hier aber fand er den entschlossensten Widerstand. Ein dort gelegenes und gut befestigtes Fort wurde von einem muthigen Kommandanten und einer tapferen Besatzung vertheidigt; mehrere Stürme mißlangen; die Flibustiere beriethen sich, ob sie die Unternehmung aufgeben sollten, als der Kommandant durch einen Schuß getödtet wurde und ein Pulverthurm aufflog. Ein Sturm in der Verwirrung gelang; die Besatzung wurde niedergemacht, Morgan drang den Fluß hinauf und landete 5 Stunden vor Panama. Die Creolen hatten sich bewaffnet, und boten vor der Stadt dem Feinde eine Schlacht, sie wurden jedoch leicht zerstreut, und Morgan drang mit den Fliehenden in Panama ein. Einen Monat lang dauerte die Plünderung, das Durchsuchen der Umgegend und das Foltern und Ermorden der Einwohner. Mehrere Millionen wurden an edlen Metallen gewonnen, die Einwohner durch Martern gezwungen, ihre verborgenen Schätze herauszugeben. Diejenigen, welche ihr Leben nicht erkaufen konnten, wurden getödtet. Zuletzt ward Panama angezündet, und die Flibustiere begannen den Rückzug nach ihren Schiffen. Dort angelangt, ward die Mannschaft um die blutige Beute betrogen. In der Nacht segelte Morgan mit allen Schätzen und seinem Admiralschiff nach Jamaika; die Engländer folgten ihm voll Wuth, allein jenem

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1843

Digitized by Google

Digitized by Google

gelang es, seinen doppelten Raub zuerst in Jamaika und dann nach England in Sicherheit zu bringen. Die Räuber zerstreuten sich auf ihren Kolonien und sammelten sich dort zu einer neuen Unternehmung nach der Küste von Mejiko.

Der Plan dazu war von einem Niederländer, Van Hoorn, entworfen, welcher früher auf der französischen Flotte gedient hatte, dann nach Westindien kam, eine Fregatte eroberte und mit dieser auf der Küste von Mejiko mehrere Jahre lang kreuzte. Dieser Abenteurer, durch Glück und Freigebigkeit angesehen, war unter den verwilderten Schwärmern um so berühmter, da er durch eine sonderbare und unmenschliche Disciplin nur die Verwegensten um sich vereinigte. Er besichtigte im Gefechte alle Theile des Schiffes, beobachtete seine Leute und tödtete diejenigen auf der Stelle, welche bei unerwarteten Schüssen den Kopf senkten. 1200 Franzosen und Engländer sammelten sich unter seinem Befehl und segelten nach Vera Cruz.

Die Spanier wurden in der Nacht überrascht; sie hatten ihre Stadt so schlecht bewacht, daß die Besatzung den Feind nicht eher merkte, als bis dieser die Thore sprengte. Alle Punkte, wo Widerstand geleistet werden konnte, waren beim Beginn des Morgens in den Händen der Räuber. Während eines kurzen Gefechtes flüchteten sich die Eingeborenen in die Kirchen, die Flibustiere schlossen sie dort ein, legten Pulverfässer vor die Thüren und drohten die Gebäude in die Luft zu sprengen, sobald der geringste Versuch zum Aufstande sich zeige. Die Stadt wurde mit aller Bequemlichkeit ausgeräumt und die Beute auf die Schiffe geladen. Hierauf bot man den Einwohnern, welche drei Tage lang ohne Nahrung eingeschlossen waren, unter der Bedingung eines Lösegeldes von 6,000,000 Pesos Pardon. Die Unglücklichen nahmen den Vorschlag an und bezahlten die Hälfte schon an demselben Tage. Das Uebrige wurde vom Inneren her erwartet, als ein beträchtliches Corps Spanier sich auf den Höhen zeigte und zugleich eine aus Europa kommende Flotte vor dem Hafen erschien. Vor diesen Streitkräften zogen sich die Flibustiere, an Beute gesättigt, auf ihre Schiffe zurück und fuhren mitten durch die spanische Flotte, welche keinen Kanonenschuß wagte. Wahrscheinlich war die Habsucht der Räuber in so weit befriedigt, daß sie die gewonnenen Schätze in einem Kampfe nicht aussetzen wollten.

Kaum war die Flotte nach Hayti zurückgekehrt, als Franzosen und Engländer zugleich den Plan einer Unternehmung nach Peru entwarfen. Die Schwärme, welche sich zu dem Zweck vereinigten, übertrafen an Zahl alle bisherigen Vereinigungen; sie zählten mehr als 4000 Mann, wählten aber zum Glück für die Spanier kein gemeinschaftliches Haupt, sondern bildeten sich unter 9 Führern, und trennten sich sogar gleich anfangs im feindlichen Lande zu Abtheilungen von 10 bis 20 Mann.

In Peru war ihr Erfolg noch entschiedener wie auf den Ostküsten. Der Handel im Stillen Ocean war noch belebt und bot ihnen anfangs gute Prisen; als sie die Ortschaften der Küsten angriffen, fanden sie noch geringeren Widerstand als zuvor; die peruanischen Creolen waren bis zu dem Grade entartet, daß sie die europäische Kriegführung nicht mehr kannten, wehrloser und feiger als die von ihren Ahnen unterworfenen Indier. Der Schrecken, welcher vor den Flibustieren herging, reizte sie allein zu ohnmächtiger Wuth; sie wagten kaum in der Uebermacht von 20 gegen Einen zu kämpfen, wobei sie dennoch unterlagen. Sie verstümmelten die aufgefundenen Leichen der Räuber, excommunizirten die von ihnen zerstörten Ortschaften, um sie nie wieder zu bewohnen u. s. w. Ohne Widerstand wurden 14 Küstenplätze, worunter Guayaquil, preisgegeben, von den Räubern geplündert, und dann angezündet, im Fall die Einwohner oder die Regierung durch ein reiches Lösegeld die Zerstörung nicht verhinderte. Gefangene, von welchen keine Beute zu erwarten war, wurden ermordet; die Räuber waren bereits in dem metallreichen Lande bis zu dem Grade gleichgültig gegen geringeren Gewinn, daß sie das Silber verschmäheten, und nur Gold, Perlen und Edelsteine als Lösegeld annahmen. Allein ihre Erfolge waren nicht dauernd; sie besaßen im Stillen Ocean keine festen Punkte, wo sie ihre Beute in Sicherheit bringen und Lebensmittel einnehmen konnten; ihre Schwärme empfanden bald den heftigsten Mangel und waren genöthigt, anstatt der Schätze sich schwer zu gewinnende und ungenügende Lebensmittel zu erbeuten. Vier Jahre lang streiften sie im Stillen Ocean. Der größere Theil ging durch Mangel und Klima und durch die Gefahren einer unbekannten See zu Grunde. Eine heimkehrende Flotte scheiterte an der Magellan-Straße; nur wenige Fahrzeuge kamen nach Jamaika und St. Domingo.

Seitdem verschwand die Kraft der Flibustiere; in Jamaika, St. Christoph, Hayti u. s. w. hatten sich geordnete Regierungen gebildet; die früheren Seeräuber und Bucaniere gewöhnten sich wieder an das gesellschaftliche Leben, genossen in Ruhe ihre gewonnenen Schätze, oder wandten sich zur Ausbeutung des Bodens. Nur noch zweimal gingen größere Unternehmungen von Hayti aus; die erstere nach Campeche, die zweite nach Cartagena. Ludwig XIV. traf aber ernstliche und erfolgreiche Maßregeln, jene durch die Abenteurer seiner Nation besetzten Punkte Westindiens zu bleibenden Kolonien umzuschaffen, und die Seeräuber entweder zu festen Wohnsitzen in denselben zu bewegen, oder sie für den Dienst seiner Flotte zu gewinnen. Dasselbe galt für England, um so mehr, da in Jamaika die Kolonisation gleich anfangs nach der Eroberung begonnen war. Auf französischen und englischen Kolonien waren die Enkel der Flibustiere überall friedliche Bürger, an denen man die rauhen Sitten und die Wildheit ihrer Großväter nicht mehr erkannte. Theils auch verloren sich die Flibustiere auf den Flotten Frankreichs und Englands. Keiner der beiden Staaten verschmähete die Verwendung der geschickten und kühnen Seefahrer, welche mit den westindischen Meeren vertraut, an das

Digitized by Google

Klima gewöhnt und in Gefahren jeder Art gekräftigt waren. Im Beginn des vergangenen Jahrhunderts machte man noch manchen englischen Seeoffizieren zum Vorwurf, daß sie ihre Laufbahn als Flibustiere begonnen, und an den Gräueln derselben Theil genommen hätten. Die französische Regierung ging hierin noch weiter. Ludwig XIV. ließ 1687 einen Angriff auf Cartagena mit seiner Flotte ausführen, welche unter dem Admiral Pointis in St. Domingo einige tausend Flibustiere aufnahm, und durch die Hilfe dieser Abenteurer die Unternehmung glücklich ausführte. Allein dies geschah bereits unter regelmäßiger Führung, und eine geordnete Disciplin entfernte bald unter jenen Abenteurern die Selbstständigkeit, welche die hauptsächlichste Bedingung ihres Treibens und ihrer Unternehmungen gewesen war. Dr. Kottenkamp.

Die Weinreben.

(Tafel 8.)

Die Weinreben sind Schlinggewächse. Sie gehören nach Oken in die zweite Ordnung der fünfzehnten Klasse, welche die Beerenpflanzen umfaßt; sie bilden daselbst ein eigenes Geschlecht, das letzte ihrer Zunft, welche die dritte ihrer Ordnung oder die sechste ihrer Klasse ist. Ausgezeichnet ist dieses Geschlecht durch einen kleinen, fünfzähnigen Kelch und eine fünfblätterige Krone, welche an der Spitze verwachsen ist, sich aber nach der Blüthezeit unten ablöst. Die fünf Staubfäden mit aufliegenden Beuteln sind am Kelchrande eingefügt; der Griffel ist sehr kurz mit kopfiger Narbe, der Fruchtknoten eirund. Die Beere, anfänglich in fünf Fächer getheilt, wird zur Zeit der Reife saftig und einfächerig; sie enthält 2—5 harte, birnförmige Samen.

Unsere Weinrebe ist ursprünglich im wärmeren Asien zu Hause, von wo aus sie durch Verpflanzung über das südliche und gemäßigte Europa, so wie über das nördliche Afrika und Amerika verbreitet wurde, wo jetzt eine große Menge Wein gebaut wird. Unser Weinbau in Deutschland ist ein Beweis von dem Zwang, den der Mensch der Natur angethan hat. Durch die Verschiedenheit des Klimas, der Lage und Beschaffenheit des Bodens sind so viele Spielarten entstanden, daß man deren jetzt 1400 zählt. In der richtigen Auswahl dieser Sorten, unter Berücksichtigung der Gegend und des Bodens, Menge und Güte des Weins, und der dadurch bedingten, verschiedenen Behandlungsweise besteht die Kunst des Weingärtners oder Rebmanns, wie er an andern Orten genannt wird. In der heißen Zone gedeiht der Wein nicht.

In den südlichen Gegenden Europa's wird der Weinstock in der Ebene gepflanzt, indem man ihn an Pfählen oder Bäumen in die Höhe ranken läßt; auch in Deutschland, z. B. am Oberrhein, gibt es völlig flach gelegene Weingärten; allgemeiner wird er jedoch auf sonnigen Hügeln gepflanzt. Unser Weinbau erfordert viel mehr Mühe und eine ganz andere Behandlung, als z. B. in Frankreich und Spanien. Der Weinstock erreicht dort auch eine bedeutendere Höhe und Stärke, während erstere durch das alljährige Zurückschneiden der Zweige niedergehalten wird. Er fordert einen kräftigen, zwar etwas lockeren, doch nicht leichten oder feuchten Boden, liebt daher besonders steiniges Erdreich, welchem die nährenden Theile nicht fehlen, die aber auch durch Düngungsmittel ersetzt oder verbessert werden. Der Weinbauer muß nicht blos bei Anpflanzung seiner Weinsorten die klimatische und die örtliche Lage, so wie die Beschaffenheit des Bodens, in Anschlag nehmen, sondern er muß auch bei der Wahl der Sorten so zu Werke gehen, daß sie hinsichtlich ihrer Zeitigung und Vermischung zusammen taugen. Ohne Beziehung hierauf wollen wir einige der besten Traubensorten namhaft machen, welche in unserem Vaterlande angepflanzt werden:

Der schwarze Muskateller oder schwarze Weihrauch mit mäßig großen, rothgestielten Blättern und gedrängten, gewürzig schmeckenden, schwarzen oder schwarzblauen Trauben.

Der rothe Muskateller oder Traminer mit großen, unten wolligen Blättern und großen Beeren in einer etwas lockeren Traube.

Der blaue Muskateller mit großen, schwarzblauen Trauben. Diese beiden passen vorzüglich für Spaliere, womit Häuser oder Mauern überkleidet werden.

Ferner: der weiße Muskateller, der rothe, weiße und schwarze Gutedel.

Der schwarze Burgunder mit großen, dreilappigen Blättern und länglichen, gedrängten Trauben wird besonders bei uns häufig gepflanzt.

Der Kläoner, ebenfalls eine große, schwarze Traube, mit dreilappigen, etwas filzigen Blättern.

Der Sploaner, schwarz und weiß. Der Elbling, roth und weiß; der Rißling, weiß. Von letzterer Sorte kommt der meiste Rheinwein, welcher unter den deutschen Weinen den ersten Rang einnimmt. Ausgezeichnet sind besonders der Niersteiner und der Hochheimer; im zweiten Range stehen die Moselweine. Auch an den Gestaden des Neckars wird der Weinbau sehr gepflegt, und es werden daselbst viele gute, jedoch schwerere, härtere Weine gewonnen. Unter den französischen Weinen ist der berühmteste der Champagner; in Italien der Lacrymä-Christi-Wein, welcher am Fuße des Vesuvs wächst. Durch Süßigkeit und Feuer zeichnen sich besonders die spanischen Weine aus. Berühmt und bekannt sind der Malaga und Madera. Vorzüglicher Wein wird am Kap gepflanzt; eine Sorte, Konstantia-Wein genannt, gilt für den besten, wird aber wenig mehr in Europa gesucht.

Der Gebrauch des Weins als Getränk verliert sich in die ältesten Zeiten, und wir wissen nicht, wem diese Erfindung zuzuschreiben ist. Bei den Griechen gab es einen besondern Gott des Weins, den Bacchus, welchem der Weinstock geheiligt war und besondere Feste gegeben wurden. Die Dichter aller Zeiten haben die edle Kraft des Weines gepriesen, und wohl nicht mit Unrecht. Mäßig genossen, ist er eine wahre Wohlthat

Digitized by Google

für den Menschen, für Kranke und Gesunde. Er stärkt, belebt, erheitert, stimmt zur Fröhlichkeit, läßt Gram und Sorgen vergessen, muntert zum Gesang auf und verbindet freundlich die Gemüther. Passend und wahr ist daher der Spruch:

Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!

Den Mohamedanern verbietet ihr Gesetz den Genuß des Weins.

Jeder kennt aber auch die Folgen des übermäßigen Genusses dieses edeln Getränkes, seine berauschende Eigenschaft, die den Menschen, der ihr nicht zu widerstehen vermag, zum vernunftlosen Geschöpfe macht, einen frühen Tod verursacht und das Glück mancher Familie stört.

Die schädlichen Folgen des Weins äußern sich aber wohl noch auf andere, weniger augenfällige Weise. Die edelsten, wie die geringsten Weinsorten sind nämlich vielfachen Verfälschungen unterworfen: jene, um andere, wohlfeilere Weine zu einer andern, theurern Sorte zu stempeln; diese, um mehr Stärke und Wohlgeschmack zu erzielen. Alle fremden Weine werden nachgemacht, und nicht immer durch Hülfe unschädlicher Mittel; ein großer Theil der einheimischen Weine aber wird durch Zusätze verdorben. Gewiß verdankt diesem Umstande Mancher die unbekannte Ursache einer Krankheit. Jeden Weinverfälscher und jeden Verfälscher von Lebensmitteln überhaupt sollte man am Leben strafen, weil er Andern auch am Leben schadet. Ist doch schon der reine Wein an sich nicht für Jeden passend, und zwar nicht blos dem Geschmacke des Einzelnen nach, sondern durch die verschiedene Wirkung, welche ein und derselbe Wein auf die Leibesbeschaffenheit verschiedener Menschen äußert, um wie viel mehr müssen versetzte Weine schaden, deren Wirkungen man nicht zu ermessen vermag?

Die Früchte der Weinrebe werden aber nicht blos gegessen und als Wein getrunken, sondern es wird noch mancher andere Nutzen von größerer oder geringerer Bedeutung daraus gezogen. Die dürren Blätter dienen als Viehfutter, die abgeschnittenen Schosse als Brennmaterial; auch gewinnt man aus letzteren eine gute blauschwarze Farbe, aus welcher man Druckerschwärze und eine ziemlich feine Malerfarbe bereitet. Aus den Kernen der Trauben wird ein Oel gepreßt, welches in den Apotheken angewendet wird.

Im süßen Zustande heißt der Traubensaft Most. Er wird gewonnen, indem man die Trauben durch Stampfen oder Raspeln zu Brei zerdrückt. Hernach wird er in große Bütten zur Kelter gebracht und gepreßt, wo dann die Kämme, Häute u. dergl. zurückbleiben. Der erste Ablauf heißt Vorlaß, der andere Druck. Durch nochmaliges Pressen und Zugießen von Wasser erhält man den schwachen Wein, Leiren genannt. Die Ueberbleibsel heißen Trester oder Träber. Aus ihnen brennt man Branntwein und erhält hiebei das sogenannte Brennwasser, welches man zur Fütterung des Viehs, besonders der Schweine, benützt. Erst nachdem sich Kohlensäure entwickelt, was man die Gährung nennt, erhält der Wein seinen eigenthümlichen Geschmack und geistige Eigenschaft. Durch eine zweite Gährung, durch Stehenlassen an der Luft wird er zu Essig, und durch Destillation gewinnt man daraus den Weingeist. Im Fasse setzt der Wein Weinstein an und Hefe ab. Von dieser wird der Wein, wenn er völlig klar geworden, abgezogen, was man auch durch künstliche Mittel, z. B. Hausenblase, bewerkstelligen kann. Aus dem Weinstein erhält man den in den Apotheken vorhandenen präparirten Weinstein und die Weinsteinsäure, welche als Blutreinigungsmittel gebraucht wird. Die Hefe wird nicht blos zu verschiedenem Backwerk benützt, sondern man gewinnt aus ihr auch den Franzbranntwein oder Cognac.

Ehe man aber aus dem Weinstock diesen vielfältigen Nutzen ziehen kann, sind in unsern Gegenden mannigfaltige Vorarbeiten und Kosten nöthig.

Die Fortpflanzung des Weinstocks geschieht durch Stecklinge. Ehe nun damit eine neue Anlage bestockt wird, muß der Boden erst gebessert und umgearbeitet werden. Dann werden die Stecklinge im Winkel mit Zwischenräumen eingesetzt, auf Hügeln jetzt gewöhnlich terrassenförmig. Es vergehen aber mehrere Jahre, bis die Stöcke tragbar werden und man sie an Pfähle befestigen kann. Bei den ältern Weinbergen ist vornweg eine alljährige Nachbesserung des Bodens und Pfahlwerkes nöthig. Ebenso muß das Umarbeiten des Bodens, was man Reuten nennt, abwechselnd alle Jahre mit einem Theile des Weinbergs vorgenommen werden, um die bessere, nahrhaftere Erde den Wurzeln zuzuführen und den Boden locker zu machen. Das Reuten ist daher die erste Arbeit des Weingärtners im Jahre, sobald die Erde vom Froste befreit ist; es wird gewöhnlich im Januar und Februar verrichtet.

Ein Hauptübelstand bei unserem Weinbau sind die Winterfröste, besonders dann, wenn die Lage des Weinbergs nicht gegen kalte Winde geschützt ist. Höhere Lagen erfrieren zuletzt, nach einer alten Erfahrung, die uns gezeigt hat, daß es im Winter im Thale kälter ist als auf den Bergen. In kalten Lagen beugt man daher die Reben nieder und bedeckt sie mit Erde, Stroh, oder sonstigen schützenden Materialien. Die jungen Stöcke umhäufelt man mit Erde und bedeckt sie mit Mist. Man nennt dies Verfahren das Beziehen. Das Aufziehen geschieht im März bei trockenem Wetter und ist mithin das zweite Geschäft. Das dritte ist das Beschneiden, eine Arbeit, welche viel Geschicklichkeit und eine genaue Kenntniß der Weinsorten fordert, weil hienach, so wie nach der Beschaffenheit des Bodens, ein verschiedener Schnitt erfordert wird und durch Unkenntniß hierin ganze Weinberge zu Grunde gerichtet werden.

Nun folgt: das Rebenlesen,
„ Biegen (Bogenmachen), } im
„ Hacken, } April;
„ Pfählen, }
„ Anbinden, im April oder Mai;
„ Rauhfelgen, } im Mai u. Juni,
„ Düngen, } vor der Blüthe;

das Zwicken oder Verbrechen, } im Juni, vor der Blüthe;
» Heften, }
» zweite Felgen, } im Juli, nach der Blüthe.
» zweite Heften, }

Manche dieser Arbeiten erklären sich von selbst. Das Rauhfelgen wird bei trockenem Boden vorgenommen und soll dazu dienen, das Unkraut zu vertilgen, die Erdschollen zu verkleinern und die Erde um die Stöcke anzuhäufen. Das Zwicken besteht im Abbrechen der überflüssigen Schosse.

Zum Dünger für Weinberge paßt der Rinderdünger, so wie der Kompost- und Rasendünger, am besten.

Das Felgen und Heften muß so lange fortgesetzt werden, als es nöthig ist, das Letztere namentlich bei jungen Weinbergen.

Werden alle diese Arbeiten pünktlich ausgeführt, und hält sich die Witterung gut, so hat der Weingärtner einen reichen Segen zu erwarten, wenn er anders nicht an alten Vorurtheilen hängt, sondern die Rathschläge Derjenigen befolgt, welche sich mit der Verbesserung des Weinbaus zur Erzielung besserer Weine besonders befassen. Es handelt sich hiebei vorzüglich um eine passende, mehrerwähnte Auswahl der zu pflanzenden Sorten, und es ist vortheilhafter, den höchsten Gewinn in der Güte und dem daraus hervorgehenden höhern Verkaufspreise des Weines zu suchen, als in seiner Menge. Man muß nicht zu viele Sorten pflanzen, sondern solche, welche nach Boden und Reifungszeit zusammenpassen. Wer daher viele verschiedene Sorten bauen will, thut am besten, jede besonders zu pflanzen, um sie besonders ablesen zu können. Die sogenannten welschen schwarzen Trauben werden bei uns selten vollkommen zeitig, und es ist ihnen daher für die Gewinnung eines rothen Weins der Kläoner weit vorzuziehen, weil dieser früher reift. Diese Sorte mit Ruländern paßt von rothen Weinen am besten für die mittleren und besten Lagen; von weißen sind es für mittlere Lagen besonders Traminer und Ruländer, für die besten Rißling und Traminer. Für die weniger günstigen Lagen behalte man den Sylvaner, Gutedel und Elbling bei.

Auch von der Behandlung des Weins vor der Kelterung hängt noch sehr viel für einen günstigen Erfolg ab. Der durch Raspeln abgebeerte Wein ist besser als der getretene, weil in letzterem Falle die Kämme dem Weine einen unreinen Geschmack beibringen und noch überdies viel Saft einsaugen. Schon beim Ablesen muß darauf gesehen werden, daß der Wein vor der Vermischung mit Wasser bewahrt bleibe, weshalb dieses, wo möglich, bei trockenem Wetter vorgenommen wird. Noch mehr aber muß diese Vorsicht angewendet werden, wenn der Wein in den Bütten vor der Kelter steht und Regenwetter eintritt. Besonders ist dies beim rothen Weine zu beobachten, welcher seine Farbe erst durch das Gähren von dem unter den Häuten sitzenden Farbestoff erhält, und diese um so schöner wird, je vollkommener er auf den Häuten abgähren kann, und deshalb länger stehen bleiben muß als der weiße, welcher sogleich gekeltert werden kann.

Was die Naturgeschichte unseres Weinstockes anbetrifft, so braucht eine besondere Beschreibung nicht gegeben zu werden, was hier auch der vielen Spielarten wegen unmöglich wäre. Der praktische Weinbauer kennt seine Sorten nicht blos an der Frucht, sondern auch am Laube und am Holz. Unsere gemeine, edle oder kultivirte Weinrebe wird **Vitis vinifera** genannt; sie blüht im Juni oder Juli, auch wohl das zweite Mal im Oktober, und zeitigt bei uns bekanntlich in letzterem Monate, auch nach Verhältniß der Witterung früher. In Treibhäusern lassen sich die Trauben schon im Juli und August erzielen.

Der wilde Weinstock (**Vitis lambrusca**) wächst in Wäldern am Oberrhein. Er soll aus Virginien stammen, hat drellappige, unten filzige Blätter und lockere Trauben mit weißen oder schwarzrothen Beeren, welche im Spätjahre reifen.

Die auf unserer Tafel abgebildete, sehr schöne Spielart ist die blaue Rosinentraube (**Vitis corinthiaca violacea**). Sie liefert die als eine feine Zugabe für Speisen und Backwerk bekannten kleinen Rosinen oder Korinthen, **Passulae minores** genannt, zum Unterschied von den großen Rosinen (Zibeben), welche **Passulae majores** heißen und ebenfalls einer Traubensorte angehören. Letztere kommen besonders aus Syrien und Spanien, die Rosinen von den jonischen Inseln.

Die Rosinentraube hat ein gelbbraunes, tief gestreiftes Holz und große, fünflappige, am Rande mit großen, spitzigen Zähnen besetzte Blätter von einem angenehmen Grün auf der Oberseite. Die Rippen sind mit feinen Haaren besetzt, und auch die weißgrüne Unterseite ist sehr filzig. Sie hat weniger Ranken oder Gabelfäden als andere Traubensorten. Die Traube ist lang und geschlossen, die Beeren sind klein und vollkommen rund, jede mit einem dunkeln Punkt und einem leichten, weißlichen Staub besetzt. Zur Zeit der Reife wird die Farbe gelblich und glänzend, und geht dann in Röthlichviolet über. In den besseren Jahren bleibt ein Theil der Beeren grün und diese sind sehr gut zu essen.

Das Wachsthum dieser Traubensorten dauert lange und geht sehr langsam von statten. Ist der Herbst nicht günstig, so werden die Trauben kaum reif, und sie vegetiren noch fort, wenn andere Sorten bereits damit aufgehört haben.

Außer den zahlreichen Spielarten des Weinstocks gibt es aber noch mehrere, meist selbstständige Gattungen, welche zu diesem Geschlechte gehören, aber wenig oder gar nicht kultivirt werden. Die hauptsächlichsten hievon sind:

Die Petersilienrebe (**Vitis laciniosa**) findet man hin und wieder in unsern Weinbergen. Sie ist besonders kenntlich an den fünflappigen, sehr tief eingeschnittenen Blättern. Die Trauben sind grünlich und locker.

Der kleinblätterige oder baumartige Weinstock (**Vitis arborea**) in Virginien und Karolina, mit rothen, dolbi-

Digitized by Google

gen Blüthen. Dauert unſern Winter im Freien aus. Ebenſo

Der virginiſche Fuchsweinſtock (Vitis vulpina). Blätter gezähnt und herzförmig.

Der verſchiedenblätterige und der indiſche Weinſtock (Vitis heterophylla et indica), beide in Japan zu Hauſe. Bei erſterem ſind die Blätter drei- und fünflappig und gezähnt, bei letzterem herzförmig, gezähnt und unten filzig.

Der ſiebenblätterige Weinſtock (Vitis heptaphylla), in Oſtindien zu Hauſe.

Die Jungfernrebe (Vitis hederacea), welche bei uns häufig zur Verkleidung von Mauern und Lauben angewendet wird.

Der knieſtielige Weinſtock (Vitis flexuosa), in Japan zu Hauſe.

Der Weinſtock mit handförmigen Blättern (Vitis palmata). Vaterland: Virginien.

Der virginiſche Weinſtock (Vitis virginica).

Der dreilappige Weinſtock (Vitis triloba), aus Oſtindien.

Der dreizählige, der lindenblätterige und der filzige Weinſtock (Vitis ternata, tiliaefolia et tomentosa), ſämmtlich aus Oſtindien.

Der rundblätterige und der Fluß-Weinſtock (Vitis rotundifolia et riparia), beide in Nordamerika zu Hauſe, erſterer an Flußufern in Florida und Virginien, letzterer am Ohio und Miſſiſſippi.

Der herzblätterige Weinſtock (Vitis cordifolia), in Kanada und Florida in Wäldern und an Flüſſen.

Der karoliniſche Weinſtock (Vitis aestivalis), in Virginien und Karolina.

Der orientaliſche (Vitis orientalis) im Orient; endlich

Der glatte und der Heyne'ſche Weinſtock (Vitis glabra et heynoana), beide in Oſtindien; und etliche andere.

Wir haben jetzt noch der ſtörenden Einflüſſe zu gedenken, denen unſer Weinſtock von Seiten lebender Geſchöpfe, nämlich der Thiere, ausgeſetzt iſt. Von den oberen Thieren ſtellen einige beeren- und körnerfreſſende Vögel, ſo wie etliche Raubthiere, den reifen Weintrauben begierig nach. Dahin gehören die Droſſeln und Staare. In einigen Gegenden, z. B. am Bodenſee, ſind daher beſondere Leute aufgeſtellt, denen, neben der allgemeinen Hut, beſonders die Abwehr und Vertilgung der Staare empfohlen und die deshalb mit Flinten verſehen ſind. Sie heißen Staarenwächter. Ferner die Feld- und Haushühner, Füchſe, Marder und Iltiſſe.

Es gibt eine eigene Schildlaus des Weinſtocks (Coccus vitis), welche aber, ſo wie die Raupen einiger Schmetterlinge, wenig oder keinen Schaden verurſachen. Schädlicher wird dagegen manchmal ein kleiner Rüſſelkäfer (Curculio betuleti), Rebenſtecher genannt, und eine Motte, welche ausſchließlich dem Weinſtock angehört, die Traubenmotte (Tinea uvella) oder der Traubenwickler (Tortrix uvaeana).

Dieſes iſt ein kleiner Schmetterling, welcher mit ausgeſpannten Flügeln einen halben Zoll mißt. Die Farbe iſt am Vorderleib, den Vorderflügeln auf der obern, den Hinterflügeln auf der untern Seite, ſo wie an ſämmtlichen Flügelrändern, gelblich weiß; über die Mitte der Vorderflügel zieht ſich der Quere nach ein breites, dunkelbraunes Band. Alle übrigen Theile ſind braungrau. Fühler: fadenförmig. Dieſes Thierchen erſcheint jährlich zwei Mal, nämlich im Mai und wieder im Juli. Die im Mai aus der Puppe hervorgehenden Schmetterlinge legen ihre überaus kleinen, weißen Eier an die Zweige der Blüthenknoſpen. Schon nach wenigen Tagen entwickeln ſich dieſe Eier und es kommen daraus die ſchmutzig gelbrothen oder röthlich dunkelbraunen Räupchen, welche ſich in die Knoſpen ſelbſt einfreſſen und dieſes bis in den Juni fortſetzen, zu welcher Zeit ſie ihre völlige Ausbildung erreichen und dann 3 — 4 Linien lang ſind. Am Ende dieſes oder zu Anfang des folgenden Monats verwandeln ſie ſich in eine glänzend gelbbraune Puppe von 2 Linien Länge. Dieſes geſchieht unter einem weißlichen Geſpinnſte, entweder unter den Blättern oder in den Blüthen ſelbſt. In der Mitte des Juli erſcheint der Schmetterling, welcher alsbald wieder Eier legt, aus welchen nun nach eben ſo kurzer Zeit die Raupen kommen, welche ſich aber diesmal an die Früchte ſelbſt wenden. Sie freſſen nämlich die unreifen Beeren an und ziehen von einer in die andere. Dadurch entſteht die ſogenannte Grünfäule der Trauben. Da die Raupen der zweiten Brut im Puppenſtande den Winter verleben, ſo ſuchen ſich dieſe am Holze zwiſchen der Rinde ein ſicheres Puppenlager. Der Schaden der zweiten Brut iſt viel beträchtlicher oder ſcheint es wenigſtens, weil er mehr in die Augen fällt. Man muß zur Vertilgung dieſes Inſekts nicht nur fleißig nach angegriffenen Knoſpen ſehen, ſondern auch die bewohnten Beeren ſorgfältig ableſen und, wenn das Laub gefallen iſt, nach den Puppen ſuchen. Das Wegfangen des Schmetterlings leiſtet nur unſichere Dienſte, weil derſelbe ſeine Eier bereits abgeſetzt haben kann.

Der Rebenſtecher oder Weinlaubrüſſelkäfer Curculio (Rhynchites, Attelabus) betuleti erſcheint nur einmal im Jahre, vom Ende des Frühjahrs an den ganzen Sommer hindurch und theilweiſe noch im Herbſt. Er iſt 2½ Linien lang, von Farbe ſtahlblau oder glänzend grün, und hat einen ſchwach gekrümmten Rüſſel, der etwas länger iſt als der Kopf. Er lebt nicht blos auf der Weinrebe, ſondern auch auf Bäumen, z. B. auf Birken, Haſeln, Linden, Aſpen und Erlen, wo er durch Anſtechen der Blätter die jungen Triebe zuſammenrollt. Am Weinſtock erſcheint dieſer Käfer ſchon, wenn derſelbe ausſchlägt; er nährt ſich von den zarteſten Blättern, wodurch er dem Triebe ſehr ſchadet. Zur Legzeit aber, im Juni, richtet er den größten Schaden an; er macht ſich ſtets an die größten Blätter und ſticht ihre Stiele an, wodurch ſodann der Saftlauf unterdrückt und ſie welk werden. Nachher thut er daſſelbe an den Blattrippen, und legt in die äußerſten Lappen je 2 — 3 Eier in eine angeſtochene Stelle, wodurch ſich dieſe zuſammenrollen, ſtets nach unten und in entgegengeſetzter Richtung. Auch der vordere Lappen des Blattes wird

Digitized by Google

umgeschlagen und dient dazu, die Rollen zu bedecken. Hiezu hat er keine volle Woche nöthig. Nach 8—10 Tagen entwickeln sich die Larven und nähren sich von dem verdorrenden Blatte, welches nicht vom Stock abfällt. 5—7 Wochen hat die Larve nöthig, bis sie ihr völliges Wachsthum erreicht hat, läßt sich dann herabfallen und geht zur Verpuppung in die Erde. Je nach der Zeit der Verpuppung und der Witterung überwintert die Puppe oder entwickelt sich noch im nämlichen Jahre. Der Käfer soll namentlich in solchen Weinbergen sich zeigen, die einen trockenen Boden haben, weil sich dieser leichter zur Verpuppung eignet und er vorzüglich magere oder kränkliche Stöcke angeht. Er sticht jedoch nicht blos die Blätter, sondern ganze Schosse an, daß sie umfallen und verderben. Er findet sich auch auf Obstbäumen, besonders Aepfeln und Birnen, hin und wieder auch auf Saalweiden und Pappeln. Die sicherste Vertilgungsmethode ist: die Rollen abzubrechen und zu verbrennen.

Berge.

Bauernregel.

Die Bauernregeln stützen sich oft auf Beobachtungen, welche aus langjährigen Erfahrungen hervorgingen, und sehr oft wahr sind, ohne daß man auf den ersten Blick sie sich erklären könnte. Es ist aber Aufgabe der Naturforschung, solche Sätze, wenn sie auch für den ersten Anlauf widersinnig erscheinen, zu prüfen, und das Wahre herauszufinden, das ihnen zu Grunde liegt; im Gegentheil aber deren Falschheit nachzuweisen. Wir beschäftigen uns hier mit der Bauernregel:

Geht der Schnee im Frühjahr mit warmem Regen, so sind im Sommer keine schweren Gewitter zu fürchten, schmilzt er dagegen durch die Sonnenstrahlen, ohne Beihülfe des Regens, so gibt es im Sommer viele und schwere Gewitter. Theils nach den Aussagen älterer vielerfahrener Beobachter, theils nach meinen eigenen Erfahrungen finde ich diesen Satz richtig; er bestätigt sich meistens, und es kommt hiebei auf den Charakter des März und Aprils, die den letzten Schnee von den Bergen wegnehmen sollen, viel an.

Untersuchen wir jetzt die Frage, welcher physikalische Grund bei dieser Erscheinung obwaltet, so ergeben sich folgende wesentliche Unterschiede: Schmilzt der Schnee durch Regen, so wird er gleichmäßig an allen Stellen der Berge geschmolzen, gleichgut an den südöstlichen wie an den nordwestlichen Abhängen, und es erfolgt bei den hierauf kommenden wärmeren Sommermonaten kein so auffallender Unterschied zwischen der Temperatur der kälter gelegenen Thäler und der sommerlicher liegenden. Wird dagegen der Schnee nur durch die Sonne zum Weichen gebracht, so ist dieser Unterschied zwischen den Temperaturen der einen Seite der Berge und der andern, der südöstlichen Thäler gegen die nordwestlichen lange Zeit sehr bemerkbar, und wird um so langwieriger und auffallender, je weniger der Regen im Geschäfte der Schneeschmelzung der Sonne beisteht, weil sich die kalte Luft immer hinabsenkt, und in den minder begünstigten Thälern stehen bleibt.

Es ist nun aber Thatsache, daß eine abwechselnde Reihe von erwärmten und kalten Körpern eben so gut eine elektrische Batterie darstellt, als die Kupfer- und Zinkplatten bei der galvanischen Säule. Man kann dieß leicht sich dadurch versinnlichen, daß man cylindrische Gläser oder Tassen reihenweise dicht aneinander stellt und immer in die der Zahl nach ungleichen kochendes Wasser gießt, alsdann von der ersten heißen und der letzten kalten Tasse Leitungsdrähte abgehen läßt, worauf man an diesen deutliche Spuren von Elektricität wahrnehmen wird.

Ganz etwas Aehnliches geschieht mit einer Gebirgskette und deren Thälern, sobald der Schnee blos durch die Sonnenstrahlen geschmolzen wird; die eine Hälfte der Berge und die eine Hälfte der Thäler wird von Schnee entblößt und erwärmt, während die andere abwechselungsweise zwischen jenen liegende kalt bleibt, und so wird eine große galvanische Kette gebildet, welche den Grund zu elektrischen Spannungen in der über den Bergen gelegenen Luftregion legt — Spannungen, die durch Gewitterentladungen aufgehoben, aber sehr oft durch die auf solche Entladungen folgende plötzliche stellenweise Erniedrigung der Temperatur wieder von Neuem hervorgerufen werden.

Hierdurch läßt sich die oben ausgesprochene Bauernregel erklären.

Duttenhofer.

Die Götterlehre der Griechen und Römer *).

Die älteste Zeit der antiken Fabellehre war die vor dem Sturze der Titanen, wo die alten, von ihm niedergeschmetterten Göttergeschlechter roh im Chaos walteten. Da lebten auch noch die uralten Meergötter Okeanos und Thetys und ihre Abkömmlinge, die Okeaniden. Okeanos war der älteste Titan, der aus dem Pontos, dem innern Meere, bei dessen Entstehen schon geboren ward. Er war die Versinnlichung des Wassergürtels, der die Erde umgab. Nachdem nun Jupiter die Titanen besiegt hatte, und der neue Götterstaat gebildet worden war, wurden Neptun und Amphitrite die Beherrscher des Meeres, so wie aller Seen und Flüsse, und zogen ein in die grünen Krystallhallen des wogenden Elements. Welch' ein Reich für die jungen, kräftigen Herrscher! Das Meer, unendlich, stets bewegt, das sichtbare Bild der Ewigkeit, ohne Anfang und ohne Ende! Groß und erhaben schilderten aber auch die alten Dichter die Persönlichkeit des Gottes;

*) Wenn auch jede Lieferung des Buches, so wie jeder einzelne Artikel, dem ursprünglichen Plane nach ein geschlossenes Ganzes bildet, so stehen doch sämmtliche Aufsätze über Mythologie auf die Weise im Zusammenhange, daß der Leser mit dem Schlusse derselben eine vollständige Darstellung der Mythologie der Griechen und Römer besitzt. Wir verweisen darum hier auf Seite 188, 201, 234, 378 des Jahrgangs 1842.

Die Red.

Digitized by Google

wenn er vom zackigen Felsgebirge zum Ufer herabsteigt, so beben die Höhen und die Wälder ringsum unter den unsterblichen Füßen des wandelnden Neptun. Wenn er über das Meer fährt, so springen die Ungeheuer des Abgrunds aus den Klüften hervor, erkennen ihren Herrscher und hüpfen vor ihm her, und seine Wasserrosse, vor denen sich die Woge theilt, eilen wie geflügelt dahin mit dem Wagen, daß die eherne Achse unten kaum genetzt wird. Nie erscheint Neptun auf den Gewässern, ohne daß sein bedeutendes Gefolge aus Robben und Delphinen, und die Meergottheiten niederen Ranges, die Tritonen und Nereiden, auf großen Muscheln trompetend, ihn umgeben.

Doch wußte der feinsondernde Sinn der Alten auch hier die ruhige, höchste Würde strahlende Größe Jupiters von der Majestät und Prächtigkeit Neptuns zu unterscheiden. Der Charakter des Letztern ist dem Elemente gleich, welches in ihm personificirt und vergöttert erscheint. In Neptun vereinigen sich Trotz und Wildheit, rascher Zorn und fruchtloses Anstreben, die eigene Kraft fruchtlos erschöpfendes Toben. Will der hohe Jupiter den Olymp erschüttern, so genügt ein Zucken seiner Wimper; Neptun schlägt ungestüm und zürnend Erde und Meer mit seinem Dreizack, um viel geringere Wirkung zu erzielen. Jupiter sitzt in ewiger Ruhe auf Ida, wägt mit gerechter Wage die Schicksale der Troer und Griechen, und leitet mit Unpartheilichkeit ihr Schlachtenglück; Neptun sieht voll Zorn und Unwillen dem Treffen zu, stürzt sich selber in's Getümmel und schreit dabei so wild und laut, wie zehntausend Krieger auf einmal schreien. Als Jupiter ihm durch die Iris den Befehl sendet, dem Streite zu entsagen, antwortet er zwar mit heftigem Trotze, doch plötzlich gibt er nach; gleich wie das Meer, wenn es stürmt, hochaufbraust, sich eben so schnell aber wieder besänftigt. Daher nannte man auch solche, die mit ihrer Tapferkeit Trotz und Wildheit verbanden, besonders wenn sie über Meer kamen oder am Meere wohnten — Söhne Neptuns, wie z. B. die Cyclopen u. A. Im Gegensatze waren diejenigen, die sich durch Jugend, Verstand und Macht vor Andern auszeichneten, in den Augen der Alten: Söhne des Zeus oder Jupiters. Da Neptun alles Starke, Schnelle erfreute, so ward ihm auch die Entstehung des edeln Rosses zugeschrieben. In einem Wettkampf mit Minerva, wer den Bewohnern von Attika das Nützlichste hervorbringen würde, stieß der Meeresgott den Dreizack in den Boden, und das schnaubende Roß sprang mit flatternder Mähne, mit stampfenden Hufen und muthigem Wiehern daraus hervor. Minerva senkte, wie immer kluger Besonnenheit voll, den Speer in die Erde, er schlug Wurzeln und stand als Oelbaum da. Auch das Flügelpferd der Dichter, Pegasus, war ein Werk Neptuns. Seine mildernde Kraft bringt die zu rasche Begeisterung des Dichters in den rechten Tact, und so wird auch erzählt, daß — als einst die Musen auf dem Helicon Gesang und Saitenspiel so mächtig ertönen ließen, daß die ganze Natur davon in Aufruhr gerieth, und die Berge selbst zu beben begannen, Neptun den Pegasus sandte, der mit seinem Hufschlag die entzückte Erde wieder in ihr ruhiges Geleise brachte. Dort aber, wo der Huf des Götterpferdes die Erde berührte, sprudelte die begeisternde Dichterquelle, Hippokrene, hervor.

Neptuns Tempel und Altäre standen auf Vorgebirgen, an den Küsten des Meeres und in den Hafenstädten. Bei ihrem Anblicke lächelte Freude und Hoffnung den Seefahrern. In den Tempeln wurden von denen die sogenannten Votiotafeln aufgehängt, die sich durch des Gottes unmittelbare Hilfe aus Sturmesnöthen gerettet glaubten. Die Feste und Spiele zu Ehren Neptuns wurden auf der Landenge von Korinth gehalten, wo ein ihm geheiligter Fichtenhain sich befand, von dessen Zweigen die Kränze gewunden wurden, die den Sieger schmückten. Bei den Römern, die anfänglich den Neptun nur als einen ländlichen Gott der Pferde verehrten, fanden später die Neptunalien am Ufer der Tiber statt, als Rom allmählig eine Seemacht zu bilden anfing, und wurden gleichfalls mit Opfern und Spielen gefeiert. Auf alten Bildwerken ist Neptuns Ansehen streng, das Haar fällt verworren herab, die Brust ist breit. — Amphitrite, die Tochter des Nereus, welche Neptun zur Königin der Meere erhob, wurde gewöhnlich halbbekleidet, auf einem von Delphinen gezogenen Muschelwagen stehend, abgebildet. Vor ihr schwimmt ein Amor, auf ihrem Haupte ein wehender Schleier.

Im Meere befanden sich, wie wir schon erwähnten, viele Gottheiten zweiten Ranges, die Neptuns Gefolge bildeten; unter diesen steht

Nereus oben an. Das Meer in seiner erhabenen Ruhe scheint das Bild dieses Gottes zu sein, der des innern Meeres und der Erde ältester Sohn war. Ihm wurden Mäßigung, ruhige Ueberlegung, Weisheit und Erfahrung beigelegt, und als Folge dieser edeln und wichtigen Eigenschaften war ihm auch die Kunde der Zukunft verliehen. Die Gabe der Weissagung ward übrigens allen Meeresgöttern zugeschrieben. Man kann annehmen, daß aus gewissen Erscheinungen auf dem Meere und an seinen Gestaden das Wetter voraus verkündet werden konnte, und daß dieses die Einbildungskraft auf den Gedanken leitete, oder daß die Klarheit und Durchsichtigkeit des Wassers die Ursache davon war. Nereus spielt oft bei Homer, und auch bei andern Dichtern des Alterthums, die Rolle eines Wahrsagers; stets ist er als freundlicher Greis geschildert. — Seine Gemahlin war die Okeanide Doris, und seine Töchter, fünfzig an der Zahl, hießen nach ihm Nereiden. Sie schweben gewöhnlich, auf Delphinen sitzend, auf den Meereswellen, tändeln mit Korallengeflechten und kränzen sich mit Schilf, oder sie sitzen in den Hallen ihres Vaters, der einen Palast auf dem Grunde des Meeres hat, und erfreuen sich inniger Eintracht und stillen Friedens. Die berühmteste der Nereiden ist Thetis, die Gattin des Peleus, die Achills Mutter war, und Galatea, die Holde, die einst an der Küste von Sicilien, als sie aus den Wellen auftauchte, von dem häßlichen Cyclopen Polyphem bemerkt und geraubt wurde,

Digitized by Google

endlich Amphitrite selbst, Neptuns Gemahlin und die Königin der Fluthen.

Ebenso wie Nereus, ist Proteus ein erfahrener Greis und ein Seher. Aber er weissagte nie aus eigenem Antriebe, sondern nur dann, wenn man ihn dazu zwang. Man mußte ihn im Schlafe überfallen, binden, festhalten, um die Kunde der Zukunft von ihm zu erfahren. Er ließ es dann jedoch an nichts fehlen, um seinen Peinigern zu entkommen, und verwandelte sich in verschiedene Gestalten. Bald ward er zum furchtbaren Löwen, oder er wälzte sich wie ein feuerspeiender Drache einher; auch als Flamme loderte er plötzlich auf, dann wieder floß er als Wasser dahin, wurzelte fest als Baum und so mehr. Nun war die Aufgabe, ihn muthig so lange mit starken Armen festzuhalten, oder erforderlichen Falls zu bändigen, bis er der Verwandlung müde, seine eigentliche Gestalt wieder annahm; und wem dieß gelang, dem verkündete er die Zukunft. Offenbar deutete die Idee, die dieser Gottheit zu Grunde lag, auf die gestaltenreiche Natur selbst, die immer anders und doch wieder dieselbe erscheint; die durch ihre Verwandlungen täuscht und nur mit fleißigem, kräftigem Beharren ergründet werden kann. Er ist das Symbol der Urkraft, die allem Werdenden Form gab.

Triton war ein Sohn Neptuns, immer der Begleiter seines Vaters und sein Herold, der, auf der Muschel blasend, die Herrschersignale des Meergottes in alle Welt hin verkündet. Die Kraft dieses Schalles war, nach den Dichtern des Alterthums, so groß, daß ein Stoß in die Muschel mitten auf dem Meere, an allen Gestaden, vom Aufgang bis zum Untergang, wiederhallte, und namentlich den Götterfeinden großen Schrecken einjagte. Triton fährt gewöhnlich mit bläulichen Rossen auf den Wassern, und so zeigt ihn uns auch Raphaels herrlichliebliches Bild: der Raub der Galatea. Manchmal wurde er jedoch auch als Ungeheuer vorgestellt, mit zweiendigem Schweife und sichelförmigen Flossen, halb Fisch, halb Mensch.

Dichter sowohl als bildende Künstler hatten an einem Triton nicht genug, und schufen sich eine Menge derselben, die, gleich den Nereiden, das Gefolge Neptuns, wenn er an der Seite der Gattin auf den Wogen erscheint, glänzender machte. So z. B. sieht man dieses Prachtgefolge, mit grünem Haupthaar und blauschuppten Leibern, auch in den Darstellungen, wo Jupiter die Europa durch das Meer entführt, und Neptun ihm selber die Straße bahnt. Welcher Jubel herrscht da in der Wasserwelt; überall schwimmende Nereiden und Tritonen, die sie ziehen, auf hellen Muscheln das Brautlied blasend!

Eine Ausartung war es, daß die bildende Kunst, statt die Tritonen auf ihre blauen Seerosse zu setzen, ihnen gleich die Pferdehufe an den Leib setzte, und sie so zu einer Art von Meercentauren umschuf.

Die Dichter schufen auch Menschen zu Meeresgöttern zweiter Gattung um, wie: den Fischer Glaukus, Forkus, Palämon, die Leukothea u. s. w. Mit ihrer Vergötterung gewannen sie aber in der äußern Form nichts, denn die schöne Menschengestalt lief nach unten in einen Fischschweif aus.

Wir können das Meer nicht verlassen, ohne noch eines Gottes zu erwähnen, der hier so recht seine Gewalt ausübte, des göttlichen Königs der Winde, Aeolus nämlich. Nach der ältesten Sage war er nur ein weiser, hilfreicher König, und erst durch der Juno Gunst soll er später zum Gott erhoben worden sein. Er herrschte in weiter Höhle über die kämpfenden, ungestümen Winde und brausenden Ungewitter, die er gefesselt in Kerkern hält. Hinter dem Verschlusse murren und brummen die bösen Gefangenen im Innern des Berges, während hoch droben auf der Felsenburg Aeolus thront, und mit geschwungenem Scepter ihrer Wuth Einhalt thut. Wäre seine weise, mäßigende Kraft nicht ihrer Zügellosigkeit entgegengesetzt, so stürmten sie die Erde fort, jagten das Meer hinan zu den Zinnen des Himmels, und brächten diesen selbst in Verwirrung. Jupiters Weisheit setzte den König ein, und thürmte Felsenmassen auf die Höhlen, wo die Winde eingesperrt sind.

Die Winde selbst dachte man sich als dämonische Wesen. Man nahm drei gute an: den leichtschauernden West, den stürmischwandelnden Nord und den wärmenden Süd — diese waren Kinder der Tagesgöttin Eos und des Sternengottes Astraos. Aber der Ostwind, der austrocknende, kalte, stechende, war auch den Alten schon so verhaßt wie uns, und dieser war keines so herrlichen Ursprungs. Ihn gebar Typhöus, ein fürchterlicher, trotziger Wirbelwind, der die Schiffenden ergriff und Fahrzeuge an die Klippen warf und unbarmherzig zerschellte.

Auch den göttlich verehrten Winden brachte man Opfer dar, und erst in neuerer Zeit wurden noch mehrere Altäre gefunden, deren Inschrift andeutete, daß sie den Winden geweiht waren.

A. Lewald.

Räthsel.

Zweite Abtheilung: Beschreibende Räthsel.

Räthsel.

Zwei Wörter, die der Liebe Band zerschneiden,
Verjagen Freuden und erregen Leiden;
Sie reimen, wenn man sie zusammen spricht,
Doch mit der Liebe reimen sie sich nicht.

Wohl können sie zur Lieb' ein Umweg werden,
Dann trägst du gern die Leiden und Beschwerden,
Zu denen jedes auf dem Weg dich führt,
Weil doch das Herz der Liebe Stärkung spürt.

Doch Ach- und Wehruf läßt sich immer hören,
Wenn sie der Hoffnung Saatfeld auch zerstören,
So weit es auf der armen Erde blüht,
Weil dann die Sorge sich umsonst abmüht.

J. G. Moser.

Auflösung: 18. 3. 8. 5. 9. 4. 5. 13. 20. 12. 4. 12. 5. 9. 4. 5. 12.

Digitized by Google

Rembrandt.

(Tafel 9.)

Paul Rembrandt van Ryn, der berühmteste Meister der niederländischen Malerschule, wurde am 15. Juni 1606 in der Mühle seines Vaters Hermann Gerritzen geboren; die Mühle heißt jetzt Rembrandtsmühle und liegt in der Nähe von Leyden.

Rembrandt erlernte seine Kunst zuerst bei dem Maler J. von Zwanenburg in Leyden, dann bei Peter Lastmann in Amsterdam, und zeichnete sich in Kurzem durch treffliche Gemälde und Kupfer-Radierungen vor allen Zeitgenossen so sehr aus, daß seine Leistungen bald gesucht und theuer bezahlt wurden. Seine Manier ist so eigenthümlich, daß alle seine Bilder und Radierungen, deren Zahl sich auf etwa 400 beläuft, auf den ersten Blick als Rembrandts zu erkennen sind; er fand viele Nachahmer, ist aber bis heute unerreicht geblieben.

Seine Schicksale scheinen nicht ungewöhnlich gewesen zu sein. Er heirathete ein Bauermädchen, welches er früher öfters gemalt hatte, und lebte mit ihr in Amsterdam. Einige Geschichtschreiber behaupten, daß er auch daselbst, und zwar im Jahr 1678, Andere, daß er schon im Jahr 1670 in Stockholm gestorben sei.

Rembrandt malte Portraits, Köpfe und Figuren, Scenen aus der heiligen Geschichte, Landschaften ꝛc., von denen die Portraits am meisten geschätzt sind. Es gibt wenige Gallerien von Bedeutung, die nicht ein oder mehrere Originalgemälde von Rembrandt besitzen. Die berühmtesten befinden sich in den Gallerien zu Haag, Amsterdam, Dresden, Wien, London, Paris, Petersburg, München, Berlin und Cassel.

Andere große Meister der niederländischen Schule waren: die Gebrüder van Eyck, Joh. Hemling, van Leyden, Quintin Messis, van Schorel, Breughel Vater und Sohn, Rubens, van Dyk, David Teniers, A. van Ostade, Terburg, Gerh. Douw, Metzu, Netscher, Mieris, van der Werff, Wynants, Jac. Ruysdael, Gottfr. Schalken, van de Velde, Paul Potter, Wouverman ꝛc.

Wir lassen nach und nach auch ihre, so wie die Lebensbeschreibungen der tüchtigsten Maler anderer Schulen in gleicher Kürze folgen, und geben dazu immer Portraits oder schöne Copien ihrer berühmtesten Bilder.

Die Steppen Rußlands, ihr Pflanzen- und Thier-Leben.

Eine besondere Eigenthümlichkeit unseres Erdballs sind die ungeheueren, von dem Fuße der Karpathen, durch Süd-Rußland und die Mongolei, bis zum stillen Oceane stets unter denselben Breitegraden sich hinziehenden meist wasser-, immer aber baumlosen Ebenen, die wir zwar unter dem Namen der Steppen auf unsern Landcharten bezeichnet finden, die aber in ihren Eigenthümlichkeiten noch wenig untersucht und bekannt sind. Uns zunächst liegen an den Küsten des schwarzen Meeres die pontischen Steppen, die sich in Europa in der nogaischen Steppe, dem Lande der donischen Kosaken, der Kalmücken- und der inneren Kirgisensteppe, bis an den Ural hinziehen. In Asien setzen sie sich durch die zwischen dem Irtisch und Obi liegende Barbara, die Steppe der Kirgis-Kosaken von der großen Horde, die isettische Steppe, die arktischen Flächen, vor allen aber durch die ungeheuere, von dem Urgan-Daga in eine Ost- und Westseite getheilte, nur mit Zwerggesträuch, Salzseen, Kieseln und Flugsand bedeckte Ebene Kobi, (mongolisch Wüste) oder Schamo, (chinesisch Sandmeer) fort. Die Steppen verlieren sich, ohne durch irgend eine markirte Gränzmauer geschieden zu sein, ganz allmälig in die sie umgebenden Hügellandschaften. Frei und von keinem schützenden Karpathendamme umkränzt, wie die ungarischen Ebenen, bieten die europäischen und asiatischen Steppen Rußlands sich dem Nordwinde dar, der im Winter ihnen die schneidendste Kälte, im Sommer aber Trockenheit und Dürre bringt, die selbst auf die Schneemenge des Winters, die im Vergleich mit der des Nordens gering ist, einwirkt. Gegen Osten gilt diese Verschwisterung der Steppen mit ihren Nachbarländern nur noch in höherem Grade, so daß hier die Gleichheit fast vollkommen wird, und der Steppenwesten fast Alles mit dem Osten theilt. Die pontischen Steppen sind nur der letzte Zipfel jenes ungeheueren Steppengürtels, doch können wir sie, von dem Ganzen sie trennend, als ein eigenes kleines Ganze um so eher einer eigenen Betrachtung unterwerfen, als sie, wenn auch nicht von diesen, doch von anderen Seiten her eigenthümlichen Bedingungen unterliegen, und ihre Nähe sie uns zu den interessantesten macht.

Die Gränzen derselben sind im Norden die polnischen Sumpfländer und die großrussischen Hügellandschaften — im Osten die Ebenen der Wolga-Steppen — im Süden das asowsche und das schwarze Meer, über dessen Spiegel sie 30 bis 40 Klafter senkrecht emporsteigen — im Westen endlich die karpathischen Landschaften, die Moldau, Ungarn ꝛc. Sie sind im Allgemeinen so flach, daß oft auf Meilen hinaus sich nicht die geringste Erhöhung zeigt, und die Reisenden wie auf dem Meere ihren Weg nach den Gestirnen oder Weltgegenden nehmen müssen. Die Gestaltung der Oberfläche eines jeden Erdflecks ist das Resultat der Bewegungen, die unter ihm im Innern der Erdrinde stattfanden. Wo nur in einem Lande bei Bildung der Erdrinde Wasser und Feuer im gewaltigen Kampfe mit einander rangen, diese die verschiedensten Stoffe aus den Tiefen hervorhoben, da zeigt sich dann, wie im inneren Baue, so auch auf der Oberfläche der Erdrinde, eine große Mannigfaltigkeit der Gestaltung, das Klima wechselt bedeutend und Thier- und Pflanzengeschlechter mit ihm. Wo dagegen auf einem Erdflecke die Massen, in ruhig sich folgenden Zeiträumen ununterbrochen arbeitend, sich blos niederschlugen und nur den Gesetzen der Schwere folgend, in gleichlaufenden Schichten sich wagerecht übereinanderlegten, wo also kein Durchwühlen und Umwerfen stattfand, da zeigt sich dann auch in der Form sowohl, als im Stoffe der Oberfläche,

Digitized by Google

eine eben solche Einförmigkeit der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt. Im letztern Falle sind die Steppen, und insbesondere die bezeichneten südrussischen, im Norden des schwarzen Meeres. Die Thon-, Lehm- und Kalksteinschichten, aus denen sie bestehen, haben sich hier in so großer Ausdehnung ruhig eine über der andern niedergelassen, daß zwischen den Karpathen, dem schwarzen Meere, dem Kaukasus, Ural und dem mittleren hügeligen Rußland auch nicht eine einzige Wirkung vulkanischer Thätigkeit sich bemerkbar macht. Diese endlosen Ebenen sind zwar im Frühjahre und Herbste mit einem üppigen Graswuchse bedeckt, der mannshoch emporschießt und sie zu Graswäldern macht, der im heißen Sommer dagegen vertrocknet und die ganze weite Gegend in ihrer traurigen Oede zeigt. Bäume sind sehr selten in ihnen, und während in der Ukraine, in Podolien und im südlichen Kleinrußland noch herrliche Waldungen von Eichen, Buchen, Ahorn, Erlen, Pappeln, Weiden und Linden sind, verschwinden diese in den Steppen ganz, da dort die Büsche zu Dorngesträuch und die Wälder zu einzelnen, meilenweit auseinander stehenden Baumkrüppeln verschrumpfen, die nur durch ihre Seltenheit den Reisenden interessant sind. Von allen Bäumen sind die wilden Obstbäume die einzigen, die sich in die Steppe hinausgewagt und überall, bis zum schwarzen Meere hin, ihre verlorenen Posten vorgeschoben haben, denn gewöhnlich stehen sie ganz einzeln, zuweilen aber auch zwei, sehr selten drei beisammen. Die Steppenflüsse, zu denen die großen Ströme, wie der Dniester, Dniepr, Bug und Don nicht gerechnet werden dürfen, da sie, durch große Länderstrecken fließend, vielfache Sämereien herbeiführen, mancherlei Erdarten in ihren Rinnen mischen, und sich große Thäler bildend, die ganze Steppennatur in ihrer Nachbarschaft verwandeln, zu denen vielmehr nur die Nebenflüsse dieser großen Ströme und solche kleinere Flüsse zu nehmen sind, die ihren ganzen Lauf in der Steppe verfolgen, sind durchaus nicht von so wohlthätigem Einflusse auf die Steppenwüste umher, wie die Flüsse Arabiens und der Sahara auf die Sandwüsten zu ihren Seiten. Der Jordan, der Orontes, welche den Steppenflüssen Ongul, Ingulez und Kujalnik an Größe wohl entsprechen mögen, schaffen immer an ihren Ufern ein kleines Paradies mitten in der Wüste, während diese alles Schmuckes und aller Reize bar, mit grauem, schmutzigem Wasser im Grase fortschleichen, oder im Sommer selbst schmachtend und durstend wie gescheiterte Fische im Schilfe darnieder liegen.

Gräser und Kräuter wachsen von den verschiedensten Arten in den Steppen, doch darf man unter einem Steppenrasen sich keinen so kurz geschorenen, zierlichen grünen Teppich denken, als er auf unsern Wiesen größtentheils sich findet. Für das ächte Steppengras wird das bei uns unter dem Namen Bocksbart bekannte gehalten, da es immer nur da wächst, wo schon seit langen Jahren kein Pflug mehr den Boden berührte. Trotz seiner harten Grashalme, fressen es die Pferde gern, und wenn späterhin seine Samenkörner reifen, bildet sich an jedem Korne eine sehr dünne und zarte, über einen Fuß lange Feder aus, die mit kleinen, kurzen Seidenhärchen besetzt ist. Diese seidenen Federn des Krautes machen im Winde die zierlichsten Bewegungen, die dem Auge besonders wohlgefallen, wenn ganze Strecken davon wie der sanfte Wellenschlag des Meeres hin- und herwogen. Mehrere dieser zierlichen Federn zusammengelegt, bilden äußerst hübsche, schwanke Büschel, wie die Schweife der Paradiesvögel, und die reisenden Kaufleute und Obosenführer, die wohl wissen, daß da, wo sie dieß Seidenkraut zuletzt sahen, das Schaf- und Pferdeland aufhört, nehmen stets einen Federbusch davon mit, den sie wie eine schwanke Fahne vorn an den Wagen nageln. Eine andere Eigenheit der Steppennatur ist, daß ihr die Geschicklichkeit abgeht, die verschiedenen Blumen untereinander zu mischen und so einen zierlichen Wiesenteppich zu sticken. Nirgend wird der Reisende inne, daß die Steppe noch so viele Pflanzenarten nährt, da er gewöhnlich nur drei bis vier, oft aber gar nur eine Art von ihnen im Besitze des Bodens sieht, und oft ein Paar Werste weit nichts als Wermuth, dann wieder ein Paar Werste nichts als Wicken, eine halbe Meile Königskerzen, eine andere halbe Steinklee, eine Station lang nickendes Seidenkraut, eines Mittagsschlafes Länge Salbei und Lavendel, einen Horizontalkreis voll Tulpen, ein Resedabeet von zwei Meilen im Umkreise, ganze Thäler mit Kümmel und Krausemünze, und sechs Tagereisen mit vertrockneten Grashalmen findet.

Man kann übrigens kaum einige Meilen in den Steppen vorgerückt sein, ohne sogleich von dem dort so berühmten Worte Burian gehört zu haben. Burian ist das dritte Wort der Steppenköchinnen. Ueber den Burian jammert der Landmann, auf ihn schilt der Hirt mit seinen Rindern und Pferden, er ist des hiesigen Gärtners Fluch, und Burian weckt daher auch bald des Reisenden Neugierde, der sich dann eifrig um die Erklärung dieses tatarischen Wortes bemüht. Bei der großen Schärfe des salpeterigen Bodens treibt viel Unkraut dort weit mehr in's Holz, und wird weit mächtiger als bei uns, ja viele Arten, die bei uns ganz demüthig, niedrig im Grase bleiben, schießen dort, wie Büsche, mit einer Ueppigkeit hervor, die den Gärtner zur Verzweiflung bringt. Da das Vieh ihrer holzigen Strünke wegen sie nicht fressen kann, und sie dabei auch nur selten ein dem Menschen nützliches Gesäme tragen, so dienen sie während ihres Lebens zu nichts, als zur Uebung in Arbeit und Geduld, nach ihrem Tode aber als Brennmaterial.

Eines der allverbreitetsten Unkräuter dieser Art ist die Distel, die hier zu einer Größe, Entwickelung und Verzweigung gelangt, die bewundernswürdig ist. Man sieht zuweilen neben den niedrigen Erdwohnungen der Steppenbewohner einzelne Distelstauden stehen, welche dieselben überschatten, und die man in der Ferne für Kirschbäume hält. An Bodenstellen, die ihnen besonders zuträglich sind, schießen sie in Massen, eine neben der andern, aus dem Erdreiche hervor, und bilden

Digitized by Google

dann förmliche Distelgehölze, in denen ein Kosakenritter mit sammt seinem Pferde bis zur höchsten Spitze seiner kegelförmigen Schafpelzmütze sich verbergen kann. Nicht weniger berüchtigt ist auch die von den dortigen Deutschen sogenannte Windhexe, ein jämmerliches, der Distel ähnliches Gewächs, das alle seine Kräfte darin verspielt, dünne, dürre Zweiglein zu bilden, und dieselben kreisförmig nach allen Seiten hin, zur Bildung von Zweigkugeln, auszubreiten. Die wenigen Säfte sind bitterer als Wermuth, und die Thiere rühren selbst in den ärgsten Hungerjahren die Windhexe nicht an. Die Kuppeln, welche sie im Rasen zum Verdrusse des Grasmähers bildet, werden oft drei Fuß hoch, haben aber zuweilen zehn bis fünfzehn Fuß im Umfange, und sind dabei aus lauter feinen Zweigen gewölbt. Im Herbste fault der Stamm unten an der Wurzel ab, und die Zweigkugel trocknet zu einem großen aber federleichten Balle aus, den dann der Herbstwind vom Boden trennt und durch die Lüfte über die Steppe hinführt. Von einem einzigen starken Windstoße werden oft hundert solcher Federbüsche auf ein Mal losgerissen und so schnell fortgeführt, daß es auch dem raschesten Reiter unmöglich wäre, den Sprüngen und Tänzen dieser Hexen zu folgen. Die hier wohnenden Deutschen hätten ihnen keinen passenderen Namen, als den der Windhexe geben können, und sicher haben sie dabei an den Ritt der Hexen auf den Blocksberg gedacht, der hier alle Herbste auf dem weiten, kahlen Tanzplatze der Steppe von diesen Pflanzen treuer dargestellt wird als irgendwo. Bald hüpfen sie in kurzen, raschen Sprüngen, als wären es lebendige Hirsche, über den Boden dahin, bald machen sie große Kreise auf dem Rasen, eine hinter der andern und eine über die andere hinwegkugelnd, als wollten sie Tänze ausführen. Plötzlich steigen sie auf den Fittigen eines starken Wirbelwindes zu Hunderten hoch in die Luft, als wollten sie unmittelbar auf den Gipfel des Blocksberges hinauffliegen. Zuweilen setzt sich eine Hexe auf die andere, und noch zwanzig häkeln sich dazu an, zu einer großen flüchtigen Masse, die nun immer vom Winde herumgekugelt, wie ein Riese daherstelzt, bis die Steppenstürme des Herbstes sie zu Tausenden in das Meer hinausjagen. Die Russen nennen sie Perekatipole — Springinsfeld.

Auch der Wermuth macht sich unter dem Burian der Steppe sehr bemerklich. Er wird dort mannshoch und nimmt bedeutende Flächen ein. Das Vieh frißt ihn in der Regel nicht, und nur wenn im Juli und August alle übrigen Kräuter vertrocknen, benagt es seine Blätter, wo dann alle Milch und Butter in der Steppe unschmackhaft wird. Unter den Wermuth mischt sich das „Steppenlicht," die Königskerze gern, deren Blätter jedes Vieh unberührt läßt, und die daher immer Gelegenheit erhält, sich völlig zu entwickeln, alle ihre gelbleuchtenden Blumen zu entfalten, sie auf klafterhohen Stengeln als Leuchter aufzustecken, und sie, im Herbste gewöhnlich, eine nach der andern abzubrennen. Auch selbst der wilde Klee wird mit zum Burian gerechnet, doch frißt diesen das Vieh, so lange seine Stiele noch jung und zart sind. Später schießen sie jählings empor, und treiben so holzige Stengel, daß man sich Spazierstöcke daraus schneiden könnte. Ein sehr geschätzter Burian dagegen ist die Schafgarbe, die, wo der Boden recht fett ist, zwei bis drei Ellen hoch wird. Sie steht als Brennmaterial unter den verschiedenen Steppen-Unkräutern oben an, da, wie es sich aus dem Mangel an Brennmateriale erklärt, jedes Unkraut hier, in Bezug auf seine Hitzfähigkeit, genau taxirt ist. Ihre Asche dient, wenn sie rein und unvermischt ist, nicht nur den Seifensiedern als die erwünschteste, sondern sie wird auch von den Steppenbewohnern, mit Taback vermischt, geschnupft. Die wilden Pastinaken, den wilden Hanf, die Wolfsmilch, die Gehlrüben und eine Menge anderer Pflanzen, die alle so üppig wachsen, daß sie wahre Wälder bilden, rechnet man auch zu dem Burian. Ein Wanderer, der einen halben Schuh zu kurz ist, fühlt sich in solchen Wäldern oft verlorener, als in dem dunkelsten, volhynischen Fichtengehölze, da bei der Ebenheit des Bodens jede Aussicht völlig verschwindet, und diese jämmerlichen Waldbäume nur einem Däumlinge das Klettern gestatten würden.

Die Einförmigkeit des Bodens, die eine so große Pflanzenarmuth bedingte, konnte auch keinen Reichthum an Thiergattungen erzeugen, und nur jene mögen in der Steppe weilen, die gerade eine solche Bodenbeschaffenheit, dieselbe Temperatur und dieselben Erzeugnisse des Pflanzenreiches bedürfen, und deren sind natürlich nur wenige. So gering nun auch die Anzahl der Geschlechter ist, so groß ist dagegen die der Thiere selbst, da die Steppen noch wenig bevölkert sind und die Kultur der Vermehrung und Ausbreitung der Thiere nicht beengend entgegentritt. Der Reisende glaubt, wenn er die Steppe betritt, in einen der lebensreichsten Striche der Erde zu kommen, zumal im Frühlinge, wenn alles grünt und blüht, und sich theils die einheimischen Thiere in lustiger Lebendigkeit regen, theils fremde Pilgrimme auf der Steppe sich sammeln, die sich nachher bei der Sommergluth in benachbarte und entfernte Länder verlieren. Alsdann erblickt man Vögel, die bei uns sich nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, in bunte Haufen geschaart, Trappen in großen Zügen, Eulen, Gänse und Pelikane die Schilfgebüsche füllend. Im Grase spielen überall die Erdhäschen, und Wölfe streifen zahlreich umher. Lerchen, Kibitze, Tauben, Drosseln und Dohlen mischen sich allenthalben ein, und selbst die Insekten zeigen sich in großen Massen, die Schmetterlinge im Verhältniß zu der Anzahl von Blumen, die Mistkäfer im Verhältniß zu der Größe der Viehheerden und in für den Landmann schlimmen Jahren, die Heuschreckenheere, von denen jede Kompagnie eine Legion ist.

Nur wenige von diesen Thieren sind den Steppen ausschließlich eigen, vielmehr theilen sie die meisten mit anderen Erdstrichen, und das Allgemeine ihrer Art und Lebensweise ist überall bekannt genug, so daß wir hier

Digitized by Google

nur nöthig haben, über das Leben der Steppenthiere, wie es durch die Eigenthümlichkeit der Steppen bedingt wird, und wie es sich auf diesen Grasplateaus bewegt, einige Bemerkungen zu geben.

Das zierlichste der vierfüßigen, der Steppe angehörigen Thiere, ist das von den deutschen Kolonisten „Erdhäschen," von den Russen Sußlik genannte kleine Nagethier. Es scheint der Steppe ganz eigenthümlich anzugehören, denn selbst in den bebuschten Gränzländern derselben sieht man es kaum, und nur wenn man auf der hohen waldlosen Ebene anlangt, sieht man meilenweit mit jedem Blicke in's Gras diese kleinen, zierlichen Thierchen dahinschlüpfen. Es hat in seinem Wesen und seinen possirlichen Manieren mit den Murmelthieren und dem Eichhörnchen die meiste Aehnlichkeit und steht in gewisser Hinsicht zwischen beiden mitten inne. Das Murmelthier müßte man bedeutend schlanker machen, und dem Eichhörnchen seinen Schwanz verkürzen und das Fell sprenkeln, um ein Sußlik zu erhalten. Es gleicht ganz einem jungen Häschen, dem man die Ohren verschnitten und den Schwanz verlängert hat. Die Sußliks scheinen dabei allerlei kleine Launen und Leidenschaften zu haben, die ihrem zierlichen Aeußeren entsprechen. Sie scherzen und spielen mit einander wie die Murmelthiere und beißen und kreischen im Grase wie die Wiesel. Sie sind auch neugierig, denn wenn ein Mensch oder sonst etwas Fremdes sich ihnen nähert, so richten sie sich erst im Grase auf, anfangs nur ein klein wenig; tritt man jedoch näher heran, so schießen sie mit jedem Schritte höher empor, und stehen endlich kerzengerade und unglaublich lang im Grase da, über alle Blumen und Halme wegguckend, und das Köpfchen wie ein Vogel bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfend. Nähert man sich ihnen noch mehr, so verwandelt sich die Neugierde in Besorgniß, sie schießen eben so ruckweise wieder nieder und springen zu dem Eingange ihrer Höhle. Hier setzt sich das Thierchen aber wieder hin, blickt sich um und berechnet die Nähe der Gefahr. Geht man zurück, so kommt es auch sogleich wieder hervor und thut ganz unbefangen. Schreitet man aber rasch näher heran, so wird es von Angst und Schrecken befallen und stürzt sich in sein Nest hinab. Seine Wohnung baut es sich am liebsten an den Abhängen der Regenschluchten, wo das Wasser, das es nicht vertragen kann, schnell abfließt, und die Höhle, die es sich dort gräbt, geht anfangs schräg hinab, dann wieder aufwärts zu dem Neste selbst, hat zwei Ausgänge und außer dem Neste noch eine Vorrathskammer. Doch auch auf der flachen Steppe sind sie so häufig, daß es Gegenden gibt, die meilenweit von ihnen unterminirt sind und in denen sich Höhle an Höhle befindet. Sie fressen Gras und Sämereien, auch Zwiebeln und Wurzeln, sind daher den Aeckern und Fruchtsammlungen gefährlich, jedoch bei weitem weniger als die Mäuse, da sie sich nicht wie diese in dem lockern Boden der Aecker oder in den Speichern und Fruchthaufen ansiedeln.

Die Mäuse dagegen treten mit dem Menschen in nähere Berührung, da sie sich in den großen Skirten (Getreidehaufen), die ganz aus Roggen bestehen, ihre Gänge und Nester ausarbeiten. Sie vermehren sich in den alten Skirten, die zuweilen Jahre lang stehen bleiben, bis in das Ungeheuere, und lassen oft kaum die Hälfte der Körner darin, so daß dem Landmann, um diese Plage los zu werden, nichts übrig bleibt, als die ganzen alten Magazine anzuzünden und mit sammt den Mäusen zu verbrennen.

Von dem Wolfe der Steppen behauptet man, daß er zwar weniger hoch, aber länger sei als der Waldwolf. Die größte Menge findet sich in den nördlichen Gränzländern der Steppen, während sie aus der Umgegend von Odessa, des vermehrten Anbaues wegen, ziemlich verschwunden sind. Merkwürdig ist es, daß er hier in den Steppen, wie fast alles Lebendige, zum Höhlenbewohner geworden ist, und nicht nur in von der Natur ihm vorbereiteten Höhlen an den schroffen Wänden der Regenschluchten haust, sondern sich, mitten in der flachen Steppe, wie der Fuchs, große Löcher eingräbt, so daß die jungen Wölfe oft klaftertief aus der Erde hervorgeholt werden müssen. Sein Erbfeind ist der wilde Steppenhund, der, trotz der großen Aehnlichkeit der Naturen, doch der unversöhnlichste Verfolger des Wolfes ist. Der Steppenhund ist ein großes, langhaariges, langschnauziges, langbeiniges und langschweifiges Thier, das auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit unsern civilisirten, zierlichen Hundephysiognomien hat, mit so wenigem Rassenunterschied vom Wolfe, daß selbst kaum ein Farbenwechsel unter ihnen stattfindet. Ein schmutziges Graubraun ist die herrschende Farbe. Der Klein-Russe liebt den Hund nicht, und während er bei schlechtem Wetter seine Katze und seinen Hahn sorgsam in sein eigenes Zimmer aufnimmt, würde er nie mit seinem Hunde zusammen in demselben Zimmer essen, doch duldet er ihn der Wölfe wegen.

Von den Vögeln ist der unter dem Namen: Jungfrau von Numidien der eigenthümlichste und der Stolz sowie die Zierde der Steppen. Mit zwei Federlocken hinter den Ohren, mit feinem, angenehm gefärbtem und zart schattirtem Gefieder, mit schlankem Schwanenhalse, und die Füße hoch und vorsichtig hebend, sieht man diese vornehme Dame häufig in der Steppe wandeln. Die numidische Jungfrau ist, wie alle Mädchen, eine Liebhaberin des Tanzes. In der Steppe sollen sie oft in großen Schaaren zusammenkommen, wo sie, besonders in mondhellen Nächten, fröhliche Tänze aufführen. Leider müssen sie nur eine sehr schlechte Tanzmusik dazu haben, wenn ihnen nämlich keine andere Kehle als ihre eigene dazu aufspielt, denn ihre Stimme steht in nicht weniger schreiendem Widerspruche mit ihrem Aeußeren, als die des Pfaus mit seinem Irisschweife. Die Jungfrau von Numidien gewöhnt sich übrigens leicht an den Menschen, und mischt sich immer friedlich mit dem zahmen Geflügel der Höfe.

Der einzige Singvogel, der in den Steppen vorkommt, ist die Lerche, die überall schwirrt und zwitschert, und deren Gesang sich im Frühlinge von hier über die

Digitized by Google

ganze grüne Steppe bis in's Mongolenreich hinein verbreitet. In den Dniestr-Schilfwäldern sollen auch Nachtigallen, doch nur von Wolfsohren belauscht, schon seit alten Zeiten gesungen haben. In den Gärten von Odessa und der Umgegend der deutschen Kolonien fangen sie erst jetzt an sich zu verbreiten.

Kröten, Eidechsen und Schlangen leben ebenfalls in ungeheuerer Menge in den Steppen, und zwar Eidechsen bis zu 1½ Fuß, Schlangen bis zu 12 Fuß Länge. Die Letzteren tödtet der Klein-Russe nicht, sondern geht ihnen vorsichtig aus dem Wege, indem er an eine Blutrache unter den Schlangen glaubt. Merkwürdig ist, was die Leute von den sogenannten Krötenregen einmüthig dort erzählen. Im Sommer, in den Monaten Juni, Juli und selbst auch noch im August, ist nach einem kurze Zeit anhaltenden Regenschauer, bei dem der Regen mit dicken Tropfen herabfällt, und bei dem auch gewöhnlich die Sonne scheint, urplötzlich der Boden stellenweise mit einer ungeheueren Anzahl kleiner Kröten bedeckt, von denen Niemand sieht, woher sie kommen, oder bemerkt, wohin sie nach kurzer Zeit wieder verschwinden. Auch Schildkröten gibt es in den Steppen häufig und oft ziemlich große, doch fürchten die Klein-Russen und Kosaken sie sehr, und gehen ihnen weit aus dem Wege.

Von allen Insekten der Steppe erscheint keines in so ungeheueren Massen, und tritt wegen seiner ungemein großen Freßgier mit dem Menschen und der Kultur in so gefährliche Berührung, als die Heuschrecken. Doch sind sie keineswegs eine jährlich regelmäßig wiederkehrende Plage der südrussischen Steppen, und es gibt Jahre, wo sie ganz ausbleiben oder wenigstens sich nicht zu jenen verheerenden Wanderungen vergesellschaften, ja es gibt sogar ganze Reihen von Jahren, in denen sie nicht erscheinen, dann aber auch wieder Zeiträume, in denen sie jedes Jahr in größeren oder geringeren Massen zum Vorschein kommen. Es gibt in den südrussischen Steppen hauptsächlich zwei Arten von Wanderheuschrecken, eine kleine, anderthalb Zoll lange, von den Russen „Russaki," und eine größere von zwei Zoll Länge, „Saranni" genannte. Beide sind gleich gefräßig und gleich gefürchtet, und beide entstehen, wie bekannt, aus Eiern, welche das Weibchen im August und September in die lockere Erde legt. Bei den ersten recht warmen Tagen des Frühlings kriechen sie dann aus und erscheinen in ungeheuerer Menge. Sie haben anfangs keine Flügel, aber sogleich rasche Füße zum Marschiren. In den ersten Tagen nähren sie sich still in ihrer Nachbarschaft, fressen ihre Umgebung, vielleicht ein ödes, grasreiches Steppenfeld, wo Niemand sie bemerkte und störte, kahl, und begeben sich dann auf die Wanderung. Sie gehen immer in einem geraden Striche fort, lassen sich durch nichts anhalten, schreiten über die Dächer der Erdwohnungen hinweg, klimmen über die Zäune und selbst an nicht allzusteilen Mauern hinauf, ziehen mitten durch die Dörfer, durchfluthen die breiten Straßen derselben und weichen weder Menschen, Vieh noch Wagen aus. Sie bleiben zwar nur in kleinen Bezirken, und verbreiten sich nicht weit, denn ein großes Heer davon kann kaum mehr als eine halbe Stunde Weges in einem Tage machen. Doch ist der Marsch dieser kriechenden, jungen Heuschrecken noch viel gefürchteter als der Flug der alten, denn theils ist es nicht möglich sie aufzuscheuchen und zu vertreiben, theils fressen sie noch weit gieriger als die alten, da sie zu ihrem Wachsthume mehr bedürfen, und endlich fallen ihre Wanderungen gerade in die schönste Zeit der jungen Frucht und des jungen Grases, das sie mit Stumpf und Stiel wegfressen. In drei bis vier Wochen sind die jungen Heuschrecken völlig ausgewachsen, haben nach vier bis fünf Wochen auch vollkommen ausgebildete Flügel, fangen dann an sich zu erheben, und schwärmen im Juli, August, bis in den halben September durch das Land.

Die größten Heere erscheinen in den neurussischen Steppen erst im August, vielleicht weil dann aus südlichen Ländern noch andere zu den einheimischen hinzustoßen. Im Fluge bilden sie immer eine Figur, die einem länglichen Ovale gleicht, und bei einer Breite von ½ Werste (7 Werste sind eine deutsche Meile) oft 2 bis 3 Werste lang ist, und der Schatten, den eine solche Heuschreckenwolke wirft, ist so stark, daß er an heißen Sommertagen höchst angenehm kühlt. Man muß über die ungeheuere Anzahl dieser Thiere erschrecken, die ein Gebiß wie die Pferde, einen Hunger und eine Freßgier wie die Wölfe, und eine Schnelligkeit der Verdauung haben, wie kein Zweites auf Erden. Gibt man jeder Heuschrecke einen Raum von 2 Zoll Länge und 1 Zoll Breite, so gibt dieß für ein mäßiges Heuschreckenheer, das eine Quadratwerst bedeckt, die Zahl von 600 Millionen.

Die Speise der Heuschrecken bilden alle grüne Blätter, welche auf der Flur oder in den Gärten wachsen; die Blätter der Bäume, die zarten Zweige der Pflanzen, das Getreide, das Schilf, die Zwiebeln, und selbst die oberen Enden der weichen Wurzeln. Ihre Freßgier verschont nichts, macht Schilfrohre und Maisstämme zu Stumpfen und die grünenden Sommerbäume zu Gerippen. Fallen sie auf Kornfelder, und sind diese noch unreif und nicht hart, so fressen sie Alles, Aehren und Halm, mit Rumpf und Stiel rein weg. Den Mais fressen sie mit gesteigerter Gier, und es ist ein merkwürdiger Anblick, die großen, schönen Maispflanzen, die dort noch weit größer werden als bei uns, und fast prächtig mit den weit ausgebreiteten, schön geschweiften Blättern da stehen, unter den wüthenden Zähnen der Heuschrecken umstürzen und hinschwinden zu sehen. Das Knistern der rasch zerbissenen Halme und das immerwährende Springen der Flügel, das auch beim Fressen nie aufhört, bringt ein Geräusch hervor, welches ganz dem gleicht, das eine Heerde rupfende Schafe macht.

Wenn Jemand in einer deutschen Kolonie ein nahendes Heuschreckenheer entdeckt, so ist er verbunden, es so schnell als möglich dem Schulzen der Kolonie anzuzeigen. Dieser entbietet sofort die ganze Gemeinde, und Alles

Digitized by Google

bewaffnet sich mit Glocken, Kesseln, Flinten, Pistolen, Peitschen, Trommeln und anderen Dingen, die knallen und schallen und vor deren Lärmen die Heuschrecken flüchten. Wenn die Heuschrecken schon niedergefallen und nicht gar zu matt sind, werden sie von dem Spektakel aufgescheucht, wenn sie aber noch fliegen, vom Niederlassen abgehalten und zum Höherfliegen gezwungen. Außer diesen lärmenden Dingen schleppen die Leute aber auch Stroh, trockenen Mist und Alles mit, was brennend einen starken Rauch macht, da die Heuschrecken denselben noch weniger als den Lärmen leiden können.

So ausgerüstet rücken sie nun gegen das Heuschreckenheer in's Feld und ergreifen verschiedene Maßregeln, je nach der verschiedenen Lage und Stellung, in der sie den Schwarm finden. Hat er sich bereits auf dem Gebiete der Nachbaren niedergelassen und schreitet beständig grasend gegen das Gebiet, das sie schützen wollen, vor, so machen sie schnell an den Gränzen kleine Feuer, die von besonders guter Wirkung sind, wenn der Wind den Heuschrecken den Rauch entgegenführt, und es gelingt dadurch oft, den fressenden Wanderern eine andere Richtung zu geben oder sie zum Auffliegen zu bringen. Können sie aber nicht schnell und scharf genug feuern, oder ist der Heuschreckenschwarm zu mächtig, denn sie liegen oft drei bis vier Zoll hoch, so kommt es oft, daß, wenn die vordersten auch halten, doch die hintern nachflattern, zu Tausenden in's Feuer fallen, es mit ihren Leichnamen löschen und dem Reste zum Weiterschreiten so Bahn schaffen.

Finden sie den Schwarm aber schon auf ihren eigenen Feldern, so umzingeln sie ihn schnell, machen rund herum rasch ebenfalls kleine Feuer an, um ihn wo möglich in diese Feuerkette zu fesseln und zum Anhalten zu bringen. Dann zünden sie kleine Strohbündel und andere Feuerbrände an, werfen sie in den eingeschlossenen Haufen hinein, und schießen und scheuchen darin herum, um ihn so, da er weder vorwärts schreiten noch sitzen bleiben kann, zum Auffliegen zu bringen. Gelingt ihnen dieß, oder fanden sie ihn vielleicht gar noch in der Luft, so beginnen sie nun einen Lärmen wie die Jagd des wilden Jägers. Einige haben große Tücher an Stangen gebunden, Andere tragen brennende Strohwische an langen Stäben in die Höhe, sie wedeln, flaggen, schießen, jauchzen, trommeln, rumoren und bringen die ganze Atmosphäre in Aufruhr. Die erschreckten Heuschrecken, die vielleicht schon im Fallen begriffen waren, steigen dann wieder etwas höher, und indem die Leute im lärmenden Tumulte über Stock und Stein springend ihnen beständig folgen, gelingt es ihnen nicht selten, den Schwarm über ihre Aecker und ihr Dorf so schwebend hinwegzuführen. Haben sie nun das Meer oder einen Liman an der Seite, so suchen sie ihn allmälig auf die Seite in's Wasser zu treiben. Führt ein starker Wind die Heuschrecken in's Meer hinaus, so ist es merkwürdig, daß sie nicht in einer breiten Schicht darauf hinfallen, sondern sich pyramidenweise anhäufen, so daß wo die Ersten niederfielen, sich auch die Andern niedersetzen, und so förmliche Inseln bilden, die oft 1½ bis 2 Fuß hoch sind. Ist ihnen der vom Lande wehende Wind nun stark entgegen, so werden diese Heuschreckenkegel immer weiter in's Meer hinausgetrieben und kommen allmälig darin um. Doch muß der Wind stark sein, denn können sie ihm einigermaßen entgegenarbeiten, so kehren sie um, die oben auf dem Trocknen der Inseln sind, fliegen wieder auf und kommen gegen den Wind an das Land zurück. Die aber, deren Flügel genäßt sind, suchen sich schwimmend an's Ufer zu arbeiten und kommen sie dazu — die Heuschrecken haben, so wenig sie das Wasser lieben, doch ein sehr zähes Leben und ertrinken nicht leicht — so sitzen sie nun zu Millionen auf dem Sande des Ufers, schlagen mit den Flügeln, trocknen sich schnell, schließen sich dem Zuge der Uebrigen an, und wehe dem Lande, das sie dann erreichen, keine Macht der Erde kann die Ermatteten davon wieder hinwegtreiben.

Die Heuschrecken wissen übrigens recht gut, daß sich in den Gärten der Dörfer gar Vieles findet, was ihnen besonders mundet. Sie erkennen dieselben von Weitem und lassen sich daher bei den Dörfern vorzugsweise gern nieder. Man kann sich denken, in welchen Schrecken und in welche Beängstigung ein solches armes, von einem Heuschreckenschwarm überfallenes Dorf geräth. Alles ist dabei wie bei einem Schneeflockengestöber von diesen gierigen, kleinen Ungethümen umhüllt und umschwärmt. Himmel und Erde verschwinden, die Dächer, die Mauern, der Boden sind mehrere Zoll mit krabbelnden Geschöpfen bedeckt, und die Luft ist unermeßbar tief damit angefüllt! Alles rauscht, klappert, zischt und schnurrt, alle Thore und Oeffnungen müssen verschlossen werden, denn sie stürzen in Massen in die Schornsteine herab, fallen zuckend und zappelnd in die Töpfe der Küchen, und schlagen wie Hagel an die Thüren und Fenster. Ist nun ein Heuschreckenschwarm so in das Dorf selbst und seine Gärten eingedrungen, so löst sich die ganze Verbindung der Treiber auf, und Jeder eilt mit seinen Kindern und Knechten in seine Wein- und Gemüsegärten, das Eigene zu retten, jagt und scheucht so viel er kann — die Kinder führen diesen kleinen Krieg am besten — und Vieles wird verjagt oder getödtet, aber das Meiste bleibt, wüthet und frißt. Fliegen sie endlich wieder auf, so entdeckt sich ein Zustand des Gartens, ein so gründlicher und abscheulicher Ruin, wie ihn kein zweites Thier zu Stande bringen kann. Sie ersetzen den angerichteten Schaden durch nichts, da selbst ihre Excremente, die sie hinterlassen und die bei ihrer ungemein raschen Verdauung oft hoch den ganzen Boden bedecken, nicht einmal düngen, sondern oft giftige Schärfen enthalten, die auch den letzten Rest der Vegetation vernichten. Das Vieh will noch lange Zeit nachher das auf solchen Stellen Gewachsene nicht fressen.

So viel Wildheit, so große Gedankenlosigkeit, so heftige Gier in der Heuschrecke ist, die Alles vernichtet und nichts schafft, so viel Planmäßigkeit, so viel Gedanke, so viel Wahl und Vorsorge liegt in der arbeitsamen Biene, die nichts zerstört, dagegen Schönes formt,

Digitized by Google

die sich ein bewundernswerthes Haus baut, still und schaffend an einem Platze weilt, für den Winter sorgt, einen geordneten Staat bildet und der Weisheit einer Königin gehorcht. Freie Bienen, wie in den polnischen Wäldern, gibt es nicht in den Steppen, nicht einmal Erdbienen, da das Klima zu hart, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes wie der Nahrung zu wenig ist, als daß sie sich ohne menschliche Vorsorge halten könnten. In den Steppennachbarländern, in der Ukraine, in Kleinrußland und in Podolien, wo die Wälder Schutz verleihen und die vielen Flüsse auch selbst im Sommer in ihren Thälern Feuchtigkeit und Blumenblüthe unterhalten, ist die Bienenzucht sehr bedeutend; dort kann man selbst auf den kleinsten Basars den Honig centnerweise kaufen, den die Kleinrussen und die naschhaften Kosaken sehr lieben, und, wenn sie Gäste haben, mit Löffeln essen. In dem eigentlichen Steppenbezirke aber sind nur einige große Flußthäler, die stark bewohnt sind, auch zu gleicher Zeit der Sitz einer bedeutenden Bienenzucht. Insbesondere ist in dieser Hinsicht das Dniestr-Thal ausgezeichnet, welches nicht nur die Städte Dubossary, Bendór, Tiraspol, Grégonipol, mehrere deutsche Kolonien und eine unzählige Menge moldauischer und kleinrussischer Ortschaften, die zu beiden Seiten des Flusses liegen, mit vielen Anpflanzungen und Gärten erfüllen, sondern auch von Podolien herabziehende Gebüsche und Waldungen mit Bäumen versehen. Es treiben daher dort nicht nur die Landleute neben ihrem Ackerbaue Bienenzucht, sondern sie wird auch, und besonders von Armeniern, auf sehr großartige Weise als Hauptgeschäft betrieben. Diese Leute besitzen oft 500 bis 1000 Bienenstöcke, von denen ihnen jeder jährlich 30 bis 40 Pfund Honig gibt. Die stärksten Stöcke haben 30,000 bis 40,000 Bienen, gewöhnliche 20,000 bis 30,000. Es regiert also ein solcher armenischer Bienenvater, mit Hülfe seiner 1000 Königinnen, leicht 30,000,000 Volks! Auf mehr als 1000 Stöcke läßt man indessen selten eine als ein geschlossenes Ganzes betrachtete Kolonie anwachsen, und gewöhnlich ist 300 bis 400 Stöcke die Zahl, die ein einziger Mann, mit Hülfe von zwei Burschen, hütet, weidet, füttert, weiter transportirt, kurz in allem Nöthigen beaufsichtigt, bedient und regiert. Die Stöcke selbst sind ausgehöhlte, nicht allzudicke, 2 bis 3 Fuß lange Stücke von jungen Lindenbäumen, in denen inwendig mehrere kleine Querstäbe zum Festhalten der Honigwaben angebracht sind. Oben sind sie mit Lindenbast bedeckt, auf dem ein Stein liegt, und unten dient ihnen ein Holzblock zum Fußgestell. Im Frühjahr und Sommer wandert der Bienenführer mit ihnen in die Steppe, wählt sich Stellen aus, die ihm Schutz gewähren, Wasser haben und viele Blumen zeigen. Dort läßt er sich unter Zelten nieder, und stellt die Bienenstöcke in gleichlaufenden Reihen neben einander, so daß sie ein längliches Viereck bilden. Findet der Bienenvater, daß die Gegend abgeweidet ist, oder die Hauptblume verschwand, so zieht er weiter, und nach der Heuernte, wo Alles auf der Steppe verdorrt, kehrt er zurück in die Nähe der Gärten, Städte und Flüsse, wo eine Menge anderer Blüthen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Kommt dann endlich der Herbst mit seinen Stürmen, vor deren Rauhheit fast Alles in den Steppen Lebende Schutz im mütterlichen Schooße der Erde sucht, so verkriecht sich auch der Bienenvater mit seinen Zöglingen in die Erde. Er gräbt ein rundes Loch, in welches er die Bienenstöcke, flach, der Länge nach auf dem Boden liegend, so aufschichtet, daß die unteren Oeffnungen nach innen kommen, wo ein enger, leerer Raum bleibt, in den er eine Leiter hinabläßt. Das Ganze wird mit Schilf verdeckt, und die Wächter steigen nur von Zeit zu Zeit hinab, um nachzusehen, was die Bienen machen, ob nicht ein Stock leide und herauszuschaffen sei, oder ob vielleicht irgend ein Erdhäschen einen Kanal gegraben habe, durch den das Wasser einlaufe. Finden sie Alles in Ordnung, und geben, wenn sie an den Stöcken horchen, die Bienen Antwort, so steigen sie zufrieden wieder herauf *).

Die Camellien.

(Tafel 10.)

Der ewige Wechsel des menschlichen Geschmacks hat nicht blos das Kleid und andere Dinge der Kunstfertigkeit seiner Moden unterworfen, sondern er hat diese Neuerungssucht auf eine weniger tadelnswerthe Weise auch auf Naturgegenstände übertragen, auf Thiere und Pflanzen; von letzteren gehen wir aus. Dieses und das vergangene Jahrhundert waren Zeugen einer rasenden Liebhaberei für Zwiebelgewächse, für Hyacinthen und Tulpen. Primeln, Aurikeln, Nelken und Levkojen waren lange an der Tagesordnung; Heliotrope, Volkamerien und Hortensien, vor nicht gar langer Zeit so beliebte Modepflanzen, sind bei den einzelnen Blumenliebhabern fast gänzlich verschwunden. Sie haben den Pelargonien Platz gemacht, welche für einige Zeit wieder von den Cacten verdrängt worden sind. Die stechenden Eigenschaften der letztern, falsche Begriffe über ihre Behandlung und Bühbarkeit haben ihre Ausdehnung auf den engen Kreis einiger Liebhaber beschränkt, denen sie durch die Mannigfaltigkeit ihrer auffallenden Formen und einen fast das ganze Jahr hindurch ununterbrochenen, prächtigen Blüthenkranz, reichlichen Ersatz für die verhältnißmäßig geringe Mühe bei ihrer Behandlung, bieten. Die neueste Mode in der Botanik sind die Camellien, welche mit vollem Rechte alle ihnen zu Theil werdende Anerkennung verdienen, obgleich ihre Kultur etwas schwer ist und nur unter Glas gelingt.

Man kennt an 300 Spielarten der Camellien, welche alle einer einzigen Stammgattung ihren Ursprung

*) Einige weitere Schilderungen des Steppenlebens, die den Lesern gewiß gleich interessant sein werden, folgen, jede ein geschlossenes Ganzes, in den nächsten Lieferungen; sie sind nach den kürzlich erschienenen Kohls Reisen in Rußland für unsern Zweck bearbeitet. D. Red.

Digitized by Google

verdanken, und welche nach und nach, in vergleichsweise kurzer Zeit durch die Verschiedenheit des Klimas, des Bodens und der Behandlung entstanden sind. Diese Stammpflanze ist die japanische Camellie (Camellia japonica). Diese überaus schöne, strauchartige Pflanze, mit großen, lederartigen, herrlich grünen Blättern und rothen, einfachen Blumen, welche in den Blattwinkeln und auf den Spitzen der Zweige erscheinen, kam zu Ende der ersten Hälfte des 18ten Jahrh., nämlich 1739 aus ihrem Vaterlande nach England. Sie wurde dahin durch den Jesuiten Camelli gebracht, dem zu Ehren ihr Linné den Namen gab. Von England aus kam sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch nach Deutschland, fand aber ihres hohen Preises und der Schwierigkeit ihrer Kultur wegen, keine allgemeine Verbreitung. Durch die Bemühungen vieler Kunstgärtner ist aber diese nach und nach allgemeiner geworden und nur die Unbekanntschaft mit den indessen bekannt gewordenen Vortheilen hinsichtlich ihrer Behandlung, schreckt die Mehrzahl der Blumenfreunde noch ab, sich an ihr zu versuchen.

Oken nennt die Camellien Zierklinnen und stellt sie in die erste Zunft der zweiten Ordnung in der zehnten Klasse, wo sie ein eigenes, das vierte Geschlecht bilden und zwischen Thea und Gordonia stehen. Die glatten, eiförmigen und lang zugespitzten Blätter haben einen sägeartig gezähnelten Rand. Kelch und Blume sind fünf- bis siebenblätterig mit mehreren Deckblättern. Die zahlreichen Staubfäden sind mit gelben Beuteln versehen, unter sich und mit den Blumenblättern verwachsen und etwas länger als der mit einer dreitheiligen Narbe besetzte Griffel. Der Fruchtknoten hat drei Fächer und ist dreiseitig. Die Frucht, birnförmig, dreifächerig, braun und holzig, trägt an einem freien Mittelhäubchen drei Samen. Die Blumenblätter gleichen der umgekehrten Eiform, sind fleischig und prächtig roth gefärbt; die Blume stiellos, zwei bis drei Zoll breit. Von der tiefgrünen Oberseite der Blätter sticht die blasse Unterseite passend ab. Die Rinde ist grau, vorher braun, in der Jugend grün; die Blätter kurzgestielt. Der ganze Strauch wird 4—6 Fuß hoch, heißt in Japan Thubakki, wächst an etwas schattigen Orten und wird auch in seinem Vaterlande veredelt. Bei uns setzt sie nicht sehr häufig Früchte an. Unter den zahlreichen Gattungen gibt es sehr verschiedene Färbungen. Außer der rein weißen Farbe kommt die rein rothe in fünf Hauptabstufungen vor: fleischfarbig, orangeroth, rosenroth, hell und dunkel kirschroth. Außer diesen bestehen mannigfaltige Vermischungen von verschiedenem Roth und dieser Farbe mit Weiß. Auch die Größe der Blumen, die Blühbarkeit und das mehr oder weniger Gefülltsein ist nach den Sorten sehr verschieden.

Wir wollen die Zucht der Camellien für diejenigen hier beschreiben, welche hinsichtlich des Raumes blos auf das Zimmer oder höchstens einen Fensterkasten angewiesen sind, alles dasjenige aber weglassen, was nur beim Besitze von Mistbeeten oder eines Treibhauses ausgeführt werden kann.

Licht und Wärme, Wasser und Erde sind Gegenstände, welche den größten Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen üben. Diese nach Bedarf für jede Pflanze gehörig abzuwägen, ist die größte Kunst in der Gärtnerei, und die mechanischen Kunstgriffe sind mehr oder minder wesentliche Nebendinge, die sich Jeder in kurzer Zeit aneignen kann.

Zuerst ist es nothwendig, sich eine passende Erde zu verschaffen. Es gibt eine sehr gute, für einen großen Theil zarterer Gewächse passende Erde, die sogenannte Frankfurtererde. Da aber diese nur in größern Quantitäten bezogen werden kann, in kleineren aber durch Wiederverkauf nicht leicht zu erhalten ist, so nehme man jene Mischung Erde, welche in hohlen Laubbäumen oder im Gekläfte der Felsen von verrottetem Holze, Laub- und anderen Abfällen sich bildet, lasse sie längere Zeit im Freien den Einwirkungen der Witterung ausgesetzt, bis sich keine unverwesten Theile mehr darin befinden, wende sie etliche Male um und begieße sie bei anhaltender Trockene mit Regenwasser. Diese Erde nun vermische man mit ungefähr dem zehnten Theile reiner Mistbeeterde und dem fünften Theile Quarzsand, oder statt des letzteren mit eben so viel von der obern Bodenschicht der Nadelwälder.

Um nun in dieser Erde Camellien zu erziehen, gibt es verschiedene Vermehrungsarten, welche auch theilweise im Zimmer vorgenommen werden können, wovon wir aber nur eine einzige, die einfachste und sicherste anführen. Man nimmt einen gewöhnlichen, etwas weiten Topf, bringt darein eine Lage Scherben und Sand, nimmt alsdann einen kleinern, an beiden Enden gleich weiten Topf ohne Loch im Boden und setzt diesen auf die Sandlage in dem größern Topfe. Der Rand beider Töpfe muß in gleicher Höhe sein und der Zwischenraum von einer Wand zur andern wird mit Erde, der innere, kleinere Topf aber mit Wasser gefüllt. In die Erde werden nun mehrere, von jährigen Zweigen genommene Stecklinge gesetzt, das Ganze mit einer Glasglocke bedeckt und in ein Zimmer von höchstens 12 Grad Wärme dicht an's Fenster gestellt. So oft die Erde zu trocknen anfängt wird der innere Topf mit Wasser aufgefüllt, nie aber die Erde selbst befeuchtet, zugleich wird jedesmal die Glasglocke inwendig gereinigt. Mäßige Einwirkung der Lichtstrahlen wirkt wohlthätig auf die jungen Pflanzen; starke und anhaltende Sonne würde sie aber verderben und sie müssen deßhalb gegen dieselbe geschützt werden, indem man vor den Topf einen weißen Papierbogen stellt, den Topf aber an seinem Orte läßt, ohne ihm das eigentliche Licht zu nehmen. Nach 8—10 Wochen, wenn die Stecklinge gehörig bewurzelt sind und Spuren von Wachsthum zeigen, versetzt man sie einzeln in kleine Töpfe, bedeckt sie mit Glasglocken und gewöhnt sie recht allmälig an die freie Luft, bis man die Bedeckung ganz weglassen kann. Wenn sie im ersten Sommer Knospen ansetzen, so werden diese abgebrochen, weil sie doch nicht zur völligen Entwickelung kommen und die jungen Pflanzen zu sehr schwächen würden. Die Stecklinge müssen von der Stammgattung genommen und

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schlack in Stuttgart

1843

Digitized by Google

später durch Oculation veredelt werden. Dieses Geschäft läßt man am besten durch einen Gärtner ausführen, wer es selbst besorgen will, versuche die Kunst des Oculirens erst bis zum Gelingen an Rosen.

Einen sehr sonnigen Standort lieben die Camellien nicht und es darf ihnen ein solcher nur dann gegeben werden, wenn sowohl Topf als Pflanze durch andere Gewächse geschützt sind, ohne dem Einfluß des Regens und Thau's entzogen zu werden. Sonst ist ein Standort gegen Morgen oder Abend am besten. Der freien Luft dürfen sie bei übrigens günstiger Witterung vor Ende des Frühjahrs nicht ausgesetzt und müssen ihr wieder entzogen werden, sobald man kühle Nächte zu erwarten hat. Im Winter müssen sie frei und hell, gegen Staub und anhaltende Feuchtigkeit geschützt, stehen, und muß ihnen stets der gleiche Standort und dieselbe Richtung nach dem Lichte gelassen werden. Die Wärme soll nicht über 6—10 Grade gehen und nur gegen das Aufblühen hin etwas gesteigert werden. Die Blüthezeit der Camellien ist verschieden und trifft hauptsächlich vom September bis Ende Mai. Ihre Dauer beträgt 2—4 Wochen. Sie vor der gewöhnlichen Zeit zur Blüthe zu bringen, paßt nicht für's Zimmer, ruinirt die Pflanzen und ist bei der verschiedenen Zeit der Spielarten und der langen Dauer eine fast überflüssige Sache und daher nur für besondere Zwecke zu rathen. Die Pflanzen müssen dabei während des ganzen Jahres unter Glas gehalten und ihnen auch im Winter eine Wärme von 12 bis 15 Graden Réaumur gegeben werden.

Zum Begießen der Camellien wähle man ja kein Brunnenwasser, sondern Fluß- oder Regenwasser, und begieße des Sommers am Abend, des Winters aber Vormittags. Zu letzterer Zeit lasse man das Wasser erst durch Stehen im Zimmer überschlagen. Sie lieben mäßige, sich öfter erneuernde, aber nicht anhaltende Feuchtigkeit, auch ist es sehr gut, sie von Zeit zu Zeit mit einem feinen Regen von oben zu besprengen, jedoch zu einer Zeit, wenn die Sonne nicht darauf scheint und ist dieses Verfahren namentlich dann zu empfehlen, wenn die Pflanzen Blüthenknospen angesetzt haben.

Die Zeit vom Hervorsprossen der Blüthen bis zu ihrer Entwickelung ausgenommen, können die Camellien zu jeder Zeit versetzt werden, jedoch wählt man zu diesen und ähnlichen Veränderungen am besten die Zeit unmittelbar nach der Blüthe, um der Pflanze zur Entwickelung neuer Knospen die größtmöglichste Zeitdauer zu verschaffen. Auch das Beschneiden, welches zur Erzielung einer besondern Form oder des leichtern Blühens wegen angewendet wird, kann am vortheilhaftesten für die geringere Störung zu dieser Zeit vorgenommen werden. Das Versetzen soll in der Regel alle zwei bis drei Jahre geschehen. Man gibt den Camellien nicht sehr hohe, wohl aber etwas weite Töpfe; diese müssen immer mit etlichen Scherben und Sand belegt, die Erde nur mit einem dünnen Holze mäßig um den unbeschnittenen Wurzelball angedrückt und leicht begossen werden; auch muß eine versetzte Pflanze vor der Einwirkung des Lichtes so lange geschützt bleiben, bis sie sich nach einigen Tagen gehörig festgesetzt hat.

Die grünen Blattläuse an den jungen Trieben, so wie die Schildläuse an den Blattrippen werden leicht mit einem feuchten Schwamme abgenommen. Die Behandlung der Camellien läßt sich summarisch, wenn man einmal gesunde Pflanzen erzogen hat, also bestimmen: mäßige aber gleiche Feuchtigkeit und Wärme, Licht ohne starke Sonne; Verhütung eines schnellen Wechsels der Temperatur und des Standortes.

Für die schon vorhandenen und noch zu gewinnenden Liebhaber der Camellien wollen wir nach dem Grade ihrer Blühbarkeit, Bau und Färbung einen Theil der zahlreichen Spielarten und Gattungen namhaft machen.

A. Gattungen.

Camellia axillaris vera. — euryoides. — oleifera. — oleaefolia. — sasanqua.	Blüthe weiß und einfach.

B. Spielarten.

a. Leichtblühende.

Camellia japonica alba simplex.	Weiß; einfach.
— amabilis.	
— compacta.	Weiß; doppelt.
— excelsa.	
— palmeri alba	Weiß; halbgefüllt.
— weimaria.	
— alba plena.	Weiß; gefüllt.
— candidissima.	
— splendidissima.	
— amplissima.	Rosenroth; einfach.
— altonia.	
— paeoniflora rosea. (Fig. A unserer Tafel.)	Rosenroth; doppelt.
— sasanqua rosea.	
— dalhiaeflora.	Rosenroth; halbgefüllt.
— lindleya.	
— grandiflora.	Hellkirschroth; einfach.
— plumaria.	
— staminea simplex.	
— aucubaefolia.	Hellkirschroth; doppelt.
— carolus.	
— formosa.	
— rosaeflora.	
— thunbergia.	
— herbertii.	Hellkirschroth; halbgefüllt.
— penciliata.	
— reticulata.	
— excelsiana.	Hellkirschroth; gefüllt.
— humboldtiana.	
— imbricata	
— rosa sinensis.	
— warratah.	
— atroviolacea	Dunkelkirschroth; einfach.
— fulgida.	

Digitized by Google

Camellia japonica	althaeaeflora	Dunkelkirschroth; doppelt.
—	kermesina	
—	rex Bataviae.	
—	lindbria.	Dunkelkirschroth; gefüllt.
—	concinna.	
—	speciosa vara.	
—	monstrosa.	
—	anemonaeflora carnea.	Feischfarbig; gefüllt.
—	incarnata.	
—	derbiana vara	Orangeroth; doppelt.
—	rivinii.	
—	coospicua.	Orangeroth; gefüllt.
—	magniflora plena	
—	Imperialia.	Weiß, rosenroth gefiedert oder punktirt; gefüllt.
—	sabina.	
—	gloria mundi.	
—	punctata plena.	Rosenroth, kirschroth gestreift oder punktirt, gefüllt.
—	variegata plena.	Kirschroth, weiß panachirt; doppelt.

b. Minderblühende.

Weiße.	Camellia japonica	nobilissima.	Doppelt.
Rosenrothe.	—	fasciculata.	Gefüllt.
Hellkirschrothe.	—	crassifolia.	Doppelt.
	—	oxoniensis.	Gefüllt.
Halbkirschrothe.	—	osbornea.	Einfach.
	—	rubricaulia.	Halbgefüllt.
	—	sericea.	Doppelt.
Dunkelkirschrothe.	—	coralliea.	Gefüllt.
	—	egertonia.	Gefüllt.
Fleischfarbige.	—	roseo flavescena.	Gefüllt.
Orangerothe.	—	eximia vera.	Doppelt.
Kirschroth, weiß panachirt.	—	donciari.	Halbgefüllt.
Fleischfarben, weiß gestrelft.	—	swetia vera.	Gefüllt.
Orangeroth, weiß gestreift.	—	waratah flammula.	Halbgefüllt.

c. Schwerblühende.

Weiß.	Camellia japonica	welbanksiana.	Gefüllt.
Rosenroth.	—	expansa.	Halbgefüllt.
Hellkirschroth.	—	elegans.	Einfach.
	—	florida.	Gefüllt.
	—	glorinsa.	Doppelt.
	—	ornata.	Doppelt.
Dunkelkirschroth.	—	lucida.	Doppelt.
	—	rubra plena.	Gefüllt.
Orangeroth.	—	incomparabilis.	Einfach.
	—	atrorubens.	Gefüllt. (Figur B unserer Tafel.)
Kirschroth, weiß gestreift.	—	versicolor.	Doppelt.
	—	cariophyllaeflora.	Einfach.

Die leichtblühenden Sorten sind in der Regel an den grünen Knospen zu erkennen; die weniger leichtblühenden haben mehr gelbliche und die schwerblühenden braune Knospen.

Berge.

Die Insel Pittcairn.

Die englische Regierung wollte den so nutzbaren Brodfruchtbaum auf ihre westindischen Besitzungen verpflanzen und schickte daher im September des Jahres 1787 das Schiff Bounty, unter dem Befehl des Lieutenants Bligh, welcher bereits unter Kapitän Cook auf seinen Reisen als Steuermann gedient hatte, nach der Südsee, um von den dortigen Inseln eine Ladung junger Bäume dieser Art nach Westindien zu bringen. Die Besatzung des Schiffes bestand in Allem aus sechs und vierzig Mann.

Nach einer äußerst beschwerlichen Reise, bei welcher er dreißig Tage lang vergeblich versucht hatte, das Kap Horn zu umschiffen und sich endlich entschließen mußte, um das Kap der guten Hoffnung zu segeln, kam Bligh endlich im October 1788 glücklich in Tahaiti an.

Das Einnehmen der Ladung, wobei die liebenswürdigen Tahaitier sehr behilflich waren, dauerte fünf Monate, vermuthlich, weil es dem Lieutenant Bligh und seiner Mannschaft zu gut in Tahaiti gefiel. Während der ganzen Zeit lebte das Schiffsvolk in der größten Harmonie mit den Insulanern und den Insulanerinnen. Hierin liegt wahrscheinlich auch ein Grund zu Bligh's nachmaligem Schicksal.

Am 4. April 1789 segelte er von Tahaiti ab, landete an einer der Freundschaftsinseln, wo er die verdorbenen Pflanzen durch neue ersetzte, und richtete nun seinen Lauf am 27sten desselben Monats, in der frohen Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, den erhaltenen Auftrag auszuführen, nach Westindien, wohin sich der Segen verbreiten sollte, den die Natur ihren Lieblingskindern in der Pflanze gab, deren Ueberbringer er war.

Aber im Buche des Schicksals stand es anders geschrieben. Die schonungslose Strenge, mit der Kapitän Bligh seine Untergebenen behandelte, die Empörung ihres Ehrgefühls, indem er sogar seinen Steuermann Christian Fletcher einer körperlichen Züchtigung unterwarf, verbunden mit der Erinnerung an die auf Tahaiti so angenehm verlebte Zeit, brachten eine Verschwörung zu Stande, an deren Spitze Christian stand, und deren Absicht dahin ging, sich des Schiffes zu bemeistern, den Befehlshaber mit seinen Anhängern auszusetzen, nach Tahaiti zurück zu kehren, und dem Vaterland auf immer entsagend, dort nur für Genuß und Freude zu leben.

Es war den Verschwörern gelungen, ihre Plane so geheim zu halten, daß weder Bligh noch Jemand der treu gebliebenen Besatzung etwas davon ahnte. Der Aufgang der Sonne am Morgen des 28. Aprils war das verabredete Signal zum Ausbruch des schändlichen Vorhabens. Der Steuermann Christian, welcher

Digitized by Google

gerade die Wache kommandirte, trat mit zwei Unterofficieren und einem Matrosen in die Kajüte des Lieutenants Bligh, der ruhig schlief. Sie fielen über ihn her, banden ihm die Hände auf den Rücken und drohten ihn auf der Stelle zu ermorden, wenn er sich widersetze, oder nur einen Laut von sich gebe. Bligh zeigte sich unerschrocken, suchte sich zu wehren, und da er der Uebermacht weichen mußte, rief er laut um Hilfe; aber die Verschwornen hatten Alle, die nicht in ihrem Komplot waren, in der nämlichen Zeit überfallen und gebunden, so daß der unglückliche Bligh sich also in sein Schicksal ergeben mußte. Er ward nun im bloßen Hemd und gebunden auf das Verdeck gebracht, wo er den treu gebliebenen Theil der Mannschaft, neunzehn an der Zahl, gleichfalls gebunden vorfand. Nun wurde das größte Boot auf das Meer gesetzt, während dessen Bligh sich vergeblich bemühte, die Pflichtvergessenen durch Vorstellungen zum Gehorsam zurück zu bringen. Sie riefen ihm zu, er solle stillschweigen, oder sie würden ihn todt schlagen.

Als das Boot an der Seite des Schiffes bereit lag, ließ man zuerst die gebundenen Officiere und Matrosen, nachdem sie vorher ihrer Bande entledigt waren, hineinsteigen; dann sprach Christian zu Bligh: Nun, Kapitän, Ihre Officiere und Mannschaft befinden sich bereits im Boote, es ist Zeit, daß sie sich hinbegeben; der geringste Widerstand kostet Ihr Leben. Darauf ward er losgebunden und stieg zu seinen treuen Unglücksgefährten hinab, unter den ihm nachgeschrieenen bittern Vorwürfen über seine bisherige Tyrannei. Nachdem das Boot noch mit einigen Lebensmitteln versehen war und man den Unglücklichen auf ihre Bitte einen Kompaß, einen Octanten und an Gewehr nur ein Paar alte Säbel gegeben hatte, zogen die Verschwörer die Segel auf, und überließen das Boot, unter dem jauchzenden Geschrei: Verderben dem Kapitän Bligh! Hurrah O'Tahalti! seinem Schicksal.

Die Erzählung dessen, wie es den unglücklichen Ausgesetzten, ferner ergangen, ist nicht der Zweck unserer Geschichte; indeß könnte es doch manchem unserer Leser angenehm sein, zu erfahren, wie es ihrer ungeheuren Anstrengung gelang, in einem offenen Boote, das nur drei und zwanzig Fuß lang, sechs Fuß neun Zoll breit, und zwei Fuß neun Zoll tief war, mit wenigen Lebensmitteln versehen, ohne Seekarte, den Wellen des Oceans preisgegeben, sich dennoch zu retten.

Als das Boot von dem Schiffe verlassen ward, befand es sich ungefähr dreißig Meilen von der Insel Tofoa entfernt. Es ward beschlossen, an derselben zu landen, um dort einen Vorrath von Lebensmitteln einzunehmen und sodann nach Tongatabu zu segeln, wo man den König der Freundschaftsinseln um die Erlaubniß bitten wollte, unter seinem Schutz das Boot in einen solchen Zustand zu setzen, daß man es wagen könne, mit demselben die Reise nach Ostindien zu machen.

Man landete glücklich bei Tofoa und befestigte das Boot mit einer eisernen Kette an das Ufer; bald stürzte aber eine Menge feindlich gesinnter Wilden hervor, begrüßte die wehrlosen Ankömmlinge mit Steinwürfen, und würde sie bald überwunden haben, wenn der beldenmüthige Unterofficier Martin sich nicht für die Rettung seiner Gefährten aufgeopfert hätte. Er sprang an's Land, machte die Kette, mit welcher das Boot am Felsen befestigt war, schnell los, und hatte nur so viel Zeit, die Worte: fliehet! fliehet! auszurufen, als er von den Wilden erfaßt und gemordet wurde.

Dieser traurige Vorfall benahm den Fliehenden allen Muth, nach Tongatabu oder einer andern von Wilden bewohnten Insel zu segeln. Alle wandten sich nun an Bligh, mit der Bitte, sie nach einem Europäern gehörigen Hafen zu führen, und gelobten ihm zur Ausführung dieses Vorhabens den unbedingtesten Gehorsam durch einen feierlichen Eid. Hierauf faßte Bligh den kühnen Entschluß, durch die Torresstraße nach der Insel Timor zu gehen, wo die Holländer Besitzungen haben. Die Entfernung betrug bis dahin gegen viertausend See- oder tausend deutsche Meilen. Deßhalb mußte bei Vertheilung der Lebensmittel die größte Oekonomie beobachtet werden. Die ganze Mannschaft unterwarf sich willig der Anordnung, daß Jedem täglich nur eine Unze Zwieback und der achte Theil einer Bouteille Wasser gereicht wurde. Schon am andern Tage erhob sich ein Sturm, der so viel Wasser ins Boot warf, daß immerwährend mit der größten Anstrengung geschöpft werden mußte, um es nicht untergehen zu lassen. Bei einem nachmaligen Sturme, verbunden mit starkem Regen, war die geringe Zwiebacks-Provision naß geworden, und hatte sich in einen Brei verwandelt, der nun zur Nahrung dienen mußte, und selbst diese war man genöthigt, nochmals noch mehr einzuschränken, da die Fahrt länger dauerte, als man anfänglich gehofft hatte. So von Hunger, Durst, Anstrengung, Durchnässung, brennenden Sonnenstrahlen und aus allen diesen entstandenen Krankheiten aufs Aeußerste erschöpft, hatten die Unglücklichen nach einer Fahrt von zwei und dreißig Tagen die unbeschreibliche Freude, die Küste von Neuseeland zu erblicken, und bald darauf in die Torresstraße hineinzusegeln. Sie landeten auf einer kleinen unbewohnten Insel nahe an der Küste, und fanden hier allerlei wohlschmeckende Früchte, Austern und das schönste Wasser im Ueberfluß. Mit seligem Gefühl ruhten sie nach langer Zeit, von gesunder Nahrung erquickt, die erste Nacht wieder auf festem Boden, aber beim Aufgang der Sonne zeigte sich ihnen neue Gefahr. Die Wilden hatten sich, mit Speeren bewaffnet, auf der Küste gesammelt und drohten mit einem Ueberfall, weßhalb die Insel schleunigst verlassen werden mußte.

Beim Durchgehen des Kanals war das Wetter schön und die See ruhig. Die Eingebornen winkten mit grünen Zweigen vom Ufer, zur Landung einladend, aber Bligh traute den Gesinnungen dieser kleinen häßlichen Negerrace nicht. Mehrere unbewohnte Inseln dienten zu Ruheplätzen und zur Einnahme von Früchten und frischem Wasser. Man fühlte sich neu belebt, und

Digitized by Google

in der Hoffnung, das Ziel der Leiden, die Insel Timor, nun bald zu erreichen, herrschte die beste Laune.

Aber es war noch weit bis dahin. Nachdem das Boot die Torresstraße verlassen hatte und sich wieder auf hohem Meere befand, trat nach und nach jedes Ungemach mit verdoppelter Kraft wieder ein. Die ganze Mannschaft war krank, einige bis zum Verscheiden. Fast alle hatten die Hoffnung aufgegeben, jemals einen sicheren Hafen zu erreichen, und flehten den Himmel nur an, durch baldigen Tod ihr Leiden zu enden. Bligh selbst, sehr unwohl, bemühte sich, auf alle Weise seinen Untergebenen Muth einzuflößen, und gab ihnen die Versicherung, daß sie nun bald landen würden.

Er hielt auch Wort. Am 12. Juni, Morgens um drei Uhr lag die Insel Timor mit ihren hohen Gebirgen in freundlicher Majestät vor ihnen. Wie ein electrischer Schlag durchzuckte dieser Anblick die erschöpften Glieder der Kranken. Sie erhoben ihre Hände zum Himmel und nie ist wohl ein Dankgebet inniger gewesen.

Die holländische Niederlassung Cupang ward nun in zwei Tagen erreicht, und der dortige Gouverneur nahm die Geretteten menschenfreundlich auf. Bis auf Einen, dessen Lebenskraft gänzlich erschöpft war, ward die Gesundheit Aller bald wieder hergestellt, und Bligh fand Gelegenheit, mit seinen Unglücksgefährten nach England zu schiffen, wo sie im März 1790 anlangten.

Man sollte glauben, daß die scharfe Lehre, welche Bligh vom Schicksal empfangen hatte, ihn für die Zukunft vorsichtiger gemacht habe, aber er verläugnete seinen Charakter nie. Als Befehlshaber eines Linienschiffs veranlaßte er durch seine Strenge wieder eine Verschwörung, und da er nachmals Gouverneur von Neusüdwallis war, brach auch dort aus der nämlichen Ursache eine Empörung aus.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Geschichte unserer Kolonie auf der Pittcairn-Insel zurück. Die Rebellen der Bounty wählten, nachdem ihr Verbrechen gelungen war, einstimmig Christian Fletcher zu ihrem Kapitän und nahmen ihren Kurs nach Tahaiti. Auf dem Wege dahin kamen sie zu der kleinen, hohen und stark bevölkerten Insel Tabnai, welche im Jahr 1777 von Cook gesehen worden, und faßten den Entschluß, sich dort niederzulassen. Als sie einen Hafen ausfindig gemacht hatten, ward das Schiff mit vieler Mühe durch die Corallenriffe in denselben hineingebracht. Die Eingebornen empfingen die Ankömmlinge sehr freundlich, und sahen nicht nur ruhig zu, als diese auf der Landspitze beim Hafen eine Festung zu bauen anfingen, sondern reichten selbst hilfreiche Hand dazu. Indessen dauerte diese Einigkeit nicht lange. Christian und seine Gefährten wurden, im Vertrauen auf die Ueberlegenheit ihrer Waffen, bald sehr übermüthig, und empörten die guten Insulaner vorzüglich durch das Rauben ihrer Frauen. Christians Mannschaft ward plötzlich überfallen; er zog sich aber mit ihr auf eine Anhöhe zurück, wo das Gewehrfeuer eine große Niederlage unter den Wilden hervorbrachte, während Christian nur einen Verwundeten und gar keinen Todten hatten. Dennoch fanden die Sieger es nicht rathsam, auf Tabnai zu bleiben. Sie schifften sich wieder ein und segelten nach Tahaiti.

Während dieser Ueberfahrt hatte sich Christians eine tiefe Melancholie bemeistert. Gewissensbisse und trübe Aussichten in die Zukunft folterten ihn. Er schloß sich in seine Kajüte ein, kam nur selten zum Vorschein, und sprach nur wenig Worte.

Als die Bounty bei Tahaiti die Anker geworfen hatte, kam eine Menge Eingeborner an den Bord, freuten sich, ihre Freunde wieder zu sehen, waren aber sehr erstaunt, den Kapitän und einen Theil der Mannschaft nicht vorzufinden. Christian erzählte ihm, daß Kapitän Bligh sich mit dem fehlenden Theile der Mannschaft auf Tabuai niedergelassen habe, wo er König der Insel geworden, er aber mit dem übrigen Theil der Mannschaft sich lieber hierher begeben hätten, wo sie unter ihren Tahaitischen Freunden ihr Leben zu beschließen wünschten.

Das gutmüthige Völkchen glaubte diesem Vorgeben vollkommen, und hatte eine Freude darüber, seine Freunde auf immer bei sich zu behalten. Christians geheime Absicht aber war, auf einer noch unbekannten und unbewohnten Insel eine Niederlassung zu gründen, da er leicht voraussehen konnte, daß Tahaiti der erste Ort sein würde, wo die englische Regierung die Verbrecher suchen ließe, wenn sie Kenntniß von ihrer That erhielte. Er war mit vielen seiner Gefährten unzufrieden, oder fand sie zu Ausführung seines Vorhabens nicht geeignet. Deßhalb theilte er es nur acht Personen von seiner Mannschaft unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit. So entstand eine zweite Verschwörung gegen die Mitschuldigen der ersten.

Christian und sein neues Complot benutzten die Gelegenheit, als Alle, die nicht zu demselben gehörten, am Lande waren, die Anker zu kappen, und mit acht Tahaitiern und zehn Weibern, die sie an sich gelockt hatten, in See zu stechen. Nachdem sie mehrere Wochen auf dem Meere umhergeirrt waren, kamen sie zufällig zu der von Carteret im Jahr 1767 entdeckten Pittcairn-Insel, welche nur von geringem Umfang ist, hohen, felsigen, aber fruchtbaren Boden hat, und diese unbewohnt fanden. Nachdem Christian und seine Gefährten sie näher untersucht, und die sehr üppige Vegetation sie vorzüglich gereizt hatte, beschlossen sie, sich hier auf immer niederzulassen, wo sie der übrigen Welt verborgen zu bleiben und dadurch einer wohlverdienten Strafe zu entgehen hofften.

Alle Bemühung, einen Hafen zu entdecken, wo die Bounty einlaufen könnte, war vergebens. Es ward also beschlossen, unter dem Winde ans Land zu segeln, die Ladung zu bergen, und alsdann das Schiff zu zerstören, damit es den in der Folge vielleicht Vorbeisegelnden den Aufenthalt der Verbrecher nicht verrathe.

Dieser Plan ward sogleich in Ausführung gebracht. Man suchte zwischen den Felsen einen Platz aus, wo die, auf den Strand zu setzende Bounty nicht sogleich von den Wellen zertrümmert werden konnte, und nach-

Digitized by Google

dem sie festen Grund gefaßt, wurde die Ladung mit der größten Thätigkeit an das Land gebracht, das Schiff aber verbrannt.

Im Anfang litt die kleine Kolonie Mangel an Lebensmitteln, da sich auf der Insel weder Brodfrucht- noch Cocosbäume fanden, weßhalb sie sich mit Wurzeln und Fischen begnügen mußten. Für die Zukunft war indessen reichlich gesorgt. Alle für Westindien bestimmt gewesenen Pflanzen waren unbeschädigt gelandet und wurden sogleich versetzt. Es nahm freilich Zeit weg, ehe die Brodfrucht- und Cocosbäume Früchte trugen; aber die süßen Pataten, Jams Tarowurzeln und dergleichen belohnten schon im folgenden Jahre die Mühe des Pflanzens sehr reichlich.

Die Einigkeit unter den Kolonisten, deren allgemein anerkanntes Oberhaupt Christian war, schien auf immer begründet. Jedem war sein Stück Land angewiesen. Es entstanden niedliche Hütten, und emsig angebaute Pataten-, Jams- und Tarofelder schmückten die Wildniß. Nach Verlauf von drei Jahren ward Christian Vater von einem Sohne, welchen er Freitag Fletcher October Christian nannte, dessen Geburt ihn aber zum Wittwer machte. Da er nun große Neigung fühtte, wieder zu heirathen, alle Weiber aber schon Männer hatten, so machte er einem Tahaitier die seinige abspänstig, worüber dieser so in Wuth gerieth, daß er einen Zeitpunkt benutzte, wo Christian allein auf seiner Pflanzung arbeitete, ihn plötzlich überfiel und ihn ermordete. Diese That ward sogleich bekannt und empörte einen Engländer so, daß er seine Flinte ergriff und den Mörder niederschoß.

Hierdurch auf das Höchste gereizt, überfielen die Tahaitier die Engländer in einer Nacht unversehens und ermordeten Alle bis auf einen, Namens Adams, den sie auch für todt hielten, der aber nur schwer verwundet war, und dem es mit großer Anstrengung gelang, sich in den Wald zu schleppen und da zu verbergen, so daß die Mörder ihn auch am Tage nicht fanden.

Als die Weiber die gräßliche Ermordung der Engländer sahen, die sie lieber hatten, als ihre Landsleute, geriethen sie in Verzweiflung und lechzten nach Rache, die sie auch gleich in der folgenden Nacht befriedigten, indem sie sämmtliche Tahaitier im Schlafe überfielen und erschlugen.

Am Morgen, sobald es hell ward, eilten die blutbefleckten Mörderinnen wieder zu den Leichen der Engländer und fanden, daß Adams unter ihnen fehlte, wodurch sie auf die Vermuthung kamen, daß er sich gerettet und verborgen haben könnte, obgleich auch in seiner Hütte noch Blut am Boden lag. Sie durchstrichen nun den Wald nach allen Richtungen, um ihn zu suchen, bis sie ihn endlich in seinem jämmerlichen Zustande fanden. Sie verbanden seine Wunden, trugen ihn eine Hütte, und durch ihre vereinte Pflege und Anwendung heilender Kräutersäfte gelang es bald, den jungen, kraftvollen Mann herzustellen. Er ward ihr gemeinschaftliches Oberhaupt, dem sie willigen Gehorsam leisteten, und, nach seinem Zeugnisse, einander nie durch Zank oder Streit das Leben verbittert haben.

Bis zum Jahre 1803, also 14 Jahre blieb Adams mit seiner Nachkommenschaft der übrigen Welt verborgen. Da landete aber der englische Schiffskapitän Folgier, von Canton nach Chili segelnd, an der Pittcairninsel, wo er sehr erstaunt war, ein Völkchen zu finden, daß ihn in englischer Sprache begrüßte, große Bekanntschaft mit europäischen Sitten verrieth und dessen Farbe und Gesichtszüge sogar auf Abstammung von Europäern deuteten. Adams selbst löste ihm dies Räthsel. Folgler stattete der englischen Regierung über diese Entdeckung Bericht ab, wobei er aber die Lage der Insel so falsch angab, daß man sie für eine neu entdeckte hielt, bis die englische Fregatte Breton im Jahr 1814 auf ihrer Fahrt von den Marquesasinseln nach der Küste von Chili gleichfalls auf die Pittcairninsel stieß, welche nach ihres Entdeckers, Carteret, Angabe für unbewohnt gehalten wurde. Indessen ward die Besatzung der Fregatte bald durch den Anblick niedlicher Hütten und kultivirter Felder überrascht. Auch versammelten sich Menschen am Ufer, die durch freundliche Zeichen zum Landen einluden. Einige stießen sogar mit vieler Gewandtheit ihre kleinen Kähne durch die Brandung in die See und ruderten dem Schiffe entgegen.

Man war eben im Begriff, sie in der Sprache der Südseeinsulaner anzureden, als sie sich in reinem Englisch nach dem Namen des Schiffs und des Befehlshabers erkundigten. Der Kapitän antwortete selbst, setzte die Unterredung fort, die immer interessanter wurde, und lud die Insulaner ein, an Bord zu kommen, welches sie auch gleich mit der größten Unbefangenheit thaten, und selbst dann, als sie von der Mannschaft umringt und mit Fragen bestürmt wurden, nichts von der Scheu verriethen, welche den meisten Südsee-Insulanern eigen ist.

Der junge Mann, der zuerst das Schiff betrat, grüßte den Kapitän mit vielem Anstand, wünschte ihm einen guten Morgen und fragte dann: ob er in England einen Mann, Namens William Bligh kenne. Dadurch ging plötzlich über die räthselhaften Pittcairn-Insulaner ein Licht auf, und sie wurden dagegen gefragt: ob jemand auf der Insel sei, der Christian heiße. „Nein, der ist todt, aber sein Sohn befindet sich auf dem Bote, das eben ankommt," war die Antwort, welche den Ursprung der Kolonie außer allen Zweifel setzte.

Man erfuhr nun ferner, daß die ganze Bevölkerung der Insel aus acht und vierzig Menschen bestehe, daß die Männer nicht vor dem zwanzigsten Jahre heirathen und nur eine Frau haben dürften, daß Adams sie in der christlichen Religion unterrichtet habe, daß ihre gewöhnliche Sprache die englische sei, sie aber auch Tahaitisch verständen und daß sie den König von England als ihren Herrn anerkannten. Auf die Frage, ob sie nicht Lust hätten, auf der Fregatte mit nach Eng-

Digitized by Google

land zu gehen, erwiederten sie: Nein, wir sind verheirathet und haben Kinder.

Der Anblick des Schiffes war ihnen nicht neu. Sie erzählten, daß Kapitän Folgier auf ihrer Insel gewesen sei. Aber ein kleiner schwarzer Pudel, den sie plötzlich erblickten, jagte sie in Furcht. „Das ist gewiß ein Hund, riefen sie, wir haben zwar noch keinen gesehen, aber wir wissen, daß er beißt.“ Indessen überzeugten sie sich bald von der Gutmüthigkeit des Thiers und spielten mit ihm.

Jetzt wurden sie in die Kajüte geführt und dort mit einem Frühstück bewirthet, wobei sie sich sehr bescheiden betrugen und im Gespräch vielen natürlichen Verstand blicken ließen. Vor dem Essen beteten sie und ließen es sich dann sehr wohl schmecken.

Mit vieler Mühe landete der Kapitän auf der Insel. Ein anmuthiger Weg, zwischen gepflanzten Gruppen von Cocos- und Brodfruchtbäumen führte ihn zu einem kleinen sehr hübsch gelegenen Dörfchen, dessen niedliche Häuser zwar klein, aber bequem eingerichtet und erstaunlich reinlich waren.

Eine von Adams Töchtern, ein junges hübsches Mädchen, empfing die Gäste auf einer Anhöhe und führte sie zu ihrem Vater, einem Greise von sechzig Jahren, der aber noch ein sehr rüstiges Aussehen hatte.

Das Gespräch fiel natürlich bald auf Christians Verschwörung, und Adam behauptete, keinen Theil daran gehabt, selbst bis zum Ausbruch nichts davon gewußt zu haben; aber mit Abscheu sprach er von der Art, wie Bligh sowohl seine Officiere als Matrosen behandelt habe.

Der Kapitän machte Adams den Vorschlag, ihn nach England zu bringen. Das ward bald bekannt. Fast die ganze Kolonie versammelte sich und Alle baten mit Thränen, ihnen den guten Vater Adams zu lassen. Eine Scene, welche selbst die Engländer rührte.

Die Pittcairninsulaner sehen Alle wohl aus, haben schöne Zähne und schwarzes Haar. Der Wuchs der Männer ist schlank und ihre gewöhnliche Länge fünf Fuß zehn Zoll. Die Kleidung beider Geschlechter besteht in einem Mantel, wie der Chilische Pancho, und auf den Köpfen tragen sie Hüte von Schilf, mit Federn geschmückt. Sie haben noch eine Menge alter Kleider von dem Schiffe Bounty her, aber sie tragen sie nicht, und beweisen darin mehr Geschmack, als ihre mütterlichen Vorfahren, die Tahaiterinnen. Die Insel gewährt einen äußerst anmuthigen Anblick und soll überaus fruchtbar sein. Im Innern findet man das Schwein verwildert.

Sieben Jahre später als der Breton, berührte das amerikanische Handelsschiff, der Adler, die Pittcairninsel. Der Kapitän fand die Bevölkerung schon bis gegen hundert Menschen angewachsen. Er war entzückt über die Ordnung, die er bei ihnen gefunden hatte. Adams herrschte als väterlicher König, schlichtete alle Streitigkeiten, und Niemand wagte es, gegen seine Entscheidung auch nur eine Einwendung zu machen. Jeder Familie war ein eigenes Stück Land zum Anbau angewiesen. Die Felder lagen abgemessen neben einander, waren mit Fleiß bearbeitet und am häufigsten mit süßen Pataten und Jamswurzeln bestellt. Sonntags versammelte sich die Kolonie vor Adams Wohnung, wo er ihnen aus der Bibel vorlas und sie zur Eintracht und guten Aufführung ermahnte. Jeden Abend nach dem Untergang der Sonne, wenn in diesem schönen Klima eine wohlthätige Kühle die Einwohner nach der Tageshitze erquickt, schloß die Jugend einen Halbkreis um den geliebten Vater Adams, der ihr Geschichten aus dem Vaterlande erzählte und sich bemühte, ihre Moralität zu befestigen. Auch machte er sie mit andern Ländern und Völkern bekannt, sprach von Kunst und Erfindungen, von Gebräuchen, Lebensweise und Sitten in Europa. Kann man gleich bei Adams nicht viele Kenntnisse voraussetzen, so ist es doch gewiß, daß er seine Kolonie auf eine Stufe der Bildung gebracht hat, von der sie leicht zu völliger Civilisation gelangen kann. Seine aufmerksamen Zuhörer behielten Alles genau, und sind zum Erstaunen mit den Sitten und Gebräuchen civilisirter Menschen bekannt.

Schimpfworte hat Adams strenge verpönt. Als einige Insulaner das Schiff besuchten und einen Matrosen schimpfen hörten, fragten sie voll Erstaunen den Kapitän, ob es denn in seiner Heimath erlaubt sei, sich solcher Ausdrücke zu bedienen. Vater Adams habe sie gelehrt; wie schlecht es sei, seinen Nebenmenschen, auch nur durch Worte, zu kränken.

Der Kapitän versicherte, den Charakter und das Betragen dieses liebenswürdigen Völkchens nicht genug loben zu können, und schrieb es der Lehre und dem Beispiele ihres Patriarchen zu. Dieser gute alte Mann war indessen sehr in Sorge wegen der Zukunft. „Ich kann, sagte er, nicht lange mehr leben. Wer soll mein begonnenes Werk fortsetzen? Meine Kinder stehen noch nicht so fest, daß sie nicht in Irrthümer zurückfallen könnten. Ein guter gesitteter Mann von einer civilisirten Nation muß sie leiten.“

Auf Tahaiti, erzählt der Weltumsegler Kotzebue, fand ich eine von Adams Frauen, die mit einem europäischen Schiffe dahin gekommen war, und von der ich Manches erfahren habe, was oben unter den übrigen Nachrichten eingeschalten worden. Sie sprach ziemlich fertig englisch, nur in einem fremden Dialekt. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande, die überall so mächtig wirkt, hatte diese alte Frau bewogen, in dasselbe zurückzukehren. Anfänglich war ihre Absicht gewesen, ihr Leben dort zu beschließen; das hatte sich aber schon geändert. Sie versicherte, die Menschen wären hier weit schlechter, als in ihrem kleinen Paradiese, wohin sie sich sehr zurücksehnte. Ihren Adams pries sie sehr hoch, und behauptete, daß kein Mensch auf der Welt würdig sei, ihm gleichgestellt zu werden. Von dem Morde, den die Tahaitier an den Engländern begangen, sprach sie noch mit einiger Wuth und prahlte mit der Rache, die sie genommen.

Adams hatte ihr den Auftrag gegeben, die Missionäre auf Tahaiti um einen Nachfolger für ihn zu

Digitized by Google

ersuchen, da er sehr alt und schwächlich sei. Auch hatte er den Plan, einige Familien nach Tahaiti zu versetzen, da die Bevölkerung seiner Insel im Verhältniß des urbaren Landes bald zu groß zu werden schien. Den Nachfolger Adams wird die tahaitische Mission nicht ermangeln, dahin zu schicken, da sie dadurch auch die Pittcairninsel unter ihre Botmäßigkeit bekommt. Möge Adams väterliche Regierung keiner schlimmeren Platz machen und seine praktische Weisheitslehre nicht in leeren Formen untergehen.

Die englische Regierung schickte im Jahr 1791 die Fregatte Pandora unter dem Befehle des Kapitäns Edwards nach der Südsee, um die Empörer gegen Bligh aufzusuchen. Er fand diejenigen, welche in Tahaiti zurückgeblieben waren und brachte sie nach England, wo sie, der Strenge der Gesetze verfallen, zum Tode verurtheilt und nur wenige begnadigt wurden.

Dies die vollständige, wenn auch kurze Geschichte der Pitteairninsel, welche einen recht hübschen Stoff zu einer Robinsonade liefern würde, ohne daß die Phantasie sich sehr anzustrengen brauchte, zu dem Wahren viel Erdichtetes hinzuzufügen.

Anweisung, Schmetterlings-Raupen und Puppen für die Sammlung zuzubereiten.

Die meisten Schmetterlingssammler, zumal wenn sie schon größere Sammlungen besitzen und in ihrer Gegend nicht mehr viel Neues zu finden hoffen dürfen, wünschen gewiß auch eine Sammlung ihrer Lieblinge in ihren ersten Zuständen, wenigstens von der am leichtesten zu erlangenden Raupe und Puppe zu haben, können aber diesen Wunsch nicht befriedigen, weil ihnen die dazu nöthigen Kenntnisse und Hilfsmittel mangeln. — Das Ausblasen der Raupen, worüber in den meisten entomologischen Schriften Abhandlungen und Anweisungen zu finden sind, ist zu umständlich, zeitraubend und liefert am Ende doch nur schlechte Produkte. Eine ausgeblasene Raupe verliert ihre natürliche Gestalt, weil die in die Bauchringe eingezogene und in Falten gelegte Haut durch Ausdrücken der Gedärme, wodurch alle Muskeln losgerissen werden, und durch starkes Aufblasen so sehr ausgedehnt wird, daß die Raupe oft nur schwer zu erkennen ist. Sodann verändern viele Raupen ihre Farben: die grüne geht in die gelbe oder hellbraune, die rothe in die braune Farbe über; den behaarten Raupen gehen durch das Ausdrücken die Haare aus, und was hiernach davon noch stehen bleibt, brennt bei'm Aufblasen über glühenden Kohlen vollends hinweg, durch welches alles die natürliche Gestalt und Schönheit der Raupe eine Veränderung erleidet oder oft ganz verloren geht.

Um diese Uebelstände zu vermeiden, stopfte ich die Raupen mit feinem Sand oder feingehackter Baumwolle, welche ich nach der Hautfarbe der Raupe färbte, aus, wodurch bei gehöriger Aufmerksamkeit wirklich schöne Stücke geliefert werden können. Allein es geht auch dieses nicht bei allen Raupen an, denn zumal den Bärenraupen brechen gerne die Haare ab, welche dann häufig den Ausstopfern in den Fingern stecken bleiben und Entzündung, Geschwulst und Schmerzen verursachen.

Eine allen Ansprüchen des Entomologen vollkommen genügende Weise, die Raupen aufzubewahren, ist mir, ich muß es gestehen, auch nicht bekannt; jedoch bediene ich mich einer Methode, welche Vorzüge vor allen andern, mir bekannten, hat. Ich meine das Pressen oder Einlegen der Raupen nach Art der Pflanzen. Auf diese Art können nach einiger Uebung alle Raupen zubereitet und aufbewahrt werden, und der größte Theil derselben erhält sich sehr schön, ja sogar die grüne Farbe erleidet, bei gehöriger Vorsicht, keine Veränderung, und die schöne grüne Raupe des Lindenschwärmers (Sphynx Tiliae) behält ihre Schönheit vollkommen. Auch die behaarten Raupen können gepreßt werden, ohne die Haare zu verlieren, was gewiß wesentliche Vortheile sind. Eine solche Sammlung paßt alsdann nicht übel, da alle Raupen plattgedrückt sind, zu einer Sammlung auf Papier abgedruckter Schmetterlinge, nimmt sich aber auch als besondere Sammlung in niedern Kästchen aufgestellt recht gut aus, und hat dabei ihren nicht zu verkennenden naturhistorischen Werth.

Wenn man Raupen erhält, die man pressen will, so kann man solche, wenn sie nicht mit hellen oder bunten Farben prangen, deren Schönheit verloren gehen könnte, eine Zeitlang in Weingeist, Alkohol oder sonstigen starken Branntwein legen, wodurch sie bald getödtet werden. Ziert aber die glatte Haut eine schöne Farbe, z. B. Grün, Roth, Blau, Gelb ꝛc., so ist es nicht rathsam, sie vorher auf diese Weise zu tödten, da der Weingeist gar zu leicht solche schöne Farben zerstört oder in eine andere verändert, was mir öfters begegnet ist; man muß dann solche lebendig zum Pressen vorbereiten *).

Zuerst schneidet man mit einem feinen Scheerchen am After eine nach dem Verhältnisse der Raupe größere oder kleinere Oeffnung ein, damit beim Pressen hiedurch die Gedärme sich nach und nach entleeren können, was nothwendig geschehen muß, wenn man nicht Fäulniß befürchten will. Hierauf nimmt man ein altes gut planirtes Buch zur Hand, legt die Raupe in derjenigen Lage, welche sie getrocknet erhalten soll, zwischen zwei Blätter desselben, so daß nur die Afteröffnung ein wenig daraus hervorsteht, um den Eingeweiden einen freien Ausgang zu lassen; worauf das Buch zugemacht und, wenn es nur dünne, mithin leicht ist, mit Etwas beschwert wird; ein zu großer Druck würde jedoch gleich anfangs schaden und darf deswegen erst angewendet werden, wenn die Raupe dem Trocknen schon nahe ist, um alsdann das Einschrumpfen des leeren Balges zu verhindern, was sonst gerne zu geschehen pflegt. Man

*) Dies ist eine grausame Methode, welche wir nur billigen können, wenn wissenschaftliche Zwecke sie nothwendig machen; unsern jüngeren Lesern, deren Sammlungen nur zum Vergnügen angelegt werden, mögen wir sie nicht empfehlen.

Die Redaction.

Digitized by Google

sieht von Zeit zu Zeit nach und kehrt die Raupe wohl auch um, oder bringt sie zwischen zwei frische Blätter, falls die ersten beschmutzt wären. Um das Trocknen zu befördern, was ich namentlich bei schönfarbigen Raupen anrathen möchte, ist es gut, wenn man das Buch auf den geheizten Stubenofen, Bäcker- oder andern Backofen, oder auch nur in die heiße Mittagssonne legen kann. In 4—8 Tagen werden die meisten eingelegten Raupen getrocknet sein, auf dem geheizten Ofen aber noch früher, und können alsdann auf der untern Seite mit ein Paar Tropfen Spicköl bestrichen, in die Sammlung gebracht, entweder an eine Nadel gespießt, oder auf den Boden des Kastens oder auf besondere Papierblätter geleimt werden. — Um die Füße der Raupe deutlich zu zeigen, wird sie seitwärts gepreßt; soll aber besonders die Rücken- und Bauchzeichnung hervorgehoben werden, so geschieht die Pressung von oben nach unten. —

Auf diese Art zubereitete Raupen waren nach zwölf Jahren noch eben so schön, wie frisch gepreßt.

Die Zubereitung der Puppen verursacht weniger Mühe, und sie dürfen nur in Weingeist gelegt und dadurch getödtet, die kleinen sodann an Nadeln gespießt, die großen aber am Bauch aufgeschnitten, die Flüssigkeiten mit einem Ohrlöffelchen ausgenommen, mit Löschpapier ausgetrocknet und mit feiner Baumwolle ausgestopft, bis zur gänzlichen Trocknung mit einem Faden umbunden, und sodann wie jene in der Sammlung aufbewahrt werden.

Um Schmetterlingseier aufbewahren zu können, müssen sie durch Wasserdampf oder Ofenhitze getödtet und sodann auf Papier geleimt werden, wobei es zweckmäßig ist, die natürliche Unterlage, Baumrinde, Blatt ꝛc., worauf sie gelegt und gefunden waren, zugleich zu erhalten. L. Landbeck.

Eidechsenartige Reptilien.

(Tafel 11.)

Die Eidechsen machen im Systeme Oken's die vierte Ordnung aus, welche in drei Zünfte getheilt ist, nämlich: Schleichen, Schuppeneidechsen und Schieneneidechsen. Erstere Zunft ist in zwei Unterabtheilungen geschieden, in Kurz- und Langschwänze, ebenso jede der beiden andern Zünfte in Kurz- und Langköpfe. Jede Zunft theilt sich noch weiter in vier Sippen, welche bei den Schuppeneidechsen Rundköpfe, Eckköpfe, Plattköpfe und Kegelköpfe heißen. Die auf unserer Tafel abgebildeten Thiere gehören zu den Plattköpfen. Es ist die grünliche Färbereidechse, **Polychrus virescens** oder wie sie sonst heißt, die gemeine Marmoreidechse, **Polychrus marmoratus**. Sie ist ausgezeichnet durch einen sehr langen und dünnen Schwanz, kleine Schuppen, getäfelten Kopf, Kiefer- und Gaumenzähne; sie hat Schenkeldrüsen, ein Ohrfell und eine kammartige Kehlhaut, welche aufgeblasen werden kann.

Die ganze Länge des ausgewachsenen Thieres beträgt 21 Zoll; der Schwanz ist zweimal so lang als der Leib. Die Färbung ist sehr angenehm braun, unten weißlich mit etwas grün. Letztere Farbe zeigt sich auch an den Seiten des Körpers, und ist daselbst jederseits von etlichen branngelben rundlichen Flecken unterbrochen. An mehreren Stellen des Kopfes und der Füße ist das Grüne noch lebhafter; von den Augen gehen mehrere schwarze Streifen aus, welche gegen die Schultern aufhören. Bei jüngeren Thieren ist die Färbung weniger schön, und besteht an den obern Körpertheilen aus einem düsteren Braun, an welchem das Grüne und die braungelben Flecken erst mit den folgenden Häutungen hervortreten. Der Augenstern ist goldgelb.

Das Vaterland dieser schönen Eidechse ist das heiße Amerika, wo sie gewöhnlich Chamäleon genannt wird. Besonders findet man sie in den Wäldern von Brasilien, Guyana, Surinam, Cayenne und auf Rio. Sie ist übrigens nicht sehr häufig, lebt auf Bäumen, auf welchen sie sehr behend umhergeht und Ameisen, Käfer und andere Insekten fängt, welche ihre Nahrung ausmachen. Im Zorn treibt sie ihre Kehlhaut auf. Eine höchst merkwürdige Erscheinung zeigt sich uns hinsichtlich der Farbe der sehr großen Lungen dieser Thiere. An diesen sehen wir nämlich die braune und grüne Farbe, womit der Körper äußerlich geziert ist, so zwar, daß sie die beiden Farben willkührlich wechseln können, und auf diese Wise die Seitenäste der Lungen bald die braune, bald die grüne Farbe annehmen, und diese Töne heller oder dunkler spielen.

Das Weibchen legt im Mai 10—12 Eier, welche von Farbe weiß sind und die Größe und Gestalt der Haselnüsse haben. Berge.

Von Teichen und ihren Bewohnern.

Für den Landbewohner und Gutsbesitzer ist die Anlegung von Teichen und ihre Bevölkerung durch sogenannte Süßwasserfische, welche im Gegensatze von den Seefischen so genannt werden, von größester Bedeutung. Teich heißt aber jede Ansammlung von Wasser auf der Erdoberfläche, welche durch natürliche oder künstliche Ufer eingeschlossen ist und besonders zur Haltung von Fischen dient. Man hat drei Arten von Teichen. Solche, deren Bestimmung es ist, die junge Brut zu erzeugen und die Strich- oder Laichteiche genannt werden, dann die Streckteiche, wohin man die zwei- oder dreijährigen Fische bringt, damit sie wachsen, und endlich die Haupt- oder Satzteiche, in denen die Fische fett werden müssen, um zum Verspeisen die gehörige Tauglichkeit zu erlangen. Es wird stets gut sein, die Teiche in der Nähe von Dörfern oder großen Meiereien anzulegen, damit sie durch den Wasserabfluß solcher Lokalitäten genährt und unterhalten werden können. Ferner ist es nöthig, daß die oben genannten drei Gattungen von Teichen von verschiedener Größe sind, so zwar, daß der Strichteich der kleinste, der Hauptteich aber der größte sei.

Beim Anlegen eines Teiches muß man vorzüglich auf den Boden sein Augenmerk richten. Schieferboden ist nicht günstig, viel besser ist Kies, geht jedoch der

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schenck in Stuttgart

1843

Digitized by Google

Digitized by Google

Schiefer nicht sehr tief, und stößt man schon bei oberflächlichem Graben auf gelben Lehm, so ist es gut. Auf dem Schiefergrund kann der Fisch nicht hinlängliche Nahrung finden; das Wasser ist dann zu kalt und hart und enthält nicht die nöthigen Stoffe zur Bildung von Larven, Insekten, Würmern und der unendlichen, für unser Auge unbemerkbaren Thierwelt, aus denen die Fische ihren Unterhalt ziehen. Der Rand des Teichkessels oder der Theil des Dammes, der die Kappe genannt wird, senke sich in sanftem Abhange nach der Mitte, damit die Fische die Insekten haschen können, die sich in den Gräsern aufhalten, welche auf den Abhängen wachsen. Hier legen sie auch am Liebsten ihren Laich. Die Mitte des Teiches, welche dem Fische zum Nachtquartier dient und wohin er sich auch während sehr heißer und stürmischer Tage zurückzieht, muß mit einer Art von Pallisaden umgeben werden, um nächtlichen Fischdieben den Spaß zu verderben. Denn so wie in den Forstgehegen Wilddiebe, so gibt es auf fischreichen Teichen Fischdiebe. Jene Pallisaden aber zerreißen ihre Netze und sie müssen sich dort mit Schaden zurückziehen, wo sie unrechtmäßigen Vortheil zu finden erwarteten.

Wann die Zeit des Fanges gekommen ist, so gräbt man unmittelbar vor dem Zapfen (der Schleuse, wodurch das Wasser abgelassen wird), das Kesselloch, welches tiefer als die Mitte des Teiches sein muß, und wohin sich, je mehr von dem Gewässer abfließt, nach und nach alle Bewohner des Teiches zurückziehen. Hier kann man sie dann mit Netzen oder Hamen fangen. Ist so der Fang beendigt und der Teich vollständig geleert, so empfängt er neuen Satz, der sogleich aber frischen Zufluß von Wasser haben muß. Den Schlamm darf man nicht entfernen; man begnüge sich, nur Binsen und Röhricht auszureißen. Der Schlamm selbst bringt Gräser und Kräuter in Menge hervor, welche der Fischjugend, die nunmehr den Teich auf's Neue bevölkert, die zuträglichste Nahrung gewährt.

Will man einen Teich trocken legen, so muß man mit großer Vorsicht dabei zu Werke gehen. Die Schleusen müssen alsdann anfangs nur spärlich geöffnet werden, damit nur ein dünner Wasserstrahl daraus abfließen könne. Es ist besser, mehrere Tage, ja wohl eine ganze Woche mit diesem Geschäfte zu verbringen, als durch Uebereilung die Sache zu verderben. Ein zu schneller Abfluß würde die Fische in den Schlamm ziehen, wo sie sich leicht verlören, während die Bedächtigkeit bei der Operation sie sicher in das Kesselloch leitet. Beim Fange halte man stets große Gefäße mit klarem Wasser zur Hand, um die erbeuteten Fische zu waschen und auch zu erfrischen, denn wenn man es an dieser Vorsichtsmaßregel fehlen ließe, so hätte man nichts als erstickte Fische gewonnen.

Während der regnerischen Jahreszeit empfangen die Teiche zugleich mit dem Zuwachs an Wasser eine beträchtliche Anzahl von Gewürm, von Insekten und selbst von Pflanzentheilen, während der Morast, der von den Ufern in den Teich fließt, der Fruchtbarkeit der Wasserpflanzen zu Gute kommt, welche die Fische mit großer Gier suchen. Sollte jedoch die Wassermasse durch anhaltenden Regen zu sehr anschwellen, so lasse man sogleich etwas Wasser mit Vorsicht abfließen, denn nichts ist für die Fischzucht verderblicher, als das Austreten der Teiche, wobei die Fische mit entweichen. Und wenn sie selbst nur aus einem Teich oder Bassin in ein anderes hinübergezogen werden, so wirkt dieß schon nachtheilig, denn die Nahrung ist dann nicht mehr im gehörigen Maße vorhanden, und die größern Fische schaden den kleinern, so daß am Ende die ganze Sippschaft verdirbt und eingeht. Ein zu anhaltender und heftiger Regen hat aber auch noch den Nachtheil, daß er das Wasser des Teiches trübt, den Schlamm aufrührt und dadurch dem Wachsthum der Fische hinderlich ist.

Jedweder Schatten ist den Bewohnern der Teiche schädlich und die Fäulniß der abgefallenen Blätter ist besonders dem Laiche verderblich, daher ist es durchaus nicht gerathen, die Ufer mit Bäumen und Gesträuchen zu bepflanzen. Wünscht man, des schönern Anblicks wegen, den Wasserspiegel mit einem grünen Rahmen einzufassen, so pflanze man in gemessener Entfernung vom Ufer. Auf solche Weise können Bäume sogar nützen, indem sie der Oberfläche des Wassers durch ihr Wehen eine erfrischende Bewegung zuführen, etwas, was den Fischen sehr zuträglich ist, während stehende und sumpfige Teiche, die dem Einflusse des Luftzuges nicht preisgegeben sind, niemals fette und wohlschmeckende Fische liefern.

So wie ein gewisses Stück Erdreich auch nur eine gewisse Zahl von Dingen hervorbringen kann, so kann eine bestimmte Wassermasse gleichfalls nur eine bestimmte Menge von lebendigen Wesen und Pflanzen ernähren. Es wird daher vor Allem die Aufgabe sein, die Wesen, die man erhalten will, mit den Mitteln zur Erhaltung in's Gleichgewicht zu bringen. Dieß Gesetz muß strenge beobachtet werden, weil durch eine Ueberschreitung desselben, wenn man z. B. einen Teich übervölkert, die Fische mager, krank und grätig werden, während sie im entgegengesetzten Falle, wenn die Bevölkerung im gehörigen Maße geschieht, fleischig, fett und gesund sind.

Die gewöhnlichsten Fischarten in unsern Teichen sind der Karpfen, die Schleihe und der Hecht. Den Aal soll man den Flüssen überlassen, weil er die Dämme oder Ufer des Teiches verdirbt, und den Barsch nehme man deßhalb nicht auf, weil er nicht in dem Maße seiner Gefräßigkeit zunimmt und immer nur ein kleiner, grätiger Fisch bleibt, den sich die Liebhaber desselben aus dem Flusse holen mögen. Der Karpfen hingegen ist die eigentliche Grundlage aller Fischzucht in Teichen. Sowohl seine an's Wunderbare gränzende Fortpflanzung, wie seine leichte Ernährung durch die verschiedensten Gegenstände und sein schnelles Wachsthum, machen ihn besonders den Teichbesitzern empfehlenswerth. Jedoch sind zwei Arten wohl zu unterscheiden. Der gemeine oder runde Karpfen besitzt zwar alle hier oben gerühmten Eigenschaften auch, doch ist der Spiegel-

karpfen, deſſen Seitenſchuppen bläulich ſchillern und größer ſind, als die andern, ſchmackhafter im Fleiſche, hat dabei weniger Gräten und wächst bedeutend ſchneller. Zwiſchen dem Geſchmack des gemeinen und des Spiegelkarpfens unterſcheiden die Fiſchliebhaber, wie die Waidmänner zwiſchen dem rothen Rebhuhn, das nur im Süden von Europa angetroffen wird, und dem bei uns lebenden gemeinen oder grauen. Spiegelkarpfen werden aber in Deutſchland und vorzugsweiſe im Norden unſeres Vaterlandes von trefflichem Wohlgeſchmacke gefunden.

Die Schleihe wird von Vielen zum Geſchlechte der Karpfen gerechnet, doch iſt dem nicht ſo. Beide Fiſcharten zeigen weſentliche Verſchiedenheit, welche der Verwandtſchaft geradezu widerſprechen und die hier nur vorübergehend erwähnt wird, da ſie, an anderem Orte, vom rein naturgeſchichtlichen Standpunkt näher beleuchtet werden ſoll. Hier bemerken wir nur, daß dieſer Fiſch an Wohlgeſchmack dem Karpfen nicht nachſteht und daher mit Recht eine Lieblingsſpeiſe iſt; allein noch aus andern Rückſichten iſt er den Teichbeſitzern zu empfehlen. Kein Fiſch nämlich, und ſogar der gefräßigſte Raubfiſch, rührt die Schleihe an. Man glaubt ſogar, daß ſie eine Art von heilſamer Einwirkung auf die andern Fiſche ausübe und ſchreibt dieß der klebrigen und ſchleimigen Beſchaffenheit ihrer Haut zu. Man will beobachtet haben, daß wenn ein Fiſch verwundet oder von einem andern gebiſſen wurde, er ſchnell den Aufenthalt der Schleihen aufzuſuchen geht. Deßhalb wird die Schleihe auch in einigen Gegenden Doktorfiſch genannt und man räth an, ſie als Vorbauungsmittel in jeden Teich zu ſetzen *).

Der Hecht, mit ſeiner langen, mit Stachelzähnen bewaffneten Schnauze, wird ſtets als der gefräßigſte aller Süßwaſſerfiſche angeſehen; er iſt in der That in den Flüſſen und Teichen das, was der Hai im Meere. Der Karpfen lebt von Larven, Waſſerinſecten und Pflanzenſtoffen; der Hecht ernährt ſich nur von Fiſchen, und zwar iſt keine Art ſicher vor ihm, ſelbſt ſeine eigene nicht, wenn ihm keine andere aufſtößt. Dieſe furchtbare Gefräßigkeit aber iſt es eben, welche den Hecht in einem Teiche unerläßlich erſcheinen läßt, da er der zu großen Vermehrung der andern Fiſche wohlthätig entgegenwirkt. Ueberdieß aber iſt ſein Fleiſch, wie bekannt, ſehr wohlſchmeckend.

Die Bevölkerung eines Teichs durch dieſe drei Fiſcharten gibt uns ein langjähriger Fiſchzüchter und Beſitzer vieler Teiche auf folgende Weiſe an: In einen Teich von einem Morgen im Umfange ſetze man zweihundert Karpfen, zwanzig Schleihen und zwanzig Hechte, die alle von demſelben Alter, am beſten aus dem Frühlingslaiche ſein müſſen, denn die beſte Zeit zur Beſetzung iſt das Ende des Octobers, oder bei ſehr milder Witterung kann man auch den November abwarten. Der Grund hiezu iſt folgender: Karpfen und Schleihen laichen zu derſelben Zeit und bleiben während des eigentlichen Winters in einem Zuſtand der Erſtarrung; der junge Hecht aber, der ſich dann noch mit kleinem Gewürm begnügt, läßt die Erſtarrten in Ruhe. Kommt nun der Frühling heran, und die Karpfen und Schleihen verlaſſen ihre Winterlager, ſo iſt die Zeit da, wo der Hecht in die Laichzeit tritt und krank wird, mithin wieder den jungen Mitbewohnern des Teiches nicht gefährlich werden kann.

Der Laich eines Karpfens enthält 2 bis 300,000 Eier; der Laich der Schleihe gegen 400,000. Sind dieſe gelegt, ſo iſt die Gefräßigkeit des Hechtes von Nutzen. Wären Karpfen und Schleihen allein in einem Teiche, ſo würde gar nichts erzielt werden, der Hecht aber, der von Tag zu Tage ſtärker und begehrlicher wird, wirft ſich zuerſt auf die kleinern Fiſche und nimmt es dann auch mit den größern auf. Manchmal greift er Karpfen an, die bei weitem größer ſind, als er. Dieſe Lichtung unter den Teichbewohnern wird aber für Alle ſehr erſprießlich; die Zurückbleibenden finden reichlichere Nahrung dadurch.

Dieſes Daſein durchleben die jungen Fiſche während drei Jahren, dann ſchlägt ihnen die Stunde, wo ſie des Menſchen Beute werden müſſen. Von den 200 Karpfen, 20 Schleien und 20 Hechten, die beim Einſetzen nur einige Loth gewogen haben, wiegen die erſtern jetzt 3½, die andern 4½ und die Hechte auch 3½ Pfund, welches einen beträchtlichen Gewinn gibt, beſonders wenn man annimmt, daß außer der erſten Auslage bei der Einrichtung des Fiſchteiches keine weiteren nöthig ſind und daß man oft eine ſtehende, unnütze Pfütze in den nutzbringendſten Teich umwandeln kann, was für den Landmann wohl zu beachten iſt.

Viele Fiſchliebhaber und Teichbeſitzer führen ein Regiſter über ihre Fiſche, über deren Alter beſonders, weil ſie nach jedem großen Fiſchzug immer Sorge tragen, einige alte Fiſche, das heißt nur Karpfen und Schleihen, wieder einzuſetzen. Namentlich die Karpfen gelangen zu einem äußerſt hohen Alter und wenn ſie dabei ordentlich gepflegt und ernährt werden, ſo erreichen ſie auch ein ſchweres Gewicht. In Sachſen wog man im Jahre 1822 ein Karpfenpaar, das 43 und 48 Pfund wog, im Jahre 1835, alſo 13 Jahre ſpäter, wogen dieſelben Fiſche 48 und 55 Pfund. So hatten ſie alſo binnen dieſer Zeit um 16 Pfunde an Gewicht zugenommen. Das Alter dieſer Karpfen war unbekannt, doch wußte man, daß der Beſitzer der Teiche, der dieſe vor 50 Jahren angekauft hatte, dieſelben ſchon vorgefunden.

Bei dem Fiſchen eines Teiches von 17 Morgen ungefähr wurden in Sachſen im Jahre 1835 mehr als 4000 Pfund Karpfen, ohne die Schleihen und Hechte, gefangen. Fünf von den größten Karpfen wogen zuſammen 103 Pfund, der größte darunter, ein herrlicher Spiegelkarpfen, hielt 31½ Pfund. Dieſer war 16jährig.

*) Dieſer allerdings ziemlich allgemeinen Annahme wird namentlich in Bezug auf den Hecht, der den Schleihen beſonders nachſtellt, widerſprochen. Die Sache iſt unſtreitig nur eine Fabel. Auch taugen Schleihen weniger in Karpfen-Teiche, da ſie, gleiche Nahrung freſſend, jenen beſten Teichfiſchen zu großen Abbruch thun. Die Red.

Digitized by Google

Dergleichen große und schwere Fische sind jedoch nicht so schmackhaft, als die jüngern, die ungefähr 10 Pfund wiegen. Diese sind von überaus zartem und schmackhaftem Fleische. Auch darf man nicht glauben, daß der Karpfen im Verhältniß seiner Jahre zunimmt, vielmehr hört sein Wachsthum in einem gewissen Alter fast ganz auf, oder nimmt nur sehr langsam zu. Die großen Karpfen sind überdieß nicht beliebter, als die Mittelkarpfen, und man thut daher am besten, sie nicht über 6 Pfund schwer werden zu lassen. Oftmals werden sie so fett, daß man bei zehnpfündigen Karpfen das Fett Fingers dick am Bauche gefunden hat.

Wenn der Karpfen nur schwer seine Nahrung findet, so wird er träge, dabei scheu und sehr mißtrauisch, während ihn der Ueberfluß an Nahrung dreist und zutraulich werden läßt. Er schwimmt dann sogar herbei, um das ihm dargereichte Futter aus der Hand zu fressen. Hie und da kommen sie auf den Ton einer Glocke zur Oberfläche, um das Futter zu erschnappen, das man ihnen zuwirft. Sie schwimmen, besonders wenn die Sonne scheint, häufig im Kreise und lassen sich von den Vorübergehenden und Zusehenden nicht verscheuchen.

Im October und November können Karpfen und Schleihen in Fässern mit sehr weiten Spundlöchern versendet werden. Allein man muß Sorge tragen, daß man sie unverletzt hineinbringt, und daß das Faß Luft hat. So können sie selbst eine längere Reise aushalten. Der Hecht hingegen ist sehr weichlich; bei jedem Stoße des Wagens kann er abstehen und er muß bald wieder dem freien Elemente oder einem großen Behälter überantwortet werden, wenn er am Leben bleiben soll.

Im Herbste ist die Zeit des Fischfangs und des Fischgenusses, allein die Verkäufer müssen vorsichtig sein, um den Preis nicht gar zu sehr herabzubringen. Daher muß man für gehörige Behälter sorgen, um die Fische, die man nur nach und nach an den Markt bringt, aufheben zu können. Hier sind es wieder Karpfen und Schleihen, die sich am bequemsten für den Verkäufer darstellen, indem sie in dieser Jahreszeit nur wenig zu ihrer Nahrung bedürfen und mithin sehr viele in einen nur kleinen Raum gesetzt werden können. Mit Hilfe eines doppelten Hahnes kann man in diesen Behältern den Zufluß frischen Wassers bewerkstelligen und Karpfen und Schleihen halten wohl den ganzen Winter darin aus, während die Hechte 2 bis 3 Monate nicht überdauern.

Wenn der Winter die Teiche mit einer Eisdecke überzieht, so muß man in einiger Entfernung von einander Oeffnungen von 3 Fuß im Durchmesser in das Eis hauen und ein Büschel Schilf oder Rohr hineinstecken, um das vollständige Zufrieren zu verhindern. Dieß sind dann die nöthigen Zugänge für die atmosphärische Luft, deren der Fisch im Innern seines Elementes bedarf, obgleich er sich fast in einem Zustande der Erstarrung befindet.

Welche geringe Sorgfalt ist demnach, wie wir hieraus ersehen, nöthig, um diese nützlichen und gewinntragenden Einrichtungen zu treffen, und wie viele stehende und übelriechende Pfützen gibt es fast überall, die man mit nicht zu großer Mühe und Anstrengung in schöne Teiche umwandeln könnte! Und sollten wir denn wohl überhaupt die Mühe hoch anschlagen, wo es gilt, unser Eigenthum durch Fleiß und wohlangewandte Kenntniß ergiebiger zu machen und zu höherem Werthe zu bringen? — A. Lewald.

Das Ohr.

Ist der Bau des Auges höchst bewundernswürdig, so verdient dagegen der des Ohres, als organische Einrichtung, unsere Aufmerksamkeit in noch höherem Grade, wenn auch gleich unsere Wißbegierde nicht in dem Maße befriedigt wird; denn beim Auge ist alles klar und durchsichtig, wir können die optischen Verhältnisse dieser Theile anschauen und messen, und uns so die Gesetze des Sehens vollkommen vergegenwärtigen. Beim Ohr ist es etwas anderes; hier treffen wir auf einen sehr zusammengesetzten knöchernen Bau, der ein für sich abgerundetes System von gewiß sehr wichtigen Organen darstellt, deren Bedeutung sich aber der Natur der Sache nach in ein schwer aufzulösendes Dunkel hüllt. Wir wollen zuerst das Organ betrachten, wie wir beim Auge gethan, und dann versuchen, die Funktion der einzelnen Theile zu erklären, wobei wir uns jedoch wie billig nur an die wesentlichsten Theile halten, und die blos für den Anatomen vom Fach wichtigen übergehen.

Das äußere Ohr, das einer Muschel gleicht, ist nur bei den Säugthieren vorhanden, und fehlt allen anderen Thieren, daher man seinen Nutzen sehr in Abrede gestellt hat. Es gleicht einer Muschel und besteht aus einem mit Haut überzogenen mannigfach gefalteten Knorpel, an welchen sich einige Muskeln befestigen, die zu seiner Bewegung dienen. Diese ist beim Menschen wegen der Schwäche jener Muskeln sehr gering, bei den Thieren aber, besonders bei solchen, wo die Ohren trichterförmig gestaltet sind und emporstehen, bekanntlich sehr bedeutend. Am Grunde dieser Ohrmuschel fängt ein erst knorpeliger, nachher knöcherner Gang an, der äußere Gehörgang, welcher in das Innere desjenigen Theiles des Schläfenbeines führt, den man wegen seiner Härte das Felsenbein nennt. Dieser Gang ist in seinem Innern mit einer Art Schleimhaut ausgekleidet, auf der sich eine klebrige, fettwachsartige, gelbe, dumpfig riechende und bitter schmeckende Feuchtigkeit, das Ohrenschmalz, absondert, welche den Zweck hat, diese Theile vor dem Eindringen der Insekten zu schützen und den etwa hineindringenden Staub zu fixiren und unschädlich zu machen. Dasselbe thun die kleinen Härchen, welche in diesem Gange bei den meisten Menschen wachsen. Kommt wirklich ein Insekt, wie z. B. ein Floh, in den äußern Gehörgang und nähert er sich dem Trommelfelle, so erregt er durch seine Sprünge das fürchterlichste Ohrenbrausen, ist aber durch ein sehr einfaches Mittel, durch Eingießen von Oel, zu tödten. Der

äußere Gehörgang ist innen durch ein Häutchen geschlossen, dem man wegen seiner auffallenden Aehnlichkeit mit einem Trommelfell den Namen Pauken- oder Trommelfell gegeben hat. Die hinter dem Trommelfell befindliche Höhle, Paukenhöhle genannt, hat eine höchst eigenthümliche Einrichtung. Sie ist immer mit Luft angefüllt und steht deshalb mittelst einer halbknorpeligen Röhre, der sogenannten Eustachischen Trompete, mit der Rachenhöhle so in Verbindung, daß die äußere Luft sowohl durch die Nase als durch den Mund in dieselbe gelangen kann. Hierdurch wird bezweckt, daß die in der Paukenhöhle befindliche Luft immer in derselben Spannung erhalten werde, wie die äußere Luft, und sich von Zeit zu Zeit erneuere. Schwillt diese Eustachische Trompete, wie es bei einem Schnupfen zu geschehen pflegt, zu, so hört man daher schlecht, und hat, wenn sie sich wieder öffnet, das Gefühl, als ob eine Blase im Innern des Ohres aufplatzte. Verklebt diese Röhre gänzlich, was in Folge von manchen Krankheiten geschehen kann, so ist Harthörigkeit die Folge, welche jedoch durch Anbohren des Trommelfelles gehoben werden kann, weil dann auf diesem Wege die äußere Luft eindringt. Zugleich leitet diese Röhre die in der Paukenhöhle abgesonderte Flüssigkeit ab, und erleichtert die Erschütterung der Gehörorgane bei heftigem Geräusche, daher man beim Kanonendonner weniger leicht Ohrenschmerzen bekommt, wenn man den Mund aufsperrt.

Gegenüber der Oeffnung der Eustachischen Trompete ist eine andere Oeffnung, welche in die Zellen des an dem Schläfenbein befindlichen Zitzenfortsatzes führt; diese Zellen haben augenscheinlich den Nutzen für die Paukenhöhle, den Resonanzboden zu bilden, und sind mit Luft angefüllt. Dem Trommelfell gegenüber befinden sich zwei mit feinen Häuten verschlossene Oeffnungen, davon die eine das runde Fenster, die andere das ovale Fenster genannt wird. Auf diese beiden Fenster werden wir noch zurückkommen. Das Trommelfell selbst ist bei den meisten Menschen vollkommen geschlossen, hat aber zuweilen an seinem unteren Rande ein Loch, welches die Verbindung der Paukenhöhle mit dem äußern Gehörgang herstellt. Diese Oeffnung schadet dem Gehör nicht. Von der Mitte des Trommelfelles entspringen nun vier Knöchelchen, Gehörknöchelchen genannt, welche unter sich in Gelenkverbindung stehen, und eine zusammengesetzte Brücke zwischen dem Trommelfell und dem Häutchen darstellen, welches das ovale Loch überkleidet. Durch diese Gehörknöchelchen wird das Trommelfell angespannt und losgelassen, je nachdem es für das Hören erforderlich ist, zugleich aber werden durch sie die Luftschwingungen auf die Membran des ovalen Fensters geleitet. Eigene kleine Muskeln sind dazu vorhanden, um diese Knöchelchen zu bewegen. Die Art und Weise, so wie der nähere Zweck dieser Bewegungen sind aber nicht völlig bekannt. Diese Knöchelchen heißen: der Hammer, der mit seinem langen Fortsatz in der Mitte des Trommelfelles befestigt ist, ferner der Ambos, in dessen Gelenkshöhle der Kopf des Hammers ruht; drittens das nur hirsekorngroße linsenförmige Knöchelchen, das die Verbindung des derberen und längeren Fortsatzes des Amboses mit dem Stiele des Steigbügels vermittelt, welches letzte Knöchelchen mit seinem ovalen Fußtritt genau in das ovale Fenster einpaßt.

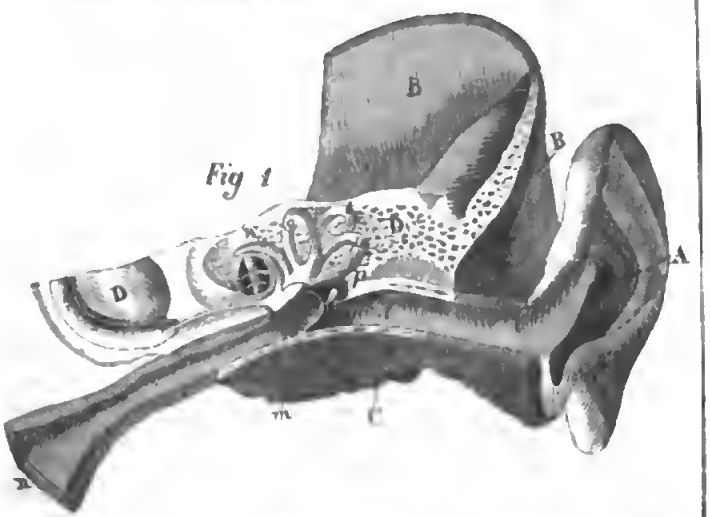
Hinter diesem ovalen Fenster liegt nun eine kleine Höhle, der Vorhof des Labyrinthes genannt, und mit dieser Höhle steht einestheils der innere Gehörgang in Verbindung, durch welchen der Gehörnerv, nachdem er durch eine siebartig durchbrochene Knochenplatte gegangen ist, in den Vorhof gelangt, anderntheils entspringen hier die Oeffnungen für die halbeirkelförmigen Kanäle des Labyrinthes und für die eine Hälfte der Schnecke. Alle diese Theile bestehen aus sehr feiner und sehr fester Knochenmasse, und bilden den Kern für die in ihnen enthaltenen Weichtheile. Die drei halbcirkelförmigen Kanäle entspringen mit ihren Oeffnungen sehr nahe neben einander, und sind so gestellt, daß der eine wagrecht, der andere senkrecht und der dritte schief gestellt ist, während jedoch die ganze Lage derselben so ist, daß sie auf keine den Kopf in zwei gleiche Hälften theilende Ebene oder deren parallele Ebenen fallen. Es verdient dieser Umstand überhaupt bemerkt zu werden, und hat wahrscheinlich auf das Vermögen, Schallwellen aufzufassen, Einfluß, denn dieses Gesetz des Nichtpassens auf die gedachten Ebenen finden wir schon beim äußeren Gehörgang, es wiederholt sich beim Trommelfell und läßt sich auf die Lage der Schnecke ebenfalls anwenden. Die halbcirkelförmigen Kanäle enthalten den Gehörnerv und sind mit Flüssigkeit angefüllt. Diese Flüssigkeit dient theils dem feinen Nerv als nothwendiges umgebendes Mittel, ohne welches er nicht empfinden kann, theils dient sie dazu, die Schallwellen besser fortzuleiten, als die Luft; geht sie durch Verlust der Membran des ovalen Fensters verloren, so vertrocknet der Nerv und es hat mit dem Hören ein Ende. Daher kann man (wiewohl schwer) noch hören, wenn Trommelfell, Hammer und Ambos in Folge von Krankheit verloren gegangen sind; ging dagegen der Steigbügel und mit ihm die Membran des ovalen Fensters verloren, so ist Hören nicht mehr möglich. Sehr häufig geschieht ein solcher Verlust in Folge des Scharlachfiebers, wenn die Kranken zu früh das Bett verlassen und sich während der Abschuppung der Haut erkälten, worauf sich die Krankheit auf's Ohr wirft. In diesen halbcirkelförmigen Kanälen breitet sich die eine kleinere Hälfte des Gehörnervs aus und bildet darin diesen Kanälen ähnliche Schlingen.

Noch viel kunstreicher als diese halbcirkelförmigen Kanäle ist die neben ihnen gelegene Gehörschnecke eingerichtet. Diese Schnecke gleicht an Gestalt einer Weinbergschnecke und hat 2½ Windungen. Wie jedes Schneckenhaus hat auch diese Schnecke eine von der Spitze zum Grunde gehende Säule, um welche sich die Windungen drehen; diese Säule aber ist nicht einfach, sondern besteht in einem hohlen Kegel, durch welchen die stärkere für die Schnecke bestimmte Hälfte des Ge-

Digitized by Google

hörneros mittelſt feiner ſiebartiger Löcher in das Innere gelangt. Im Innera iſt die Schnecke durch eine horizontale knorpelartige Scheibe ſo regelmäßig abgetheilt, daß hierdurch zwei Schneckengänge, Treppen genannt, entſtehen. Die eine dieſer Treppen, die untere, mündet, wie bereits erwähnt wurde, in den Vorhof des Labyrinthes, die andere, obere, mündet am runden Loch, das durch eine zarte Haut, das zweite Trommelfell genannt, verſchloſſen wird. Die erſte Treppe nennt man die Vorhofstreppe, die zweite die Paukentreppe, weil ihr Ende am runden Loch nach der Paukenhöhle führt. Oben an der Spitze der Schnecke aber vereinigen ſich beide Treppen durch eine in der horizontalen Knorpelſcheibe befindliche Oeffnung. Dieſe Scheibe ſelbſt aber wird von den in dem Schneckenhaus befindlichen Nerven vielfach durchbohrt. Der Nero breitet ſich in der Schnecke fächerförmig aus und iſt gerade ſo wie in den Bogengängen von einer wäſſerigen Feuchtigkeit umgeben, liegt jedoch nirgends unbedeckt an den nackten Knochen ſtoßend, ſondera iſt überall von zarten Häuten bekleidet, die ganz dieſelbe Geſtalt haben, wie der Knochen.

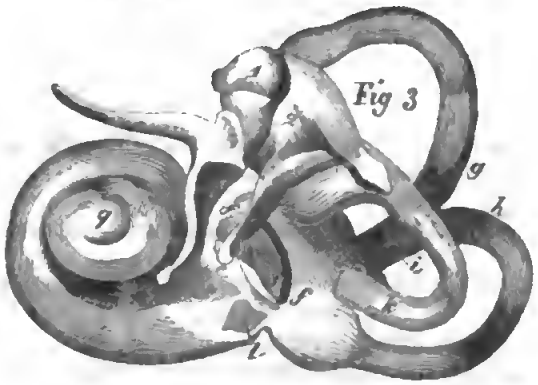
Zum beſſeren Verſtändniß dieſer Einrichtungen dienen folgende Abbildungen:



Figur 1 zeigt einen Durchſchaitt, welcher die Lage der Theile im Allgemeinen in natürlicher Größe verſinnlicht.

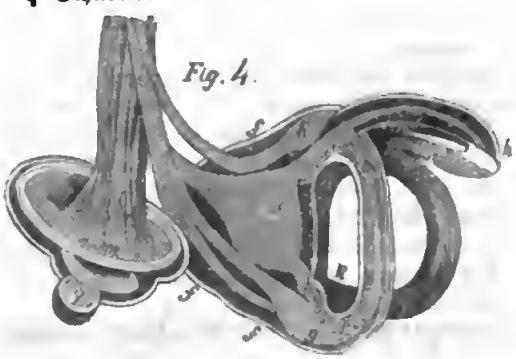
A iſt das äußere Ohr,
B der Schädelknochen,
C der Zitzenfortſatz,
D D das durchſchnittene Felſenbein,
i i der äußere Gehörgang,
m das Trommelfell,
n die mit dem Schlund in Verbindung ſteheade Euſtachiſche Trompete,
p Kopf des Hammers,
s oberer Bogen des Labyrinthes,
t unterer » » »
u äußerer » » »
v die Schnecke, durchſchnitten,
w innerer Gehörgang.

Figur 2. a der Hammer,
b der Ambos,
c das linſenförmige Knöchelchen,
d der Steigbügel. Alles um das Doppelte vergrößert.



Figur 3. Die Gehörknöchelchea, die halbeirkelförmigen Kanäle oder Bögen, ſo wie die Schaecke; ſtark vergrößert.

1 der Hammer,
2 der Ambos,
c das linſenförmige Knöchelchen,
3 der Steigbügel mit dem Fußtritt auf dem ovalen Fenſter ruhend,
f f Vorhof,
g vorderer Bogen,
h hinterer Bogen,
i derea Vereinigung,
k äußerer Bogen,
l rundes Fenſter,
q Schnecke.

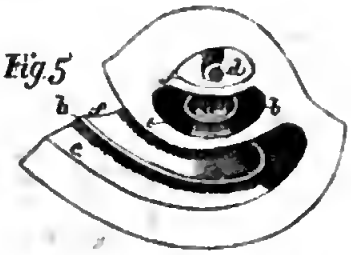


Figur 4 zeigt das Innere der Schnecke und der Bögen und die Ausbreitung des Nervs daſelbſt.

Digitized by Google

f Vorhof,
g vorderer Bogen,
h hinterer Bogen,
k äußerer Bogen,
m o q die spiralförmige Scheidewand der Treppe,
1 größerer zur Schnecke gehender Nervenast,
2 kleinerer in den Bögen sich verzweigender Nervenast.

Fig. 5



Figur 5 zeigt das Innere der Schnecke senkrecht durchschnitten und vergrößert.

a die Säule oder Spindel,
b das Spiralblatt, welches den Schneckengang in zwei abtheilt,
d die Oeffnung, wodurch die beiden Treppen in Verbindung stehen,
e die Paukentreppe,
f die Vorhofstreppe.

Der mechanische Hergang, wie die beschriebenen Theile beim Hören wirken, ist nun folgender:

Sobald die Schallstrahlen auf das Trommelfell gelangen, wird dieses durch den Hammer angespannt, und die Schallstrahlen selbst werden durch die Gehörknöchelchen auf das ovale Fenster geleitet. Der Fußtritt des Steigbügels ist auf diesem so angebracht, daß er sich etwas in dasselbe hineinbewegen kann, und dadurch spannt er nicht nur die Membran des ovalen Loches an, sondern drückt auf die im Labyrinthe befindliche Flüssigkeit, welche dadurch in höherem Grade fähig gemacht wird, den Ton fortzuleiten. Mittelst desselben Druckes wird auch die Membran des runden Loches oder das zweite Trommelfell gespannt und fähig, die in der Paukenhöhle vorhandenen Schallstrahlen besser aufzufangen.

So einfach das Hören für den oberflächlichen Beobachter erscheint, und so wenig deshalb die Nothwendigkeit einer so zusammengesetzten Vorrichtung Manchem einleuchten mag, so ist doch bei diesem scheinbar einfachen Hergange vieles zu unterscheiden, und wir haben die Aufgabe, durch aufmerksame Untersuchung des zu Hörenden selbst eine Erklärung der diesen Theilen zukommenden Funktion zu versuchen, welche freilich der Natur der Sache nach vieles zu wünschen übrig lassen wird, selbst wenn wir die Vergleichung der Thiere zu Hilfe nehmen.

Bemerkenswerth ist, daß diese kleinen Knochentheile, welche das Gehör zusammensetzen, im Wesentlichen bei den Säugthieren sich an Gestalt wie an Größe gleichen, so wie, daß sie schon beim neugebornen Kinde eben so groß und so hart sind, als beim Erwachsenen, folglich während des Lebens nicht wie andere Theile wachsen. Ferner beobachten wir, daß schon bei den Vögeln die Schnecke verkümmert ist, indem sie bei diesen Thieren zu einem einfachen kleinen Kegel zusammenschrumpft, während die halbcirkelförmigen Kanäle vollkommen ausgebildet sind. Bei den Amphibien und Fischen fehlt die Schnecke ganz und die Bögen werden, je niederer die Thiere stehen, desto weniger entwickelt.

Wenden wir uns jetzt zu der Frage, was an einem gegebenen Schall zu hören ist und wie wohl gehört werden muß, so haben wir Folgendes in's Auge zu fassen:

Der Schall besteht in einer zitternden Bewegung elastischer Körper, z. B. der Luft, einer Saite ꝛc., und wird um so schneller und sicherer fortgepflanzt, je fester und elastischer das leitende Mittel ist. So hört man z. B. Pferdegetrappel in größeren Entfernungen, wenn man das Ohr auf den Boden legt, als durch die Luft, so leitet das Wasser den Schall schneller als die Luft, und noch weit mehr das Eis. Steht man auf einem gefrorenen See, so vernimmt man, wenn in der Ferne Kanonen losgeschossen werden, nach jedem Schuß zwei Knalle, davon der erste dem Ohr durch das Eis, der zweite durch die Luft zugeführt wird.

Man hat zu unterscheiden zwischen Geräusch und Ton. Das Geräusch ist ein Schall, bei welchem die zitternden Schallwellen kein bestimmtes Maß haben; beim Ton dagegen haben die Schallwellen ein bestimmtes Maß, welches man berechnen und sagen kann: eine Saite, welche diesen Ton gibt, schwingt z. B. 100mal in der Sekunde, jene, welche einen andern Ton gibt, 150mal ꝛc. Bei einem Geräusch wird den Theilen eines klangfähigen (elastischen) Körpers eine unbestimmte zitternde Bewegung mitgetheilt, so daß alle Theile eines solchen Körpers in Zittern gerathen; bei den Tonschwingungen dagegen wird einem solchen Körper nur eine bestimmte, nach geometrischen Regeln bestimmbare zitternde Bewegung mitgetheilt. Wenn man z. B. eine viereckige Glasplatte von zwei Quadratzoll mit Silbersand bestreut und am Rand mit einem Fidelbogen streicht, während man sie in der Mitte zwischen Daumen und Zeigefinger festhält, so wird man je nach der Randstelle, an der man streicht, einen bestimmten, bald höheren, bald tieferen Ton hören, zugleich aber bemerken, daß durch die Schwingungen der Glasplatte der Silbersand weggeworfen wird und nur an gewissen Stellen bleibt, auf welchen keine zitternde Bewegung ist. Durch diese Stellen aber werden regelmäßige Figuren gebildet, welche meist in mehr oder weniger strahlenreichen Sternen bestehen, deren Strahlen mit der Höhe des Tones zunehmen. Der tiefste Ton gibt ein einfaches Kreuz, ein höherer acht, ein noch höherer 16 Strahlen ꝛc. ꝛc. Diese Figuren, welche beweisen, daß die zitternde Bewegung, die von einem Ton herrührt, sich nach gewissen Regeln abreißt, heißen Klangfiguren.

Da nun die Schallwellen, kommen sie von einem Geräusch oder Ton, das gespannte Trommelfell in Be-

Digitized by Google

wegung setzen, und durch den beschriebenen Apparat ganz in der Weise, wie sie angekommen sind, den Gehörnerven mitgetheilt werden, so kann das Ohr daran genau unterscheiden, ob das Gehörte ein Ton oder ein Geräusch ist, daß es entweder den Eindruck einer Klangfigur oder den eines unbestimmten Zitterns erhält. Wie das Auge beim Hineinblicken in ein Kaleidoscop bald einfachere, bald zusammengesetztere Farbensterne sicher und deutlich wahrnimmt, und genau sehen kann, wie die zusammengesetzteste Form aus der einfachsten hervorsproßt, so kann das Ohr aus den ihm dargebotenen Klangfiguren die Höhe und Tiefe des Tones höchst deutlich abnehmen und verschiedenartige Töne zu gleicher Zeit klar empfinden und unterscheiden. Jedes Ohr also, ohne Unterschied, wird hohe und tiefe Töne zu erkennen vermögen, es braucht gerade hiezu keines anderen Organes, als einer häutigen Membran, auf der sich die Klangfiguren abspiegeln, und eine solche besitzt auch das niederste Ohr, wie das der Fische.

Nun kommt aber beim Hören noch etwas ganz anderes in Betracht, als blos die Höhe und Tiefe des Tones oder die Unterscheidung, ob der Schall ein Ton oder blos Geräusch sei; nämlich die Unterscheidung, ob ein Ton stark oder schwach ist. Da hat nun die Natur höchst wunderbar durch ihre Einrichtungen gesorgt. Bekanntlich nimmt jeder Ton an Stärke zu, wenn er in einen Trichter hineinschallt. Ein solcher sehr complicirter Trichter ist nun das Ohr; aber der Ton wird auch dadurch verstärkt, wenn die Schallwellen in einem hohlen, von harten Wänden umgebenen, beckenförmigen Raum gefaßt werden; man nennt diesen Raum Resonanzraum, dessen Wände Resonanzboden; ein solcher Resonanzraum ist aber offenbar die Paukenhöhle. Ein Ohr aber, das den Ton so gewaltig verstärkt, muß nothwendigerweise in der Luft leben, weil das Wasser als ein stärkerer Tonleiter dem Organe allzuheftige Erschütterungen beibringen würde, und wir finden daher bei den Landthieren, welche ein feines Gehör haben, wie Säugthiere und Vögel, die zur Verstärkung des Tones offenbar mitwirkenden Bögen und Schneckengänge weit entwickelter, als bei den Amphibien und Fischen; bei Säugthieren aber, welche im Wasser leben, mancherlei auf Abschwächung des Tones berechnete Vorrichtungen.

Einem seiner Einrichtung nach auf Verdichtung der Schallwellen, also Verstärkung des Tones eingerichteten Ohre, wie dem menschlichen, ist es natürlich leichter möglich, starke und schwache Töne scharf zu unterscheiden, ja diesen Unterschied zu messen, als einem Ohre, das solche Vorrichtungen nicht hat. Denn ein also eingerichtetes Ohr ist scharf, das andere stumpf. Gleichwie ein scharfsichtiger Mensch stärkere oder geringere Beleuchtung einer Gegend selbst aus großer Entfernung wahrnimmt, während diese einem schwachsichtigen völlig entgeht, so unterscheiden auch die höheren Thiere offenbar das Leise und Laut besser als niedere. Dieses Gefühl für Leis und Laut ist schon bei den Vögeln, welche eine geringer ausgebildete Schnecke haben, als die Säugthiere, weniger hervorspringend. Es zeigt sich dieß namentlich bei den Tönen, welche diese Thiere selbst als Ausdruck des Affektes vorbringen. Ein Hund, eine Katze, ein Rind z. B. haben affektvolle Töne, welche diese Thiere gegen ihren Herrn oder ihresgleichen hören lassen; es ist aber leicht zu vernehmen, wie viel diese Thiere gerade auf den Wechsel von stark und schwach in ihrer Tonsprache legen, während dagegen der Lockton eines Vogels, mit Ausnahme des Papageien und der Nachtigall, keine sehr bemerkbare Veränderung in dieser Beziehung hören läßt. Die Wachtel z. B. ist nach meinen Beobachtungen ein höchst musikalischer Vogel, hat aber in ihrem eintönigen Lockton keine Spur von leiser oder lauter. Sind auch manche Vögel, wie z. B. die Gans, sehr feinhörig, so gehört dieß sicher zu den Ausnahmen; im Allgemeinen sind sie weit schwerhöriger, als die Säugthiere, daher sie auch auf den Ruf zum Futter bei weitem nicht so schnell kommen, als jene, und auf der Jagd, wenn das Gesicht ihnen nicht hilft, weit leichter zu beschleichen sind. Da jedoch hiebei neben dem beschriebenen Verdichtungsapparat auch sehr viel von der Spannung der auffangenden Membranen und der Flüssigkeiten im Ohre abhängt, und diese bei den einzelnen Thieren verschieden ist, so liegt auf der Hand, daß es schwer sein wird, genau zu sagen, welche Ohreinrichtung am wenigsten das Laut und Leis zu unterscheiden vermag. Diese Spannung der Membranen scheint dem Willen einigermaßen unterworfen zu sein und beim absichtlichen Lauschen vermehrt zu werden.

Außerdem unterscheidet aber das Ohr noch das Timbre des Tones, nämlich die eigenthümliche Färbung desselben; wird z. B. derselbe Ton auf einem Klavier oder auf einer Orgel angeschlagen, so weiß Jedermann zu unterscheiden: dieß ist auf dem Klavier und dieß auf der Orgel; ja ein geübtes Ohr vermag, wenn ein ganzes Orchester spielt, herauszuhören, aus welchen Instrumenten es besteht, und sogar den Strich eines ihm bekannten Geigers aus zwanzig Geigen herauszufinden. Beobachtet man an sich selbst dieses Vermögen genau, so findet man, daß der erste Eindruck, den das Ohr erhält, der eines Tones schlechthin ist, und man erst hinhorchen muß, um die Qualität desselben zu bestimmen.

Vergleichen wir diese Erfahrung mit der Einrichtung des Ohres, so fällt uns gleich auf, daß der Ton zweierlei Wege verfolgt; der erste wesentliche (denn der zweite fehlt bei allen Thieren, außer Säugthieren und Vögeln, welche allein eine Schnecke haben) geht vom Trommelfell durch die Gehörknöchelchen in den Vorhof des Labyrinthes und wird dort den halbcirkelförmigen Kanälen und der Vorhofstreppe mitgetheilt; der zweite geht von der Paukenhöhle frei auf das zweite Trommelfell über, das das runde Loch verschließt, und wird durch dieses der Paukentreppe mitgetheilt. Da hier die Leitung durch ein knöchernes Mittel wie die Gehörknöchelchen wegfällt, so erhält auf diesem Weg das Organ den Ton nicht verstärkt, hat also kein Urtheil über des-

Digitized by Google

sen Stärke und Schwäche, wohl aber erhält es vermöge des Resonanzraumes, den man Paukenhöhle nennt, die richtige Schwingung, also die rechte Klangfigur, welche das Urtheil über Höhe des Tones vermittelt. Immerhin kommt jedoch auf diesem Wege der Ton später zu dem Organ, weil Luft schlechter leitet, als Knochen, und es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Paukentreppe das Organ für die Qualität, das Timbre des Tones sei.

Die Fähigkeit, das Timbre zu unterscheiden, kann bei beträchtlicher Harthörigkeit ganz gut vorhanden sein, und zeigt sich auch blos bei Thieren, die eine Schnecke haben, wie bei den Säugthieren und Vögeln; bei den ersteren dadurch, daß sie, wie der Hund z. B., gewisse Instrumente, als Violinen, nicht ausstehen können, andere dagegen, wie Harfe und Klavier, sehr lieben; bei den letzteren dadurch, daß sie wie die Papageien und andere Singvögel theils die menschliche Stimme, theils den Gesang anderer Vögel, so wie Musik nachahmen können.

Bei Amphibien und Fischen findet sich dergleichen nichts; diese Thiere kennen bestimmte Töne der Höhe nach, wie die Schlangen die der Pfeife, nach der sie tanzen, die Fische die der Glocke, womit sie zum Füttern gerufen werden, sie haben also einen Begriff von der Tonhöhe (Klangfigur), sie vermögen aber offenbar die Qualität des Tones nicht zu unterscheiden.

Das ist Alles, was sich als ziemlich Gewisses von den Funktionen der so zusammengesetzt eingerichteten Theile sagen läßt. Außerdem ist noch allerlei Unhaltbares behauptet worden, wie z. B., die drei halbcirkelförmigen Kanäle sollen den Zweck haben, die Schwingungen, nachdem sie durch sie hindurchgelaufen, wieder aufzuheben. Diese Schwingungen gehen weiter, wie sie auch gekommen sind, und stören das Gehör nicht, wenn sie nicht aufgehoben werden, denn sie sind ja nur Ton für den Gehörnerv, für andere Theile blos Schwingungen, die um ihrer Kleinheit willen gar nicht empfunden werden. Eben so unhaltbar ist die Ansicht, als seien diese drei Kanäle für den Dreiklang da, denn dieser drückt sich ja schon in der fast immer zusammengesetzten Klangfigur aus.

Duttenhofer.

Der Jaguar oder amerikanische Tiger.

Felis onza.

(Tafel 12.)

Der Jaguar gehört zu den schönsten großen Katzengattungen, und erreicht beinahe die Größe des bengalischen Tigers. Seine Grundfarbe ist auf dem Kopf und Rücken dunkel gelbbraun, auf den Seiten braungelb, gegen den Bauch hin gelb, am Bauche selbst weiß; auf dieser Grundfarbe liegen unregelmäßige, annähernd ringförmige, glänzend schwarze Zeichnungen, die sich gegen die Seiten zu und auf den Füßen in regellose Streifen verwandeln. Andeutung einer Mähne und Schweifbüschel fehlt ihm gänzlich, sein Haar ist schlicht grob und glänzend, seine Gestalt, selbst die seines Kopfes, langgestreckter als beim Tiger.

Mit Recht hat man ihn mit dem bengalischen Tiger verglichen, denn er ist als großes Raubthier für Südamerika genau dasselbe, was der Tiger für Asien ist. An Frechheit, Wildheit, Unbändigkeit und Stärke gibt er diesem nichts nach, ist jedoch nicht so kühn, als der Tiger. Während nämlich der Königstiger fähig ist, bei hellem Tage dem Hirten ein Stück von der Heerde zu rauben, oder einen Reiter vom Pferde zu reißen, schleicht sich der Jaguar nur Nachts in die Nähe der Wohnungen, um sich aus dem Stall oder Pferch ein Stück Vieh zu holen.

Der Jaguar lebt einsam in den wasserreichen Küstengegenden von Guiana, Surinam, Cayenne und Brasilien; er hält sich gern in den dichtesten Urwäldern auf, wo ihm Wild jeder Art nicht wohl entgehen kann, auch liebt er die Nähe der Flüsse, denn Fische und Landschildkröten frißt er gern. Sein Gang ist nicht schnell, aber ausdauernd, und mit Leichtigkeit schwimmt er über die breitesten Ströme. Seine Muskelkraft ist so ungeheuer, daß er mit einem Schlag der Tatze einen Ochsen niederzuschlagen und ihn trotz dem Sträuben des mit dem Getroffenen angefochten in ein Dickicht zu schleppen vermag. An Geduld im Beschleichen seiner Beute kommen ihm wenige Raubthiere gleich; wie eine Schlange duckt er sich an den Boden und kriecht langsam, aber sicher, oft auf Umwegen hin, um auf Sprungweite dem Gegenstand seiner Jagdlust nahe zu kommen, alsdann springt er mit einem, höchstens zwei Sprüngen auf das Thier zu, zerbeißt ihm mit seinen gewaltigen Zähnen die Kehle, und schleppt es in das nächste Dickicht, um es mit Muße zu verzehren. Dieselbe Geduld zeigt er beim Fischen; da sitzt er stundenlang wie eine Katze, die auf Mäuse paßt, am Ufer, ohne sich zu rühren, schlägt dann plötzlich mit der Tatze in das Wasser und wirft den Fisch heraus. Auf Bäume springt er nur, wenn er verfolgt wird, und es sollen auch blos die Jüngeren dieß thun. Kommt er auf seinen Wanderungen aber nach höher gelegenen Gegenden, wo die Urwälder, in denen er sonst seinen Raub beschlich, lichter sind, dann wählt er sich Felsenabhänge zu seinem Aufenthalt, um auf die unten vorbeigehenden Thiere herabzustürzen; aber auch dann schleicht er am Boden gekauert bis an den Rand des Felsen und läßt sich so sachte als möglich zum Sprung herab, damit ihn etwa dürres Reis, auf das er tritt, oder herabrollende Steine nicht verrathen. Nachdem er an seinem Raube sich satt gefressen, legt er sich im Dickicht nieder und schläft eine halbe Stunde lang. Man hat über seine Lebensart manches Unrichtige verbreitet, wahrscheinlich weil man seine Sitten mit denen des Cuguar verwechselte; so sagte man, er morde mehrere Thiere nach einander und sauge deren Blut, dann, er fresse Aas; das erste ist unrichtig, denn Fleisch ist ihm lieber als Blut, das zweite geschieht nur im größten Hunger; im Gegentheil könnte man sagen, daß frisches Fleisch und frisches Wasser für ihn die nothwendigsten Bedürfnisse sind;

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

Digitized by Google

eine ähnliche Fabel ist, er locke die Fische durch seinen Geifer an. Daß aber die Krokodile und der große Ameisenbär ihm gewachsen sind, ist in gewisser Art keine Fabel, denn beim Schwimmen über einen Fluß vermag ihn ein großes Krokodil wohl zu bemächtigen, indem es länger tauchen kann, als der Jaguar, und daher diesen erstickt. Was den Ameisenbären betrifft, so hat dieser in seinen Vorderklauen eine so riesenhafte Stärke, daß er Alles, was er mit diesen ergriffen hat, wohl zu erdrücken vermag, und deshalb selbst dem Jaguar gewachsen sein kann. Ungereizt greift er den Menschen nicht an, wird ihm aber dann gefährlich, wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat; er zieht dabei den Neger und Indianer dem Europäer vor.

Das Weibchen, das vom Männchen nicht leicht zu unterscheiden ist, bringt 1—3 blinde Junge im tiefsten Versteck des Dickichtes zur Welt und bewacht sie sorgsam. Jung aufgezogen wird der Jagnar zahm, und spielt wie eine Katze mit Jedem, den er kennt, sobald er aber seine Kraft fühlt, wird er tückisch und schlägt seinen Wärter zu Boden. Von einem Reisenden, dessen Richtigkeit der Angabe ich verbürgen kann (August Kappler), bekam ich über den Jaguar folgende Notizen: „Beim Marsch durch eine Savanne stieß ich im hohen Grase auf einen jungen Jaguar, der wenige Wochen alt sein mochte; ich nahm das Thier auf und fütterte es zu Hause angekommen mit Milch und Fleisch. Bald zeigte es sich munter und zutraulich wie eine junge Katze, es knurrte und schnurrte, wenn ich es streichelte, nahm mir das Futter aus dem Mund und schlief neben meinem Bette auf einer Matte, lief mir nach, spielte mit mir so neckisch und possirlich, als nur immer eine Hauskatze thun kann, und ich zweifle nicht, daß es gelungen wäre, dieses Thier völlig zu zähmen. Etwas anderes als rohes Fleisch fraß der junge Jaguar nie, und das war der Grund, daß ich ihn verlor. In der dürren Jahreszeit begann uns das frische Fleisch zu fehlen, und ich gab daher in Ermanglung anderer Thiere dem Jaguar Vampyre (Vespertillo hastatus) zu fressen, worauf er in Kurzem erkrankte und starb." Ferner berichtet er: „Begegnet bin ich dem Jaguar oft auf die Nähe von 25 Schritten, wagte aber nie, ihn einzeln anzugreifen. Dann ging er langsam, aber fest die Augen auf mich gerichtet, vorbei, ließ ein unwilliges Knurren hören, machte jedoch keine Miene, auf mich loszugehen, sondern verschwand langsam im Gebüsche." — „In der Nähe von einer holländischen Niederlassung am Maroni beunruhigte einmal ein mächtiger Jaguar die Gegend; er umschweifte wild brüllend die Pflanzung und kam bis in die Nähe der Häuser. Niemand wagte in der Nacht auf ihn zu schießen, denn Alles fürchtet die Wuth des Thieres, wenn es angeschossen ist, und da die dortigen Häuser nicht sehr solid gebaut sind, wäre es auch dem Raubthiere alsdann nicht schwer gefallen, in die Wohnung des Besitzers einzudringen. Durch dieses stille Verhalten der Bewohner dreist gemacht, schlug eines Nachts der Jaguar ein Loch in die Stallwand und streckte mit seiner mächtigen Tatze ein Rind zu Boden, dem er das Kreuz zerschmetterte. Durch den Lärm, der hiedurch entstand, wurden die Bewohner geweckt, machten Licht und schossen einigemal blind, worauf der Jaguar sich entfernte. Nun setzte man einen Preis auf den Kopf des Raubthieres, allein Niemand wollte ihn gewinnen, bis endlich ein tollkühner Negerbursche sich erbot, den Jaguar zu schießen. Er lud in sein Gewehr zwei Kugeln, einige Nägel und andere Eisenstücke, kurz machte die Ladung so stark, daß ich um keinen Preis die Muskete hätte abfeuern mögen — aber ein Neger macht sich daraus nicht viel, und Abrathen ist vergebens. Der Schuß ging glücklicher, als die Tollkühnheit des unbesonnenen Schützen verdiente; dieser schlich sich bei Nacht hinaus in das bei dem Stalle befindliche Gebüsch, bald hörten wir einen Schuß und der Tiger war erlegt, der Neger aber mit einer tüchtigen Quetschung vom Stoße seines Gewehres davon gekommen." — „Gefangen wird der Jaguar zuweilen in Fallen, welche nach Art unserer Marderfallen, aber aus sehr starkem Holze gebaut sind und zweierlei Abtheilungen haben. Diejenige Abtheilung, in welcher der Jaguar gefangen werden soll, hat an ihrem hintern Ende einen Käfig, der von der Falle gegen das Trittbret zu durch ein starkes Gitter getrennt ist, sonst aber feste Wände hat. In diesen Käfig sperrt man ein weißes Schaf oder eine weiße Ziege, damit sie der Jaguar auch bei Nacht sehen kann. Die Decke des Käfigs bildet zugleich die Fallthür, steht durch die bekannten Stellhölzer mit dem Trittbrete in Verbindung und ist oben so mit Steinen beschwert, daß der gefangene Jaguar nicht im Stande ist, sie zu lüpfen. Ich selbst habe einen auf diese Weise gefangenen Jaguar gesehen, aber diese Wuth, dieses Toben und Rasen, das ein solcher in der Falle entwickelt, ist keine Sprache zu beschreiben fähig. Die holländische Regierung zahlt acht Gulden Schußgeld für einen; die Indianer essen sein Fleisch." —

Die waghalsigste Art, den Jaguar anzugreifen, wird bisweilen in Brasilien ausgeführt. Begleitet von einem einzigen Hunde, gehe ein Indianer mit einem Spieß oder kurzen Schwert in der Rechten, einem Schafpelz in der Linken, hinaus und läßt durch seinen Hund den Jaguar aufsuchen; der Hund verbellt das Raubthier, und der Wilde schreitet kühn auf es zu und hält ihm als Schild den Schafpelz entgegen. Aufrecht springt der Jaguar auf den Pelz zu und packt ihn mit Krallen und Zähnen; in demselben Augenblicke aber stößt ihm der gewandte Jäger sein Mordgewehr in die Brust, daß das Unthier ächzend zu Boden sinkt. Verzweiflungsvoll aber ist seine Gegenwehr, wenn er beim ersten Stoß falsch getroffen wurde, und dann ist der allzukühne Jäger gewöhnlich das Opfer. Auch im Wasser darf man sich vor dem angeschossenen Jagnar nicht sicher glauben, er erklimmt mit wüthender Hast das Boot und greift die darin Befindlichen an. Seine empfindlichste Stelle ist die Lendengegend; ein tüchtiger Schlag darauf macht ihn kreuzlahm; dasselbe ist bei der Hauskatze der Fall.

Digitized by Google

Im Innern von Amerika gibt es eine schwarzbraune Gattung mit glänzend schwarzen Flecken, die den, freilich unbestimmten Nachrichten zufolge weit gefährlicher sein soll; es ist noch nicht erwiesen, ob dieser schwarze Jaguar eine besondere Gattung oder nur eine Abart ist.

Nur in den ebenen Savannen von Brasilien werden große Jagden auf den Jaguar angestellt. Reiter, welche gut mit der Wurfschlinge umgehen können, sprengen hinaus, einer wirft dem Thiere seine Schlinge um den Hals, jagt dann davon und schleppt den Jaguar hinterdrein; indessen kommt der andere Jäger dazu, wirft ihm die Schlinge um die Hinterbeine und schleppt ihn dergestalt, daß alle seine Bemühungen, sich von der ersten Schlinge zu befreien, fruchtlos sind. Die Jagd auf dieses Raubthier mit Schießgewehren erfordert eben so gut bewaffnete als gewandte und unerschrockene Schützen. Die Indianer schießen ihn mit vergifteten Pfeilen, was aber in ziemlich geringer Entfernung geschehen muß, damit der Pfeil tief in's Fleisch dringe; auch fangen sie ihn in Gruben.

Duttenhofer.

Die Kohlenformation.

Der Mensch ist kein veredelter Affe: er unterscheidet sich schon dadurch vom begabtesten Thier, daß er sich Werkzeug macht.

B. Franklin.

Seit, Gottlob, langen Jahren ist der Pulverdampf vom geängstigten Europa verzogen; der Gewerbfleiß hüllt es dagegen in nützlichen Wasserdampf. Aber nur vorwärts richtet sich jeder gespannte Blick auf den Erfolg; mögte es diesem Blatte gelingen, auch dem dunkeln Ursprung einen Moment dankbaren Mitleids zuzuwenden.

Marion Delorme an den Marquis Cinq Mars.
3. Febr. 1641.

— — — ich ließ mich überreden und machte mit dem Marquis Worcester einen Besuch im Bicetre.

Als wir durch den Hof gingen und ich furchtsam mich an Worcesters Arm klammerte, erblickten wir hinter starkem Gitter ein häßliches Gesicht, das uns mit herzzerreißendem Ton zurief: „ich bin nicht verrückt; ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht.“

Was hat er denn entdeckt, frug der Engländer den Führer. Ach, antwortete dieser, er ist ein Narr! mit dem Dampf von siedendem Wasser will er Mühlen und Gott weiß was, treiben. Er kam vor vier Jahren aus der Normandie hierher, um dem Könige ein Buch über seine Erfindung vorzutegen. Der Cardinal Richelien fertigte ihn begreiflich kurz ab; er ließ sich aber nicht schrecken und warnen und verfolgte Se. Eminenz so lange und überall, bis dieser ihn hier einzusperren befahl. Da haben wir ihn nun seit 3½ Jahren; jedem Fremden ruft er zu, was Sie von ihm gehört haben. — Hier habe ich sein albernes Buch.

Worcester nahm nachdenkend das Buch, welches den Titel führt: „Unbekannte Ursache von bewegender Kraft zu Nutzen und Vergnügen von Salomon von Caus. 1615.“

Am andern Tag äußerte Dein englischer Freund: Dieser Mann ist kein Narr! in England würde er in einem Palast, statt im Tollhause wohnen — ich gehe zu ihm. Traurig kam er zurück; ja, rief er, er ist verrückt, aber die Gefangenschaft hat ihn wahnsinnig gemacht. Der Lord spricht von Nichts, als von Salomon v. Caus! — — —

1665 schrieb Marquis Worcester ein Werk unter dem Titel: „Hundert neue Erfindungen“ und gilt in England für den Erfinder der Dampfkraft. Sehr wahrscheinlich eignete er sich aber nur die Entdeckung Salomon v. Caus zu, der wahnsinnig starb.

Nach den Philosophical Transactions.

Der Amerikaner Robert Fulton war nach England gekommen, um James Watts neu erfundene Dampfmaschine kennen zu lernen und seinem Vaterlande heimzubringen. Bald gelangte er zu der Idee, die Dampfkraft zur Bewegung von Schiffen sowohl als zum Ersatz des Schießpulvers anzuwenden. Des gehaßten Englands Seemonopol veranlaßte ihn, der jungen französischen Republik die Erfolge seines Nachdenkens zuzuwenden. Nach manchem Versuche gelang es ihm, ein Tauchboot, mit dem er mehrere Male von Havre nach Brest unter dem Wasserspiegel fuhr, ohne aufzutauchen, und eine Art Bombe, die er Torpedo nannte, in Stand zu bringen. Auf der Rhede von Brest sprengte er 1797 ein altes Schiff, unter dessen Kiel er mittels seines Tauchbootes einen Torpedo gebracht hatte. Aber das Direktorium hatte Anderes zu bedenken, und Fultons Erfindungen blieben unbeachtet. Napoleons eiserne Faust ergriff die Zügel, und seinem Blick entging kein Mittel, welches England zu schaden Hoffnung gab. Zur Probe sollte ein englischer Kreuzer zerschmettert werden. — Leider wollte gerade jetzt sich keiner zeigen; Napoleon ward ungeduldig und Robert Fulton ward vergessen.

Englands Spionen war Fultons Treiben nicht entgangen und man versuchte den Erfinder an sich zu ziehen, weniger wohl um seine Erfindungen zu benutzen, als sie Frankreich zu entziehen.

Die Admiralität ließ 1800 zu Spithead Versuche anstellen, fand die Tauchschifffahrt einiger Aufmerksamkeit werth, verwarf aber die Idee des Dampfschiffes völlig.

Der unermüdliche Fulton ging nach Newyork zurück und baute für einen Herrn Lewington ein Dampfboot, welches den Hudson befahren sollte. 1807 ließ es vom Stapel, unter dem Spottgelächter und Hohngeschrei des versammelten Pöbels. Als aber das Schiff den Strom zwang und mit der Schnelligkeit von 4 zu 1 gegen ihn fuhr, da brauste eben so verächtlicher Jubel auf.

Nun bekam er den Auftrag, Dampfschiffe für die

Digitized by Google

Regierung zu bauen, erlag aber Ende 1808 der Anstrengung und starb am Fieber — in Armuth. — Die von ihm erfundenen Schiffe furchen jeden Strom — sein Name ist verhallt.

Schon im Jahr 1767 untersuchte der Bischof von Llandaff die Natur des Dampfes, der destillirten Steinkohlen entsteigt und machte seine Brennbarkeit bekannt. Der hochwürdige Herr ward aber, wie dies ganz in der Gewohnheit ist, kurzweg verlacht. Der Pöbel spricht lieber kurz ab, als er untersucht: letzteres ist unbequemer, verlangt gründliches Wissen und — glänzt nicht.

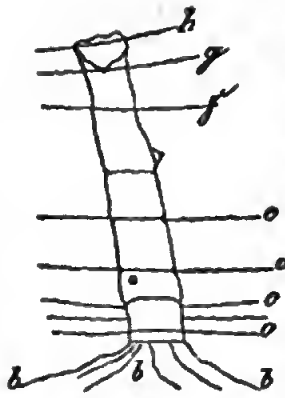
Der Chemiker Murdok zu Birmingham aber ergriff 1792 diese Idee und erleuchtete 1802 zur Feier des Friedens von Amiens die Façade der Fabrik zu Soho mit Gas, welches seitdem allgemeinen Eingang gefunden hat.

Nach Steamboat of Birmingham.

Woher stammt nun der Stoff, der in Bergwerken und Fabriken unzählige Menschenhände erspart und unermüdete Kraft beut, die Entfernung zur See und Land vernichtet, unsere Zimmer und Städte mit blendendem Licht erhellt und der unersetzlich für uns geworden ist? Es ist die untergegangene Pflanzenwelt aus der Kindheit unseres Planeten! —

Die Kohlenformation tritt in einigen Gegenden in unerschöpflichem Reichthum auf, fehlt dagegen anderen völlig. Man glaubt die Bildung von Kohlenflötzen durch Anschwemmung von Pflanzentheilen auf größere oder geringere Ausdehnung mit abwechselnden Zwischenlagerungen von Sand und Schlamm, die jetzt als Kohlenschiefer und Kohlensandstein auftreten, zu erklären. Diese Meinung hat allerdings auch viele Gegner gefunden, deren pro und contra hier nicht der Ort ist zu erläutern. Jedenfalls war ein sehr langer Zeitraum erforderlich, um aus einzelnen Stämmen, Blättern u. s. w. Schichten zu bilden, die unter dem jahrtausendlangen Druck der darüber gelagerten Felsschichten jetzt noch 30—50 Fuß Mächtigkeit haben. Und solcher Schichten, die freilich auch zuweilen nur einige Fuß dick sind, zählt man 100 und im Kohlengebirge von Saarbrück 123.

Einige Kohlenreviere sind mit Versteinerungen von Muscheln, Fischen u. s. w. erfüllt, andere sind völlig leer davon. Weither geschwemmt können die Bestandtheile der Kohlenschichten nicht wohl sein, denn die Baumfarren, Pandanen u. s. w., die die Bergströme aus den Gebirgen von Jamaika ꝛc. bringen und an der Küste absetzen, sind kaum noch erkennbar, wenn die Kohlengebilde uns jedes Blatt mit seinen Venen erhalten zeigen. Das Vorkommen aufrecht stehender Stämme mit ihren Wurzeln, zwischen denen der Boden, in dem sie erwachsen sind, versteinerte, ist gleichfalls in den Kohlengruben Englands und Deutschlands so häufig, daß es unmöglich für eine einzelne Zufälligkeit genommen werden kann. In den Saarbrücker Kohlengruben sind mehrere Sigillarien, die wir später genauer kennen lernen werden, in ihrer natürlichen Stellung und unter



Umständen gefunden, die die nebenstehende Zeichnung verdeutlichen wird. Es ist eine Sigillaria pachyderma von 2 Fuß Durchmesser. Die Wurzeln verliefen in Schieferthon und waren auf 4 Fuß vom Stamm erkennbar; bezeichnet mit b, c, c blauer Schiefer, d dichter Sandstein, e wechsellagernder Schieferthon und Sandstein, f weißer Sandstein, g glimmerhaltiger Sandstein, h Schieferthon. Der ganze, hohle Stamm war mit Sandstein g von oben bis unten ausgefüllt, der sich also von oben herab in seine Höhle einsenkte, nachdem die übrigen Schichten sich um ihn gelagert hatten. —

Zu St. Etienne, in der Kohlengrube du Treul, finden sich im Kohlensandstein bedeutende Strecken, die mit aufrechtstehenden Bäumen erfüllt sind. Man glaubt einen versteinerten Wald zu sehen. Der sandige Schlamm, der sie jetzt als Sandstein umhüllt, muß sich sehr ruhig abgelagert haben, da die Bäume nur der, von dieser Schicht nicht beschützten Gipfel beraubt, sonst aber nicht zerbrochen sind. Die Stämme selbst sind oft von bedeutender Größe. Im Westphälischen Kohlengebirge findet man liegende Stämme von 50—60 Fuß Länge und entsprechender Dicke.

Daß solch' eine Masse von Pflanzen, wie wir sie in den Stein- und Braunkohlenlagern finden, nur in einer heißen Zone sich erzeugen konnte, ist leicht denkbar und die wohlerhaltenen Reste dieser Flora bestätigen unsere Vermuthung. Wir finden Strünke von Palmen in Frankreich, Ungarn, England, nicht bloß als Kohle, sondern auch mit Kieselerde durchdrungen. In Liblar bei Köln hat man auch solche noch in aufrechter Stellung entdeckt. Sie scheinen aber ausgestorbenen Arten angehört zu haben, und wir finden keine mit gefiederten Blättern unter ihnen, obgleich die Zahl der fächerblätterigen Palmen in der Jetztwelt nicht die Hälfte der fiederblätterigen erreicht. Die Insel Scheppey liefert eine Menge vorweltlicher Palmenfrüchte, unter denen wir hier nur die Cocosnuß, die Dattel, die Bactris, die Arecanuß nennen, doch ist dies nur annähernd zu verstehen, indem von 700 Arten, die ein englischer Gelehrter untersuchte, nicht Eine sich fand, die den Früchten jetztlebender Palmen völlig und ohne Zweifel entsprochen hätte.

Ferner finden wir in den Kohlenlagern Stämme, die mit unserem Bärlappmose in ungeheuren Verhältnissen sich vergleichen lassen; man nennt sie daher Lycopodiaceen, dann Pandaneen oder Schraubenbäume, weil ihre Blätter den Stamm in Schraubengängen umstehen, Cycadeen, Zamien, Polypodiaceen, Najadeen, Sigillarien, Lapidodendren, Stigmarien u. s. w.

Beinahe von allen haben wir noch zwerghafte Aehnlichkeiten. Die ganze Urpflanzenwelt deutet uns aber

einen üppigen Charakter feuchter Wärme an, welchem selbst das Klima unserer Wendekreise nicht mehr zu entsprechen vermag. Wahrscheinlich hatte der Gluthkern unseres Planeten sich in der Zeit ihres Daseins noch nicht zu dem Grade abgekühlt, der dem Eise unserer Pole und Hochgebirge den heutigen ertödtenden Einfluß gestattet. Daß diese Periode aber Jahrtausende dauerte, beweist uns ein Stamm von Pützberg bei Bonn, an dem Röggerath 892 Jahresringe zählte.

Neben den Gewächsen eines glühenden Klimas finden wir aber auch den heimischen ähnliche in den Lignitenlagern. Eine Ulme, mehrere Ahorne, Weiden, Pappeln, Linden, Nußbäume, Nadelhölzer, Kreuzdorn, Farrenkräuter ꝛc. hat man bei Oeningen am Bodensee mit Blüthen und Früchten wohlerhalten angetroffen.

Diese Angaben mögen manchem mit unserer erhabenen Wissenschaft der Geologie noch nicht befreundeten den schon oft aufgeworfenen Zweifel, als ließen die in ihren Stoff verliebten Forscher der Phantasie wohl einigen Spielraum, neu erwecken. Es sei uns deshalb erlaubt, den Eindruck, den zwei Reisende in den Kohlengruben von Swina in Böhmen empfingen, mit ihren eigenen Worten zu geben *).

„Die vollkommenste Nachahmung lebender Blatt„formen auf den gemalten Plafonds italiänischer Pa„läste kann nicht mit den zahlreichen, wundervollen „Pflanzengebilden in den Gallerien dieser Gruben ver„glichen werden. Die ganze Decke ist, gleich einer „Tapete, mit Guirlanden des herrlichsten Laubwerks „verziert, welche in schöner Unordnung sich tausendfach „verschlingen. Das glänzende Schwarz der Figuren „auf dem hellgrauen Grunde des Gesteins bildet einen „schönen Kontrast, weil es jede Figur scharf hervor„treten läßt. Der erstaunte Beschauer, der wie durch „Zauberkraft in die Urwälder der noch jugendlichen Erde „sich versetzt sieht, kann sich nicht sättigen an der Be„trachtung wunderbarer, abenteuerlicher Formen nie „gesehener Pflanzen nnd Bäume. Die schuppigen „Stämme der hohen Lepidodendren, von deren Gipfel „zartes Laubwerk in langen Büscheln herabwallt, die „wundervoll niedlich gebildete Rinde der schlanken Si„gillarien, der zierlichen Farren zahllose Gebilde stehen „gleichsam lebend vor seinem Auge. Es ist ein wun„dervoll schönes Herbarium der Urwelt, dem die darüber „hingerollten Jahrtausende nichts von seiner Formen„Herrlichkeit zu nehmen vermogten.“

Das ist das Bild der Schätze, der Wunder, die wir mit dem Wort „Steinkohlen“ nennen. Die unendliche Weisheit umgab den Wohnplatz des rohen Naturmenschen mit Wald, der ihn speiste, tränkte, kleidete, schirmte, ihn bewehrte, und, als der Strahl des Blitzes den dürren Harzbaum entzündet hatte, ihn das Feuer kennen lehrte, welches auf dem heiligen Herde flammend, ihn zur Geselligkeit, zu tausend, den rohen Mordsinn des Jägers mildernden Künsten führte. Welchen Einfluß mußte es schon nothwendig auf ihn haben, daß er die noch zuckende Beute nicht mehr blutigroh raubthiergleich verschlang, daß er sich Werkzeug machen lernte und hiermit sein Nachdenken, der reine Himmelsfunken erglimmte, der ihn zum Herrn aller seiner Mitgeschöpfe machte! — Und um ihn sammelte sich der Segen seiner Nachkommen, der Tausch, das leichte Band, der Handel, die goldene Kette verband die fernen Geschlechter. Des Gewerbfleißes nie rastendes Feuer erglomm und das einfache Werkzeug ward zum Kunstwerk. Der vom Ackerbau ausgerodete, vom Bedürfniß verzehrte Wald kann nicht mehr den Forderungen genügen, die die Noth und Industrie gleichmäßig an ihn stellen. Jetzt aber ist Wissen und Kraft dahin gelangt, die von der ewigen Vorsehung aufgesparten unterirdischen Schätze zu erheben und ein neuer Schwung belebt die bedrohete Thatkraft. Haben auch manche Landstriche keine Steinkohlen, so zerstört des Dampfwagens Flug jede Entfernung und bald wird Konstantinopel uns nicht ferner liegen, wie früher Frankfurt.

„Aber auch damit wird es ein Ende nehmen, wie mit Deutschlands Wäldern,“ meint vielleicht ein Zweifler. Er irrt indeß, denn die Kohlenlager der Grafschaft Northumberland sind allein im Stande, den Gesammtbedarf Europa's sammt allen fertigen und projektirten Eisenbahnen auf wenigstens 2000 Jahre zu decken. England aber sammt seinen weiteren ungeheuren Lignitlagern ist nur der Rand eines durch Schweden, Rußland und ganz Sibirien in gleicher Richtung verbreiteten Kohlenflötzes.

Wer aber von den Reisenden im eleganten Dampfwagen oder in der Cajüte des allen Forderungen des Comforts entsprechenden Dampfschiffes hat einen mitleidigen Blick für Salomon v. Caus im Bicetre! —

Dr. Schmidt.

*) Lindley and Hutton fossil flora by an travel in German etc. Vol. I.

Die Götterlehre der Griechen und Römer.

(Siehe Seite 52.)

Wir sind jetzt unmerklich in eine Region der großen Götterfamilie angelangt, wo sich allmählig die Hoheit und Würde zu verlieren beginnt und den allerdings noch immer göttlichen Eigenschaften Züge beigemischt sind, die immer mehr und mehr an die den Menschen anklebende Unvollkommenheit erinnern. Hier bietet sich uns zuerst eine Gottheit dar, die einem ebenso wichtigen als wohlthätigen Geschäfte und zugleich einer herrlichen Kunst vorsteht. Es ist

Vulkan, Hephästos,

in dem sich die Kunst Metalle im Feuer zu schmelzen nnd zu verarbeiten vergöttert sieht. Zugleich der Feuer- und Lichtgott überhaupt und der Spender der Lebenswärme.

Vulkan war nicht schön gestaltet und da er von Juno, seiner Mutter, vom Himmel auf die Erde geschleudert wurde, brach er einen Fuß und mußte fortan hinken. Nach Homer, dem Dichter, brachte er einen ganzen Tag in immerwährendem Sturze zu, und fiel,

kaum noch athmend, endlich mit untergehender Sonne in Lemnos hinab.

Der frohsinnige Grieche liebte das Komische und deshalb war es ihm ganz recht, daß seinen Göttergestalten zweiten Ranges auch heitere Züge angedichtet wurden, die gleich Schatten in kunstreichen Gemälden, dem hohen Lichte zur Folie dienten. Fröhlicher Scherz konnte daher auch im Kreise der Götter gedacht werden und selbst die sibyllinischen Bücher munterten dazu auf: den feierlichen Ernst mit fröhlichem Scherze stets zu vermischen. Darin besteht auch noch jetzt die ächte Lebensweisheit und sie wird zu allen Zeiten darin bestehen. Die Alten aber verstanden die schwere, nunmehr fast verloren gegangene Kunst, das Ernsthafte und das Komische gleichsam an seinen beiden Enden zu fassen und in seinem glücklichen Vereinigungspunkte zusammen zu knüpfen, wodurch eben die unendliche, naive Anmuth entsteht, die sich in allen Werken der Griechen ausspricht.

Einer dieser zierlichen Kontraste war es nun, daß der häßliche, hinkende Vulkan, in der Götterversammlung, die Ambrosia kredenzte und umherhinkend zu Genuß und Freude ermahnte. Dieses erregte selbst bei den Göttern ein unermeßliches, seliges Lachen, wie uns der Dichter versichert.

Als Vulkan von seinem Sturze sich erholt hatte, wurde er wieder in den Himmel aufgenommen und saß im hohen Götterrathe. Die Göttin der Schönheit, Venus selbst, wird seine Gemahlin. Wie ist es möglich, wird man sich verwundernd ausrufen, daß eine solche Mißheirath Jupiter gestatten konnte? Man denke aber nur, daß etwas durchaus Häßliches von dem von Schönheit durchdrungenen Griechenvolke nie gedacht werden konnte. War Vulkan im Aeußern vernachläßigt, waren seine Füße lahm und unbehilflich, so wog er dies Alles auf durch die Kraft und Behendigkeit des mächtigen Armes, womit er die bewundernswürdigsten Kunstwerke zu schaffen verstand. So hatte er sich einen Palast erbaut in sternhell strahlender Pracht und in unvergänglicher Schönheit. Seinen Werken hauchte der göttliche Bildner oft auch Geist und Leben ein. So zum Beispiel jenen wunderbaren goldenen Sclavinnen, denen er sich zum Gehen als Stützen bediente, von denen die Sage berichtet, daß sie verständige Gespräche führten, und den Hinkenden im Gehen unterstützten. Auch schuf er kunstvolle Dreifüße (Tische), die sich von selbst auf ihren Rädern bewegten, aus Vulkans Palast in den Versammlungssaal der Götter, und dann wieder nach geendigter Sitzung heimrollten. Etwas, das die Götter selbst in Verwunderung setzte. Eben diese magische Kraft verlieh er auch den Rädern der Götterwagen und den Hufen ihrer Rosse, damit sie durch die Wolken und auf Wogen leicht dahinschwebten. Werke Vulkans waren auch noch die Scepter, Kronen und der Schmuck aller Götter und Göttinnen, und auch den über Alles erhabenen Palast der Sonne erbaute er. Auch hatte er die Fesseln geschmiedet, um den Prometheus an den Kaukasus zu befestigen.

Vulkan versinnlicht den größten Scharfsinn in der Hervorbringung künstlicher und überraschender Gegenstände; doch durfte man ihm nicht immer trauen, denn oft lag irgend ein Fallstrick in einem Geschenke verborgen. Er war rachsüchtig und voller Ränke. Seiner Mutter Juno, auf die er Ursache zu zürnen hatte, verfertigte er einen Thron aus purem Golde, als sie sich aber mit großem Anstande darauf gesetzt hatte, hielt der Sitz sie fest und sie vermochte nicht wieder freiwillig aufzustehen. Eben so gestaltete er ein überaus künstliches Netz, um den Kriegsgott und seine eigene Gattin darin zu fangen. Der Harmonia schmiedete er ein verhängnißvolles Halsband, durch welches viel Unglück über sie und ihr Geschlecht gebracht wurde; das Allerverderblichste, was von ihm ausging, war jedoch die Büchse, womit Jupiter die Pandora auf die Erde hinabsandte. Als diese Büchse geöffnet wurde, flatterten daraus alle Uebel hervor, von denen die Menschheit noch bis auf diese Stunde gequält werden, und nur die Hoffnung blieb zurück, um dem dadurch verursachten Schmerze das Gegengewicht zu halten.

Hohen Kriegern schmiedete Vulkan selbst Schutzwaffen. Für Achilles lieferte er sie, auf die Bitte der Thetis, seiner Mutter, und für Aeneas, auf die Bitte seiner Gemahlin Venus. Des Gottes Werkstätte war auf Sicilien, wo der brennende Schlot des Aetna sich erhebt und wo man in den tiefen Klüften den Donner der Hämmer hört, welche die Cyklopen, Vulkans Gehilfen, auf die Amboße niederfallen lassen. Dort braust das Feuer aus der Esse und zischend fahren die Funken weit und breit umher. Die Cyklopen versehen dabei das Geschäft tüchtiger Schmiedegesellen. Einige füllen die Blasebälge und leeren sie wieder um die Flamme anzufachen, andere tauchen das glühende Erz in den Löschtrog; jene fassen das Eisen mit der Zange und hämmern im Takte und die weite Höhle seufzt von den gewaltigen Schlägen.

Nach dem Gotte wurden die feuerspeienden Berge, die man als die Essen seiner Werkstatt betrachtete, Vulkane genannt, welchen Namen sie noch bis auf die heutige Zeit behalten haben. Außer Sicilien und den liparischen Inseln, wo die Thätigkeit der Vulkane fast nie erlosch, war es vorzüglich die Insel Lemnos, wo das Getöse des unterirdischen Feuers den Gedanken an eine nie ruhende göttliche Schmiedeesse und an die hochgeschwungenen Hämmer der Cyklopen aufkommen ließ. Den Bewohnern von Lemnos war Vulkan der Nationalgott; auch hatte er einen Tempel auf dem Aetna. Die Römer feierten ihre Vulkanalien, bei welchen Wettläufe mit brennenden Fackeln stattfanden.

Man bildet Vulkan gewöhnlich vor dem Amboße sitzend ab, wie er irgend ein Werk verfertigt, leicht gekleidet und mit einer Mütze auf dem Haupte. Der Ausdruck in seinen Zügen verräth Nachdenken und Geist; verläßt er die Arbeit, so schlägt er ein prächtiges Gewand um die Glieder und trägt ein Scepter. Gerade wie ein wackerer, kunstfertiger Handwerker, der sich in den Sonntagsstaat wirft. Man sieht, daß hier

Digitized by Google

bei aller Vorzüglichkeit des Talentes und bei mancher eminenten Eigenschaft, der hohe Adel reiner Göttlichkeit, wie er einen Jupiter und Apollo, eine Minerva und Venus ziert, nicht mehr angetroffen wird. Heilig waren dem Vulkan die Löwen.

Um auch von unserer Seite den so eben von den Griechen so sehr gerühmten Reiz des Kontrastes, diesen leichten Schilderungen zu verleihen, wollen wir jetzt von dem häßlichen, rußigen Vulkan, zu dem schönen, in ewiger Jugend prangenden

Bacchus, Dionysos,

übergehen, der von den ältesten Anhängern dieses Götterſystems schon die Freude des Menschengeschlechts genannt wurde.

Die Idee, die diesem Gotte zu Grunde lag, war gewiß die zarteste und schönste, allein zu welchen plumpen und groben Vorstellungen wurde sie nicht herabgewürdigt! Hier muß man geradezu von einer Entgötterung sprechen, denn wer sollte sich wohl denken können, daß man aus Bacchus den Schutzherrn aller Säufer und Trunkenbolde machte?

Nach dem ursprünglichen Sinnbilde war Gott Bacchus die sichtbar gewordene Fröhlichkeit der Jugend, steter Genuß ohne Anstrengung, ein holder Beglücker der Götter und Menschen. Er schuf die Trauben, den Wein zur Erquickung und zum Troste der Sterblichen; sein ganzes Dasein ist ein fortwährender Triumph des Frohsinns. Gleichwie das Alterthum der Ceres die Wohlthat des Getreides verdankte, so verdankte es Bacchus das Geschenk des Weins. Er lehrte ihn pflanzen und verbreitete die Kunde davon bis an den Ganges, dem Hauptflusse Indiens, wohin er einen Kriegszug unternahm. Welche schöne Siege erfocht er! Er lehrte die Besiegten frohen Lebensgenuß, er gab ihnen milde Gesetze und verbreitete überall, wo er sich zeigte, Gesittung und Menschlichkeit. Wo er als Sieger einzog, umgab ihn dankend und lobpreisend der begeisterte, durch ihn beglückte Schwarm. Man sang Triumphchöre beim Schalle der Flöten und Trommeln und umtanzte seinen Wagen. Auch das Alter, sobald es der allgemeinen Freude theilhaftig geworden war, schloß sich diesem Zuge an. Der alte Silen reitet jugendlich froh auf seinem Esel einher und stützt sich auf schalkhafte Faunen und muthwillige Satyrn, die ihm zu beiden Seiten, in seliger Vergessenheit dahintaumeln.

Aber schwer ist die Grenze einzuhalten. Die Freude, durch den Wein hervorgerufen, artet leicht aus; der begeisternde Wein reißt leicht zur trunkenen Raserei hin. Weiber, dem Dienste des Bacchus geweiht und Bacchantinnen genannt, rennen mit fliegenden Haaren, wie außer sich, umher, schwingen den Thyrsusstab, der mit üppig grünendem Weinlaub umwunden ist, drohend in ihren Händen und rufen mit tollem, lärmendem Getöse: Evan! Evohe! Sie begleiteten den Gott überall auf seinen Zügen und gaben seine Absicht kund, den Weinbau einzuführen. — Die Dichter, die sich vorzugsweise dem Dienste dieses Gottes weihen, vertiefen sich in unwirthbare Klüfte und Wälder und irren dort besinnungslos umher, bis sie in eine wilde Begeisterung übergehen und kühne, regellose Gesänge dichten, die man Dithyramben nennt und die ihnen gleichsam in gewaltigem Flusse sich von den Lippen ergießen. In solchen Dichtungen stellt sich das Leben der Menschen, gleich einem Baume dar, der von Säften strotzt und den selbst die üppigsten Auswüchse nicht entstellen.

Nach dem Gott des Weines wurden auch Trinkgelage und Mahlzeiten, von denen aller Zwang und jede Mäßigkeit verbannt sind, Bacchanale genannt. Solche Bacchanale wurden nun aber von den stets so sinnvollen Alten häufig auf Sarkophagen und Grabmälern abgebildet, um darüber anzudeuten: daß jede Freude, jeder Lebensgenuß ihre Grenzen haben müsse, und die Ueberschreitung derselben Krankheit und Tod zur unausbleiblichen Folge habe; daß der Tod dem Leben, die Trauer der Freude näher ist, als man gewöhnlich glaubt.

Bacchus war der Sohn Jupiters und der Semele, einer Tochter des Königs Kadmus. Nachdem Semele dem Vorwitze Gehör gab, den ein listiger Rath der eifersüchtigen Juno in ihr erregt hatte, den Jupiter, den sie bisher nur in menschlicher Gestalt gesehen, zu bitten, ihr in der Majestät des Donnergottes und Königs des Olympos zu nahen — ward sie von den Blitzen verzehrt, denn kein sterbliches Wesen war im Stande, den unverhüllten Glanz der Gottheit zu ertragen. Der junge Bacchus wurde von Merkur in eine Höhle des Berges Meros getragen, wo sich Nymphen mit seiner Pflege und Erziehung abgaben.

Als Bacchus erwachsen und vergöttert war, stieß die Einführung seines Dienstes hie und da auf Schwierigkeiten. Aber er strafte die Widerspenstigen und wußte sich ihre Ehrfurcht zu erzwingen. So geschah es, daß der thracische König Lykurg, als er die Weinstöcke umhauen wollte, sich selbst die Füße abhieb. Ein Anderer, Penthens in Theben, der ebenfalls dem Bacchus die Opfer verweigerte, wurde von den Bacchantinnen auf dem Berge Cytheron mit den Thyrsusstäben getödtet und in Stücken zerrissen.

Einst wollte der jugendliche Gott in Knabengestalt nach der Insel Naxos schiffen. Das Schiffsvolk beschloß ihn nach Asien zu entführen und ihn dort zu verkaufen. Da verwandelte sich plötzlich der Mastbaum in einen Weinstock, die Ruder umwanden sich mit Reben und der köstliche Duft des Weins verbreitete sich durch den Raum des Fahrzeugs. Bacchus selbst erschien in Göttergestalt, den Thyrsus in der Hand, Panther und Löwen zu seinen Füßen. Die Schiffer ergriff panischer Schrecken, sie konnten den gewaltigen Anblick, schuldbewußt wie sie waren, nicht ertragen und stürzten sich in's Meer, wo sie sogleich in Delphine verwandelt wurden.

Die drei Töchter des Minyas entweiheten das Fest des Bacchus dadurch, daß sie, während Trommel und Schalmei erklang und alles sich begeisternder Freude überließ, am Webestuhl sitzen blieben, um zu arbeiten. Da ergab sich folgendes Wunder: Jeder Webestuhl begann zu grünen; Reben und Epheu schlangen sich um das Gewebe; die noch losen Fäden wurden zu leichtem

Digitized by Google

Geringel, die Purpurfarbe der Wolle schien die saftigen, überall hervorquellenden Trauben zu färben. Die Sonne verschwand; das ganze Haus erbebte und überall loderten harzige Fackeln und erhellten die Gemächer mit röthlicher Gluth. Die Schwestern wurden von Angst erfüllt und Gluth und Hölle vermeidend, flüchteten sie und versteckten sich an einsame Orte. Nun aber begann ihre Verwandlung! Ihre Glieder verkleinerten sich und eine dünne Haut spannte sich darüber aus; die Aermchen wurden zu Schwingen. Zwar zierte diese kein Gefieder, aber sie trugen die winzigen Leiber, aus denen ein zirpender Ton wie Klage hervorstöhnt. Sie suchten fortan altes Gemäuer auf und flatterten mit jeder einbrechenden Dämmerung als Fledermäuse hervor. So erzählt uns Ovid im vierten Buche seiner Verwandlungen die Geschichte dieser Königstöchter.

Oft aber auch belohnte Bacchus seine getreuen Anhänger. Als er durch Phrygien zog, hatte sein Pflegevater Silen sich vom Gefolge verloren. Der Mann war schon alt, unbehilflich und die Liebe für seinen Pflegesohn machte, daß er dem Rebensafte, mehr als er sollte, hold war. Phrygische Landleute fanden den guten Alten und da sein glühendes Aussehen sie belustigte, so umschlangen sie ihn zum Scherze mit Blumenketten und brachten ihn zu Midas, der ihr König war. Der bewirthete ihn einige Tage gut und führte ihn dann dem Bacchus wieder zu. Froh darüber, seinen lieben Alten so frisch und gut genährt wieder zu haben, gab Bacchus dem Midas das Wort, dem, was er wünschen würde, augenblicks Gewährung zu schenken. Midas besann sich nicht lange, die Gelegenheit schien ihm günstig, wie so viele Menschen oft glauben, sein Glück zu begründen, und da sprach er denn den Wunsch aus: daß Alles, was er berühren würde, sich in Gold verwandeln möchte. Dies geschah. Nun war aber die Verlegenheit nicht klein; denn selbst die Speise, die Midas in den Mund steckte, ward zu Gold und der arme König lief Gefahr, bei allen seinen Schätzen Hungers zu sterben. Er war gezungen, den Gott zu bitten, seine unheilvolle Gabe zurückzunehmen. Dieser befahl ihm, die Hände in dem Flusse Paktolus zu waschen und alsbald verloren sie wieder ihre Zauberkraft, die jedoch auf den Fluß überging, der seit jener Zeit Goldsand mit sich führt.

Auf der wüsten Insel Naxos war die Königstochter Ariadne von Theseus treulos verlassen worden. Bacchus nahm sich ihrer an, und um ihr jeden Argwohn zu benehmen und ihr ein Zeichen seiner Göttlichkeit zu geben, warf er Ariadnes Diadem zum Himmel empor und sogleich lvderte es als bleibendes Sternbild am Firmamente. Ariadne wurde ihres Retters Gattin, der sie auf seinen Siegeswagen hob und mit ihr beglückend die Welt durchzog.

Der Berg des Apoll und der Musen, der Parnaß, hat zwei Gipfel, von welchen der Eine dem Bacchus geweiht war. Dies deutet an, daß der Wein nächst dem castalischen Quell die Dichter begeistere und daß sie neben Apoll auch den Bacchus preisen sollen.

Die Feste des Dionysos, wie der Gott des Weins von den Griechen genannt wurde, waren die herrlichsten und prächtigsten, die man in Athen feierte. Die Dichter ließen während derselben ihre neuen theatralischen Stücke aufführen und unterwarfen sie einem öffentlichen Gerichte. Aeschylus, Sophokles und Euripides, die drei größten Dichter des Alterthums, stritten hier oft um den Preis.

Auch die Frauen feierten sinnreich des belebenden, geisterweckenden Gottes Gegenwart. Diese Feste hießen Agrionien. Man suchte den Bacchus dabei, als ob er sich versteckt hätte, sagte endlich, er sei zu den Musen geflohen und nun lagerte man sich zum Mahle, wo Scherz und Frohsinn den Vorsitz führten. Man gab sich wechselnd sinnreiche Räthsel auf, man lachte und trieb anmuthige Possen.

Ein anderes Spiel trieben die Jünglinge. Volle Weinschläuche wurden mit Oel bestrichen. Indem man nun mit einem Fuße hinaufsprang, geschah es fast immer, daß man davon herabgleitete. Wem es gelang, sich oben feststehend zu erhalten, der war Sieger und erhielt den vollen Weinschlauch zum Lohne.

So war denn Bacchus der eigentliche Freudenspender, der Verschönerer des Menschenlebens. Aber die Sterblichen waren ihm auch dankbar dafür und kein Mahl verging, ohne daß man „zur Ehre des guten Gottes“ nicht noch einen Becher geopfert hätte.

In Bacchus versinnlichte sich das Ideal eines so eben in das blühende Jünglingsalter tretenden Menschen und deshalb war es an seinem Feste auch, wo die Athener ihren erwachsenen Knaben immer zuerst die Haare abschnitten, wobei sie zugleich in das Register ihres Stammes eingetragen wurden. Auch die Römer feierten zur Ehre des Bacchus, der auch Liber hieß, die Liberalien, an denen ihre Jünglinge ebenfalls die Knabentoga mit dem Purpursaume gegen die weiße Toga der Männer vertauschten. Sie wurden dadurch der strengen Zucht des Vaters entzogen und traten in die freiere Lebensbahn. Sie wurden Liberi.

Das Opfer des Bacchus bestand in einem Ziegenbock, weil er die Reben benagt, gleich wie man der Ceres das Schwein opferte, das die Feldfrüchte umwühlt. Auch war der Bacchusdienst, wie jener der Ceres, geheimnißvoll. Das innere Leben und die Schöpfungskraft der Natur, die den Feldfrüchten die nährende Kraft, dem Weine die begeisternde verleiht, dieses sollte symbolisch durch solche Mysterien angedeutet werden. So wurden denn auch bei gewissen Festen dieser Gottheiten von jungen Mädchen verdeckte Körbe herumgetragen, die als heilig erachtet wurden und von Niemand gelüftet werden durften.

Die wildesten Thiere ziehen den Wagen des Bacchus, wie Panther, Löwen und Tiger, um auszudrücken, daß der Wein zwar Wuth erregt, aber auch unter weiser Anwendung sie besänftigen kann. Um die im Weine ruhende Kraft noch auf andere Weise zu versinnlichen, wurden dem schönen jugendlichen Gotte kleine Hörner angedichtet. Die Künstler vergoldeten sie ihm und ver-

Digitized by Google

steckten sie zierlich unter Lockenfülle und Wein und Epheu, so daß man sie kaum bemerkte. Gewöhnlich wurde Bacchus in Bildwerken mehr jungfräulich als männlich dargestellt. Der sogenannte indische Bacchus erschien jedoch würdevoller, mit weitem Gewand, Diadem, wallendem Bart. Als Krieger trägt er ein Tigerfell und den Thyrsusstab als Waffe.

Der Dienst des Bacchus war allgemein verbreitet und der Weise, wie der Thor, der mit Sorgen Belastete, wie der sorglos Dahinlebende ergab sich demselben und Alle schöpften daraus, wie aus einer nie versiegenden Quelle, neue Lebenskraft und Heiterkeit der Seele.

A. Lewald.

Kleine Wunder menschlicher Thätigkeit.

Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese haben gegenwärtig schon eine Gesammtlänge von mehr als 800 deutschen Meilen, während die der Eisenbahnen aller andern Länder zusammen nur etwa 600 Meilen beträgt; also haben die Vereinigten Staaten noch immer 200 Meilen mehr Eisenbahnen, als die ganze übrige Welt. Auch die Zahl der auf den amerikanischen Eisenbahnen gebrauchten Dampfwagen soll sich schon 1839 auf 700 belaufen haben, und es wird behauptet, diese Zahl habe sich seitdem verdoppelt. Man muß hierbei in Betrachtung ziehen, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nur wenig größer ist, als die der Preußischen.

Porto für Briefe und Zeitungen in den Vereinigten Staaten. Es gibt kein anderes Land, wo eine solche Verkehrserleichterung auch in dieser Beziehung stattfände, als sie in den Vereinigten Staaten besteht. Das Porto für Briefe, Zeitungen ꝛc. wird nicht nach dem Gewicht, sondern nach Bogen bezahlt, und steigt von 100 zu 100 englischen (20 deutschen) Meilen. Ein versiegelter Briefbogen kostet für 1 bis 100 Meilen 10 Cents oder $^1/_{10}$ Dollar, und immer für 100 Meilen 10 Cents mehr. Für 2 Bogen ist das Porto doppelt, für 3 dreifach u. s. w. Für Zeitungen, Flugschriften ꝛc. kostet jeder Bogen auf 100 englische Meilen 1 Cent ($^1/_{100}$ Dollar); sie dürfen aber nicht versiegelt, sondern nur in Papierumschläge offen eingewickelt werden, daß man sie leicht herausziehen kann. Alle Herausgeber von Zeitungen haben das Recht, ein Exemplar von jeder Nummer derselben gegen eins von jeder andern Zeitung in der ganzen Union durch die Post zu wechseln, ohne Porto dafür zu zahlen, und dieser freie Wechsel befördert und erleichtert den Verkehr im ganzen Lande auf eine für das Publikum höchst vortheilhafte Weise, und ist folglich gewiß nachahmungswerth. Tausende von Zeitungen werden auf diese Art gewechselt und durchkreuzen das Land in allen Richtungen; irgend eine Anzeige ꝛc. kann dadurch möglichst schnell und billig in allen Theilen der Vereinigten Staaten bekannt gemacht werden, vermittelst weniger, dieselbe begleitender Worte des Herausgebers, der eine solche zuerst einrückt, z. B.: „Alle Herausgeber, die mit uns wechseln, belieben obige Anzeige aufzunehmen und uns die Gebühren zu berechnen.“ Wie viel Zeit, Mühe, Geld und Umstände werden auf diese Weise gespart! Und ein Zeitungsblatt braucht z. B. nur circa 100 Stunden, um zu Lande von Boston nach Charleston (in Süd-Carolina) zu gelangen, d. h. etwa 1000 englische oder 200 deutsche Meilen zurückzulegen.

Schiffe aus Eisen. Dergleichen Schiffe werden jetzt in großer Vollkommenheit gebaut, und werden mit der Zeit die hölzernen so ziemlich verdrängen. Wird für gute Conservation des Materials gesorgt, d. h. für zeitigen Anstrich mit rothem Mennig, so übt selbst das Seewasser keinen nachtheiligen Einfluß darauf aus. Ein vorkommender Schade ist mit Leichtigkeit zu repariren, alle Umstände des Kalfaterns fallen ein für alle Mal fort, kein Losspringen der Planken, keine Fäulniß, keine Trockenfäule, kein Leckwerden durch eiserne oder hölzerne Nägel, und alle dergleichen Uebel, die mit zur Hausgenossenschaft des hölzernen Schiffbaues gehören, sind zu befürchten. Die Kosten für die Erbauung eines eisernen Schiffes stellen sich höher, wie die eines hölzernen; allein die ungleich längere Zeit des Gebrauches, der durch die dünnen Seitenwände im Innern gewonnene Raum, die größere Tragfähigkeit, die geringern Unterhaltungskosten des Rumpfes und viele andere Ersparnisse und Vortheile geben durch ihre Zinsen das Anlege-Kapital in wenigen Jahren zurück.

Der hohe Standpunkt der Viehzucht in Nordamerika geht daraus hervor, daß ein Dubliner Kaufmann eine große Quantität des trefflichsten Schweinefleisches aus Nordamerika bezogen hat, und das Faß, natürlich noch mit Vortheil, zu 30 Schilling verkauft, so daß der Preis pro Pfund nur 2 Pence beträgt. Auch die Schafzucht steht dort sehr hoch; 1838 gab es dort schon 29 Millionen Schafe, und 1841 war deren Anzahl bereits auf 34 Millionen gestiegen. Man berechnet den Werth dieses Schafstandes und des zu seinem Unterhalte erforderlichen Ackerlandes auf 200 Millionen Dollars. Die Freibürger jener Republiken sprechen die Hoffnung aus, daß bei vernünftigen Verwaltungsmaßregeln im Jahre 1850 wenigstens 500 Millionen in der Wollenproduction und Fabrikation angelegt sein, und die Wollenmanufaktur den wichtigsten Fabrikzweig bilden wird.

Gasbeleuchtung in London. In London befinden sich, die kleinen Privatanstalten abgerechnet, 12 Gasbeleuchtungs-Compagnien mit 18 Gaswerken, welche bei 2,800,000 Pfund Sterling Anlegekapital 450,000 Pfund Sterling (über 6 Procent) einbrachten. Sie bereiten aus $3^3/_8$ Millionen Centner Steinkohlen 1460 Millionen Kubikfuß Gas im Jahre, welche, durch 176 Gasometer und 200 deutsche Meilen lange Röhrenleitungen, in 30,400 Straßenlichter und 135,300 Privatgaslichter vertheilt wurden. Dr. L.

Digitized by Google

Mailand.

(Taf. 13.)

Wenn man die Alpen hinter sich hat und nun in die fruchtbare und an Erzeugnissen aller Art überreiche lombardische Ebene eintritt, so erreicht man von Como, Chiavenna oder Sesto Calcudo aus, in einer mäßigen Tagereise das prächtige Mailand, nunmehr die Hauptstadt des, zu Oesterreich gehörenden Königreichs Lombardei. Diese Stadt hat eine überaus reiche Geschichte gehabt, und es ist wohl am Platze, einer kurzgefaßten Beschreibung und Charakteristik derselben einige historische Hauptmomente vorangehen zu lassen.

In den ältesten Zeiten war Mailand eine Stadt im transpadanischen Gallien und wurde zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege von den Römern erobert, die es Mediolanum nannten. Unter ihnen ward es ein Sitz der Wissenschaften und feinen Kultur, und soll den Beinamen des neuen Athen erhalten haben. Die Longobarden, die es nach dem Untergange des weströmischen Kaiserthums in Besitz nahmen, machten es zur Hauptstadt der Provinz, bis Karl der Große das Lombardische Reich mit dem Fränkischen vereinigte. Seine Nachfolger ließen sich als Könige von Italien zu Mailand mit der eisernen Krone krönen, in welcher ein Nagel aus dem heiligen Kreuze eingeschmiedet war, welchen die Kaiserin Helena, Gemahlin Konstantins des Großen, aufgefunden und nach Europa gebracht hatte. Otto I., der Italien wieder den Deutschen unterwarf, wurde auch daselbst gekrönt, und Mailand war nun der Sitz der Kaiserlichen Präfekten oder Statthalter geworden. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts hoben Industrie und Handel den Reichthum der Bürger, und die lombardischen Städte lehnten sich zu wiederholten Malen gegen die Kaiser auf, die mit Heeresmacht über die Alpen ziehen mußten, um der Unruhen Meister zu werden. Friedrich I. der Rothbart zog allein sechs Mal nach Italien, vom Jahre 1154 bis 1184, und fast hauptsächlich um die Mailänder zu züchtigen. Die Stadt war damals zu einer bedeutenden Macht herangewachsen; sie konnte 60,000 Mann wehrhafte Leute aufbringen, um ihre Ringmauern zu vertheidigen. Friedrich belagerte die Stadt vom 6. August bis 8. Septbr. 1158 und zwang sie endlich durch Hunger zur Uebergabe. Der Kaiser demüthigte die Besiegten, die baarfuß und knieend um ihr Leben flehen mußten. Selbst der Erzbischof und die Rathsherren waren hievon nicht ausgenommen. Außerdem verlangte Friedrich 9000 Mark Silber und 300 Geiseln. Später verfagten aber die Mailänder wieder den Gehorsam und wollten den eingegangenen Verträgen nicht Folge leisten. Eine zweite Belagerung war die Frucht dieser Weigerung, welche vom April 1161 bis März 1162 währte, und mit der Uebergabe der Stadt endete, die nun bis auf einige Kirchen gänzlich zerstört und ausgeplündert wurde. Diese Grausamkeit so wie die Bedrückungen, welche sich die kaiserlichen Beamten erlaubten, waren die Veranlassung, daß sich die lombardischen Städte ermannten und in den großen Städtebund zusammentraten. Mailand erhob sich nun wieder aus seinen Trümmern und ward nach dem Siege, den die Verbündeten zu Lognano erfochten, eine freie Stadt. Jetzt aber begannen die inneren Zwistigkeiten, welche die Eifersucht der beiden großen Parteien, der Guelfen und Gibellinen, anfachten. Guido della Torre war das Haupt der Guelfen, Matteo Visconti, dem das Volk anhing, stand an der Spitze der Gibellinen. Die letztern behielten die Oberhand, und die Visconti herrschten jetzt als kaiserliche Statthalter, dem Titel nach, über Mailand anderthalb Jahrhunderte lang. Johann Galeazzo II. Visconti erhielt vom Kaiser Wenzel für 100,000 Goldgulden den Titel eines Herzogs von Mailand und Grafen von Pavia; das neue Herzogthum wurde ein Reichslehen und besaß die blühendsten Städte bis an die Alpen. Als 1447 der Viscontische Mannsstamm erloschen war, trug der Graf Franz Sforza den Sieg über die andern Prätendenten davon und ward von den Mailändern als Herzog anerkannt. Die Regierung der Sforza von 1466 bis 1535 war sehr unruhig und zeichnete sich durch Verrath, Meuchelmord und Successions-Streitigkeiten auf traurige Weise aus. Kaiser Maximilian I. beehnte endlich 1505 Frankreich mit dem Herzogthum Mailand; dies aber hatte zur Folge, daß die Eifersucht der andern Mächte erwachte und diese einen Bund unter dem Titel der heiligen Liga oder Ligue errichteten. Ein Abkömmling der Sforza, Maximilian, eroberte, von den Schweizern unterstützt, Mailand, doch verdrängte ihn bald König Franz I. von Frankreich, der nach dem Siege bei Marignano wieder Herr des ganzen Herzogthums war. Nun drängten sich Unruhen auf Unruhen, Verrath siegte über Verrath, bis daß Kaiser Karl V. Mailand für sein Haus als eröffnetes Reichslehen einzog. So kam es an den Infanten, nachmaligen König Philipp II., und mithin an die Krone Spanien, die es durch ihre Statthalter regieren ließ. Im spanischen Erbfolgekrieg, 1701, besetzten es die Franzosen, räumten es aber wieder und Oesterreich erhielt es durch den Badener Frieden 1714. Die französische Revolution wirkte auch auf Mailand mächtig ein, welches jetzt nach und nach der Hauptsitz der cisalpinischen, dann der italienischen Republik und endlich des Königreichs Italien wurde, wo der Vicekönig Eugen Beauharnais, Napoleons Stiefsohn, daselbst einen höchst glänzenden Hof hielt. Im Jahre 1814 kehrte Mailand endlich wieder unter Oesterreichs Botmäßigkeit zurück.

Diese bewegte, an wahrhaft tragischen und großen Ereignissen so reiche Geschichte, die hier nur in den oberflächlichsten Umrissen angedeutet werden konnte, ist nicht spurlos an dem äußern Bilde Mailands vorübergegangen, vielmehr hat sie sich ihm unverkennbar aufgeprägt. Zuerst fällt es sehe in die Augen, daß diese schon im frühesten Alterthume so wichtige und reiche Stadt nur noch so wenige Ueberreste der vormittelalterlichen Zeit in sich schließt, welches nur den Zerstörungen durch die Heere Barbarossa's zuzuschreiben ist, die alle alten Denkmäler vertilgten. Eben so auffallend ist die Verschiedenheit der Baustyle, die alle Kennzeichen des französischen, spanischen, deutschen Kunstgeschmacks an sich tra-

gen, je nachdem sie unter der Herrschaft und dem Einflusse dieser oder jener Nation entstanden. Dies gilt sogar noch jetzt von gewissen gesellschaftlichen Formen und andern äußerlichen Dingen, die Mailand mehr Aehnlichkeit mit Wien oder Paris verleihen, als mit einer eigentlich italienischen Stadt.

Mailand gehört unbedingt zu den schönsten, reinlichsten und elegantesten Städten Italiens und ist der Sitz eines reichen Adels und Handelsstandes. Es wird mehr als 150,000 Einwohner zählen. Der erste Eindruck, den die Stadt auf den Fremden macht, ist überraschend. Viele Straßen sind von großen und schönen Häusern eingefaßt, die zwar nicht mit den Palästen in Genua, Florenz und Rom zu vergleichen, allein dennoch von bedeutendem Umfange und in einem imposanten Style erbaut sind. Den herrlichsten Schmuck aller italienischen Städte bilden die Kirchen und auch die Hauptstadt der Lombardei ist daran nicht arm. Vor allen ragt hier die Kathedrale (s. den Stahlstich) hervor, welche ganz mit weißen Marmortafeln bekleidet ist und den Beschauer mit andächtiger Bewunderung erfüllt. Dieser Dom ist 454 Fuß lang, 270 Fuß breit und bis an die Kuppel 232, mit dem Thurme aber 335 Fuß hoch. Die Ausführung des Ganzen ist zumeist im italienischen Spitzbogenstyl, überaus reich, mit trefflich ausgeführtem Laubwerk und mit 4100 schönen Bildsäulen, ebenfalls aus weißem Marmor, wie das Uebrige auch, geschmückt. Das Gebäude krönt ein äußerst prächtiger und dabei zierlicher Thurm, von vielen kleinen thurmähnlichen Spitzen umgeben, auf denen eine vergoldete Bildsäule der heiligen Jungfrau sich in die Luft erhebt. Auf die Abstufungen des Daches führen gehörig geschützte, breite Marmortreppen, die auch der Furchtsamste ersteigen kann, und von oben besieht man nicht nur alle Wunderdinge des kolossalen Baues in der Nähe, sondern man hat auch eine überraschende Aussicht bis zu den unfernen Alpen, wo man den großen St. Bernhard, den Monte Rosa und das Matterhorn, nebst allen Hörnern und Gletschern des prächtigen Rhonethales bis zu den Riesen des Berner Oberlandes entdeckt. — Der Mailänder Dom wurde 1386 unter Johann Galvazzo Visconti begonnen; im 16. Jahrhundert fügte Pallegrino Eibaldo das Portal hinzu, welches mit dem übrigen Bau nicht übereinstimmt und dem herrlichen Denkmale nicht eben zur Zierde gereicht. Napoleon ließ an der Vollendung des Domes fortbauen, allein noch jetzt ist diese nicht erreicht und noch immer wird mit bedeutenden Kosten daran gearbeitet. Der Eindruck des Innern übertrifft noch wo möglich den, welchen das Aeußere auf denjenigen macht, der zum erstenmale in diese erhabenen Hallen tritt. Unter den Grabmälern ist das des heiligen Carlo Borromeo anzuführen.

Nächst dem Dome oder der Kathedrale ist die Kirche des heiligen Ambrosius, uralt und im byzantinischen Style, zu nennen. Diese Kirche war früher ein Minerventempel und wurde in der allgemeinen Zerstörung erhalten. Eben so die Kirche San Lorenzo, ein ehemaliger Tempel des Hercules, dessen mächtige Säulen aus weißem Marmor, den die Jahrhunderte prächtig roth gefärbt haben, mit zu dem Schönsten gehören, was uns vom Alterthume übrig ist. San Bernardino hat eine herrliche achteckige Kuppel, und unweit davon sieht man im ehemaligen Refektorium der Mönche das berühmte Freskobild von Leonhard da Vinci, das Abendmahl des Herrn vorstellend, welches durch die Zeit und andere ungünstige Umstände sehr gelitten hat.

Von Leonhard da Vinci und Bernhard Luini sieht man hier die herrlichsten Werke und Kunstschätze der Malerei überhaupt in der Gallerie der Akademie, welche Brera geheißen wird. Dort befindet sich auch das Bild aus Raphaels Jugendzeit, die Vermählung der heiligen Jungfrau vorstellend, dann die verstoßene, weinende Hagar von Guercino, zwei der berühmtesten kostbarsten Gemälde. Auch die Ambrosianische Bibliothek besitzt mannigfache Kunstschätze, wie z. B. den großen Carton Raphaels, oder seinen Entwurf zu dem Gemälde der sogenannten Schule von Athen, die er in den weltberühmten Sälen oder Stanzen des Vaticanischen Palastes in Rom al Fresco ausführte. Die Ambrosianische Bibliothek besitzt mehr denn 100,000 Bände und 15,000 Handschriften, unter denen überaus seltene sich befinden.

Eine Sehenswürdigkeit Mailands ist auch das große Hospital, wo 4000 Kranke bequem untergebracht werden können und das eine halbe Million Thaler jährlicher Einkünfte hat.

Die Straßen der Stadt sind bis auf wenige sehr eng und krumm; das Pflaster aber ist vortrefflich und eigene Bahnen sind mit Steinplatten für die Wagen belegt, die darauf leicht und geräuschlos dahinrollen. Auf dem Domplatze liegt der prächtige königliche Palast, seitwärts davon der nicht minder schöne Erzbischöfliche. Von dort an erstreckt sich der große Corso bis zur Porta Orientale, dem östlichen Thore, wo jeden Abend sich die Spaziergänger drängen und an Sonn- und Festtagen an 4000 Wagen, zum Theil sehr elegant und mit prächtigen Pferden, langsam vorüberziehen, und einen Begriff von dem Reichthume der Mailänder geben. Die bedeutendsten Theater sind die Scala, die Cannobiana, Carcano, Rè u. s. w. Die Scala steht aber obenan, es ist das zweite Theater in Italien (San Carlo in Neapel ist größer) aber eines der größten und prächtigsten der Welt. Der Saal enthält in 6 Reihen an 400 Logen, die, wenn sie beleuchtet sind, einen zauberischen Effekt hervorbringen.

Der größte Platz in Mailand ist der des Castells, das von einem Wall und von Bastionen umgeben ist. Hier liegt die Arena, ein großer, eleganter Bau, um Feuerwerke und andere Volksschauspiele abzuhalten; unweit davon erhebt sich der prächtige Triumphbogen, Arco della pace oder Friedensbogen genannt, der von Napoleon begonnen und im Jahre 1838 beendigt worden ist. Er ist ganz aus weißem Marmor. Dieser Triumphbogen dient als Stadtthor, und die berühmte Straße über den Simplon nimmt hier ihren Anfang.

Die Mailänder stehen in dem Rufe der Gastfreiheit und der Höflichkeit. Sie sind sehr betriebsam und

Digitized by Google

man zählt hier viele Fabriken in Seiden- und Baumwollenwaaren, von Chocolade, Maccaroni u. s. w. Der Parmesankäse wird bekanntlich zu Lodi und Gorgonzola in der Umgegend von Mailand bereitet.

London.

(Tafel 13.)

Bei einer Stadt wie London, von dieser Größe und Bedeutung, die in einem steten, riesigen Wachsthum begriffen, ist es fast unmöglich, ein richtiges, entsprechendes Bild in kleinem Rahmen zu liefern, allein Londons Geschichte, welche uns in seinen alten und neuen Denkmälern entgegentritt, bietet uns einen Halt, die Fäden daran zu knüpfen, um unsern Zweck dennoch einigermaßen zu erreichen.

Die Hauptstadt des gesammten britischen Reiches, eines der größten, reichsten und mächtigsten der Erde, wenn man seine außereuropäischen Besitzungen mitrechnet, liegt am Einfluß des Serpentins in die Themse und zu beiden Seiten dieses herrlichen Stromes. Sie ist nicht nur die größte Handelsstadt in Europa, sondern wohl der ganzen Welt, und die Residenz des Herrschers von Großbritannien und Irland, jetzt der Königin Victoria. Ihre Einwohnerzahl wird, nach neuesten Zählungen, mit Inbegriff aller dazu gehörigen Ortschaften, die nach und nach mit dem Kern der Stadt verbunden worden sind, auf mehr als zwei Millionen geschätzt. Die drei größten und ältesten Theile, in welche London zerfällt, sind: die City, welche den allerältesten Theil der Stadt begreift, im Osten und am linken Themseufer liegend; Westminster, im Westen der City und ebenfalls auf dem linken Ufer der Themse; Southwark, im Süden und auf dem rechten Ufer, in der Grafschaft Surry. Jeder dieser Theile zeigt schon in seinem Aeußern besonders charakteristische Merkmale und so wie die City vorzugsweise von dem Handel eingenommen wird, und Westminster der reichen Aristokratie zum Wohnsitze dient, so ist Southwark die eigentliche Fabrikstadt, wo Schornsteine rauchen, das Getöse der Maschinen den Straßenlärm noch überbietet, und Kohlendunst den dichten Nebel, der einen großen Theil des Jahres auf London lagert, noch dichter macht. Außer diesen drei Theilen werden aber noch weit über vierzig Dörfer zu London gerechnet.

Man will den Namen der britischen Hauptstadt aus dem Altbritischen ableiten, wo Lhong so viel als Schiffsstadt bedeutet haben soll. Daß London sehr alten Ursprungs sei, ist gewiß, und wenn man auch nicht jenen Annahmen beipflichtet, wonach seine Gründung schon im Jahre 1108 vor Christi Geburt stattgehabt haben soll, so darf doch mit Bestimmtheit angenommen werden, daß König Lud von Britannien, der 60 Jahre vor Christo regierte, schon eine alte, baufällige Stadt fand, die er erweiterte und ausbesserte. Zu den Zeiten der Römer hieß die Stadt Londinum oder Lundinium, auch Augusta Londinum und Augusta Trinobantum. Kaiser Konstantin der Große umgab London mit Mauern, und als die Einwohner Christen geworden waren, wurde die Stadt Sitz eines Bischofs. Dieß währte, bis daß die Sachsen sich ihrer bemächtigten und das Christenthum ausrotteten. Als später die christliche Religion wieder eingeführt wurde, errichtete man verschiedene Kirchen, so 610 die alte Paulskirche; 707 erfährt man schon, daß die alte Westminsterkirche, durch Offa, den König der Ostangeln, erweitert wurde. Im Jahre 854 nahmen die Normänner London ein und plünderten es; dann kam die Stadt in die Gewalt der Dänenkönige. Im Jahre 1018 ließ sich König Knud von Dänemark in London krönen. Aber erst mit der Krönung Wilhelms von der Normandie, im Jahre 1066, wurde London die Hauptstadt von England, und von dieser Zeit an bildete es sich immer mehr zu der Wichtigkeit aus, die es noch besitzt, zu dem eigentlichen Herzen eines großen Staates, von dem alle Lebensthätigkeit ausströmt und zu dem alle Adern des Landes hinziehen. Zwölf Jahre nach seiner Krönung erbaute König Wilhelm den festen Tower und verlegte dorthin seine Residenz. Durch König Johann erhielt die Stadt 1210 eine Verfassung, deren Grundzüge noch heutzutage gelten. Derselbe Fürst setzte den Lord Mayor, den Bürgermeister von London mit seinen eigenthümlichen Rechten und Privilegien ein und baute die Londoner Brücke. Die ungeheuere Ausdehnung der Stadt beginnt jedoch erst mit der Reformation. Im Jahre 1666 brannte unter der Regierung Karls II. ein großer Theil von London ab, nachdem eine furchtbare Pest fast ein halbes Jahr die Stadt verheert hatte, aber durch den Wiederaufbau wurde diese bedeutend verschönert. So wuchs und verschönerte sich Alles immer mehr und mehr, und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts rechnete man schon über 100,000 Häuser, und gegen 800,000 Einwohner. Allein erst seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts und zumeist in der neuesten Zeit, die der Vergrößerung und dem wachsenden Reichthum der Städte so überaus günstig ist, wuchs London zu seiner ungeheuern Größe und Bevölkerung heran.

Das heutige London ist in 26 Quartiere abgetheilt, von denen jedes unter der Aufsicht eines, von den Bürgern erwählten Alderman steht; aus diesen wird wieder einer für die Dauer eines Jahres zum Lord Mayor erhoben. Dem Lord Mayor, welcher die erste Magistratsperson ist, stehen zwei Sheriffs und der Recorder, der ein Rechtsgelehrter sein muß, zur Seite. Außerdem gibt es noch viele andere städtische Beamte, wie den Coroner oder Stadtschreiber, den Common-Sergeant als Stadt-Anwalt u. s. w. Die Vorstädte stehen unter eigenen Friedensrichtern.

Die größtentheils aus Backsteinen gebauten Häuser London's sind fast alle von gleicher Form, mit Ausnahme der Prachtbauten, die sowohl dem Staate oder vornehmen Privatpersonen gehören. Die gewöhnlichen Wohnhäuser sind drei Stockwerke hoch und in den neueren Stadttheilen mit Stuck (Cement) überzogen. Das Pflaster ist vorzüglich und die Seitenwege mit breiten

Digitized by Google

Platten belegt. Unter den öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben: Der St. James-Palast, der im Norden des gleichnamigen Parks liegt und seit 1695 die Residenz der Könige ist. Er ist sehr groß, allein trotz aller Pracht im Innern, von außen doch nur unansehnlich. Carlton-House wurde 1788 fast ganz neu ausgebaut und ward die Residenz des Prinzen von Wales, nachherigen Königs Georg IV. In New-Carlton-Square befinden sich die prächtigen Gebäude: Unions-Clubb-House und Travellers-Clubb-House. Im St. James-Park befindet sich der neue Kings-Palast; Plafond, Dach und Säulen sind von Gußeisen und die Façade ist in einem edeln Style. Das alte Whitehall ist die alte königliche Residenz. Der Tower enthält die Staatsgefängnisse und das Seearsenal, in dem besonders eine höchst merkwürdige Sammlung alter Waffen zu erwähnen ist. Auch werden hier die Kronjuwelen und Reichskleinodien aufbewahrt. Die reiche Bank von England ist ein ungeheueres Gebäude, in dem das geprägte Geld, so wie auch der Vorrath von Gold- und Silberwaaren sich befindet. Ferner nennen wir: den Palast von Westminster oder Westminster-Hall, in welchem das Gericht der Kingsbench seine Sitzungen hält; die Parlamentsgebäude, den Palast der Ostindischen Kompagnie oder East-India-House, mit einer merkwürdigen Bibliothek und dem asiatischen Museum; die Börse (Royal-Exchange), das neue Münzgebäude, Trinity-House, die Post (General-Post-Office), das Zollhaus oder Custom-House, mit einer herrlichen Fronte nach der Themse, das Tranksteuer-Gebäude, das Schatzgebäude (Treasury), den Palast des Lord Mayors (Mansion House), des Erzbischofs von Canterbury (Lambeth Palace), Somersethouse, in welchem sich die Bureaus der Marine, das Stempelbureau und die Säle der k. Akademie der Wissenschaften, der Alterthumsforscher und der bildenden Künste befinden; das Londoner Institut, das Britische Museum, die neue Universität, das Kriegskollegium, das Bedlamspital.

London hat dreizehn Theater; die bedeutenderen sind: die italienische Oper (Kingstheater), mit einer schönen Façade nach der Seite von Haymarket; Drurylane, Coventgarden, Haymarkettheater, die englische Oper, der königliche Circus u. s. w.

Kirchen gibt es über 500, darunter 246 für die Anglikaner, 32 für Quäker, 5 für Katholiken, 6 Synagogen u. s. w. Die merkwürdigsten sind: die Westminsterkirche, eines der herrlichsten Denkmale im Spitzbogenstyle, gemeinhin gothisch genannt. Sie ist 360 Fuß lang und 195 breit. In der prachtvollen Kapelle Heinrichs VII. bewundert man das Grab dieses Königs und das seiner Gemahlin Elisabeth, welche die letzte aus dem Hause York war, die über England herrschte. In der Ecke der Dichter (the poets Corner) befinden sich die Denkmäler der großen Männer der Nation. Hier finden wir die Bildsäule von Shakespeare, die Gräber von Sheridan, Milton, Gray, Thomson, Addison, Garrick und Dryden. Nicht weit von diesen ruhen Chatham, Fox und Pitt, die im Leben Gegner waren, Canning u. A. Der Tod macht an diesem Platze Alles gleich, wenn es nur groß war, und der Republikaner wie der Royalist, der Katholik wie der Protestant sind hier vereinigt.

Nächst Westminster ist es die St. Paulskirche, welche unsere Aufmerksamkeit erregt. Sie ist die größte im ganzen Lande, denn sie hat 500 Fuß in der Länge und 285 in der Breite. Hier finden sich die Grabmäler der größten britischen Feldherren, wie z. B. Nelson's. Christoph Wren hat diese herrliche Kirche nach dem Muster der St. Peterskirche in Rom erbaut, allein sein großes Talent entwickelte er noch freier in der gleichfalls von ihm erbauten St. Stephanskirche, die als sein Meisterstück betrachtet werden kann.

Die sogenannten Square's sind Plätze, die in ihrer Mitte einen mit Gittern umgebenen Garten einschließen, der indeß nur für die Bewohner der umliegenden Häuser geöffnet wird. Zu den vorzüglichsten dieser Plätze sind zu rechnen: Grosvenorsquare, mit der Reitersäule Georgs II.; Cavendishsquare mit der Bildsäule Herzog Wilhelms von Cumberland; Bloomsburysquare, mit einem kolossalen Steinbilde des großen Staatsmanns Fox und noch viele Andere. Erwähnen wollen wir noch, daß auf Sohosquare die meisten fremden Buchhandlungen sich befinden. Auf einem kleinen Platze steht die 200 Fuß hohe Säule, welche der Magistrat zum Andenken an den 1666 stattgehabten furchtbaren Brand errichten ließ und die unter dem Namen London-Monument bekannt ist. Auf dem Smithfieldplatz wird der Viehmarkt gehalten, wo jährlich etwa 1,200,000 Hämmel und Schafe, 163,000 Ochsen und Kälber, 200,000 Schweine, 60,000 Spanferkel u. s. w. verkauft werden. Noch ist bemerkenswerth der Fischmarkt von Billingsgate, der Kohlenmarkt, wo jährlich 40 Millionen Scheffel umgesetzt werden u. s. w.

Die innerhalb der Stadt über die Themse führenden Brücken sind ausgezeichnete Werke. Die größte und höchste ist die Waterloobrücke von Granit, dann die Westminster- und Blackfriarsbrücke, die Southwarkbrücke von Eisen, die neue Londonbrücke. Unter der Themse führt der von dem Ingenieur Brunel angelegte, unter dem Namen Tunnel berühmte Weg, ein kühner, in seiner Art einziger Bau, der durch Gas erleuchtet wird und nach unsäglichen Mühen auf eine den Geist des Erbauers höchst ehrende Weise zu Stande gebracht wurde.

Die weltbekannten Docks sind große Wasserbecken, die mit Waarenniederlagen und Speichern umgeben sind. Den bedeutendsten Umfang haben die London-Docks und die Ost- und Westindischen Docks. Die schönsten Straßen Londons sind: Regentstreet, die prächtigste von allen, Oxfordstreet, Picadilly, Pall-Mall, Portland-Place, St. Jamesstreet und Haymarket. Von Spaziergängen nennen wir als die vorzüglichsten: Greenpark, St. Jamespark, Hydepark und Regentspark. Außerdem kann man wohl noch dreißig öffentliche Gärten dazu nehmen, die

Digitized by Google

sich gleichfalls durch Schönheit auszeichnen, und unter denen Vauxhall, Ranelagh und das Colosseum zum Vergnügen des Publikums eingerichtet sind.

Von den prächtigen Privatgebäuden, deren es, wie leicht einzusehen ist, in einer so großen und reichen Stadt eine bedeutende Anzahl gibt, führen wir zuerst den Palast des Herzogs von Wellington an, dessen Erbauungskosten an drei Millionen Gulden betragen haben sollen; ferner sind aus der Menge noch zu nennen, die Paläste der Herzoge von Northumberland, Marlborough, Bedford, des Marquis von Stafford, des Lord Spencer, des Lord Grosvenor, des Sir Burlington u. s. w. Unter den ungeheuer großen Fabriken steht obenan die berühmte Bierbrauerei von Barclay Perkins und Comp. und die von Reid und Comp. Sie sind die größten in ihrer Art. Barclays Brauerei beschäftigt täglich eine Dampfmaschine von 22 Pferden Kraft, 200 Arbeiter und 260 Pferde. Im Jahre 1825 lieferte sie 380,000 große Fässer Bier.

Die Londoner Straßen werden mit Gas trefflich beleuchtet und zu den größten Vorzügen dieser ungeheuern Stadt kann unbedingt gezählt werden, daß nicht nur in jedes Haus, sondern sogar in jedes Stockwerk das Wasser geleitet werden kann. Hiefür sorgt der von Middleton angelegte Kanal Newriver und mehrere hydraulische Gesellschaften, die mit ihren mächtigen Dampfmaschinen einen wahren Wasserüberfluß zu erzeugen im Stande sind.

Von den zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten ist die Londoner Universität zuerst zu erwähnen, dann folgt das Kings-College, welches um dieselbe Zeit gestiftet wurde und die theologische Fakultät enthält, welche der Universität abgeht; Charterhouse School, Westminster School, Royal Institution of Great Britain, Mechanics Institution, die große Schule für Künste und Gewerbe, und viele andere. Fast alle diese besitzen große und trefflich eingerichtete Bibliotheken. In den großen Hospitälern, wie des heil. Bartholomäus, Guy-Hospital, St. Thomas-Hospital u. s. w. werden anatomische und andere medizinische Vorlesungen gehalten. Außerdem fehlt es nicht an Thierarznei- und Taubstummenschulen; Elementarschulen gibt es viele Hundert, auch Turnschulen.

Unter den gelehrten Gesellschaften sind die bedeutendsten die königliche Gesellschaft von London, die mathematische, die Gesellschaft der Alterthumsforscher, die Akademien der bildenden Künste, der Malerei u. s. w. Die Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste, der Gewerbe und des Handels zählt über 5000 Mitglieder und vertheilt alljährlich Preise; die Bibelgesellschaft läßt die Bibel in 140 Sprachen übersetzen und unentgeldlich unter allen Völkern des Erdballs vertheilen. Zur Königlichen Asiatischen Gesellschaft gehören die größten Gelehrten aller Länder; ihre Bibliothek besitzt Werke von unschätzbarem Werthe.

Das Britische Museum ist eine der reichsten Sammlungen in ihrer Art. Es besitzt ein naturhistorisches Kabinet, ein Münzkabinet, eine ausgewählte Gemäldegallerie, eine Sammlung von Alterthümern und eine treffliche Bibliothek, in der das Original des berühmten englischen Freiheitsbriefes, der Magna Charta vom Jahre 1215, aufbewahrt wird. Interessant ist auch die Sammlung aller Zeitungen und periodischen Schriften in 6000 Bänden, vom Jahre 1603 bis auf unsere Zeit.

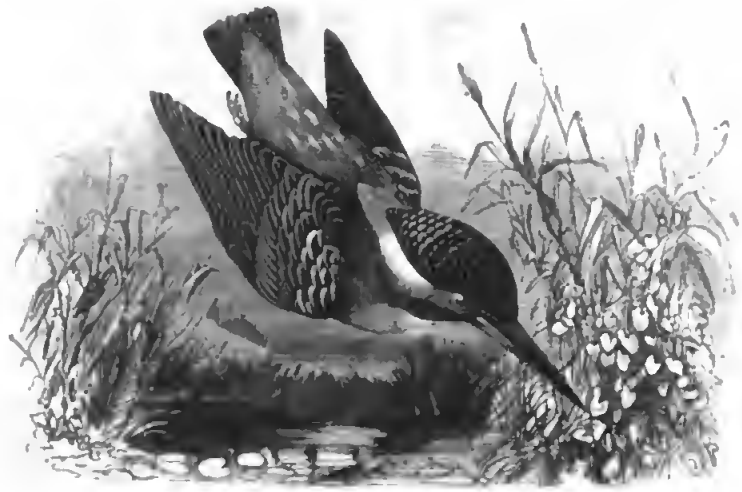
London hat nahe an 1000 Buchhandlungen. Eine einzige, Longman und Komp., soll an 500,000 Gulden jährlich für Ankündigungen ausgeben. Von den nahe an 200 im Gange stehenden Druckereien werden weit über 1000 Pressen, zum Theil Dampfpressen, in Thätigkeit erhalten.

Daß London in Bezug auf die Ausdehnung seines Land- und Seehandels die erste Stadt der Welt ist, kann hier nur angeführt werden, indem der Raum es nicht erlaubt, hier nähere statistische Angaben zu liefern.

Die Gewerbthätigkeit Londons steht auf einer sehr hohen Stufe und bringt ausgezeichnete Fabrikate aller Art hervor. Nur der moralische Zustand der Einwohner gewährt nicht so günstige Resultate; die Zahl der Bettler und der Verbrecher ist wahrhaft Entsetzen erregend. So übermäßig reich und üppig ein großer Theil der Londoner lebt, so tief ist auch das Elend der untern Klassen. Das Gefühl wird fast bei jedem Schritte durch eine Menge Scenen des Jammers, des Elends und der Armuth auf das Unangenehmste und Widrigste berührt. Neben den breiten Straßen, in deren Kaufmannsgewölben alle Pracht des Luxus sich entfaltet, sieht man enge Durchgänge, die zu schmutzigen Winkeln und Gassen führen, in die niemals Sonne und frische Luft dringen und deren Bewohner eben so arm als unmoralisch dahinleben. Die Stadtviertel St. Giles, Wapping, Smithfields, Barbican sind die Behausungen der Bettler, Gauner, Diebe und Hehler und der niedrigsten Volksklassen, die mit jenen in Berührung stehen. Vor ungefähr zwanzig Jahren gab es in London nach notorischen Angaben (Colquhoun, 1822) an 20,000 Menschen, die am Morgen erwachten, ohne zu wissen, wo sie Obdach oder Unterhalt hernehmen sollten; ferner 16,000 Bettler und 115,000 Diebe und andere Gauner, und 3000 Helfer. Herrenlose Dienstboten gibt es in der Regel 10,000, die sich in den 5000 Kneipen und Schenken umhertreiben, Spielhäuser sind 43. Diese Zahlen haben sich seitdem gewiß gesteigert!

Die Gränzen der Stadt London lassen sich eigentlich gar nicht bestimmen, weil alle Kennzeichen, wie bei andern Städten, hier durchaus fehlen. So mag es zur Zeit der höchsten Macht des römischen Reiches mit der Stadt Rom gewesen sein, die sich bis zum Meere hin erstreckte. Dörfer, die noch vor 100 Jahren mehrere Meilen von London entfernt lagen, sind nun zu schönen Städten geworden und durch fortlaufende prächtige Straßen mit der Metropole verbunden. So z. B. Hammersmith, Highgate, Kentishtown, Deptford, Camberwell, Mary le bone, Tothill u. s. w.

Digitized by Google



Der Eisvogel (Alcedo Linn.).

Schnabel: gerade, groß, dick und lang, vierseitig, an der Spitze fast keilförmig zusammengedrückt, die Kieferrücken kantig, die scharfen Schneiden wenig eingezogen.

Nasenlöcher: schiefliegend, ritzenförmig, nahe an der Stirn liegend, oben durch eine Haut verschließbar.

Füße: kurz, weich und fleischig, mit breiten Sohlen, die äußere Zehe mit der mittlern bis zum zweiten, diese mit der innern bis zum ersten Gelenke verwachsen; an und etwas über der Ferse nackt, Nägel klein.

Flügel: ziemlich kurz und stumpf, gewölbt, mit 23 etwas steifen Schwungfedern.

Schwanz: zwölffederig, kurz.

Das ganze Gefieder von ziemlich fester Textur, knapp anliegend, meist mit glänzenden Farben geziert.

(Die Zunge ist kurz; das Brustbein wie bei den Bienenfressern und Racken mit zwei Ausschnitten versehen; die Speiseröhre und der Magen sehr weit, letzterer einen häutigen Sack bildend; der Darm ohne Blinddarm.)

Der Schnabel erinnert, nach den Unterabtheilungen, in welche die Eisvögel hienach zerfallen, an die Schnäbel der reiherartigen Vögel, deren Schädelbau auch dem der Eisvögel entspricht. Aber nicht weniger stimmen die Eisvögel auch mit den Reihern in der Nahrung überein, wozu sie ähnlich gebildeter Schnäbel bedurften. Es ist deswegen ihr Kopf und Schnabel auf Kosten der übrigen Körpertheile auffallend ausgebildet, weshalb es meist plumpe, unförmliche Gestalten sind, welche nur durch ihr schönes Gefieder für ihre Mißgestalt einigermaßen entschädigt sind. Mit Ausnahme der kalten Zone sind die Eisvögel über alle Zonen der Erde verbreitet, am zahlreichsten über die Länder zwischen den Wendekreisen, doch ist eine und dieselbe Art selten auf zwei Kontinenten heimisch. Gewöhnlich leben sie an Gewässern, und zwar am liebsten an klaren fischreichen Flüssen und Bächen, wo sie ihrer Beute, kleinen Fischen und Wasser-Insekten, auf den am Wasser stehenden Bäumen oder an abgerissenen Ufern, vorstehenden Wurzeln und Steinen sitzend, auflauern, und sich bei deren Erblickung entweder plötzlich auf dieselbe in das Wasser stürzen oder einige Zeit über dem Wasser schweben, um sicherer zu zielen. Es sind wahre Stoßtaucher, welche tief unter das Wasser fahren, und dabei nicht naß werden, da sie ihre Federn stark besetten. Gewöhnlich würgen sie die gefangenen Fische ganz hinunter, und werfen die Schuppen und Gräten derselben wie die Raubvögel aus. Es sind meistens scheue Vögel, welche sich mit den Menschen und Thieren nicht befreunden. Sie graben röhrenförmige, hinten erweiterte Löcher in die Uferwände und legen, ohne Nest, 5 bis 11 rundliche, sehr weiße, glänzende Eier, die das Weibchen größtentheils allein ausbrütet, und während dieser vom Männchen mit Fischen gefüttert wird. Ihr Schaden ist sehr unbedeutend.

Die Geschlechter, so wie die Jungen und Alten, weichen in der Zeichnung wenig von einander ab, und unterscheiden sich nur durch glänzendere oder mattere Farben.

Europa besitzt nur zwei Arten, wovon eine von Afrika herüberschweift; Deutschland aber nur eine einzige.

Der große blaurückige Eisvogel (Alcedo ispida Linn.) Schwanz kurz, abgerundet; Schwanzfedern und Schwingen zugespitzt; Hinterschwingen gleich mit den vordern; erste Schwinge so lang als die vierte; Rücken lichtlasurblau, Schwanz königsblau, Brust und Bauch dunkelrostroth. Die seidenartigen Federn des Hinterkopfes sind in einen hängenden Busch verlängert. Das alte Männchen. Er ist 8" 6‴ lang, und mit ausgebreiteten Flügeln, 12" 3‴ breit. Der schwarzbraune Schnabel ist an der Wurzel grau und die Unterkinnlade bei manchen Exemplaren großentheils hellbraunroth, der Fuß glänzend mennigroth, der Augenstern braun, der Kopf dunkelgrün, spangrün gebändert, vor den Augen ein

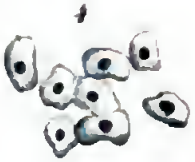
Digitized by Google

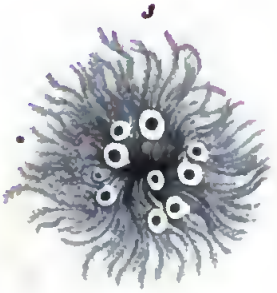
schwärzlicher, über ihnen und hinter denselben ein hellrostfarbener Streif, unter und hinter diesem ein gelblichweißer Fleck, ein Streif über den Rücken und der Bürzel glänzend lichtlasurblau, der Schwanz königsblau, die Flügel dunkelgrün, spangrün gefleckt, die Kehle gelblichweiß, auf den Seiten von einem dunkelgrünen, spangrüngefleckten breiten Streif eingefaßt, der übrige Unterkörper dunkelrostroth, am Bauche etwas heller; die Schwungfedern sind schwärzlich, an der schmalen Fahne blaugrün. Das Weibchen ist weniger schön als das Männchen, so daß die Lasurfarbe des letztern bei jenem in das Spangrüne fällt; sehr alte Weibchen werden den Männchen beinahe ganz ähnlich; es scheint auch etwas kleiner zu sein. Die unvermauserten Jungen haben einen kürzeren schwarzen Schnabel, graubraune Füße, ein dunkleres, schmutzig grünes Gefieder und auf der rostbraunen Brust grünliche Federränder, und verbreiten einen starken Bisamgeruch. Auch die einmal vermauserten Jungen haben gewöhnlich vorn schwarz angelaufene Fersen. Abgesehen von seiner plumpen Gestalt, ist daher unser Eisvogel einer unserer schönsten Vögel, denn sein Gefieder zeigt eine Farbenpracht und einen Glanz, welche sonst nur den Vögeln der Tropenländer zukommen; der Schimmer seiner glänzenden Farben, wenn er im hellen Sonnenschein niedrig über dem Wasser schwebt, ist unvergleichlich schön und er schillert dann wie ein Edelstein.

Er ist unter den Eisvögeln die am weitesten verbreitete Art, indem er den größten Theil der alten Welt bewohnt. In Europa geht er bis diesseits zum baltischen Meere, Dänemark und Esthland, wo er ziemlich selten ist; in Afrika bis Senegambien; von England über Asien bis zum Jenisei und nach Japan. Sehr zahlreich am Irtisch und andern Flüssen des Altai, fehlt er dennoch dem Nordosten von Asien. In Europa, obgleich nirgends sehr selten, ist er doch auch nirgends eigentlich häufig, was seinen Grund in seiner Lebensweise hat, die ihn neidisch macht, so daß er einen größern Distrikt gegen Seinesgleichen mit Hartnäckigkeit behauptet. In Württemberg lebt er an den meisten klaren Bergbächen, welche viele kleine Fische enthalten und hohe Ufer besitzen. So ist er zahlreich am Neckar, der Donau, Lauhart, Steinlach, Ammer, Lauter, Fils, Kocher ꝛc. Er bewohnt am liebsten die Ufer der Flüsse, Bäche, Gräben und Seen, zumal wenn ste hoch und mit Gebüschen bewachsen sind, welche ihm einen verborgenen Aufenthalt gewähren; doch zieht er gewöhnlich die Flußufer den Seen vor, obgleich er am Boden- und Genfersee wohnt. Im Herbst, vom September an den ganzen Winter hindurch bis März, geht er im Striche, und besucht alsdann Gewässer, welche ihn während der Brütezeit nicht sehen. In dieser Periode findet man ihn oft an kleinen Waldbächen, an Sümpfen, an Gartenbassins und an den Löchern, welche die Fischer im Winter auf Seen für die Fische in das Eis hauen; größere Flüsse und Bäche besucht er alsdann besonders häufig, so daß man nach einander zwölf bis zwanzig Stück fangen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß der Platz von denselben unbesetzt bleiben werde. Er führt aber neben dem, daß er Streichvogel ist, auch noch ein zigeunerartiges Leben. Denn er verläßt manchmal eine von ihm längst bewohnte und ihm sonst angenehme Gegend auf mehrere Jahre, und erscheint dagegen auf sonst nie von ihm besuchten Plätzen, wenn nämlich in ersterer starke Regengüsse und Ueberschwemmungen die Ufer der Bäche zerreißen und solche von Bäumen und Gesträuchen entblößen, daß er sich nicht mehr nach Wunsch verbergen kann, oder das Wasser lange trüben, oder wenn große Trockenheit bevorsteht, wodurch seine Fischbäche vertrocknen, was er manchmal zum Voraus zu empfinden scheint. Er liebt die Verborgenheit sehr, deshalb sieht man ihn niemals auf Baumgipfeln frei dasitzen, vielmehr sucht er sich immer möglichst nahe am Wasserspiegel aufzuhalten, damit ihm nichts darauf entgehen kann, was ihm wichtig ist. Gewöhnlich wählt er sich an den Ufern der Flüsse besondere verborgene Stellen über dem Wasserspiegel, entweder in einem gegen das Land zu dichten Gebüsche, am Ufer auf einem vorspringenden Stein, einer Wurzel, einem Pfahl oder einer andern Erhabenheit, welche ihm eine freie Aussicht über das Wasser verschafft und ihn gegen feindliche Hinterschleichung sichert. Nur während der Paarungszeit macht er eine Ausnahme von dieser versteckten Lebensweise, indem er während derselben seinen Gatten neckend verfolgt, dabei auf Gebüsch und Baumspitzen sitzt, und sich nicht selten auf Felder und in Gärten verirrt, die weit vom Wasser entlegen sind. An den oben erwähnten Lieblingsplätzen, deren er gewöhnlich mehrere hat, die nicht selten eine Viertelstunde von einander entlegen sind, da er an kleinen Bächen einen halbstundenlangen Bezirk behauptet, pflegt er der Ruhe, und besucht sie während des Tages abwechselungsweise; sein Nachtquartier aber sucht er gewöhnlich in Uferhöhlen, wovon er nur während der Strichzeit eine Ausnahme macht. — Der Eisvogel ist ein wahrer Sitzvogel; denn sein Gang fördert ihn noch schlechter als die Schwalben, so daß er auf ebenen Flächen sich der Flügel bedient und auf dem Bauche fortrutscht, und nur auf erhabenen gebogenen Flächen vermag er mit kurzen Schrittchen trippelnd zu gehen, ohne niederzustürzen. Auf wagrechten Zweigen sitzend, schlägt er, wenn sie nicht zu dick sind, die innere Zehe etwas rückwärts, wobei seine Stellung mit gespreitzten Beinen ziemlich aufgerichtet ist. Bei der Kürze seiner Flügel kostet ihn das Fliegen ziemliche Anstrengung, geht aber dessen ungeachtet pfeilschnell. Er fliegt gewöhnlich dicht über dem Spiegel der Gewässer hin, den Biegungen derselben folgend, sonst gerade, und nur, um einem Feinde auszuweichen, in einem Bogen um denselben herum. Als äußerst scheuer Vogel, benimmt er sich gegen Menschen fast immer äußerst vorsichtig und mißtrauisch, und macht nur eine Ausnahme hievon, wenn er einen Bach oder Graben in einer sehr belebten Gegend bewohnt. Gegen Seinesgleichen ist er äußerst feindselig und verfolgt dieselben mit Heftigkeit. Im Zorne sträubt er die Kopffedern, und sieht dann ganz possierlich aus. Im

Allgemeinen ist er ein träger Vogel, der nicht viel vom Umherfliegen hält; deswegen sitzt er stundenlang auf einer Stelle, entweder schlafend oder den Blick auf den Wasserspiegel gerichtet. Seine Stimme klingt hoch und pfeifend gink oder tibt, wenn er pfeilschnell über das Wasser hinschnurrt, und ziwörl, wenn er aufgejagt wird. Gewöhnlich schreit er nur aufgejagt, oder im Affekte, besonders aber im Streite mit Seinesgleichen und während der Paarungszeit bei den Neckereien mit seinem Weibchen, wobei er oft noch ganz andere Töne hören läßt, welche fast wie die Strophe eines Gesanges klingen. Bevor die Jungen befiedert sind, schreien sie fast wie junge Buntspechte wä, wä, wä ꝛc., neben welchen Tönen sie aber noch ein eigenthümliches Schnurren hören lassen, was an die doppelte Stimme der Blankehlchen erinnert. Wenn sie ausgeflogen sind, schreien sie zgick und schirken wie die jungen Kuckucke. Dabei schnellen sie das kurze Schwänzchen in die Höhe. Seine Nahrung besteht größtentheils in kleinen Fischen von 4—8‴ Dicke, jungen Schmerlen, Ellritzen, Karpfenbrut, Libellen und deren Larven, großen Wasserkäfern und andern Wasserinsekten und ihren Larven, in der Noth auch in Blutigeln, endlich in Fliegenlarven, die er von dem am Wasser liegenden Aas abliest. Um diese Nahrung zu erlangen, lauert er mit großer Geduld auf den oben erwähnten erhabenen Orten, bis ein Fischchen oder Wasserinsekt sich der Oberfläche des Wassers nähert, worauf er wie ein Frosch mit angeschlossenen Flügeln sich pfeilschnell darauf stürzt, es nicht nur an der Wasserfläche, sondern oft tief unter derselben ergreift, und sich damit wieder auf das Trockene, meist seinem alten Standpunkte begibt, um, wenn es ein etwas großer Fisch ist, denselben mühsam hinabzuwürgen. Nicht immer findet er aber so bequeme Hinterhalte zum Auflauern, zumal wenn er an seichten baumlosen Seeufern fischen muß. In diesem Falle fliegt er über die Wasserfläche hin, rüttelt über dem bezielten Fischchen eine Zeitlang und schießt dann pfeilschnell darauf, auf ähnliche Weise wie die Meerschwalben. Das Gleiche thut er auch, wenn er beim zufälligen Ueberfliegen eines Gewässers etwas Passendes für seinen Schnabel bemerkt. Es geht ihm aber wie den andern Stoßtauchern; er stößt öfters vergebens. Wasserjungfern und andere Wasserinsekten, womit er seine Jungen füttert, fängt er auf gleiche Weise, wie die Fische, durch plötzlichen Ueberfall. — Zum Brüteplatz zieht er hohe, mit Bäumen und Gebüschen überwachsene, lehmige — selten sandige — steile Ufer der Bäche und Teiche allen andern vor, wenn letztere Fische und klares Wasser und einsame, wenig von Menschen beunruhigte Winkel enthalten, die Gegend mag nun gebirgig oder eben sein. Er weiß den Eingang zu seinem Neste ziemlich gut zu verstecken, da er häufig schroffe, trockene, vom Rasen entblößte, steile, überhängende Ufer hiezu wählt; daher es sich nur auf dem gegenüberliegenden Ufer entdecken läßt. Gewöhnlich steht das Nest einige Fuß unter dem obern Uferrande und 3 bis 10′ über der Wasserfläche und wird in eine von beiden Geschlechtern abwechselungsweise mit ihren langen starken Schnäbeln ausgehauene, 2 bis 3′ lange und 2 bis 3″ breite röhrenförmige, rundliche, wagrechte oder wenig aufsteigende, vorn mit zwei Rinnen versehene, hinten aber sich in eine rundliche, backofenförmige, 4 bis 6″ breite und 3 bis 4″ hohe Erweiterung endigende Höhle, die von außen einem Rattenloche gleicht, angelegt, oder vielmehr gespieen, da es aus nichts als einer 1 bis 2 Zoll dicken Lage der in Ballen ausgeworfenen Gräthe der verdauten Fische und den Köpfen, Füßen und Flügeln der verzehrten Wasserinsekten besteht, und daher öfters einen wahren Aasgeruch verbreitet, woran es schon mit der Nase von einem Rattenloche zu unterscheiden ist. Von dem Ein- und Auskriechen wird die Höhle vorn etwas erweitert und abschüssig. Größere Steine umgräbt er, daher die Höhle öfters krumm ist, zu viele Steine nöthigen ihn, eine tauglichere Stelle aufzusuchen. Ungestört soll er die Höhle mehrere Jahre lang benützen, wenn sie aber erweitert wird, dieselbe wieder verlassen. In 10 bis 14 Tagen ist er mit deren Fertigung zu Ende, und nur bei harter Erde braucht er längere Zeit; denn beide Gatten arbeiten beinahe den ganzen Tag über daran, und zwar so emsig, daß sie leicht darüber ergriffen werden können. In Württemberg und im Elsaß, so wie in allen südlicher gelegenen Ländern legt er zu Ende des Februars oder in den ersten Tagen des März (je nach Beschaffenheit der Witterung), im Norden später, 5 bis 11, selten weniger oder mehr, $9^3/_4$‴ bis 11‴ lange, $7^1/_2$ bis $8^1/_2$‴ breite eiförmige, zuweilen eigestaltige, alsdann an der Höhe stumpfe, rundliche, dünnschalige, mit sichtbaren Poren versehene, glatte und sehr glänzende, weiße Eier, welche vom durchscheinenden Dotter ein gelbliches Aussehen erhalten. Gewöhnlich findet man alsdann zu Ende März oder Anfangs April 5 bis 9 erwachsene Junge im Neste, selten mehrere, da die übrigen Eyer in der Regel faul sind. Die Jungen werden mit Wasserinsekten, später mit halbverdauten Fischen reichlich ernährt, und bleiben ziemlich lange im Neste. Wahrscheinlich brütet er des Jahres einigemal, wenigstens zweimal; denn ich traf vom März bis August in allen Monaten Junge in den Nestern an. Des an der Fischbrut verursachenden Schadens wegen wird ihm wohl selten nachgestellt, sondern mehr um ihn für Zimmerverzierung auszustopfen. Zum Zimmervogel hat er wenig empfehlende Eigenschaften, außer seiner Schönheit. Er läßt sich zwar einigermaßen zähmen und im Zimmer einige Zeit unterhalten, bleibt aber immer ein scheuer und ungeschickter Vogel, der öfters stundenlang auf einem Flecke sitzen bleibt, und zum Gehen, wegen der kurzen Füße, sich der Flügel bedienen muß, und so auf dem Boden fortrutscht oder flattert, was recht angenehm anzusehen ist. Gezähmt füttert man ihn mit kleinen Fischen, 1″ langen Schnitten rohen Kalbfleisches, welche man ihm anfangs einstopfen, später in das Wassergefäß werfen muß, Semmeln in süßer Milch eingeweicht und Käsequark mit zerstoßenem Mohnsamen vermischt, wobei er sich lange Zeit wohl befindet. Am besten geht seine Zähmung an, wenn man ihn in einem großen, an den

Digitized by Google





Digitized by Google

Fenstern vergitterten, mit Bäumchen besetzten Zimmer oder in einem Vogelhause fliegen lassen kann, und ihm ein großes, flaches Wassergefäß hinstellt, in welchem er sich untertauchen, baden und seine Nahrung holen kann. Ich kann nicht unterlassen, hier der merkwürdigen Zähmung eines Eisvogels zu gedenken. Ein auf dem Neste ergriffenes und im Zimmer freigelassenes altes Männchen rannte mit solcher Gewalt gegen das Fenster, daß es rücklings in ein auf dem Fenstergesims stehendes Wasserbecken purzelte. Anstatt sich wieder zu erheben und seine Entweichungsversuche fortzusetzen, richtete er sich im Wasser auf, stellte sich auf seine Beine und fing an zu baden, mit den Flügeln zu flattern und zu tauchen, daß das Wasser weit umherspritzte. Endlich verließ er das Wasserbecken, flog auf ein für andere Vögel hingestelltes Bäumchen, und setzte sich ruhig auf einen Zweig. Man that ihm Fischchen und Kalbfleischschnittchen in das Wassergefäß, und von der Zeit an war alle Wildheit verschwunden; er holte seine Nahrung selbst aus dem Wasser, und lebte über ein halbes Jahr in dem Zimmer, worauf er seine Freiheit wieder erhielt.

Da der Eisvogel sehr scheu ist, und sich den feindlichen Blicken gut zu entziehen weiß, so ist er schwer mit der Flinte zu erlegen, und kann nur hinterschlichen werden. Hat man aber einmal, besonders zur Winterszeit, wenn der größte Theil des von ihm bewohnten Baches überfroren ist, seinen gewöhnlichen Stand ausgekundschaftet, was nicht sehr schwer fällt, so darf man sich daselbst nur verborgen anstellen und den Vogel treiben lassen, so wird er zuverläßig auf diesen Platz zurückkehren und geschossen werden können. Belegt man solche Plätze mit Leimruthen, Sprenkeln, Schlingen oder Dohnen von Pferdehaaren, oder legt man eine sogenannte eiserne Bügelmäusefalle (Spatzenfalle) darauf, oder ein Schlagbrettchen mit einem lebendigen Fische oder Wasserinsekte etwas unter das Wasser, so kann man seiner Habhaftwerdung ziemlich gewiß sein. Eben so läßt er sich in einem queer über den Bach gespannten Lerchenklebnetze, welches nicht ganz auf dem Wasser aufstehen darf, wenn er Abends darauf getrieben wird, mit den Wasserschwätzern leicht fangen. —

Die Beschreibung und Abbildung der zweiten europäischen Eisvogelart, des geschäckten Eisvogels (Alcedo rudis) wird später mitgetheilt werden.

L. Landbeck.

Insekten, welche auf der Rose leben.

(Tafel 14.)

Nächst der Eiche und Weide scheint die Rose diejenige Pflanze bei uns zu sein, welche von den meisten Insekten angegangen wird. Wir finden auf unsern wilden Rosen nicht blos Käfer und Schmetterlinge, Blattläuse und Schildläuse, sondern auch über ein Duzend Gattungen von Wespen, welche in die drei verschiedenen Abtheilungen der Gallwespen (Cynips), Schlupfwespen (Geschlecht Diplolepis besonders) und Blattwespen (Tenthredo) gehören. Von diesen Thieren wollen wir die hauptsächlichsten betrachten.

Den ganzen Sommer hindurch finden wir an den verschiedenen Theilen der Rosen Spuren von Insekten, Spuren, welche theils von ihrem Fraße herrühren, theils aber auch eine andere Bedeutung haben, nämlich die junge Brut zu beherbergen. Was ich hier meine, sind die Auswüchse, welche man an den Stämmen, den Stielen, Knospen und Blättern findet. Der schönste und merkwürdigste davon ist der sogenannte Bedeguar oder die Rosengalle, welche wir in Figur 1 und 2 abgebildet sehen. Diese Auswüchse sind, wie der Anblick zeigt, verschieden in ihrer Bildung. Sie entstehen am häufigsten am Hauptstengel eines Rosenstrauchs, in den Achseln, auch am freien Stengel, an den Blättern, Blatt- und Blüthenstielen. Die größten sind die der Hauptstengel, klein sind die der Blätter und Blattstiele; erstere erreichen die Größe einer mäßigen Nuß, bestehen aus einer holzigen, oft sehr harten Masse und sind eigentlich aus vielen kleineren rundlichen Körpern zusammengesetzt, deren jeder eine Höhle enthält, welche von der Larve einer Gallwespe eingenommen wird. Das Aeußere dieser Auswüchse ist mit einem moosartigen Ueberzuge, nämlich mit lauter verzweigten Fasern dicht umgeben, welche bald grün, bald weißlich, häufig aber schön roth gefärbt sind. Dem Ganzen sieht man nicht den thierischen Ursprung an, sondern muß es für ein rein pflanzliches Erzeugniß halten. Ueber diese Gallen hinaus treibt der Rosenstock keine Blätter und Blüthen, und es scheint, als seien dieselben nur die durch die Vermittlung der Wespen auf solche Weise veränderten Blätter und Knospen, gebildet im Innern aus dem Holze, im Aeußern aus der Rinde und den Blatthäuten. Der äußere moosige Ueberzug bleibt nur im ersten Jahre, hernach verdorrt er und läßt sich leicht abbröckeln.

Reaumur und nach ihm Oken führt an, daß es an den wilden Rosen zwei Arten von sonderbaren Gallen gebe, wovon die eine holzig, jedoch schwammig und ziemlich selten sei. „Sie wächst," sagt er, „am Ende eines Zweiges, wo man statt einer Rose einen Klumpen von einem Duzend kahler, ungleicher Gallen sieht, einige wie Oliven, andere wie Erbsen, bald länglich, bald rundlich, bald unförmig, bald los, bald verwachsen; man nennt sie traubenförmige Gallen. Manchmal stehen sie selbst an der Frucht. Sie sind röthlich, bald glatt, bald theilweise mit kleinen Stacheln besetzt."

Ratzeburg, welcher in seinem schönen Buche über medizinische Thiere eine, wiewohl unvollständige Beschreibung der Rosengalle geliefert hat, sagt nichts von diesen traubenförmigen Gallen. Ich selbst habe wohl dergleichen gesehen, aber auch gefunden, daß es keine besondere Art sei, sondern ganz dieselbe wie die überwachsene. Der scharfsinnige Reaumur hat sich hier gewiß geirrt. Ich habe bereits gesagt, daß die Gallen der Rosen aus mehreren einzelnen Körpern bestehen, und daß der moosige Ueberzug, welcher sie umgibt, mit der Zeit sich verliere. Diese einzelnen Körper sind stets rundlich, bald halbkugelig, bald länglich, bald unförmig; Reaumur's

Digitized by Google

und Oken's Angabe paßt also ganz hierauf und ihre traubenförmigen Gallen sind nichts anders, als die von ihrem Ueberzuge theils oder ganz befreiten ächten Rosengallen, welche uns am obern Ende des abgebildeten Zweiges in die Augen treten. Die besondern Theile derselben sind zwar ursprünglich mit einander verbunden, können sich aber durch einen Zufall, vielleicht strenge Kälte, getrennt haben oder durch Vögel, welche den darin enthaltenen Larven nachstellen, wie es die Meisen wirklich thun, geöffnet worden sein. Dabei fallen einzelne Theile ab und die übrigen erscheinen lose, nur noch durch einzelne Fasern mit einander verbunden. Ein weiterer Beweis für diese Behauptung ist, daß, obgleich sich zwei Gattungen von Rosengallwespen bei uns vorfinden, beide dennoch aus jeder Art der erwähnten Gallen kommen.

Die Entstehung der Rosengalle geschieht auf folgende Weise: Das Weibchen der Rosengallwespe (Cynips rosae), Fig. 5, hat am hintern Leibesringel einen Bohrer, welcher zwischen Klappen ruht. Sie setzt sich an einem ihr beliebigen Platze am Stengel fest und biegt den Hinterleib so nach unten, daß der Bohrer senkrecht gegen die Oberhaut des Stengels gerichtet ist, worauf sie denselben bis in's Holz hineintreibt und in dieser Stellung unter mehrfachem Hin- und Herschieben des Leibes einen halben Tag oder eine ganze Nacht verharrt, um eine gewisse Menge von Eiern in der gemachten Oeffnung zurückzulassen, von deren Anzahl auch die Zahl der einzelnen Zellen abhängt, welche gewöhnlich 5—20 beträgt. Jede Zelle umschließt ein einziges Ei, aus welchem eine weiße Made kommt, welche in gebogener Lage die Höhle ausfüllt. Der Saftlauf der Pflanze, welcher am stärksten nach den frischen Trieben gerichtet war, wo jetzt die Wespe eingestochen hat, wird natürlich gehemmt, er bildet daher die an Umfang zunehmenden holzigen Zellenwände, zwischen denen gewöhnlich der Stengel durchlauft; der schwammig-moosige Ueberzug aber ist nichts anders, als die verkümmerten zerfaserten Blätter oder Knospen.

Die Galläpfel, Schlafäpfel oder den Bedeguar der Rosen findet man im Freien an einzelnen Stöcken weniger als da, wo diese ganze Gesträuche bilden, besonders auf sonnigen Anhöhen. Es zeigen sich oft bis zu einem Dutzend Auswüchse an einem Stocke. Die Rosengattungen, an welchen sie besonders vorkommen, sind die Hundsrose (Rosa canina), seltener Rosa villosa und Rosa rubiginosa. Die ganze Bildung des Auswuchses erfolgt in sehr kurzer Zeit und braucht nicht viel über eine Woche.

Die gemeinste Gallwespe haben wir vergrößert und mit Bezeichnung der natürlichen Größe unter Figur 5 abgebildet. Sie ist schwarz mit rothbraunem Hinterleib und dergleichen Füßen. Die Flügel röthlich und bläulich. Sie verwandelt sich in ihrer Höhle in eine weißliche Puppe, aus welcher zu verschiedenen Zeiten des Jahres die Fliege kommt, gewöhnlich im Frühjahr und um die Mitte des Sommers, wo sie, um herauszukommen, ein völlig kreisrundes Loch in die Wand ihrer Zelle nagt.

Eine andere Gattung (Cynips brandtii) ist merklich kleiner und hat einen ganz schwarzen Körper mit gelbrothen Füßen. Sie ist weniger häufig.

Die gemeine Rosengallwespe heißt auch Rosenbohrer; die durch sie verursachten Auswüchse aber außer den schon angeführten Benennungen Schlafkunzen, Rosenschwamm. Sie wurden ehedem in der Medicin im gepulverten Zustande oder abgekocht gegen Diarrhoe, Steinbeschwerden und den Biß toller Hunde gebraucht.

Auch bei den Rosengallen haben wir die Anordnung der Natur zu bewundern, welche den Insekten so merkwürdige Triebe zur Aufsuchung eines für ihre Nachkommenschaft passenden Platzes verliehen hat. Wir meinen jene Insekten, welche zum Absetzen ihrer Eier die Larve eines andern Thieres wählen, wodurch aus den an manchen Orten vorhandenen Eiern ganz andere Thiere kommen, als diejenigen sind, von welchen jene Eier selbst herrühren; ein Umstand, der, ehe man ihn kannte, zu mancherlei Irrungen Veranlassung gegeben hat, die sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Aus den Rosengallen kommen nicht blos jene beiden, bereits namhaft gemachten Gattungen von Gallwespen, sondern auch unter andern folgende Schlupfwespen.

Die Rosengall-Schlupfwespe (Diplolepis bedeguaris), 2½ Linien lang, Kopf und Bruststück goldgrün, Hinterleib glänzendroth und feuerfarben, Füße gelb, Fühler schwarz.

Eine ganz braune und eine mit Ausnahme der Flügel völlig grüne Gattung. Eine dritte hat einen gelben Hinterleib mit schwarzen Punkten u. a.

Diese Thiere sind aber nicht die Ursache der Gallen, sondern sie kommen erst in solche, nachdem jene durch die Gallwespen gebildet wurden.

Die Larven dieser Schmarotzer sind in der Regel größer und haben eine mehr gelbliche Farbe. Aber auch in denjenigen Gallen, welche von ihnen und den Schlupfwespen bewohnt sind, befindet sich nur eine einzige Made in jeder Zelle, in der einen eine Schlupfwespe, in der andern eine Gallwespe. Die Schlupfwespen legen ihre Eier in die Gallen, wenn diese im Entstehen begriffen und noch weich sind; es bilden sich dann um diese eingeschwärzten Eier besondere Zellen, ohne daß die Zellen, in welchen die Maden der Gallwespen liegen, beunruhigt würden. So verfahren mehrere Gattungen aus dem Wespengeschlechte Mesoleptus; andere dagegen aus den Geschlechtern Diplolepis und Pteromalus sind wirkliche Schmarotzer, welche ihre Eier in die bereits von Gallwespenmaden eingenommenen Zellen einschieben und jene verderben, so, daß nun die Made des Schmugglers in der Zelle zu finden ist und sich statt einer Gallwespe natürlicherweise eine Schlupfwespe entwickelt.

Figur 3 und 4 zeigt den Durchschnitt von Gallen. Die von verschiedenen Geschlechtern bewohnten haben in der Regel mehr Zellen, oft gegen 40.

Zu den Bewohnern der Rose gehört auch die, Fi-

Digitized by Google

gur 6, dargestellte Rosenblattwespe (Tenthredo rosae), schwarz mit gelbem Hinterleib, dergleichen Füßen und Halsseiten. Das Weibchen hat am Hinterleibe eine doppelte Legsäge, welche in einem hornigen Futteral verborgen ist und dazu dient, Einschnitte in die Stengel zu machen. Dies geschieht im Frühjahr und Sommer, und man findet fast keinen Rosenstock, woran sich nicht die Spuren davon zeigen, welche in etwas vertieften Narben oder Spalten bestehen. Diese Einschnitte werden bald braun und schwarz, man findet sie an einem Stocke zu Duzenden, welche in einer bis zwei Stunden abgesetzt sind. Die doppelte Säge macht nur einen einzigen, ungefähr 1 Linie langen Schnitt, in welchen sofort ein, in einen schaumigen Saft gehülltes Ei gelegt wird. Dadurch schwillt die Rinde an und der Spalt erweitert sich; nach wenigen Tagen kommt die Larve hervor und zernagt die Rosenblätter. Sie verzehrt solche bis auf die Mittelrippe. Ihre Größe beträgt gegen 8 Linien, ihre Haut ist braungelb, schwarz gekörnelt und behaart. Sie hat 18 Füße und verwandelt sich in einem doppelten Gespinnste an der Erde, bleibt aber lange darin und geht erst kurze Zeit vor dem Erscheinen der Fliege in die Puppe über.

Es gibt außer dieser Gattung noch mehrere, welche ihre Einschnitte theils in die Stengel, theils in die Blätter machen.

Berge.

Die Jagd in Norwegen *).

Die Jagd ist in Norwegen ein freies Gewerbe, das nur unter gewissen Umständen vom Grundeigenthum beschränkt, und hinsichtlich gewisser Thierarten verboten oder auf gewisse Zeiten festgesetzt ist. — Von ausschließlichen Jagdrechten, Jagdrevieren und dergleichen Einrichtungen kennt man hier nichts. Das Gesetzbuch von 1687, das noch die Grundlage der norwegischen Gesetzgebung bildet, enthält einige Bestimmungen für die Jagd, worin das Recht des Grundeigenthums gesichert ist, und mit Rücksicht auf die Hirsch- und Elendthierjagd einige Einschränkungen gemacht, sowie Vorsichtsmaßregeln bei der Jagd auf Raubthiere getroffen sind. Durch eine Verordnung vom 8. Mai 1733 wurde dieses allgemeine Jagdrecht sehr geschmälert; allein schon im folgenden Jahre fand man, daß diese Beschränkung auf die Vermehrung der Raubthiere schädlich gewirkt habe, und die Verordnung wurde durch eine andere vom 5. Februar 1744 wieder aufgehoben. Der Grundbesitzer legt fast nie dem Jäger Hindernisse in den Weg, die Jagd ist daher de facto noch freier, als sie es schon de jure ist.

Eine Folge dieser unumschränkten Jagdfreiheit ist, daß die meisten Bauern gute Schützen sind, und daß die Jagd von Vielen getrieben wird, aber von Keinem als ausschließliches Gewerbe. — Die Jagd theilt sich naturgemäß in die Jagd auf nützliche Thiere, und in die Raubthierjagd. Wir wollen eine jede besonders abhandeln.

Zu den Thieren, welche Gegenstand der erstgenannten Jagd sind, gehören vorzüglich folgende:

Der Hirsch. Dieser stolze Bewohner des Waldes ist in Norwegen nur an der Westküste einheimisch, und verbreitet sich von der Südgrenze des Stiftes Bergen bis an die Nordgrenze des Stiftes Trondjem. Er hält sich sowohl auf den Inseln, als auf dem Festlande auf. Im Sommer lebt er auf den hohen Gebirgen, zieht aber im Winter nach dem Meere hin, und setzt schwimmend nach den Inseln über. Die Jagd auf diese nützlichen Thiere ist ein Gegenstand der Gesetzgebung geblieben; denn das Landesgesetz von 1687 Kap. X. Art. 1. bestimmt: daß der Hirsch nur vom 24. August bis 14 Tage nach dieser Zeit geschossen werden, und daß jeder Grundbesitzer in dieser Zeit nur zwei Hirsche oder Hirschkühe erlegen darf. Indessen wird diese Jagd weder auf die bestimmte Zeit eingeschränkt, noch planmäßig abgehalten, sondern viele Thiere werden auf eine dem Wildstande nachtheilige Weise vernichtet, ohne daß sie dem Jäger Nutzen bringen. So ist es z. B. bei dem Vorgebirge Stat oft der Fall, daß man die Hirsche durch Klopfjagen auf die engen Felsenrücken treibt, und daß sie sich in der Angst von den Felsen herabstürzen, und auf diese Weise umkommen, aber nicht gefangen werden. Eine natürliche Folge der Vernachlässigung dieser Thiere ist die jährliche Abnahme ihrer Anzahl. Die norwegischen Hirsche sind groß, mit schönem Geweih; sie werden fetter als die dänischen, und ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, eine Folge der Alpenkräuter, von denen sie sich nähren. —

Das Elendthier. Dieses Thier findet man jetzt in Norwegen nur an der östlichen Grenze, in den waldigen Distrikten von Oesterdalen, und einzeln im Stifte Trondjem. Früher war es in mehreren Gegenden des Stiftes Agershuus einheimisch, allein es hat sich nach und nach, als die Wälder mehr gelichtet worden sind, an die schwedische Grenze zurückgezogen. Auch dieses Thier hat man durch Gesetze zu schützen gesucht. Zu mehreren Zeiten haben solche verboten, Elendthiere in gewissen Jahren zu schießen, welches Verbot im Jahre 1818 auf 6 Jahre erneuert wurde. — Das Fleisch der Elendthiere ist weniger schmackhaft als das der Hirsche, es wird deshalb auch nicht viel an die Städter verkauft, sondern von den Bauern eingesalzen und verzehrt, und gibt eine nahrhafte Speise. Ein erwachsenes Elendthier kann über 300 Pfund Fleisch liefern.

Man hat einige Versuche gemacht, junge Elendthiere zu zähmen, um sie als Lastthiere zu gebrauchen. Zwar haben diese Versuche nicht zur Genüge bewiesen, ob ein wildgeborenes Elendthier sich hinlänglich zähmen lasse; allein es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß die zweite oder dritte Generation ebenso zahm werden dürfte, wie die zahmen Rennthiere, und sie würden alsdann, wegen ihrer Stärke, Schnelligkeit und Geschicklichkeit, im tiefen Schnee zu gehen, von großem Nutzen sein. —

Das Rennthier. Dieses nützliche Thier ist in

*) Aus dem so eben erschienenen, höchst schätzbaren Werke über Norwegen von G. P. Blom. Leipzig bei Weber.

Digitized by Google

allen Alpengegenden Norwegens zu Hause. Es ist theils wild, theils zahm, und wird von den Lappen im Stifte Trondjem und in Nordland und Finmarken als Hausthier aufgezogen. Von dem Nutzen desselben als Hausthier werden wir Gelegenheit finden zu sprechen, wenn wir zu dem Abschnitte von den Lappen kommen; hier wollen wir es nur als Gegenstand der Jagd betrachten.

Das Rennthier scheut die Ebenen, und hält sich nur in den höheren Gebirgen auf. Es wird daher nicht in den weitern Thälern gefunden und in den östlichen Gegenden nur in Oesterdalen, wo ihm die Grenzgebirge den nöthigen Schutz und seine Lieblingsnahrung, das Reennoos (Lichen rangiferinus), gewähren. —

Die Rennthierjagd ist beschwerlich und erfordert eine genaue Kenntniß des Terrains und der Natur dieser Thiere. Sie halten sich auf den hohen Gebirgen auf, und werden selten einzeln, sondern meistentheils in zahlreichen Heerden angetroffen. Der Jäger muß mehrere Tage den Thieren auflauern, denn sie lassen sich nicht mit Hunden hetzen. Er spürt dem Weg derselben nach, und sobald er eine Schlucht entdeckt hat, durch welche sie zu gehen pflegen, so legt er sich daselbst in Hinterhalt und tödtet von dort ein oder mehrere Thiere durch Schuß, wozu er sich einer Büchse bedienen muß, weil er sich denselben nur bis zu einer Entfernung von 100 Schritt nähern kann. Er muß ferner genau auf den Wind achten, denn wenn dieser von ihm nach den Thieren zu weht, so wittern sie seine Nähe und entfernen sich schnell. Oft ist eine Jagd von mehreren Tagen vergebens, und der Jäger hat sich dem Ungemach übler Witterung und der Alpenkälte umsonst ausgesetzt. Wenn er eins oder mehrere Thiere erlegt hat, gräbt er sie in den Schnee ein, oder versteckt sie in Höhlen, bis er die Beute mit Pferden fortschaffen kann. — Die im Sommer erlegten Thiere werden meistens in der Haushaltung benutzt; im Herbst und Winter aber in gefrorenem Zustande erhalten, nach den Städten zum Verkauf gebracht und dort theuer bezahlt, denn das Rennthierfleisch ist das schmackhafteste Wildpret, besonders im Herbst, weil die Thiere dann sehr fett sind. —

Man hat auch über die Abnahme der Zahl dieser nützlichen Thiere geklagt, indessen rührt dieselbe, falls die Klage gegründet ist, nicht von dem zu häufigen Erlegen der Rennthiere her, sondern vielmehr von den Verheerungen, die die Wölfe bisweilen unter ihnen anrichten, und ist demnach periodisch. —

Der Hase. Dieses Thier findet sich überall in den Waldgegenden in Ueberfluß, und selbst in den Ebenen und baumlosen Gegenden ist es einheimisch. Die Hasen werden mit Hunden gehetzt und geschossen, denn den Gebrauch der Windspiele kennt man hier gar nicht, weil das unebene Land und die Wälder diesen nicht zulassen. Die Hasenjagd wird größtentheils nur zum Vergnügen gehalten. Wenn im Winter Schnee gefallen ist, werden die Hasen ihrer Spur nach verfolgt, und in ihrem Lager geschossen. Im Herbste, wenn die Hasen die engen Waldpfade entlang zu laufen pflegen, fängt man sie in Fallen, die über dem Pfade aufgestellt sind, im Winter hingegen, wenn der Schnee hoch liegt, in Schlingen oder Fallstricken. Man gräbt nämlich ein Loch in den Schnee, befestigt eine Schlinge von Messing an einem Birkenzweig oder einem jungen Birkenstamm und biegt diesen über das Loch, wodurch die Schlinge in demselben zu liegen kommt, und zudem durch ein Stellholz befestigt wird. Wenn der Hase nun das letztere berührt, so wird er in der Schlinge durch den Zweig oder Stamm in die Höhe geschnellt und gefangen. — Die norwegischen Hasen sind im Sommer grau, im Winter weiß. Im Monate September fangen sie an, ihre Winterfarbe anzunehmen und behalten sie bis in den Monat April. Die Hasenbälge haben nur geringen Werth. —

Der Seehund. An der ganzen norwegischen Küste gibt es eine Menge Seehunde, von denen nicht wenige geschossen werden. Sie sind hier indessen sehr scheu und darum schwer zu erlegen. Nur wenn sie auf den Scheren liegen, kann man sie schießen; denn wenn sie auf dem tiefen Meere erlegt werden, sinken sie unter. An's feste Land wagen sie sich nur selten, und sind äußerst vorsichtig. Der Seehundfang auf dem Eise, wie er in Island und Grönland getrieben wird, ist hier unanwendbar, weil das Meer selten zufriert, und der Seehund nicht in die zugefrorenen Meerbusen eindringt. In Nordland werden die jungen Seehunde an einigen Stellen mit Netzen gefangen. Den Speck der Seehunde benutzt man vorzüglich zu Thran, und das Fell wird vortheilhaft verkauft. In Nordland gibt es eine große Art Seehunde, daselbst Hav-Ertner genannt, die an Größe den gewöhnlichen Seehund bei weitem übertreffen und dem Wallroß nahe kommen. —

Die Fischotter. Von diesen Thieren werden viele angetroffen, sowohl an den Meerküsten als auch in den Flüssen und Seen. Theils schießt man sie, theils fängt man sie in Fallen, und ihr Balg wird theuer bezahlt und als ein schätzbares Pelzwerk angesehen. In Nordland werden viele Fischotterbälge an die Russen verkauft und gut bezahlt, weswegen diese Jagd auch hier eifrig gepflegt wird. Man erlegt jedoch hier nur selten die Ottern mit Schießgewehren, sondern fängt sie vielmehr mit einem dem Fuchseisen ähnlichen Fangeisen. Nicht nur in Nordland fangen die Nordländer Fischottern, sondern sie reisen die Küste entlang bis nach dem Stifte Bergen, und befinden sich vom Monate Mai bis in August auf dieser Reise in einem kleinen Boote, und wenn 3 Jäger 30 Fischottern in dieser Zeit erlegen können, so erachten sie ihre Zeit wohl angewandt und ihre Mühe und die an 250 Meilen lange gefährliche Reise reichlich belohnt. — Die Flußottern sind gewöhnlich kleiner als die Meerottern.

Biber finden sich an einigen Stellen, jedoch nicht in großer Menge, und werden nur selten gefangen. —

Von nützlichen Vögeln gibt es viele Arten, sowohl Land- als Seevögel. — Wir wollen hier nur anführen:

Das Birkhuhn und Auerhuhn (Tetrao tetrix et urogallus). Diese Vögel sind überall in den Waldge-

genden einheimisch. Sie werden im Frühling geschossen, indem der Jäger, durch das Locken des Männchens, die Stellen entdeckt, wo dieses in der Brutzeit seine Hühner um sich versammelt. Im Herbste werden sie theils geschossen, theils in Fallen und mit Fallschlingen gefangen. Es ist zwar verboten, die Vögel in der Brutzeit zu schießen, allein dies Verbot wird nicht streng befolgt, und die Uebertretung desselben läßt sich nicht verhindern. —

Das Haselhuhn ist überall anzutreffen, wo die Tanne wächst, hält sich aber nie in den Fichtenwäldern auf. Der Vogelsteller lockt es durch Pfeifen an, und erlegt es mit der Büchse. —

Das Waldhuhn (Alpenschneehuhn, Tetrao Lagopus). Dieser nützliche Vogel ist in allen Alpengegenden des südlichen Norwegens einheimisch; im nördlichen zieht er sich, je weiter gegen Norden, desto näher an das Meer, und hält sich in Nordland und Finmarken auf den Inseln und in den Ebenen auf. Er wird in Norwegen Rype genannt, in großer Menge geschossen und in Schlingen gefangen; an einigen Stellen, z. B. in Nordland, mit Netzen. — Das Waldhuhn kann gewissermaßen zum Maßstab der klimatischen Verhältnisse in Norwegen dienen, denn es hält sich im südlichen Norwegen nur auf den hohen Gebirgen auf, kommt blos in sehr strengen Wintern in den Thälern zum Vorschein, während es in Nordland und Finmarken auf den Inseln das ihm zuträgliche Klima findet, um zu brüten und seine Jungen aufzuziehen. — Von Waldhühnern gibt es zwei Arten, eine größere, die in den waldigen Abhängen der Gebirge nistet, und eine kleinere, die nur in strengen Wintern die Gipfel der Gebirge verläßt. Beide Arten sind im Sommer von graubrauner, im Winter von weißer Farbe, haben kurze, mit Federn besetzte Füße und einen kurzen schwarzen Schnabel. Wie alle Vögel aus dem Geschlechte der Hühner, brüten sie viele Jungen, leben aber paarweise. Das Männchen ist etwas größer als das Weibchen. Sie werden in großer Menge gefangen, und nicht nur in den Städten verkauft, sondern auch nach Kopenhagen verschickt und vortheilhaft abgesetzt. —

Außer diesen gibt es eine Menge andere nützliche Vögel, die mehr oder weniger gefangen und benutzt werden, die wir aber, ihrer geringern Bedeutung wegen, nur in der Kürze erwähnen wollen. Die wilde Taube ist im südlichen Norwegen im Sommer allenthalben zu finden; viele Arten Krammetsvögel und Drosseln beleben im Sommer die Wälder, und werden im Herbst in Schlingen gefangen; Lerchen gibt es überall im Süden auf den Ebenen und in den weiten Thälern, sie werden aber nie gefangen; Rebhühner trifft man auf einigen Stellen im Stifte Agershuus und Christiansand; Brachvögel finden sich in großer Menge an der Küste bis an Nordland und Finmarken hinauf; verschiedene Arten Schnepfen halten sich in den Wäldern und Sümpfen auf, werden aber als Gegenstand der Jagd nur wenig beachtet. — Von den Singvögeln hat Norwegen die meisten Arten, die das Ohr der Deutschen ergötzen, nur die Nachtigall und die Wachtel sucht man vergebens.

Als Schützen stehen die Bewohner der Alpen und der höheren Thäler obenan. Sie bedienen sich der Büchse, die eine sehr kleine Kugel führt, mit der sie in großer Ferne selbst die kleinern Vögel zu erlegen wissen. Auch die Lappen sind vorzügliche Schützen, und treffen trotz ihrer sehr mangelhaften Büchsen mit großer Sicherheit ihr Ziel. —

Die Küste Norwegens wird von einem unzählbaren Heer von Seevögeln umschwärmt, deren Benennung und Beschreibung der Gegenstand einer Fauna Norvegica sein würde. Hier wollen wir indessen nur derer Erwähnung thun, welche als Gegenstand der Jagd oder in ökonomischer Hinsicht bemerkenswerth sind. Zu diesen gehören vorzüglich folgende:

Die Graugans, oder wilde Gans (Anser ferus). Dieser Zugvogel kommt im April an die norwegische Küste, und zieht nach Norden bis nach Nordland und Finmarken, oder dem nördlichen Theile des Stiftes Trondjem, wo er den Sommer verweilt, um zu brüten. Er brütet nicht nur an der Küste und auf den Inseln, sondern zieht in großer Menge über die lappländischen Gebirge und an die Flüsse und Seen Lapplands, wo er im Sommer in großen Schaaren gesehen wird. In der Nacht kommen die Graugänse an's Land und richten vielen Schaden auf den Aeckern an, weswegen sie in Nordland eher für schädlich als nützlich gehalten werden. Sie sind sehr schwer zu schießen, weil sie überaus scheu sind, und, wenn sie an's Land gehen, immer Posten ausstellen, die auf die Nachsteller Acht geben. So lange die junge Brut noch nicht zu fliegen vermag, können sie zwar leichter erlegt werden, allein auf diese wird nur wenig Jagd gemacht. Wenn die Jungen klein sind, kann man sie zähmen, in der Zugzeit müssen sie aber eingesperrt werden, sonst fliegen sie davon. In Lappland werden viele junge Graugänse auf diese Weise aufgezogen, allein sogar die zweite und dritte Generation fliegt davon, wenn sie sich in der Zugzeit selbst überlassen bleibt. Im September ziehen sie südwärts. Die Graugänse haben auf der Reise ihre Ruheplätze, wo man ihnen auflauert und sie einzeln geschossen werden. —

Die Eidergans. Dieser nützliche Vogel sucht die ganze Küste Norwegens im Sommer auf, um zu brüten, ist aber nur auf dem nördlichen Theil derselben von Wichtigkeit. An den Küsten von Trondjem, Nordland und Finmarken sind die Eidergänse in ungeheurer Menge vorhanden, und hier gewissermaßen als Hausthiere anzusehen. Im April kommen sie an die Küste und suchen sodann ihre Nester vom vorigen Jahre auf; darauf fangen sie sogleich an, ihr Nest auszubessern und es mit Dunen auszufüllen. Der Grundbesitzer verliert sie nicht aus den Augen, und nimmt ihnen zwei Mal die Dunen weg, läßt sie aber dann in Ruhe und beschützt sie während der Brutzeit. Wenn die Weibchen brüten, liegen die Männchen an der Küste, um sie zu bewachen und weichen nicht von dannen. Sobald aber

Digitized by Google

die Jungen 3 bis 5 Tage alt sind, verläßt das Weibchen mit ihnen das Nest, und geht auf's Meer, und alsdann scheinen die Pflichten des Männchens aufzuhören, es entfernt sich von der Küste und überläßt die Mutter mit den Jungen ihrem Schicksale. So lange noch die letzteren klein sind, halten die Weibchen sich an der Küste und an den Scheren auf, entfernen sich aber allmälig, je nachdem die Jungen an Kraft gewinnen, immer weiter davon, bis sie in's offene Meer hinausbringen; dann verschwinden sie, und kommen erst im nächsten Jahre wieder zum Vorschein.

Diese dankbaren Vögel verlangen vom Grundbesitzer nur Schutz und Ruhe, und belohnen diesen dafür reichlich durch ihre Dunen, die sie von ihrem eignen Leibe pflücken, um ihren Jungen ein weiches Lager daraus zu bereiten. Ein Brutplatz (Fugleoär) ist daher ein vortheilhaftes Eigenthum, und für einen vernünftigen Besitzer der Gegenstand der sorgfältigsten Pflege; denn es kommt auf ihn an, ob die Vögel sich vermehren oder eine andere Stelle suchen sollen. Die Eidergänse brüten aber nicht allein auf unbewohnten Inseln, sondern auch an und in den Wohnungen der Menschen, und sobald die Eidergans anfängt, sich ein Lager zu bereiten, selbst wenn dies an einem, sonst dem Bewohner unentbehrlichen Ort geschieht, so räumt letzterer ihr willig den Platz ein und läßt sie in Ruhe. Nicht selten legt sich die Eidergans in die Backöfen, oder unter die Böte der Einwohner, sie wird aber nicht verjagt, man entbehrt viel lieber Beides, nur um die Vögel anzulocken. Man hat den Versuch gemacht, die Nester mit Brettern, Zweigen und dergleichen zu bedecken, und die Vögel suchen dankbar diese geschützten Stellen auf. Während der Brutzeit sind die Weibchen so zahm, daß man sie mit der Hand vom Neste wegnehmen kann, dann lassen sie sich wieder auf dasselbe nieder, ohne sich an die Gegenwart von Menschen zu kehren. Einige Raubvögel sind ihnen gefährlich, besonders wenn die Mutter die junge Brut aus dem Neste auf's Meer führen soll. Es ist deswegen wichtig, sie dagegen zu schützen, und der Eigenthümer pflegt auch mehrmals nach den Raubvögeln zu schießen, ohne daß die Eidergänse sich dadurch stören lassen. Wenn die Jungen 2 bis 3 Tage alt sind, kann der Grundbesitzer sie sorgfältig aufnehmen und an's Ufer tragen, die Mutter folgt dann gelassen hinten nach, indem sie weiß, daß es nur ihrer Sicherheit wegen geschieht. Wenn man zu einer Brutstelle kommt, muß man mit vieler Vorsicht vorwärts schreiten, um nicht auf die Nester zu treten, denn die Eidergänse liegen zu Tausenden dicht an einander, und unter jedem Strauch brütet eine Eidergans auf ihrem Neste. —

Ein sehr besuchter und gut gepflegter Brutplatz kann dem Eigenthümer mehr als 100 Pfund Eiderdunen einbringen und es ist deshalb kein Wunder, daß er sich der Eidervögel so annimmt, wohl aber, daß es noch Viele gibt, die diese ergiebige Erwerbsquelle vernachlässigen, oder wenigstens nicht mit verdienter Sorgfalt ausbeuten. — Indessen wird es als ein Verbrechen angesehen, die Eidervögel zu schießen; auch ist ihr Fleisch von keinem Werth. Einige pflegen den Eidervögeln ihre ersten Eier wegzunehmen, dieses wird aber als schädlich angesehen, indem es von Wichtigkeit ist, eine zeitige und kräftige Brut zu erhalten; denn je eher die Eidergans brütet, desto mehr Zeit haben die Jungen, Kraft zu gewinnen. Auch kann der Grundbesitzer die Brut als sein Eigenthum betrachten, denn die Jungen kommen im nächsten Jahr an ihre Geburtsstelle zurück, um ihre eigene Haushaltung zu etabliren; der Werth der Eier ist aber um so unbedeutender, als eine große Menge anderer Seevögel deren in Ueberfluß geben. —

Der Schwan ist eigentlich nicht in Norwegen einheimisch, obgleich er auf einigen Stellen im südlichen Norwegen im Winter sich aufhält. Dagegen zieht er nach Lappland hin, und brütet in den lappischen Gewässern. Er wird nur selten geschossen, und ist für den Jäger von keinem Belang.

Enten aller Art gibt es in Norwegen in großer Menge, nicht nur an den Küsten, sondern auch auf allen Flüssen und Seen. Im Herbste werden nicht wenige davon geschossen, und einige Gattungen sind sehr schmackhaft.

Ein anderer Seevogel ist in den nördlichen Gegenden Gegenstand einer vortheilhaften Jagd: dies ist die Pica marina, hier Lunde genannt *) — ein Zugvogel, der die norwegische Küste, besonders von Nordland, im Frühling aufsucht, und im Herbste wieder verläßt. Sie ist von der Größe einer kleinen Ente, hat einen dicken Kopf, einen sehr großen, breiten und dünnen Schnabel, rothe weit hinten stehende Füße, wie die Taucher, auf denen sie beinahe aufrecht steht. Ihr Fleisch ist mager und nicht schmackhaft, allein sie hat gute Federn, die den eigentlichen Werth des Vogels ausmachen. Sie brütet in Höhlen an den Seiten der steilen Felsen und auf öden Inseln. Wenn es stürmt, kann sie weder auf dem Wasser noch auf dem Lande fortkommen, wirft sich daher an den Strand und zwischen die großen Steine an den Felsenwänden nieder, und wird hier todt geschlagen. Sonst werden diese Vögel von dazu abgerichteten Hunden, deren jeder Bauer auf diesen Inseln mehrere hält, in ihren Höhlen und versteckten Nestern aufgesucht und herausgezogen. Die Hunde erhalten sehr magere Kost, um durch Hunger zur Jagd aufgemuntert zu werden, und schmal genug zu sein, um in die engen Löcher eindringen zu können. Wo sich der Vogel in Höhlen an den steilen Felsenwänden aufhält, läßt sich der Jäger an Tauen herunter, den Hund im Arme. Er bringt dann den letzteren in das Loch, und dieser holt den Vogel heraus, der getödtet und in's Meer hinunter geworfen wird, wo andere Jäger in Böten aufpassen, um die getödteten Vögel zu sammeln. Da dieser Vogel sich mit seinem Schnabel vertheidigt und festhält, so liegt es in seiner Natur, sobald er angegriffen wird, sich mit demselben in den ersten besten Gegenstand fest zu beißen, und ist ein anderer Vogel in der Nähe, so hält er sich

*) Nach Oken: Klub-Alk, Alca pica.

D. Red.

Digitized by Google

an diesem fest, und zieht ihn auf diese Weise mit in's Verderben. Oft beißt er sich auch in den Hund fest, und glaubt dadurch dem Tode zu entgehen.

Ein mit der Jagd in Verbindung stehendes Gewerbe ist die Eierlese, die im nördlichen Norwegen nicht unbedeutend ist. Alle Arten Seevögel stellen sich an den kleinen unbewohnten Inseln ein, um zu brüten. Wenn die Vögel angefangen haben, ihre Eier zu legen, werden diese von den Grundbesitzern weggenommen, und letztere können sie auf diese Weise in großer Menge sammeln. Die Eier der Seevögel sind gut, haben aber für den nicht daran Gewöhnten ein wenig ansprechendes Aussehen, indem sie von verschiedener Größe und Farbe sind, meistens grün mit schwarzen Flecken, blau und grau. Auch sind die Dottern meistentheils von blutrother Farbe. —

Zu den Raubthieren, welche vorzüglich Gegenstand der zweiten oben erwähnten Jagd sind, gehören folgende:

Der Bär. Der norwegische Bär ist braun von Farbe, und von verschiedener Größe. Sein Fell wird als Pelzwerk sehr geschätzt und theuer bezahlt. Der Bär hält sich vorzüglich in den waldigen Gegenden auf, macht aber hin und wieder Streifzüge in die Ebenen, besonders im Herbste, wenn er sich in den Kornäckern nährt. Er ist von Natur furchtsam und fällt Menschen nur an, wenn er plötzlich aufgeschreckt wird oder verwundet ist, und viele Jäger haben einen schlecht angebrachten Schuß mit ihrem Leben büßen müssen. Am Vieh richtet er bisweilen großen Schaden an, und die Sennenhirten schweben in beständiger Furcht vor ihm. Allein er kommt nur selten zum Vorschein, und die meisten Normänner haben nie einen wilden lebendigen Bär gesehen. Sein Fleisch wird nur wenig benutzt, weil die Bauern Vorurtheil dagegen haben. Eingesalzen und geräuchert ist es indessen sehr schmackhaft, und wird als Delikatesse aufgetragen.

Der Bär wird geschossen, aber auch auf einigen Stellen in Fallen gefangen. Der Jäger bedient sich bisweilen eines Hundes, um ihn zu hetzen. Wenn der Hund den Bär aufgespürt hat, greift er ihn an, dieser aber, der sich zur Gegenwehr setzt, bleibt auf dem Hintern sitzen, um sich mit seinen Tatzen zu vertheidigen, während der Hund ihm immer in den Rücken fällt. Der Jäger sucht nun den Bär, dem Bellen des Hundes nachgehend, auf, und erlegt ihn. Doch wagt sich nicht leicht ein einzelner Jäger an ihn auf freiem Felde; denn wenn er nicht gleich getödtet wird, so ergreift er die Offensive, und der Jäger kommt in diesem Fall nur selten mit dem Leben davon, wenn er nicht einen Gehülfen zur Seite hat, der dem Bär einen zweiten Schuß geben kann.

Die meisten Bären werden im Frühjahr erlegt. Im Herbste legt man ein erschossenes Pferd in ein von den Wohnungen entlegenes Thal hin, und bedeckt es mit Tannenstämmen. Der Ort ist immer so gewählt, daß der Jäger ihn von einem nahe liegenden steilen Felsen sehen und den Bär schießen kann, ohne daß er dem Angriffe desselben, sobald er verwundet worden, ausgesetzt ist. Hier baut sich der Jäger eine kleine Hütte, um jenem aufzulauern. Wenn der Bär im Frühjahr, gewöhnlich im März, sein Winterlager verläßt, wird jeden zweiten oder dritten Tag nachgesehen, ob er die Tannenstämme abgeworfen hat oder nicht. Im ersteren Falle ist der Jäger jede Nacht auf der Lauer, da er weiß, daß der Bär nach 3 oder 4 Tagen wieder kommt, um das Pferd zu verzehren; denn bei dem ersten Besuch gibt er sich nur mit dem Abwerfen der vorhandenen Stämme ab. Der Bär wird alsdann erlegt, und das Pferd wiederum bedeckt, um mehreren Gelegenheit zu geben, sich an demselben Gastmahl zu ergötzen und ihren Tod dabei zu finden. —

In einigen Gegenden sucht man den Bär in seinem Winterlager auf und erlegt ihn daselbst. Diese Jagd ist indessen sehr gefährlich, weil das Thier sehr wüthend wird, und die Höhlen, in welchen es sich versteckt, zu enge sind, um dem Jäger Platz genug zu geben, sich gegen ihn zu wehren. —

In den Küstengegenden wird der Bär auf zweierlei Art in Fallen gefangen. Ueber die engen Pfade an den schroffen Abhängen der Felsen werden Fallen von schweren Baumstämmen aufgestellt, die, indem der Bär darunter durchzugehen sucht, auf ihn herunter fallen, und ihn tödten. Die zweite Art, ihn zu fangen, ist folgende. An einem schweren, los aufgestellten Balken wird ein starker Fallstrick befestigt, und dieser an einem engen Paß hoch in dem Felsen am Rande des Abhanges so gelegt, daß, wenn das Thier hindurch will, es die Schlinge um den Hals bekommt. Durch die Bewegung rollt der Balken den Abhang hinunter und zieht den Bär im Falle mit sich hinab, wodurch dieser an den Felsen zerschmettert wird. —

Der Wolf. Die Wölfe Norwegens sind größer als die südeuropäischen, sind aber von furchtsamerer Natur, und greifen die Menschen nie an, wie die der Pyrenäen und Apenninen. Sie halten sich vorzüglich in den Waldgegenden auf, machen aber, besonders im Winter, wenn der Schnee in den Gebirgen hoch fällt, Streifzüge in die Ebenen. Sie wandern gewöhnlich einzeln, bisweilen aber, besonders im Winter, in zahlreichen Schaaren, und sind dann so wenig scheu, daß sie die Reisenden lange Strecken verfolgen, um ihnen die Hunde wegzuschnappen. Bisweilen, aber selten, dringen sie in die Häuser hinein, um die Hunde zu verfolgen oder die Schafe zu würgen; sie sind aber den Menschen so wenig gefährlich, daß selbst ein Kind sie verscheuchen kann. Der Balg des Wolfes gibt ein in Norwegen sehr beliebtes Pelzwerk, woraus Winterpelze gemacht werden, die leicht sind und gut gegen Wind und Kälte schützen. — Ein Wolfsbalg wird mit 5 bis 8 Speciesthalern bezahlt.

Die Wölfe werden nie mit Hunden gehetzt, sondern entweder aus einem Hinterhalte geschossen, durch Gift getödtet oder in dazu eingerichteten Fallgruben gefangen. Man legt Aas in einer passenden Entfernung von einem Kuhstalle hin. Der Jäger lauert im Stalle dem Wolfe auf, und erlegt denselben, wenn er während der Nacht,

Digitized by Google

vom Geruche herbeigelockt, sich beim Aase einstellt. Auch durch Gift wird er getödtet, indem man ein Aas mit vegetabilischen Giften einreibt und auf's Feld hinlegt. Frißt der Wolf davon, so stirbt er in kurzer Zeit, und wird dann vom Jäger, der der Spur nachgeht, aufgesucht. Die Fallgruben sind folgendermaßen eingerichtet. Auf dem Felde wird im Sommer eine große, 5 Ellen tiefe Grube gegraben, und die Wände derselben mit Brettern oder Zimmerwerk versehen. In der Mitte der Grube steht ein Pfahl, woran eine kleine Diele, etwas höher als die Oberfläche des Feldes, befestigt ist. Hieran wird nun ein lebendiger Hund festgebunden, um den Wolf durch sein Bellen anzulocken; die Grube selbst aber mit dünnen Stäben zugedeckt, und das Ganze mit Schnee überstreut, um jede Spur auszulöschen. Wenn der Wolf nun auf den Hund losstürzen will, so fällt er in die Grube, und wird dann getödtet. Bisweilen kann eine ganze Schaar auf diese Weise in einer Nacht gefangen werden. —

Die Bären- und Wolfsjagd ist nicht nur frei, sondern es wird auch durch Belohnungen dazu aufgemuntert. Für jeden erlegten erwachsenen Bär oder Wolf erhält der Jäger eine Prämie von 1 Speciesthlr. 3 Ort, und für einen Jungen die Hälfte. — Diese Belohnung wird von der Amts-Communkasse bezahlt. —

Der Luchs. Von diesem Thiere finden sich in Norwegen beide bekannte Gattungen: das Luchskalb und der Katzenluchs. Sie sind aber nicht in großer Menge vorhanden, und werden nur selten erlegt, und zwar nur durch Schießgewehre, denn sie sind zu schlau, um sich in Fallen locken zu lassen. Der Luchs ist ein gefährlicher Feind der Schafe, und würgt oft die ganze Heerde. Das Fell des Katzenluchses wird theuer bezahlt, das des Luchskalbes aber wenig geschätzt. —

Der Vielfraß hält sich nur auf den höchsten Gebirgen auf, ist selten und wird nur wenig geschossen. Sein Fell ist auch nicht von großem Werthe. —

Der Fuchs. Von diesem Thiere gibt es in Norwegen viele Gattungen und Varietäten. Der gewöhnliche rothe Fuchs ist am häufigsten anzutreffen. Den schwarzen Fuchs findet man in den Küstengegenden und in Nordland und Finmarken. Sein Balg wird an die Russen verkauft, die einen schönen mit 50 bis 70 Thalern bezahlen. Der weiße Fuchs ist vorzüglich in Nordland zu Hause; er ist kleiner als die andern Gattungen, und sein Balg wird nicht hoch geschätzt. Der blaue Fuchs ist selten, findet sich aber in Nordland. Eine andere Art Fuchs endlich, hier Korsräv (Kreuzfuchs) genannt, weil er auf dem Rücken ein schwarzes Kreuz hat, ist seltener, und es ist schwer zu bestimmen, ob er eine Gattung oder Varietät des rothen Fuchses ist. Sein Balg wird sehr hoch geschätzt. —

Die Füchse sind dem Federviehe gefährliche Feinde, thun aber andern Thieren, die Lämmer höchstens ausgenommen, keinen Schaden.

Sie werden hier selten mit Hunden gehetzt, nur zufälligerweise geschossen, gewöhnlich aber im Herbste und Winter mit Fuchseisen gefangen.

Außer diesen Raubthieren gibt es Marder, Wiesel und mehrere Arten kleinerer Thiere, die aber weder in großer Menge vorhanden sind, noch häufig gejagt oder gefangen werden. —

Unter den Raubvögeln ist der Adler, besonders in den Küstengegenden und auf den waldlosen Inseln, der schädlichste, weil er Lämmer und selbst Schafe tödtet. Einige Privatgesellschaften haben deshalb auch in diesen Gegenden Belohnungen für die Ausrottung dieses Vogels ausgesetzt. — Habichte verschiedener Art, so wie andere Falken finden sich endlich in allen Gegenden, und richten häufig unter dem Federvieh Verheerungen an.

Der Leierschwanz.

(Tafel 15.)

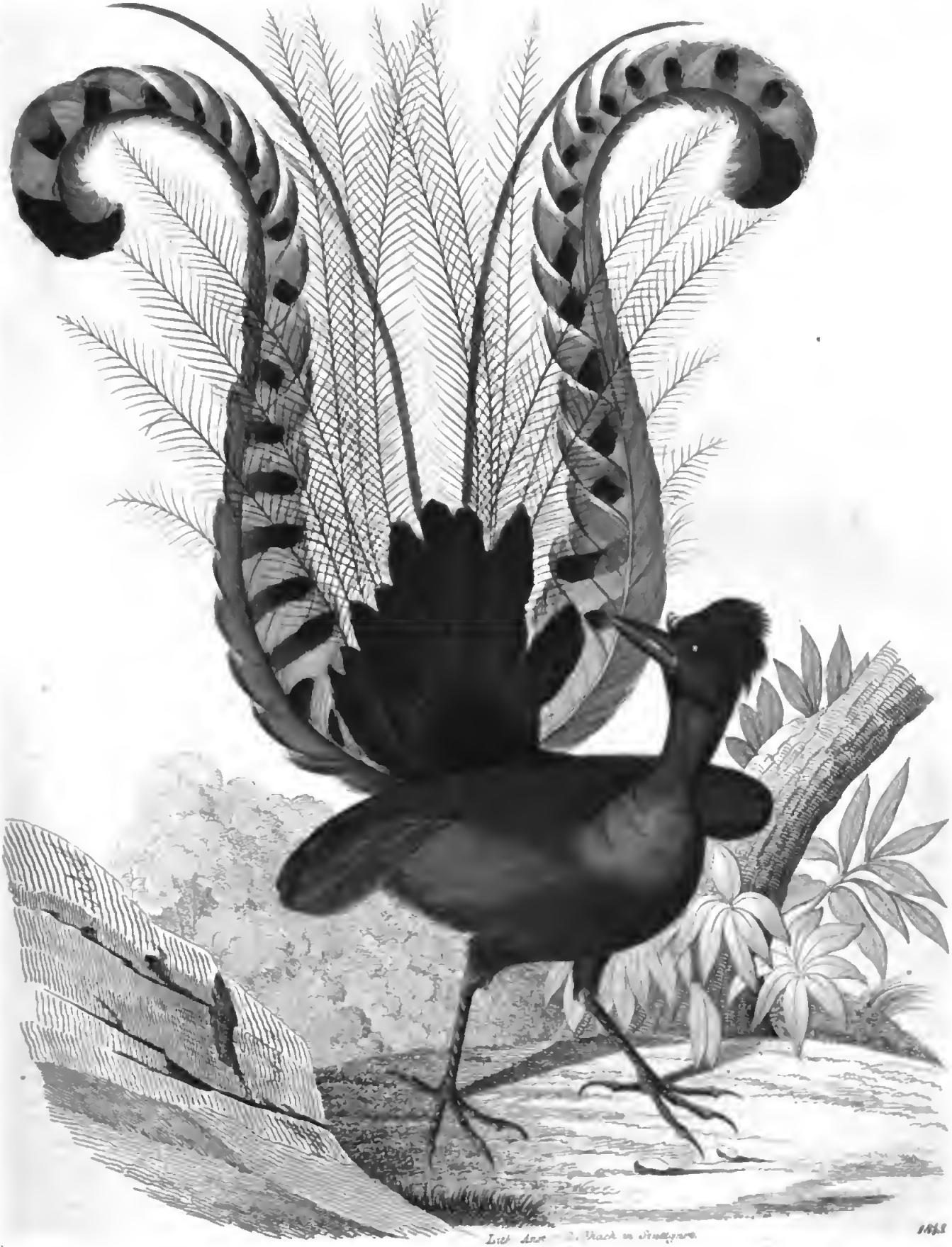
Die Mänura oder der Leierschwanz (Maenura superba) ist eine jener Eigenthümlichkeiten, welche die Thierwelt Neuhollands aufzuweisen hat, abweichend von allen andern Vogelformen und keinem Geschlechte sich verbindend. Sie bildet daher ein eigenes Geschlecht, weil die Naturforscher nicht darüber einig werden konnten, sie unter ein anderes zu stellen; der Eine zählte sie zu den Raben, der Andere zu den Drosseln, ein Dritter zu den Hühnern. Von allen diesen Geschlechtern hat sie etwas in der Bildung sowohl als in der Lebensweise, mit keinem aber stimmt sie vollkommen überein.

Der Vogel hat die Größe eines Huhns, ist aber schlanker. Er geht wie dieses auf der Erde, setzt sich aber auch häufig auf Bäume; seine Zehen sind ganz getrennt, höher und stärker als beim Huhn. Er kommt hierin sowohl als in der Bildung seines Schnabels mehr dem Raben nahe. Seine Farbe ist unten unrein grau, oben dunkelbraun; Schwingen und Kehle dunkel rothbraun, ebenso der Augenstern; Schnabel und Beine schwarz. Das sonderbarste an dem Vogel ist der Schwanz, welcher aus zwölf (der Zeichner hat deren 3 mehr angebracht) zerschlissenen Federn besteht, welche beim Männchen länger, nämlich 2 Fuß lang sind und nur einzelne Bärte haben. Außerdem hat dieses noch zwei weitere Federn in der Mitte, welche etwas länger sind und nur auf einer Seite, aber einen etwas dichteren Bart haben; jene sind schwarz, diese braun. An den Seiten des Schwanzes stehen zwei lange und breite, jene beiden Arten überragende Federn, welche leierförmig gebogen sind und deren Bart in gleichen Abtheilungen zerschlissen ist. Die äußere Fahne ist braun, die innere und breitere grau mit schmutzig ockergelben Flecken und schwarzbraunen Bändern. Auf dem Kopfe hat der Vogel eine Holle, die er etwas aufrichten kann.

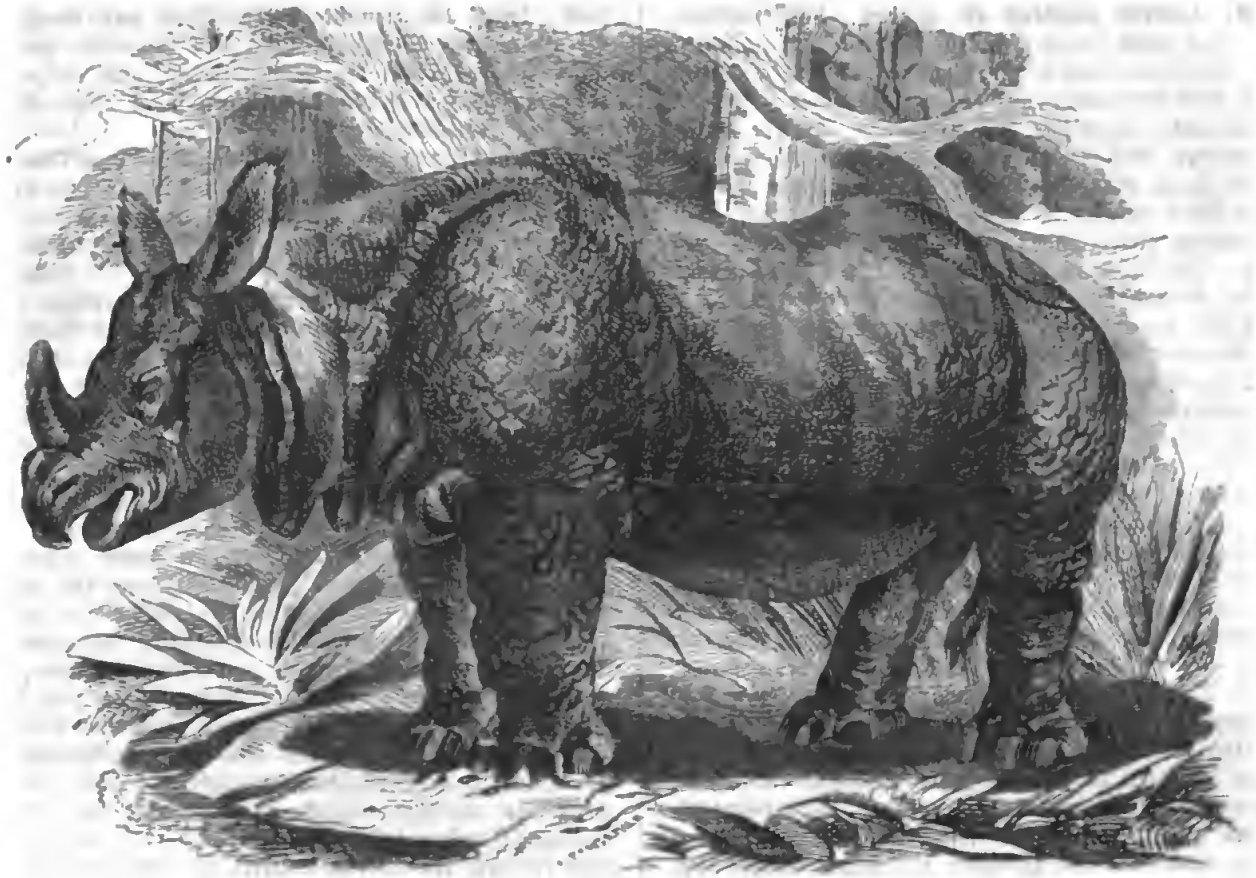
Er wohnt in den bergigen Wäldern Neuhollands, ist aber selbst in seinem Vaterlande nicht häufig, obgleich man ihn in den meisten Kabineten findet. Seine Nahrung besteht wahrscheinlich in Insekten, jedoch ist darüber, so wie über seine Fortpflanzung beinahe nichts bekannt.

Berge.

Digitized by Google



Digitized by Google



Das Nashorn.

Auf dem geräumigen Plan, o Cäsar, führte das Nashorn
Seltsamliche Kämpfe Dir aus, als es sie nimmer verhieß.
Wie in erbittertes Rasen entglühete stürmend das Unthier!
Wie gewaltig durch's Horn, welchem ein Ball war der Stier!
Martial.

Das Nashorn, dieser plumpe Fleischkoloß, dem in vielen Beziehungen in einem natürlichen Systeme der Säugethiere ein Platz zunächst dem Elephanten gebührt, erscheint, gleich diesem, dem Blicke des denkenden Naturfreundes als ein lebender und verwaister Ueberrest der vorsündfluthlichen Zeit, und nahe verwandt dem Megatherium, dessen Glieder nur der starre Fels und der, selbst unverweslich, alles Organische vor Verwesung ewig schützende Eisblock des hohen Nordens von Asien und Amerika der Gegenwart überliefert hat. Elephant und Nashorn, Flußpferd und Tapir stehen in der großen Reihe der Säugethiere vereinzelt und fremdartig als Verbindungsglieder zwischen der Gegenwart und einer unter der Last vieler Jahrtausende auf ewig begrabenen Vergangenheit da. Alle diese Geschlechter sind höchst arm an Arten, oder es müßten denn, was wir wohl annehmen dürfen, manche Thiere der Vorwelt, die uns in den Kammern und Höhlen der Gebirge aufbewahrt wurden, als Arten mit zu diesen Geschlechtern gehören. Alles deutet bei diesen Thieren darauf hin, daß sie eigentlich einer Zeit angehörten, wo das Spiel der Naturkräfte sich in jeder Hinsicht gewaltsamer und wilder äußerte, wo dem mütterlichen Erdenschooße — nach unsern heutigen Begriffen — riesige Gebilde entsprangen, und wo mit einem Worte die Erde, vergleichungsweise geredet, noch in dem Alter kräftiger Mannheit dastand, während sie heute mehr eine gute Alte, die ihre Kinder verweichlicht und verzieht und immer sanfter, ihnen mehr unterthan und mehr und mehr kraftlos zu werden scheint.

Jene genannten Säugethier-Geschlechter, nebst den Schweinen und Pferden, bilden eine natürliche Gruppe, welche Oken als seine 11te Zunft, die Schweine, Cuvier als seine 7te Ordnung, die Dickhäuter, Pachydermata, aufstellt.

Diese Thiere, unter denen sich die kolossalsten und größten aller Land-Säugethiere finden, zeigen in ihren Formen wenig Mannigfaltigkeit. Ihr Rumpf ist meist dick und plump; ihre Haut bildet ein dickes, oft schwielenartiges Leder; selten findet sich auf derselben ein

wahres, sondern meistens ein grobes, borstenartiges Haar, und auch dieses fehlt stellenweise und zuweilen ganz. Der Kopf wird zum größten Theile aus den langen Gesichtsknochen und dem Unterkiefer gebildet; die eigentliche Hirnhöhle nimmt davon, da die Masse des Gehirns selbst verhältnißmäßig klein ist, nur einen geringen Theil ein. Nase und Oberlippe sind bei den meisten Arten rüsselartig hervorgestreckt, worin sich schon die Neigung dieser Thiere, im Feuchten zu leben, ausspricht. Die Nase ist bei ihnen der Sitz des Tastsinnes und der Geruchssinn in derselben sehr entwickelt. Die Zähne sind bei mehreren Arten ungewöhnlich groß und ungleich; vornehmlich sind die Vorderzähne in den Oberkiefern zuweilen sehr groß und nach vorn gerichtet, und die Backenzähne haben breite Kauflächen. Die Beine sind dick, plump und gleich hoch. Die Füße haben 5, 4, 3 oder nur 2 Zehen, indem die beiden äußeren zu Afterzehen werden; jede einzelne Zehe ist unbeweglich und von einem Hufe umgeben, wodurch diesen Thieren gänzlich die Fähigkeit mangelt, mit den Fingern oder Zehen einen Gegenstand zu ergreifen und festzuhalten, daher die Füße auch einzig nur als Stütze des Körpers und zum Gehen dienen. Mit Ausnahme des Schweines, welches sich auch in den nördlichern Ländern findet, sind die Dickhäuter oder schweinsartigen Thiere nur über die heißen Länder beider Welten verbreitet, wo sie sich vorzüglich in schattigen, mit Sümpfen und Flüssen versehenen Wäldern aufhalten. Ihre Nahrung entnehmen sie, ungeachtet des drohenden Gebisses, fast ausschließlich dem Pflanzenreiche; sie fressen Getreide und andere Körner, auch Laub und Wurzeln, und damit manche auch Würmer und Insekten. Sie käuen nicht wieder. Die Lebensart dieser Thiere zeigt eben so wenig Mannigfaltigkeit, als man in ihren Formen findet. Es sind meist ausgezeichnete Sumpfthiere, welche gern und viel in's Wasser gehen; ja das Flußpferd lebt meistens im Wasser und begibt sich nur des Nachts auf dessen Ufer. Mit diesem eigenthümlichen Aufenthalte hängt bei mehreren Arten auch die Entwickelung einer schildkrötenartig derben Haut mit darunterliegendem flüssigem Fett und eines zarten, fastigen Fleisches zusammen. Die Geisteskräfte dieser Thiere sind gegen die anderer Säugethier-Zünfte gering, namentlich sind die Arten der untern Gattungen auffallend dumm. Pferd und Elephant zeigen zwar bedeutend mehr geistige Fähigkeit und Gelehrigkeit, doch möchten dieselben vorwaltend nur Folgen der Mühen sein, welche sich der Mensch bei der Abrichtung dieser Hausthiere gibt, welche in ihrem wilden Zustande noch nicht die Intelligenz der Katze erreichen. Ihr Nutzen für den Menschen besteht hauptsächlich in der Unterwerfung einiger, nämlich des Pferdes, Esels, Elephanten und Schweines, zu Hausthieren. Vorzüglich ist es dabei ihre hohe Kräftigkeit, welche dem Menschen nützlich wird. Ohne das Pferd wären die Kräfte des Menschen in den gemäßigten Ländern viel zu schwach, um etwas Bedeutendes auszuführen; und dasselbe gilt in Indien von dem Elephanten. — Durch die außerordentliche Größe, die plumpe und abenteuerliche Gestalt, durch die ziemlich nackte Haut und durch den Aufenthalt im Wasser oder in den Sümpfen schließen sich diese Thiere an die Walthiere an und einige derselben (z. B. das Flußpferd) spritzen sogar etwas Wasser aus den Nasenlöchern.

Die Gattung des Nashorns (Rhinoceros Linn.) ist allein über die heiße südliche Zone Afrika's und Asiens, und zwar eben so wenig zahlreich an Individuen als Arten, verbreitet. Sie bewohnt besonders die Sümpfe schattiger Wälder, doch besucht wenigstens die javanische Art auch höhere Punkte der javanischen Gebirge, wobei sie einen, spätern Reisenden nützlichen Pfad durch das Gestrüpp bricht. Man kennt bis jetzt 4—5 Arten dieser Säugethiergattung, von welchen 3 sich allein in Südasien und auf dessen Inseln, 1—2 aber im südlichen Afrika finden; die afrikanischen Arten sind am meisten, die asiatischen aber weniger bekannt. Ehemals kannte man nur eine indische und eine afrikanische Art, jene mit einem, diese mit zwei Hörnern, und selbst diese beiden wollte man nur für eine gelten lassen, indem man die verschiedene Zahl der Hörner für zufällig hielt. Alle Arten sind einander an Größe und Gestalt sehr ähnlich. Es sind häßlich gestaltete, mit mächtigen Knochen ausgerüstete Thiere, mit einem plumpen, fast so breiten als hohen Körper, dickem Hals und Kopf, die fast die Größe des Elephanten erreichen, von dem sie sich vorzüglich durch den Mangel des Rüssels und der Hauer oder Stoßzähne auszeichnen. Die fast rindenartige, warzige, beinahe ganz haarlose und nur mit wenigen Borsten besetzte Haut ist sehr dick und so hart und fest wie ein lederner Sattel; sie umschließt den ganzen Körper sackförmig und bildet namentlich an den Schultern und Schenkeln tiefe, breite Falten, wo sie weich und von fleischrother Farbe ist. Der Kopf ist gestreckt, der Schädel gleicht fast einem viereckigen Pfeiler und die Hirnschale läuft hinten wie bei dem Schweine in eine Pyramide aus. Der Rachen ist verhältnißmäßig klein, die Schnauze zugespitzt, von den Seiten her zusammengedrückt, die Oberlippe hängt über die untere herab und hat in der Mitte einen dünnen Auswuchs, den das Thier verlängern und fingerartig bewegen kann, in dem ferner der feinste Sitz des Gefühls sich befindet und mit dessen Hilfe das Nashorn Zweige von den Bäumen abbricht. Die Eckzähne fehlen, die Vorderzähne auch zuweilen; die Backenzähne, deren in jedem Kiefer sich 14 finden, bilden eine offene Röhre, in die das Futter treten kann; die oberen haben eine viereckige, die untern eine halbmondförmige Krone. Die Zunge ist weich, die mit seitlich stehenden Nasenlöchern versehene Nase aus dicken, gewölbten Knochen gebildet. Auf der Haut derselben und außer Verbindung mit dem Knochengerüste erheben sich ein bis zwei und auch zuweilen drei Hörner, welche aus zusammen verbundenen Haaren oder hornigen Fasern bestehen und sich häufig wie eine Bürste in Fasern spalten, wie denn selbst die Schweinsborsten aus mehreren einzelnen, wie zusammengeleimten Haaren bestehen. Bei einem 10- bis 15jährigen Thiere zeigt sich oft erst eine Spur die-

Digitized by Google

ser Hörner, welche nie gewechselt werden. Sie kommen von verschiedener Größe und Gestalt vor; werden mehrere Fuß lang, sind schlank, etwas gebogen, andere bleiben kurz und mehr rein kegelförmig. Sie lassen sich von der Haut ablösen; wenn das Thier ruhig ist, schlottern sie in derselben, im Zorn des Thieres werden sie durch Anspannung der Nasenmuskeln feststehend. Die Hörner dienen als treffliche Werkzeuge zum Ausreißen der Wurzeln, welche einen Theil der Nahrung dieser Thiere bilden, und sonst auch als Waffe. Die Augen sind sehr klein, fast wie beim Schweine, mit einer Nickhaut versehen und trübe; die aufgerichtet stehenden, beweglichen Ohren sind länglich, ziemlich groß, doch kürzer als der Kopf. Der Geruch dieser Thiere ist scharf, das Gehör fein, das Gesicht aber um desto schlechter. Die Beine sind kurz, dick und krumm. Der Zehen finden sich an allen Füßen drei, welche durch eine wulstige Haut vereinigt und mit abgerundeten Hufen bekleidet sind, die sich nach vorn richten. Am Bauche finden sich zwei Zitzen; der Schwanz ist klein, seitlich zusammengedrückt und mit Borsten besetzt.

Die Nahrung dieser Thiere besteht allein aus Erzeugnissen des Pflanzenreichs, besonders aus Gras, Baumlaub, Wurzeln und fingerdicken Zweigen, selbst stachliger Gewächse. Sie lieben feuchte und schattige Orte, namentlich die Sümpfe und Moräste der düstern Wälder, wo sie den Schlamm aufwühlen und sich darin umherwälzen, so daß die Farbe ihrer Haut oft ganz vom Schmutz verdeckt wird. Sie sind stumpfsinnig, ungereizt träge, gleichmüthig und dumm; hievon gab ein im Jahre 1835 im Thiergarten zu London befindliches Exemplar, welches seinen Behälter dicht neben dem eines Elephanten hatte, einen interessanten Beweis. Eines Tages beobachtete man, daß das Nashorn sein Stroh nach der Seite des Behälters drängte, wo es in den Bereich des Rüssels des Elephanten kam, welcher dieses Organ um die Scheidewand herumbog und von Zeit zu Zeit die Streu wegholte. Ein Rüssel voll nach dem andern wurde weggenommen, aber das schwerfällige Nashorn fuhr dessen ungeachtet fort, sein Stroh dahin zu schieben, wo es verschwand. Der Ausdruck in des Elephanten Auge, als er sein Lager auf Kosten seines einfältigen Nachbars verbesserte, war einzig. Ganz anders aber geberdet sich das Nashorn, wenn es gereizt wird. Dann zeigt es sich roh, boshaft, zornig und nicht zu bändigen. Während es im gewöhnlichen ruhigen Zustande nur ein dumpfes Grunzen vernehmen läßt, stößt es zornig ein durchdringendes Geschrei aus, seine ungeheure Masse erhält eine furchtbare Leichtigkeit der Bewegungen, im schnellen Laufe zieht es mit dem Horne tiefe Furchen in die Erde, welche es hoch über sich fortwirft; macht Sätze, die man kaum für möglich halten sollte; springt rechts und links und hebt sich wild in die Höhe. Lichtenstein sagt: „Das Nashorn ist für den im Zuge begriffenen Reisenden von allen Thieren das gefährlichste, indem es mit blinder Wuth auf jedes unbekannte Geräusch oder jede fremde Witterung herausstürzt, die ihm sein scharfes Gehör oder sein noch schärferer Geruch verrathen. Man hat Beispiele, daß ein solches Ungeheuer bei Nacht einen Wagen oder dem davorgespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fortgeschleppt oder zertrümmert hat. Es ist fast unmöglich, ein solches Thier einzuholen, wenn es flieht, oder ihm zu entlaufen, wenn es verfolgt, indem es mit Leichtigkeit alles Gesträuch niedertritt und zerknickt, das ein Mensch oder ein Pferd umgehen muß.“ Indessen muß man nur, von ihm verfolgt, Kaltblütigkeit genug haben und, wenn es ganz nahe ist, auf die Seite weichen, wobei man sich nur nicht nach der Windseite wenden und dadurch dem Thiere auf's Neue verrathen muß. Befolgt man diese Regel, so streift das wüthend anlaufende Thier weit an dem Verfolgten vorbei. — Eine Fabel ist die Behauptung: das Rhinoceros sei oft von einer Wache begleitet, die dasselbe warne, von einem Vogel mit grünem Rücken und blauen Flügeln, in der Größe einer Dohle, welcher ihm auf dem Horne sitze. Der Vogel, heißt es, nährt sich von Insekten, die um das Thier herumfliegen. Der Jäger, der das Rhinoceros belauscht, beobachtet sorgfältig diesen Wache haltenden Vogel. Bewegt das Thier nur den Kopf hin und her, so fliegt der Vogel von dem Horne auf die Schulter, bleibt dort eine kurze Zeit und kehrt sodann auf das Horn zurück; bemerkt der Vogel aber eine Gefahr und fliegt plötzlich davon, so mag der Jäger auf seiner Hut sein, denn das Rhinoceros stürzt sodann furchtlos und wüthend auf die Stelle hin, wo die Zweige sich bewegen.

Das Weibchen trägt 17—18 Monate und wirft nur ein Junges. Das Thier scheint, gegen die Annahme Einiger, ein ziemlich hohes Alter zu erreichen, wofür auch der Umstand spricht, daß man einmal ein solches Thier 45 Jahre in einer Stadt erhielt, ohne daß es Spuren eintretenden Alters gezeigt hätte.

Unter seinen Feinden steht vielleicht der Elephant oben an, mit welchem es oft Kämpfe auf Tod und Leben besteht. — Ein Reisender beschreibt einen solchen Kampf. „Eines Tages, erzählt er, überschaute ich von einem niedern Hügel aus eine fast unübersehbare Ebene der Insel Ceylon und erblickte zu meinen Füßen weite, wallende Maisfelder. Plötzlich, als ich so dastand, brach aus einem nahen Walde ein Trupp von 7 oder 8 Elephanten hervor und begann die Felder zu verwüsten. Es war ein wunderschöner Anblick, zu sehen, wie diese Thiere mit Hilfe ihres Rüssels das Getreide wegrafften, in große Garben faßten und in den Wald trugen, bald aber darauf, um sich mit neuer Beute zu beladen, zurückkehrten. Dieß währte ungefähr eine Stunde. Unterdessen war die Sonnenglut so stark geworden, daß ich ungeachtet eines übermäßig großen Schirmes und trotz meiner weiten und leichten Kleider in Schweiß gleichsam gebadet war und von einer außerordentlichen Schwäche und Trägheit mich befallen fühlte. Ich ging weg und suchte mich im Schatten zu lagern — der Seltenheit des Schattens wegen ward es mir schwer, einen passenden Ort zu finden — und zu erwarten, bis sich entweder die Hitze beim Hinabsinken der Sonne nach dem

Digitized by Google

Horizonte vermindere, oder wenigstens ein sanfter Wind die Atmosphäre erfrische. Die Elephanten thaten dasselbe; sie lagerten sich im Schatten einiger Bäume auf den Maisfeldern. Während man nun so nicht das geringste Geräusch vernahm, kam ein großes Nashorn herbeigelaufen und stürzte sich mit der, seiner Gattung eigenthümlichen, ungeschickten Begierde, ohne weiter die Umgebung zu beachten, auf dasselbe Feld. Rasch erhoben sich sogleich die Elephanten, und rannten mit hohem Rüssel und vorgestreckten Zähnen dem Feinde entgegen. Das Nashorn hatte sich noch nicht auf den Widerstand vorbereitet, als bereits die Elephanten mit ihren Rüsseln über dasselbe herfielen, ein Hauzahn in seinen Unterleib drang und ihm eine breite Wunde beibrachte. Es stieß ein schreckliches Gebrüll aus, wich etwas zurück und warf sich dann auf den Elephanten, der es verwundet hatte. Der Elephant brach bei dem fürchterlichen Anlauf und Stoß zusammen, das Horn des Rhinoceros und beinahe dessen ganzes Haupt war in den Bauch des armen Thieres gedrungen. Bei diesem Anblicke griffen die Elephanten den Feind mit erneuter Wuth an. Sie erregten von allen Seiten eine Wolke von Sand und Maisstoppeln. Man vernahm ein entsetzliches Getöse und ich konnte den weitern Fortgang des Kampfes nur nach der Beschaffenheit dieses Getöses beurtheilen; denn ich unterschied sehr wohl die donnernde Stimme des Nasborns und das Geschrei der Elephanten. Auf einmal verdoppelte sich der Lärm, ein noch dichterer Wirbel von Staub verhüllte die Streitenden; hierauf endete das Getös, der Wirbel senkte sich und Alles wurde ruhig. — Das Rhinoceros war todt; neben ihm aber lagen die Leichname dreier Elephanten, zwei andere lebten zwar noch, entfernten sich aber langsamen Schrittes in der Mitte ihrer Begleiter. Aus schweren Verletzungen, welche ihnen der mit Mühe überwundene Feind beigebracht hatte, floßen Ströme von Blut."

Den Alten war eine afrikanische und eine asiatische Art des Nashorns bekannt; beide dienten zu Triumphzügen und Thierkämpfen von der Zeit des Pompejus bis zu jener des Heraclius, wurden dann aber auf lange Zeit so gut wie ganz vergessen. Das erste Thier dieser Gattung, welches in neuern Zeiten nach Europa kam, war ein asiatisches im Jahre 1513, dessen Abbildung und Beschreibung Albrecht Dürer herausgab. Alle bis jetzt in Europa gezeigten lebendigen Individuen gehörten asiatischen Arten an.

Der Nutzen, welchen das Nashorn durch seine Körpertheile dem Menschen gewährt, ist nur gering und namentlich bildet keiner derselben einen gewöhnlichen Handelsartikel der Europäer. Eine bedeutendere Rolle spielt jedoch das Thier in der Geschichte des medicinischen Aberglaubens und der Haushaltung der Eingebornen seiner Heimath. Gedenken wir zuerst der eigenthümlichsten Auszeichnung dieses Thieres, nämlich seines Hornes, so finden wir, daß sowohl bei den wilden Völkern Südasiens und Südafrika's, als bei unsern europäischen Vorfahren daran manche Vorurtheile geknüpft waren. In Indien wie in Afrika ist die falsche Meinung noch jetzt herrschend, daß aus dem Horne verfertigte Becher, Schüsseln, Trinkhörner und andere Gefäße dem Gifte die Kraft benähmen und durch Schwitzen die Gegenwart von Gift im Getränke anzeigten; ja daß auch das kleinste Theilchen seines Hornes ein unfehlbares Gegengift selbst gegen die heftigsten Gifte sei. Dieser Glauben übersiedelte sich auch nach Europa. Als Beweis dafür diene z. B., daß sich am Hofe Karl des Kühnen von Burgund unter dem Tafelgeräth auch ein silbernes Stäbchen befand, in welches ein Stück vom Horne des Rhinoceros gefaßt war. Der „Valet servant," eine Art adeliger Hofdiener, welcher an der Tafel viel zu schaffen hatte, mußte das Stäbchen in einem silbernen Geschirr an das Buffet bringen, wo ein anderer Tafeldiener Wasser darauf goß, das er vorher kredenzt hatte. Dann wurde das Gefäß nebst dem Stäbchen wieder auf die Tafel neben das Couvert des Herzogs gestellt und hernach vielfältig gebraucht. Denn der Vorschneider machte damit an dem Brode und allen Gerichten des Herzogs, dem erwähnten, damals und noch lange nachher gängigen Glauben zu Folge, die Probe, ob sie vergiftet wären. — Aber nicht allein gegen Gift, sondern auch gegen verschiedene Krankheiten, namentlich gegen Epilepsie und verschiedene Fieber war das Horn, vorzüglich in Spanien, ehemals gebräuchlich; daß indeß diese hornige Knochenmasse vor andern Knochen keine Wirkungen voraus hat, ist längst allgemein bekannt. Auch die Klauen, Zähne und das Blut gebrauchte man unter ähnlichem Vorurtheile in der Medicin, und Neger und Indier sammeln noch jetzt sogar seine Speise-Ueberreste, denen sie große Heilkräfte zuschreiben. Das Fleisch, welches ganz wohlschmeckend sein soll, und auch die weichgekochte Haut genießen verschiedene wilde Völker. Die Haut gibt das stärkste Lederwerk und wird zu leichten Schildern und Panzern, die einem Flintenschusse widerstehen, und auch zu Spazierstöcken verarbeitet.

Das gemeine Nashorn, **Rh. unicornis, indicus.** Dieses Thier lebt fast ausschließlich auf dem Festlande Ostindiens, am häufigsten in Bengalen, östlich des Ganges, auch in Siam, Cochinchina und China. Es erreicht eine Länge von 10—12 Fuß, wovon 2—3 Fuß auf den Kopf kommen, und eine Höhe von 5—7 Fuß. Ein vierjähriges Thier wog schon 26 Centner. Die Haut ist 1½ Zoll dick, glatt, und bildet, namentlich an Schulter und Schenkel, viele tiefe, lappige Falten, in welchen sich mancherlei Ungeziefer verbirgt. Die Farbe ist bräunlich aschgrau. Auf der Nase befindet sich nur ein Horn von 2—3 Fuß Länge und 5—6 Zoll Durchmesser, welches senkrecht steht. Außer den Backenzähnen finden sich in jedem Kiefer noch 2 starke Schneidezähne, und zwischen den untern, so wie neben dem obern noch 2 kleine, die aber bei dem Thiere im Zahnfleische versteckt bleiben. Der Schwanz mißt 18 Zoll, ist nicht dick, fast wie eine Schnur, aber an der Spitze breit mit starkem, schwarzem Haar, welches bei den Alten einen Fuß lang und so dick wird wie ein Draht, aber platt ist und nur an den Seiten steht, so daß es

eine Art Fächer bildet. — Eine sehr anziehende Schilderung gibt Robert Mudie von diesem Thiere. Das Horn des Rhinoceros, sagt er unter Anderm, ist eine bei weitem fürchterlichere Waffe als der Hauzahn des Elephanten. Es ist viel weniger zerbrechlich und zugleich empfindet das Thier bei einem noch so kräftigen Gebrauch desselben keinen solchen Schmerz, als dieß der Fall sein würde, wenn dieses Organ gleich einem Hauzahn im Knochen wurzelte. Dann ist es auch wegen seiner Größe eine so furchtbare Waffe, daß, selbst wenn das Rhinoceros durch Schußwunden entkräftet ist, doch Letzteres von vorn anzugreifen selbst das verwegenste Thier nicht wagt. Die gewaltige Wucht des auf seinen stämmigen kurzen Beinen und breiten, mit mächtigen Zehen versehenen Tatzen, wie auf ehernen Pilastern hingepflanzten Thiers bietet einen Widerstand und zugleich eine Alles niederwerfende Stärke des Ansturzes dar, welchem kein Raubthier die Spitze zu bieten vermag, während jedem, auch dem stärksten, der Stoß des Hornes schnellen Tod bringen muß. Wenn das Rhinoceros angreift, was es im bedeutend schnellen Ansturz vermag, ist der Erfolg entsetzlich, und geschieht dieses dem Elephanten, so mag dieser Koloß sein Ziel nur in der Flucht suchen, und vermag er es nicht, so bleibt ihm nichts anders übrig, als wenigstens den mindest verletzlichen und empfindlichen Theil des Riesenleibes dem Stoße darzubieten; aber selbst in diesem allerglücklichsten Falle wird er von dem entsetzlichen Stoß zu Boden geworfen. — Doch aller dieser mächtigen Vertheidigungs- und schrecklichen Angriffsfähigkeit ungeachtet, womit das Rhinoceros ausgerüstet ist, ist es durchaus nicht kampf- und streitlustig, sondern führt, einzeln oder paarweise, ein harmloses und verhältnißmäßig träges Leben in den Wäldern. Der Mensch hat das Rhinoceros noch nie in jene theilweise Abhängigkeit, wie es ihm mit dem Elephanten gelungen ist, zu bringen vermogt; die Jagd auf dasselbe ist eben nur eine Jagd, und zwar eine äußerst gefährliche, und kann nicht auf das Einhägen und Zähmen abzwecken, denn wenn es auch lebendig eingefangen wird, so ist es nur zum Menageriethier, nie aber zum Haus- oder gar Jagd- und Kriegsthier wie der Elephant zu gebrauchen, und selbst in der Menagerie vermag es nicht gleich den anderen sogenannten wilden Thieren zur Dressur gebracht zu werden, denn obgleich es mit der Zeit einige Dankbarkeit gegen den Wärter zeigt, der ihm sein Futter reicht und es mild behandelt, beharrt es doch in dem ihm eigenthümlichen, störrischen und unlenksamen Wesen, welches von Zeit zu Zeit in unbändige Wildheit ausbricht. — Gegen diese Behauptung Mudie's von der Unzähmbarkeit dieses Nashorns sprechen jedoch andere Aussagen. Janreuinont erhielt die Versicherung, daß es in den Gebirgen jenseits des Ganges zu Arbeiten des Ackerbaues benutzt wird, wie in vielen Gegenden der Büffel; und John M'Cosh sagt: „Wenn man die wilde und isolirte Lebensweise dieser Thiere in Anschlag bringt, welche fast von allen Thieren am meisten zurückgezogen leben, so ist es zum Verwundern, wie sehr leicht sie sich zähmen lassen. Bei einer wenig sorgsamen Zucht kann ein Junges wenige Monate, nachdem es eingefangen, losgelassen werden, um zu fressen, und kann von Kindern geritten werden. Sie fassen sehr schnell eine starke Zuneigung zu ihrem Wärter, hören auf seinen Ruf und folgen ihm wie ein Hund, wohin er geht.“ — Das Nashorn kann sein Horn durch gewaltige Muskelanstrengung dergestalt feststellen, daß es vermögend ist, dasselbe mehrere Zoll tief in die härtesten Baumstämme hineinzustoßen.

Das javanische Nashorn, **Rh. javanicus**, kommt nur auf Java vor, ist dunkelbraun, hat das einfache Horn und die Schneidezähne der vorigen Art, dem es überhaupt sehr gleicht, aber es hat weniger zahlreiche Hautfalten und die Haut hat lauter pfennigroße, hart anzufühlende, flache Narben; dazwischen ist sie weich und empfindlich. Alle Haare entspringen aus der etwas vertieften Mitte dieser fünfeckigen Höcker, welche allein von der Oberhaut gebildet werden. Diese Art ist minder groß als die vorige und erreicht nur 6 Fuß Länge und 4 Fuß Höhe.

Das sumatrenfische Nashorn, **Rh. sumatranus**, ist fast ohne Hautfalten und stark behaart. Es hat 2 und nach der Aussage der Eingebornen zuweilen 3 Hörner hinter einander, seine Haut hat keine Warzen, seine Zähne gleichen denen der vorigen Arten und seine Größe hält der der beiden vorigen die Mitte. Es ist selten und kommt nur auf Sumatra vor.

Das afrikanische Nashorn, **Rh. africanus**, in Afrika **Abada** oder **Gargatan** genannt, bewohnt nur das heiße und südliche Afrika, von Aethiopien und dem Senegal bis an die Cap-Colonie, wo es indessen jetzt, wegen der Verfolgungen, sehr selten geworden ist. Der Rumpf wird 7 Fuß und mehr, der Kopf über 2 Fuß lang. Die ganzen Kinnladen werden fast von den Backenzähnen eingenommen und die Schneidezähne fehlen. Die Haut ist ohne Falten; man schneidet aus derselben Reitpeitschen, **Schambos** genannt. Auf der Nase stehen 2 Hörner; das vordere wird 1 Fuß 2 Zoll, das hintere aber nur 6 Zoll lang. Fleisch und Fett sind schmackhaft. Es fällt, wie Kolbe behauptet, nie einen Menschen an, der es nicht zuvor gereizt hat, außer wenn er roth gekleidet geht.

Eine noch wenig bekannte afrikanische Art ist das Keitloa, **Rh. simus**, im nördlichen und südlichen Lande von Kurrihaine. Es hat weniger Plumpes und Eckiges in den Umfanglinien, ist schmutzig-grünlichgelb von Farbe, mit blaß olivenbraunen Flecken. Seine 2 Hörner sind von gleicher Länge, das vordere gekrümmt und abgerundet, das hintere gerade und zusammengedrückt. Nach Andrew Smith soll seine Größe der des vorigen gleichen, womit jedoch Burchell's Angaben, welcher 10 Stück erlegte, sich nicht einigen. Er beschreibt den Kopf rund, glatt und zweimal so groß als bei der vorigen Art; die Schnauze ganz abgestumpft. Acht Männer konnten kaum einen solchen Kopf auf den Wagen legen. **L. W. Lindner.**

Das Erdbeben von Hayti.

Die Erdbeben sind die fürchterlichsten und zerstörendsten Naturerscheinungen, die wir kennen. Aus dem Innern des Erdballs, wahrscheinlich durch Ausbrüche unterirdischen Feuers veranlaßt, erstrecken sie sich bis an die Erdoberfläche, und äußern dort ihre alles verwüstenden Wirkungen. Die Gebäude werden dadurch erschüttert, aus den Fugen und dem Gleichgewichte gebracht, und stürzen zusammen; das Erdreich zerberstet, und Flammen bahnen sich einen verheerenden Ausweg durch gähnende Klüfte; siedend heiße Ströme brechen hervor; die Flüsse erheben sich zu einer außerordentlichen Höhe und überfluthen das Land, und selbst das Meer beginnt zu kochen und zu brausen, und tritt über die Ufer. Nirgend ist Rettung; nur die erreichbaren Höhen bieten Schutz gegen die Ueberschwemmung, und das freie Feld sichert davor, nicht von den einstürzenden Trümmern begraben zu werden. Der Mensch steht der riesengroßen Natur so klein gegenüber; während aller Greuel, die über ihn hereinbrechen, muß er betend die Urmacht anstaunen, wie unser Schiller es so schön ausdrückt:

Trostlos sieht er seine Werke
Und bewundernd untergeh'n.

Die gewaltsame Revolution, die ein Erdbeben hervorbringt, kann man sich vorstellen, wenn man erfährt, daß Seen entstehen, wo früher trockenes Land war, daß mitten aus der Ebene sich bedeutend hohe Berge erheben, wie unter andern der Monte Gauro bei Neapel, daß endlich ganze Inselgruppen, wie Santorin und die Liparen, aus den Fluthen des Meeres heraustauchten, die von Menschen bevölkert und bebaut, seit Jahrhunderten ihnen zum Wohnsitz dienen. Wohl gibt es aber keinerlei Gewähr, daß diese durch unterirdisches Feuer zur Oberfläche emporgetragenen Ländereien nicht einmal wieder so schnell verschwinden, als sie entstanden sind, um so mehr, da sich Beispiele herzählen lassen, wo dieß geschah, wie z. B. die Insel Giulia, die kaum noch als Besitz angesprochen, ihren Namen erhalten hatte, und bald darauf in die Fluthen wieder versank, die sie, die Neugeborene, umspülten.

Oftmals sind die Erdbeben vorübergehend, und bestehen dann aus einigen mehr oder minder heftigen Erdstößen, die sich nur auf einem kleinen Raume bemerkbar machen; manchmal aber erstrecken sie sich über weite Landstriche, und die Wallungen und Bebungen wiederholen sich immerwährend, und scheinen kein Ende nehmen zu wollen. Von der erstern Art werden auch einzelne Theile von Deutschland heimgesucht, wie noch ganz kürzlich einige Gegenden am Rhein. Diese leichtern Aeußerungen stehen, wie erwiesen ist, auf wunderbare Weise mit großen Erdbeben in weiter Entfernung in Verbindung, und man hat hiebei Entdeckungen oder vielmehr Beobachtungen gemacht, die wirklich räthselhaft sind. So z. B. erfolgten dergleichen Stöße in Ungarn, in den Karpathen, am Rhein, während Calabrien von einem furchtbaren Erdbeben gänzlich umgewühlt und verwüstet wurde, und der Mummelsee im Schwarzwalde, der Wallersee im baier'schen Hochgebirge, kochten, tobten und erhoben Wellen wie Mauern, die den Ufern den Untergang drohten, zu derselben Zeit und Stunde, als Lissabon von dem schrecklichsten Erdbeben heimgesucht wurde, das jemals in Europa stattfand.

Am mehrsten sind Gegenden am Meere und am Fuße der feuerspeienden Berge den Erdbeben ausgesetzt. Die Thiere äußern ein seltsames Vorgefühl desselben; sie werden unruhig, sie schreien und winseln und suchen Schutz in den Wohnungen der Menschen. Auch Schiffe auf dem Meere empfinden die Stöße des Erdbebens, ein Beweis, daß der Meeresgrund von derselben Bewegung wie das trockene Land ergriffen wird, wie sich das auch durch eben jenes Emporsteigen neuer Inseln kund gibt. In den Häfen ist das dadurch im Wasser erzeugte Schwanken so stark, daß Fahrzeuge untergehen.

Häufig begleiten Erdbeben die Ausbrüche der feuerspeienden Berge oder Vulkane, die inwendig ausgehöhlt und oben offen sind, welche Oeffnung Krater genannt wird, aus dem zu gewissen Zeiten Feuer, Rauch, Steine, Wasser, Schlamm und Lava, geschmolzene Metalle und andere im Bauche des Berges vorhandene Gegenstände ausgeworfen werden. Man hat berechnet, daß die Flammensäule bis zu 10,000 Fuß, vom Krater an gerechnet, am Himmel emporlodert; bedenkt man nun noch, aus welcher Tiefe sie heraussteigen mag, so ist die Kraft, die der Vulkan entwickelt, gewiß staunenswerth, die auch dadurch sich äußert, daß Felsblöcke von 6 bis 10 Zentnern Schwere, mitten unter den Flammen, nach weiten Entfernungen geschleudert werden. Bei diesen Ausbrüchen verfinstert sich plötzlich der Tag, ein dicker Aschenregen erfüllt die Luft, ein unterirdisches Rollen, wie langanhaltender Donner, von heftigen Schlägen, wie losgefeuerte Batterien, unterbrochen, begleitet die Erscheinung und erhöht ihre Furchtbarkeit, die auf alle Gemüther vernichtend wirken müßte, wenn den sinnigen Menschen ihre Erhabenheit nicht fesselte und zur Anbetung zwänge.

Im Mai des vorigen Jahres, am siebenten, brach eines der furchtbarsten Erdbeben auf der Insel Hayti aus, welches drei Tage lang anhielt. Meine Leser werden wissen, daß Hayti eine der großen Antillen in Westindien ist und zugleich der erste unabhängige Negerstaat in Amerika und auf der ganzen westlichen Halbkugel. Der Staat begreift einige größere und kleinere Eilande, welche zusammen etwa an 1400 Quadratmeilen enthalten. Das Wort Hayti bedeutete in der Sprache der Ureinwohner so viel als „das Hochland," allein der große Entdecker Amerika's, der Genueser Colombo, der 1492 hier zuerst an's Land trat und es für die Krone Spaniens in Besitz nahm, die ihm seine Dienste so schnöde vergalt, nannte die Insel „Española," woraus dann Hispaniola gemacht wurde. Nachdem man sich förmlich zu bemühen anfing, alle und jede Erinnerung an den Entdecker Amerika's zu verwischen — man nannte ja selbst den von ihm aufgefundenen Welttheil nach dem Amerigo Vespucci — wurde auch der von ihm der

Digitized by Google

schönen Insel beigelegte Name in San Domingo verwandelt, und so hieß sie denn Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit. Nach Allem, was Reisende berichten, soll der Anblick Hayti's den freundlichsten Eindruck gewähren. In der Mitte erhebt sich in nicht zu jähen Abstufungen ein hohes Gebirge nahe an 6000 Fuß empor, das mit dichten, schattenreichen Waldungen zum Gipfel hin bedeckt ist und sich dann nach allen Richtungen bis zum Meeresspiegel herabsenkt, wo es eine Menge von Vorgebirgen und Landspitzen bildet, die wieder von einer Unzahl kleiner und großer Buchten eingefaßt sind, die aber gegen Norden vornehmlich von starren Klippen umgeben, dem Einlaufen der Schiffe gefahrdrohend sind. In den Thälern liegen weite, reiche Wiesgründe und Ländereien, die von einer Menge von Flüssen und Bächen ihre Bewässerung empfangen und daher jede Art von Gewächsen des heißen Erdstrichs hervorbringen. Man nennt den Boden von Hayti mit Recht einen immergrünenden, da ein außerordentlicher Pflanzenreichthum ihn bedeckt, und auch europäische Gewächse auf demselben sehr gut fortkommen. Am besten ist die westliche, kleinere Hälfte der Insel angebaut, wo französischer Fleiß den Boden bearbeitete, während im Osten die trägen Spanier bis in die neueste Zeit ihr Wesen trieben. Dieses schöne Land, welches nun von den farbigen Menschen, Negern, beherrscht wird und dessen Einwohner alle frei sind und nach einerlei Gesetzen regiert werden, dessen reiche Ergiebigkeit von jeher die Europäer zu Niederlassungen anlockte, ist leider, wie alle sogenannten Tropenländer, d. h. solche, die zwischen den Wendekreisen, zunächst dem Aequator liegen, und besonders die westindischen Inseln, den verheerendsten Orkanen und Erdbeben ausgesetzt.

Schon früher war Hayti von diesen Naturereignissen verwüstet worden, und namentlich lebte die furchtbare Katastrophe, welche im Jahre 1770 die Insel betraf, noch in Vieler Gedächtniß, als sich im Jahre 1842 ein eben so gräßliches Unglück zutrug. Die ersten Nachrichten lauteten erschütternd. Es hieß, daß Kap Hayti gänzlich in Schutt liege und über 10,000 Menschen theils getödtet, theils verwundet worden. Alle benachbarten Städte: Saint-Marc, Conaiven, Saint-Nicolas und Port Paix, hatten zu gleicher Zeit erstaunlich gelitten. In Conaiven brach noch überdieß eine Feuersbrunst aus, die das, was vom Erdbeben verschont geblieben war, verzehrte. Unter anderm ward auch das allgemeine Gefängniß ein Raub der Flammen und kein einziger der unglücklichen Eingekerkerten konnte gerettet werden. Das Wasser war in Folge des Erdbebens versiegt und deßhalb war an Löschen nirgend zu denken. Ein Pulverthurm sprang in die Luft und nach allen Richtungen hin war Alles nur Zerstörung, Graus, Verderben, Jammer und Wehklagen! Die Schiffe im Hafen wurden gegen einander geschleudert und strandeten oder gingen zu Grunde; alle Einwohner, die es vermochten, suchten das freie Feld zu erreichen und wagten es nach drei Tagen noch nicht einmal, in ihre Wohnungen wieder zurückzukehren. In der Luft herrschte drückende Schwüle, schwarze Wolken thürmten sich am Horizonte; von Zeit zu Zeit schossen wilde Regengüsse herab und diese waren endlich ein Glück, da sie den verheerenden Flammen Einhalt thaten, allein den obdachlosen Menschen brachten sie dennoch großen Schaden, die krank und elend, ermattet und mit Hunger, Furcht und Schrecken kämpfend, in großer Menge ihrem schrecklichen Schicksale erlagen.

Diese Schreckenspost erreichte Europa in dem Augenblicke, als auch hier große Unglücksfälle zu beklagen waren und die Gemüther aller fühlenden Menschen schwer erschüttert hatten. Hamburg, die reiche, blühende Handelsstadt, war zum größten Theile abgebrannt, und an einem schönen Festtage des Monats Mai, als sich die Bevölkerung von Paris nach Versailles begeben hatte, um dort die Wasserkünste springen zu sehen, geriethen die Wagen der Eisenbahn in Brand und ein gräßliches Geschick verwandelte das Ende des Freudentages in einen Abend des Entsetzens und der wildesten Trauer. Man fing schon an, das Jahr 1842 als ein Unglücksjahr zu bezeichnen, obgleich man noch nicht sein Ende kannte, obgleich man noch nicht wußte, daß vier Wochen später den jungen, kraftvollblühenden Thronerben von Frankreich ein furchtbares Geschick ereilen würde, und daß noch so viele Städte in Ruin und Asche verwandelt werden sollten.

Inzwischen langten andere Berichte aus dem fernen Westindien an, die das Unglück bestätigten und nähere Angaben darüber brachten.

Am Sonnabend, den 7. Mai, also um dieselbe Zeit als Hamburg brannte, und nur einen Tag vor dem Unglück auf der Eisenbahn von Versailles — welches fürchterliche Zusammentreffen so schrecklicher Begebenheiten! — verspürte man 20 Minuten nach 7 Uhr Abends zu Port au Prince, der Hauptstadt von Hayti, ein Erdbeben, welches Alles mit Bestürzung erfüllte. Mittags hatte man ein großes Meteor gesehen, welches ostwärts verschwunden war. Die Hitze war übermäßig und dicke Wolken, von Südost gegen Nordost ziehend, hingen an den nahen Bergen. Die Seeleute, die sich auf der Rhede befanden, sagen aus, daß sie den Stoß früher empfanden, als sie die Häuser wanken sahen, woraus hervorgehen würde, daß der Stoß von Osten kam. Zwei Stöße folgten sich rasch; der zweite dauerte ungefähr 3 Minuten. Alles lief sogleich aus den Häusern und die erschrockene Bevölkerung versammelte sich auf den freien Plätzen. In derselben Nacht — vom 7. auf den 8. — spürte man noch zwei Stöße, den einen um 10 Uhr, den andern um 12 Uhr; dann kam, den nächsten Tag, ein Sonntag, wieder ein Erdstoß. Montags um 11 Uhr, Vormittags, bemerkte man eine neue Erschütterung. Die Hitze aller drei Tage blieb sich gleich, und nur erst gegen Abend des dritten fiel der Regen, worauf sich die Nacht abkühlte. Dienstags, den 10., erhob sich um 8 Uhr Abends ein heftiger Sturm. Der Boden schien fortwährend in einer zitternden Bewegung zu sein.

So äußerte sich das Erdbeben in Port au Prince.

Digitized by Google

Der Präsident der Republik Hayti, Boyer, der hier residirt, sandte sogleich Aerzte, Hospitalbeamte und Hilfe jeder Art nach den andern Theilen der Insel und namentlich nach Kap Hayti, welches allen Aussagen nach, am schwersten heimgesucht worden war. Den ersten Nachrichten zufolge sollte die ganze Insel der Verwüstung unterlegen sein. Das ist indeß gewiß, daß auch auf die benachbarten Eilande sich das Erdbeben erstreckte und daß z. B. in Puorto-Rico der Boden zwei Minuten hindurch wie das Meer wogte, so daß die erschrockenen Einwohner an das Gestade eilten, um sich schleunigst einzuschiffen. Ein nordamerikanisches Blatt bemerkte, indem es die Kunde dieses Unglücks veröffentlichte: „Erinnert man sich der farbenglühenden Beschreibungen, die man früher so oft von der Glückseligkeit San Domingo's, seinen blühenden volkreichen Städten, den großen Fortschritten seines Anbaus und seiner Gesittung zu hören bekam, so kann man nur mit Schmerzen an die jetzige Lage dieser vormaligen Königin der Antillen gedenken.“

Die weitern Berichte, die nun folgten, milderten nichts an dem schrecklichen Eindrucke. Was man in Port au Prince von dem Erdbeben gespürt, war nur die schwächere Wirkung desselben gewesen. Im Norden der Insel und namentlich dort, wo das Kap Haytien oder Hayti liegt, hatte es am furchtbarsten seine Zerstörungen geübt. Man schrieb, daß das ganze Vorgebirge wie weggefegt sei und daß die See darüber ihre Wogen rolle; nur ein Haus sei stehen geblieben und zwei Drittheile der Bevölkerung hätten die Trümmer begraben. Die Stöße waren so stark, daß man sich nicht auf den Beinen zu erhalten vermogte; die Menschen lagen auf den Knieen und fleheten zum Himmel um Erbarmen. In dieser Todesangst schwebten die wenigen Ueberlebenden volle fünf Tage.

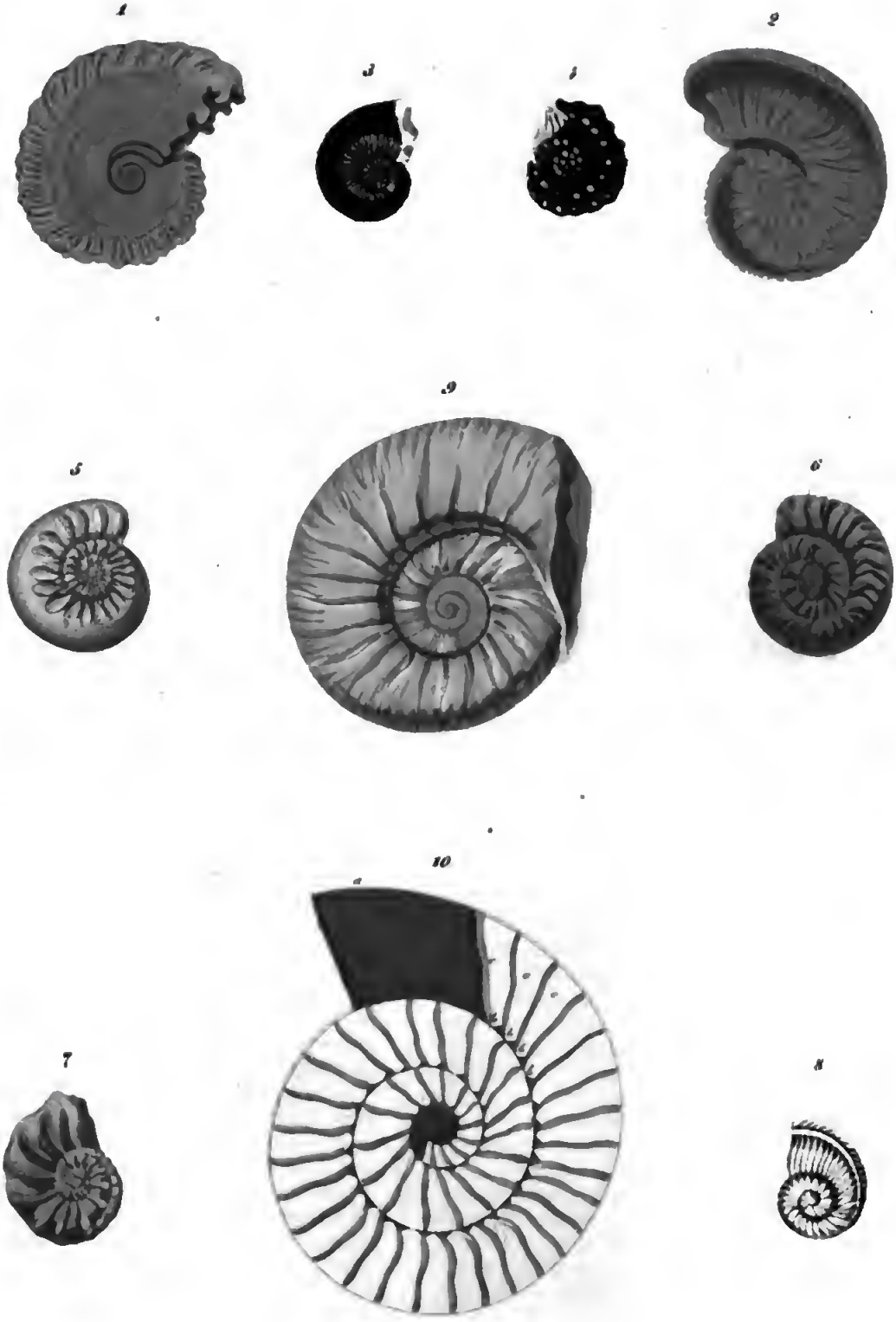
Wenn nun auch die letzten Nachrichten etwas an den Schreckniſſen milderten, so bleibt das, was sich wirklich zutrug, dennoch entsetzlich. Die Verheerung, die dieses Erdbeben anrichtete, erinnert an frühere, ähnliche Naturerscheinungen, welche uns die Geschichte aufbewahrte und deren wir hier kurze Erwähnung thun wollen.

Im Jahre 17 nach der Geburt Christi gingen, wie der Naturforscher Plinius berichtet, dreizehn große Städte in Syrien während einer Nacht durch Erdbeben unter. Syrien war von jeher diesen Unglücksfällen sehr ausgesetzt. Große Erdbeben fanden daselbst in den Jahren 526, 985, 1169, 1202, 1822 statt. Unter des Kaisers Nero Regierung zerstörte ein Erdbeben — wie Seneca meldet — die Städte Pompeji und Herculanum fast gänzlich, die freilich sechszehn Jahre später ein noch härteres Loos erfuhren, indem sie bei einem Ausbruche des Vesuv unter Lava und Asche gänzlich vergraben wurden und erst nach 1700 Jahren durch einen Zufall wieder entdeckt und aufgegraben wurden. Unter den fürchterlichsten Erdbeben der neuern Zeit stehen obenan: die vom Jahre 1746, wo die Städte Callao und Lima in Amerika, von 1755, wo Lissabon, die Hauptstadt von Portugal, 1759, wo ein Theil von Syrien, 1774, wo Guatimala in Amerika, 1783, wo Unteritalien, namentlich Calabrien und die Stadt Messina auf Sicilien, 1797, wo das herrliche Gebirgsland Peru, 1822, wo abermals Syrien, namentlich die blühende Stadt Haleb oder Aleppo, und 1824, wo in Persien die Stadt Schiras verwüstet wurde. Bei diesen großen Erdbeben erstrecken sich die Wirkungen, wie gesagt, über weite Ländereien, und werden oft in großen Entfernungen noch verspürt; Quellen versiegen, neue brechen hervor und die ungewöhnlichsten Witterungsverhältnisse finden statt. Wenn Ausbrüche der Vulkane lange ausblieben, so geht einem erneueten Ausbruche gewöhnlich ein Erdbeben voran. Es hängt dann wahrscheinlich mit Entzündungen im tiefsten Schoße der Erde und mit entwickelten und in ungewöhnlichen Hitzgrad gebrachten Wasserdämpfen zunächst zusammen, wie denn große Erdbeben auch wohl mit Ausbrüchen neuer Vulkane enden, oder längst erloschene wieder zu neuer Thätigkeit entflammen, wie dieß bei dem Erdbeben, das Pompeji und Herculanum im Jahr 63 nach Christo verwüstete, der Fall war, wo der Vesuv, der bis dahin seit undenklichen Zeiten ruhig gewesen war, wieder thätig zu werden begann und jene unglücklichen Städte, so wie Stabiä, Cumä und viele andere noch, gänzlich begrub und zertrümmerte.

Das gräßlichste Beispiel eines Erdbebens neuerer Zeit hatten wir in Lissabon, wo am 1. November 1755 der Boden 7 Minuten lang in fortwährender ununterbrochener Schwingung war. Fast alle Gebäude, die Kirchen und Klöster mit ihren Thürmen vornehmlich, stürzten zusammen, der Tajostrom und das Meer erhoben sich und spühlten die Bewohner fort, die sich an's Gestade gerettet hatten, aus den Spaltungen und Rissen, welche die Erde plötzlich bekam, brachen wilde Flammen hervor und verzehrten das, was stehen geblieben war, finstre Nacht bedeckte den Horizont. Man meldete, daß 25 bis 30,000 Menschen ihren Untergang gefunden; nach Andern wurde die Zahl jedoch nur auf 15,000 angegeben.

Es ist natürlich, daß der menschliche Geist sich anstrengte, diesem Uebel entgegenzuwirken, und daß scharfsinnige Vorkehrungen aufgesucht wurden, um die Kraft, welche die Erdbeben hervorrief, von bewohnten Städten abzulenken und ihre Wirkungen zu brechen. Allein diese Bemühungen hatten bis jetzt noch keinen günstigen Erfolg. Ein französischer Naturforscher, Bertholon de St. Lazare, war es, der von dem Gedanken geleitet, daß das Erdbeben seiner Natur nach ein unterirdisches Gewitter sei, einen Vorschlag that, ganze Landstriche durch Erdbebenableiter zu schützen. Dieß sollten lange Eisenstangen sein, die so tief wie möglich in die Erde gegraben, an beiden Enden mit einer Krone von Spitzen versehen werden sollten. Ein Deutscher, Wiedeburg, schlug Pyramiden oder hohe kegelförmige Gebäude vor, um das Gleichgewicht der Elektrizität in den Luft- und Erdregionen herzustellen. Es blieb jedoch bei diesen Vorschlägen. Bis jetzt kennen wir noch kein Mittel, uns vor dieser ungeheuern Naturerscheinung wirksam zu

Digitized by Google


1
2
3
4
5
9
6
10
7
8

Digitized by Google

schützen; indeß ist es rathsam und allgemein angenommen, daß in Gegenden, wo Erdbeben häufig sind, die schweren steinernen Bauten von bedeutender Höhe vermieden und nur leichte, niedrige, barakenähnliche Häuser von Holz aufgeführt werden, die zufolge ihrer Elastizität und Biegsamkeit dem Stoße nachgeben und deßhalb von ihm eher verschont werden. Hier, wie sonst im Leben, führt der trotzige Widerstand oft zum Fall, während kluges Nachgeben davor sichert. Wir wollen zum Schlusse die herrliche Parabel unsers Herder hersetzen, die hier ganz am Platze ist:

Niedergeworfen im Sturm, schwamm auf dem Strome der Eichbaum
Rohrgebüschen vorbei;
„Was thut ihr, sprach der Erlegte,
Daß ihr so aufrecht steht und trotzt dem Sturme?“
„Wir trotzen keinem Sturme, wir beugen uns ihm,
Darum steh'n wir aufrecht.“

A. Lewald.

Die Ammoniten.

(Taf. 16.)

Nicht blos Ungeheuer in Größe und Form, sondern auch sehr zierliche Gebilde sind es, die uns aus den früheren Zuständen der Erdrinde erhalten sind. Auch die Meere der Urwelt hatten ihre ein- und zweischaligen Muscheln, die in Gestalt und Farbe mit der Pracht unserer jetzigen Conchylien sich dreist messen durften. Aus ihrer Menge wählen wir diesmal das zahlreiche Geschlecht der Ammoniten oder Ammonshörner, um unsern denkenden Lesern neue Gelegenheit zu bieten, die unendliche Weisheit und Macht Dessen zu bewundern, der die riesigen Eidechsen mit Panzern bekleidete und dem nackten Wurm die zartgebildete farbenglänzende Schale verlieh.

In unsern heutigen Meeren finden wir das Geschlecht der Ammoniten nicht mehr; nur in der Tiefe des südlichen Ozeans lebt noch ein ähnliches kleines Schneckchen, welches, wie sie, in einer Ebene aufgerollt ist, wogegen alle unsere einschaligen Muscheln, nach einer Seite hinausgewunden, mehr oder minder Kegelform haben.

Wir finden schon in der sehr alten Schicht der Uebergangsgebilde bis zu der Kreide, welche zu den jüngsten Bildungen der Erdrinde gehört, die Schalen von mehr als zweihundert Ammonitenarten. Sie sind in jeder Schicht so verschieden, und einige so bestimmt an eine Ablagerung gebunden, daß man aus einem einzigen Ammoniten sogleich die Art und die Vorkommnisse der Gegend bestimmen kann, in welcher er gefunden wird.

Um aber den Bau der Ammoniten und seine Zwecke zu verstehen und gehörig zu würdigen, ist es nöthig, ein noch lebendes Thier unseres Ozeans, den Nautilus, in's Auge zu fassen. Seine schöne, perlmuttergläuzende Schale haben gewiß viele unserer Leser in Naturalienkabinetten bewundert. Sie ist durch Scheidewände in gleichförmig nach der Mündung zu sich vergrößernde Kammern abgetheilt, welche jede durch eine trichterförmige Röhre mit der andern in Verbindung steht. In der vordersten, offenen Abtheilung sitzt das Thier, mit einem hornigten Papageyschnabel bewaffnet, der mit großer Kraft die ergriffene Beute zerkleinert, welche in kleinen Schalthieren besteht. Durch die Verbindungsröhre, welche der Sipho genannt wird, entleert das Thier die hinter ihm liegenden Kammern der Schale und segelt, ein niedlicher Nachen, auf der stillen Oberfläche der See; bemerkt es Gefahr, so füllt es das Gehäuse eben so schnell mit Wasser, und sinkt rasch auf den Grund.

Eben so scheinen unsere Ammoniten gelebt zu haben. Die durchschnittene Schale besteht aus einer Menge Kammern, die nicht, wie die des Nautilus, mit glatten Wänden an die Windung sich setzen, sondern, zierlich gezackt und gebuchtet, lang gestreckten, vielfach eingeschnittenen Blättern gleichen, und oft dem Ammoniten, wenn die äußere Schale verwittert abfiel, ein wunderniedliches Ansehen geben. Der Zweck dieser Loben und Sattel, wie die Lappen und Buchten in der Geologie genannt werden, war, der Schale eine größere Fläche stützender Wände gegen den Druck des Meerwassers in der Tiefe zu geben, denn dieser ist sehr bedeutend, wie die Versuche mehrerer Gelehrten beweisen. Kapitän Smyth z. B. ließ ein leeres Gefäß von Kupferblech etwa 300 Klafter tief in's Meer hinab; es ward vom Druck des Wassers zusammengequetscht; eine leere Weinflasche ward, noch ehe sie diese Tiefe erreichte, zersplittert. Die gebuchteten Loben der Ammoniten geben eine etwa sechsmal längere Linie, als eine, im rechten Winkel quer durch die Windung setzende Wand; sie gewähren also auch eine sechsmal größere Stütze.

Dem Sammler von Versteinerungen sind sie außerdem, nach den Entdeckungen Leopold v. Buch's, ein sicheres Merkmal zur Erkennung der verschiedenen Ammonitenarten, welche zuweilen ihre Schwierigkeiten hat, indem der ältere, größer und in der Schale dicker gewordene Ammonit nicht mehr die vielen Erhöhungen und Leisten zeigt, die den jüngeren und schwächeren schmückten. Denn auch diese, die, wie unsere Zeichnung zeigt, in unendlicher Mannigfaltigkeit die äußere Schale verschönern, veränderten die Richtung der Druckfläche und verstärkten die Wandungen.

Die Ammoneen der tiefsten Schichtungen haben nur mehrfach gebogene, aber noch nicht die zierlich gefranzten Querwände der höher vorkommenden, und heißen deshalb Goniatiten. Im Muschelkalk, welcher wegen seiner Salzlager merkwürdig ist, kommt nur ein Ammonit, der Nodosus, vor, dessen Loben gezähnelt erscheinen, während seine Sattel (Einbiegungen) noch glatt sind. Er wird deshalb Ceratit (von κερας, Horn) genannt.

Im Liaskalk finden wir den mächtigen Ammonites Bucklandi, mit seinen Abarten, der einen Durchmesser von vier Fuß und darüber erreicht. — Der Liasschiefer enthält eine große Menge papierdünn zusammengepreß-

ter Ammoniten von ausgezeichneter Schönheit, welche uns Gelegenheit geben, einen weiteren Theil ihres Baues zu bemerken.

Es sind dies die Aptychen, ein Deckel der Mündung, aus zwei Klappen bestehend, wodurch der Ammonit im Stande war, sein Haus wie mit einer Thür zu verschließen, wenn er gesättigt ruhen wollte, vor äußern Feinden gesichert. Lange kannte man die Bedeutung der Aptychen nicht, bis Volz und H. v. Meyer erst kürzlich uns darüber aufklärten.

Die nettesten Gebilde aber finden wir in dem höheren Schiefer und den Schichten des Eisenrogensteins, von denen wir einige in natürlicher Größe abbilden. Nro. 1, der **Dentatus**, oder der Gezähnte, zeigt an der Mündung die Biegungen seiner Kammern. Nro. 2 heißt der **Amalthous**, weil er einem Füllhorn nicht unähnlich ist. Nro. 3, der **Jason**, und 4, der **Pollux**, werden nach griechischen Heroen benannt. Nro. 5 heißt der **Crenatus**, 6 **Hecticus** und 7 **Proboscideus**, welcher zu den seltensten Ammoniten gehört. Nro. 8, der **Gracilis** und 9, **Planulatus vulgaris**, gehören der Schichtung des Oxfordthones, in welchem der **Gigas** und **Polyplocus** auch die Größe kleiner Wagenräder erreichen. Nro. 10 ist, (sehr verkleinert), ein **Ammon. Murchisonae**, der in der Mittellinie zersägt ward, um die jetzt mit Kalkspat erfüllten Kammern und den Sipho, die aus Trichtern bestehende Füllungs- und Entleerungsröhre zu zeigen.

Den Nautilus unserer Meere finden wir in mehreren Arten, aber in gewaltiger Größe, in der Urwelt schier unverändert wieder, weshalb die oben gegebene Beschreibung völlig paßt.

Die Orthoceratiten oder Gradhörner sind gerade, hohle Stäbe, mit glatten Querwänden wie beim Nautilus. Sie kommen nur im alten Uebergangskalk vor und verschwinden in den späteren Schichten.

Die Baculiten oder Stabsteine erscheinen ganz als unaufgerollte Ammoneen: lange, sich zuspitzende Stäbe, die im Innern aus gefranzten Kammern bestehen, die durch den Sipho verbunden sind. Sie erscheinen erst am Ende der Ammonitenfamilie, in der Kreide.

Lituiten sind Baculiten, die am spitzigen Ende aufgewunden, am stärkeren aber gerade gestreckt sind.

Skaphiten nennt man die länglich aufgewundenen Ammoniten, die in der Kreide vorkommen, ihrer Kahnform wegen.

Das gallertartige Thier ist uns niemals erhalten, sondern vom umgebenden Gestein wohl — in der Zersetzung zerflossen, eingesogen; jede Petrefaktensammlung rechnet aber gewiß eine schöne Ammonitensuite zu ihrer größten Zierde, und fast allgemein sind Ammoneen die bevorzugten Lieblinge der Geologen.

Den heutigen Formen viel näher stehen die Trochus-, Turbo- und Turritellenarten mit den weiteren, für die Wissenschaft selbst näher bezeichnenden Namen, wie Pleurotomaria, Nerinea, Schizostoma, Strombus ꝛc. Sie erscheinen schon in sehr alten Schichten, werden aber in der Molasse unsern heutigen Meerconchylien völlig gleich, wie die Arten Cerithium, Buccinum, Murex, Chenopus und der nette Conus deperditus beweisen. Im Süßwasserkalk finden wir unsere Landschnecken, Helix, Paludina u. s. w. völlig vorgebildet, so daß an einzelnen Exemplaren noch die Farbenstreifung erkennbar ist. Die Nerineen des Coralrags, wie **Nerinea Mandelslohi. N. Gossae, N. suprajurensis**, haben im Innern spirale Leisten, die dem Steinkerne, von dem die Schale abgewittert ist, eine durchaus andere Form geben, in welcher die der Schnecke mit der Schale kaum erkennbar ist. Es hat dies zu verwirrenden Verwechslungen häufig Anlaß gegeben.

Im Süßwasserkalk Steinheims in Württemberg finden wir ganze Schichten aus einer Gattung der netten Paludinen gebildet: so daß die **Paludina trochiformis**, die **turbiniformis**, der **Pseudammonius** ꝛc. jeder allein liegt. Man nennt sie deshalb **sociales**, die Gesellschaftlichen. Unter ihnen sind einige Fische des Genus **Leuciscus**, Knochen eines Nashorn, einer großen Hirschgattung u. s. w. abgelagert. Alle diese Versteinerungen zeichnen sich durch ihre niedliche Gestalt und blendend weiße Farbe angenehm aus.

Auch das Geschlecht der Trochiden ist wegen Beschädigungen äußerer Gewalt sowohl als zur Zierde mit mannigfachen Verzierungen der Schale durch Stacheln, Knoten, Leisten und Ringe versehen. Sie haben keine Kammern wie die Ammoneen, sondern das Thier scheint, wie unsere Schnecken, das ganze Gehäuse erfüllt zu haben.

Dr. Schmidt.

Die Theiß-Blüthe.

Eine der interessantesten Erscheinungen im Reiche der Insekten ist unstreitig die sogenannte Theiß-Blüthe (ungarisch: Tisza-vivágzása), welche alljährlich, gewöhnlich mit Anfang des Monats Juni, sicher aber um die Mitte desselben an der untern Theiß in Ungarn beobachtet werden kann. Es ist dieses nämlich die Zeit der plötzlichen und allgemeinen Entwickelung einiger Insektenarten, welche in den unermeßlichen Sümpfen der obern und mittlern Theiß in unbegreiflicher Menge erzeugt werden, einige Tage, oft nur einige Stunden, umherfliegen, und dann in das Element versinken, aus dem sie entronnen waren. Die Insekten, welche die Theiß-Blüthe verursachen, gehören zur Gattung der Uferaase, Eintagsfliegen, Stundenfliegen oder Haste (Ephemera), und es ist hauptsächlich das Swammerdamm'sche und vielleicht auch das gemeine Uferaas (Ephemera Swammerdammia et vulgata), welche dieses merkwürdige Phänomen hervorbringen. Die Verwandlung der erstgenannten Art geht sehr langsam von statten, indem sie ein Jahr lang als Larve oder Raupe und zwei Jahre als Puppe verharrt, in welchem Zustande sie sich zweimal häutet. Obgleich diese unreifen Thiere ziemlich geschickt und schnell zu schwimmen vermögen, so machen sie doch von dieser Fertigkeit ungern und selten Gebrauch, sondern halten sich lieber in den, vermittelst ihrer starken Kiefer in die Ufer der Flüsse gegrabenen, wagrechten Höhlen auf, in denen sie sich

vom Schlamme des Wassers ernähren, bis die Zeit ihrer letzten Metamorphose herankommt, welche durch gelinde Winter mit wenig Regen und Schnee — wodurch das Wasser zu sehr abgekühlt würde — und ein warmes Frühjahr beschleunigt werden kann. Fühlen die Larven endlich, daß ihre Zeit gekommen ist, so verlassen sie die Uferhöhlen, suchen durch Schwimmen die Oberfläche des Wassers zu erreichen, und streifen hierauf ihre Puppenhaut mit einer solchen Geschwindigkeit ab, daß es aussieht, als ob das Ufergas aus dem Wasser hervorgeflogen wäre. Gewöhnlich beginnt dieses Ausschliefen und Ausfliegen Abends um 7 Uhr und dauert bis Nachts 11 Uhr; die ganze Erscheinung währt aber nur 3—4 Tage, und das Leben der einzelnen Thierchen nicht über 5 Stunden. Man kann sich keinen Begriff von dem Schauspiele machen, welches das Schwärmen dieser Insekten darbietet. Millionen der geflügelten und geschwänzten Hafte tauchen zu gleicher Zeit aus dem Wasser auf, so daß dessen Oberfläche von der Bewegung gekräuselt wird; Millionen schweben wie Schneeflocken die Luft erfüllend über dem Wasserspiegel und gleichen, in der Ferne gesehen, einem dichten Nebel; Tausende setzen sich an feste Gegenstände in der Nähe der Gewässer, um ein neues — ihr Sterbekleid — anzuziehen, Tausende sorgen für die Erhaltung ihrer Art durch Fallenlassen ihrer Eier in das Wasser, und dieses Alles geschieht mit einer Eile und Hast, die deutlich genug auf das kurze Leben des vollkommenen Insektes hindeutet, das in 4 bis 5 Stunden dahinschwindet und dem Thierchen nicht einmal Zeit läßt, Nahrung zu sich zu nehmen, weshalb ihnen selbst die äußeren Freßwerkzeuge mangeln. Einen merkwürdigen Kontrast bildet das dreijährige Larvenleben mit dem nur fünfstündigen Leben des reifen Insektes, und es scheint durch ersteres für die kurze Dauer des letztern gehörig entschädigt zu sein, während es durch das letztere für viele andere Thiere zu einer vorzüglichen Speise wird. Von der Menge dieser Eintagsfliegen kann der Umstand eine Idee geben, daß zur Zeit der Theiß-Blüthe der ganze, eine halbe bis ganze Viertelstunde breite, Strom dermaßen von denselben bedeckt ist, daß selbst die Nachen nur mit größter Anstrengung in diesem Todtenreiche fortgeschoben werden können. Diese Zeit ist nun ein großer Festtag für Tausende von Insekten und fleischlebenden Thieren. Zahllose Schaaren von Seeschwalben, Strandläufern, Möven, Enten, Raben, Krähen, Staaren, &c. Katzen, Hunde, Schweine, Frösche, Fische &c. versammeln sich an den Ufern des Stromes und dessen insektenreichsten Stellen, und schwelgen mehrere Tage von der köstlichen Speise, welche er ihnen in so großem Uebermaße bietet. Die Fische, welche sich an der Oberfläche mitten unter den Todten aufhalten, fressen sich in wenigen Tagen fett, und erhalten ein wohlschmeckendes süßes Fleisch; werden aber so dreist und unvorsichtig, daß sie den vielen Wasservögeln und den Fischern zur leichten Beute werden. Selbst die Hauswirthinnen der Theißgegenden sammeln große Vorräthe der todten Insekten und füttern ihre Hausthiere: Schweine, Hunde, Katzen, Enten, Gänse und Hühner Tage lang damit.

In ähnlicher Menge scheint **Ephemera vulgata** in manchen Gegenden vorzukommen; denn Scapoli berichtet, daß bei Laz in Kärnthen diese Art zur Düngung der Felder angewendet und so häufig gesammelt werde, daß jeder Bauer bis zwanzig Wägen voll auf seine Güter fahren könne. L. Landbeck.

Die schottischen Fischer.

Die Reise nach dem interessanten Lande, welches sich im Norden von England befindet, und das mit seinen Seen und Bergen, mit seinen Schlössern und Städten, mit seinen Menschen und ihren Sitten, der große Dichter Walter Scott uns so nahe gebracht hat, — die Reise nach Schottland ist jetzt auf dem Dampfschiffe, welches die westliche Küste der Insel befährt, mit großer Annehmlichkeit zurückzulegen. Hier besucht man nach und nach die Städte Berwick, Leith, Dunder, Aberdeen und Inverneß. Die Seekrankheit, die uns bei längeren Wasserreisen so arg peinigt, kann bei so kurzen Strecken, wie wir sie hier zurückzulegen haben, nicht recht aufkommen und endlich — wenn man nur den Muth und die Gelegenheit hat, von Zeit zu Zeit Seefahrten zu unternehmen, so gewöhnt man sich daran, und gewinnt sich den schwindelfreien Kopf und den bombenfesten Magen des Seemanns. So wie das Schiff über dem ruhigen Gewässer dahingleitet, öffnet sich uns eine unabsehbare Reihe der ansprechendsten Aussichten, denn mit Ausnahme einiger weniger Sanddünen, ist diese ganze Küste eine fortlaufende Felsenkette, von großartiger und malerischer Gestaltung. Oft erblickt man auch alte Schlösser, wie Tamtallon, Dunnettar und Stains, deren Trümmer noch jetzt gewaltig genannt werden können, und die einst der Sitz mächtiger Geschlechter waren. In den Landschaften, an denen man vorüberfährt, erscheinen große, reiche Städte, Schiffsmaste, die von den Flüssen emporragen, Kirchthürme, hohe Schornsteine der Fabriken — Alles, was das Dasein des Menschen und des regsten Fleißes verkündet, zeigt sich in diesem Bilde und wechselt auf das Angenehmste ab mit den großen Gegenständen einer ernsten Natur, welche tiefere Gedanken in dem Beschauer erwecken.

Zunächst dieser Küste und größtentheils am Gestade des Meeres, sieht man kleine Dörfer, die aus strohbedeckten Hütten bestehen. Sie liegen oft auf der Sanddüne zerstreut, oder halb versteckt zwischen Felsen, oder auf denselben, wo das Meer seine Wellen an ihrem Fuße bricht. In diesen Hütten leben Menschen, deren Art und Weise, Gebräuche und Sitten, wenn gleich merkwürdig für den Beobachter, doch nur wenig Beschreiber bis jetzt gefunden haben.

Sie bilden eine ganz eigenthümliche Rasse, die in allen Stücken mit den benachbarten Bewohnern der Gegend keine Aehnlichkeit zeigen. Man schreibt dies theils dem Umstand zu, daß sie von einer eingewander-

Digitized by Google

ten Völkerschaft abstammen, oder daß sie durch ihre Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche auf eine so eigenthümliche Art ausbildeten. Walter Scott, der die Grenzbewohner Schottlands so oft zum Gegenstande seiner Schilderungen wählte, hat fast nichts über die Anwohner der östlichen Küste des Landes gesagt. Diese Küste ist daher ein noch unbekanntes Feld, und deshalb wollen wir unsere geneigten Leser damit hier bekannt zu machen suchen, indem wir die neueste Quelle dazu benützen, die uns ein berühmtes und beliebtes engliches Journal „the Blackwood's Magazine" eröffnet.

Die Stadt Aberdeen in Schottland umfaßt zwei vollkommen und deutlich unterschiedene Arten von Bewohnern. Die Straßen, welche in Aberdeen die Seeleute inne haben, sind durch einige unbebaute Stellen, von zwei Plätzen getrennt, welche man die Fischer-Squares nennt. Diese enthalten elende, aus Lehm erbaute Hütten, die zum Theil auf den Dünen zerstreut liegen, welche die Mündung des Deen bildet. Hier wohnt das Fittee Folk oder die Fischer. Noch bis zu dieser Frist können die übrigen Bewohner von Aberdeen ihren Dialect nicht verstehen, obgleich er viele Worte aus der Mundart der Andern besitzt. Diese letztere ist weicher; die der Fittee's ist mehr Lippen- und Gaumensprache; das Z kommt fast gar nicht darin vor.

Die Wohnplätze und das Innere der Hütten dieser Fischer bieten einen gar seltsamen Anblick dar. Von außen sind sie mit Stricken und Tauen bespannt, woran Jacken, Tücher von schreienden Farben und andere Kleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt sind, weil sie stets von Seewasser durchnäßt werden. Scheint die Sonne nicht, so hängt man jene Gegenstände beim Feuer, selbst im Rauchfang auf. Die Männer sind gewöhnlich auf der See; die Weiber auf dem Fischmarkt, um den Fang zu versilbern, und nur die Mütter mit ihren Säuglingen, die schwächsten Greise und die kleinen Kinder sind zu Hause anzutreffen.

Hier und dort flattern Seemöven, oder ein Seerabe spaziert langsam einher, dem man die Flügel beschitten hat und ihn in einer halben Gefangenschaft, gleich einem Hausthiere, hält. Die Wohnhütten sind im Innern ohne Dielen; Alles darin lebt und webt auf der bloßen Erde. Samstags wird eine neue dicke Sandschichte darüber gelegt. Der Eingangsthüre gegenüber brennen große Torfstücke, auf einigen Ziegeln, und der Rauch zieht durch eine Oeffnung, die man zu diesem Behufe im Dache gelassen hat. Mit dem Anbruch der Nacht, werden die sogenannten „Hakes" in die Hütten getragen. Dies sind dreieckige Stücke Holz, an denen Nägel angebracht sind, um die Fische an der Luft zu trocknen. Man kann sich vorstellen, daß dieß den Dunstkreis der Hütte mit nicht sehr aromatischen Partikeln erfüllt. Die größern Kinder liegen in einem Winkel, das Kleinste ruht in einer hölzernen Wiege. Schemel und Stühle sind von Fichtenholz, außerdem ist noch ein kleiner runder Tisch, von gleichem Holze, vorhanden. Alle diese Gegenstände werden sehr reinlich, ja glänzend, erhalten. Ruder, Körbe und Netze stehen rings umher in Ordnung. Dies ist der ganze Reichthum dieser Leute.

Wenn's zu dunkeln anfängt, zündet man den Crisie an. So heißt die kleine Lampe aus Eisen. Die ganze Familie versammelt sich um den Herd und der Anblick bietet etwas wahrhaft Patriarchalisches. Die alte Großmutter hat den kleinsten Enkel auf dem Schooße, die Frau des Sohnes wiegt ein anderes Kind in den Schlaf, der Mann bessert Netze aus, die übrigen Kleinen springen spielend hier und dort. Dies Bild, von dem matten Schein der Lampe nur schwach erhellt und durch den Rauch, der das Innere der Hütte erfüllt, wie durch einen Flor gesehen, wäre eines ächten Künstlers, der in der Art der Niederländer Meister den Pinsel zu führen verstände, vollkommen würdig. Zwar herrscht überall Armuth, Entbehrung, ja selbst das — was die reichen Klassen — Elend nennen, aber dennoch wirkt der Ausdruck der Arbeitsamkeit, des Fleißes, des regen Lebens überaus wohlthätig auf den Anschauer.

Die Kleidung der Fischerinnen unterscheidet sich vollkommen von der, welche die Bäuerinnen dieser Gegend tragen. Ihre Lieblingsfarben sind Blau, Weiß oder Gelb. Um den Kopf binden sie ein Tuch, das sie unter dem Kinne zusammenknüpfen; junge Mädchen besetzen dieses Tuch mit Spitzen. Die verheiratheten Frauen tragen die Owercroon, eine spitze Haube, die wenig kleidsam ist. Ihre Röcke sind streifig; weiß und gelb oder blau und weiß. In der Nähe von Edinburg tragen sie grobe Schuhe und blaue Strümpfe; bei Aberdeen werden Strümpfe ohne Füße getragen, die sie maggins nennen, etwa wie die wollenen Stutzen unserer Tiroler.

Die Art sich zu kleiden ist nicht ganz so bedeutungslos als sich mancher wohl gewöhnlich vorstellen mag. Bei diesen Fischern spricht sich darin bei aller Einfachheit doch ein großer Sinn für Schicklichkeit und selbst Zierlichkeit aus; ein frisches, von der Sonne gebräuntes Gesicht, dem die Kraft und die Gesundheit aus den Augen lacht, hat für den unverwöhnten Geschmack wohl mehr Anziehendes, selbst in diesem unwandelbaren Schmucke, den die Mode nie verändert, als die bleichen, oder oftmals künstlich gefärbten Wangen, die uns aus französischen Hauben und Hüten entgegenblicken, an denen die stets geschäftige Hand der Putzhändlerinnen ewig etwas zu verändern weiß und sich oft doch nur dabei in Geschmacklosigkeit überbietet.

Die Fischerdörfer zeigen unter sich eine große Verschiedenheit. Newhaven, Fisharrow und die Andern, welche sich in der Nachbarschaft großer Städte befinden, zeichnen sich von denen aus, die einsam liegen, wie z. B. Cairnbulg und Inverralochies, die nur durch einen Bach von einander geschieden werden.

Man kann nur auf sehr schlechten Wegen dahin kommen, und findet dort weder Unterkunft noch Nahrung für Menschen und Pferde. Der Wirth im Kruge weiß sich nicht die Zeit zu erinnern, daß er nur einen Esel in seinem Stalle gehabt hätte. Reisende, die im

Digitized by Google

Jahre 1840 den Ort besuchten, konnten weder Heu noch Hafer für schweres Geld bekommen. Die Bewohner dieser Dörfer hängen so an ihren alten Vorurtheilen, daß sie jeden Versuch hartnäckig von sich zurückweisen, selbst wenn er darauf hinzielte, ihre Lage zu verbessern. Arme und Reiche tragen und nähren sich auf dieselbe Art; wollte Jemand eine Neuerung einführen, so würden ihn die Nachbaren hassen und verfolgen.

Alle jene Mährchen und Sagen, welche den Aberglauben der Landleute in Schottland sonst nährten, und nur nach und nach durch die Fortschritte im Unterrichtswesen verwischt wurden, wuchern in den Fischerdörfern noch immer ungestört fort. Sie glauben alle an Kelpies, wie sie die Wassergeister benennen, und eben so an Gespenster und Ungeheuer. Auch machen sie einen Unterschied zwischen Glückstagen und Unglückstagen. Einen leeren Korb zu tragen, würde sich kein schottischer Fischer entschließen können, weil dieses Unglück bringen soll; daher legen sie immer zum mindesten ein Paar Steine hinein. Auch fürchten sie sich, daß man sie zähle, wenn sie in größern Haufen zum Markte gehen. Die Straßenjungen in Aberdeen machen sich diesen Aberglauben der guten Leute zu Nutze, um sie zu ärgern, und haben ein eigenes Liedchen, das sie abzusingen pflegen, und das so anfängt:

„Eins, zwei, drei, vier
Fischverkäufer seh' ich hier —"

Vor ungefähr 70 oder 80 Jahren wurde ein Dieb in Inverralochies gehenkt, der William White hieß. Sogleich kamen sie überein, keines ihrer Kinder William taufen zu lassen, weil der Name von böser Vordedeutung sei. Erst viele Jahre später wollte sich ein Fischer, der weiter sah als die Andern, über dieses Vorurtheil hinwegsetzen und beschloß, seinem Neugeborenen einen Namen in der Taufe zu ertheilen, den er nur allein im Dorfe führte. Er nannte ihn daher William. Dies machte das größte Aufsehen und selbst die Gescheutesten meinten, das Kind werde nicht zum besten ausschlagen und seinem Vater dereinst großen Kummer bereiten. Als der kleine William die Schule besuchte, wurde er von allen andern Kindern gestohen, wie ein Geschöpf, das dem Uebel und der Schuld verfallen ist; nicht besser ging's ihm später, als er schon erwachsen war und die Verfolgungen, die er zu erdulden hatte, brachten ihn endlich dahin, daß er seinen Geburtsort verlassen mußte.

Die Einwohner des Dorfes Boddam würden es um keinen Preis wagen, bei einbrechende Nacht nach dem benachbarten Dorfe Peterhead zu gehen. Die jungen Leute im Kirchspiele Rathen sind nicht ganz so abergläubisch, und überlassen sich daher einem muthwilligen und grausamen Scherze. Wenn sie einen Trupp Fischerinnen aus Inverralochies herkommen sehen, so ziehen sie mit einem Stocke einen Strich über den Weg und stellen sich von beiden Seiten dabei auf, indem sie einen vermeintlichen Zaubergesang anstimmen, der traurige Vorhersagungen enthalten soll.

Die armen Weiber springen dann sogleich auseinander und laufen durch die Felder über Hecken und Zäune, um nur nicht den fatalen Strich passiren zu dürfen. Die jungen Burschen aber singen immerfort:

„Das erste Mal wenn dein Bruder, dein Sohn oder dein Gatte in die See geht, wird sein Kahn ihm als Mütze dienen!"

Womit sie sagen wollen, daß er umgeworfen werden wird. Dies ist im eigentlichen Sinne ein schlechter Spaß; der Weg, den Aberglauben auszurotten, ist allein durch gute Unterrichtsanstalten einzuleiten, nicht aber durch Spott, Hohn oder Einschüchtern. Ersteres macht die Leute nur beharrlicher und verstockter in ihrem Wahne; Letzteres macht sie scheu und verhindert das Eindringen der milden Belehrung auf andere Weise.

Ein jeder Stand in unserer heutigen Gesellschaft hat seinen ihm eigenthümlichen Schwur. Ein Mann aus den höhern Klassen verspricht „auf seine Ehre" etwas zu leisten oder zu unterlassen. Ein schottischer Bauer ist jedoch damit nicht zufrieden; will man ihm etwas bekräftigen, das er glauben soll, so muß man sich so ausdrücken: „so gewiß als ich sterben werde." Dann ist's ihm recht. Als einst einige Fischer aus den Dörfern Collieston und Feunyfauk wegen Smnggelei im Verhöre waren und man ihnen durchaus kein Geständniß ablocken konnte, kam einer der Richter auf den Einfall von ihnen zu fordern, sie sollen ihre Aussage durch die Formel bekräftigen: „Auf Fischertreu!" dazu wollten sie sich aber nicht verstehen; „Wir wollen auf jede andere Art schwören, nur nicht auf diese!" riefen sie einhellig.

Einfältige Personen und Blödsinnige stehen bei ihnen in ganz besonderer Verehrung. „Ihr Verstand ist im Himmel, beim lieben Gott," sagen sie, „für die braucht man nicht zu sorgen." Auch vom Sterben haben sie eine besondere abergläubische Vorstellung. In der Mitternacht vor dem Tode eines Menschen, so glauben sie, schlüpfe ein Flämmchen aus seiner Wohnung und bleibe auf dem Flecke stehen, wo man ihm andern Tages das Grab bereiten wird. In der Nacht, die einem Schiffbruche vorausgeht, erscheinen die Fischer, die dabei umkommen werden, ihren Kameraden, die daheim geblieben sind und entschwinden ihren Blicken in einem feuersprühenden Wagen, oder in einem flammenumgebenen Bahrtuche.

Da alle Fischer eigentlich nur eine große Familie bilden, und sich seit undenklichen Zeiten nicht mit den Bewohnern des Binnenlandes oder den Ackerleuten vermischt haben, so wird derselbe Name vielen Individuen zu Theil und sie müssen daher stets darauf bedacht sein, Beinamen oder Spitznamen zu erfinden, um die Gleichbenannten von einander zu unterscheiden. Da sie aber nicht sehr erfinderisch sind, so wiederholen sich selbst diese oftmals. Die Krämer notiren zugleich die Namen der Frauen, neben dem Beinamen der Männer, um desto sicherer zu gehen. So z. B. liest man in ihren Büchern: „Elisabeth Taylor, Frau John's Thomson des Einfältigen" oder „Agnes Farquhar, Frau Francis Findlater des Starken."

In einigen Dörfern kennt man oft den wirklichen

Digitized by Google

Namen der Leute gar nicht, indem er blos vor Gericht Geltung hat, und bedient sich allein des Beinamens. Der Seltsamkeit wegen wollen wir Einige derselben hier anführen, z. B. der Bock, der Schöne, der Langohr, der König, der Profoß, das Wiesel, die Schnepfe, der Besen, der Zahn. Gegen die Damen ist man jedoch nicht immer galant, denn man findet Frauen, welche die Schaluppe, die Bärin u. s. w. heißen. In einem und demselben Dorfe gibt es 25 George, welche „der Kuhhirt" zubenannt sind, um diese nun wieder zu unterscheiden, hat man zu: Georg der Kuhhirt, der Rothe; Georg der Kuhhirt, der Schwarze; Georg der Kuhhirt, der Träge u. s. w., seine Zuflucht genommen.

Ein Reisender suchte einst einen Fischer, der Sauny White hieß, allein unglücklicherweise war ihm nicht dessen Zunamen bekannt, und er wandte sich daher vergebens an verschiedene Leute, von denen ihm keiner die Wohnung des rechten Sauny White anzugeben wußte, da ihrer eine große Menge im Dorfe war. Man nannte ihm: Sauny White den Dieb, Sauny White den Schmutzigen, Sauny White den Langen, Saumy White den Lustigen, Sauny White den Dicken und viele Andere noch. — Der Reisende war genöthigt sie Alle der Reihe nach aufzusuchen, bis daß er den rechten gefunden und dabei mußte er noch die Zurechtweisung hinnehmen: „Wenn man sich nach Jemand erkundigen will, muß man vor allen Dingen seinen Zunamen wissen!"

Auch erzählt man sich, daß einst der Briefträger einen Brief durchs ganze Dorf trug, ohne den Rechten zu finden, für den er bestimmt war, weil dieser seinen eigenen eigentlichen Namen vergessen hatte, der auf der Adresse stand.

Dies mag ein Scherz, eine Uebertreibung sein, aber folgende Anekdote, die allgemein erzählt wird, erscheint etwas glaubwürdiger.

Ein junger Fischer von Peterhead, der sich verheirathen wollte, ging zum Küster des Kirchspiels, um seinen Trauschein ausfertigen zu lassen.

— Gut, gut, Gibbie, sprach der Küster, wie heißt denn aber deine Zukünftige?

— Wie sie heißt? wiederholte Gibbie, etwas verlegen — sie heißt: die Närrin —

— Die Närrin? Was geht mich der Zuname an — ich muß den Familiennamen wissen.

— Das ist ihr rechter Name, ihr Familienname, wenn Ihr's so heißen wollt — ich weiß keinen Andern —

— Sie muß einen haben — wart' nur Gibbie, ich will dir helfen. Ist es vielleicht eine Stephon, oder eine Cordiner?

Hier schien sich der Nebel von Gibbies Hirnkasten ein wenig zu lösen; er verstand nun mit einem Male, was der Andere wissen wollte und erwiederte rasch:

— Ja — eine Cordiner ist sie —

— So ist's recht! sagte der Küster, erfreut, die Sache beendigen zu können — nun fehlt uns nur noch ihr Tauf- oder Vorname.

— Vorname? Taufname? Herr — ich will verdammt sein, wenn ich den weiß!

— Heißt sie vielleicht Jenny?

— Nein, Jenny heißt sie nicht —

— Oder Kirsly?

— Auch nicht Kirsly —

— Nanni, Grizzi, Maggy — fuhr der Küster fort, alle in jener Gegend übliche Mädchennamen in ihrer Abkürzung hernennend.

— Ach, so heißt sie nicht — entgegnete aber immer Gibbie, der sehr traurig geworden war, weil er nun selbst sich vergebens abzumühen anfing, sich auf den Namen zu besinnen.

Der Küster gab es endlich auf, und schickte den armen Jungen nach Hause, um sich nach dem Taufnamen seiner Braut zu erkundigen. Gibbie konnte es nicht begreifen, warum der eigensinnige Mann sich nicht mit dem Beinamen „die Närrin" begnügen wollte, der doch ihm ganz hinlänglich schien und warum er darauf drang, daß das Mädchen noch so viele andere Namen haben solle. —

Die Bewohner des Seestrandes führen so eigentlich ein doppeltes Leben. Gleich den Bauern gehören sie einem Dorfe, einem Kirchspiel an; sie besitzen alle ein Stückchen Acker, einen Garten, die sie bebauen, allein das Geräusch der Wogen und die Erscheinungen der Luft- und Wasserwelt beschäftigen dabei stets ihren Sinn und ihre Einbildungskraft. Das Fangen und Verkaufen der Fische, die Sorge um Boot und Netze erfüllt ihr ganzes Leben. Sie kämpfen mit Gefahren, die jeder Augenblick neu gebiert; wenn sie ihren Lebensunterhalt auch leichter und schneller gewinnen als der Ackersmann, so haben sie doch beständig den Tod vor Augen, und diese stete Gefahr ist es eben, die den Menschen an sein Handwerk, an sein Gewerbe fesselt.

Die armen schottischen Fischer unterscheiden sich in vielen Dingen noch von den Fischern der andern Küsten Großbritanniens, namentlich theilen sie nicht jene unbarmherzigen Gesinnungen, die man den Einwohnern der Grafschaft Sussex in England vorwirft.

In dieser Grafschaft lebte vor längerer Zeit ein Mann, dessen Frömmigkeit weit und breit gerühmt ward, der das ganze Kirchspiel zur Milde nnd Nächstenliebe ermahnte — kurz ein guter und dem Anscheine nach würdiger Mensch. Nur einen Fehler besaß er. Er war zu gierig nach den Gütern dieser Welt und pflegte nach großen Stürmen zwischen den Klippen umher zu irren, um sich mit dem zu bereichern, was die häufigen Schiffbrüche in jener Gegend ans Land warfen. Alle Abende betete er zu Gott: daß er ihm seine Beute aus dem Sturm verschaffen möge nnd wenn ein Schiff untergehen müsse, doch dafür zu sorgen, daß die Trümmer an seine Küste getrieben würden. Man versichert sogar, daß ein Geistlicher auf der Kanzel ein ähnliches Gebet „um einen gesegneten Strand" gesprochen haben soll.

Was die armen Schotten an ihrer Küste finden, wird sorglich beachtet; und selbst das Thier, der Hund,

Digitized by Google

der sich aus dem Schiffbruche glücklich rettet, wird gepflegt und aufgenommen. Als ein Beweis, bis zu welchem Grade fremdes Eigenthum von diesen Leuten geehrt wird, mag folgender Zug dienen.

Der Kirchhof von Inverralochies liegt hart am Ufer des Meeres, unweit von St. Combs, an einem einsamen Orte. Hier zeigte man im letzten Sommer einem Reisenden in einem Winkel ein Pack Kleider auf einem Grabhügel. Dies waren die Kleidungsstücke von zwei Matrosen, welche die Wellen an's Gestade geworfen hatten und die hier ihre Ruhestätte fanden. Sie befanden sich vollständig und in demselben Zustande, wie man sie den Leichnamen ausgezogen. Nichts fehlte daran — und die armen Fischer, die knapp ihre nackten Glieder bedecken konnten, hatten nichts davon entwendet.

Wenn in dem Dorfe Buchan ein Fischer ertrinkt, so wird sein Kahn nicht mehr gebraucht. Man bohrt ihn in Grund, an irgend einem abgelegenen Theil der Küste.

Das arbeitsame Leben dieser Menschen hat einen überaus heilsamen Einfluß auf ihre Moralität. Sie bringen nie ihre Zeit mit müssigem Beisammensitzen hin. Müssiggang und Faulheit leiten den Menschen immer zum Verbrechen und zum Verderben. Ein anderer glücklicher Umstand ist das Familienband, das hier im engsten Sinne des Wortes herrscht. Die Familie wohnt unter einem Dache, treibt dasselbe Geschäft, theilt dieselbe Freude, denselben Kummer. Die Jüngern erwachsen unter den Augen der Aeltern bilden sich nach den Lehren ihres Vaters, und nützen dessen lange Erfahrung zu ihrem Besten. Wie so anders ist dieses Verhältniß aber in den Manufakturdistrikten gestaltet; dort müssen die Kinder, um einige Schillinge wöchentlich zu verdienen, frühzeitig das elterliche Haus verlassen und wachsen nicht unter den Augen ihrer Angehörigen heran, sondern gedeihen oder verderben, je nachdem sie angeborne Neigung oder das Beispiel fremder Leute zum Guten oder zum Bösen lenkt.

Das Geschäft der Fischer macht ihnen auch ein eigenes Studium nöthig. Häringe, Lachse und wie die Arten alle heißen, auf die beim Fang besondere Rücksicht genommen wird, zeigen verschiedenes Naturell. Die Häringe sind launenhaft, wenn man sich so ausdrücken darf; sie besuchen nicht regelmäßig dieselben Gewässer. Oftmals bleiben sie Jahre hindurch von einer Küste fort; und dann erscheinen sie plötzlich wieder und zwar in solcher Anzahl, daß das ganze Meer schwarz davon aussieht. In ihrem Gefolge erscheinen Heerden von Delphinen und einigen Walfischarten. Möven und Seeraben erfüllen schreiend und flatternd die Luft, und schweben im schnellen Fluge zur Wasserfläche hinab, die sie mit ihren Flügeln streifen. Es ist alsdann ein einziges Leben an der Küste, wenn Luft und Wasser so erfüllt sind von Geschöpfen.

Während des eigentlichen Fischfangs wurden sonst viele geistige Getränke verbraucht; jetzt haben die Teetotalistischen Vereine, bei uns Mäßigkeitsvereine genannt *), hierin vieles geändert. Man bewilligt für jedes Boot, das mit fünf Menschen bemannt ist, vier schottische Pinten Branntwein auf die Woche; allein oft sind diese schon von Sonnabend bis zum Montage ausgetrunken.

Auf den Häringsfang ziehen die Fischer zwischen 6 und 7 Uhr des Abends aus und kehren am andern Morgen etwa um 9 Uhr wieder heim. Wenn sie den Platz gefunden haben, wo sie einen guten Zug zu machen hoffen, so werfen sie ihre Netze aus und Einer übernimmt die Wache, während die Andern sich auf den Boden der Barke strecken und dem Schlafe überlassen. Dann und wann zieht der Wachthabende das Netz ein wenig in die Höhe und wenn er dann Silberschuppen blinken sieht, so weckt er schnell seine Kameraden, mit dem Ausrufe: „Ein weißes Netz!“

Ist der Fang recht ergiebig gewesen, so wird wacker getanzt. Eine leere Scheuer ist der Ballsal und die Tänze währen die ganze Nacht hindurch. Von Ale, dem bekannten englischen Bier, Whisky oder Branntwein und von dem Schalle der Musik fühlen sich die Tänzer bald so begeistert, daß sie sich den groteskesten Sprüngen überlassen. Sie schlagen die Fersen heftig aneinander, schnalzen mit den Fingern, und jauchzen dabei ungefähr wie unsere Tiroler.

Den Verkauf der Fische besorgen die Frauen und folglich sind sie auch im Besitze des Geldes. Gewöhnlich sind sie sehr sparsam; nur wenige erlauben sich Whisky zu kaufen, nach dem sie sehr lüstern sind.

Die Fische werden auf den Felsen an der Sonne getrocknet, und man sieht sie oft weit und breit damit bedeckt. Der Preis der Fische wechselt nach Umständen und die Fischer geben manchmal einen tiefen und energischen Grund an, wenn man sie des Uebervortheilens anklagt. „Das sind nicht Fische, die Ihr heute von mir kauft,“ sagte einst eine Fischhändlerin, am Morgen nach einem heftigen Sturme, „sondern es sind die Leben unserer Männer.“ Im Uebrigen sind diese schottischen Fischer die ehrlichsten Leute von der Welt, denen Alle, die mit ihnen zu thun haben, das Zeugniß geben, daß sie nie von ihnen um das Kleinste betrogen wurden.

Die Frauen dieser Gegend sind von großer Ausdauer und Körperkraft. Sie legen mit ihren Fischen beladen den Weg zur Stadt mit unglaublicher Schnelligkeit zurück. Eine alte Frau in Collieston betrachtete die zwanzig (englische) Meilen nach Aberdeen nicht anders als einen mäßigen Spaziergang. Andere machten die siebenundzwanzig (englische) Meilen nach Edinburg in fünf Stunden, und trugen dabei eine Jede an zweihundert Pfund Fisch. Die Fischerkähne von Fisharrow, welches fünf Meilen (ungefähr eine deutsche) von Edinburg entfernt ist, kommen oftmals erst Nachmittag aus der See heim und die Frauen würden dann kaum noch so viel Zeit haben, um vor dem Essen mit ihrer Waare zur Stadt zu kommen, wenn sie nicht den

*) Teetotalismus ist die Enthaltsamkeit von allen gegohrnen Getränken.

Weg in dreiviertel Stunde zurücklegten. Jetzt sind sie dieser Mühe durch die Eisenbahn überhoben worden.

Zwischen den Pächtern und den Fischern zu Burchen sind die Handelsverbindungen erblich. Gewisse Fischerfamilien liefern seit vieler Menschen Gedenken gewissen Pächterfamilien den Fischbedarf für's Haus, und es ist kein Beispiel vorhanden, daß dieser stillschweigende Vertrag, irgend eines Umstands willen, gebrochen worden wäre. Ein Fischer würde um keinen Preis dem Kunden eines Andern seine Waare liefern. Schande und Ausstoßung träfe den, der diese Satzung überschritte.

Dem Smuggelhandel sind Alle ergeben. In diesem Punkt sind die gewissenhaftesten Leute nicht blöde. Männer und Weiber überbieten sich in List und Schlauheit die Zollwächter zu betrügen, und sie suchen in der That hierin ihres Gleichen.

Der merkwürdigste Distrikt dieser Fischerdörfer, ist die Küste von Buchan. Zwischen Peterhead und Aberdeen, auf einem Strich von vierzig englischen Meilen, findet sich weder Baum noch Gesträuch, nichts als Sanddünen, kahle, verwitterte Felsen, hin und wieder einige Hütten. Von erheblichen Gegenständen, die ins Auge fallen, ist nichts da, als das alte Schloß Stains, das in Trümmern zerfällt, das neue Schloß, das auf einem Granitfelsen erbaut ist, und eine Villa am Meere, die dem Grafen von Aberdeen zugehörig ist. Das Land ist mit feinem, dichten Grase, Haidekraut, und hin und wieder mit Korn bedeckt. Der Horizont ist kalt, ernst, eintönig.

Eine Merkwürdigkeit dieser Küste sind auch die sogenannten Bullers oder Kessel. Dies ist eine Reihe von Höhlen und Bogengängen, die sich in den Felsen am Meere befinden. Die bedeutendste dieser Höhlen heißt der Topf. Man denke sich ein solches natürliches Gewölbe, von ungefähr 50 Fuß Höhe, mit einer Oeffnung nach dem Meere, die jedoch so eng ist, daß ein mäßiges Boot nicht hindurch könnte, wenn man nicht die Ruder anzöge. Das Innere wird von natürlichen Säulen und Pfeilern gestützt, wie dies in den Tropfsteinhöhlen der Fall ist. Wenn ein Sturm das Meer in diese Felsen treibt, so entsteht ein seltsames Rauschen und Zischen, wie von kochendem Wasser, woraus die Benennungen Kessel und Topf entstanden sind.

Der Volksaberglaube versetzt hieher die Meergötter oder Syrenen, die man aus der Ferne sieht und ihre anlockenden Gesänge hört. Die Smuggler verstecken sich und ihre Waaren in diesen Höhlen. Nur selten verirrt sich ein Reisender hieher, um sie in Augenschein zu nehmen.

Es kann fast nicht bezweifelt werden, daß die Fischer der Ostküste von Schottland fremden Ursprungs sind. Es lag nämlich in der Politik der ältesten Könige dieses Landes, Auswanderer aus Norwegen und Dänemark herbei zu locken, wie denn noch mancher Gebrauch diese Annahme bestätigt. So ist z. B. der Schwerterkampf bei den Fischern von Buckshaven üblich, den man auch an Jütland's Küste findet.

A. Lewald.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Das Kindlein.

Charade.

Erste Sylbe.

Ein kaum gebor'nes Kindlein,
Es ruht an hoher Stätte,
In Anfang ganz verborgen
Vom glänzend braunen Bette;
Bald öffnet sich die Wiege,
Das Kindlein springt hervor,
Und streckt die feinen Aermchen
Zur Sonne gleich empor.

Und hat es nun die Sonne
Durchwärmet und durchleuchtet,
Und hat's der liebe Himmel
Mit seinem Thau befeuchtet,
So wird es stark und kräftig,
Sein Schmuck ist ausgesucht,
Es hüllt in süßen Duft sich
Und bringt manch' edle Frucht.

Zweite und dritte Sylbe.

Der Früchte bin ich eine,
Mein Ruhm ist längst begründet;
Einst hab' ich Streit geschlichtet,
Und Eifersucht entzündet;
Mich legt' als Todeslappe
Der auf ein schuldlos Haupt,
Dem dieses Haupts Befreier
Das Leben dann geraubt.

Ich halt' ein Haus umschlossen,
Das Haus hält ohne Klammern;
In diesem Hause finden
Sich fünf geheime Kammern,
In ihnen liegt mein Vater
Verschlossen und geborgen;
Doch wird er nur begraben,
Kommt auch sein Frühlingsmorgen.

Das Ganze.

Und ich bin auch ein Kindlein,
Das ruht auf weißem Kissen;
Von mir und meinem Zwilling
Stammt euch viel edles Wissen;
Ich decke mich im Schlafe
Mit weicher Decke zu,
Die, mit den feinen Fransen,
Schafft mir gewisse Ruh.

Wenn ich von meinem Bruder
Nicht weich' in grader Richtung,
Und glänze gleich an Pracht ihm,
So preist mich hoch die Dichtung;
Und geb' ich dir im Kosen
Dein Bild verklärt zurück,
Wenn du wie deinen — Spiegel
Mich liebst, so sage von Glück!

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 6. 17. 1. 20. 7. 1. 15. 6. 5. 11.

Digitized by Google

Die Fischerei Norwegens *).

(Tafel 17, Häringsfang.)

Norwegens Fischerei theilt sich in zwei Hauptzweige: in die große periodische Fischerei, deren Produkte einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden, und die mehrere Tausend Menschen während einer gewissen Jahreszeit beschäftigt, und in die Fischerei, die täglich theils auf dem Meere, theils in den Meerbusen, und theils in den Seen und Flüssen betrieben wird, und hauptsächlich nur auf den Haushaltsverbrauch und den inländischen Handel abgesehen ist.

Die große periodische Fischerei zerfällt in zwei Abtheilungen, in die Kabeljau- und in die Häringsfischerei.

Die Kabeljaufischerei wird auf der Küste des Stiftes Bergen und Trondhjem, und vorzüglich in Nordland bei den Lofoden-Inseln getrieben, und wir wollen uns darum bei diesem letzten Orte etwas länger aufhalten, weil wir hier am besten einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Fischerei, so wie von dem Leben und Treiben der Fischer erhalten können. Der Skrei (Kabeljau, Gadus Callarias) ist es, welcher den Gegenstand dieser Fischerei ausmacht, und mehrere Tausend Menschen, von den entferntesten Gegenden Nordlands, in der rauhesten Jahreszeit an diese rauhen und unfreundlichen Inseln herbeilockt, und für sie einen unwiderstehlichen Reiz hat. Die Inseln von Lofoden liegen unter einer Breite von 68 bis 69°, und sind durch einen 8 Meilen breiten Meerbusen, der Vest-Fjord genannt, von dem festen Lande der Vogtei Salten getrennt. Gegen Süden und Westen sind sie den Stürmen des großen Weltmeeres ausgesetzt, und selbst die östlichen Stürme wirken mit fürchterlicher Gewalt auf das Land, denn die acht Meilen entfernten Gebirge können demselben keinen Schutz gewähren. Die großen Inseln bestehen aus hohen Gebirgen und engen Thälern, und sind gegen Osten von einer Reihe kleiner Inseln und Klippen umgeben. Die Gebirge sind kahl, und nur in den Thälern wachsen hie und da einige verkrüppelte Bäume, die kaum diesen Namen verdienen. Hier wird nur sehr wenig Ackerbau getrieben, die Inseln haben aber vorzügliches Gras, und sind für die Viehzucht sehr geeignet. Die Wohnungen der Einwohner liegen am Meeresufer und auf den kleinen Inseln, denn die Bewohner leben vom Meere und auf dieses ist ihr Blick gerichtet. Was das Land darbietet, ist ihnen Nebensache und lockt sie nicht. Es ist hinlänglich, diese Inseln im Sommer zu sehen, um sich einen Begriff zu machen, welchen Anblick sie im Winter gewähren müssen; und doch sind sie gerade im tiefsten Winter, in den Monaten Januar, Februar und März, von Menschen angefüllt.

Bei den Lofoden-Inseln ist der Fischfang immer sicher, verschieden aber, was die Ergiebigkeit, Güte und Fette der Fische anlangt. Die Fettigkeit der Fische nimmt in gewissen Jahren regelmäßig ab und zu, und man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß, wenn die Fische das eine Jahr an Fette zuzunehmen angefangen haben, sie das folgende Jahr noch fetter werden, bis sie in demselben Verhältniß wieder abnehmen. Dieses regelmäßige Zu- und Abnehmen der Fettigkeit der Fische muß in der Natur oder in dem Herumziehen derselben seine Ursache haben, was indessen wohl immer nur Hypothese bleiben wird, weil ihre Spur nicht verfolgt werden kann und ihre Oekonomie unmöglich auszuforschen ist. Man behauptet gewöhnlich, daß 7 Jahre der Cyclus sei, innerhalb dessen diese Ab- und Zunahme stattfinde, allein mehrere erfahrene Leute wollen die Bestimmtheit dieses Cyclus nicht anerkennen.

Im Anfang des Monats Februar fangen die Fische an, sich zu zeigen, anfangs durch einzelne Vorläufer, dann aber in ungeheuren Massen, die nicht uneigentlich Fischberge genannt werden. Sobald man die Vorläufer in den danach ausgeworfenen Netzen bemerkt, beginnt man, auf den gewöhnlichen Fischbänken mit einem Loth zu untersuchen, ob der Fischberg schon da ist. Dieses erfährt man schon dadurch, daß die dicht zusammengedrückten Fischmassen dem Lothe Widerstand leisten und das Loth dadurch von einer Fischmasse auf die andere herunterfällt. Sobald man dieß wahrgenommen, fängt der Fischfang an, denn jetzt ist der „Indsiig", das Einziehen der Fische, vollendet, und letztere lassen sich nicht mehr durch die Netze stören, welches der Fall ist, so lange sie noch einzeln herumschwimmen.

Die Fische werden gewöhnlich erst an der Westküste der Inseln bemerkt, nehmen dann ihren Weg um die südliche Spitze derselben, und ziehen in den großen Vest-Fjord ein.

Ihr Zug ist indessen nicht alle Jahre derselbe; bald suchen sie die Fischbänke auf, die eine halbe bis anderthalb Meilen von der Küste liegen (etwa 3 geographische Meilen), bald drängen sie sich dicht an die Küste und werden daselbst gefangen. Die gewöhnlichen Fischbänke haben eine Tiefe von 360 bis 480 Fuß. Die Fische verlassen die Fischbänke auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen sind, gegen Ende des März oder Anfang Aprils, doch kann ihre Ankunft sowie ihr Wegziehen um eine oder zwei Wochen abweichen.

Der Fischfang geht vorzüglich auf der Ostküste, oder im Vest-Fjord vor sich; zwar gibt es auch auf der Westküste Fischbänke, wo sich Fische einstellen und gefangen werden, allein sie sind daselbst nicht in großer Menge vorhanden, und der Fischfang ist wegen des stürmischen Meeres, gegen welches die Küste keinen Schutz gewährt, beschwerlicher und gefährlicher. Die Fischer, die an der Westküste wohnen, begeben sich deßhalb nach der Ostküste, um Fischfang zu treiben. Indessen sind die Fische auf der Westküste fetter.

Der Naturtrieb, der die Fische in solcher Menge nach diesen Küsten und in die Netze der Fischer lockt, ist das Laichen, und die Fische opfern demnach ihr Leben, um ihre Art fortzupflanzen. Es ist der große, bewundernswerthe Plan der Natur, daß, durch die ganze Kette der Schöpfung, das eine Geschlecht das andere ablösen soll, und für die Zusammenhaltung der-

*) Nach Blom's Norwegen.

Digitized by Google

selben ist Vernichtung eine eben so wichtige Bedingung, als Existenz.

Zu diesem Fischfang kommen die Fischer von ganz Nordland und Finmark, bis an's Nordkap hin, in ihren Böten und mit ihren Fischgeräthen versehen zusammen. Aus Bergen und Trondhjem stellen sich kleine, mit Victualien beladene Schiffe ein, die Fische einkaufen und einsalzen, um sie später zu Klippfisch zuzubereiten. Auch Fischrogen ist ein Gegenstand des Einkaufes. Die Fischer aus den entfernten Gegenden von Nordland bringen Jachten mit, um einen Theil ihrer Geräthe hinzuführen und ihre Lebertonnen zurückzunehmen. Aus den näher gelegenen Gegenden bringt man Alles auf Böten herbei. In den entfernteren Gegenden rüsten sich die Fischer gegen Ende des Monats Januar zur Reise nach Lofoden. Das Fischgeräth, der Proviant und Alles, was sie mit haben sollen, wird in zwei gleiche Theile getheilt. Der eine Theil wird auf die Jacht gebracht, den andern Theil führen sie auf dem Boote. Diese Theilung geschieht, theils um die schwer beladenen Böte auf dieser langen und gefährlichen Reise zu erleichtern, theils um zu verhüten, daß die Fischer in Verlegenheit gerathen möchten, im Fall das Boot oder die Jacht verunglücken sollte. Die Jachten sind verpflichtet, während der Fischerei da zu bleiben, und dienen den Fischern als Magazin. — Aus jedem Kirchspiel werden mehrere solche Jachten mitgebracht, und heißen Bydgefahrer, „Kirchspielschiffe".

Die Fischer theilen sich in Baadlag, „Bootvereine". Ein jedes Baadlag fischt gemeinschaftlich und theilt den Fang nach festgesetzten Regeln. Ein Baadlag besteht aus zwei Böten, jedes mit 5 Mann besetzt, und 20 bis 30 Baadlage vereinigen sich für eine Jacht, je nach der Größe derselben. Der Eigenthümer der Jacht spielt nur die Rolle des Schiffers, wogegen jedes Baadlag einen Mann zur Besatzung liefert. Wenn der Fischfang zu Ende ist, so werden die Leber- und Rogentonnen, die die Fischerei eingetragen hat, und die Geräthe in die Jacht geschifft und nach der Heimath der Fischer gebracht. Sobald die Fischer nach Hause kommen, wird die Leber zu Fischöl gekocht, in die Jacht verladen und mit den Fischen, die die Fischer zu Hause gefangen und zubereitet haben, nach Bergen verschifft, wo die Jachten gewöhnlich auf dieser ersten Reise, die hier förste Stäone genannt wird, im Mai oder Juni ankommen. Die Jacht bringt den Fischern Korn und andere Bedürfnisse zurück, nimmt darauf die Tonnen, die zur Aufbewahrung der Lebern und Rogen im nächsten Jahre dienen sollen, Materialien zu Gerüsten, worauf die Fische getrocknet werden, und übrige Bedürfnisse für den Fischfang des nächsten Jahrs mit nach Lofoden, ladet dort die getrockneten Fische ein, und segelt damit zum zweiten Mal nach Bergen. Diese Reise heißt andet Stäone. Wenn die Jacht zurückkehrt, ist ihre Fahrt für dieses Jahr vorbei, und sie wird auf's Land gesetzt, um zur Fahrt für den nächsten Winter ausgebessert zu werden. — Die Fracht wird durch einen bestimmten Antheil an den gefangenen Fischen bezahlt.

Zur vollständigen Ausrüstung eines Baadlags gehören zwei große Böte, jedes mit fünf Ruderbänken und Rudern, Mast, Segel und Takelage, und für jeden Fischer die nöthigen Fischgeräthe, entweder Netze oder Leinen, je nachdem sie mit diesen oder jenen zu fischen gedenken. Zur Netzfischerei gehören 6 bis 8 Netze, jedes 60 Ellen lang und 7½ Ellen tief. Die Netze sind aus starkem Hanf verfertigt, und werden, sowohl der Dauerhaftigkeit wegen als auch um das Verfaulen zu verhindern, gegerbt. — Wenn die Netze ausgestellt werden, so werden sie zusammengebunden und mit einem Seil versehen, an dessen Ende ein Dobber befestigt ist, welcher als Zeichen dienen soll, wo sie stehen. Um dieselben auf dem Meeresgrunde festzuhalten, sind sie an dem untersten Rande mit eisernen Lothen versehen, am obersten hingegen mit eine Elle langen Floßhölzern, um ihnen eine perpendiculäre Stellung im Wasser zu geben. Wenn der Fischer mit Leinen fischen will, so muß er eine Leine von 3000 Ellen Länge, mit 1200 Angeln versehen, mitbringen. Die Angeln sind durch Stränge von 3 Ellen Länge an die Leinen befestigt.

Ein jeder Fischer wird überdieß mit Proviant für 2 bis 3 Monate versehen, der aus Brod, Mehl, Fleisch, Butter und Käse besteht. Man berechnet die Ausrüstung eines jeden Fischers in den entlegenen Gegenden auf 40 norwegische Speciesthaler.

Jedes Boot hat seinen Schiffer, Höfedsmand (Hauptmann) genannt, welcher aus den erfahrensten Fischern von ihnen selbst gewählt wird. Dieser führt den Befehl im Boote sowohl auf der Reise als auf dem Fischfang.

Was wir hier von den Fischern aus dem entlegenen Distrikt Helgeland angeführt haben, gilt auch für diejenigen aus den anderen Gegenden Nordlands, nur daß diese keine Jachten mitbringen, sondern allen Transport auf ihren Böten besorgen.

Wenn die Fischer bei den Lofoden-Inseln anlangen, fährt jedes Baadlag nach dem Orte hin, wo es zu fischen angewiesen ist, denn jeder Fischer hat seinen bestimmten Fischort. Nicht als ob irgend eine Einschränkung in der Wahl dieser Orte bestände; allein zum Fischfang gehören, außer den Fischgeräthen, noch mehrere Einrichtungen, die nur mit Mühe von einer Stelle zur andern gebracht werden können. So muß der Fischer z. B. ein kleines Haus haben, um sich darin während der Fischerei aufzuhalten, Gerüste, um die Fische darauf zu trocknen, und Tonnen, um die Lebern und Rogen darin zu sammeln.

Das Haus des Fischers — Robod genannt — ist aus Holz gezimmert, 6 bis 8 Ellen lang und breit, und so hoch, daß ein Mann darin stehen kann. Vor der Thür ist eine kleine Hausflur, drei Ellen tief und von der Breite des Hauses. In der Mitte des Hauses befindet sich ein kleiner, steinerner Feuerherd, und im Dache ein Loch, als Ausgang für den Rauch. Ein

Digitized by Google

kleines Fenster gibt dem Haus ein Halbdunkel. An den Wänden sind bretterne Bettstellen aufgeschlagen und das Uebrige zwischen diesen ist der Platz, auf welchem die Bewohner sich bewegen sollen. Ihre Koffer und Geräthe stehen unter den Bettstellen und auf der Hausflur. Ein solches Haus wird von einem Baadlag, 10 Fischern, bewohnt; darin müssen sie kochen, schlafen, ihre Geräthe ausbessern u. s. w., — und dieß ist das Elysium, das für den Nordländer, von der Wiege bis zum Grabe, einen unwiderstehlichen Reiz hat.

Die Gerüste — Hjeld genannt — bestehen aus aufrecht stehenden hölzernen Pfählen, die am oberen Ende kreuzweis an einander befestigt sind, und in einer gewissen Entfernung, gewöhnlich 9—10 Ellen, von einander stehen. Auf diese Pfähle oder in's Kreuz derselben werden Sparren gelegt, an welchen die Fische, je zwei und zwei am Schwanze zusammengebunden, aufgehangen werden, um in der freien Luft zu trocknen. Die Pfähle müssen so hoch sein, daß der Fuchs die herabhängenden Fische nicht erreichen kann, die er keineswegs verschmäht, oder daß die Fluth bei stürmischem Wetter, wenn das Wasser hoch steigt, nicht bis zu denselben hinauf gelangt. Auch müssen die Gerüste auf trockenem Boden errichtet werden, damit nicht die Fische durch die Ausdünstung des Bodens schwarze Flecken erhalten, die ihren Werth verringern. Die Sparren endlich müssen ziemlich dick sein, theils um die schwere Last der Fische tragen zu können, theils damit die Fische einander nicht berühren, sondern freihängen, und somit nicht verderben.

Diese Häuschen und Gerüste sind entweder Eigenthum der Fischer oder des Grundbesitzers, der in diesem Falle verpflichtet ist, sie in Stand zu halten, damit dem Fischer nichts mangelt. Im ersten Falle bezahlen die Fischer einen Grundzins an den Grundherrn, im letzten geben sie einen gewissen Antheil der gefangenen Fische ab; die Gerüste sind übrigens von einem Jahr zum andern bedungen.

Aus diesem Grunde sind die Fischer an den Ort gebunden und sie vertauschen ihn nur selten. Auch ist es von keinem großen Belange, wo sie fischen, denn die Fische dringen überall hervor, und wenn auch an irgend einer Stelle der Fischfang in einem Jahre ergiebiger ist, so wird ein anderer Ort im nächsten Jahre vortheilhafter sein, und in einer längeren Zeitfolge ist der Unterschied unbedeutend oder unmerklich. — Die genaue Kenntniß der Fischbänke ist dem Fischer von großer Wichtigkeit und wird nur durch Erfahrung erworben; es gibt daher viele Fischer, die niemals den alten Ort mit einem anderen vertauscht haben.

Es ist leicht einzusehen, daß, wo mehrere Tausend Menschen zusammenkommen, um auf denselben Bänken zu fischen, es durchaus nothwendig ist, daß eine gesetzliche Ordnung aufrecht erhalten werde, damit nicht der Neid und die Lust, Anderen zu schaden, freien Spielraum haben. Es ist daher durch Gesetze bestimmt, welche Geräthe gebraucht werden dürfen, und in welcher Ordnung; daß an einem jeden Ort ein Aufseher anzustellen ist, welcher anzugeben hat, wann und wo gefischt werden solle; daß die Namen der Fischer in ein Protokoll eingetragen werden sollen, und daß der Hauptmann eines jeden Baadlags für die Handlungen seiner Untergebenen verantwortlich sein solle. Das Meer wird ausgemessen und einem jeden Baadlag sein Theil zugetheilt; alle Fischer müssen zu gleicher Zeit die Netze oder Leinen ausstellen und aufnehmen; die Zubereitung der Fische ist ebenfalls nach gewissen Regeln angeordnet, und endlich mehrere dergleichen Bestimmungen festgesetzt, welche die Sicherheit der Fischer und die zweckmäßige Behandlung der Fische betreffen. Um diese Gesetze zu vollziehen, muß der Vogt als Polizeibeamter und der Sorenskriver als Richter während der Fischerei zugegen sein, und die etwa entstehenden Zwistigkeiten gerichtlich beilegen.

Zu den Bestimmungen, die sich auf die Erhaltung der Fische als Handelsartikel beziehen, gehört, daß die Fische nicht vor dem 12. Juni von den Gerüsten abgenommen werden dürfen. Vor dieser Zeit sind sie nicht hinlänglich trocken, um mit Sicherheit verschifft werden zu können. Um diese Zeit werden die Lofoden-Inseln wieder belebt. Hunderte von Jachten und Tausende von Menschen versammeln sich, um die Fische, die indessen sich selbst überlassen gewesen, einzuschiffen. Einige Tage geht das so fort; dann aber werden die Inseln wieder bis zum nächsten Winter verlassen, wo der Fischfang die Fischer wieder herbeiruft.

Die im Winter gefangenen Fische werden nur auf zweierlei Art zubereitet: als Stockfisch, auf den vorerwähnten Gerüsten getrocknet, und als Klippfisch. Der letztere wird von den Fischern an die Schiffer verkauft, die sich in dieser Absicht während der Fischerei einfinden, auf den Schiffen eingesalzen und an den Ort gebracht, wo man ihn während des Sommers preßt und auf den Klippen in der Sonne trocknet. Diese Art Zubereitung ist bei weitem die kostspieligste und mit vielem Risico, wegen der Unbeständigkeit der Witterung, verbunden, weßwegen der Klippfisch auch für den Käufer der theuerste ist. — Der Fischer verkauft nicht gern seine Fische an die Schiffer, denn es ist für ihn weit vortheilhafter, selbe zu Stockfisch zuzubereiten, und nur wenn er andere Bedurfnisse einzutauschen genöthigt ist, wenn er nicht genug Gerüste hat, oder der späten Jahreszeit wegen befürchtet, daß die Fische nicht mehr getrocknet werden können, verkauft der vernünftige Fischer dieselben im rohen Zustande. Für 120 Stück Fische erhält er gewöhnlich 1½ Speciesthaler; die 120 Stück Fische aber geben ihm getrocknet 250 Pfund Stockfisch, für welche er 3 Speciesthaler löst. — Zu jedem Tausend Fische werden 3½ bis 4 Tonnen Salz verbraucht, das die Schiffe mitbringen, und jedes Schiff nimmt gewöhnlich an 20,000 Stück Fische ein.

Die Fischlebern werden in Tonnen gesammelt, um daraus Fischöl zu bereiten. Sobald der Fischer zurückgekehrt ist, beschäftigt er sich mit der Zubereitung desselben. Zuerst wird das im rohen Zustande sich entwickelnde Fischöl von den Lebern gezapft und unter dem

Digitized by Google

Namen Blanktran (klares Fischöl) verkauft und am theuersten bezahlt. Eine Tonne Leber gibt gewöhnlich ¾ Tonne Blanktran. Die übrigen Lebern werden gekocht und in Tonnen, so wie der Blanktran, nach Bergen und Trondhjem geschifft. Zwei Tonnen Lebern geben eine Tonne Fischöl, und dazu gehören, je nachdem die Fische mehr oder weniger fett sind, von 200 bis 500 Stück Fische.

Von den Rogen werden nur so viele eingesalzen, als der Fischer auf der Stelle verkaufen kann, denn dieser Artikel ist nur in Frankreich abzusetzen, wo die Rogen als Köder für die Sardellen gebraucht werden. Langen sie während der Sardellenfischerei dort an, so werden sie gut bezahlt und werfen einen großen Gewinn ab; allein dieß hängt gar zu sehr von Zeit und Umständen ab, um eine große Spekulation darauf zu gründen. Der Vortheil hat schon Viele verführt, große Summen daran zu wagen, allein sie haben dabei gewöhnlich nur Verlust gelitten, und dieser Handel ist daher mehr einem Lottospiel als einer richtigen Spekulation ähnlich. — Ein Theil der Rogen wird auch als Köder für die Leinenfischerei verbraucht. Ob die Rogen des Kabeljaus, sowie die des Stören und Beluga zu Kaviar bereitet werden können, ist noch nicht untersucht; in diesem Falle würden sie von großem Werthe für Norwegen sein.

Von der Wichtigkeit dieser Fischerei kann folgender Bericht des Vogtes von Lofoden über die Fischerei im Jahre 1827, in den drei Monaten Februar, März und April, einen Begriff geben. Die Anzahl der zur Fischerei eingeschriebenen Böte betrug 2916, mit 15,480 Fischern besetzt. Diese haben 16,456,620 Stück Fische gefangen, die 43,060 Tonnen Lebern oder 21,530 Tonnen Fischöl gaben. Von den Rogen wurden 6000 Tonnen verkauft.

Dieses Produkt bringt den Fischern nach mäßigem Preise folgende Summe ein:

21,530 Tonnen Fischöl à 7 Spthlr.	150,710	Spthlr.
Die Fische machen 548,554 Vog, à 48 Pfund pr. Vog, aus, und werden dem Fischer bezahlt à ½ Spthlr.	274,277	—
6000 Tonnen Rogen à 1 Spthlr. .	6,000	—
Summa	430,987	Spthlr.

Als Ausfuhrartikel kann man mit Sicherheit den doppelten Preis berechnen, und allein diese Art von Fischerei, und zwar bei Lofoden, bringt also dem Staat 860,000 Spthlr. ein. Nimmt man ferner an, daß die Winter-Kabeljaufischerei auf der Westküste Norwegens, Folden-Fjord bis Bergen, die Hälfte dieser Fischerei ausmacht, so beträgt das Produkt, das in etwa 3 Monaten nur durch eine Art der Fischerei dem Meere abgewonnen wird, 1,290,000 Spthlr. Diese Fischerei erfordert indessen einen großen Capitalvorschuß, durch welchen der absolute Gewinn der Fischer bedeutend geschmälert wird.

Was hier von der großen Winterfischerei bei Lofoden gesagt ist, gilt, was die Art ihrer Betreibung anlangt, auch für die Winterfischereien längs der ganzen norwegischen Westküste, nur daß keine so bedeutend ist. Von den übrigen steht die bei Borgensund im Distrikte Söndmöer am höchsten.

Keine Fischerei ist beschwerlicher und gefährlicher, als die bei Lofoden, und doch hat sie für den Nordländer einen solchen Reiz, daß, wenn er bei einem Herrn Dienste annimmt, die Erlaubniß, an der Winterfischerei Theil nehmen zu dürfen, ausdrücklich zu den von ihm gestellten Bedingungen gehört, obgleich diese nicht ihm, sondern nur seinem Herrn Vortheil bringt.

Die zweite Art der großen periodischen Fischerei, die ebenfalls im Winter getrieben wird und von großer Bedeutung für Norwegen ist, bildet der Häringsfang. Die Häringsfischerei Norwegens ist zweierlei Art: die Winter- und Sommerfischerei. Die erstere ist bei weitem die wichtigste, und wir wollen daher zuerst über diese das Nöthige sagen. Die Häringsart, die im Winter an die Küste Norwegens strömt, ist groß und wird allgemein Vaarsild, Frühlingsbäring, genannt; sie sucht die Küste bei dem Vorgebirge Stat, im Stifte Bergen, und verbreitet sich nach Süden bis nach Lindesnäs. Ihre Ankunft wird durch Walfische, die an der Küste sich herumtummeln, angemeldet, und diesem Zeichen sehen die Fischer mit um so größerer Sehnsucht entgegen, da diese Fischerei, der Erfahrung nach, nicht beständig ist, indem dieser Häring in einer Zeitfolge von 20 bis 30 Jahren die norwegische Küste aufzusuchen pflegt, und dann eine eben so lange Periode ausbleibt. Seit länger als 20 Jahren hat sich der Häring jetzt an der norwegischen Küste eingestellt, und ist in großer Menge jährlich eingefangen worden. Diese Fischerei übt auf die Einwohner dieser Küste und auf die an derselben belegenen Städte einen großen Einfluß aus. Alles ist jetzt blühend und wohlhabend; allein die Gegend wird den Verlust um so empfindlicher fühlen, im Fall die Erfahrung sich bestätigen und der Häring die Küste wieder verlassen sollte. Die Existenz der Stadt Stavanger hängt größtentheils von dieser Fischerei ab, und sie muß nothwendig, falls sie dieses Vortheils verlustig geht, in Armuth versinken. — Für die übrigen Küstenbewohner ist der Häringefang ebenfalls von großer Wichtigkeit, nicht nur für die eigentlichen Fischer, sondern auch für diejenigen, die zu entlegen wohnen, um selbst Fischfang zu treiben, indem der Verkauf der Materialien zu Tonnen, die Verfertigung derselben, Transport u. s. w. viele Hände beschäftigt und große Summen in Umlauf setzt. Auch liefert der Häring zu der eigentlichen Nahrung dieser Gegend einen bedeutenden Beitrag, indem die Bauern den ganzen Sommer hindurch gesalzene und geräucherte Häringe in ihrem Haushalte verbrauchen.

Ob, wie gewöhnlich angenommen wird, die Walfische die Häringe an die Küste treiben, ist sehr zweifelhaft; wahrscheinlich ist es der Fortpflanzungstrieb, der sie heranlockt. Die Walfische zeigen sich allerdings einige Zeit früher, als der Häring an der Küste erscheint, allein es ist möglich, daß sich der Häring als-

Digitized by Google

dann noch in der Tiefe aufhält. Wenn der Häring zwischen die Inseln und Scheeren hineingedrungen ist, verläßt er den Meeresgrund und drückt sich gegen die Oberfläche herauf. Die Häringe sind dann in so unglaublich großer Menge vorhanden, daß sie die Böte einige Zoll in die Höhe heben.

Die Häringe werden mit Netzen und Waten gefangen; der Netze bedient man sich jedoch am häufigsten, weil sie überall anwendbar sind und weil die Kosten einer großen Wate die Kräfte der gemeinen Fischer übersteigen. Zwei und zwei Netze werden zusammengebunden, jedes 10 Faden lang und 3 bis 4 Faden tief, und des Abends da ausgestellt, wo das Wasser am ruhigsten ist; auf diese Weise fängt man dann in einer Nacht bis an 6000 Schock oder 15 Tonnen. Der gewöhnliche Fang beträgt 6 bis 8 Tonnen. Sobald die Häringe in die Buchten eindringen, wird der Ausgang mit einer großen Wate versperrt, und nun bleiben sie dort stehen, bis sie mit kleinern Waten gefangen sind und Schiffe ankommen, um sie abzuholen. In einer solchen großen Wate, die man Laas, Schloß, nennt, können oft mehrere Tausend Tonnen Häringe eingeschlossen sein.

Zum Haushaltsverbrauche werden die Häringe durch Räuchern und Trocknen zubereitet, zur Ausfuhr durch Einsalzen in Tonnen.

Die Fischer verkaufen gewöhnlich die Häringe roh an die Kaufleute, die sich mit Tonnen und Salz versorgt haben, und das Einsalzen für eigne Rechnung besorgen. In Bergen, Stavanger, Egersund und Flekkefjord wird eine große Menge eingesalzen, und auch auf den Fischplätzen, wo die Kaufleute zu diesem Zwecke Häuser besitzen und mit Tonnen und Salz versehen sind. Der Häring erscheint gewöhnlich im Monat Januar, und die Fischerei geht dann in 3 bis 4 Wochen vor sich, in welcher Zeit 5 bis 600,000 Tonnen Häringe eingesalzen werden, die einen Ausfuhrwerth von etwa anderthalb Millionen Speciesthaler haben, die nicht unbeträchtliche Menge gar nicht gerechnet, welche zum Hausverbrauche benutzt wird, die aber nicht bestimmt angegeben werden kann.

Der Häring wird nach Schweden und Rußland verschickt, denn den gemeinen Russen ist er ein unentbehrliches Nahrungsmittel. — Aus den Häringen hat man in Norwegen noch nie, wie früher in Schweden, Thran bereitet.

Der Sommerhäring wird an der Küste von Bergen und Trondhjem bis an Nordland gefangen, und sucht die Küste im August, September und Oktober. Er ist kleiner als der Winterhäring, aber von besserer Qualität, und die beste Art steht, regelrecht eingesalzen, dem flamländischen Häringe keineswegs nach. Er wird mit Waten gefangen, in Tonnen eingesalzt und als Handelswaare versandt. Die Produktion dieser Fischerei ist nicht so bedeutend wie die der Winterhäringsfischerei, und kann nicht so genau berechnet werden, weil dieser Fischfang in unregelmäßigen Perioden vor sich geht und unter keiner öffentlichen Controle steht. — Ein großer Theil des Produktes dieser Fischerei wird im Lande selbst abgesetzt, denn Häring ist als ein nothwendiger Artikel in jedem Haushalte angesehen. Diese Häringe erhalten nach ihrer verschiedenen Größe und Güte verschiedene Namen, z. B. Feedsild (fetter Häring), Kjöbmandssild (Kaufmannshäring) u. s. w.

Im Sommer werden Fische verschiedener Art gefangen. So längs der ganzen Westküste bis an Finmarken hin Kabeljaue von verschiedener Größe, und auch eine große Menge einer hier Sei genannten Gattung Kabeljau. Diese Sommerfischerei wird mit Angelschnuren getrieben, doch bedient man sich bei der zuletzt erwähnten Gattung auch zum Theil der Netze, die auf den Grund der Fischbänke gesenkt werden. Ferner wird an den Küsten von Finmarken eine bedeutende Menge Kabeljau im Sommer gewonnen, indem er zu dieser Zeit die Küste aufsucht, um sich an einer kleinen Fischart, Lodet genannt (vermuthlich der deutsche Stinkfisch), die ihn durch ihren Geruch anzieht, zu sättigen. Man verkauft ihn hier meistens roh an die Russen, welche ihn dann einsalzen, oder tauscht dagegen Mehl, Segeltuch, Hanf u. dgl. m. ein. Sonst werden die im Sommer gefangenen Fische getrocknet, jedoch erst der Länge nach aufgeschnitten und ihre Rückenwirbel herausgenommen, um die Insekten von ihnen abzuhalten und sie somit besser zu erhalten. Die auf diese Weise getrockneten Fische heißen Rotskjär. Eine andere Gattung des Kabeljaus, hier Lanje genannt, wird auf den Bänken im Meere gefangen und höher geschätzt als der gewöhnliche Kabeljau. Auf der Südküste von Norwegen fängt man ebenfalls diese Gattungen, sie werden aber nur zum Haushaltsverbrauche verkauft.

Die Hellbutte wird längs der ganzen norwegischen Küste und auf den Bänken im Meere gefangen. Sie ist zum Theil sehr groß und wiegt bis 200 Pfund, wird aber nicht ausgeführt. An der West- und Nordküste, wo dieser Fisch in großer Menge gewonnen wird, bereitet man daraus den sogenannten Rov und Räkling. Man schneidet nämlich das Fleisch und die Floßfedern in dünne Striemen und trocknet dieselben an der Luft; der Rov — die Floßfedern — wird dann gebraten, das Fleisch — der Räkling — roh gegessen, und als eine Delikatesse angesehen.

Hummer fängt man an der West- und Südküste in großer Anzahl und verschifft sie größtentheils lebendig nach England. Die Engländer holen sie in besonders dazu eingerichteten Schiffen ab, die schnell segeln und im Boden Löcher haben, um das Wasser ein- und auszulassen. Sie haben mit den Fischern Contracte abgeschlossen, denen zufolge letztere verpflichtet sind, ihnen die Hummer für festgesetzte Preise zu liefern. Viele Hummer sterben allerdings unterweges, aber die lebendigen werden in London theuer bezahlt, weil sie ein fashionables Gericht und den englischen Gourmands bei gewissen Gelegenheiten unentbehrlich sind.

Der Lachs dringt im Sommer in alle Flüsse Norwegens ein, und wird theils in diesen, theils in den Meerbusen in bedeutender Menge gefangen und frisch,

Digitized by Google

gesalzen oder geräuchert gegessen, aber nur wenig ausgeführt. Man hört allgemein klagen, daß die Menge der Lachse jährlich abnimmt, und die Erfahrung scheint diese Klage zu bestätigen. Die Ursache liegt vermuthlich darin, daß der Lachs in seinem Fortpflanzungsprocesse in den Flüssen gestört wird, und daß man die junge Brut im Herbste fängt, wenn sie dem Meere zueilt. Es wäre wohl ein der Gesetzgebung nicht unwürdiger Gegenstand, diesem Uebel entgegenzuarbeiten, um so mehr, da die Erfahrung es an der norwegischen Küste außer Zweifel gesetzt hat, daß dieselbe Gattung Lachse immer in dieselben Ströme zurückkehrt. — Bei Christiansand strömen zwei Flüsse ganz nahe an einander in's Meer, und in diesen werden Lachse von verschiedener Gattung gefangen, deren Verschiedenheit deutlich zu sehen ist; allein es geschieht nie, daß sie sich verirrten und ihren eignen Fluß nicht fänden. Man wird dieses für unglaublich halten; allein warum sollte der Zugfisch nicht eben so gut seinen Fluß wiederfinden, wie der Zugvogel sein Nest? Man muß nur die Gewalt des Instinktes in Anschlag bringen, die Erscheinung selbst läßt sich nicht enträthseln.

Der Walfischfang an der norwegischen Küste ist nur unbedeutend. Die Walfische, die bis dahin vordringen und häufig daselbst angetroffen werden, gehören zu der Gattung des Nordkapers (**Balaena glacialis**). Die großen grönländischen Walfische (**Balaena vulgaris**) sieht man hier nur selten lebendig; allein bisweilen wird ein todtes Exemplar an die Küste getrieben und von den Einwohnern benutzt. In Finmarken werden einige Walfische gefangen, und zwar dadurch, daß man sie mit Pfeilen anschießt, in Folge dessen sie sterben, indem sie sich, um sich von den Pfeilen zu befreien, an dem Meeresgrunde oder an den Klippen reiben, wodurch sich der Pfeil tiefer hineindrückt, und die Wunde durch Entzündung dem Thiere den Tod bringt. Sobald der Walfisch angeschossen wird, verschwindet er, und der Walfischjäger muß es dem Glücke überlassen, ob oder wo er todt gefunden wird. Wenn aber ein todter Walfisch gefunden wird, der angeschossen worden ist, so wird der Pfeil dem Vogte zugestellt, der alsdann den auf dem Pfeile befindlichen Namen bekannt macht, worauf der Eigenthümer des Pfeiles sein Eigenthumsrecht beweist, und seinen Theil des Fanges erhält. Viele auf diese Art angeschossene Walfische kommen jedoch nie zum Vorschein.

Auf zwei Stellen im Stifte Bergen werden Walfische auf eine sichere Weise gefangen. Tiefe Buchten gehen daselbst in die Inseln hinein, die einen sehr engen Einlauf haben. Hier dringen die Walfische öfters hinein, um die Fische zu verfolgen. Sobald sie aber weit genug vorgedrungen sind, schließt man die Mündung durch ein starkes Netz; die Walfische werden dann mit Pfeilen angeschossen, und schwimmen 5 bis 6 Tage herum, bis sie sterben und den Grundbesitzern zu Theil werden.

Einige Haifischarten, und unter diesen vorzüglich der hier sogenannte **Brygde** (Riesenhai, **Squalus maximus**), werden bisweilen an den Küsten von Bergen, Trondhjem und Nordland gefangen. Man erlegt sie mittelst Harpunen, wie die Walfische in Grönland, und nur um der Lebern wegen, die viel Fischöl liefern. Ein einziger von den größern Fischen kann 8, 10 bis 12 Tonnen Leber enthalten, die 90 Procent Fischöl abwerfen. Diese Fischerei ist mit Gefahr verbunden und erfordert kostbare Geräthe, weshalb sie nur von wenigen Fischern getrieben wird.

Die Seen und Flüsse sind sehr fischreich und geben Fische verschiedener Art. Indessen wird diese Fischerei bei weitem nicht in dem Grade beachtet, wie sie es verdient. In einigen Gegenden liefert sie jedoch einen nicht unbedeutenden Zuschuß zum Lebensunterhalte. — Die See- und Flußfischerei wird mit Netzen und Angeln getrieben. Im Herbste werden die Forellen in den Flüssen auf eine eigne Art gefangen, die mit der in der Schweiz und den schottländischen Hochlanden üblichen viel Aehnlichkeit hat. Der Fischer geht mit einer Kienfackel in der Hand dem Ufer entlang, oder hat in einem Boote ein eisernes Gerüste, worauf brennendes Kienholz liegt. Durch das Licht werden die Fische angelockt, von dem Fischer selbst tief im Wasser gesehen und alsdann mit einer Fischgabel gestochen. Diese Art Fischerei kann jedoch, wie sich von selbst versteht, nur in dunkelen Nächten stattfinden.

In einigen Gegenden werden schöne Krebse gefangen und die ganze norwegische Küste, von der schwedischen Grenze bis Helgeland in Nordland, ist reich an guten Austern. Perlenmuscheln finden sich in einigen Flüssen, und die Perlenfischerei war in früheren Zeiten ein Regale für die dänischen Königinnen. Jetzt wird dieselbe wenig beachtet, obgleich die Perlen zum Theil von sehr schönem Wasser sind.

Die Fischerei äußert da, wo sie als Hauptgewerbe getrieben wird, einen unverkennbaren Einfluß auf die sich damit beschäftigende Menschenklasse. Der Fischer in seinem eigentlichen Verstande ist in seinem Aeußern wie in seinem ganzen Betragen ein von dem Ackerbauer ganz verschiedener Mensch. Er ist langsam, ja fast träge in seinen Bewegungen; er wird nicht leicht durch äußere Begebenheiten gereizt, und die Ruhe seines Gemüthes weder durch Unfälle gestört, noch durch glückliche Begebenheiten aus dem Geleise gebracht; man soll es dem Fischer nicht ansehen, ob der Fang sein Boot mit Fischen gefüllt oder ob er vergebens sein Leben auf's Spiel gesetzt habe. — Nur auf dem Meere, wenn es stürmt und die Wogen ihn zu verschlingen drohen, wird er lebhaft, und dann sieht man ihn seine Kraft entwickeln; er wird ein ganz anderer Mensch. Allein kaum ist die Gefahr vorbei so sinkt er in seine alte Gleichgültigkeit zurück. Nichtsthun ist sein höchstes Glück, und er bewegt sich nur, weil er muß. Dagegen ist er, wenn es gilt, ausdauernd, und kann Beschwerden und Entbehrungen in hohem Grade ertragen. Für die Reize häuslicher Bequemlichkeiten und der Reinlichkeit hat er nur wenig Sinn, und sich eine angenehme Zukunft zu bereiten, ist selten seine Sache. Er ist der Sohn des

Digitized by Google

Augenblicks. Sein Leben ist eine Reihe von Momenten, deren jeder seinen eigenen Genuß wie seine eigenen Sorgen hat. Das Meer ist die Quelle, aus welcher er sein Glück schöpft, und ist diese ihm auch heute verschlossen, so ist sie darum noch nicht gänzlich versiegt, und wird ihm vielleicht morgen wieder fließen. — Das Ungemach des Wetters achtet er nur wenig. In seinen großen bis über die Knie heraufgezogenen Seestiefeln, seinen Hosen und seinem Wamms von gegerbtem Leder, und seinem großen ledernen Hute auf dem Kopfe, trotzt er Sturm und Regen, und selbst wenn die Sonne aufhören sollte, ihre Wärme zu verbreiten, es würde ihn nicht aus seinem Gleichmuthe bringen, wenn für ihn nur Licht genug da wäre, um sein Gewerbe zu treiben, und hinlänglich Wärme, um das Meer vor Eis zu sichern. Das Meer ist sein Element, der Gegenstand seiner Sehnsucht von der Wiege bis zum Grabe. Es lächelt dem Knaben als der Schauplatz seiner künftigen Thaten entgegen, und der Greis schaut es wehmuthsvoll an, als das Bild einer bessern Zeit, die für ihn auf immer dahin ist. Der Knabe sehnt die glückliche Zeit herbei, wenn er auf dem gebrechlichen Boote im Meere geschaukelt werden soll, und so oft der Greis von den Gebrechen des Alters spricht, fängt er von der Zeit an, wo er nicht mehr Fischfang treiben konnte.

Bergziegen.

Taf. 18 (Gemse).

Es ist eine allgemein angenommene und unwidersprochene Vermuthung, daß das Innere unseres Erdballs in glühendem Fluß sich befindet und nur eine, im Verhältniß zum Durchmesser, dünne Rinde es ist, auf der wir leben. Dies beweisen uns die Vulcane, die mit diesem Centralfeuer correspondirende Kanäle sind, dies beweisen die, stets aus großen Tiefen im Urgestein aufsprudelnden heißen Quellen, dies beweist die in Bergwerken mit der Tiefe stets und regelmäßig zunehmende Wärme, wenn wir die eben so haltbaren, wenn auch nicht sinnlich wahrnehmbaren Gründe, welche die Wissenschaften bieten, nicht einmal in Anschlag bringen wollten.

Wir wissen, daß mit der Höhe die Kälte zunimmt, so daß wir für jeden Erdstrich die Höhe kennen, in der der Schnee nicht mehr schmilzt, und die deshalb die Schneelinie genannt wird. Auf den Gebirgen der heißen Zone liegt sie 14,760 Fuß hoch, senkt sich aber gegen die in ewigem Eis starrenden Pole, unter denen alles Leben erlischt *).

Auf diesem kleinen Raum, zwischen ertödtender Gluth und vernichtender Kälte, treibt der Mensch sein Wesen in dünkelvoller Sicherheit, als ahne er nicht, daß ein unbedeutendes Schwanken der Erdachse ihn, sammt seinen ewigen Entwürfen vernichten würde.

Der Zweck der Schöpfung ist Leben, Leben in den mannigfachsten und jeder Stellung vollkommen entsprechenden Formen. — Und so treffen wir überall, auch in Regionen, die unserm Körper kein behagliches Sein gestatten würden, Wesen, die dort ihres Daseins sich freuen und auch dorthin vom ärgsten Raubthier der Erde, dem Menschen, verfolgt werden.

Die höchsten Gebirgsgrathe der Erde, die weit über die Schneelinie sich unzugänglich erheben, sind einigen merkwürdigen Thiergattungen zur Heimath angewiesen, deren näheren Betrachtung wir dies Blatt widmen.

Der Steinbock (Capra Ibex). Oken stellt ihn in die 12. Zunft der Wiederkäuer, Geißen. Er wird ausgewachsen 4 — 5 Fuß lang und gegen 3 Fuß hoch. Seine Farbe ist ein grau gemischtes Braun, Brust und Bauch sind weiß. Auf der Stirn tragen beide Geschlechter ein gegen den Rücken gebogenes Hörnerpaar, an dessen knotigen Wulsten die Jäger das Alter erkennen wollen. Seine Heimath war der ganze Zug der Alpen, von den Pyrenäen bis zu den Carpathen, doch ist er schier ausgerottet und nur in Savoyen noch, doch auch dort selten zu finden.

In früherer Zeit ward fast jedem Theil des Steinbocks Heilkraft zugeschrieben. Becher aus seinem Gehörn sollten kein Gift dulden; ein untrügliches Gegengift war der, an der Vereinigung der Herzkammer befindliche Knorpel: der Herzknochen; die Klauen halfen gegen Fallsucht, das Blut diente bei innern Verletzungen von Fall und Stoß u. s. w. Nur die Herren v. Kölschbach waren vom Erzbischof von Salzburg berechtigt, ihn in ganz Tyrol zu jagen, mußten aber dem Erzbischof an St. Veits Tag jährlich drei Steine, die man im Magen des Steinbocks zuweilen findet, persönlich überbringen, um jeder Verfälschung zuvorzukommen. „Dann" heißt es in der Urkunde v. J. 1571, „diß vom Gfrais und böß Siechthumb auch häymlich Gifft allwyl helffet".

Aber auch das Volk begehrte dies untrügliche, theuere und beinahe unzugängliche Heilmittel, und so wurde es das Streben einer Menge von Wildschützen. Die abenteuerliche gefahrvolle Jagd reizte den rüstigen Alpensohn nur noch stärker, und Anno 1615 klagte der Erzbischof dem Kaiser nach Wien, daß in drei Jahren nur zwei Böcke und drei Geißen zu erlangen gewesen, obwohl er die Zahl der Jäger vervierfacht. Der Herzknochen ward in der geldarmen Zeit des dreißigjährigen Kriegs mit Ducaten aufgewogen, und ein Horn mit 2 Reichsthalern bezahlt. Eiserne, blutige Gesetze gegen die Wilderer nutzten wenig und seit 1706 sah man kein Steinwild mehr in Tyrol.

Der Steinbock lebt jetzt selten und vereinzelt um die höchsten Gebirgsstöcke von Wallis und Savoyen, an den Südabhängen des Montblanc, im Thal von Courmayeur im Savarauche- und Cognethal, auch im Seriathal und am Viescherhorn sollen neuerlich einige hausen. An der Südseite der höchsten Spitzen lagert er den Tag

*) Die Schneelinie liegt nach den besten Bestimmungen in Quito unter 1° 30'' S. Br. 14 760', auf dem Himalaya bei 31° N. Br. 13,662', dem Kaukasus unter 43° N. Br. 9900', den Pyrenäen bei 43° N. Br. 8400', den Schweizer-Alpen bei 46° 8220', auf Island bei 65° 3091', in Norwegen unter 70° 3300'.

Digitized by Google

über und steigt gegen Abend weidend herab zur Grenze des Pflanzenwuchses, an den Saum der Wälder. Hier sucht er die Wermutharten, das würzige Phellandrium, die Alpenrose an unzugänglichen Hängen, im Winter nagt er Moose und Flechten von Baum und Felswand. Im Juni setzt die Steingeiß ein Junges, welches sie gegen den Adler und Lämmergeyer muthig vertheidigt. Wird sie, ehe das Junge ihr rasch zu folgen vermag, vom Jäger bedrängt, so weiß sie es sehr klug in Felsspalten oder einem sonstigen Versteck zu verbergen, und holt es, wenn die Gefahr vorüber ist. Die Böcke, vorzüglich ältere, halten sich einsam. Oft sah sie der Jäger in schwindelnder Höhe auf einer Felsenspitze gegen den Sturm gewendet, regungslos, stundenlang stehen, so daß er zweifelt, ob nicht ein ausgewitterter Fels und Schneeblenden ihn täusche.

Die Jagd des Steinbocks gehört zu dem Gefahrvollsten und Mühseligsten, wozu Gewinnsucht und Jagdlust den Menschen reizen können. Die Bewohner des Dorfes Seroan in Wallis sind als die besten Jäger berühmt, und führen Büchsen mit zwei Schlösser hintereinander; vor jedes wird ein Schuß geladen und natürlich das vordere zuerst abgeschossen. Einen Tagemarsch hat der Schütz, um über den Steinbock, der am Abend herunterweidet, zu gelangen. In diesen eisigen Regionen muß er die Nacht ohne Schutz zubringen. Er darf kein Feuer anzünden und das Geräusch jeder Bewegung kann in dieser todtstillen Oede, die nur das Brausen des Sturmes oder der Donner der Lawine erschüttert, ihn an die scharfen Sinne seines Wildes verrathen. Im Morgengraun sucht der Steinbock den alten Stand am höchsten Grath und nähert sich, da die wärmere Luft des Thals stets gegen die Bergspitze strömt, argwohnlos. Wittert er den Schützen, so entflieht er pfeilschnell und umsonst ist jedes Nachsetzen; sieht er dagegen den Jäger, so stößt er einen gellenden Pfiff aus, und steht, ihn betrachtend, still. Ist er vor dem Jäger in die Eisregion gelangt, so ist jede Mühe, jede List sich ihm zu nähern, fruchtlos. War die Jagd glücklich, so muß die an 2 Centner schwere Beute auf lebensgefährlichen Pfaden, von Kälte, Hunger und Nachtwachen erschöpft, heimgetragen werden. Der Erlös ist 25 — 36 Gulden; der Stolz des Schützen, der Bart des Wildes am Hut.

Das Fleisch soll würzig und wildbretartig, im Ganzen aber gutem Hammelfleisch ähnlich schmecken. Aus den Geweihen werden Schnupftabacksdosen, Becher, Tassen u. dgl. verfertigt, das Vertrauen auf die Arzneikraft des Steinbocks ist indeß sehr gesunken. Jung gefangen sind sie zähmbar und erzeugen mit der Hausziege Bastarde. Ihre Sprünge erregen Erstaunen; der kleinste Platz, auf dem kaum die Füße Raum haben, genügt, um den Körper in ruhigem Gleichgewicht zu erhalten. Ein solcher Steinbock zu Aosta wohnte mit sechs Ziegen in einem Stalle; sobald die Thür geöffnet wurde, stand er mit einem Satze auf dem obern Rand derselben und sah von diesem Punkte dem Ausmarsch der Kameraden gravitätisch zu.

Der Steinbock, der auch nur in seltenen Exemplaren in den Pyrenäen haust, scheint von dem der Alpen sich zu unterscheiden, besonders hat er nur kurze, schwach geknnzelte Geweihe. Der indeß, den man im Ural angetroffen hat, soll sich nur wenig von dem unsrigen unterscheiden.

Die Gemse (s. die Abbildung).

Antilope rupicapra. Oken rangirt sie in der 12. Zunft der Wiederkäuer zu den Hirschgazellen. Sie ist, wie bekannt, ein weiterer Bewohner der Schneegipfel der Schweizer- und Tyroleralpen. Sie lebt gesellig in Heerden von 6 — 20 Stück, ihre Farbe ist im Sommer rehfalb, gegen den Herbst dunkler, bis ins schwärzliche, im Winter hellgraubraun. Es gibt einzelne gelbweiße und gefleckte, jedoch selten; alte Böcke werden langhaarig und geauweiß. Das niedrige, schwarze Gehörn ist rückwärts an der Spitze in einen Haken umgebogen und beiden Geschlechtern eigen.

Ihre Lagerplätze wählt die Gemse nicht so hoch wie der Steinbock, stets aber über der Grenze des Schnees und im Bereich der Gletscher. Mit Taggrauen zieht das Rudel auf die Grasplätze, die inselartig oft mitten aus dem Eis der Gletscher auftauchen. Hier wird eine Wache auf ragendem Fels aufgestellt, die mit durchdringendem Pfiff warnt, so wie etwas Verdächtiges durch den feinen Geruch oder das scharfe Auge entdeckt wird. Bald aber kehren sie in die Schluchten der Felsen zurück, wo das ganze Rudel sich spielend jagt, auf dem Schnee wälzt oder unter überhängendem Fels wiederkäuend ruht. Im Winter gehen sie tiefer an den Bergen herab und suchen im dichten Tannenwald Schutz, von dessen Haarflechten und zarten Sprossen sie sich zu der Zeit nähren. Salz lecken sie, wie alles Wild, gern und werden deshalb häufig an Felswänden, an denen Bittersalz oder Salpeter ausblühet, belauert.

Zu Anfang Mai setzt die Gemse zwei Junge, welche bald der Mutter folgen und von ihr im Klettern und Springen unterrichtet und geübt werden. Erscheint dem Jungen der Sprung zu gewagt, so setzt die Mutter wieder zurück und zeigt ihn wiederholt mit lockendem Meckern bis er auch ihm gelingt.

Sie leiden zuweilen an einer Art Raude, von der die Haare ausfallen und an der sie zu Grund gehen. Der Wolf, der Bär, der Bartgeyer verfolgen sie, ihr ärgster Vertilger ist indeß hier, wie überall, der Mensch. Wohl selten nur stirbt der Gemsjäger eines natürlichen Todes, als lebendige Warnungen sieht man in jedem Alpendorfe, auf dieser gefährlichen Jagd Verkrüppelte, — dies alles schreckt aber den kräftigen Bergschützen nicht ab, der im Kampf mit der Gefahr seine Freude findet. Zur heftigsten Leidenschaft ward ihm die Jagdlust, und übertäubt die Bitten des ahnenden Weibes, des Kindes Schmeichelwort, denen vielleicht nicht einmal die letzte, trübe Freude werden soll, die Leiche des in unergründeter Eisspalte zerschmetterten Ernährers zu begraben. Fort eilt er zur trügerischen Firn,

„wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
um ein armselig Gratthier zu erjagen,“

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1843

Digitized by Google

Digitized by Google

wie Tell ergreifend spricht. Der Gewinn einer glücklichen Jagd ist kaum 15 Gulden, wozu jetzt eine ganze Gemse bezahlt wird.

Das Fleisch ist schwärzlich und wohlschmeckend, wird aber nur durch die Idee der Seltenheit den Fremden zur Delikatesse. Die Haut wird weißgar gegerbt und zu geschätzten Beinkleidern und Handschuhen verarbeitet. Der Gemsbart aber, der mit den Schwanzfedern des Spillhahns am Hut prangt, ist es allein, nicht der Gewinn, der dem Schützen den Stutz in die nervige Faust drückt. Unwahr ist es indeß, daß Gemse und Steinbock den Schützen an gefährliche Stellen in den Abgrund stürzen, wohl aber suchen sie, wenn kein anderer Ausweg sich zeigt, über ihn wegzusetzen, wobei obiges freilich vorgekommen sein mag.

Auch im Magen der Gemse, vorzüglich alter Böcke, findet man Bezoare, d. h. Steine, die schalig sich um einen Kern zusammengeballter Haare u. dgl. herlegen, wie dies der gleiche Fall beim Steinbock, ja bei der Hausziege ist. Man schreibt diesen „Gemskugeln“ mit Unrecht Heilkraft zu und bezahlte sie, wie die orientalischen Bezoare, aus den Magen der Gazellen, sehr theuer. Die Gemse soll ihr Alter auf 15 — 20 Jahr bringen.

Das Moschusthier (**Moschus moschiferus**), lebt auf den höchsten Gebirgszügen Mittelasiens, dem Himalaja und Hindukusch. Der Name kommt vom persischen Muschky. Das Thier hat Gestalt, Größe und Farbe unseres Rehs; statt des Geweihes trägt der Moschusbock zwei starke, nach unten und gegen die Brust gebogene Hauzähne im Oberkiefer, von denen das Weibchen nur verkümmerte Spuren zeigt. Hinter dem Nabel des Männchens ist eine Einjackung der Haut von der Größe eines halben Hühnereis, in welchem eine weiche, schmierige braunrothe Masse, der Moschus unserer Apotheken, sich sammelt. Um dieses willen wird vornehmlich das Thier verfolgt und der ungeöffnete, getrocknete Beutel enthält bei uns eine dunkelbraune bröckliche Substanz von bekanntem durchdringenden Geruch. Das Mittel ist theuer, aber von höchster Wirksamkeit, und mit nichts zu ersetzen, obwohl wir gewiß wissen, daß es wohl niemals rein und unverfälscht zu uns kommt. Der frische Beutel wird mit geronnenem Blut, fein gehacktem Fleisch, ja mit Bleistückchen künstlich im Gewicht verstärkt, da die Parfüme des üppigen Orients den Moschus stets als Hauptbestandtheil haben, also stets die lebhafteste Begehr danach ist. Der beste Moschus kommt aus Thibet und Tunkin, und wird auch kabardinischer benannt, weil die Tataren das Thier Kabarga heißen. Der sibirische und chinesische Bisam wird am wenigsten geschätzt, ersterer wohl, weil das Thier dort nicht die würzige Weide findet, letzterer, weil noch Niemand die Chinesen im künstlichen Verfälschen übertreffen konnte.

Das Moschusthier ist in den Hochgebirgen, vorzüglich im Altai nicht selten. Es wird von den Tataren mit Pfeilen erlegt, in Schlingen und Fallen gefangen, auf weichem Schnee, der seine ausnehmende Schnelligkeit hemmt, auch mit Hunden gehetzt. Die Tungusen ahmen das Geschrei der Jungen nach, um die Alten herbeizulocken, wie unsere Jäger das Reh blatten; oft erscheint dort wie hier aber auch ein Raubthier in der Hoffnung auf Beute.

Die Hochgebirge Südamerikas ernähren einige ziegenartige Kameele, die hier nicht zu übergehen sind. Es ist das Lama, Guanaco, Paca und Vicunne. Sie sind augenscheinlich nahe mit einander verwandt, weshalb alle Naturforscher sie bunt durcheinander werfen und nur sehr unwesentliche Unterscheidungsmerkmale anzugeben wissen.

Als Fernando Pizarro Peru eroberte, waren diese Thiere schon, wild und gezähmt bekannt und wurden von den Inkas (s. 1. B. S. 301) bei festlichen Gelegenheiten gejagt, vom gemeinen Volke aber gezähmt, als Lastthier benutzt.

Die Thiere sind von der Größe unseres Hirsches, aber ohne Hörner, die Schwielen an Knie und Brust, so wie die gespaltene Oberlippe und der zweizehigte Fuß erinnern an das Kameel. Die Farbe ist ein helleres oder dunkleres Braunroth, die Gestalt schlank und nicht unangenehm. Gezähmte ändern die Farbe weniger wie andere Hausthiere.

Humbold und Meyen trafen das wilde Guanaco erst in einer Höhe von 12 — 14,000′ über Meer auf den Hochebenen der Anden, in Heerden weidend. Sie kamen Truppweis bis auf 50 Schritt an die Reisenden heran und betrachteten sie neugierig, plötzlich aber wandte sich das ganze Rudel zur schnellsten Flucht, über den glatten Schnee mit bewundernswürdiger Sicherheit und in weiten Sprüngen hingaloppirend.

Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft; ihr Hauptnutzen besteht aber in einem feinen Flaum, der unter rauhem Deckhaar die zarte Haut schützt. Er ward schon zu den Zeiten der Inkas zu einem feinen seidenglänzenden Gewebe, Cumbi genannt, verarbeitet, dessen Schönheit und Dauer von den gleichzeitigen Schriftstellern äußerst erhoben wird. Es ist unsere heutige Vicogne-Wolle, die aber das Paca und Guanaco so gut wie das Vicunna liefert.

Als Lastthier scheint es mehr die Benennung Lama zu bekommen, wenn der Widder Urcos genannt wird. Es trägt auf dem dicken, höchst elastischen Rückenhaar ohne Packsattel 4 — 6 Arroben oder 100 — 150 Pfund, macht aber beladen nur 4 — 5 Leguas oder Stunden des Tags. Ueberladen legen sie sich nieder und sind durch keine Zwangsmittel wieder auf die Füße zu bringen. Abladen und mehrstündiges Schmeicheln hilft zuweilen, sonst aber muß das Thier erstochen werden. Im Zorn werfen sie den Speichel durch die gespaltene Oberlippe 4 — 6 Schritt weit gegen den Feind. Oft haben sie Bezoare im Magen. Sie werfen jährlich nur ein Junges und erreichen ein Alter von 25 Jahren. Gute Abbildungen von ihm sind selten, obgleich die Kaiserin Josephine zwei Lamas mehrere Jahre in Malmaison erhielt.

Dr. Schmidt.

Digitized by Google

Indianische Scenen und Sagen.

Schon bei dreihundert Jahren kämpfen die Ureinwohner Nordamerikas gegen die Ländeegier ihrer weißen Unterdrücker; man versprach ihnen Alles, allein nur selten hielt der Weiße sein Wort. Ist es denn nun wohl zu verwundern, daß diese früher so unschuldigen Naturkinder das Böse und Ungerechte, was ihnen oft widerfuhr, nach ihren Kräften vergelten, daß auch sie jetzt Trug und List anwenden und kaum geschlossene Verträge brechen, wie es ihre Gegner schon oftmals thaten? Seitdem Florida dem Bunde der Vereinigten Staaten einverleibt wurde, währt dieser Krieg, und Gott weiß, wenn die Metzelei ihr Ende erreichen wird. Ausgeschlossen von der Gemeinschaft ihrer weißen Brüder, suchen die armen Wilden Hilfe bei dem großen Geiste, der dem Unterdrückten beisteht, dessen Gericht den Unterdrücker vernichtet. Die Wälder und Sümpfe dieser unfruchtbaren Gegenden waren bisher nur ein großes Leichenhaus für die Weißen. Ohne Spitäler, ohne Magazine, ohne Land, das ihnen Früchte zum Unterhalte geben könnte, ohne Geld, sich ihre Kriegsbedürfnisse zu verschaffen, überhaupt — ohne irgend etwas, was dem civilisirten Krieger zu Gute kommt, finden diese letzten Reste einst mächtiger Stämme doch Mittel genug, um gegen die gesammte Macht des stolzen Staatenbundes sich behaupten zu können, und vergeblich waren seit den ritterlichen Zügen de Leon's und de Soto's bis auf den heutigen Tag alle Verfolgungen und Grausamkeiten, welche die Weißen verhängten, um dieses Land seinen rechtmäßigen Besitzern zu rauben. Tapfer und standhaft selbst im Unglück, zurückgedrängt in ihre Moorlande und Sümpfe, deren Besitz des vergossenen Blutes wahrlich nicht werth ist, sehen wir sie gleich Rasenden verzweiflungsvoll die letzte Handbreit des heimathlichen Bodens vertheidigen. Schon der Name dieser armen Wilden, gegen die so erbittert gekämpft wird, bezeichnet ihre Heimathlosigkeit so wie ihre tiefe Gesunkenheit. Als die Ueberbleibsel des mächtigen Urstammes, vertrieben von den alten Stätten ihres Glückes und ihrer Macht, kennt man sie jetzt nur noch unter der Benennung der „Seminolen“, das heißt: der Umherirrenden.

Selbst Generale von bewährtem Rufe, wie Duval, Scott und Armistead, haben sich in diesem Kriege keine Lorbeern erringen können. Die kleinen, überall zerstreuten Banden der Wilden beunruhigen die regulären Truppenmassen, umschwärmen sie, kommen ihnen zuvor oder agiren ihnen im Rücken, morden, beennen und plündern und werden so der Schrecken aller einzeln liegenden Plantagen. Längst haben sie wieder ihre Schlupfwinkel erreicht, ehe die Truppen sich nur erst sammeln konnten, und bleiben so der Rache stets unerreichbar. Ungeachtet dieser verübten Grausamkeiten, zu denen sie gleichsam durch die Gegner nur gezwungen werden, bewahren sie unter sich noch die alten Tugenden und äußern sie auch gegen jene Weißen, welche durch die Bande der Gastfreiheit mit ihnen verbunden sind, die ihnen in allen Fällen als geheiligt und unverletzlich erscheint.

Bertram, der Florida gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bereiste, erzählt, daß er in einer großen, stillen, mit dichten Gebüschen überwachsenen Ebene die spärlichen Reste des alten Hauptortes mächtiger Stämme antraf, welcher Alachua hieß. Jeder Schritt, den er hier that, überzeugte ihn, daß einst hier die Wohnungen gesitteter und edler Menschen gestanden haben. Hier waren die Einwohner des Landes einst glücklich im Verkehr mit den Weißen, denen sie die Felle ihrer Tiger und Bären, ihr Wachs und ihren Honig gegen Kleidungsstücke, Waffen und andere Geräthe vertauschten. Sie waren frei und ungebunden, spielten und jagten, waren gutmüthig und offen, und die Sagen, die sie aus dem Munde ihrer Aeltesten vernahmen, gewährt ihnen das größte Vergnügen. Sie kannten keinerlei Mangel, und nichts störte sie in dieser Zufriedenheit, bis die Ländergier der Weißen erwachte. Als im Jahre 1763 Florida von der Krone Spanien an England abgetreten wurde, fingen die Indianer an, sich von ihren Städten und Wohnplätzen zurückzuziehen und sich in das Dickicht der Wälder zu vergraben. Hier führten sie ein Nomadenleben, trieben Jagd und hüteten ihre Heerden, und von dieser Zeit an erhielten sie den oben erwähnten Namen der Seminolen.

Als die beiden Floridas*) den vereinigten Staaten einverleibt wurden, trug der damalige Gouverneur Duval große Sorge für die Civilisation der Indianer. Auf einer großen Versammlung, wozu er die verschiedenen Häuptlinge eingeladen hatte, trug er ihnen die Wünsche „ihres großen Vaters“ zu Washington vor, daß Schulen unter ihnen errichtet werden und ihre Kinder dieselbe Erziehung genießen möchten, wie die Kinder der Weißen. Die Häuptlinge lauschten, wie sie gewöhnlich thaten, und nachdem er geendet, erbaten sie sich einen Tag Bedenkzeit.

Am folgenden Tag gab nun Einer der Häuptlinge ungefähr folgende Antwort:

„Mein Bruder! Wir haben nachgedacht über den Vorschlag unsers großen Vaters, uns Lehrer zu senden und Schulen unter uns zu errichten. Wir danken Dir herzlich für die Theilnahme, die Ihr für unser Wohl zeigt, doch können wir nach reiflicher Ueberlegung dieß Anerbieten nicht annehmen, denn was für den weißen Mann paßt, schickt sich deßhalb noch nicht für den Rothen. Ihr Weißen sagt wohl, daß wir von demselben Vater und von derselben Mutter abstammen, aber da irrt Ihr gar sehr, es ist nicht ganz so, wie Ihr meint. Wir haben von unsern Alten gehört — und es erbte sich so vom Vater auf den Sohn fort und alle Stämme

*) Eine Halbinsel und ein Theil des Litorale, (Küstensaum) am nördlichen mexikanischen Golf, werden die beiden Floridas genannt. Es ist ein hügeliges Land, nach dem Innern fruchtbar, an den Gestaden Savannen. Der innerste Theil ist noch größtens Wildniß, Urwald u. s. w., doch nimmt die Cultur in neuester Zeit zu. 1817 hatten beide Floridas erst 6500 Einwohner und 10 Jahre spätee bereits 10mal mehr.

verehren die Sage — daß der große Geist zuerst den schwarzen Mann geschaffen hat. Es war sein erster Versuch und als solcher schon ziemlich gut, aber er war dennoch damit nicht zufrieden. Da machte er den zweiten Versuch: und dieß ward der rothe Mann. Der gefiel ihm schon besser, wenn er auch noch nicht ganz so war, wie er es wünschte. Er legte daher zum dritten Male Hand an's Werk und schuf nun den weißen Mann, welcher ihm vollkommen entsprach und ihn zufrieden stellte. Ihr sehet nun wohl ein, daß Ihr zuletzt aus der Werkstätte hervorgegangen seid, und ich nenne Euch daher mit Recht meinen jüngsten Bruder. Nachdem aber der große Geist die drei Männer geschaffen hatte, rief er sie zusammen und zeigte ihnen drei Büchsen. In der ersten waren Bücher, Bilder, Papier und dergleichen; in der zweiten Pfeil und Bogen, Messer und Tomahawk*), in der dritten Spaten, Axt und Hammer. Dieß, meine Söhne, sprach er, sind die Werkzeuge, durch die Ihr Euer Leben fristen sollt; wählet nach Eurem Geschmacke!"

„Sein Lieblingssohn, der weiße Mann, hatte das Vorrecht. Die Büchse mit den Arbeitsgeräthen würdigte er keines Blickes, aber auf die Waffen zum Kriege und zur Jagd warf er ein scharfes Auge, und schon zitterte der rothe Mann, dessen Herz an dieser Büchse hing. Nach langem Bedenken verwarf er endlich auch diese und griff nach der Büchse mit den Büchern. Nun kam die Reihe an den rothen Mann, und Ihr könnt Euch wohl denken, mit welcher Freude er Pfeil und Bogen, so wie den getreuen Tomahawk für seinen Antheil nahm. Der schwarze Mann mußte die übrig gebliebenen Arbeitsgeräthe nehmen und seit dieser Zeit müht er sich auch willig für uns Beide. Es ist daher ganz klar, daß der große Geist beabsichtigte: der weiße Mann solle lesen und schreiben können, so wie den Lauf des Mondes und der Sterne aus Büchern deuten und jedes Ding zu bereiten wissen, selbst den Rum und den Branntwein. Des rothen Mannes Bestimmung war es, ein tapferer Krieger und tüchtiger Jäger zu werden, aber von den Büchern sollte er nichts verstehen, sonst hätte der große Geist sie ihm ja gegeben, eben so wenig durfte er Branntwein zu machen verstehen, da er sich durch übermäßiges Trinken tödten konnte. Dem schwarzen Mann stand es allein zu, sich für den Rothen und Weißen zu plagen, da er das Arbeitszeug erhalten hatte. Wollen wir nun keine Unannehmlichkeiten haben, so bleibt uns nichts übrig, als den Absichten des großen Geistes nachzukommen. Lesen und Schreiben ist zwar recht gut für den weißen Mann, taugt aber gar nichts für den Rothen. Wenn jener besser dadurch wird, so wird dieser dadurch schlechter. Einige der Creeks und Cherokees**) lernten schreiben und lesen, und sind nun die größten Schurken unter den Indianern. Sie gingen nach Washington, um mit dem großen Vater wegen des allgemeinen Besten sich zu bereden, und das erste, was wir Andern davon erfuhren, war, daß der weiße Agent uns ein Stückchen Papier zeigte, was, wie er sagte, ein Vertrag war, welchen unsere Brüder, in unserm Namen, mit dem großen Vater abgeschlossen hatten, und da wir nicht wußten, was ein Vertrag sei, so erklärte er uns das Stückchen Papier und siehe da! es bedeckte einen großen Strich Landes, und so fanden wir denn: daß unsere Brüder, durch die Kunst lesen und schreiben zu können, ihre Häuser und Ländereien, so wie die Gräber ihrer Ahnen verkauft hatten, und daß es die weißen Männer durch die Kunst lesen und schreiben zu können, gewannen. — Sage daher dem großen Vater in Washington, daß es uns recht leid thut, seine Lehrer nicht unter uns aufnehmen zu können, denn Schreiben und Lesen bringt nur den weißen Männern Vortheile, taugt aber durchaus nichts für die Rothen."

*) Tomahawk, die Streitaxt der nordamerikanischen Wilden, die bei ihren festlichen Tänzen geschwungen wird und in ihren Kämpfen eine furchtbare Waffe ist.

**) Die Cherokees, Cherokesen, sonst auch Irokesen genannt, sind ein großer Indianerstamm, ursprünglich im Osten des Mississippi zu Hause. Keiner dieser Stämme hat sich bis jetzt der europäischen Civilisation so sehr angeschlossen. Die Creeks oder Muscogulgen sind ihre Stammverwandten und haben feste Wohnsitze. Beide Stämme haben bereits Schulen und zählen viele Proselyten.

Kein Theil der Vereinigten Staaten, selbst die Hochufer des Hudson*) nicht ausgenommen, kann sich solcher wilden und romantischen Ansichten rühmen, als Illinois sie bietet. An den Ufern der Flüsse, oft grade über dem Wasser erhebt sich schroff eine grauenerregende Felswand bis zu einer bedeutenden Höhe. Gewöhnlich ist der Rücken der entgegengesetzten Seite Wiesgrund, der mehrere Stunden weit sich ausdehnt und an dessen letztem Saume die blauen Conturen anderer Felsen sich aufthürmen.

Einer dieser Felsengebirgszüge beginnt zu Alton, einer in ihrer Kindheit sich noch befindenden Stadt dieses Staates, wie es deren noch so viele im großen Westen gibt — dann zieht er sich mit einigen Unterbrechungen viele Meilen entlang am linken Ufer des Illinois. Wer dem Laufe des Stromes von Alton aus abwärts folgt, bemerkt alsbald einen Hohlweg, durch welchen ein kleiner Fluß seine Gewässer in den Mississippi**) ergießt. Dieser Fluß ist der Piasa. Der Name ist, wie alle alten Namen in diesem Lande, indianisch und bezeichnet in der Sprache des Illinistammes „den Vogel, der Menschen verzehrt". In der That finden wir nahe an der Mündung, an einer glatten, sehr abschüssigen Felsenmasse, die fast unersteiglich ist, die Figur eines Vogels mit ausgespannten Flügeln ausgehauen. Dieß ist eben der Piasa, von dem der Fluß seinen Na-

*) Hudson, der Hauptfluß im nordamerikanischen Staate New-York. Sein Lauf beträgt 65 Meilen. — Illinois ist ein Theil des alten Ohiolandes, der 1803 an die Union kam, und 1818 zu einem neuen Staate gebildet wurde, der den Namen von dem ihn durchströmenden großen Flusse erhielt. Hat viele Binnenseen und im Nordwesten den Michigansee.

**) Missisippi, eigentlich Mettscha-Sippi, Mutter der Gewässer, der größte Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

men hat, und von dem die Sage bei allen Stämmen des obern Mississippi und bei denen, die das fruchtbare Land des Illinois bewohnen, im Schwange ist.

Viele tausend Monde, heißt es, vor der Ankunft der bleichen Gesichter, als die großen Magalonix und Mastodac*), die wir jetzt nur noch in ihren ungeheuern Skeletten bewundern, in diesem Lande der großen Wiesen noch lebten, fand sich auch ein Vogel von so ungeheuerer Größe bei uns vor, der einen ausgewachsenen Hirsch in seinen Fängen forttragen konnte. Einst hatte er Menschenfleisch gekostet und von da an genügte ihm keine schlechtere Aetzung. Er war so listig als stark, und warf er sich plötzlich und unvorhergesehen auf einen armen Indianer, so flog er mit Blitzesschnelle mit ihm nach einer jener Felsenhöhlen und verzehrte ihn dort. Hunderte von Kriegern versuchten es Jahre lang, ihn zu erlegen, doch immer vergebens. Ganze Dörfer wurden beinahe entvölkert und Bestürzung hatte alle Illini ergriffen. Da beschloß der Häuptling Onatoga, dessen Heldenruhm sich selbst schon über die großen Seen hinaus verbreitet hatte, sich dem allgemeinen Besten zu opfern. Er begab sich von seinem Stamme in die Einsamkeit, fastete einen ganzen Mond und betete zu dem großen Geiste, dem Herrn über Leben und Tod, zu schützen seine Kinder vor dem verderblichen Piasavogel.

In der letzten Nacht seiner Fasteuzeit erschien ihm der große Geist im Traume und befahl ihm, zwanzig seiner tapfersten Krieger auszusuchen, sie mit Bogen und vergifteten Pfeilen zu bewaffnen, und an einem Platze, den er ihm im Traume bezeichnete, zu verbergen. Unweit von diesem Schlupfwinkel sollte sich Einer als Opfer preisgeben und dem Angriff des Vogels bloßstellen, wo ihn dann die Andern erlegen könnten.

Als der Häuptling Morgens erwachte, dankte er demüthigst dem großen Geiste für die ihm erwiesene Huld, und zu seinem Stamme augenblicks zurückkehrend, verkündete er den Traum, welchen er gehabt. Alle wollten nun Theil an diesem Kampfe nehmen; Alle sich zum Wohle der Brüder opfern. Doch unterwarfen sie sich endlich den Anordnungen Onatogas, der vom großen Geiste geleitet wurde. Er wählte zwanzig Männer aus dem Haufen und verbarg sie an dem bezeichneten Orte. Er selbst aber stellte sich muthig der Felsenhöhle gegenüber und begann des Kriegers Todtenlied zu singen.

Der Piasa hatte dieß kaum bemerkt, als er sich hoch in die Lüfte schwang, um desto gewaltiger auf den Häuptling zu stoßen. Noch aber war das Opfer nicht erreicht, als schon jede Bogensehne schnellte und jeder Pfeil in seinen Körper drang. Der Piasa stieß einen fürchterlichen Schrei aus, der von dem anderu Ufer wiederhallte, und fiel todt nieder. Onatoga war unversehrt; weder ein Pfeil noch ein Fang des Unthiers hatte ihn erreicht. Der Herr über Leben und Tod, der das edle Gemüth des Helden bewunderte, hatte ihn beschützt mit seinem unsichtbaren Schilde, und zum Andenken an dieses Ereigniß wurde des Vogels Bild in den Stein gehauen.

So weit die Sage. — Der Vogel im Stein ist noch heutigen Tages zu sehen, auf einer Höhe, die nur mit höchster Lebensgefahr zu erklimmen ist, und noch jetzt feuert der Indianer seine Büchse auf den Vogel ab, wenn er in seinem Canoe vorüberfährt. Unzählig sind die Schießmale auf diesem Felsen.

Zu Ende Mai des vergangenen Jahres besuchten ein Paar Freunde in Philadelphia — denen der Mittheiler dieser Zeilen gegenwärtige Berichte verdankt — jene Abhänge an der Mündung des Illinois, unterhalb des Piasafelsens. Ihre Neugier war vorzüglich darauf gerichtet, die Höhle zu untersuchen, wohin der Vogel seine unzähligen Opfer geschleppt haben soll. — Unter der Leitung eines guten Führers, der einen Spaten trug, unternahmen sie ihren Ausflug. Der Weg war sehr beschwerlich; einmal standen sie an einer Schlucht von mindestens hundert und fünfzig Fuß Tiefe und fanden kaum so viel Platz, um ihre Füße zu stellen. Die Felswand, die jeder Zerstörung trotzte, thürmte sich noch hoch vor ihnen empor; unter ihnen donnerten die wilden Fluthen des Stromes. Nach unsäglicher Mühe nud Gefahren aller Art erklimmten sie endlich die Höhle. Mit Hilfe eines langen Pfahles, den sie von ihrem Standpunkte mit dem Eingange in Verbindung setzten, erreichten sie diesen, indem sie darauf hinrutschten. Ueberrascht traten sie nun ein — denn sie befanden sich in einem Heiligthum der Natur. In stiller Majestät rollte unten der Strom, über ihnen wölbte sich eine ungeheuere Ceder, die ihre Zweige weithin zum Abgrunde verbreitete, auf der höchsten Felsspitze saß ein Adler. Außer den Reisenden war er das einzige lebende Wesen. Eine heilige Ruhe ergoß sich über die ganze Scene; keine Wolke verdunkelte des Himmels tiefes Blau, kein Lüftchen wehte und die unter uns liegende Landschaft ringsum war noch jene alte Wildniß, wie sie hier überall war, ehe die Hand des Weißen sie bearbeitet hatte. Das Dach der Höhle war gewölbt und ihr Durchschnitt mochte 30 Fuß messen. Das Merkwürdigste war jedoch, daß der ganze Boden wirklich aus Menschengebeinen gebildet wurde; auf Schädel und andere Knochen traten unsere Füße, und wir wissen nicht genau anzugeben, wie tief sie wohl liegen mochten. Die wenigen Fuß tief, die wir gruben, fanden wir immer noch nichts Anderes als diese Knochen. Hier müssen die Reste von Tausenden ruhen, doch wie sie auf diese Felsen kamen und zu welchem Zwecke, blieb uns ein Räthsel, dessen Lösung wir bis jetzt nicht finden konnten.

Einige hundert Schritte von dem kleinen Strome, welcher bei den Weißen unter dem Namen der Line-Creek bekannt, das Gebiet der Stämme Muskogees oder Creeks vom Staate Alabama trennt, stand noch vor Kurzem eine verfallene Blockhütte. Als ich diese wilden Gegenden bereiste — schreibt mir ein Freund — kam ich auch an diesem verlassenen Platze vorbei. Die Wände waren von Rauch geschwärzt und theilweise

*) Urweltliche Thiere, von ungeheuerer Größe; der vorweltliche Elephant. Einzelne Theile, Stoßzähne, ganze Gerippe endlich sind gefunden worden. Siehe Jahrgang 1842, pag. 167.

Digitized by Google

schon dem Einsturze nahe. Es war kein Dach mehr vorhanden, nur ein Theil des Schornsteines erhob sich noch, der, nach Landessitte, aus gespaltenen Stäben erbaut war, die inwendig stark mit Lehm überworfen waren. Die Umzäunung eines kleinen Feldes, das noch Spuren ehemaligen Fleißes zeigte, war eingefallen nnd Schilfgras und anderes Unkraut wucherte üppig auf der Stätte, wo der Pflug einst seine Furchen gezogen. Das Dunkel der Nacht begann sich um uns zu verbreiten; der Magnolien dichte Wände verdüsterten noch diese Einöde und die sich weit ausdehnenden Sümpfe der Line-Creek entsendeten ihre ungesunden Dünste, so daß das ganze Bild uns die Stille des Todes vor die Sinne brachte. Obgleich durch längeres Reisen schon an diese schauerhafte Einsamkeit der Wildniß gewöhnt, fühlte ich mich hier doch ganz besonders unheimlich durch die eigenthümliche Trauer, die um diesen Platz brütete, und unwillkürlich hielt ich in düsterer Schwermuth die Zügel meines Rosses an. Mein Gefährte, der eine kleine Strecke voraus war, sah sich erschreckt um, als er den Hufschlag meines Pferdes nicht mehr vernahm, und ritt zurück, wo ich hielt.

„Hier, sagte er, ist Riley's Grab. Deine Augen sind auf diesen aufgeworfenen Erdhügel, auf jenen abgestorbenen Baumstamm gerichtet, wo der Mörder fiel und begraben liegt."

Da ich erst kurze Zeit im Lande, noch nicht mit den Legenden dieser wilden Region bekannt war, so bat ich meinen Führer, mir die Geschichte zu erzählen, und horchte mit großer Theilnahme dieser Sage von der Rache und der Reue, die ein so vollkommenes Characterbild der Einwohner liefert.

„Barney Riley, wie ihn die Weißen nannten, seinen indischen Namen hatte mein Gefährte vergessen, war der Häuptling eines Stammes der Uppercreeks. Aus der Ehe eines Weißen und einer Indianerinn entsprossen, war er geistreicher als die sogenannten Vollblutindianer, und stand daher in großem Ansehen unter seinen Genossen. Da er durch Bande der Freundschaft und des Blutes an dem Volke seines Vaters hing, so kämpfte er auch mit den Seinen unter dem Banner der Vereinigten Staaten. Tapfer und ausdauernd, gewohnt Gefahren zu begegnen und Hindernisse zu besiegen, führte er seine Krieger immer dahin, wo die Schlacht am stärksten wüthete, und seine Verdienste wurden nicht nur allenthalben anerkannt, sondern Riley's Name glänzte unter den ersten in der Liste, welche der Befehlshaber des Heeres dem Senate einschickte. Nach geschlossenem Frieden kehrte er zu seinem Volke zurück, geehrt von seinem großen Vater zu Washington. Er ließ sich häuslich nieder, um seine Felder zu bauen und nach alter Landessitte der Jagd obzuliegen. Obgleich er schon ein thatenreiches Leben durchgekämpft hatte, war Riley doch kaum den Jünglingsjahren entwachsen; er heirathete jetzt eine junge Indianerinn und lebte zufrieden und glücklich.

„Die fruchtbaren Gefilde an den obern Gewässern des Alabama, die von Riley's Stamme abgetreten wurden, zogen bald viele der östlichen Nachbarn an, sich hier niederzulassen, und ganze Karavanen erschienen von den fernen Küsten des Oceans in diesem schönen Gebiete des Westens. Der ungeheuere Strich am Oakmulgee bis zu den Niederungen am Mississippi war noch eine vollkommene Wildniß und manch unruhiger Geist unter den besiegten Stämmen schnaubte Rache gegen die weißen Unterdrücker. Das Reisen in dieser Gegend war daher gefährlich und unsicher, und konnte man nicht eine größere Anzahl Reisender zusammenbringen, so suchte man Schutz unter dem Geleite eines berühmten Krieger-Häuptlings, dessen Name allein schon oft zum sichern Schirme zu dienen vermochte.

„Patrik L..., den ich persönlich kannte, war durch manchfache mißglückte Spekulationen dahin gebracht worden, mit dem Wenigen, was er aus dem Schiffbruche gerettet, sich in diesen fernen Gegenden eine neue Heimath zu gründen. Männlich und freigesinnt, sein Herz offen für Liebe und Freundschaft, ward er von Allen geliebt, die ihn kannten, und manche Thräne fiel, als der rechtliche Mann durch sein ungünstiges Schicksal gezwungen ward, aus seinen alten Verhältnissen zu scheiden. Patrik war ein Waffengenosse Riley's gewesen, er kannte seinen Muth und seinen edlen Sinn, und daher ließ er sich unter seinem Schutze nieder, um dem Boden Unterhalt abzuzwingen und sich wieder von Neuem des Lebens zu freuen.

„Patrik hatte den Fehler, sehr jähzornig zu seyn, und obgleich er im nächsten Augenblicke bereit war, sein Unrecht einzugestehen, ja selbst Abbitte zu leisten, so konnten doch Fälle sich ereignen, die nicht auf so leichte Weise zu sühnen waren. Aus einer unbedeutenden Ursache entstand einst Streit zwischen ihm und dem Häuptling. Patrik vergaß sich so sehr, seinen Freund in's Gesicht zu schlagen. Der Wilde erwiederte die Schmach nicht auf der Stelle, aber finstre Falten zogen sich um seine hohe Stirne zusammen, und stillschweigend entfernte er sich von seinem bis dahin so geliebten Freunde; eine gräßliche Rache brütete er gegen den Schänder seiner Ehre.

„Er erwartete ihn an den Ufern jenes Baches; sein Rohr, das niemals fehlte, traf auch diesmal gut, und Patrik sank von der Hand dessen, von dem er den Tod wohl nicht erwartet hatte. Erschreckt flohen sogleich des Ermordeten Sclaven nach allen Seiten und verkündeten überall die furchtbare That. Riley wußte, daß die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße folge und daß der große Geist ihn überall zu finden wisse. Er that daher keinen Schritt, um seinem Schicksale zu entgehen. Die Gesetze der Wiedervergeltung sind einfach und streng unter diesen Naturmenschen: Blut für Blut. — Er wurde vorgeladen und gestand dem Gerichte unerschrocken sein Verbrechen ein. Eine tiefe, nagende Reue hatte ihn ergriffen und leitete seine Geständnisse; er wünschte als Sühnung zu sterben. Als seine Richter sich auf dem Platze versammelt hatten, um sein Urtheil zu sprechen, redete er sie mit den Worten an:

„„Väter! Ich habe gemordet meinen Bruder, mei-

Digitized by Google

nen Freund. Er schlug mich und ich tödtete ihn. Dasselbe Ehrgefühl, das mir verbot, die Beleidigung hinzunehmen, ohne mich zu rächen, verbietet mir auch, die That zu läugnen oder durch Flucht Eurem gerechten Urtheilsspruche mich zu entziehen. Väter, ich bitte nicht für mein Leben. Ich habe es durch das Gesetz verwirkt und biete es willig an für das, welches ich einem Andern raubte. Meine einzige Bitte ist: Laßt mich den Tod des Kriegers sterben. Laßt mich nicht sterben wie einen Hund, sondern dem Tode kühn die Spitze bieten, wie es einem Manne ziemt, der ihn nicht fürchtet. Ich bin ihm oft im Schlachtgetümmel begegnet, mir ist er ein alter, nun willkommener Bekannter. Ich bebe nicht zurück vor ihm. Väter, begrabt mich, wo ich falle, und Niemand traure um den Mann, der seinen Freund tödten konnte. Er hatte an meiner Seite gefochten und vertraute mir; ich liebte ihn und hatte geschworen, ihn zu beschützen.“ — —

„Er war mit seinem schönsten Kriegerschmucke angethan. Mit Wehmuth im Blicke wandte er sich nach der Stelle, wo sein treues Weib weilte, und langsam und ernst, sein Todtenlied singend, in dem er seiner Heldenthaten erwähnte, schritt er auf die Richtstätte zu. Im Angesichte seines versammelten Stammes setzte er sich unter jenen alten Baum, und das Auge auf die untergehende Sonne gerichtet, öffnete er das reichgestickte Hemde, das seine Brust bedeckte, kreuzte darauf die Arme über dieselbe, und gab mit lauter Stimme das Todeszeichen. Sechs Kugeln drangen durch seine Hände in die Brust und er sank rückwärts, ohne sich mehr zu rühren. Er wurde begraben, wo er fiel, und jener Erdhügel ist die Stelle, wo er sein Verbrechen büßte und wo seine Gebeine ruhen. Jene Hütte, die jetzt in Trümmer zerfällt, wurde für seine Wittwe gebaut, die ihr trauriges Leben noch einige Winter hindurch schleppte. Kein Lächeln kam mehr über ihre Lippen, sie mischte sich nie mehr unter die Leute in den nächsten Ansiedlungen, und wenn Abends das Dunkel hereinbrach, sah man sie auf dem Grabe sitzend, mit heiserer Stimme Riley's Thaten besingend. Jetzt ruht sie bereits lange an der Seite ihres Gatten.

„Die Indianer meiden diesen Platz, auf dem der Geist des Mörders wacht, und naht sich einer demselben, wenn ihn seine Straße vorüberzieht, so betet er leise zum großen Geiste und eilt weiter.“

Und auch wir gaben hier unsern Rossen die Sporen und befanden uns bald außerhalb des dichten Gehölzes dieser verlassenen Gegend. — —

So weit der Bericht eines Freundes. — Dergleichen Mittheilungen zeigen aber deutlich, welche einfache Tugenden wie: Edelmuth, Unerschrockenheit, Dankbarkeit, Offenheit, Kühnheit und Treue bei jenen Menschen anzutreffen sind, die wir noch immer in Bezug auf unsere Ueberverfeinerung Wilde nennen*).

*) Diese Schilderungen sind einem Privatschreiben aus Philadelphia an den Einsender entnommen.

A. Lewald.

Vorweltliche Polypen.

Bei einiger Aufmerksamkeit kann es uns nicht entgehen, daß die Natur nirgends Sprünge macht, und, so unendlich mannigfaltig auch ihre Geschöpfe sind, das Wesen und die Gestalten der Verschiedenartigsten doch durch sanfte Uebergänge in einander verschmelzen. Wie so weit getrennt erscheint die Art und Form des vierfüßigen Säugethiers, welches sich der Luft und Sonne freut, und des, in des Meeres Gründen lebenden Fisches. Da vereinen sich die rückwärts gestreckten Hinterfüße mit dem verbreiterten Ruderschwanz der Robbengattungen, denen Luft und Sonne des flachen Strandes und der See blaue Wogen gleich nothwendig sind. Noch eine Stufe weiter athmet der ungeheuren Wale Geschlecht in hoher See und säugt seine ungeschlachten Jungen mit zärtlicher Mutterliebe, wenn der Fisch die eigne Brut nicht mehr erkennt und nicht von ihr erkannt wird. — Neuhollands noch nicht ganz bekannter Ornithorhynchus ist mit Haaren bedeckt und hat vier Schwimmfüße; das Maul aber ist ein Entenschnabel und er legt und brütet seine Eier. — Die Auster lebt ihr niedres Dasein mit einer wenig vom Fels verschiedener Schale, an dem sie, ohne willkürliche Ortsbewegung, klebt. Aber die schier formlose Bewohnerin der steinigten Schale bekommt in andern ähnlichen Gattungen mehr und mehr Ausbildung; das rauhe unschöne Gehäuse streckt und biegt sich in sich selbst zur zierlichen Meerschnecke, deren Farbenpracht jedes Auge ergötzt.

Die Grenze zwischen Pflanzen- und Thierwelt bilden die zahlreichen Geschlechter einer Thiergattung, die wir Zoophyten — Pflanzenthiere benennen. Aber, wie die Pflanze mit der Wurzel ihre Nahrung im Boden sucht, von welcher der Saft ernährend, hauptsächlich durch Gefäße, die dicht unter der Rinde des Stammes liegen, bis zu den zarten Zweigen aufsteigt: so dient die Wurzel dem Polypen nur als Befestigungsmittel, die lebendige Rinde des Stammes erstarrt zum kalkigen Stock, in dessen Mittelpunkt die Saftröhre den Nahrungssaft leitet, der der lebenden Beute, welche die umklammernden Zweige fingen, in der Krone des Stammes, hier der Magen, entsogen ward.

An den Untiefen der Meere finden wir häufig Stämme von Bäumen, die, wahrscheinlich aus fernen Gegenden hergeschwemmt, hier antrieben. Auf ihnen setzten sich die Pentacriniten, eine vorweltliche Polypengattung, die sich in seltenen Exemplaren in den unteren Schichten des Liasschiefers findet, mit ihrer Wurzel fest; und zuweilen finden wir mehrere Stiele aus einer gemeinschaftlichen Wurzel sich familienweise erheben. Die Wurzel ist knollig aus feinen Fäden, deren jeder wie ein verkleinerter Stiel unter dem Vergrößerungsglase erscheint, zusammengeballt, klebt aber nur auf der Oberfläche des überwachsenen Stammes, und dringt nie in sein Inneres ein. Aus ihr erhebt sich der Stiel, welcher aus lauter einzelnen Gliedern besteht, deren jedes etwa $^1/_4$ Linie dick ist. Sie sind, wie der ganze aus ihnen gebildete Stiel, abgerundet fünf-

Digitized by Google

eckig. Ihre Gelenkflächen haben eine zierliche Zeichnung, welche eine fünfblättrige Blume oder Stern darstellt. In der Mitte durchbohrt alle der runde Nahrungskanal. Im lebenden Zustande mögen sie knorpicht, und mit einer weichen sehr elastischen Haut überzogen gewesen sein; wir finden das Ganze, vom umgebenden Schiefer befreit, zu einer weißen, spröden Kalkmasse verändert. Oft ist der Stiel mannigfach gebogen und 5—8 Fuß lang. Er endet in einen fünfeckigen Knopf mit herabgebogenen Spitzen, aus welchem sich eine Menge mehr und mehr sich verzweigender Aeste erhebt, deren Seiten mit zarten Federbärten besetzt sind, so, daß das Ganze einem Büschel schöner Straußfedern nicht unähnlich erscheint. Ließ nun das Thier, auf dem überaus biegsamen Stiel, die reiche Federkrone im stillen Meerwasser ausgebreitet spielen, und gelangte seine Beute so in den Bereich dieses lebenden Netzes: so zogen sich die umschlingenden Arme plötzlich zusammen, um sich erst nach der Aufsaugung alles Verdaulichen wieder zu öffnen und das Gerippe auszuwerfen.

Aber auch diese schönen Thiere hatten ihre Feinde; oft trifft man Stengel, von denen die Federkrone ganz oder theilweis abgefressen ist, und deren nackte und verstümmelte Rippen eng sich zusammendrückten. Eine Spur von Wiedererzeugung habe ich nie bemerken können, obgleich ich dergleichen Stücke, der überaus großen Reproductionskraft anderer Polypen gedenkend, oft und genau untersuchte.

Aeußerst selten kommt noch die Federkrone einer andern Gattung, des **Pentacrinites Briareus**, vor, nach jenem hundertarmigen Riesen so benannt, weil der Stiel eine Menge Seitenfäden oder Hülfsarme hat. Die Blume deckt zuweilen eine Platte von 4—5 Quadratschuhen. Ein englischer Gelehrter, Buckland, glaubt, der Briareus sei frei herumgeschwommen, welches aber, mindestens gesagt, höchst unwahrscheinlich ist.

Von den übrigen Pentacrinitarten, **P. scalaris, basaliformis, pentagonalis, jurensis** u. s. w., kennen wir nur die Stiele oder einzelne Gliedertäfelchen, die sich durch ihre Form und die Zeichnung der fünfstrahligen Blume darauf, unterscheiden, nicht aber die Federquaste.

Ein ähnliches schönes Pflanzenthier finden wir im Muschelkalk, einer tiefer liegenden großen Schichtengruppe erhalten, in welcher die Vorsehung unerschöpfliche Lager von Salz niederlegte. Es ist dies der **Lilienenkrinit, Encrinites liliformis**. Seine Stengelsäule besteht aus runden Gliedern und seine Krone hat schier die Form einer Lilienknospe.

Die untersten Täfelchen der Krone, mit welchen sie auf die Säule oder dem Stiele aufsitzt, heißt man das **Becken**: die Täfelchen des nächsten Gliederkreises werden **Rippenglieder** genannt, zwischen welchen unregelmäßig sich **Zwischenrippenglieder** einkeilen. Jetzt theilt sich die Krone in **Arme**, welche aus **Schulterblättern** und **Zwischenschulterblättern** entspringen; diese spalten sich in **Finger** und **Fühler**.

Die Arme und Finger des Lilienenkrinits nehmen zwar, dem Pentakrinit gegenüber, nur einen kleinen Raum ein, waren aber gleichfalls ausbreitbar und zum Fange der Beute bestimmt. In einzelnen Schichten war dies Thier so häufig, daß sie völlig aus den auseinandergefallenen Stielgliedern zu bestehen scheinen, welche **Sonnensteine, Rädersteine** oder **Trochiten** genannt werden. Das ganze Dorf **Tulau** bei Schwäbisch Hall ist aus einer solchen Schicht erbaut. — Welch eine Masse untergegangenen Lebens!

Weitere ähnliche Thierpflanzen aus der obersten Schicht der **Schwabenalp**, dem **Coralrag**, dessen überaus nette Corallenbildungen wir wohl später durchsehen, sind:

Der Nelkenkrinit, Eugeniacrinites caryophyllatus. Auf kurzem, glatten, von oben nach unten sich verjüngendem Säulenstiel, sitzt die einem Blüthenkelch ähnliche Krone auf rundem **Becken**, welches fünf Strahlen zeigt und fünf Ecken wie Blumenblätter vorschiebt. Der Scheitel ist zehnstrahlig und trichterförmig vertieft. Der Körper wird selten $^1/_2$ Zoll dick.

Der Solanocrinit. Die Säule ist nach unten verjüngt und dicker wie lang. Das Becken ist fünfeckig, der Körper durch zehn Längsrippen getheilt, welche durch Querleisten gegittert werden, hat das Ansehen eines niedlichen Körbchens. Der Scheitel ist wie beim Vorigen gegen den runden Nahrungskanal trichterförmig vertieft. Wohl nur unbedeutend konnten sich diese Geschöpfe auf ihren kurzen Stielen bewegen; und so scheint es, daß sie ihre Nahrung durch Einschlürfen des Wassers in den trichterförmigen Mund einzogen.

Der Apiocrinit. Auf rundem Stiel, dessen Glieder mit feiner Sägennaht in einander greifen, liegt auf funftheiligem Becken der rundliche Körper mit fünf Armen und Fingern. Beschädigte Säulenstücke überziehen sich mit einer schwieligten Rinde, die wie von oben herabgeflossen bis auf die Wurzel sich herabgießt, und so uns ein Zeichen der Art der Wiedererzeugung gibt. Doch ist auch durch die Rindenschwiele jeder Gliedabsatz, deutlich getrennt, sichtbar.

Wir haben mehrere Apiocrinitarten, z. B. der **Mispelförmige**, der **Miller'sche**, der **Längliche** u. s. w.

Den Körper des **Rhodocriniten** kennen wir nicht, sondern nur seine dornigten Stengel.

Wie so unendlich mannigfach sind die Weisen und Bildungen, durch welche jeder Raum der Schöpfung mit Leben erfüllt ward; wie greift ein Glied in das andere um die Kette zu bilden, deren letzter Ring am Thron des Unbegriffenen hängt. Jedes ist nothwendig im ewigen Haushalt des Weltkörpers, der selbst als Punkt in den Myriaden der Himmel verschwimmt. Und der Mensch, dem das erhabene Licht der Vernunft dies alles deutlich macht, kann eitlen Stolz, nichtige Selbstsucht im Herzen nähren!

Dr. Schmidt.

Digitized by Google

Cikaden.

(Taf. 19.)

Die Cikaden bilden die zweite Zunft der VI. Insekten-Ordnung (Oken). Es sind sehr artige Thierchen, und es gibt unter ihnen Gattungen von ansehnlicher Größe. Im Allgemeinen haben sie das Ansehen eines Nachtschmetterlings mit zusammengelegten Flügeln. Sie sind ausgezeichnet durch einen sehr großen Kopf und große Augen. Die Fühler sind fein und der Hinterleib sehr dick, letzterer ist kürzer als die Flügel, welche ihn beim Sitzen gänzlich bedecken. Die meisten Cikaden haben Springfüße, und die Männchen unten am Bauche ein Stimmorgan. Dieses Organ besteht aus einer gefalteten und über einen Ring gleich einem Trommelfell gespannten Haut; durch eine Muskeleinrichtung werden die Falten dieser Haut angespannt und losgelassen, und es entsteht dadurch ein singender Ton, welcher bei manchen Gattungen sehr stark ist und einer derselben ihren Namen gegeben hat. Das Weibchen der Cikaden ist dagegen mit einer Legsäge versehen, welche am Ende des Leibes in einer Scheide liegt und dazu dient, Löcher ins Holz zu schneiden, um die Eier hineinzulegen, wozu sie meist das abgestorbene Holz verschiedener Bäume wählen. Die Fortpflanzung und Verwandlung ist wie bei den Schmetterlingen, nur haben die Puppen, welche in der Erde stecken, mehr Beweglichkeit und nehmen wahrscheinlich auch in diesem Zustande durch Saugen an den Wurzeln Nahrung zu sich. Ihre vollständige Entwickelung erfolgt innerhalb eines Jahres, wovon die längste Zeit auf die Puppe kommt. Die vollkommenen Insekten leben auf Bäumen, deren Säfte sie saugen. Sie fliegen lebhaft umher, besonders an heitern Abenden. Manchmal sind sie in ungeheurer Menge vorhanden und im nächsten Jahre darauf findet man oft keine einzige. Ihre Färbung ist in der Regel schön und lebhaft.

Von europäischen Gattungen ist unter den Singcikaden die gewöhnlichste die Mittlere (Cicada orni). Sie ist ungefähr einen Zoll lang, schwarz und gelb gezeichnet, auf den Vorderflügeln stehen schwarze Düpfel und die Bauchringel haben röthliche Fugen. Diese Cikade findet sich im südlichen Europa häufig, in Frankreich, Spanien, Italien und Griechenland. Sie ist auch in Aegypten zu Hause und wurde einzeln auch schon im mittleren Deutschland angetroffen. Sie lebt auf Bäumen, deren Saft sie genießt und sie zu diesem Behufe ansticht; besonders liebt sie Aeschen und Oliven. Den Aeschen entfließt an der Stelle des Stiches ein süßer Saft, welcher vertrocknet Manna heißt und bei uns bekanntlich im Arzneigebrauche stehet.

Die Cikade läßt ihren Gesang während der warmen Jahreszeit beständig hören. Eine ihr nahe stehende, etwas größere Gattung ist die große Singcikade (Cicada plebeja), gelblich und dunkelbraun gefärbt und an denselben Orten vorkommend. Von dieser Gattung haben wir unter Figur 2 den Leib des Männchens mit den Stimmwerkzeugen, und unter Fig. 3 den des Weibchens mit der Legsäge abgebildet.

Eine sehr schöne und große Cikade sehen wir in Figur 1 unserer Tafel. Sie ist in Ostindien zu Hause, wo es noch viele Gattungen dieses Geschlechts gibt.

Wenn man im Sommer einen Spaziergang in's Freie macht, so findet man an verschiedenen Pflanzen und Gräsern Klumpen eines weißen Schaums, in welchen die frischgetriebenen Zweige gehüllt sind. Diese Erscheinung zeigt sich am häufigsten auf Weiden, welche auf Wiesen oder an Fluß- und Bachufern stehen. Der Schaum gleicht einem weißen Speichel voll Bläschen und verdankt seine Entstehung einer Cikade, welche die Schaumcikade (Cicada spumaria) heißt. In jedem Schaumklümpchen stecken 3—8 Larven dieser Cikade, welche die Zweige anstechen und durch beständiges Saugen das Austreten des Saftes veranlassen, der sich zugleich als Schaum um sie herum legt und sie gegen die Angriffe von Raubinsekten sichert. Wenn die Sonne stark einwirkt und dadurch ein schnelleres Aufsteigen des Saftes in den Bäumen bewerkstelligt, so häuft sich dieser Saft so stark an, daß er in Form wässeriger Tropfen herabfällt. Es ist nicht übertrieben, wenn man dies Abträufeln der Schaumklümpchen mit einem leichten Regen vergleicht, denn es ist an Orten, wo die Schaumcikade in Menge vorkommt, wirklich so stark.

Die Larven sind gelbgrün und haben 6 Füße, womit sie sich sehr schnell bewegen können. Der um sie her angehäufte Saft wird erst von ihnen eingesogen und geht mithin durch ihren Leib, ehe er den Schaum bildet. Nachdem sich die Larven einige Mal gehäutet haben, verwandeln sie sich in Puppen mit langen, zweiklauigen Füßen, zwei feinen Fühlern und einem langen Saugschnabel. In diesem Zustande dauert das Saugen immer fort, der Schaum verliert sich jedoch gegen das Ende des Sommers immer mehr und vertrocknet endlich gänzlich im August. Zu dieser Zeit nämlich streift die Puppe ihre Haut, bekommt Flügel und ist mithin ein vollkommenes Insekt, welches anfänglich grün ist, bald aber eine dunkelbraune Farbe annimmt, meist mit zwei weißlichen Flecken auf den Vorderflügeln. Im Spätjahr findet man diese Thiere in Menge. Sobald man sich ihnen nähert, machen sie Sprünge von mehrere Fuß Höhe und mit solcher Schnelligkeit, daß es schwer ist, sie zu fangen. Sie legen um diese Zeit ihre gelblichen Eier an die Zweige, welche überwintern und im Frühjahre auskommen. Die Cikaden aber sterben gegen den Winter.

Auch auf dem Maulbeerbaum findet sich eine Schaumcikade.

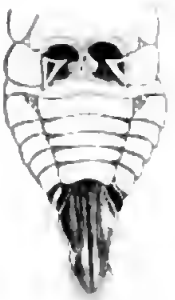
Eine sehr merkwürdige Cikade ist die Heuschreckencikade (Cicada septemdecim), welche sich fast im ganzen nördlichen Amerika findet, eine schwarze Farbe hat und ungefähr 1½ Zoll lang ist. Man hat von ihr behauptet, sie erscheine nur alle 17 Jahre. Sie sind nämlich in gewissen Jahren so häufig, daß alle Bäume von ihnen bedeckt sind und der Lärm, den sie verursachen, so groß ist, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hören kann. Sie stecken mehrere Fuß tief in der Erde und erscheinen in einer Nacht plötzlich, nachdem man

Digitized by Google

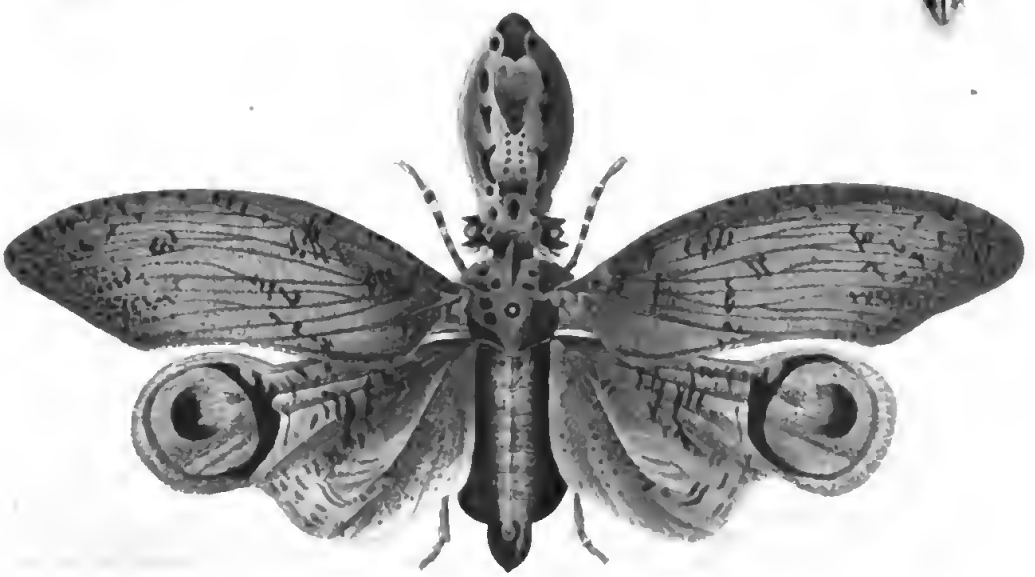
1.

2

3



4.



Lith. Anst. v. C. Schaab in Stuttgart

Digitized by Google

zuvor keine gesehen hat. Ihre Anzahl ist so groß, daß die Erde ganz durchlöchert erscheint. Ungeachtet aber der ungeheuren Anzahl dieser Thiere und ungeachtet des Umstandes, daß ein einziges Weibchen gegen 1000 Eier legt, sieht man doch in vielen darauf folgenden Jahren gar keine, eine Erscheinung, die man sich noch nicht hat erklären können. Insektenfressende Säugethiere und Vögel sind nach diesen Cikaden sehr begierig und scharren die Erde auf, um ihrer habhaft zu werden. Auch die Wilden sammeln sie in Menge, um sie zu essen.

Es erscheinen diese Thiere im Mai, bleiben ungefähr sechs Wochen und verschwinden dann wieder. Sie kommen jedoch nicht als vollkommene Insekten aus der Erde, sondern als Puppen, setzen sich an Sträuchern und andern Pflanzen fest und verwandeln sich hier erst in vollkommene Cikaden.

Eine interessante Abtheilung unter den cikadenartigen Insekten bilden die sogenannten Laternenträger. Ihr Bau stimmt wesentlich mit dem der eigentlichen Cikaden überein, sie haben aber gerade vor der Stirn eine blasenförmige Verlängerung, welche man mit einer Laterne verglichen hat, weil sie der Sitz eines phosphorartigen Lichtes ist, welches diese Insekten bei Nacht verbreiten sollen. Frau Merian, eine eifrige Naturforscherin, welche sich lange Zeit in Surinam aufgehalten, sagt: es wären ihr durch Eingeborene eine Menge dieser Thiere gebracht worden, deren leuchtende Eigenschaft sie damals noch nicht gekannt habe. Sie habe solche in einer Schachtel aufbewahrt, diese aber des Nachts, durch das darin entstandene Geräusch hiezu veranlaßt, geöffnet und mit Staunen wahrgenommen, daß die ganze Schachtel in Flamme zu stehen schien. Einige Gelehrte, welche diese Thiere an Ort und Stelle beobachtet, widersprechen aber der Erfahrung der Frau Merian und erklären das Leuchten der Laternenträger für eine Unwahrheit, und auch Oken sagt, es wäre nicht einzusehen, was eine solche Laterne vor den Augen dem Thiere nützen könnte. Diese Anmerkung scheint mir aber nicht zulänglich. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß die Larven der Leuchtkäfer, die sogenannten Johanniswürmer, so wie auch viele andere Thiere ein phosphorisches Licht verbreiten, ohne daß wir den Grud dieses Leuchtens anzugeben vermöchten. Die Laterne ist hohl und sie läßt sich jedenfalls einfacher als Leuchtorgan annehmen, als einem andern Zwecke entsprechend. Die Beobachtung der Merian wird von dem größern Theil der Eingebornen unterstützt, und es ist daher wahrscheinlich, daß die leuchtende Eigenschaft nur zu gewissen und unbekannten Zeiten, vielleicht auch nach der Zeit und dem Alter des Thieres bei diesem anzutreffen sei. Auch in Europa gibt es eine hierher gehörende, nicht leuchtende und seltene Gattung, welche nicht viel größer als die Schaumcikade ist.

Die auf unserer Tafel abgebildete Gattung, Figur 4, ist der in Amerika gemeine Laternenträger (Fulgora laternaria), welcher nach Färbung und Größe naturgetreu dargestellt ist. Es ist dieses auch diejenige Gattung, bei welcher man das Leuchten beobachtet haben will. Sie ist besonders in Guyana zu Hause.

Unter den zahlreichen Gattungen, welche sich durch Größe, Lebhaftigkeit der Farben und schöne Zeichnung bemerkbar machen, verdient besonders der chinesische Laternenträger (Fulgora candelaria) genannt zu werden. Die Laterne ist hornförmig aufwärts gebogen; die Färbung ist prächtig und besteht in weiß, schwarz, gelb und grün; ferner der gekrönte (Fulgora diadema) in Brasilien; der gefleckte (Fulgora variegata), ebendaselbst; der gesägte (Fulgora serrata), im südlichen Amerika, und der kastresische (Fulgora castresii), in Mexiko.

Berge.

Die Steppen.

Bevölkerung, Sitten, Wohnungen. Erwerbszweige: die Walken, die Tabunen.

(Siehe Seite 65.)

Haben wir in der ersten Abtheilung unserer Steppenbilder einen Abriß ihrer äußern Gestaltung, ihres Pflanzen- und Thierlebens gegeben, so kommen wir jetzt zu einem interessanteren Theile, der Bevölkerung dieses unermeßlichen Landstriches, ihren Sitten, Wohnungen und ihren Beschäftigungen.

Die Bevölkerung der Steppen ist ein Gemisch aus allen möglichen Völkern; Malorossianen, Großrussen, Deutschen, Juden, Moldauern, Bulgaren, Armeniern, Tataren, Kasaken, Kirgisen, Kalmucken und Zigeunern zusammengeflickt, bei dem sich aber doch als Hauptstamm und Grundbevölkerung die malorossianische Nation hindurchzieht. Dieser interessante Völkerstamm hat sich in neuerer Zeit auf eine höchst merkwürdige Weise von seinen alten Ursitzen in die benachbarten Landschaften ausgedehnt. Seine Ursitze sind insbesondere die Gegenden um den mittlern Dniepr, im Kiewschen, Poltawschen und Tschernigowschen und von da bis an die Karpathen, wo eine Abtheilung von ihm, die Rusnaken, unter österreichischer Herrschaft steht. In diesen Ländern wie in der Ukraine macht er die Grundbevölkerung nicht nur des flachen Landes, sondern auch der Marktflecken und Städte aus, hat sich von da aus aber nun auf der einen Seite, nach Süden bis an's schwarze Meer, durch Neurußland und auf der anderen Seite nach Osten bis an die Wolga im Saratowschen ackerbauend ausgebreitet, und bleibt gegenwärtig im ganzen Steppensüden Rußlands bis an die Moldau, die Krim und den Kaukasus die vornehmste ackerbauende Bevölkerung.

Die Wohnungen der Steppenbewohner — die Häuser in den Städten sehen in der ganzen Welt sich mehr oder minder gleich — sind des schlimmen Klimas, der Hitze im Sommer und der Kälte im Winter wegen, dann aber auch um an dem hier so seltenen Holze zu sparen, halb in die Erde gegraben, und sie können dieß um so leichter, da von Feuchtigkeit in der trockenen Steppe selten etwas zu leiden und eine Erhöhung des Hausfundamentes, wie sonst wohl in anderen Landen, nie von Nöthen ist. Sie machen ein Loch von 2 bis 3 Ellen tief, so lang und so breit wie das Haus

eben werden soll, und auf den beiden Enden der größten Länge dieses Loches, so wie in der Mitte desselben wird ein Balken aufgerichtet, alle drei von gleicher Höhe. Ueber diese Balken wird oben ein Querbalken gelegt, und das Ganze bildet den Dachstuhl. Ueber diesen Querbalken legen sie nun von der Erde aus gegen Norden Dornsträucher und Schilf, und bewerfen das Ganze mit Erde und Rasen. Es bewächst Alles sehr bald mit hohem Unkraute und Grase, so daß, wenn man von Norden kommt, ein solches Haus nicht anders als eine kleine Erhebung oder Unebenheit in dem Boden aussieht, und sie auf diese Weise gegen die Nordstürme durch die dicke Rasendecke geschützt sind. Gegen Süden steht das Haus etwa zwei Ellen aus dem Boden hervor. Die Wand ist von Lehm zusammengekleckst und in dem Lehm sind ein paar Glasstücke als Fensterscheiben eingesetzt. Von hier aus sieht dann das Haus mit seiner Rasendecke hinten, und vorn mit seinen kleinen, kaum über den Boden hervorguckenden Fenstern wie ein Wohnungskeim aus, der eben aus dem Boden hervorbricht; daß die Leute in ihren Semlanken so sicher wie die Maulwürfe sitzen und alles Steppenunwetter über sich hinwegstürmen lassen, ohne das Geringste davon zu spüren, ist gewiß. Vorn führt ein mit einem kleinen Dache bedeckter Treppengang in das Innere hinab, der eine doppelte Thür hat, oben eine und eine unten.

In demselben Style wie die Wohnungen der Menschen sind auch die seiner Hausthiere gebaut, jedoch natürlich noch unvollkommener, und da jede Thiergattung ihre eigene kleine Höhlenbehausung hat, so gewährt diese ganze Höhlenwirthschaft einen sehr auffallenden Anblick. Scheunen für das Getreide haben sie natürlich nicht, wie kein Landbauer im ganzen russischen Süden. Die Garben und das Heu liegen, in große Haufen gebracht, die sie Skirten nennen, um die Wohnung her. Das ausgedroschene Getreide bewahren sie auf zweierlei Weise. Den Bedarf zum täglichen Brodbacken haben sie in einem ungemein großen Korbe, der aus dicken verflochtenen Strohbündeln gemacht ist und in der Semlanke selbst steht; das Getreide hält sich vortrefflich in diesem luftigen Korbe, nur kommen leicht die Mäuse hinein. Das eigentliche Kornmagazin aber ist wieder eine Höhle, ein kegelförmiges Loch, mit einer kleinen Oeffnung nach oben zum Hineinsteigen. Das Loch wird vor dem Gebrauche ein paarmal wie ein Backofen mit Stroh ausgebrannt, um es völlig trocken zu machen, und dann das Getreide ohne weiteres hineingeschüttet. Der Weizen liegt hier aber sehr unsicher, da die Mäuse und Erdhäschen Löcher darnach graben, durch deren Höhlen der Regen in die Magazine fließt und so oft alle Vorräthe zu Grunde richtet.

Zu allen diesen Höhlen und Löchern kommt nun noch der Sommerherd zum Kochen der Speisen, der ebenfalls nur ein einfaches, unbedecktes Loch in der Mitte des Hofes ist. Ein paar Stufen führen zum Feuer, das in der Tiefe brennt, und dienen der Köchin zugleich zum Sitze. Der Herd, die Stufen und der durch den Boden gehende Feuerzug sind ohne Beihilfe andern Materials einfach in der festen Erde des Steppenbodens ausgearbeitet. Während des Winters kochen sie beim Ofen in der Semlanke selbst.

Angenehm wird man aber überrascht, in dem Innern der durch ihr Aeußeres so wenig versprechenden Behausung ein so wohnliches und nettes Zimmer zu finden, so wie sich die Kleinrussen in Bezug auf Reinlichkeit, den Großrussen und Polen gegenüber, stets vortheilhaft auszeichnen. Der Fußboden des Wohnzimmers ist während des Sommers stets mit frischem Gras bestreut, und die Wände mit einer Menge von Kräutern geschmückt. Das in keiner russischen Stube fehlende Heiligenbild steht in einer Nische der Wand, die mit Gardinen verziert ist und vor der stets ein Lämpchen brennt. Hübsche, bunte Decken liegen auf den Bänken, und eine Fülle bequemlicher, wohlgeordneter Kissen auf den Betten. Die Oefen sind aus dick mit Lehm überschmierten Holzstäben zusammengesetzt und dienen zugleich zum Kochen, zum Heizen, zum Trocknen der Kräuter und zu allen möglichen wirthschaftlichen Zwecken. Gegenüber dem Wohnzimmer befindet sich ein zweiter Raum, in dem die übrigen Hausgeräthschaften aufbewahrt werden. In der Wand oder vielmehr in der übermalten Lehmerde des Bodens, welcher die Wand bildet, sind in der Regel eine Reihe kleiner Höhlen, die alle hübsch ausgemalt, auch an den Rändern mit zierenden Malereien versehen sind und als Brutplätze der Hennen dienen. Unter den Geräthschaften zeichnet sich vor Allem die in allen Semlanken, des Nationalgerichts wegen so nöthige Stubka (Hirsestampfe) aus. Sie ist ein wie ein Schaukelbret über einen Block befestigtes Holz, das an dem einen Ende einen mit Eisen beschlagenen Klotz hat. Dieser Klotz steckt in einem Loch des Bodens, das sie mit Hirse füllen. Der Arbeiter tritt auf das eine Ende des Bretes, der Klotz hebt sich, fällt wieder in das Loch und enthülst auf diese Art die Hirse. Zwischen beiden Zimmern ist ein dritter Raum, in welchen die Treppe von oben hinabführt, und in dem der große, schön geflochtene Solomnik, jener oben erwähnte Getreidekorb steht.

Die Hauptgerichte der Kleinrussen sind Hirsebrei und die ebenfalls nirgends fehlende Nationalsuppe, der Borscht, die im Sommer auch für jeden Nichtrussen ein angenehmes, treffliches Gericht ist. Es kommen dann dazu alle möglichen gewürzigen und wohlschmeckenden Kräuter, welche die Flur nur bringt, wie geschnittene rothe Rüben, Kümmel, Petersilie, Portulak, Thymian, Pastinake, Lauch u. s. w. Das Hauptgericht bildet aber die Hirse und ein Stück Lammfleisch, und das gemeinsame Element, in dem Alles schwimmt, ist säuerlicher Kwas, das bekannte Nationalgetränk der Russen. Obenauf schüttet man zur Abkühlung, jedoch erst wenn die Tischgenossen den Löffel eintauchen, eine Portion fetten und kalten Schmants, der einen sehr wohlschmeckenden Kontrast zu den unteren warmen Dingen abgibt.

Von Jelisabethgrod bis Nikolajew, eine Strecke von fast 40 deutschen Meilen, gibt es keine Stadt und

Digitized by Google

auch fast keine Ansiedelung, die einem Städtchen oder Marktflecken gliche, nur einsame Poststationen und einzelne Dörfer. Auch die Fruchtbarkeit des Landes und der Ackerbau nehmen mehr und mehr ab, je weiter man von den fruchtbaren kiewschen, podolischen und ukrainischen Gegenden zum schwarzen Meere hinabsteigt. Der schwarze, ein bis zwei Ellen tiefe Fruchtboden ist zwar hier noch wie dort immer derselbe, aber die gänzliche Waldlosigkeit bringt Garten- und Ackerbau in immer ungünstigere Verhältnisse, und es wird Alles mehr und mehr Hirtenland. Ein dritter neben Ackerbau und Viehzucht nicht unbedeutender Erwerbszweig ist der Transport der verschiedenen Waaren und Produkte von und nach den Häfen des schwarzen Meeres, und diese Handelskarawanen bilden zwischen dem Dniestr und der Wolga, von Kiew bis zum schwarzen Meere die Hauptelemente des Lebens auf der Steppenstraße. Diese Karawanen heißen hier Walki, wie in Großrußland Obosi. Sie bestehen gewöhnlich aus 30 bis 40 mit Ochsen bespannten Wagen, denn der Ochse ist im ganzen malorossianischen Süden das hauptsächliche, ja ausschließliche Zugthier, so wie in Großrußland das Pferd. Alle Zufuhren nach den am schwarzen Meere gelegenen Handelsstädten werden mit Ochsen bewerkstelligt und nur im Winter, wo auf dem Schnee der Ochse zum Transporte weniger tüchtig ist, geschehen auch einige Versendungen von Odessa aus in's Innere, namentlich griechischer Weine, kleinasiatischer und krim'scher Früchte und einiger anderer levantischer Waaren, mit Pferden. Doch sind es dann meistens Großrussen, welche diese Transporte mit ihren Obosen bewerkstelligen, und nicht kleinrussische Tschumaks (Fuhrleute) mit ihren Walken. Diese Walken bestehen gewöhnlich nur aus 30 bis 40 Wagen, die unter der Leitung eines Obertschumaks mit seinen Knechten geführt werden, doch bisweilen finden sich auch mehrere solcher Walken unterwegs zusammen, und man sieht dann nicht selten eine lange Reihe von 300 bis 400 Wagen. Die wohlhabenden und ordentlichen Tschumaks fahren blos von Ostern bis Pakrowe, ein Fest zu Anfang Octobers, denn später machen die oft schon im October einfallenden Wjugas (Schneestürme) lange Transporte unsicher und gefahrvoll. Der Sommer ist daher auch im ganzen Süden Rußlands die eigentliche Zeit der großen Zufuhren zu den Handelsstädten und die Periode des Hauptverkehrs in den Steppen, während im Norden des Reichs gerade das Umgekehrte stattfindet, denn zu allen Häfen des baltischen Meeres findet im Winter auf der schönen Schlittenbahn die Hauptzufuhr statt und der Sommer ist verkehrstodt. Was übrigens die Kunst für die Wege der Steppe gethan hat, ist sehr unbedeutend und beschränkt sich sonst einzig und allein darauf, daß man ihnen gewisse Grenzen steckte, indem man für ihre Breite 36 Klaftern bestimmte und in dieser Entfernung kleine Gräben zog, die aber durchaus nur als Grenz-, nicht als Abzugsgräben zu betrachten sind. Außerdem hat man noch auf einigen großen Poststraßen, jedoch auch nicht durchweg, in gewissen Entfernungen kleine steinerne Pyramiden errichtet, um für den Winter den Weg, der fast gar nicht zu finden sein würde, einigermaßen zu bezeichnen. Diese Steppenwege haben im April und Mai ihre schönste Periode, da dann der Boden fest und eben, die Steppe selbst aber überall mit Gras und Blumen überzogen ist, und auch zuweilen noch der im Juni und Juli überall aufsteigende feine Staub durch gelinde Regen niedergeschlagen wird. Dieser Sommerstaub der Steppen ist so duftig, daß er sich selbst ohne alle Bewegung der Luft einige Zeit wie schwimmend auf ihr erhält, und man sieht dann auf allen Straßen bei windstillem Wetter beständig eine unwandelbare Staubwand stehen. Da er so fein ist, überall eindringt, und dabei so schwarz wie Torf aussieht, so verwandelt er die Reisenden in Mohren und macht das Reisen außerordentlich beschwerlich. Völlig bahn- und wegelos ist aber die Steppe, wenn nach dem Beginn des Frühlings der Schnee geschmolzen ist und die ganze, fette Erde der Oberfläche sich in einen zähen, schlammigen Brei verwandelt hat, durch den indeß die Ochsen sich noch leichter hindurcharbeiten als die Pferde.

Im Sommer und bei guten Wegen ist die Bewegung einer solchen Walke folgende. Um 2 oder 3 Uhr des Morgens, wenn der Hahn kräht, rüsten sich die Tschumaks, von denen zu 3 oder 4 Wagen jedesmal nur einer gehört, so daß bei einem Zuge von 40 Wagen nur 12—15 Fuhrleute sind, zur Abreise, fangen die Ochsen von der Nachtweide ein, spannen sie in's Joch und schlendern und schleifen mit Zobbe und Zebä ihres Weges. Zobbe heißt „rechts“ und Zebä „links“, und wenn man noch Hei hinzufügt, welches „vorwärts“ bedeutet, so hat man fast den ganzen Wörterschatz vollständig, den ein Tschumak zur Unterhaltung mit seinen Ochsen verwendet. Sie fahren so, ohne in Schweiß zu gerathen, bis 8 oder 9 Uhr fort, und halten dann auf einer Stelle an, wo sie Weide und Wasser finden, tränken ihr Vieh und lassen es in der Steppe am Wege laufen. Während einige hiemit beschäftigt sind, machen die andern ein Feuer an und sammeln dazu, wie die Karawanenführer in Afrika, etwas an der Sonne getrockneten Mist vom Wege, Heu und Stroh, oder zerhauen auch die unterweges gebrochenen Räder, und was sonst am Wagen brach und sorgsam für diesen Zweck mitgeführt wird. Das Feuer knistert bald so lustig unter dem Kessel, wie in den holzreichen Gegenden Polens, und der Hirsebrei oder der Boricht, die beiden einzigen Gerichte, die ihr Morgen-, Mittag- und Abendbrod ausmachen, ist bald gewärmt. Dazu beißen ihre unverdorbenen Zähne die harten Suchari, die sie von Hause mit auf die Steppe nehmen. Diese Suchari sind zerbröckeltes und dann noch einmal wieder gebackenes oder auch bloß an der Sonne getrocknetes Grobbrod. Um 10 oder 11 Uhr geht es wieder vorwärts bis Nachmittags, wo sie ihren Ochsen eine abermalige Rast gestatten, und der dritte und letzte Halt wird erst gegen Sonnenuntergang gemacht. Sie fahren dann zur Nachtruhe ihre Wagen auf der breiten Straße in regelmäßige Vierecke auf zu 8 bis 10 in der Länge und 5 bis 6

in der Breite. Sie stehen so weit aus einander, daß man bequem zwischen ihnen herumgehen und Alles an der Ladung oder dem Wagen bessern kann, was nöthig ist, und man sieht die Tschumaks dann beständig dazwischen umherwandeln, überall hämmernd und flickend. Das gesellige Feuer lodert wieder wie am Morgen unter Hirse oder Borscht, und dazu krachen die trockenen Bochari, denen wohl noch ein melancholischer Nachtgesang folgt, bis auch er mit den Tschumaks auf dem Grase entschlummert, und in der sonst echolosen Steppe das unaufhörliche Unkengeschrei den nie ruhenden Nachhall bildet, bis endlich gegen Sonnenaufgang der frühe Hahn Alles wieder in Bewegung setzt, um das stets auf dieselbe Weise sich wiederholende Tagewerk von Neuem zu beginnen.

Wir haben vorher des Hahnes erwähnt und meinen damit wirklich den Hahn der Walke, denn keine kleinrussische Karawane ist ohne diese treffliche und pünktliche Weckuhr, diesen untrüglichen Wetterpropheten. Auf dem vordersten Wagen, dem des Ober-Tschumaks, sitzt jedesmal ein stattlicher schöner Hahn, der in gewisser Hinsicht der eigentliche Anführer und Lenker des Ganzen ist. Er schläft des Nachts bis 2 Uhr, auf seinem Wagen sitzend, kräht dann pünktlich 2 bis 3 Mal hinter einander, und der Ober-Tschumak gähnt und ruft den Uebrigen sein „Wstanitje" (Steht auf!) zu. Um 3 Uhr kräht er zum zweiten Male, aber dann knarren schon alle Räder der Walke und den ganzen Tag begleitet er den Zug fortwährend lustig mit seiner Trompetenmusik. Er ist der Liebling von allen Fuhrleuten der Walke und Jeder streichelt und füttert ihn. Die Tschumaks wissen auch aus der Art seines Krähens Allerlei in Bezug auf das Wetter zu prophezeien, und nehmen darnach ihre Maßregeln. Eigenthümlich ist es, daß die Tschumaks bei Regenwetter nicht weiter zu fahren wagen dürfen, weil dann beim Ziehen die Haut der Ochsen wund wird. Sie müssen deßhalb den Regen ruhig abwarten und es kann sich wohl ereignen, daß dadurch der ganze Verkehr mehrere Tage unterbrochen wird.

Der einträglichste Zweig der Steppenwirthschaften ist die Viehzucht, die aber dort, wo weder Wälder, noch Berge noch Felsen, weder Baum noch Gebüsch, wohl aber gutes Gras auf 50 Meilen in der Runde zu finden ist, auf eine andere, zwar großartigere aber auch wildere Weise als bei uns betrieben wird. Pferde, Rindvieh und Schafe sind auch dort Hausthiere, aber sie sind in Heerden beisammen, deren Größe in unsern Gegenden beinahe unglaublich, deren Lebensweise aber eben so verschieden und so eigenthümlich ist, daß eine nähere Beschreibung des Hirten- und Heerdenlebens der Steppen wohl interessant sein dürfte.

Unter allen Vierfüßlern der Steppenheerden ist das Pferd das edelste, und wir beginnen daher zunächst mit ihm, seiner Zucht und Lebensordnung. Die Pferde der Steppen lassen sich in drei Hauptklassen scheiden, die Haus- und Arbeitspferde, die Pferde der Gestüte und die der halbwilden Tabunen, „diki loschadi" (die wilden Pferde). Die beiden ersten Klassen haben nichts Eigenthümliches, wir übergehen sie deßhalb und kommen sogleich zur dritten, den halbwilden Pferden, der frei in den Steppen schweifenden Tabunen.

Die Herren der Steppe, die großen Gutsbesitzer nämlich, die sich hier ganze Fürstenthümer erworben haben, die Potockis, Orlows, Rasumowskys, Skarschinskys, Malachowskys, Woronzows u. s. w. besitzen des Bodens so viel, daß sie wegen Mangel an Mannschaft nur den geringsten Theil davon bearbeiten lassen können, sie halten und hielten daher seit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhheerden auch eben so große, weitschweifende Heerden leichtfüßiger Pferde, die sie schnell auf die entferntesten Wiesen und die schlechtesten Weiden schicken konnten, um dort das sonst ganz nutzlose Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und sich so auf billige Weise in der Wildniß einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachsen zu lassen. Zu diesem Zwecke acquiriren sie alsdann eine Portion von Stuten und Hengsten, die den Stamm des Tabuns ausmachen und die unter der Aufsicht von Hirten in die Steppen geschickt werden, um sich dort zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelassen, bis mit der Zeit die Zahl der Thiere auf die Summe gestiegen ist, die das Gut allenfalls ernähren kann, ohne den übrigen Zweigen der Oekonomie zu schaden. Die Summe beträgt natürlich je nach der Größe des Gutes viel oder wenig, 100, 200, 800 bis 1000 Pferde, darüber aber nicht leicht. Nimmt man indeß die Tabunen der einzelnen Oekonomien zusammen, so mag mancher Gutsherr 10,000 und noch weit mehr Tabunen-Pferde besitzen.

Hat der Tabun nun die Größe erreicht, welche die Oekonomie zuläßt, so sagt man, der Tabun sei vollständig, und nun erst, während bis dahin die Pferde auf der Steppe lebten und starben, ohne den geringsten Vortheil zu gewähren, beginnt die Benutzung des Tabuns, die darinn besteht, daß man theils die dem Gute selber nöthigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis sechsjährigen Nachwuchse nimmt, theils auch von diesen in der Freiheit der Steppen erstarkten, muthigen und unverwüstlichen Thieren an andere Liebhaber, an die herumreisenden Remontekäufer und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es ist nicht wahr, was man in Deutschland fabelt, daß diese Pferdeheerden völlig frei und ohne Aufsicht wie die Hirsche in den Steppen leben, und daß nur dann und wann, wenn man ihrer bedarf, Jagden auf sie gemacht werden. Im Gegentheile stehen auch sie unter zwar sehr schwieriger aber sehr genauer Aufsicht. Die Hirten dieser Pferdeheerden heißen Tabuntschiks und sind eine eben so eigenthümliche Geburt der Steppen, wie die wilden Pferde selbst, ja sie werden durch ihre Lebensweise eine so von allen übrigen Menschlichen abweichende Menschengattung, daß man vergebens in ganz Europa ihres Gleichen sucht, und nur wieder bei ihren Gegenfüßlern in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderschaft findet. In der That erfordert

Digitized by Google

das Geschäft eines Tabuntschiks eine Leibeskonstitution, die ihr Blut bei 20 Grad Kälte eben so flüssig und munter erhält, als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens, ohne in der Fenergluth der Sonne auch nur des Schattens eines Fliederbusches theilhaftig zu werden, dennoch so elastisch und markig bleiben, als wären sie so eben in dem kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Die Schaf- und Ochsenhirten sind Wagenbewohner und führen auf ihren Wanderungen beständig Wagen mit sich herum, mit denen sie sich hier und da für eine kurze Zeit ansiedeln. Diese kleine Bequemlichkeit darf sich der Tabuntschik nicht gönnen, denn das unruhige Temperament, die Beweglichkeit und Wildheit seiner Pflegbefohlenen, gestatten ihm keinen Augenblick Ruhe und nöthigen ihn beständig beritten zu sein. Er haust Tag und Nacht auf seinem Pferde, welches nicht blos sein Stuhl, sondern auch sein Speisetisch, sein Divan, seine Bettstelle ist, und diese Leute erlangen eine bewundernswerthe Geschicklichkeit darin, alle Geschäfte, zu denen wir andere Menschen allerlei Vorrichtungen nöthig haben, auf ihrem Pferde abzumachen, von dem sie so unzertrennlich sind wie die Centauren. Wenn andere Menschen am liebsten die Ruhe suchen, muß der Tabuntschik sie am meisten verschmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weitesten wandern und weiden, muß er vorzugsweise bei der Hand sein, da dann auch alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern ꝛc. drohen, am dringendsten sind. Bei Regen- und Schneestürmen hat er es schlimmer als seine Pferde selbst, denn wenn diese sich von der Windseite abwenden dürfen, so muß er gerade den Stürmen Front machen, um die Heerde, die unbewacht bei starkem Unwetter gewöhnlich blindlings über die kahle Steppen dahinstreicht, zu überschauen und zurückzuhalten. Seine Kleidung ist von dem Kopfe bis zu den Zehen ganz von Leder. In der Regel tragen sie lange Beinkleider von behaartem Füllen- oder Kalbsleder und eine Jacke von demselben Stoffe, aber mit einwärts gekehrten Haaren. Beides hält ein lederner Riemen zusammen, den sie sich drei bis vier Mal um den Leib winden und auf den sie sich gewöhnlich allerlei kleine Raritäten, Metallstückchen, Münzen, Bernstein oder was sonst ihnen auffiel, angereiht haben. Da sie zugleich die Aerzte ihres Tabuns und als solche im Besitze von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel sind, so hängt ihnen auch gewöhnlich ihr ganzer chirurgischer und medicinischer Apparat am Gürtel, was ihnen das Aussehen von Schamanen und Zauberern gibt. Ihren Kopf stecken sie wie alle Kleinrussen und Tataren unter die hohe Mütze von schwarzen Lämmerfellen aus Reschitilowka. Ueber dies alles werfen sie dann noch die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An diese Swita ist oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird und in der, wie bei den alten Ritterhelmen, nur für Augen, Nase und Mund eine Oeffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt sie auf dem Rücken wie ein Sack herunter, und wird dann auch in der Regel als Tasche benutzt. Auch klirrt sonst noch Manches an einem solchen Rossebändiger herum, zunächst und vor Allem sein großer Harabnik, seine drei Klafter lange Peitsche mit kurzem dickem Stiele. Diese Peitsche ist gewöhnlich aus äußerst feinen Lederstreifen sehr künstlich geflochten. Sie ist das weitreichende Scepter des Tabuntschik, das sich so selten von seiner Hand trennt, als wäre sie damit verwachsen und er läßt sie seinen Rossen tapfer um die Ohren sausen. Alsdann seine Schlinge. Diese ist ein fünfzehn bis zwanzig Ellen langer Strick, an dem ein eiserner Ring zum Durchziehen befestigt ist. Für gewöhnlich hängt diese Schlinge in viele Reifen zusammengewickelt am Sattel, wenn er sie aber zum Einfangen der Pferde gebrauchen will, so verfährt er dabei so: Er wickelt das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befestigen, damit er es nach Belieben nachschießen oder auch ganz fahren lassen kann, macht dann die Schlinge vorn recht weit, schwingt sie zu dem Pferde, das er sich auserwählt hat, heransprengend ein Paar Mal um's Haupt, schleudert sie, nie fehlend, demselben um den Hals, zieht sie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden. Der Harabnik zum Regieren, die Schlinge zum Arretiren und endlich die Wolfskeule zum Vertheidigen, das sind eines jeden guten Pferdehirten Waffen. Diese Keule ist drei bis vier Fuß lang, vorn mit einem dicken eisernen Knopfe versehen und hängt gewöhnlich am Sattel. Er springt mit dieser Keule seinen Pferden zu Hilfe, wenn sie nicht allein mit den Wölfen fertig werden können. Je nach den Umständen schlägt er damit oder schleudert sie aus der Ferne, und weiß ihren eisernen Knopf den Wölfen so geschickt durch den Kopf zu jagen wie der beste Tyroler Schütze seine Büchsenkugel. Außer diesen Sachen und außer seinem Wasserfäßchen, denn selbst ihre Brunnen müssen sie mit herumschleppen, weil es oft keine Quellen in den Steppen gibt, außer seinem Brodsacke und seinem Branntweinfläschchen führt der Tabuntschik noch manche andere Kleinigkeiten, wie man sich wohl denken kann, wenn man erwägt, daß sein Pferd seine Waffen-, Schlaf- und Vorrathskammer ist. Mit bewundernswürdiger Ausdauer und Geschicklichkeit wissen sie aber trotz dem die tausend unbändigen Rosse ihres Tabuns zu leiten und zusammenzuhalten, ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie Nacht und Tag in Sturm und Wetter zu regieren und sie vor den Wölfen zu schützen.

Bei den ungemein angreifenden Strapazen, denen ein Pferdehirt sich unterziehen muß, wird er dann auch selten alt. Zehn bis fünfzehn Jahr ist die ihm bestimmte Zeit, innerhalb deren er Invalid wird. Natürlich ist es, daß solche Anstrengungen auch mit außergewöhnlichem Solde belohnt werden. Die Tabuntschiks sind durchweg freie Leute, da bei Leibeigenen keine Furcht vor Strafe stark genug sein würde, sie zu der stets nöthigen Wachsamkeit anzutreiben, bei den Freien aber ein stärkerer Hebel, die Furcht vor Verlust und die Aussicht auf Gewinn, in Anwendung gebracht werden

Digitized by Google

kann. Eine wesentliche Bedingung ihres Kontraktes ist immer, daß sie für die auf irgend eine Weise abhanden gekommenen Pferde haften und ein jedes zu einem festgesetzten Preise bezahlen müssen. Für ein Pferd bekommen sie gewöhnlich 5 bis 6 Rubel jährlich, und folglich für 800 bis 1000 Pferde 4000 bis 6000 Rubel. Allein zunächst bezahlt er davon die ihm abhanden gekommenen Pferde, dann besoldet er davon seine Gehülfen, denen er bei einem Tabun von 1000 Pferden immer zwei bis drei nöthig hat, und endlich muß er sich auch seine eigene Reitpferde dafür halten. Da die Viehdiebstähle auf den Steppen, wie alles, auf eine sehr großartige Weise betrieben werden, so kann es sich ereignen, daß er 2000 bis 3000 Rubel auf einem Brette zahlen muß.

Da sie immer in der Wildniß und blos mit ihren Pferden leben, diese daher ihr einziges Studium ausmachen, so kennen sie auch gewöhnlich alle einzelnen Mitglieder ihrer Heerde sehr genau, ihr Alter, ihre Lebensgeschichte, ihren Charakter und ihre guten und schlechten Eigenschaften. Ein guter und erfahrener Tabuntschik wird daher natürlich seinem Herrn sehr unentbehrlich und in gewisser Beziehung unschätzbar. Auf den Pferdemärkten insbesondere spielen die Tabuntschiks eine große Rolle und in Balta und Beuditschen, wo die größten dieser Märkte zwischen dem Dniepr und Dniestr gehalten werden, ist es eben so interessant den Tabuntschik, als ihren wilden Tabun zu beobachten. Die Pferde werden hier eben so frei und ungebunden zu Markte getrieben, wie sie in der Steppe lebten, da sie im gefesselten Zustande gar nicht zu lenken und fortzubringen sein würden. Die Städte und Dorfschaften die sie zuweilen durchtraben müssen, machen ihnen freilich mitunter etwas Schrecken, doch kommt hierbei dem Hirten die Natur der Pferde zu Statten, die, wenn sie etwas in Schrecken setzt, nicht auseinandersprengen, sondern vielmehr dann am meisten zusammenhalten. Nahe bei einander hintrippelnd, mit dem Rücken sich an einander reibend und scheu zur Seite blickend, hinten von dem Harabnik des Tabuntschik gejagt, vorn von seinen Gehülfen zurückgehalten, passiren sie die Städte und Dörfer. Auf den Marktplätzen hat man mit Holz und Stricken ein Viereck umzäunt, welches den Tabun aufnimmt; daneben sitzt der Herr, welcher verkauft, rund herum gehen die Liebhaber und Käufer und drinnen tummelt sich der Tabuntschik mitten zwischen den Rossen herum. Die Auswahl wird aber den Käufern in nichts erleichtert, man kann dort von dem Verkäufer nicht wie bei uns verlangen, er möge einmal dieses Pferd zeigen oder jenes vorführen lassen. „Es sind ja wilde Pferde, die ich habe. Beschauen Sie sie alle, so viel Sie wollen. Jenes Pferd dort ist fünf Jahre alt, dafür bürge ich, es ist auf meiner Steppe aufgewachsen. Weiter weiß ich selbst nichts davon. Es kostet 100 Rubel, wollen Sie mir diese zahlen, so nehmen Sie es. Vordem kann ich es Ihnen aber nicht einfangen lassen, denn das kostet zu viel Mühe und das Pferd leidet mir wohl gar noch Schaden dabei. Geben Sie aber auch dem Tabuntschik ein gutes Trinkgeld, damit er Ihnen das Pferd vorsichtig einfange.“ Diesen letzten Rath darf man ja nicht in den Wind schlagen, denn gibt man dem Tabuntschik, der immer auf Silber erpicht ist, wie der Bär auf Honig, nicht ein ordentliches Stück Geld, das seinen Augen wohlgefallen kann, so wird er ärgerlich, macht die Sache kurz, wirft dem Pferde die Schlinge um den Hals, zieht sie ihm mit einem Rucke zu und wirft es auf die Knie nieder, daß es noch lange an dem Stoße leidet und vielleicht gar einen wesentlichen Schaden nimmt, den nicht der Verkäufer, sondern der Käufer zu tragen hat, und er kann nur in dem einen Falle sein Pferd zurückgeben, wenn es nicht das angegebene Alter hat. Gewinnt dagegen das gegebene Trinkgeld [illegible] Tabuntschik ein freundliches Gesicht ab, so geht das Einfangen auf andere Weise vor sich. Er gibt sich dann viele Mühe, schleudert dem Pferde die Schlinge geschickt um den Hals, zieht sie nur ein wenig an und galoppirt eine Zeitlang neben dem sogleich reißaus nehmenden Pferde her. Kommt dasselbe aber über die ungewohnte Schlinge zu sehr außer sich, so läßt er es auch wohl allein hinauslaufen und spricht zum Käufer: „Sie haben ja wohl ein wenig Zeit. Es wird sich bald beruhigen und ich liefere es Ihnen dann zahm in die Hände.“ Das wilde Pferd schnaubt, beißt und schlägt um sich, indem es beständig nach dem fürchterlichen Stricke blickt, der sich ihm lebendig wie eine Schlange zur Seite windet, bis es sich endlich ausgetobt hat, da es bemerkt, daß der Strick weder weicht noch auch würgt und schadet. Es wird allmälig ruhig und weidet zuletzt still wie die andern, den Strick neben sich herschleifend, dessen Ende der Tabuntschik gelassen aufnimmt und dem Käufer übergibt. Dieser bindet das Pferd nun hinter seinen Wagen und läßt es dort von Neuem so viel wüthen als es mag, bringt es dann in seinen Stall, kommt aber doch oft erst nach einem Jahre und nach vielem Aerger und Verdruß dazu, ihm alle wilden Unarten abzugewöhnen.

Da das Leben der Heerden voll von eigenthümlichen und bei uns unbekannten Erscheinungen ist, so versteht es sich von selbst, daß es in den verschiedenen Jahreszeiten auch außerordentlich wechselt. In der guten Jahreszeit, die hier aber nur sechs Monate, von April bis October, dauert, streifen die Heerden unter der Anführung ihres Tabuntschik frei in den Steppen und gehen Tag und Nacht ihre grasigen Wege. In den sechs Monaten der schlechten Jahreszeit werden sie zwar ebenfalls ausgetrieben, jedoch nur bei Tage, wo sie sich ihr Futter unter dem Schnee hervorscharren müssen und in der Nacht kommen sie nach Hause. An ganz besonders stürmischen Tagen behält man sie aber auch bei schmaler Kost ganz zu Hause. Der Winter ist natürlich für die armen Thiere die schlimmste Jahreszeit und bringt Leiden, Hunger, Kälte, Krankheit und Tod. Die Stallung, in der sie kampiren, ist weiter nichts als ein mit Graben und Erdwall umzogener Raum, dem dann und wann barmherzige Herren wohl noch eine Art Wetterdach gegen Norden hinzufügen. Hinter einem so jämmerlichen Schirm müssen dann die armen

Digitized by Google

Thiere gegen einen so unbarmherzigen Feind, wie es der Steppenwinter ist, Schutz suchen. Eine solche Stallung nennt man den Sabor dla Tabun (Zaun für den Tabun) und weiter ist es auch nichts. Es ist ein Jammer, diese edlen Thiere in dieser Verzäunung bei hartem Unwetter zu sehen. Nur die Hengste und Starken kommen unter den Schoppen und die Schüchternen und Schwachen stehen in kleinere Trupps am Wall herum und stecken traurig die Köpfe zusammen, um sich einander ein wenig zu wärmen.

Doch haben sie einen noch weit schlimmeren Feind als die Kälte, den Hunger. Im Anfange des Winters, wo draußen unter dem Schnee noch einiges Herbstgras grünt und wo ihnen die Tabuntschiks auch dann und wann noch einige Heu- und Strohhaufen im Stalle zurechtlegen, an denen sie die Nacht naschen können, geht es allenfals noch gut bis zum Januar, dann aber wird der Mangel sichtbarer. Die Gutsherrschaft hat gedacht wie die Russen meistens: „Gott wird helfen, man schlägt sich schon durch," und hat sich daher nur knapp mit Heu und Stroh versehen. Verlängert sich nun die schlechte Witterung etwas über Gebühr, so schmelzen die Vorräthe rasch, die herrschaftlichen Kutscher legen die Hand auf den Rest und der arme Tabun muß Brennstroh und Schilf speisen. Dagegen protestiren aber bald alle Köche und Ofenheizer, und in der Verzweiflung greift man endlich zum Schilfe der Dächer. Es kommen Zeiten von Futtermangel vor, wo kein Dachstrohhalm unverfüttert bleibt. Aus jedem Winter gehen die Tabunen mehr oder weniger mager und krank hervor wie eine Heerde von Pferdegespenstern, und man kann sich nach dem Allen vorstellen, daß die im Sommer so ausgelassenen und wilden Tabunen am Ende des Winters das zahmste Ding von der Welt sind. Die unbändigsten Rosse, die im Sommer scheuer als die Wölfe, keinen Menschen auf 100 Schritt Entfernung heranließen ohne einen Lärm und die Flucht zu beginnen, als hätten sie den leibhaftigen Bösen selber gesehen, kann man jetzt am Schwanze festhalten. So ein armseliges Tabunpferd, wie es im März aus seinem Sabor hervorschleicht, ohne Fleisch und gänzlich ohne Muth, manchmal ohne Mähnen und ohne Schweif, spielt dann eine sehr traurige Figur. Jedoch in der höchsten Noth ist Rettung am nächsten. Auf das betrübteste Ende des Winters folgt der Frühling, mit ihm die zarten saftreichen Spitzen des aufsprießenden Grases, an denen die Heerden sich schnell wieder erholen und bald mit rascheren Hufen über den Rasen dahinfliegen. Die trüben Augen klären sich und die Zeit der Fülle, des Uebermuths, des Streites und der Lust ist nun da für Alles, was auf der Steppe lebt.

Doch ist auch diese Frühlingszeit der größten Steppenfreuden und des ausgelassensten Uebermuths nicht ohne Schmerzen und Leiden, da es zugleich auch die Zeit der größten Plage von Seiten der Wölfe ist. Auch sie haben nach dem hungrigen Winter im April und Mai den meisten Appetit, wozu noch kommt, daß da gerade die zartesten Braten, die jungen Füllen im Tabun zu haben sind, deren Fleisch die Wölfe selbst noch den Schafen und Kälbern vorziehen sollen. Die Frühjahrskämpfe der Tabunenpferde mit den Wölfen sind sowohl durch die Listigkeit und hungerige Gier der Letzteren, als auch durch den Tumult und den Kampfesmuth der Ersteren ausgezeichnet und interessant. Die Wölfe müssen natürlich als die schwächere Partei hauptsächlich auf Ueberlistung und Schleichwege bauen, die Pferde aber als die Angegriffenen und beständig Umschlichenen und Umstellten auf ihre Gemeinschaft und gegenseitige Hilfeleistung, und so hat sich wie bei den Wölfen eine größere Schlauheit und Gewandtheit, so bei den Pferden ein großer und edler Gemeinsinn entwickelt, der sie und ihre Kinder meistentheils rettet. Daß ein oder mehrere Wölfe sich am hellen Tage mitten unter den Tabun machen, um sich dort zu sättigen, kommt nicht vor, da sie in diesem Falle jedesmal ohne Rettung verloren sein und von den Pferden den platten Rasen gleich getreten werden würden. Bei Nacht und unter besonderen Umständen, wenn die Wölfe sehr zahlreich und der angegriffene Theil des Tabuns schwach ist, trifft es sich doch zuweilen, daß eine Menge von Wölfen mitten unter den Tabun geräth, und der Kampf entwickelt sich dann so: die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf dermaßen Lärmen springen sogleich alle nahen Hengste, Wallachen und Stuten, denn bei der Wolfsgefahr macht das Geschlecht keinen Unterschied und aller Muth ist gleich, herbei und setzen geradezu auf die Wölfe ein. Diese werden durch den wüthenden Angriff erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indeß geht das Geschrei unter den Pferden fort und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturmlaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen und diese traben hinter den Alten her, im dichsten Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl und Hunger stark, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da zum Theil wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selber noch nicht recht wußte, wo eigentlich die Gefahr droht. Die Mutter geräth außer sich, springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten, allein sie verfehlt es und bald sitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen sie auf den Rasen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte und die Stuten und Wallachen bilden einen Kreis, der aber nicht so hölzern und mit den Vorderfüßen eingewurzelt, die Hinterfüße hebend, dasteht, wie dies auf unsern Bildern dargestellt wird. Auf diesen Bildern haben die Wölfe es ziemlich bequem, in der Wirklichkeit aber büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen, wie ein beweglicher Phalanx, scharf in die Wölfe ein, und machen manchem von ihnen den Garaus. Die Hengste gehen dabei nicht mit in jenes Viereck, sondern bleiben

Digitized by Google

draußen und umtreben es schnaubend mit wallender Mähne und bäumendem Schweife. Wo sie den Wolf im Grase schleichen sehen, da springen sie Maul auf Maul gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderhufen nieder. Auch hierin ist man bei uns falscher Meinung, und denkt, daß die Pferde alle Wehr nur in den Hinterfüßen haben. Dies ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen sie allemal zum Angriff die Vorderfüße und nur im Falle der Noth und Vertheidigung auch jene, ja selbst die Zähne lassen sie nicht ungenutzt. Zuweilen versetzt der Tabunhengst mit den Vorderfüßen dem Wolfe sogleich den ersten und letzten Schlag, zuweilen betäubt er ihn indeß nur, packt ihn aber dann ohne Umstände mit den Zähnen in den Nacken und schleudert ihn durch's Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein Stäubchen darin bleibt. Verfehlt ein ungeschickter Hengst den Wolf beim Einspringen, so liegt er auch in demselben Augenblicke mit herausgerissener Kehle auf dem Boden, denn wenn die Pferde geschickt sind, so ist es der Wolf nicht weniger und weiß seine Zeit abzupassen wie der Blitz. Zum Zerlegen und Speisen gelangt er aber nicht, wenn der Kampf einmal so weit gediehen ist, denn der Tabun läßt seine Todten nicht ungerächt, gibt dem Wolfe keine Minute Ruhe und hört nicht eher auf zu toben und zu lärmen, bis ihr fataler Geruch ganz und gar von der Steppe verschwunden ist. Diese großen Schlachten entspinnen sich jedoch selten und immer wider Willen des Wolfes, denn seine Kampfführung besteht mehr im Einzelnkriege. Er verfährt dabei nicht weniger schlau als Meister Reinecke, kommt ganz leise und vorsichtig durch's hohe Gras geschlichen und zwar immer gegen den Wind, denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er spionirt sich so die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem jungen, delikaten Füllen etwas abgesondert weidet, hütet sich aber wohl sogleich spornstreichs hervorzubrechen; er weiß, wie unartig es ist, so mit der Thüre in's Haus zu fallen. Leise und allmälig nähert er sich dem Füllen. Er scheint ein großer Liebhaber der Unschuld zu sein, und das liebe Thierchen, das er wie dessen Mutter stets scharf beobachtet, fast mit bewundernden Augen anzusehen, ja wohl sogar in seinen Manieren nachzuahmen. Wenn sich das müde Junge in das Gras legt, so streckt auch er sich nieder und thut ganz unbefangen. Indessen merkt doch die Mutter etwas Unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf nun legt wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und schlägt mit dem Schwanze in's Gras. Ist die Alte täppisch und läuft sie unvorsichtig darauf los, so springt er ihr im Nu an den Hals, reißt ihr die Gurgel aus und läuft mit dem Füllen davon. Das ist ein Experiment von eins, zwei, drei, auf das er ganz vortrefflich eingeübt ist. Zuweilen aber ist die Alte eben so vorsichtig als wüthend, macht Lärm und schlägt den Wolf mit einigen herbeieilenden Schwestern auf der Stelle in die Flucht. Gewöhnlich geht, wenn die Mutter das Geschrei begann, es sofort im ganzen Tabun herum und wehe dem Wolfe, wenn dann auch der Tabuntschik in der Nähe schlief, denn der hat schnell die Augen gerieben, fährt in den Sattel, wie ein Säbel aus der Scheide, und ist wie der Blitz mitten unten dem Getümmel. Der Wolf mit seiner Beute wie der Wind davon, aber der Tabuntschik mit seiner Keule wie ein Sturm ihm nach. Der Wolf liegt in diesem Falle allemal danieder, denn der Tabuntschik verfehlt sein Ziel nie. Nur einen Fall gibt es, wo der Wolf seinen Brüdern verrathen kann, wie scharf die Tabuntschiks zusetzen, wenn er nämlich zu den schroffen Abhängen einer Regenschlucht gelangt. Hier steckt er dann sogleich seine Schnauze zwischen die Vorderfüße zieht sich zusammen und kugelt hinab. Das kann ihm der Tabuntschik nicht nachmachen und er schleudert ihm dann wohl vergeblich seine Keule nach, doch ist das selten.

So wie der Winter die Zeit des Hungers, so ist der Sommer die des Durstes, so wie auch die glühende Hitze des Steppensommers den ohnedem hitzigen Pferden unerträglich ist. Sie weiden dann nur des Nachts in den kühlen, noch etwas feuchten Thälern der Regenschluchten. Schon des Morgens früh aber verlieren sie den Appetit und fressen den Tag über keinen Halm mehr. Bei der Hitze stellen sie sich dann auf die hohe Steppe, die doch noch zuweilen etwas Luftzug hat, während die Thäler und Schluchten, die in der Nacht kühlende Keller waren, am Tage erhitzten Glühöfen gleichen. Da es in der Steppe für kein Wesen einen anderen Schatten gibt, als den ein Jedes sich selbst macht, so stellen sich die Pferde immer mit den Köpfen im Kreise zusammen, um sich so gegenseitig dürftigen Schatten zu gewähren. So sieht man sie dann in einer Menge kleiner Trupps vertheilt, stundenlang wie Bildsäulen stehen, und nur den Kopf bewegen sie auf und ab, um sich ein wenig Athem zuzufächeln. Die Hirten liegen gewöhnlich mitten in dem Kreise, weil diese armen Halbversengten auch von keinem andern Schatten Nutzen ziehen können, als von dem ihrer Pferde.

Nach des Sommers Durst und Hitze folgt endlich noch ein angenehmes Spätjahr, in welchem die Steppe sich von Neuem begrünt und auch die Brunnen reicher fließen. In diese Herbstzeit fällt dann auch die einzige Arbeit, die der Tabun verrichtet. Es ist dies nämlich das Ausdreschen des Getreides, und die merkwürdige Dreschweise der Steppen ist ohne Zweifel die großartigste und sonderbarste, die irgendwo in der Welt vorkommt. Man hat zu diesem Zwecke eine Docke (Dreschplatz) von mehreren hundert Ellen Länge und Breite geebnet, darauf mit Schaufeln den Rasen beseitigt, den lehmigen Boden festgeschlagen und das Ganze mit einem Geländer umgeben, in welchem ein weites Thor angebracht ist. Fünfzig bis sechszig Arbeiter machen sich nun über die Getreide-Skirten und legen die Garben auf dem Dreschplatze herum, je zwei Schichten über einander. Bei kleinen Dreschplätzen, wo nur mit 4 bis 10 Pferden gedroschen wird, rechnet man 1½ bis 2 Gib (Schock Garben), bei großen Dreschplätzen aber, wo man die Hälfte

Digitized by Google

1 Monandria

2 Diandria

3 Triandria

4 Tetrandria

5 Pentandria

6 Hexandria

7 Heptandria

8 Octandria

9 Enneandria

10 Decandria

11 Dodecandria

12 Icosandria

13 Polyandria

14 Didynamia

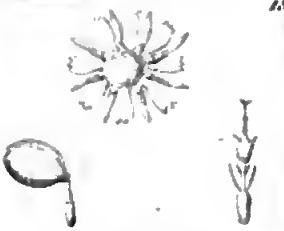
15 Tetradynamia

16 Monadelphia

17 Diadelphia

18 Polyadelphia

19 Syngenesia



20 Gynandria

21 Monoecia

22 Dioecia

23 Polygamia

24 Cryptogamia

Digitized by Google

eines ganzen Tabuns dreschen läßt, kaum 1 Schock auf ein Pferd. Besteht nun der Tabun aus 1000 Pferden, so besteht die Anlage zuweilen aus nahe an 500 Schock Garben, die alle auf einmal ausgedroschen werden. Sind die Garben nun angelegt, so theilt man den Tabun in zwei gleiche Theile, der Tabuntschik setzt sich mit seinen Gesellen zu Pferde, schwingt seinen gewaltigen Harabnik und treibt 500 Pferde, Junge und Alte, Stuten und Hengste, je unbändiger desto besser, durch das Thor des Geländers. Das Thor wird geschlossen und man kann sich vorstellen, welcher Tanz nun auf dem Strohe aufgeführt wird. Die Hirten sind mit darinn und klatschen den Pferden einen Takt vor, die, schon ohnedies geborene Tanzmeister, in beständiger Galoppade, von einem Ende der Docke zum andern fliegen. Beim ersten Einlaß des Morgens, wenn der Tabun noch frisch ist, und über das Rascheln des Strohs und den von ihm selbst erregten Lärmen erschreckt, ist er außer sich und die Pferde machen Sätze, als hätten sie ein Publikum zu amüsiren, das sein theueres Eintrittsgeld bezahlt hätte. Es stehen aber blos die 60 Arbeiter mit ihren Holzgabeln herum und schaffen wieder hinein was hinausgeschleudert worden, denn Millionen von Körnern springen in die Luft und tausend Garben bekommen Schwung und fliegen empor wie die Kugeln beim Ballspiele. Nach einer Stunde werden die Pferde herausgelassen, das Getreide gewendet, und so bis Mittag der halbe Tabun, dreimal ein- und ausgelassen. Dann sind 1000 Scheffel auf eine Weise gedroschen, die weniger eine schwere Arbeit als ein brillantes Schauspiel zu sein scheint. Die andere Hälfte des Tages dreschen die übrigen 500 Pferde wieder eine solche Portion. Das heißt eine großartige Landwirthschaft, leider geht aber so viel Getreide dabei zu Grunde, als bei uns manches bedeutende Gut nur gewinnt.

Eigenthümlich ist noch die Sitte des Tabunenherrn, vornehmen Beschauern oder sonst guten Freunden, bei besonderen Gelegenheiten einige Pferde aus dem Tabun als Geschenk zu präsentiren. Wie wir sagen, wenn wir Jemand in unsern Weingarten führen, der voll Trauben hängt: „Langen Sie doch gefälligst zu," so ladet auch der Tabunenherr seinen vornehmen Gast oder Freund ein: „Ist's Ihnen nicht gefällig, Sich einige von meinen jungen Pferden auszuwählen und einfangen zu lassen?" Geschenke von Pferden sind in diesem Weidelande etwas sehr Gewöhnliches.

Linnés Eintheilung des Pflanzenreichs.

(Taf. 20 a.)

Die größte Anerkennung hat Linnés Eintheilung des Pflanzenreichs gefunden. Bei der Anordnung des Thierreichs hat er auf den Bau und die Zahl der Zähne, so wie auf die Zahl und Beschaffenheit der Zehen und einige andere, leicht in die Augen fallende Kennzeichen, Rücksicht genommen; bei den Pflanzen wählte er hiezu die Befruchtungsorgane, welche in verschiedener Bildung bei allen Pflanzen mit sichtbaren Blüthen anzutreffen sind. Es sind dies diejenigen Theile, welche gewöhnlich von der Blumenkrone eingeschlossen werden. Die Staubfäden (Staubgefäße, Antheren) sind die männlichen Organe; aus ihrer Mitte erheben sich ein oder mehrere Griffel (Pistille, Stempel) als die weiblichen Befruchtungsorgane. Diese Theile sind verschieden nach Größe, Zahl und Anordnung, und hierauf hat Linné seine Klassen gegründet. Zuerst hat er auf die Zahl der in einer Blume vorhandenen Staubgefäße gesehen, dann auf ihr Verhältniß zum Griffel, auf ihre Verbindung unter sich und mit den Blumenblättern ꝛc. Er schuf hienach 24 Klassen, deren letzte alle diejenigen zahlreichen Pflanzengattungen einschließt, welche verborgene oder undeutliche Blüthen haben. Diese Pflanzen heißen Kryptogamen, zum Unterschied von den Phänerogamen, welche die übrigen 23 Klassen sichtbar blühender Gewächse umfassen. Für alle 24 Klassen hat Linné wohlklingende, leicht zu behaltende Namen gewählt und die Klassen wieder nach denselben Grundsätzen in Ordnungen abgetheilt und diese auf dieselbe Weise benannt. Diese Anordnung war überaus vortheilhaft, sie legte den Grund zu einem natürlichen System, welches auf alle Theile der Pflanze Rücksicht nimmt und dessen Gründer der Botaniker Anton von Jussieu ist; sie machte es möglich, die jetzt auf 80,000 Gattungen sich belaufende Zahl der Pflanzen unterscheiden zu lernen, und ihnen ihre Stelle anzuweisen, wo sie Jeder mit Leichtigkeit finden kann. Linnés Pflanzensystem gleicht einem Schranke, der in 24 Fächer abgetheilt ist, deren jedes eine Anzahl gleichartiger Pflanzen enthält, welche in einer registerartigen Reihe zusammengelegt sind. Wir wollen, um diese Klassen deutlicher zu zeigen, diesen auf der beigegebenen Tafel aufgeschlossenen Schrank vornehmen und aus jedem Fache ein Blatt beispielsweise herausziehen. Die Fächer sind genau nummerirt und diese Nummern stimmen also mit den hier folgenden Klassen überein.

A. Offene blühende Pflanzen — Phänerogamen.

I.	Ein	Staubgefäß.	Monandria	Die Staubfäden frei u. von gleicher Länge.
II.	Zwei	Staubgefäße.	Diandria	
III.	Drei	" "	Triandria	
IV.	Vier	" "	Tetrandria	
V.	Fünf	" "	Pentandria	
VI.	Sechs	" "	Hexandria	
VII.	Sieben	" "	Heptandria	
VIII.	Acht	" "	Octandria	
IX.	Neun	" "	Enneandria	
X.	Zehn	" "	Decandria	
XI.	Zwölf bis neunzehn	" "	Dodecandria	
XII.	Zwanzig u. mehr	" "	Icosandria	Die Staubfäden auf dem Kelche.
XIII.	Viele	" "	Polyandria	Die Staubfäden auf d. Blumenboden.

XIV. Zwei kurze u. zwei lange Staubgefäße	Didynamia	Die Staubfäden von ungleicher Länge.
XV. Zwei kurze u. vier lange = =	Tetradynamia	
XVI. In einem Bündel.	Monadelphia	Die Staubfäden verwachsen.
XVII. In zwei Bündel.	Diadelphia	
XVIII. In mehrere Bündel.	Polyadelphia	
XIX. Mit dem Griffel.	Syngenesia	
XX. Mit den Beuteln.	Gynandria	
XXI. Getrennte Blüthen. auf einem Stamm.	Monoecia	Männliche und weibliche Befruchtungstheile nicht in einer Blume vereinigt.
XXII. Getrennte Blüthen auf verschiedenen Stämmen.	Dioecia	
XXIII. Getrennte u. Zwitterblüthen auf einem oder verschiedene Stämme.	Polygamia.	

B. Verborgen blühende Pflanzen — Kryptogamen.

XXIV. Cryptogamia.

Im Deutschen gibt man den griechischen Ausdruck mit Männigkeit und sagt also Einmännigkeit, Zweimännigkeit u. s. f. bis zur dreizehnten Klasse. Bei der vierzehnten und fünfzehnten Klasse wegen des Vorherrschens von zwei und vier längeren Staubfäden, Zwei- und Viermächtigkeit. Die Staubfädenverwachsung unter sich heißt Brüderschaft, also Ein-, Zwei- und Vielbrüderschaft, die Verwachsung des Griffels mit den Staubbeuteln — Weibermännigkeit. Bei der einundzwanzigsten, zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Klasse sagt man Ein-, Zwei- und Vielhäusigkeit.

Bei den Ordnungen sieht Linné auf die Zahl und das Verhältniß des Stempels, und wo diese nicht mehr ausreichen, auch auf andere Theile der Blüthe, besonders aber auf den Bau der Frucht. Ihre Zahl ist nicht gleich bei allen Klassen, sie beträgt aber meist 3—4. Dies wird genug sein, um einen klaren Blick in das linnéische Pflanzensystem zu thun, welches so kräftig für die Wissenschaft gewirkt hat.

Berge.

Vögel-Colonien im nördlichen und südlichen Europa.

(Tafel 20 b.)

Wenn der menschliche Körper als der Inbegriff des ganzen Thierreichs, als dessen vollständigster Ausdruck, betrachtet werden kann; wenn die Organe und verschiedenen Systeme desselben durch Ordnungen, Klassen, Gattungen und Arten der Thiere sich zu wiederholen scheinen, so zwar, daß die beim Menschen oftmals nur angedeuteten Theile hier ihre höchste Entwickelung finden und dadurch als Kommentar zum Verständnisse des menschlichen Körpers dienen, so liegt gewiß der Gedanke nicht fern: daß ähnliche Beziehungen auch zwischen der menschlichen und thierischen Seele bestehen möchten. Ein oberflächlicher Ueberblick zeigt die Richtigkeit eines solchen Schlusses, indem wir überall Erscheinungen begegnen, welche, dem thierischen Seelenleben entsprungen, stets an die Thätigkeit und Aeußerungen der menschlichen Seele erinnern und in gleichem Verhältnisse, wie die Thierkörper zum menschlichen, zur menschlichen Seele zu stehen scheinen. Wenn wir demnach den niedrigen Leidenschaften der menschlichen Seele, nämlich Haß, Neid, Feindschaft, Rachsucht, Zorn, Grausamkeit rc., beim Thiere wieder begegnen, so ist es gewiß interessant, auch die edleren Regungen derselben, als Liebe, Freundschaft, Großmuth, Dankbarkeit, Geselligkeit, beim Thiere wiederzufinden, so daß wir nicht nur fast alle menschlichen Seeleneigenschaften beim Thiere wiederholt, sondern manche selbst höher potenzirt antreffen, was wiederum analog mit der höheren Entwickelung und Ausbildung mancher menschlichen Organe bei den Thieren ist. Ob sich nun die Seelenthätigkeit des Thieres als bloßer Instinkt äußert, oder ob die Seele frei, unabhängig und sich selbst bewußt wirkt, ist im Ganzen dasselbe, indem auch der Instinkt eine — obgleich beim Thiere nicht zum Selbstbewußtsein kommende — Seelenäußerung ist, deren auch beim Menschen, wenn gleich in geringerem Grade, bemerkt werden. Im Allgemeinen scheint jedoch die thierische Seele unfreier sich zu äußern als die menschliche, indem die Schranken bei jener in ihr selbst und im Körper, vermittelst dessen sie zur Erscheinung in der Außenwelt gelangen, fester und enger gezogen sind, als bei dieser, welche nur durch die höhere Vernunft des menschlichen Geistes gezügelt wird.

Zu den interessantern seelischen Eigenschaften, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, dürfte nun vorzüglich auch der Hang zur Geselligkeit zu rechnen sein, welcher bei vielen Thieren, zumal aber bei den Vögeln in einem hohen Grade bemerkt wird. Dieser Trieb, mit Seinesgleichen größere Vereine oder Gesellschaften zu bilden und mit ihnen Leid und Freude, überhaupt das Schicksal in jeder Hinsicht zu theilen, hat wohl beim Menschen und Thiere dieselbe äußere und innere Ursache, indem sich bei beiden, wenn sie vereinzelt leben, das Gefühl des Verlassenseins, das Bedürfniß der Mittheilung und die Lust zur Selbsterhaltung einstellen, deren Befriedigung natürlich in größern, sich gegenseitig unterstützenden Vereinen viel wahrscheinlicher ist, als im vereinzelten Zustande. Der Befriedigung des Geselligkeitstriebes verdanken deswegen die meisten Staaten ihr Dasein und ihr Fortbestehen, dem Aufgeben desselben ihren Zerfall und ihre Auflösung; auf gleiche Weise sind aber auch Gesellschaften von Thieren entstanden, welche sich gemeinschaftlich nähren und schützen, während sie in vereinzelten Individuen nach und nach zu Grunde gegangen sein würden.

Wenn ich nun über diesen Theil der seelischen Erscheinungen im Leben der Vögel nähere Belege mittheile, wenn ich zeige, wie einzelne Vereine sich gebildet, vermehrt und erhalten haben, oder andere wiederum zersprengt und zu Grunde gegangen oder ausgewandert sind, so hoffe ich, keine nutzlose Arbeit unternommen zu haben.

Der Norden Europa's war schon von Alters her bekannt und berühmt durch die ungeheure Anzahl von Wasservögeln, welche an den Meeresufern der unwirthlichen Länder dieser Zone in Vereinen, aus zahllosen Individuen bestehend, ihr Fortpflanzungsgeschäft betrieben und den Bewohnern dieser traurigen Oeden durch ihre Eier, ihr Fleisch und ihre Federn das kümmerliche Dasein fristeten oder zum Mindesten erträglicher machten, aber auch heutigen Tages für ihre Existenz von größter Wichtigkeit sind. Man hatte jedoch in früheren Zeiten keine genaue Kunde von dem Haushalte dieser Vögelschaaren, und fabelte allerlei Wunderbares davon, bis endlich wißbegierige Seefahrer Nachrichten darüber sammelten und unverdrossene Naturforscher der neuern Zeit die Beobachtung und Untersuchung derselben sich zur besondern Aufgabe machten und Jahre lang mit deren Studium zubrachten. Aber auch diesen ist großentheils die wahre Ursache dieser geselligen Vereinigungen so vieler Individuen einer oder mehrerer Arten, so wie der Wahl gewisser Gegenden und Plätze zu Anlegung dieser ausgedehnten Kolonien entgangen, indem oftmals nicht ausgemittelt werden konnte: warum unter vielen unter ganz ähnlichen Verhältnissen befindlichen gerade diese bestimmte Insel, Klippe oder Scheere hiezu von den Vögeln gewählt worden sein mochte.

Wenn auch bei manchen derartigen Kolonien eine günstige Lage und Ueberfluß an Nahrungsmitteln, bestehend in einer Menge von Fischen, welche die Laichzeit oftmals um Inseln und Scheeren versammelt, oder in Crustaceen und Conchylien, welche

Digitized by Google

den Vögeln angenehm sind, sogleich in die Augen springen, und unzweifelhaft als Ursache der ersten Ansiedelung angesehen werden können, so ist doch bei andern wiederum kein ähnlicher Grund aufzufinden, so daß die erste Niederlassung eines oder mehreree Paare dem bloßen Ungefähr zugeschrieben werden muß. Und wenn man die Anhänglichkeit der Vögel an einen einmal liebgewonnenen Ort oder an deren Geburtsstätte kennt, so begreift man um so eher, wie den ersten Paaren ihre Jungen und fremde Individuen sich nach und nach angeschlossen haben mochten, bis endlich die zahllosen Schaaren dadurch angewachsen sind, welche wie jetzt als Naturwunder anstaunen.

Obgleich der Raum dieser Blätter es nicht gestattet, auch nur die merkwürdigsten nordischen Brüteplätze etwas umständlicher zu beschreiben, so kann ich doch nicht umhin, zur Uebersicht des Vögellebens in dieser Beziehung einige derselben näher zu bezeichnen und kurze Bemerkungen darüber beizufügen, indem der Leser dadurch um so eher in den Stand gesetzt wird, Vergleichungen zwischen den nördlichen und südlichen Vögelkolonien anzustellen.

Unter den Naturforschern, welche in neuerer Zeit um die nähere Kunde der nordischen Vögel sich große Verdienste erworben, nenne ich hier hauptsächlich Naumann, Faber, Boje, Graba, Thienemann, und erlaube mir, aus ihren sorgfältigen Beobachtungen das Wichtigste in Kürze mitzutheilen.

Im Jahre 1819 besuchte Naumann die Westküste Jütlands und die vor derselben liegenden Inseln und Eilande Süderoog und Norderoog, Amrom, Pelworm und Sylt. — Auf Süderoog brüteten Tausende von Silbermöven (Larus argentatus), welche so wenig scheu waren, daß sie sich auf zwanzig Schritte nahe kommen ließen. Ein grünes Feld, welches eine Menge kleiner Hügelchen enthielt, war ganz mit den Nestern dieser Vögel bedeckt, welche mit vielen Austernfischern (Haematopus ostralegus), arktischen Meerschwalben (Sterna arctica), Avosetten (Recurvirostra avocetta), Rothschenkeln (Totanus calidris) und Alpenstrandläufern (Tringa alpina), die ebenfalls in Menge dazwischen nisteten, im besten Einverständnisse lebten. Interessant war eine Straße, welche die Kentischen Meerschwalben (Sterna cantiaca) über Süderoog bildeten, indem sie in einer bestimmten Richtung über derselben auf ihre Brüteplätze nach Norderoog zogen, wo sie in solcher Anzahl nisteten, daß sie auf dem flachen Eilande, in einer Entfernung von einer Meile gesehen, wenn sie ruhig waren, einen weißen Streif im Meer bildeten, als ob die Insel mit Schnee bedeckt wäre, wenn sie sich aber erhoben, einer weißen wirbelnden Wolke glichen. Naumann schätzte ihre Anzahl auf eine Million, und bemerkt, daß ihre Eier an manchen Stellen so dicht lagen, daß man fast nicht dazwischen gehen konnte, ohne einige zu zerbrechen, und daß die Vögel auf den Eiern so gedrängt an einander saßen, daß sie nicht Raum gehabt haben würden, wenn nicht alle nach einer Richtung gegen das Meer, gesehen hätten. Wurden sie aufgejagt, so flogen sie dem Ruhestörer so dicht um den Kopf, daß es ein Leichtes war, so viele derselben mit einem Stocke herabzuschlagen, als man wünschte, wobei sie sich mit solcher Bosheit der Excremente entledigten, daß der Bezielte immer getroffen und weiß bekleckt wurde.

Eine ganz andere Ansicht bot Lyst, die Nordspitze der Insel Sylt. Hier war ein grünes Wiesenthal mit Tausenden halbzahmer Brandenten (Anas tadorna), welche je paarweise mit einander umherliefen, wie mit weiß, roth und schwarz gezeichneten Blumen bedeckt; die Vögel brüteten in Löchern unter der Erde, und gaben den Bewohnern der Insel reichlichen Tribut an Eiern und Dunen. Die nördlichste Spitze der Insel diente wiederum vielen Tausenden von Silbermöven (Larus argentatus), in deren Nähe sich eine kleinere Gesellschaft von Sturmmöven (Larus canus) angesiedelt hatte, zum Aufenthalt. Auf den Dünen, welche als flache Sandbänke oder Watten in das Meer verlaufen, befand sich eine große Kolonie von Kentischen Seeschwalben (Sterna cantiaca), und nicht weit von diesen eine von Caspischen Raubseeschwalben (Sterna caspia), einer Schaar von Freibeutern, welche auf Kosten der übrigen Strandbewohner lebt, indem sie deren Eier und Junge raubt, aber, wie die andern, den Inselbesitzern einen ziemlichen Theil der eigenen Eier abtreten muß.

So merkwürdig und großartig die eben beschriebenen Brüteplätze auf den dänischen Inseln auch sind, so halten sie doch keine Vergleichung aus mit dem Vögelreichthum auf der norwegischen Küste, auf den Lofoden, den Vogelbergen Islands, den Faröern, Orkaden, Hebriden, der schottischen Küste ꝛc., wo Alken, Urien, Larventaucher, Tölpel, Fulmare, Sturmtaucher und dreizehige Möven in noch weit größerem Maaßstabe die Scheeren und Küsten bevölkern. So erzählt F. Boje in seinem Tagebuch einer Reise durch Norwegen im Jahr 1817, daß ein Schwarm von Alken (Alca Torda) und Lummen (Urla Troile) in der Nähe der Lofodischen Inseln kaum 10 Schritte hoch über seinem Haupte hingezogen sei, welcher eine Breite von wenigstens 1000 Schritten eingenommen, und so lange gedauert habe, daß er sein Doppelgewehr zehnmal laden und abschießen konnte; und solcher Flüge gab es in dieser Gegend zwei bis drei, so daß es unbegreiflich schien, wie das Gebirge für eine solche Masse von Vögeln Brüteplätze genug darbieten konnte. Diese Alken und Lummen waren übrigens noch lange nicht alle Bewohner der Gegend, denn auf der südlichen Spitze der Insel war eine in Absätzen hoch hinauf ziehende Felsenwand ganz mit den Nestern der dreizehigen Möven bedeckt, und einzelne Scheeren von den Vögeln ganz weiß, so daß Boje durch einen Doppelschuß neun Stücke erlegte; Alken und Papageitaucher bedeckten flächenweise das Wasser unter den Felsen. Nicht weit von dieser Stelle nisteten die letztern (auch Lunde, Lardentaucher, Mormon arctica s. fratercula genannt) ebenfalls in so großer Anzahl, daß sie, obgleich aufrecht sitzend, ganze große Felsenabhänge bedeckten, und ein Schuß unter sie ihrer sechs Stück tödtete. — Sörlands-Ruppen (eine ungeheure Klippe), die sich mit schwindelerregender Steilheit aus der See erhebt, dient, so hoch als das Auge reicht, den Scharben (Carbo graculos s. cristatos) zum Ansenthalte. Ueberhaupt haben alle erwähnten Vögel einen besondern Distrikt inne, wobei nur die Alken und Lummen (Alca Torda und Urla Troile) durch einander brüten.

Von den Vögeln der merkwürdigen vulkanischen Insel Island gibt uns der, leider zu früh verstorbene, F. Faber als Resultate seiner sorgfältigen und mühsamen Forschungen und Beobachtungen sehr interessante Nachrichten, aus welchen ich Einiges hier mittheilen will. So sagt er S. 91 seines Prodromus der isländischen Ornithologie von der dreizehigen Möve (Larus tridactylus): „In Grimsöes Vogelberg nisten sie in solcher Menge, daß sie die Sonne verbergen, wenn sie auffliegen; die Scheeren bedecken, wenn sie sitzen; die Ohren betäuben, wenn sie schreien, und den von Löffelkraut grünen Felsen beinahe weiß machen, wenn sie brüten." — Von den Lunden (Mormon), die um ganz Island überall ungemein häufig sind, bemerkt er S. 50: „Auf den Westmanöern bedecken sie in der Brütezeit die Oberfläche der Felseninseln." — In nicht geringerer Anzahl scheint auch der Fulmar (Procellaria glacialis) in der Umgebung Islands zu brüten, indem aus Grimsöes Vogelberg, aus Lautrabierg, Hasnarbierg und Krysevik's Vogelberg, vorzüglich aber auf den Westmanöern (Inseln oder Klippen) von den Einwohnern jährlich wenigstens zwanzig tausend Junge aus den Nestern genommen und verspeist werden; so daß also wenigstens eben so viele Paare daselbst brüten, indem sie nur einmal des Jahres ein Junges ausbrüten. — In ebenfalls ausnehmend großer Anzahl nisten die Eiderenten (Anas mollissima) auf den Scheeren am Meere, auf den kleinen Inseln der süßen Teiche oder in den Mündungen der Flüsse, und nützen den Bewohnern Islands sowohl durch ihre großen Eier, als durch ihre berühmten Eiderdunen, welche im Laufe der Brütezeit zweimal gesammelt werden können.

Nicht minder merkwürdig als die Vogelberge und Scheeren Islands ist die an der Schottischen Küste liegende Felseninsel Baß, welche einem Seevogel seinen Namen gegeben hat. Ernst Fleischer gibt im Jahrgang 1821 von Oken's Isis eine Schilderung derselben, welcher Folgendes entnommen ist: „Der Baß, eine hohe steile Felsenmasse, von der nächsten Landspitze zwei

Digitized by Google

Seemeilen entfernt, in der Mündung der Furth, gleicht in der Ferne einem Kalkfelsen, wegen der ihn bedeckenden unsäglichen Menge weißer Gannets (Sula alba s. bassana, Disporus bassanus) und ihres weißen Unraths, ob er gleich aus rothem Porphyr besteht, und auf seinem abgeplatteten Rücken begraset, sonst aber ganz kahl ist. Nur an einer Stelle erlauben die tobenden Brandungen das Anlanden, dann ist aber hier der einzige Eingang zur natürlichen Felsenburg durch eine künstliche Thür mit Schloß und Riegel verwahrt. Er enthält eine Seemeile im Umfange und hat wenige, beschwerliche Felsenstiege, um eine unbeträchtliche Anzahl von Vogelnestern zu erklimmen; zu den meisten gelangt man nach der auf den Orkaden üblichen Methode, ein Mann wird nämlich mit einem Strick um den Leib, oder auf einem Querholz reitend, zu den Brüteplätzen hinabgelassen. — Myriaden dieser Vögel bewohnen den Bas, einen Begriff von ihrer Menge und zugleich von der Wichtigkeit derselben für die Bewohner der Nachbarschaft kann folgendes geben: Die Jagd auf die Gannets, welcher übrigens nur die Jungen unterworfen sind, war um 23a Reichsthaler (etwas über 4aa fl. rhn.) per Jahr verpachtet, und es wurden nicht unter 10aa Stück erschlagen oder gefangen, während natürlich immerhin ein großer Theil der Jungen bei der Unzugänglichkeit der Nester entkommt. Mit dem ersten August beginnt die Jagd, und dauert so lange fort, als noch junge Vögel vorhanden sind. — Neben diesen Hauptbewohnern des Bas nisten daselbst aber auch noch unzählige Scharen von Sturmmöven (Larus canus), Troll-Lummen (Uria Trolle) und Lunde (Mormon arctica), minder zahlreich dagegen Alken (Alca Torda) und Gryll-Lummen (Uria Grylle).

Von Seevögeln verschiedener Arten sind auch die Orkaden und Hebriden bevölkert, zumal ist die Insel St. Kilda bekannt durch die Schaaren der Sturmtaucher (Puffinus Anglorum), welcher in so unermeßlicher Anzahl auf den höchsten mit Erde bedeckten Felsen in selbst gegrabenen Löchern brütet, daß er die Hauptnahrung der dortigen Einwohner liefert, ohne welche ihre Existenz kaum möglich wäre."

Diese wenigen Skizzen dürften wohl einigermaßen eine Idee geben von der Großartigkeit der Erscheinungen im Vogelleben des Nordens und von dem Erstaunen und der Freude, welche den unverdrossenen Beobachter in diesen für gewöhnliche Menschenkinder so traurigen, öden und verlassenen, die längste Zeit des Jahres in Schnee gehüllten oder im Eise erstarrten Gegenden der kalten Zone erwarten; sie dürften aber auch zeugen von der unermeßlichen Weisheit und Güte des Schöpfers, welcher da, wo nach den klimatischen Verhältnissen das Pflanzenleben und das daran geknüpfte Thierleben fast ganz erstorben ist, durch Myriaden von Meeresbewohnern tausendfaches Leben verbreitet, und dem genügsamen Menschen es möglich gemacht hat, auch diesen Winkel der Erde zu bewohnen, und seines Daseins froh zu werden, indem Fische und Vögel seine wenigen Bedürfnisse befriedigen.

Zwar von geringerer Bedeutung und von minder großartiger Ausdehnung, aber immerhin noch beachtenswerth und interessant genug, enthält auch unser württembergisches Vaterland Brüteplätze, welche ein Bild erzeugen können von dem Leben und Treiben der hochnordischen Vögel. Ich will hier nicht von den zum Theil sehr zahlreichen Kolonien der Uferschwalben, Dohlen, Saatkrähen ꝛc. reden, sondern mich auf einen Gattungsverwandten der hochnordischen Vögel beschränken, weil dieser jedenfalls die größten und merkwürdigsten Vereine bildet. Ich meine nämlich die Lachmöve (Larus ridibundus), welche unter dem Namen „Alenbock" (wahrscheinlich so benannt, weil sie auf Hunde stößt oder sticht, und somit als fliegender Bock angesehen wird) fast überall bekannt ist und die meisten oberschwäbischen Seen und Weiher bewohnt, an einigen derselben aber wirklich in ungeheurer Anzahl nistet, und deßwegen theils hinsichtlich ihres Nutzens, theils in Beziehung auf ihre hübsche Gestalt die Blicke der Anwohner und Reisenden auf sich zieht. Eine im Jahre 1836 ausgeführte ornithologische Reise durch die Schweiz und Tyrol führte mich auch durch Oberschwaben, wo ich denn die Gelegenheit benutzte, die größten und merkwürdigsten Brüteplätze dieses Vogels zu besuchen und genau zu beobachten. Dabei fand ich einige ziemlich bedeutende Kolonien auf Sumpfinseln im Federsee bei Buchau, eine im Sägeweiher bei Altshausen, die größte aber im Häckerweiher beim Hof Hege, zunächst Blitzenreuthe. Da eine umständliche Beschreibung des Haushaltes dieser Vögel, so interessant sie auch wäre, der Raum nicht gestattet, so will ich mich begnügen, einige Auszüge aus meinem damaligen Tagebuche mitzutheilen. Zuerst also vom Sageweiher bei Altshausen: „Nachdem wir den Hauptbrüteplatz der Lachmoven, welche erst seit einigen Jahren, als sie auf dem Hackerweiher, wegen Störung der wilden Enten in ihrem Brütgeschäfte, verfolgt worden, in Menge hier eingewandert sind und brüten, bald vollends erreicht hatten, bemerkten wir in den vielen einzelnen Seggenbüschen, welche ziemlich über den Wasserspiegel emporragten, überall einzelne Nester dieser Vögel entweder mit Eiern oder mit Jungen, und die Alten kamen schon mit furchterlichem Kliäh, Kriäh, Käi, Kei, Kräh und andern unmelodischen Tönen gegen unser Schiff gezogen und umschwärmten uns in unzähliger Menge; als wir aber auf dem Brüteplatz selbst Eier sammelten und Junge einfingen, wurden sie so dreist, daß sie uns nach den Köpfen stießen und unsern Hund in die Flucht jagten. Höchst merkwürdig für mich war das Treiben der Möven auf diesem nur 6—7 Quadratruthen haltenden Brüteplatz, der alle Schritte eines bis zwei Nester mit 3 Eiern, oder eben anschlüpfenden oder bereits ausgeschlüpften, zum Theil auch größern Jungen enthielt, welche bei unserem Besuche nach allen Richtungen die Flucht ergriffen, theils in den Grasbüschen sich verkrochen, theils muthvoll in das Wasser sprangen und mit aufgehobenen Flügeln, heftig schreiend, dem nächsten Rohrdickicht zuschwammen, oder im offenen Wasserspiegel ihr Heil suchten; während die Alten zu Tausenden verzweiflungsvoll wie die Schnaken durch einander stoben und uns mit ihrem barbarischen Geschrei fast betäubten, zuweilen aber auch große Wasserflächen weiß bedeckend sich niederließen und mit weit ausgereckten Hälsen und hoch erhobenen Schwänzen dicht an einander gedrängt umherschwammen. Auf gleiche Weise, wie die Möven uns empfangen hatten, begleiteten oder vielmehr verfolgten sie uns mit heftigem Geschrei, als wir die Insel verließen, so lange, bis sie uns weit genug entfernt glaubten. Auf dieser Insel mochten sich 3—4aa Nester befinden, die so gedrängt beisammen lagen, daß man sehr behutsam umher gehen mußte, wenn man nicht mit jedem Schritt etliche Eier zertrümmern wollte." — Sie hatten, wie die Kentischen Seeschwalben über Süderoog, deren Naumann erwähnt, eine Luftstraße, welche über eine hohe Kastanienallee quer über das Feld in schnurgerader Richtung auf den Brüteplatz führte, auf welchen die Männchen Morgens in aller Frühe, oft 3—4 Stunden weit, sich der Nahrung (Schnaken, Engerlinge, Regenwürmer ꝛc.) wegen entfernten und Abends spät wieder zurückkehrten. — Einen herrlichen Anblick gewähren diese Möven, wenn sie in dichten Massen plötzlich sich erheben, und vor einem dunkeln Hintergrunde, entweder einem Tannenwalde oder schwarzblauen Gewitterwolken, vom oder von der Sonne beleuchtet, zuerst verwirrt durch einander fliegen, nach und nach sich ordnen und in den schönsten Schwenkungen sich herum tummeln; wobei ihr zartes Gefieder wie blankes Silber glänzt. — Ein solches prächtiges Schauspiel genoß ich am 17. Juni 1836, als ich in Begleitung eines Freundes den größten Brüteplatz Württembergs, den 300 Morgen großen, auf drei Seiten von hohen dunkeln Nadelwäldern eingefaßten und beschatteten, nur gegen Süden frei geöffneten Häckerweiher besuchte und einige Schüsse nach den Möven abfeuerte. Viele Tausende der silberglänzenden Möwengestalten stoben erschreckt aus den Schilfinseln empor, stürzten verzweiflungsvoll mit betäubendem Geschrei durch einander, sammelten sich nach und nach in einen Halbmond, dessen Hörner sich über beide Seiten des Sees ausbreiteten und den Wald kaum durchblicken ließen; drehten sich alsdann schraubenförmig in die Höhe, und ließen sich endlich auf dem Wasserspiegel nieder, welcher dadurch auf eine große Strecke weiß bedeckt wurde. Auf diesem Brüteplatz zählte ich über 800 Nester, doch mögen meinem Blicke auch viele in den einzelnen Büschen stehende entgangen sein. Die Eier werden auch in Württemberg gesammelt und bis nach Stuttgart versendet, wo sie als beliebte Speise genossen werden.

Digitized by Google

Ganz andere Erscheinungen im Gebiete der Ornithologie bietet der Süden und Südosten Europas; denn die vom Norden so abweichenden klimatischen und vegetabilischen Verhältnisse der warmen oder gemäßigten Zone erzeugen andere Ordnungen, Gattungen und Arten, und nur einige Repräsentanten derselben deuten auf die nähere oder entferntere Verwandtschaft nördlicher und südlicher Geschöpfe. So fand ich auf einer im Jahre 1838 und 1839 nach Ungarn bis in die Türkei unternommenen ornithologischen Reise viele große Vögelkolonien, aber sie gehörten andern Gattungen und Arten an, als die oben beschriebenen, und bieten deßwegen so viele abweichende Erscheinungen dar, daß ich nicht umhin kann, derselben etwas umständlicher zu gedenken, um so mehr, als wir noch keine Beschreibungen südlicher Brüteplätze besitzen.

Das Gebiet der Donau bis zum schwarzen Meere umschließt eine ungeheure Fläche von Sumpfland, in dem der majestätische Strom mit seinen vielen und bedeutenden Nebenflüssen sich meistens durch ebenes Land hinwälzt, in welchem so vielerlei Ursachen ein Aufhalten und Austreten der Gewässer verursachen, daß auch die große Sonnenwärme, welche in diesen Gegenden ein fast tropenartiges Klima erzeugt, nicht im Stande ist, die in Sümpfe verwandelten Flüsse so weit auszutrocknen, daß sie, in ein natürliches Bett eingezwängt, ungehindert ihren Lauf fortsetzen könnten; vielmehr verursachte die üppige Vegetation, welche der Wasserreichthum, verbunden mit der bedeutenden Sonnenhitze, hervorruft, dem Abflusse der Gewässer neue Hindernisse, so daß am Ende große Sümpfe und Seen mit den mannichfaltigsten Wasser- und Sumpfgewächsen bedeckt stehen blieben. Daß sich in diesen Sümpfen und Seen bald Wasserthiere verschiedener Gattungen: Reptilien, Fische, Crustaceen, Insekten ꝛc. in unzähliger Menge niederließen, erzeugen und in ihrer eigentlichen Heimath befinden, dadurch aber eine Menge von Sumpf- und Wasservögeln, welchen sie hauptsächlich zur Nahrung angewiesen sind, herbeiziehen mußten, ist gewiß einleuchtend, und so kam es denn, daß diese Gegenden von großen Kolonien der Reiher, Scharben, Seeschwalben ꝛc. bevölkert und belebt wurden, und dieses bleiben werden, bis die hiefür günstigen Verhältnisse einer Veränderung unterliegen, welche das Fortbestehen unmöglich macht.

Die ersten Brüteplätze dieses Sumpfgebietes, welche ich in Ungarn besuchte, befinden sich an der cumanischen Grenze auf dem adelichen Landgute (Pusta) Apaj, in einer Gegend, welche durch viele schmale, oft stundenlange, nicht tiefe Süß- und Salzwassersümpfe so durchschnitten ist, daß das eine Mal das Land zwischen zwei Sümpfen so schmal ist, daß es nur eine Landzunge bildet, das andere Mal aber das Wasser im festen Lande nur als ein vielleicht hundert Schritte breiter Streif erscheint, wozwischen sich die bebauten Felder und Wiesen, oder die ausgedehnten Viehweiden befinden, welche aber, wie die Wiesen, in feuchten Jahren bis in die Mitte des Monats August ein bis zwei Fuß tief unter Wasser stehen und deßwegen sehr ausgedehnte Wasserflächen darbieten, so daß nicht selten mehrere tausend Morgen große Seen an einander hängen. Da zu diesem auch die eigentlichen bleibenden Sümpfe im flachen Lande selten über drei bis vier Fuß tief sind, und deßwegen oft bis auf den Grund von den Sonnenstrahlen erwärmt werden, so sproßt bald eine üppige Vegetation daraus empor, und sie füllen sich mit prächtigen Gewächsen der verschiedensten Arten, als: Sumpfeuphorbien (Euphorbia palustris), Kuospen (Typha latifolia etc.), Binsen (Scirpus maril. lacust.), Butomus umbellatus. Calmus (Acorus calamus), Schilf (Arundo phragmites), Simsen (Juncus butonius), Schwingel (Festuca gigantea), verschiedene Seggen (Carex acuta, paludosa etc.), Wasserrosen (Nuphar lutea et Nymphaea alba) und vielen andern, so daß große Strecken, besonders die wasserreichern nicht so leicht versiegenden Sümpfe, mit der herrlichsten Pflanzenfülle prangen, und den verschiedensten Geschöpfen zum bequemen Aufenthalte und Verstecke dienen können. In diesen theilweise beschilften oder mit andern Wasserpflanzen bewachsenen Seen, welche jedoch immer auch noch große Flächen offenes Wasser besitzen, fand ich nun Kolonien von schwarzen Seeschwalben (Sterna ulgra), aus vielen hundert Individuen bestehend, welche auf den Schlammbänken am Rande des Wassers oder auf Inseln ihre Nester auf Koth häufchen, große Vereine von den sonst so seltenen schnurrbärtigen und weißschwingigen Seeschwalben (Sterna leucopareja et leucoptera), welche mitten im Wasser auf einzelnen Wassergewächsen große schwimmende Nester angelegt hatten, nicht weit von diesen eine große Menge schwimmender Nester des schönen Ohrensteißfußes (Podiceps auritus) und einzelne der Lachmöve (Larus ridibundus). Die drei verwandten Seeschwalben flogen in unzähliger Menge vermischt und mit großem Geschrei durcheinander, und stießen mir, als ich mich den Nestern näherte, fast den Hut vom Kopfe, so daß ich nicht selten 3 bis 4 Stücke der verschiedenen Arten herabdonnerte, wenn ich nur auf eine einzige zielte. — Ungefähr eine halbe Stunde von den Brüteplätzen der Seeschwalben, in überschwemmten Wiesen bei Cutja Tejes, welche mit 1—2 Fuß hohem Wasser bedeckt waren, aus welchen nur einzelne Erderhöhungen und Sumpfeuphorbien hervorragten, hauste in großer Anzahl der sonst so seltene als merkwürdige hochbeinige Strandreuter (Hypsibates himantopus), welcher verzweiflungsvoll auf mich und meinen Hund stieß und dabei ziemlich erlegt wurde. — Hunderte von Spieß-, Löffel- und Krickenten hatten ihre Wohnungen in den angrenzenden trockenen Wiesen und Saatfeldern aufgeschlagen, und zogen scharenweise in Kreisen über mir umher. Der merkwürdigste Vogel war jedoch das sogenannte Halsbandsandhuhn (Glareola torquata), ein Mittelding zwischen Land- und Seeschwalbe und Regenpfeifer, welches in Trupps von 20—50 Stücken auf den öden Salzsteppen, an Sümpfen, Morästen, auf Wiesen und ausgebrannten Viehweiden bald fliegend, bald laufend, stets schreiend umherrannte, Nahrung suchte, und jeden auffallenden Gegenstand neugierig umschwirrte und endlich schreiend verfolgte.

Einen zweiten sehr bedeutenden und für den Ornithologen höchst wichtigen Brüteplatz besuchte ich im Juni 1838, vierzehn Stunden unterhalb Pesth, im Stuhlweißenburger Komitate. Er befindet sich gegenüber dem Marktflecken Adony auf einer 700 bis 800 Morgen großen Insel, mitten im majestätischen Donaustrom, welche mit vielen Sümpfen und Wasseradern durchzogen, mit Gebüschen verschiedener Holzarten, Hopfenranken, Nesseln, Schilf ꝛc. bewachsen, großentheils aber von einem aus hohen Eichen, Ulmen, Platanen, Silberpappeln ꝛc. bestehenden Walde bedeckt ist, und deßwegen an vielen Stellen undurchdringliche Gesträuche und Dickichte bildet, in denen auch die scheuesten Vögel ungestört hausen können. Viele dieser Bäume, welche theils auf trockenem Lande, theils im Wasser so ziemlich in der Mitte der Insel stehen, dienen zahllosen Scharen von Reihern und Scharben zu Nistplätzen, und ihre Nähe kündigt sich durch den bedeutenden Gestank, den weißen Koth und die zu drocheuen Eierschalen auf der Erde, und durch das entsetzliche Geschrei der Jungen in den Nestern, so wie der ab- und zufliegenden Reiher an. Graue, Silber- und Nacht-Reiher (Ardea cinerea, garzetta et nycticorax) und Kormoran-Scharben (Carbo cormoranus) brüten gesellschaftlich, und es ist nichts Seltenes, im höchsten Gipfel des Baumes 2—3 Nester des grauen Reihers, ebenso viele der Scharbe, etwas niedriger ein Nest des kleinen Silberreihers oder 5—6 Nester des Nachtreihers zu sehen. — Kömmt man in die unmittelbare Nähe des Brüteplatzes, d. h. unter die Bäume, worauf die Nester liegen, so ist man stets in Gefahr, von dem nach allen Richtungen ausgespritzten Kothe der jungen Reiher, welcher einen lebhaften Regen bildet, besudelt zu werden; besteigt man aber gar einen solchen Baum, so geschieht dieses unfehlbar, wie die Spuren auf meinem Jagdrocke noch beweisen. — Wunderbare Töne vernimmt hier das Ohr: denn während das rauhe Kraich des grauen Reihers, das Quack oder Gowack des Nachtreihers, das Goggoggoggoggog der Scharben aus den Lüften und Wipfeln der Bäume erschallt, tönt ein Gezwicke und Gezäcke der jungen Nachtreiher, wie zick, zick, zick, ziek, zäck, zäck, zäck, zäck, ein kälberartiges Gohääää der jungen grauen Reiher und ein Heidieh, Heidieh klingendes Gefäge der jungen Scharben unaufhörlich fort, und gibt ein Konzert so eigenthümlicher Art, daß man außerdem nichts Aehnliches hört; dazwischen plumpst hie und da ein Junger, welcher sich zu weit über den Rand des Nestes hinausgewagt hatte, durch den Ungestüm seiner Geschwister beim Füttern auf

Digitized by Google

die Erde herab, und stirbt entweder in Folge des Sturzes oder läuft, wenn er schon etwas erstarkt war, dem nächsten Sumpfe zu, um sich da zu verstecken und mit Geschrei abzuwarten, bis ihn seine Eltern kärglich mit Speise versorgen. — Durch die verwesten Kadaver der Vögel und der den zu hastigen Jungen entschlüpften Fische entsteht natürlich ein penetranter Gestank, und jene gewähren, da sie vielen Millionen von Schmeißfliegen zum Aufenthalte dienen, einen äußerst ekelhaften Anblick. — Geschieht unter den Nestern ein Schuß, so erhebt sich Alles, was fliegen kann, mit Einemmale unter häßlichem Geschrei, worunter sich ein trompetenstoßähnlicher Ton des scheuen kleinen Silberreihers auszeichnet; aber kaum sind einige Minuten vorüber, so erscheinen die meisten Erschreckten wieder, um bei ihren Jungen auf den Nestern oder Aesten Platz zu nehmen. Es ist deßwegen, gut angestellt, sehr leicht, eine Menge von allen drei Reiherarten und Scharben zu erlegen; nur erfordert der Silberreiher, als der scheueste, etwas mehr Vorsicht, da er sich gewöhnlich nicht mehr sobald und nur auf den höchsten Baumgipfeln niederläßt. — Ein besonderer Brüteplatz der Scharben ist von dem Hauptbrüteplatz der Reiher etwas entfernt, aber ähnlich beschaffen, jedoch auch von vielen Reihern, oft auf den gleichen Bäumen, worauf die Scharben horsten, bewohnt. Die jungen Scharben strecken gewöhnlich die Köpfe aus den Nestern hervor und lassen ihr oben bemerktes Heidieh ertönen, was, wenn viele zusammen pfeifen, eine gar nicht unangenehme Musik abgibt. Schießt man auf diesem Platze, so fahren sie pfeilschnell wie Schlangen auf der dem Feinde entgegengesetzten Seite zum Neste hinaus und kehren lange nicht mehr dahin zurück. — Interessant ist die Geschichte dieser Reiherinsel, indem sie zeigt, auf welche Weise Vögelkolonien sich gründen können und wie auf den Anfang alles ankommt. Bis zum Jahre 1817 war die Reiherinsel der Brüteplatz von vielen Tausenden von Saatkrähen (Corvus frugilegus); die Theurung dieses Jahres, welche man dort diesen Vögeln zur Last legte, kostete aber vielen Hunderten von ihnen das Leben, so daß die Kolonie bedeutend geschwächt wurde. Im Frühjahr 1818 erschienen unter den Saatkrähen vier Paare grauer Reiher; wurden geschont und vermehrten sich so, daß sie im nächsten Jahre schon eine ziemliche Gesellschaft bildeten, der sich im dritten Jahre noch so viele anschlossen, daß sie bereits aus mehreren Hunderten bestand; welche Zahl aber noch fortwährend stieg. Im Jahr 1821 kamen viele Nachtreiher, bemächtigten sich der Nester der Saatkrähen oder nahmen die verlassenen derselben in Besitz; vermehrten sich durch mehrmalige Bruten eines Jahres ungeheuer schnell, so daß sie jetzt bei weitem die meisten Individuen zählen. Zu gleicher Zeit brütete zwar auch noch eine beträchtliche Anzahl von Saatkrähen, sie wurden aber durch die Zunahme und Ausbreitung der Reiherkolonie von Jahr zu Jahr so vermindert und vertrieben, daß ihre Niederlassung zur Zeit meines Besuches bereits gänzlich zersprengt und aufgerieben war. Ungefähr im Jahre 1826 fanden sich mehrere Silberreiher-Paare in der bereits volkreichen Kolonie ein, und siedelten sich zwischen den grauen und Nachtreihern an, mit welchen sie sich bald friedlich vertrugen. Sie vermehrten sich jedoch nicht in dem steigenden Verhältnisse, wie die übrigen Reiher, weil ihnen wegen der prächtigen Rückenschmuckfedern bald nachgestellt wurde. 1827 stellte sich in der Kolonie ein gefährlicher Feind ein, indem eine Truppe Koemoran-Schaeben sich der Nester des grauen Reihers und der schönsten, höchsten Bäume bemächtigte, die hinderlichen Reiher vertrieb und sich auf den sichersten Plätzen festsetzte; sie traten jedoch bald, nachdem die erste Occupation unter heftigen, blutigen Kämpfen erfolgt war, in ein freundnachbarliches Verhältniß mit den frühern Bewohnern der Insel, welches auch jetzt noch auf gleiche Weise fortbesteht und gewiß merkwürdig genug ist. Ihre Nahrung finden diese Vögel in der Donau und in den vielen feichten Sümpfen der Umgegend, wohin sie stundenweite Ausflüge machen, von welchen sie Abends zu gewissen Stunden regelmäßig wieder zurückkehren. — Das schwer zu bestimmende Verhältniß der Anzahl der Individuen, welche diese Brüteplätze bewohnen, dürfte ungefähr folgendes sein: Auf 2000 Nachtreiher kommen 540 graue, 144 Silberreiher und 200 Scharben; ihre Vermehrung würde aber in's Ungeheure gehen, wenn nicht alljährlich mehrere hundert Stücke geschossen und viele Nester der Eier beraubt würden, und wenn nicht zahlreiche Rohrweihen und schwarze Milane, selbst Habichte, welche sämmtlich in der Nähe häufigst nisten, unter den Jungen große Niederlagen anrichteten.

Solche Inseln mit Brüteplätzen der Reiher und Schaeben gibt es weiter unten in der Donau noch mehrere, wovon ich jedoch nur der berühmtesten, der Reiherinsel bei Belgrad, erwähnen will, da sie hinsichtlich der Menge auf ihr nistender Vögel von keiner andern übertroffen wird. Sie enthält etwa 200 Quadratmorgen Fläche, und ist, wie die meisten Donauinseln, bewaldet, nämlich mit mittelhohen Weidenbäumen und dergleichen 10—12 Fuß hohen Gebüschen bedeckt, worauf und worin während der Brütezeit — vom April bis September — Tausende von grauen, großen und kleinen Silber-, Nacht-, Rallen-, Purpurreihern, Rohrdommeln, Kormoran-Scharben ꝛc. sich herumtummeln, brüten, ab- und zufliegen, und der Gegend ein ungemein belebtes Aussehen verleihen. Die Semliner Jagdliebhaber besuchen zuweilen in Gesellschaft diesen heerlichen Platz und opfern ihrem mordlustigen Vergnügen in wenigen Stunden Hunderte der herrlichen Reihergestalten, da selbst der ungeübteste Schütze Gelegenheit genug findet, seine Jagdwuth zu befriedigen. — Obgleich diese Insel über eine halbe Stunde von Semlin entfernt ist, hört man dennoch den Lärm der brütenden Vögelscharen über den breiten Strom herüber.

Von den Kolonien der Fluß-, schwarzen, kleinen und weißbärtigen Seeschwalben, welche sich am danatischen Ufer und auf den Sand- und Morastbänken der benachbarten Kriegsinsel befinden, will ich hier nicht weiter sprechen, da sie mit den Reiherkolonien keine Vergleichung aushalten können und auch nicht bedeutender sind, als die oben beschriebenen Niederlassungen dieser Vögel in den Sümpfen an der sumanischen Grenze. Dagegen muß hier noch erwähnt werden eine der vögelreichsten Gegenden von ganz Ungarn, nämlich derjenige Theil von Sirmien, welcher im Savethal, von Semlin an aufwärts sich ausbreitet, indem daselbst große Strecken mit tiefen und seichten Sümpfen, welche Wassergewächse der mannigfaltigsten Arten, Gebüsche und Wälder enthalten, bedeckt sind, worin unzählige Scharen von Sumpf- und Wasservögeln überreichliche Nahrung und die sichersten Nistplätze und Verstecke finden. Die meisten dieser Sümpfe wimmeln daher auch von dergleichen Vögeln, und man sieht sie zu Hunderten in jeder Tageszeit umherschwärmen, und hört ihre Stimmen bei finsterer Nacht von den Sümpfen her in den Dörfern der sirmischen Militärgrenze.

Einer der merkwürdigsten Orte Sirmiens bleibt aber das Grenzdorf Kupinowa (5—6 Stunden oberhalb Semlin), indem kaum eine Viertelstunde davon entfernt Tausende von Löfflern, Silberreihern, Quackreihern, grauen Reihern, Rallenreihern, Zwergschaeben ꝛc. ein gegen Nordosten gelegenes, stundenlanges und eine Viertelstunde breites Schilfried bewohnen, daselbst ihrem Fortpflanzungsgeschäft obliegen und durch ihre vielen Ausflüge der Gegend Leben und Abwechslung verleihen. — Ich besuchte dieses Ried einige Male theils allein, theils in Gesellschaft meines Bruders und einiger Jagdfreunde, und erlaube mir, ein Paar solcher Besuche, wie ich dieselben an Ort und Stelle in meinem Tagebuch notirte, hier mitzutheilen, da sie am besten den unmittelbaren Eindruck schildern, welchen der Anblick eines solchen Brüteplatzes auf den Jäger und Naturforscher hervorbringt.

Am 8 August 1838 miethete ich drei sirmische Führer (welche mir als riedkundige, ehrliche Leute empfohlen waren), um durch ihre Hilfe auf die im zehn Fuß tiefen Wasser und fünfzehn Fuß hohen Schilf verborgenen Nistplätze der oben erwähnten Reiher, Ibisse und Scharben zu gelangen. Morgens früh um 6 Uhr verließen wir das Dorf, umgingen einen großen Theil des Riedes, so daß wir uns erst nach einem dreiviertelstündigen Marsche durch Sümpfe und Wiesen dem Brüteplatze gegenüber befanden. Nachdem wir einige hohe Eichen erstiegen, und von deren Gipfeln aus das Treiben der Vögel beobachtet hatten, wurde ein kleines — aus einem Silberpappelstamm ausgehauenes Boot, Seelentränker genannt, vom Wagen herabgenommen, in dem Schilfe niedergesetzt, und von zweien der Führer gezogen, vom dritten — einem riesigen, mindestens sieben Fuß hohen Zigeuner

Digitized by Google

geschoben; bei welchem Geschäfte fast immer einer derselben bis unter die Arme in das Wasser zwischen Schilf- und Farrnkraut-Wurzeln einsank; so daß diese Art des Transports gewiß zu den mühsamsten gehörte. Nach großer Anstrengung erreichten wir endlich den Brüteplatz selbst, und wurden von einer Menge der doet hausenden Vögel empfangen. Zuerst erschienen einige Löffler (Platalea leucerodius) und zogen stumm vorüber, bald aber erhoben sich mehrere, und es dauerte nicht lange, so schwebten gegen fünfzig Stücke über unsern Häuptern und umkreisten uns zuerst in schußmäßiger Entfernung. Bald erschienen auch einige Ibisse (Ibis falcinellus) und Zwergscharben (Carbo pygmaeus), große und kleine Silber-, Quack-, Rallen-, Purpur- und graue Reiher (Ardea Egretta, garzetta, nycticorax, ralloides, purpurea et cinerea), sammt einem Rohr-Weihenpaare (Falco rufus), welches zwischen den Reihern seinen Horst angelegt hatte, und unschlüssig, furchtsam und verwirrt mit großem Geschrei in der Luft umherschwankte, indem es noch Zweifel zu haben schien, ob es seine Nachkommenschaft vertheidigen, oder fliehen solle, bis einige Schüsse zu letzterem Entschluß den Ausschlag gaben. Auf der ersten kleinen Insel, welche, wie die andern zwischen diesem Wasser liegenden Inselchen, großentheils mit Saal- und Bruchweidengebüschen bedeckt war, befanden sich zwei Nester des Löfflers mit Eiern, auf den nächsten aber mehrere, und sie waren zugleich so mit jungen Löfflern bedeckt, daß sie wie beschneit aussahen, während junge Scharben, Ibisse und Silberreiher auf den Gebüschen saßen und dieselben füllten. Bei unserer Annäherung ergriffen alle die Flucht: die Löffler sprangen tollkühn in's Wasser, schwammen auf die andere Seite desselben, um auf die nächste Insel sich zu salviren, büßten aber dafür durch Erkältung, daß ihnen vor Frost die Schnäbel klapperten; die Scharben und Silberreiher, welche noch nicht fliegen konnten, kletterten auf die höchsten Spitzen der Gebüsche, bis diese sich bogen und ihre Last abschüttelten; die Ibisse suchten im niedrigen Gebüsche zu entkommen, was jedoch nicht allen gelang. Die Gebüsche waren mit Nestern oft überladen, denn nicht selten trug ein Saalweidenbusch 8—10 Stücke derselben von der Zwergscharbe, dem Silber- und Rallenreiher; einzelner waren die größern Nester des großen Silber-, grauen und Purpurreihers *), etwas gedrängter die des Quackreihers, seines stand aber höher als 8—10 Fuß; auf der ebenen Erde befanden sich stets nur die Nester des Löfflers. — Unsere Führer fielen, ohne daß wir es verhindern konnten, wie gierige Hunde über die Löffler her, und hatten in kurzer Zeit dreißig Stücke eingefangen und 24 davon die Hälse abgeschnitten, um sie zu speisen, 6 derselben aber lebend für mich mitgenommen, an den Füßen zusammen gebunden und unser Schinakel fast ganz damit angefüllt. Zum Schlusse füllte ein fürchterlicher Wolkenbruch unser Schinakel mit Wasser und machte unserer Excursion ein nasses Ende.

Am 21. August besuchte ich den Stand des Brüteplatzes allein, und bestieg, um die Ankunft der Vögel zu beobachten, Abends gegen 6 Uhr eine demselben gegenüber stehende Eiche, von wo aus ich Alles ungehindert übersehen konnte. Löffler und Garzetten, so wie einige Quackreiher waren da, doch nicht in Menge, und wie es mir schien, meist junge Vögel; denn sie schrien hißhungrig nach Speise. Eine Viertelstunde nach 6 Uhr erschien der erste Zug der Ibisse in einer breiten Querlinie hoch durch die Luft, ließ sich allmählig gegen das Ried herab, strich ziemlich niedrig über den Brüteplatz hin und zog weiter, kam nach einiger Zeit wieder zurück, drehte sich in Kreisen immer höher und warlete auf weitere Gesellschaft; eine Viertelstunde später kam ein Zug Garzetten (Ard. garz.), vielleicht 200 Stücke, ließen sich theilweise auf den Nestern nieder, und erhoben sich wieder, um kurze Zeit umher zu fliegen. Um halb 7 Uhr kam ein zweiter großer Zug Ibisse, vereinigte sich mit dem ersten und zog einmal über den Brüteplatz hin, worauf die sämmtlichen Garzetten ein merkwürdiges Freudengeschrei erlönen ließen, sich sämmtlich erhoben, eine zeitlang mit den Ibissen umherstrichen, jedoch nach einiger Zeit wieder von denselben absonderten und auf dem alten Platze niederließen. Um 7 Uhr erschien der dritte Zug Ibisse, vereinigte sich gleichfalls mit den ersten, und flog mit denselben fortwährend bald in Kreisen, bald in Linien, Bogen oder dichten Massen zuerst hoch, dann niedriger und endlich unmittelbar über dem Rohre umher, bis das Einbrechen der Nacht um halb 8 Uhr meinen Beobachtungen ein Ziel setzte. Die Züge der Ibisse, deren es etwa 2000 Stücke sein mochten, kamen theils von Serbien herüber, theils von den 4—5 Stunden oberhalb Kupinowa gelegenen seichten sirmischen Sümpfen her, wohin sie Morgens um 4 Uhr nach Nahrung ausgezogen waren. Ein Flug Zwergscharben, welcher in einem lichten Haufen anlangte, ließ sich nach einigem Umherschwärmen einzeln zwischen den Silberreihern nieder, und etwa 30 weißäugige Enten (Anas leucophthalmos) strichen eine halbe Stunde lang über dem Ried umher. — Den größten Lärm verursachten die Quackreiher, denn sie schrien so heftig im Rohre, als ob wenigstens zwei Dutzende derselben an den Beinen aufgehängt wären, und mir schien es, als ob sie einander von ihren Plätzen verdrängt und Streit bekommen hätten oder vor den Rohrwiben beunruhigt worden seien. Abends um 7 Uhr verließen die meisten Quackreiher unter großem Geschrei die Brüteplätze, um ihre nächtlichen Wanderungen zu beginnen, und die Löffler erhoben sich zuweilen einzeln, aber mit großem Geräusche, aus dem Gebüsche, flogen kurze Zeit umher und ließen sich wieder nieder.

Gegenüber von Sirmien, im Banat, brüten diese Vögel ebenfalls in unzählbarer Menge, aber auch Kropfgänse (Pelecanus onocrotalus et crispus) in Schaaren von Hunderten, was weiter unten in den Sümpfen der Moldau und Wallachei in noch weit größerem Maßstabe der Fall ist, so daß manche dieser Gegenden sich mit den berühmtesten nordischen Brüteplätzen vergleichen lassen.

Das vorstehende Bild veranschaulicht einigermaßen das Leben und Treiben der Vögel auf dem Brütplatz bei Kupinowa, doch bleibt natürlich die Anzahl der gezeichneten Vögel weit hinter der Zahl der daselbst sichtbaren zurück.

L. Landbeck.

*) Diese beiden Arten hatten übrigens hier besondere Brutplätze inne.

Klimatische und naturhistorische Bemerkungen über Aden *).

(Aus einer umständlichern Mittheilung des Kapitäns Miguan in der Lon. Gaz. vom 29. Januar, 5. und 12. Februar.)

Das Klima von Aden zeichnet sich aus durch seinen steten Sommer, und ein ewiger Sonnenschein herrscht über diesem Erdflecke. Die Veränderungen der Jahreszeiten, welche längs der Küsten Indiens so deutlich bezeichnet sind, erstrecken sich nicht auf die abyssinischen und arabischen Küsten. Ein wolkiger Tag ist eine angenehme Abwechslung, Regen fällt selten, öfters aber ein schwerer Thau. Während der Monate Junius, Julius und August erheben sich schwere Wolken über die steilen Felsenklippen des Berges Schemschan, und hüllen den düstern Berg in ein weißes Dunstkleid, das seine gespaltenen und zersplitterten Gipfel völlig einhüllt. Endlich beginnen furchtbare Windstöße, prallen von Fels zu Fels, treiben Wolken von Sand und Kieseln vor sich her, und so furchtbar ist die Kraft dieser Wirbelwinde, daß die stärksten Zelte zu Fetzen zerrissen werden, und selbst das ausdauernde Dromedar sich ihnen nicht auszusetzen wagt. Die Schatten des Abends beschwichtigen diese erstickenden Windstöße, auf die nun eine gänzliche Stille mit erstickender Hitze folgt. Während der Nacht

*) Wir entnehmen diese Skizze mit geringen Abänderungen dem Auslande.

Digitized by Google

herrscht das Klima der arabischen Wüste, und mit dem Aufgang der Sonne hört man bereits wieder das Echo des Sturms von den Bergen. Die umliegenden Massen schwarzer vulkanischer Felsen, welche den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, kann man kaum mit der nackten Hand berühren, und die aus dem weder durch Baum noch durch Gras geschützten Boden ausstrahlende Hitze wirkt höchst schwächend auf den Körper. Wenn Fahrenheits Thermometer zwischen 95 bis 100° (29 bis 30° R.) steht, so fühlt man den Eindruck dieser Atmosphäre so stark, daß man die Hitze für viel größer hält. Im Monat April stieg der Thermometer um 3 Uhr Nachmittags in einem Zelte auf 105°, und als man ihn der Sonne aussetzte, in kurzer Zeit auf 140°. Wenn die Araber von der Hitze Adens sprechen, so sagen sie: es regnet Feuer. Diese außerordentliche Hitze kehrt aber nicht regelmäßig jedes Jahr zurück; ist jedoch das eine Jahr kühler als das andere, so zahlt das nächste die Schuld mit Interessen zurück.

Merkwürdig ist es, daß selbst während der großen Hitze die Sterblichkeit unter den Truppen nicht groß ist, und die Zahl der Kranken im Spital selten 6 Proc. übersteigt. Geschwüre sind jedoch während der heißen Monate sehr häufig, aber selten gefährlich.

Das Meer rings um die Halbinsel ist reich an Fischen, welche den Arabern zu allen Jahreszeiten reichlich Nahrung spenden; sie stehen aber an Wohlgeschmack denen, die man im persischen Golf und an den Küsten Indiens fängt, sehr nach. Die Araber behaupten, viele seien eine gewisse Zeit des Jahres hindurch krank, und wer dann davon esse, sei Hautkrankheiten ausgesetzt. Zu Maskat sollen die Fische während des Januars zum Essen nicht tauglich sein; die Araber essen sie aber nichtsdestoweniger frisch, gesalzen, selbst in faulendem Zustande, und selten schadet es ihnen; freilich können *sie* Gift essen, und nichts scheint ihnen etwas anhaben zu können. Da sie ferner eine wahre Amphibiennatur haben, und beinahe so gut im Wasser wie auf dem Lande leben, so sind sie die ausgesuchtesten Schwimmer und Taucher des Orients. Für den Ichthyologen bietet Aden ein grenzenloses Feld: Delphine, Meerschweine, Haifische, Schwertfische, fliegende Fische, kurz unzählige Arten treiben sich längs der Küste umher. Den Pottfisch hat man im persischen Golf gesehen, und den Südsee-Walfisch traf man häufig in kleinen Heerden, doch nicht zahlreich genug, um Walfischfänger anzulocken, am Eingange des Golfs von Aden; auch haben wir ein Ungeheuer der Tiefe beobachtet, das über 30 Fuß lang schien, keine Finnen zeigte, nicht über der Oberfläche erschien, und auch kein Wasser ausspritzte; es schoß mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, die nicht weniger als 40 englische Meilen in der Stunde betragen kann, in geringer Entfernung vom Ufer hin. In jeder Bay, die alle besondere arabische Namen haben, sah man den Boden mit vielen interessanten Muscheln übersäet, und Tintenfische, Sternfische, Seeschnecken, Seenesseln, Schwämme und Medusen bemerkte man in Menge; das Meeresufer ist ganz durchbohrt von den zahlreichen Krabben, welche außerordentlich rasch in ihren Bewegungen sind, und beim geringsten Lärm die Flucht ergreifen. Der Echinus oder Seeigel, mit zahllosen schwarzen Stacheln, findet sich in den Höhlungen der felsigen Baien, und der Tripang, wovon es zwei Arten gibt, ist reichlich genug vorhanden, um die Tafeln aller Hong-Kaufleute in Canton zu versorgen.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die Pest, welche so oft das Innere von Yemen durchzieht, und gleich dem Marsch einer verheerenden Armee ihren Weg mit Leichen bestreut, niemals nach Aden gedrungen ist, obwohl hier namentlich der Begräbnißplatz mephitische Dünste ausstößt, so daß man sich fragen muß, wie es möglich sei, hier gesund zu bleiben. Ein äußerst nützliches Thier für die Reinlichkeit der Straßen ist der Fischadler, welcher eigentlich die Rolle als Straßenkehrer übernommen zu haben scheint, da die Aaskrähe und der Sperling hier völlig fehlen.

Räthsel.

Zweite Abtheilung: Beschreibende Räthsel.

Charade.

1. 2.

O schwere Kunst, die dieses Wort begehrt,
Wenn deine Liebe sich dagegen sträubt!
O schöne Kunst, die dich wegwerfen lehrt,
Was dir vergeblich Sinn und Geist betäubt!
O schlechte Kunst, wenn so der Undank spricht,
Und du bekämpfst sie nicht.

3.

O Seligkeit, wer so mit Recht benennt,
Wonach das Herz in Sehnsucht lang gestrebt;
O Traurigkeit, wer keine Seele kennt,
Die ganz für ihn in diesem Worte lebt! —
Und schriebe der's, weil ihm Gott Mammon hold,
Auf Säcke voll von Gold.

4.

Ein hart Verbot, wenn Sinn, und Herz, und Geist
Zur Einzigen in dieser leeren Welt
Dich unaufhaltsam, unbezwinglich reißt,
Und sie den Finger dir entgegen hält,
Den aufgehobenen, und mit Gewicht
Dieß kalte Wort ausspricht.

1 — 4.

Doch, hat die Einzige dich nun erhört,
Und sich verschenkt an dich als Eigenthum:
So warne dich, damit du nie bethört
In flüchtigem Genuß dich treibest um,
Das Ganze, himmelblau mit goldnem Ring!
O halt' es nie gering!

J. G. Meyer.

Auflösung: 21. 3. 17. 7. 9. 18. 25. 12. 5. 9. 13. 13. 9. 3. 8. 19.

Digitized by Google

Digitized by Google

RAPHAEL.

Digitized by Google

Digitized by Google

Raphael Sanzio.

(Mit Portrait.)

Die Entstehung der Malerei ist im frühesten Alterthume zu suchen. Schon die Aegyptier kannten diese Kunst, welche von ihren Priestern geübt wurde, wie sich aus den Hieroglyphen der Bilderzeichen, welche die Buchstabenschrift bei ihnen vertraten, ableiten läßt. Der berühmte Reisende Belzoni hat auch in den Königsgräbern zu Theben Gemälde gefunden, welche wahrscheinlich Jahrtausende früher entstanden waren, ehe das heitere Griechenland seine Einflüsse auf das geheimnißumwobene Aegypten geltend machte. Diese Bilder waren jedoch nur sehr unvollständig; die Farben obwohl glänzend, waren ohne alle Verbindung untereinander aufgetragen, und die Natur ward in dieser Beziehung gar nicht um Rath gefragt. Die Zeichnung gab in rohem Umriß den Gegenstand zu erkennen, aber an der Wissenschaft der Perspective, welche die Ferne erzeugt und der ursprünglichen Fläche den zauberhaften Schein der Vertiefung, des Körperlichen verleiht, war noch keine Rede.

Bei den Griechen soll in den ältesten Zeiten, der Schatten an der Wand und die Umziehung desselben mit Rothstift oder Kohle, die erste Veranlassung zur Malerkunst gewesen sein. Der schönheitliebende Sinn dieses Volkes, das schon längst bedeutende Bildhauer hatte, fand großen Gefallen daran und die Standbilder der Götter, so wie die Simse und Säulen der Tempel wurden mit Farben bemalt und geschmückt. Der älteste Künstlername, der auf uns gekommen, ist Bularchos, der bereits vor mehr als 2500 Jahren Schlachtenbilder gemalt haben soll. Etwa 300 Jahre später gelang es Apollodor aus Athen, Schatten und Licht naturgemäßer zu vertheilen, die Gestalten künstlicher zu ordnen, und Mannigfaltigkeit in die Gewänder zu bringen. Aber erst Zeuxis und Parrhasios sollen in die Darstellung wahre Schönheit und anmuthiges Kolorit gebracht haben, und Apelles gewann den Ruf eines vollendeten Meisters. Nach ihm gerieth die griechische Kunst in Verfall, sie artete in's allzu Künstliche, Zierliche und mithin Trockene und Steife aus.

Die ältesten Spuren der Malerkunst in Italien finden wir bei den kunstgeübten Hetruskern; die Römer waren allen Künsten anfänglich abhold. Erst nachdem Griechenland überwunden war, pflanzte sich griechische Kunst nach Italien über und blühete hier, bis die Einfälle der barbarischen Völker, zu Anfang des Mittelalters, allem heitern Wesen, welches aus dem Einfluß der Künste auf das Leben erblüht, ein Ende machten und auch die Malerkunst gänzlich verschwand.

Alle diese alten Gemälde jener griechischen und römischen Periode sind jedoch in keinerlei Weise mit dem zu vergleichen, was wir Heute von einem ächten Kunstwerke der Malerei fordern. Sie kannten weder die Behandlung noch die Gewinnung der Farbestoffe hinlänglich; die Chemie, welche jetzt in letzterer Beziehung von so großer Wichtigkeit ist, war den Alten fremd und eben so wußten sie nur wenig von der Perspective. Wir haben erst von ihrer spätern Kunst eine genügende Vorstellung erhalten, durch die bei den Ausgrabungen in Italien aufgefundenen Malereien, die hauptsächlich in Wandgemälden bestehen, die sich in dem sogenannten goldenen Hause des Nero und in den Bädern des Titus zu Rom, dann in den verschütteten Städten Pompeji und Herculanum befinden. Fast in jedem Hause dieser Letztern erblickt man solche Malereien, und es ist nicht zu läugnen, daß hier in Bezug der Anmuth der Form, der Leichtigkeit, des Schwebenden in der Bewegung und der Zierlichkeit der Erfindung und Anordnung so viel Gelungenes und Vortreffliches geleistet ist, daß das Studium dieser Schätze unserm neuern Geschmacke selbst eine bestimmte Richtung gab und das, was man heutzutage Pompejanisch benennt, in's Leben treten ließ.

Als mit Constantin dem Großen Byzanz der Sitz der Kaiser wurde, verpflanzte sich die Kunst ebenfalls nach jener Hauptstadt, doch verlor sie den durchaus heitern Charakter der Alten und trat in die strengen, tiefernsten Formen, die ihr das Christenthum als Stempel aufdrückte, wie wir sie heute noch in den Werken der byzantinischen Malerei erschauen.

Fast durch vier Jahrhunderte war dann von der Kunst keine Rede; die Bilderstürmer zerstörten das Vorhandene; das Zeitalter versank in Barbarei. Hie und da erhielten sich noch byzantinische oder griechische Werke gleichsam im Versteck, vor denen die Menschen eine Art heiliger Scheu bewahrten, so fern standen sie jeder Kunst, so fremd war sie ihnen geworden. Man konnte nicht mehr begreifen, daß Menschen sich damit beschäftigt hatten; man hielt es für unmöglich. Engel oder Heilige sollten die Urheber der noch vorgefundenen Gemälde gewesen, viele von ihnen sollten von dem Evangelisten Lucas verfertigt worden sein. Nur furchtsam waren die Anfänge, welche wieder gewagt wurden. Etwa um das Jahr 1200 n. Ch. tauchte der Grieche Theophanes in Venedig auf, der eine Malerschule errichtete, deren Spur aber bald wieder verloren wurde. In den alten Kirchen Venedigs, namentlich in der St. Markuskirche, finden sich noch Werke dieser griechischen Meister vor; ebenso in andern Kirchen Italiens, doch sind sie nur sehr selten.

Dem dreizehnten Jahrhunderte war es endlich vorbehalten, die Kunst wieder vollständig zu beleben, und den Menschen zur Freude und Veredlung, dauerhaft und in fortschreitender Entwickelung bis zu einer nicht geahnten Höhe zu steigen. Giovanni Cimabur, im Jahre 1240 geboren, verließ die trockene Weise seines Meisters Giunta Pisano und bildete durch eigenes Studium die Kunst aus. Seine Bilder, obgleich nach unsern heutigen Begriffen noch sehr unvollkommen, bekunden doch schon im Vergleich mit dem, was vor ihm geschaffen worden war, einen großen Fortschritt. Zwar ist auch hier Alles noch in ernster Schroffheit befangen, nirgend waltet Anmuth, aber dafür zeigt sich tiefe Andacht, schlichte Einfalt, denen selbst Hoheit nicht abgesprochen werden kann, und oft eine wunderbare Heiligkeit der ganzen Eingebung. Cimabur's Schüler, unter

denen sich besonders Giotto auszeichnete, bildeten die eigentlich erste italienische Malerschule, die in Florenz und Pisa ihren Sitz hatte, und in Leonardo da Vinci und seinen Schülern ihren Gipfel erreichte. Cimabur ist aber als der eigentliche Vater der neuern Malerkunst zu betrachten.

Fast gleichzeitig mit Cimabur, der im Jahre 1300 starb, traten bedeutende Künstler auch in andern Gegenden Italiens auf und bildeten Schüler, und aus diesen entstanden die vier Hauptschulen italienischer Malerei, nämlich die florentinische, die römische, die venezianische und die lombardische, welche die Kunstgeschichte nach der Periode ihres Entstehens von 1240 bis 1500, der Periode der Vollkommenheit von 1500 bis 1590, und der Periode des Verfalls und Wiederaufschwungs von 1590 bis 1678 zu unterscheiden pflegt. Die höchste Aufgabe aller dieser Bestrebungen war, die Schönheit in ihrer edelsten Form wieder zu geben und das Ideal der Antike, was die alten Griechen in ihren plastischen Schöpfungen seither unerreicht erstrebt hatten, auf eine durchaus heitere Weise auf die Gemälde zu übertragen.

Obgleich diese Zeilen nur einem einzigen Maler der italienischen Schule gewidmet sein sollten, so scheint es doch unerläßlich, hier wenigstens das Obige andeutungsweise mitzutheilen, um die für alle Zeiten gewiß wunderbare Erscheinung einigermaßen zu erklären. Nachdem die Barbarei des frühern Mittelalters zu schwinden begann und das geistige Reich der Kunst nach allen Seiten hin durch segensreiche Arbeiten mehrer Jahrhunderte sich rüstig und neu belebt hatte, fand sich plötzlich die schöpferische Kraft in einem einzigen Menschen so gesteigert, daß er, an Jahren noch Jüngling, Alles errungen sah, wonach vor ihm Männer ihr Lebelang vergeblich gestrebt hatten. In diesem Jünglinge vereinigten sich die höchsten künstlerischen Begabungen und er steht bis jetzt auf einer Höhe, die noch von Keinem seitdem erreicht worden ist.

Im Jahre 1483 wurde einem Maler in der Stadt Urbino im Kirchenstaate, Namens Johann Sanzio, ein Sohn geboren, den er Raphael (Raffaello) taufen ließ. Er bestimmte ihn für seine eigene Kunst, in der er keineswegs ungeschickt war, und entdeckte bald die günstigsten Anlagen in dem Knaben. Diese entfalteten sich aber so mächtig, daß Sanzio seine Kenntnisse des Faches für unzulässig erkannte und sich daher entschloß, den hoffnungsvollen Knaben nach Perugia zu bringen, wo damals ein berühmter Meister Namens Pietro schaffte, der an seinem Wohnorte den Namen Perugino in der Kunstgeschichte führt. Raphael war damals neun Jahre alt. Der milde Ernst des Meisters übte seine wohlthätige Wirkung auf ihn, zügelte die Kraft, die in ihm aufzulodern begann und lehrte sie, sich dem Maße und Gesetze der Schönheit unterzuordnen. Dieser Einfluß bewährte sich in allen Werken, die Raphael bis an das Ende seiner Tage schuf. Was er in Perugia, unter den Augen seines Lehrers, als er kaum in das Jünglingsalter getreten war, leistete, geschah treu den Anweisungen nach, die er erhielt; die frühesten Arbeiten sind kaum von den Bildern des Perugino und Andern seiner Schüler zu unterscheiden und umfassen das, was man die erste Periode Raphael's zu nennen pflegt. Er hatte das siebenzehnte Jahr erreicht, als die Kunde von dem Wettstreite zu ihm drang, den zwei berühmte Künstler, Michael Angelo Buonaroti und Leonardo da Vinci in Florenz eingegangen waren. Dies lockte ihn nach Florenz. Hier sah er sich nun mit einem Male der ihn beengenden Schule entrückt und konnte den freien Stiel auch auf andere Kunstwerke lenken. Ueberrascht war er von der großartigen Bewegung, die hier herrschte. Das Riesenhafte in den Werken Michel Angelo's zog ihn jedoch weniger an, als die stile, ruhige Größe des Masaccio. Er lag mit großem Fleiße seinen Studien ob, und was er hier vollendet, trägt den Stempel größerer Freiheit. Der kunstliebende Papst Julius II. wurde auf ihn aufmerksam, und nach wenigen Jahren, Raphael war erst in sein fünf und zwanzigstes Jahr getreten, erhielt er den ehrenvollsten Auftrag nach Rom zu kommen. Sogleich wurden ihm dort die Arbeiten in den Sälen übertragen, welche noch jetzt unter dem Namen der Stanzen (Zimmer) des Raphael bekannt sind, und deren Freskomalereien, mit denen sie geschmückt worden waren, dem Papste nicht behagten. Alles Vorhandene wurde aus den Wänden gehauen und nur auf Raphael's Fürbitte das erhalten, was von seinem alten Meister Perugino herrührte. Ein schöner Zug von Pietät und von der milden, zarten Gesinnung des großen Künstlers. Er ging an's Werk und in wenigen Jahren erschuf er hier Werke, die noch nach Jahrhunderten die Bewunderung herausfordern. Man weiß in der That nicht, was man mehr anstaunen soll: ob den die Welt und die Geschichte eben so tief durchschauenden, wie die Natur rein auffassenden Geist, oder die an's Unglaubliche grenzende physische Kraft, welcher es möglich wurde, in vier Jahren nicht nur jene Fresken in den Stanzen, sondern noch viele große Staffelei- und Wandgemälde auszuführen. Vor Allem groß erscheint Raphael in seiner Schule von Athen, in seinem Parnaß, in der Feuersbrunst zu Borgo, in dem Wunder von Bolsena und der Disputa, die sämmtlich in den Stanzen von ihm auf die Wand gemalt sind. Diese großen Gemälde wurden noch bei Lebzeiten Papsts Julius II. ausgeführt, der 1513 starb. Sein Nachfolger war Leo X., der, ein eben so eifriger Verehrer der Kunst, der wahrhafteste Freund Raphael's wurde. Unter diesem Papste vollendete er die Stanzen durch die Gemälde des Attila von Rom, der Befreiung des Apostels Petrus und des Heliodor. Zugleich schuf er andere ebenso unsterbliche Werke, wie z. B. die liebliche Galatea auf einer Wand des Palastes Farnesina und die reichen arabeskenartigen Ausschmückungen für die Loggien des Vatican, jene berühmten offenen Gänge, die, durch zwei Stockwerke, einen Hof dieses ausgedehnten Palastes, an einer Seite umgeben und jetzt mit Glasfenstern geschlossen sind, um dem verderblichen Einflusse der Witterung endlich einmal Einhalt zu thun, der sich durch drei Jahrhunderte an diesen künstlichen Werken sehr fühlbar geäußert hat.

Digitized by Google

Als der große Baumeister Bramante, welcher den Bau der Peterskirche leitete, im Jahre 1515 gestorben war, erhielt Raphael dessen Stelle und zugleich die Aufsicht über die Alterthümer in Rom. Es ist unglaublich, wie groß die Thätigkeit dieses so jungen Mannes war, der damals nicht mehr als 32 Jahre zählte. Von allen Seiten strömten ihm Aufträge zu; selbst zu Tapeten mußte er Zeichnungen liefern, welche man noch theils im Vatican unter der Benennung der Raphael'schen Tapeten, theils zu Hamptoncourt bei London bewundert. Diese Tapeten sind von der Art, die man Hautelisse nennt und, wie Jeder leicht denken kann, von unschätzbarem Werthe. Abgesehen von dem Umstande, daß der größte Meister aller Zeiten die Zeichnung dazu lieferte, haben die Wirker und Weber viele Jahre lang an einer solchen Tapete zu arbeiten. Auch zerbrechliche Töpferwaaren, Majolica genannt, verschmähte der Pinsel Raphaels nicht, durch seine Schöpfungen zu verherrlichen. Doch darf nicht vergessen werden, um diese unermüdliche Schöpfungskraft einigermaßen zu erklären, daß Vieles von dem Uebernommenen durch Schüler ausgeführt wurde, deren Zahl sich zu einer Zeit bis auf hundert gesteigert hatte, und von denen Manche selbst den Ruf großer Meister erwarben, wie z. B. Giulio Pipi genannt il Romano, Penni genannt il Fattore, Raffaellino del Colla, Perrin del Vaga, Polidor von Caravaggio und mehre Andere noch. Wenn Raphael sich Morgens, von diesen seinen Schülern begleitet, aus seinem Hause auf dem Platze Rusticucci, nach dem Vatican zur Arbeit begab, so soll es das Ansehen eines fürstlichen Aufzugs geboten haben. Denn Raphael war, wie man denken kann, reich und hochgeehrt und machte einen glänzenden Aufwand.

Man unterscheidet in Raphael's Werken drei streng gesonderte Perioden. Von der ersten, die den Aufenthalt in Perugia umschließt, haben wir schon oben Erwähnung gethan. Die Zeichnung erscheint hier mager, die Färbung ist trocken, aber der Ausdruck ist schon edel und schön. In der zweiten Periode zeigt sich der Meister durch das Studium altgriechischer und christlicher Kunstwerke genährt und gebildet. Hier ist das Colorit schon blühender, die Gestalten werden höchst anmuthvoll, die Idee zeigt eine Tiefe, die uns wunderbar erfaßt, die Gewänder wallen frei und im schönen Faltenwurf. Die dritte Periode endlich ist die großartigste; hier beherrschte die Form gänzlich die Mittel und die ideelle Schönheit wurde im höchsten Grade erreicht. Seine Werke der ersten Periode athmen vielleicht am meisten Frömmigkeit und stille Größe; die der zweiten sind bei Weitem die Ansprechendsten; die der dritten reißen zur Bewunderung hin, allein sie gaben den Kritikern schon oft Gelegenheit, Ausstellungen zu machen, indem sie behaupteten: daß nur noch mit Raphael's andern großen Eigenschaften verbunden, die Darstellungsweise nicht zur Unwahrheit würde, daß aber diese Werke des Meisters schwächere Nachfolger dazu verleitet habe, die Kunst ihrer Entartung entgegenzuführen, die lange noch, und selbst bis auf die letzte Zeit ihren nachtheiligen Einfluß auf die italienischen Maler ausübte.

Zu den Werken aus Raphael's erster Zeit gehört außer einigen schönen Madonnen, namentlich in Florenz, auch das berühmte Bild „die Vermählung der heiligen Jungfrau," welches in der Gemäldegallerie zu Mailand (Brera), unter dem Namen des Sposalizio bekannt ist. Zu den Werken der zweiten Periode zählt man außer den Stanzen im Vatican: die Sixtinische Madonna in Dresden, eines seiner vollendetsten Werke. Die großartigen Schöpfungen der dritten Periode sind unter andern: Johannes in der Wüste, die Vision des Ezechiel und die Transfiguration, oder die Verklärung des Herrn. Während er an diesem großen Bilde malte, welches jetzt in der Sammlung des Vatican befindlich ist, starb er, am Charfreitage 1520, also in dem Alter von 37 Jahren. Sein Leichnam ward in einem seiner Studiensäle öffentlich ausgestellt, ihm zu Häupten stand das unvollendete Bild der Verklärung; um den Sarg reiheten sich seine trauernden Schüler, der Papst und die angesehensten Männer Roms. Man sagt, daß es im Werke war, dem großen Künstler den Kardinalshut zu ertheilen.

Raphael zeigte schon in seinem Aeußern den Stempel der hohen geistigen Kraft, die ihn beseelte. Er war schlank und hochgewachsen; sein Gesicht bildete ein schönes Oval, die Augen waren klar und ausdrucksvoll, die Stirne hoch und gewölbt, die langen, lichtbraunen Haare fielen in schönen Locken zu beiden Seiten des Kopfes herab. Die Pinakothek in München besitzt das Bildniß des Künstlers, das er selbst gemalt hat.

In der Kirche zu Sancta Maria ad Martyres zu Rom, dem ehemaligen Pantheon des Agrippa, dem schönsten und herrlichsten Denkmale des Alterthums, hatte Raphael auf seine Kosten einen Altar ausschmücken lassen, und befohlen, daß er dort begraben sein wollte. Eine Statue der heiligen Jungfrau von Lotti ist nach seinem Wunsche dort aufgestellt worden. Es war im Jahre 1833, als die Congregation der Virtuosi, welche seit 1543 im Pantheon besteht, es unternahm, die irdischen Reste des großen Künstlers auszugraben. Die Erlaubniß wurde dazu gegeben und unter dem Vorsitze der höchsten Behörde und im Beisein von Deputationen verschiedener gelehrter und kunstwissenschaftlicher Gesellschaften war man so glücklich, am 14. September des genannten Jahres die Gebeine Raphaels unter der Bildsäule der heiligen Jungfrau aufzufinden. Sie wurden nun acht Tage hindurch unter dem Zuströmen einer ungeheuren Menschenmenge ausgestellt, und dann, in eine Urne aus Marmor eingeschlossen, von neuem bestattet.

Nicht selten war es, daß die großen italienischen Maler sich auch in andern Zweigen der Kunst und Wissenschaft hervorthaten; sie waren Baukünstler, Bildhauer, Erzgießer und Dichter. Einen Beleg hiezu, und zwar den triftigsten, liefert der große Michael Angelo Buonaroti, der in allen genannten Dingen gleich bedeutend und berühmt war; Leonardo da Vinci schrieb theoretische Werke über seine Kunst; Salvator Rosa verfaßte Satyren. So hat man denn auch von Raphael eine Bearbeitung des Werkes von Vitruv über die Baukunst und von ihm gedichtete Sonnete, die höchst anmuthsvoll sind.

Digitized by Google

Sein feiner Geist verläugnete sich in keiner seiner Schöpfungen. A. Lewald.

Der Pößärer Wald und seine Bewohner.

Der freundlichen Einladung eines ungarischen Försters zu Folge, und um einen lange gehegten Wunsch: den prächtigen Bienenfresser und einige andere seltene und wenig gekannte Vögel in ihrer wahren Heimath beobachten zu können, in Erfüllung gehen zu sehen, unternahm ich unter Begleitung meines jüngsten Bruders einen Ausflug nach den Sandhügeln, welche sich in mehrfachen Reihen parallel mit der Donau an der kumanischen Grenze hinabgelagert haben, wo ich das Erwartete finden und noch manches Andere sehen und erfahren sollte.

Am 16. Juni 1838, Morgens um 6 Uhr, verließen wir die Pußta des Barons von B . . . ., welche uns so freundlich aufgenommen und seit vier Wochen gastlich beherbergt hatte, auf einem mit Stroh und einem Katzen (wollener Decke) belegten ungarischen Bauernwagen, der einzigen Art von Fuhrwerk, dessen man sich in dieser unkultivirten Einöde zu bedienen pflegt, und bald hatten wir die vielen Dämme erreicht, welche aus Koth, Dünger, Reisig, verdorbenem Heu und dergleichen Stoffen erbaut, die Verbindung des durch die endlosen Sümpfe vielfach durchschnittenen festen Landes bezwecken, häufig aber selbst in tiefen Morast verwandelt, die Passage darüber bedenklich und gefährlich erscheinen lassen. Die Ränder dieser Dämme sind gewöhnlich der Sammelplatz vieler Tausende vom Winde angetriebener, meist todter Wasserinsekten, zumal einiger Monokolus-Arten, welche sich daselbst so sehr anhäufen, daß große Strecken der offenen Wasserfläche ganz damit bedeckt sind, wodurch auch zahllose Fische herbeigelockt werden, um sich theils von den Aesern der kleinen Wasserthiere zu nähren, theils in dem unter den Dämmen durchfließenden Wasser zu erlaben, weil die Sümpfe sonst nur stillstehendes Wasser haben. Rechts und links von den Dämmen bedecken die üppigsten Wasserpflanzen große Flächen der Seen und Sümpfe; denn Binsen (Scirpus), Kolbenschilf (Typha), Schilfrohr (Arundo), Wasserrosen (Nymphaea), Schwingel (Festuca), Simsen (Juncus) und viele andere Wassergewächse bilden dichte Geröhrichte, welche stundenlang sich an den Rändern dieser Gewässer hinziehen und in Verbindung mit den Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln, welche sie beherbergen, der sonst so einförmigen, ebenen Sumpflandschaft Abwechselung und Leben verleihen.

Als wir nun etwa eine Viertelstunde von unserer Wohnung entfernt die ersten Dämme überschritten hatten, bemerkten wir da und dort theils einzelne Kampfhähne (Machetes pugnax), rothschenkelige Teich- und grünbeinige Wasserläufer (Totanus calidris, stagnatilis et ochropus), theils größere Gesellschaften von Halsband-Sandhühnern oder Giarolen (Glareola torquata), welche sämmtlich auf Hund und Pferde losstürzten, darauf stießen und mit großem Geschrei dieselben in solcher Nähe umflatterten, daß wir von unserem Wagen aus manchen glücklichen Schuß thun konnten. Je weiter wir in die Sümpfe eindrangen, um so größer wurde die Anzahl der uns umschwirrenden und begleitenden Vögel, und um so größer und betäubender der Lärm, den sie verursachten: denn zu den vorigen Arten gesellten sich noch Schaaren schwarzer, weißschwingiger und weißbärtiger Wasserschwalben (Sterna nigra, leucoptera et leucopareja), Lachmöven (Larus ridibundus), Strandreiter (Hypsibates himantopus) und Säbler (Recurvirostra avocetta); hie und da stoben einzelne oder Familien von Spieß-, Löffel-, Kräck- und Krink-Enten (Anas acuta, clypeata, querquedula et crecca) aus Sümpfen und feuchten Wiesen empor, oder es plumpsten Ohrensteißfüße (Podiceps auritus) aus ihren schwimmenden Nestern in das Wasser, um unter dessen Spiegel der ihnen drohenden Gefahr zu entgehen, so daß wir immer vollauf zu beobachten und zu schießen hatten. Etwas weiter von unserem Wege entfernt glotzten ein Paar steife Purpur-Reiher (Ardea purpurea) aus dem Schilfe, und beobachteten unsere Annäherung auf Flintenschußweite, ohne Zeichen von Furcht blicken zu lassen, während einige graue Reiher schon auf zweihundert Schritte und ein Quack-Reiher (Ardea nycticorax) auf achtzig Schritte sich uns empfahlen und das Weite suchten. Als wir endlich die tiefern Sümpfe hinter uns hatten und uns dem eigentlichen Salzboden näherten, auf welchem größere Wiesenstücke theils ganz ausgetrocknet und kahl, theils mit Salzpflanzen (Salsola kali, Soda rosacea, sativa etc.) und hohem Grase bewachsen, theils mit seichtem Wasser bedeckt, mit einander abwechseln, veränderte sich die Scene bedeutend und der Lärm wurde noch größer: denn eine Menge von allerlei Wasserschwalben, welche uns von den Dämmen bis nach Kutya-tejes — einem durch die im Frühjahr bis hieher erstreckte Ueberschwemmung der Donau in das fünfte Element, Koth, woraus er gebaut war, aufgelösten Schafstalle — begleitet hatten, brachten durch ihr entsetzliches Geschrei die ganze Vogelwelt in Allarm, so daß Möven, Strand- und Wasserläufer, Säbler, Strandreiter und Giarole zu Hunderten aus allen Himmelsgegenden herbeiströmten, und uns meistens in schußmäßiger Entfernung eine gute halbe Stunde weit durch überschwemmte Wiesen begleiteten, wo sie sich dann endlich nach und nach von unserem Wagen entfernten, bis zuletzt nur noch einige schwarze Wasserschwalben und Kiebitze, Kiritz und Pfuui schreiend, die Köpfe unserer Pferde umsausten, und sich verzweiflungsvoll auf unsern schwarzen Hühnerhund stürzten. Nach einer mehrstündigen Fahrt ohne ordentliche Wege durch Sümpfe und überschwemmte Wiesen erreichten wir die erste zum Gute Pößär gehörige Pußta, in deren Nähe einige Pärchen gelbe Bachstelzen (Motacilla flava) sammt ihrer Nachkommenschaft in einem Wassergraben ihr Wesen trieben, einige Haubenlerchen am Wege sangen und ein Blaukehlchen (Sylvia suecica) von einer Pappel herab allerlei erborgte Lieder vortrug, und gegen 11 Uhr gelangten wir zum Kastell (Schloß) Pößär, einem hübschen, weitläufigen, einstockigen,

Digitized by Google

gut erhaltenen grundherrlichen Wohngebäude, in dessen Nähe wir eine Reihe dazu gehöriger Arbeiterswohnungen erblickten, welche durch ihre Einfachheit und Eigenthümlichkeit unsere Aufmerksamkeit und Verwunderung erregten. — Diese Wohnungen, deren man in mehreren Theilen Kumaniens noch viele sieht und auf Ungarisch Kliko nennt, waren an der rechten Seite unseres Weges in einer geraden Linie und in gleichweiten Entfernungen von einander angebracht, und bestanden aus einem in die Erde gegrabenen, kellerartigen Loche, welches durch ein etwa 8 bis 10 Fuß hohes, ziemlich flaches zweiseitiges Dach von Brettern, Baumästen, Erde, Dünger u. dergl. gegen die atmosphärischen Einflüsse geschützt war, aus welchem allerlei Pflanzen emporsproßten, und worauf halbnackte, sonnenverbrannte Kinder und große, zottige Wolfshunde lagen und mit einander spielten. In der gegen die Straße gerichteten Giebelseite war oben ein kleineres Loch angebracht, um dem Rauche freien Abzug zu verschaffen, da hier die Kamine noch als Luxusartikel gelten, unten zur ebenen, oft etwas unter der Erde aber befand sich ein größeres Loch, welches den zweibeinigen Bewohnern zugleich als Hausthür und Fenster diente, indem auch letzterer Artikel als überflüssig befunden wird; so daß diese Erdhütten in ihrem armseligen Aussehen nur mit den Hütten der Zigeuner verglichen werden können. Bei unserer Annäherung entstand eine lebhafte Bewegung in dieser seltsamen Kolonie. Denn als die Hunde, welche auf den Hausgiebeln lagen, uns erblickten und durch lautes Gebell ihr Mißfallen über unser Erscheinen zu erkennen gaben, kamen aus den vielen vom Rauche geschwärzten Löchern (resp. Fenstern) der Hütten noch weit schwärzere Menschenköpfe zum Vorschein, welche neugierig die fremden Jäger belugten: so daß wir uns in unserer Phantasie recht lebhaft mitten in einen amerikanisch-indianischen Wigwam versetzen konnten.

Nach einer weitern halbstündigen Fahrt über eine von der glühenden Sonnenhitze ausgebrannte, trockene Sandhaide, auf welcher nur hin und wieder einige Halme des herrlichen Federgrases (Stipa pennata) im Winde flatterten, und einige andere Sandpflanzen nach Feuchtigkeit schmachteten, erblickten wir in einem romantisch gelegenen Winkel des Pößärer Waldes endlich das längst ersehnte Jägerhaus, und hielten kurz hernach vor dessen gastlicher Thüre.

Man würde sich einer Illusion hingeben, wollte man ein ungarisches Jägerhaus mit einer Försterswohnung in unserm guten Schwabenlande vergleichen; denn diese sind wahre Paläste gegen jene: aber ehrliche Männer und gastfreundliche Gesinnungen bergen nicht selten auch diese geringen Hütten, welche von Außen an die in Deutschland so berüchtigten, einsamen Wirthshäuser mitten in tiefen Wäldern, die Räubern und anderem Gesindel zum Aufenthalte dienen, auf das Lebhafteste erinnern. Das Jägerhaus, in welchem wir von dessen Bewohnern, einem Förster und seiner Braut, einer lebhaften, gebildeten Mailänderin, mit Freuden aufgenommen wurden, liegt auf einer sanften Anhöhe, welche ringsum von einem hohen Eichen- und Pappelwalde eingeschlossen ist, im Hintergrunde eines geräumigen Hofes, dessen Seiten von einem dem Zahn der Zeit unterlegenen, eingestürzten Kuhstalle, Holz-Remisen und Schöpfen, theils aus Latten, theils aus bloßem Schilf gebildet, eingefaßt sind; es besteht aus einem einstockigen, niedrigen, mit Schilf gedeckten Gebäude, dessen eine Hälfte der Jägersfamilie zur Wohnung, die andere dessen Vieh zum Stalle diente. Der Pößärer Wald bietet herrliche Weideplätze dar, welche die in dieser abgeschlossenen Einöde unumgänglich nöthige Viehhaltung erleichtern.

Der Pößärer Wald liegt oasenartig mitten in einer ausgebrannten Sandsteppe, welche nur gegen Süden von einigen Sümpfen begrenzt und unterbrochen wird, umfaßt eine Quadratfläche von ungefähr 1200 württemb. Morgen und scheint, wenigstens theilweise, einer künstlichen Anlage sein Dasein zu verdanken, indem die vielen parallel neben einander hinziehenden Reihen von Flugsandhügeln, welche offenbar durch heftige Winde oder Wogen ausgetretener Gewässer angehäuft wurden, zuerst durch Kunst mit einer niedrigen Vegetation bedeckt werden mußten, ehe sie dem Baumwuchse zur Grundlage dienen konnten, da der magere Flugsand, bevor er durch Verwandlung der darauf anzubauenden Sandpflanzen in eine Humusschichte gebunden wird, nicht fähig ist, tiefwurzelnde baumartige Gewächse zu ernähren; es kann deswegen die Anlegung eines Waldes auf demselben erst nach einer längern Reihe von Jahren nach der ersten Urbarmachung mit Erfolg stattfinden. Zwar besteht nicht die ganze Waldfläche aus gleich magern Sandhügeln, sondern diese wechseln auch mit größern oder kleinern Ebenen ab, welche von einer mehr oder weniger tiefen Humusschichte bedeckt sind. So, wie wir jetzt den Wald fanden, bestand er aus größern und kleinern Baumpartheien von Eichen, Birken, Ulmen, Pappeln, Aspen ꝛc., welche meist nach den einzelnen Holzarten gesondert, mit vielen durch die ganze Fläche hinziehenden, mit Gras und andern schönen, wohlriechenden Pflanzen bewachsenen baum- und gebüschlosen Sandhügeln abwechselten und manchmal ausgezeichnet malerische Gruppen bildeten. — Man sucht zwar in diesem Walde vergebens die großen Eichen Deutschlands, (obgleich neben der weichhaarigen, der österreichischen und Cerr-Eiche (Quercus pubescens, austriaca et cerris) auch dieselben Arten, nämlich die Trauben- und Stiel-Eiche (Quercus robur et pedunculata) vorkommen), denn es sind mehr knorrig gewachsene Stämme, welche schon in einem Alter von 60 Jahren, vielleicht in Folge eines zufeuchten Untergrundes, in welchen die Wurzeln nach und nach eindringen, zu kränkeln beginnen, gipfeldürr werden, oder erfrieren und ganz eingehen; dagegen findet man aber Aspen, Silberpappeln und Birken (Papulus tremula, alba, auch nigra et Betula alba), wie sie Deutschlands Wälder selten aufzuweisen haben, und es erreichen zumal die Silberpappeln eine Größe, wie bei uns nur die Eichen, Tannen und Föhren. Von Waldgesträuchen sahen wir nichts

Digitized by Google

Bemerkenswerthes, da nur die gewöhnlichen, auch in Deutschland wachsenden Buschhölzer vorkommen; um so interessantere und schönere Pflanzen boten uns aber die über die sandigen Hügel ausgebreiteten Waldwiesen dar. Vor allen fiel uns eine Leinart (Linum austriacum oder perenne L.) auf, welche auf einem 2—3 Fuß hohen, ästigen Stengel eine Menge prachtvoller, großer blauer Blumen trug, welche dem schönsten Blumengarten zur Zierde gereichen würden; ferner bemerkten wir: eine Art wohlriechender Schafgarbe (Achillea nobilis), mehrere Arten von Thymian (Thymus angustifolius etc.), Flockenblumen (Centaurea coriacea, atropurpurea etc.), Labkraut (Galium verum), Seifenkraut (Gypsophila fastigiata L.), dessen Wurzeln in Ungarn häufig zur Reinigung der Schafwolle an abgezogenen Fellen angewendet werden und deshalb einen Handelsartikel bilden, — das Federgras oder Seidenkraut (Stipa pennata), deren Reiherschmuckfedern ähnliche Grannen die ungarischen Bauern stolz auf ihren Hüten tragen und die, im Winde bewegt, wie Atlas glänzen und einen herrlichen Anblick gewähren, vor deren beinharten, nadelspitzigen Samen sich besonders die Schafe sehr zu hüten haben, da sie sich in Haut und Fleisch einbohren und Entzündungen veranlassen, welche schwer zu heilen sind, — Meerzwiebel (Scilla amoena) mit schöner Blüthe und viele andere schöne, in Deutschland seltene oder gar nicht vorkommende Gewächse, so daß diese lieblichen Wiesen einem duftenden Blumengarten gleichen. — Die Natur scheint auf dieser Oase alle ihre Schätze vereinigt zu haben, welche in der öden, sterilen Umgebung nicht gedeihen konnten: denn es ist hier in diesem Sandwalde nicht nur eine äußerst reiche, üppige Flora auf dem kleinen Raume zusammengehäuft, welche die ganze Gegend weit ringsum gleich einem botanischen Garten repräsentirt, sondern sie hat auch die Fauna nicht stiefmütterlich ausgestattet. Schwärme der schönsten Insekten erfüllen die Luft, von denen ich jedoch hier nur im Allgemeinen sprechen kann, da eine namhafte Aufzählung derselben dem Zweck gegenwärtiger Skizze entgegen wäre. Sehr interessant waren mir aber zwei Arten von Schmetterlingen, welche anderwärts fast überall selten sind, hier aber ungemein zahlreich auf honigduftenden Blumen hingen oder umherflatterten. Die eine Art war ein Tagschwärmer (Syntomis phegea, der Weißfleck), stahlblau, weiß gefleckt, am Hinterleib mit einem gelben Bande umgürtet, hauptsächlich die beschatteten Theile des Waldes bewohnend, die andere eine dem gemeinen Brettspiel (Melanargia galathea, welches übrigens auch häufig genug war,) ähnliche größere und schönere Art von Tagfaltern (Melanargia clotho) flattert auf den sonnigen Sandhügeln von Blume zu Blume. Diese letztere Art war ungemein zahlreich, aber beim hellen Sonnenschein schwer zu fangen; dagegen konnten wir dieselbe Morgens, wenn sie, vom Thau durchnäßt, noch schlaftrunken an den Blumen hing, in beliebiger Menge mit den Fingern abnehmen. Eine Unzahl von Libellen durchschnurrten die Luft über den trockenen Sandhügeln und machten auf fliegende Insekten Jagd, während sie selbst wiederum den Bienenfressern zur Beute wurden und zur Hauptnahrung dienten, und überall begegneten wir den zahllosen trichterförmigen Höhlen der Ameisenlöwen (Myrmeleon formicarius) und sahen, wie sie, hinterlistig, andern Thieren Gruben graben und wie sie gleich gierigen Raubthieren über die verunglückten und in die Trichter gefallenen Insekten herfallen und sie mit ihren nadelspitzigen Freßzangen durchbohren. — Von Reptilien fingen wir unter andern die österreichische und die Ringelnatter (Coluber austriac. et natrix) und unter mehreren Eidechsen die schöne Lacerta viridis, welche hier ausgezeichnet groß und lebhaft gefärbt vorkam, indem die Oberseite im schönsten Grasgrün prangte, während die Kehle mit einem feurigen Himmelblau geziert war. Wir fingen mehrere Stück von dieser Art, und einige ergriff unser Hühnerhund, dem sie gewöhnlich gegen die Schnauze sprangen, um sich dort einzubeißen, so daß dieser mit lächerlich zurückgezogenen Lippen und fletschenden Zähnen gegen sie zu Felde zog, sie in der Mitte des Rückens ergriff und so hoch in die Luft schleuderte, daß sie betäubt zur Erde fielen.

Zahlreiche Schaaren von Vögeln hatten in den verschiedenen Waldpartien ihre Wohnsitze aufgeschlagen und belebten die traurige Umgegend.

Raubvögel verschiedener Arten, wovon ich nur den seltenen Zwergadler (Falco pennatus T.), den schwarzbraunen und rothen Milan (Falco ater et milans), den Thurm- und Rothfußfalken (F. tinnunculus et rufipes), den Habicht und Sperber (F. palumbarius et Nisus) nennen will, umkreisten die höchsten Theile des Waldes; Schaaren von Raben, Krähen, Dahlen, Elstern und Staaren (Corvus corax, cornix frugisegus, monedula, pica et Sturnus vulgaris) zogen geschäftig von einer Waldgegend in die andere; Dutzende von Wiedehöpfen (Upupa epops) huppten mit ihren vielen Jungen zwischen den Aesten alter Eichen oder liefen der Nahrung halber auf Waldblößen und Wegen umher, und Eichelheher (Corvus glandarius) krätschten überall im Hochwalde; Feldlerchen, Grauammern, Brachpieper (Alauda arvensis, Emberiza miliaria, Anthus campestris, brüteten zahlreich auf den Sandwiesen; Fliegenfänger in mehreren Arten, selbst zuweilen der seltene kleine (Muscicapa parva) trieben an den Rändern des Waldes ihr Wesen, und verschiedene Grasmücken, darunter die graue, fahle und schwarzköpfige (Sylvia hortensis, cinerea et atricapilla) zwitscherten und sangen fast in allen Gebüschen, und herrlicher klang der Schlag der zahlreichen Nachtigallen (Sylvia philomela et luscinia) aus den dunklern, buschigen Waldpartien sowohl bei Tag, als auch während der lieblichen Juninächte, indem viele wahre Nachtschläger darunter waren; von den dürren Baumgipfeln aus betrieben drei Arten von Würgern (Lanius excubitor, minor *) et spinitorquus) ihre Jagden

*) Ein angeschossener kleiner Würger verbiß sich so heftig in meine Hand, daß ich ihn nicht los werden konnte, bis ich ihm den Kopf zerdrückte.

Digitized by Google

auf Käfer und andere Insekten, und flötend tönte aus den dichten Eichengruppen das Pirol der Goldamsel (Oriolus galbula); von allen Seiten hörten wir das Rucksen zahlreicher wilder Tauben (Columba palumbus, oenas et turtur) und den lauten Ruf des Kuckucks (Cuc. canosus); in allen Winkeln des Waldes hackten mancherlei Spechte (Picus virid., canus, major, med., minor etc.) und in der Umgebung der Wohngebäude hatten einige weiße Bachstelzen (Mot. alba) sich niedergelassen, um in Gemeinschaft zahlreicher Schwalben (Hir. rustic.), welche sich den eingestürzten Kuhstall zur Wohnung erkoren hatten, auf Fliegen und Schnaken zu jagen; eine freudig gedeihende Föhrenkultur war von dem Gesange einiger Laubvögel (Sylvia rufa, fitis et sibillatrix) belebt, und die grasigen Steine dienten einigen Feldhühnerpaaren (Perd. cinerea) zum Aufenthalte; doch den Glanzpunkt dieser thätigen, fröhlichen Waldbewohner bildeten die Truppen der herrlichen Bienenfresser (Merops apiaster), welche zu 20 bis 50 Stück über den Wipfeln der Waldbäume und über den Sandhügeln hoch und niedrig umhersegelten, Libellen und allerlei stechende Insekten fingen, und zuweilen zu 6 bis 8 Stück auf dürren Aesten der gipfeldürren Eichen in einer Reihe dicht neben einander von ihrem anstrengenden Geschäfte ausruhten, und dem lauschenden Jäger ein würdiges Ziel für sein Geschoß darboten. Am Rande des Waldes waren die Wachtelkönige (Crex pratensis) im hohen Grase feuchter Wiesen so zahlreich, daß wir in der Zeit von zwei Stunden 8 Stück erlegten, und nicht minder zahlreich bemerkten wir den großen Trappen (Otis tarda), mit dessen Jagd wir jedoch minder glücklich waren, da er zu den vorsichtigsten Vögeln gehört. Im Sommer des Jahres 1837 brüteten zwei Stunden vom Pößärer Walde, bei Barats, Tausende von rosenfarbigen Viehvögeln oder Staaramseln (Gracula roseа) auf geklaftertem Holze, worauf sie oft in solcher Menge beisammen saßen, daß ein gut angebrachter Schrotschuß 30 bis 50 Stück niederstreckte. Eine Fahrt in diese Gegend brachte noch viele gut erhaltene Nester dieser Vögel in unsere Hände, allein Vögel waren 1838 keine dahin zurückgekehrt; dagegen trafen wir viele Bienenfresser, welche von einem Sandberge zum andern wechselten, deren Nester wir jedoch nicht zu entdecken vermochten.

Säugthiere sind nur wenig vorhanden, darunter aber einige höchst interessante Arten, wie der Blindmoll (Spalax typhlus) und das Erdziesel (Arctomys citillus), welche in ziemlicher Anzahl die Erde durchwühlten, und uns manche Unterhaltung gewährten; indem wir auf letztere, welche vor ihren Erdhöhlen in den wunderlichsten Posturen mit einander spielten, zuweilen Jagd machten. Sonst findet man noch verschiedene Arten von Mäusen, sehr häufig Eichhörnchen, seltener Igel, Dächse, Hasen, Füchse, zuweilen Wölfe und wilde Katzen und höchst selten ein versprengtes Stück Hochwild.

Bei diesen Untersuchungen und besonders durch die Jagden auf Bienenfresser, deren wir viele auf den Nestern, welche oft 3 bis 6 Fuß tief in den Sandhügeln angelegt waren, fingen oder im Fluge schoßen, waren bald einige Tage wie Minuten dahingeschwunden, und wir waren schon im Begriff, uns zur Rückkehr in die kumanischen Sümpfe anzuschicken, als der Förster mit seiner Braut uns baten, ihren Ehrentag verherrlichen zu helfen; wozu wir denn auch theils aus Dankbarkeit für die gegen uns geübte Gastfreundschaft, theils aus Neugierde, da sich uns vielleicht sobald keine ähnliche Gelegenheit zu Beobachtung der National-Gebräuche und Sitten dargeboten hätte, mit Vergnügen bereit waren. Auch viele Beamte der benachbarten ungarischen Magnaten mit deren Familien waren eingeladen, um den Kirchenzug zur Kopulation zu vergrößern und sich mit den Brautleuten zu freuen und gütlich zu thun; denn der Förster, obgleich ein Deutscher und Wittwer, wollte ein Fest, welches ihm eine Lebens-Gefährtin in seiner Einsamkeit und seinen Kindern eine zweite Mutter geben sollte, möglichst glänzend begehen, und es wurde deshalb nichts gespart, was nach ungarischen Begriffen den Glanz desselben erhöhen konnte. — Nachdem endlich der größte Theil der entferntern Hochzeitgäste in Pößär angelangt und nach mancherlei Vorbereitungen fünf Wägen damit vollgepackt, die Wägen selbst mit frischen Eichenzweigen waidmännisch bekränzt und die Pferde mit flatternden weißen Taschentüchern an den Köpfen verziert waren, setzte sich der Zug in Bewegung, und rasch flogen wir über Haiden und Sandfelder nach Groß-Dabos, wo wir und die Pferde nach ein Paar Stunden schweißtriefend ankamen, beim Gasthofe vorfuhren und uns nach einiger Stärkung zu Fuß auf den Kirchweg begaben. Voran ging das Brautpaar, hintennach folgten die Hochzeitgäste zu zweien und zweien, darunter auch wir in unsern grün ausgeschlagenen Jagdröcken, in die Kirche, wo der Geistliche und der Meßner uns bereits erwarteten, so daß die Kopulation ohne weitern Aufenthalt vorgenommen werden konnte. Nachdem wir uns in den Kirchenstühlen zur ebenen Erde gehörig placirt hatten, begann die Messe nach katholischem Ritus in lateinischer Sprache, bei der der Kantor so entsetzlich schrie, daß er wohl im halben Dorfe gehört werden konnte, die Begleitung der Orgel aber aus Mangel an Luft — weil vielleicht Mäuse im Blasebalg genistet hatten — so athemlos wurde, daß sie gewöhnlich mitten in einer Strophe mit einem lauten Quicksер aufhörte und so lange schwieg, bis mit großer Anstrengung neue Luft hineingepumpt war, und die Kopulation in ungarischer Sprache vollzogen, so daß, da ich dieser Sprache nicht mächtig war, leider wenig von dem Inhalte der Trauformel und Rede des Geistlichen verstand. — Da eine Jägerhochzeit in dieser Gegend etwas Seltenes sein mochte, so füllte sich die Kirche während der heiligen Handlung mit allerlei Leuten aus dem Dorfe und dessen Nachbarschaft, ja selbst ein großer Hühnerhund mußte Witterung davon bekommen haben, denn er kam ganz allein herein, legte sich quer vor meine Füße und begann bald laut zu schnarchen und zu träumen, bis er durch das heftige Knallen und Krachen, welches der Küster durch das Abbrechen

Digitized by Google

von ſtarken Maibäumen, die ſchon verwelkt, noch von einer früheren in dieſer Kirche begangenen Feſtlichkeit herrührten, veranlaßte, plötzlich aufgeweckt in die Höhe fuhr, um das erlegte Wild, von dem es ihm eben geträumt haben mochte, zu apportiren, ſo daß ich den Störer kaum zur Ruhe verweiſen und von ſeinem Irrthume überzeugen konnte. Nach vollzogener Kopulation verließen wir in derſelben Ordnung, wie wir hereingekommen waren, die Kirche wiederum, und fuhren, nachdem wir uns nochmals ein wenig geſtärkt hatten, auf dem nächſten Wege nach Hauſe, wobei wir, da es unterdeſſen Mittag geworden war und die Sonne in der dürren Sandgegend auf unſere unbeſchützten Häupter heftig brannte, alleſammt möglichſt ſchnell den Schatten des Waldes und das Jägerhaus zu erreichen ſuchten, nach und nach in ein Rennen und Jagen kamen, daß wir bald im ſtärkſten Galopp über die Sandſteppe hinſauſten. Unſer Fuhrmann, ein alter Gulyaſch (Viehhirte) von etlich und fünfzig Jahren, kurz und dick, aber kräftig und ſtämmig, mit ſchwarzen im Winde flatternden, vom Fett in der Sonne glänzenden Haaren, einem klugen, verſchmitzten Geſichte, großem, breitkrämpigen Filzhute, kurzem weißen Hemde, weiten weißen Gattyabeinkleidern, deſporten Stiefeln, einem Pelzbunda und einer wohlgefüllten großen Branntweinflaſche an der Seite, der er fleißig zuſprach, auch etliche und fünfzig geſtohlene Kälber auf dem Gewiſſen, nahm dieſes Wettrennen auf Ambition und ſagte uns, er wolle, wenn wir nichts dagegen hätten, allen andern Wägen vorfahren, ſo daß wir wenigſtens um eine Viertelſtunde vor dieſen Pößär erreichen würden. Da wir, um von der Sonne nicht länger gebraten zu werden, mit Vergnügen auf ſeinen Vorſchlag eingingen, bog er von der bisher verfolgten Richtung plötzlich rechts ab und fuhr in geſtrecktem Galopp quer über ein Torfmoor und einen etwas abgetrockneten Sumpf, ſo daß wir in beſtändiger Gefahr ſchwebten, mit Wagen und Pferden in das Bodenloſe zu verſinken, weshalb uns Niemand zu folgen wagte, unſer Galyaſch aber hatte unſern Vorſprung richtig berechnet, denn wir waren bereits etwas reſtaurirt, als die übrigen Wagen im Hofe des Jägerhauſes auffuhren, denen wir nun zum Empfange entgegen gehen konnten. Während unſerer Abweſenheit waren beim Jägerhauſe allerlei Vorbereitungen und Zurüſtungen gemacht, welche auf die Annehmlichkeit der Hochzeitgäſte berechnet waren. So war vor dem Hauſe ein ſchattiges Laubdach von grünen Eichenzweigen, getragen von berindeten eichenen Säulen, errichtet, unter welchem Tafeln und Sitze zur Speiſung im Freien aufgeſtellt waren; eine muſikaliſche Zigeunerbande hatte ſich in der Nähe dieſes Baldachins an paſſender Stelle aufgepflanzt und empfing uns mit einem ungariſchen Nationalſtücke auf Geigen und Hackbrettern, daß den Magyaren die Tanzluſt in alle Glieder fuhr, ein Klirren der Sporen an ihren Füßen hörbar wurde und einige der Fuhrleute, darunter unſer alter Gulyaſch, wirklich eine Art von Bärentanz aufführten, wobei ſie gewaltig gegen die Erde ſtampften und die Füße zuſammenſchlugen, um ihre Sporen oder die dafür an die Seiten der Abſätze angenagelten Bleche in eine klappernde Bewegung zu bringen. — Nachdem endlich die ganze Hochzeits-Geſellſchaft verſammelt war, ließ man ſich an den wohlbeſetzten Tiſchen nieder und begann einen Kampf mit dem Inhalte der wohlgefüllten Schüſſeln mit nationalen Speiſen und den Flaſchen mit allerlei ungariſchen Weinen, aus dem wir nach etwa drei Stunden großer Anſtrengung ſiegreich aufſtanden, um in einzelnen Geſellſchaftsparthien im ſchattigen Walde die über Tiſch begonnenen Unterhaltungen fortzuſpinnen und von der großen Arbeit auszuruhen. Bevor wir uns von der Tafel entfernten, erhob ſich der Bräutigam, welcher an dem allgemeinen Kampfe getreulich Antheil genommen hatte, und namentlich auf die Hälſe der ungariſchen Champagnerbouteillen eine ganz beſondere Malice zu haben ſchien, um einige Toaſte auszubringen und der ehrenwerthen Geſellſchaft für die ihm erwieſene Ehre zu danken, und als er merkte, daß ſein Geiſt eben die rechte Spannung erreicht habe, holte er zu einer weitern Rede über ſeine Verhältniſſe aus; erzählte, wie ihm Gott ſeine erſte Gattin gegeben und wieder genommen habe, wie er dadurch in Trauer verſetzt worden ſeie, und wie er aber jetzt durch ſeine gegenwärtige Braut Erſatz für ſeinen Verluſt und eine zweite Mutter für ſeine Kinder zu finden hoffe; wobei ihn endlich tiefe Rührung übermannte, daß er weinte und, indem er in ſeiner Rede noch ergreifender fortfahren wollte, das Gleichgewicht verlor und der ganzen Länge nach rücklings mitten zwiſchen die Hochzeitgäſte fiel: was ſo komiſch ausſah, daß die Geſellſchaft trotz der größten Anſtrengung das Lachen nicht mehr zu unterdrücken vermochte.

Als wir gegen Abend von unſerm Spaziergange zurückkehrten, fanden wir den von den Tiſchen und Stühlen befreiten Raum unter dem Laubdache in einen ſehr bequemen Tanzſaal umgewandelt, und eine Menge neuangekommener Hochzeitgäſte von einem ungariſchen Nationaltanze, welchen die Zigenner mit großer Fertigkeit vortrugen, ſo ſehr elektriſirt, daß ſie im Schweiße ihres Angeſichtes die Erde ſtampften und Bocksſprünge machten, daß wir Schwaben unmöglich uns des Lachens enthalten konnten. Die meiſten ächtungariſchen Nationalmelodien klingen ſo eigenthümlich, melancholiſch, phantaſtiſch, daß dem Deutſchen ſeine heimathlichen Grabesmelodien unwillkührlich dabei in den Sinn kommen; ſie haben einen ſolchen ungleichen oder vielmehr gar keinen Takt, daß man ſie nicht begleiten kann, wenn man ſie vorher nicht ganz genau kennt, und ſie werden überhaupt mehr geſprochen als geſungen, ſo daß nur einige Noten am Ende der Strophen einem monotonen Geſange gleichen. Aehnlich klingen auch die Tanzmelodien der Magyaren — obgleich in gebildeten Tanzgeſellſchaften auch deutſche Walzer oft genug gehört werden — ſo daß es mir anfangs undegreiflich war, wie eine ſolche monotone, melancholiſche Muſik auch nur ein Glied zu rühren oder gar zum Tanze zu begeiſtern vermöge, während ich alte, geſetzte Magnaten, wenn ſie,

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1861

Digitized by Google

wie dieses in unserer Begleitung mehrmals geschah, an einer solchen Zigeunermusik, nach der vielleicht einige Bauern auf einem Bauernhofe tanzten oder vielmehr trampelten, vorbeikamen, so begeistert werden sah, daß ihre Augen in kriegerischem Feuer leuchteten, die Züge des Gesichtes sich belebten, der Mund zuweilen lächelte, die Hände den Schnurrbart bearbeiteten, und Arme und Füße sich unwillkührlich zu rühren begannen; bis ich im Verlaufe der Tanzunterhaltung bei dieser Hochzeit, welche einige vorzügliche Tänzer — ungarische Beamte, darunter einer mit blondem Schnurrbarte, den er im Genicke zusammenknüpfen konnte — unter ihren Gästen zählte, mich überzeugte, daß der ächte ungarische Nationaltanz einer der schwierigsten und die größte Uebung erfordernden, aber auch einer der interessantesten Tänze sei, die ich jemals zu sehen Gelegenheit hatte. Der ganze Tanz ist Poesie, denn es liegt ihm gewöhnlich eine Idee zu Grunde, deren mimische Darstellung die Aufgabe der Tänzer ist. So wurden bei dem beliebten Nativnaltanze: die Werbung, die mancherlei Gefühle, welche deren Musik erregt, durch langsamere oder raschere Bewegungen, durch ungemeine Abwechselung der Stellungen, durch Verdrehungen des Körpers, durch Springen, Gesichterschneiden u. dergl. ausgedrückt, so daß man mit großem Interesse die immerwährend abwechselnden Attitüden der Tanzenden betrachten kann. Gewöhnlich beginnt die Musik mit einem sanftklagenden, schwermüthigen Adagio, dem nach einiger Zeit ein rauschendes Allegro, nämlich ein unsägliches Gewirre von Tönen, die das Ohr nicht gesondert zu unterscheiden vermag, folgt; bald gleitet sie wieder langsam, gleich einem rieselnden oder murmelnden Bache, der sanft über ein ebenes Kieselbett rennt, bald rauscht sie wie ein Sturzbach, der schäumend über zackige Felsen stürzt, bald braust sie wie ein Orkan, der die wogenden Fluthen des Meeres peitscht; und alle diese Modutationen geben dem Tänzer Gelegenheit, sich in den kühnsten, verworrensten Stellungen zu versuchen. Beim Adagio der Musik geht der Tänzer, die Arme in die Seiten gestemmt, mit ernsthaftem Gesicht und klirrenden Sporen gravitätisch in einem gewissen Takte im Kreise umher, doch bald rauscht die Musik etwas stärker und der Tänzer beschleunigt seine Schritte und deutet durch einzelne Bewegungen auf sein gesteigertes Gefühl; scheint ihm die Musik dazu passend, so bückt er sich merkwürdig zusammen, und abermals die Arme in die Seiten gestemmt, schleudert er, nur auf den Zehenspitzen oder Absätzen vorwärts schreitend, das einemal das rechte, dann das linke Bein am Boden vor sich hin. Glaubt er sich in dieser schwierigen Stellung genugsam abgearbeitet zu haben, so steht er plötzlich auf, und versucht sich in andern noch verzweifeltern Posituren, wobei er wohl auch den Schnauzbart mit beiden Händen ergreift und ein ganz bedeutendes Gesicht dazu schneidet; ergreift ihn endlich das rauschende Allegro, dann dreht er sich wie ein Kreisel um seine eigene Achse, rennt rück- und vorwärts mit sonderbar sich umschlagenden Beinen, springt ellenhoch von der Erde und schlägt in der Luft die klirrenden Sporen mehrmals zusammen, kommt aber, da dieses alles nach dem Gange der Musik geschieht, durch ein Adagio plötzlich zur Ruhe und schreitet wieder so gemessen fort, als ob er nie aus diesem Gange gekommen wäre. Tänzer und Tänzerinnen führen mitsammen die schönsten Touren durch, indem sie sich nach einem gemeinschaftlichen Plane bewegen, sich bald neckend einander nähern, bald traversirend sich von einander entfernen und durch immer wechselnde Stellungen einander zu überbieten suchen. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß dieser Tanz eine daran gewöhnte Muskulatur erfordert, und daß er auch für den geübtesten Tänzer so anstrengend ist, daß ihm der Schweiß aus allen Poren dringt und seine Kleidung so durchnäßt, als ob er darin gebadet hätte. Auf solche Weise dauerte nun der Tanz bis Morgens gegen 3 Uhr ununterbrochen fort, worauf die Hochzeitfeier ein Ende hatte und die müden Tänzer sich zur Ruhe begaben. Wir aber kehrten, wohlzufrieden mit den Resultaten unserer Excursion, wieder in unsere kumanischen Sümpfe zurück, wo wir von denselben Vögeln, welche uns bei der Herreise begleitet hatten, an den nämlichen Stellen, wo sie uns verließen, wiederum empfangen wurden.

L. Landbeck.

Die Blutegel (Hirudines).

(Tafel 22.)

Bekanntlich unterscheiden sich die niederen Thiere von denen der vier obern Klassen dadurch, daß sie statt rothen Blutes einen weißlichen Saft haben, welcher in einem ziemlich unvollkommenen Gefäßsystem circulirt. Es gibt jedoch unter den Würmern eine nicht geringe Zahl von Geschlechtern, welche von dieser Regel eine förmliche Ausnahme machen, und nicht nur mit wirklichem Blute, sondern auch mit einem weit mehr als bei den Weißwürmern entwickelten Gefäß- und Arteriensystem versehen sind. Diese Abtheilung nennt man Rothwürmer, und zu ihnen rechnet man die Blutegel-Gattungen, welche zusammen das Geschlecht Hirudo bilden. Andere bezeichnen es mit Sanguisuga und Jatrobdella; auch die Geschlechter Clepsine, Haemopis, Limnatis, Glossiphonia, Aulastoma, Nephelis, Trochetia, — Helluo, Erpobdella, Glossopora, Hypobdella, Bdella, Palaeobdella und Geobdella sind theils eigene verwandte, theils mit den wirklichen Egeln zusammengeworfene, für alle diese Geschlechter aber steht der Ausdruck Bdellineen.

Die Blutegel zeichnen sich besonders durch die Art, wie sie ihre Nahrung zu sich nehmen, aus, indem sie Säfte aus thierischen Körpern saugen, zu welchem Zwecke ihnen scharfzähnige Kiefer gegeben sind. Ihre Körperform ist die lange, d. h. ihr Körper ist viel länger als breit, vorn und hinten mehr oder weniger verschmälert, oben gewölbt und unten abgeflacht. Er besteht aus 90—110 festhäutigen, durch dünne Häute mit einander verbundenen Ringen, durch deren Zusammenziehung sie den Körper sehr verkürzen können. Der Kopf ist nicht

Digitized by Google

vom Leibe abgegliedert, sondern wird von einer Anzahl der vordern Ringe, gewöhnlich 9—10, gebildet, auf denen auch die zehn Augen hufeisenförmig umherstehen. Füße oder sonstige äußere Anhängsel findet man bei den Egeln nicht; zur Bewegung dient ihnen das vordere und hintere Leibesende, welches sich scheibenförmig ausdehnen und anheften kann. Sie gehen wie die Spannraupen, indem sie sich mit der Mundscheibe festsetzen und den Körper nachziehen, dann wird die Afterscheibe festgesetzt und der Körper ausgestreckt. Sie besitzen eine bedeutende Muskelkraft und können sich, mit dem hintern Theile angeheftet, nach allen Seiten und in allen Lagen ausstrecken. Im Wasser vermögen sie durch schlängelnde Bewegungen des Körpers sehr lebhaft zu schwimmen. Der After ist klein und liegt in der Mitte der Rückenseite vor der Haftscheibe.

Der Nahrungskanal ist gerade, und besteht oberhalb aus einer muskulösen, mit Speicheldrüsen versehenen Speiseröhre, hinten in Dünn-, Dickdarm und Mastdarm geschieden. Der Magen dazwischen wird aus mehreren, durch Einschnürung entstandenen Abtheilungen gebildet, wovon die hintere sehr lang ist. Die Leber ist stark entwickelt vorhanden. Das Nervensystem besteht aus einem paar Dutzend Knoten und erstreckt sich der Länge nach durch den ganzen Körper; es ist größtentheils von den beiden Gefäßstämmen, wovon sich einer am Bauche, der andere am Rücken befindet, eingeschlossen.

Die Färbung besteht oben aus einem mehr oder weniger dunkeln Grün, Braun oder Schwarz, mit meist gekettelten Längsstreifen, der Bauch heller. Die ganze Färbung erscheint am lebenden Thiere durch die Schleimabsonderung und die Verschiebung der Ringe immer dunkler, als sie wirklich ist. Der Körper dieser Würmer fühlt sich kalt an. Sie leben allein vom Blute kalt- und warmblütiger Thiere.

Australien ausgenommen — hat man überall Egel gefunden, man hat viele Gattungen kennen gelernt, manche aber darf noch als unbekannt angenommen werden. Sie leben sämmtlich in süßem Wasser, in Gräben, Teichen, Sümpfen und andern kleinen Gewässern.

Ihre Eigenschaft, Blut zu saugen, hat man schon lange zu Blutentziehungen in der Heilkunde benützt, und schon die ältesten Aerzte haben sich ihrer bedient. In der jetzigen Zeit ist es besonders eine Gattung, welche man in dieser Beziehung anwendet und der man deßhalb den Namen medizinischer Blutegel (Hirudo medicinalis) gegeben hat.

Diese Gattung ist fingerslang, von Farbe schwärzlich olivgrün mit rostrothen, schwarz gezeichneten Längsstreifen, der Bauch heller bräunlichgrün mit wolkigen dunkleren Flecken, die Ränder mehr gelblich. Es gibt sehr viele Abweichungen in der Färbung, unter welchen sich die mit fleischfarbigem Vorderkörper, der schäckige Blutegel und der, bei welchem die Rückenstreifen fehlen, besonders auszeichnen.

Die Mundöffnung zeigt drei Einschnitte; die Kiefer bestehen aus einer starken und festen Haut, welche viele Muskeln einschließt. Diese Kiefer sind zurückziehbar und mit spitzigen Zähnen besetzt.

Der medizinische Blutegel findet sich fast über ganz Europa verbreitet. Am häufigsten findet er sich in stehendem Wasser, besonders lieben sie es, wenn dasselbe bewachsen ist. Sie graben sich gerne in die Erde oder in den Schlamm ein, und strecken bei warmem Wetter den Kopf aus ihrem Loche hervor, auch schwimmen sie bei heiteren Tagen häufig an der Oberfläche des Wassers umher und können denn leicht gefangen werden. Auch bei Gewittern kommen sie an die Oberfläche, bei unfreundlichem Wetter aber ziehen sie sich unter das Wasser zurück, und bei Nacht setzen sie sich an Wasserpflanzen fest. Wenn das Gewässer, worin sie sich befinden, austrocknet, so verkriechen sie sich in die Erde und können daselbst noch lange aushalten, weil der aus den zahlreichen Drüsen sich absondernde Schleim die Feuchtigkeit vermehrt. Auch in der Gefangenschaft lassen sie sich nicht blos im Wasser, sondern auch in feuchtem Moose oder Erde recht gut erhalten.

Alle Thiere, welche in seinen Bereich kommen, saugt der Egel an, jedoch nur wenn er hungerig ist, und dann fällt er plötzlich über seine Beute her und heftet sich sogleich fest, was bei den in Gefangenschaft lebenden nicht der Fall ist, bei welchen es oft große Mühe kostet, sie zum Saugen zu bringen. Hat er sich festgesetzt, so bringt er durch seine Muskeleinrichtung eine pumpende Bewegung hervor und treibt das Blut stoßweise durch den Schlund und von einer Magenhöhle in die andere. Haben sie sich voll gesogen, so fallen sie ab und geben oft das zu viel genossene Blut durch den Mund wieder von sich, wozu man sie bekanntlich durch Säuren, wie Salz u. dergl., zwingen kann.

Die Fortpflanzung des Blutegels geschieht durch Eier, welche in Cocons oder Hüllen im Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch ausgestoßen werden. Doch hat man auch Beispiele, daß sich die Eier im Leibe entwickelten und also lebendige Junge zum Vorschein kamen. Die Jungen in den schwammartigen Cocons brauchen 4—6 Wochen zu ihrer Entwickelung; sie durchbrechen dann ihre Hülle und schlüpfen hervor. In einem Cocon befinden sich 5—15 junge Egel. Sie wachsen sehr langsam und brauchen eine Zeit von fünf Jahren, bis sie ihre völlige Größe erreicht haben. Die Jungen sind röthlich und durchsichtig, erst nach einiger Zeit setzt sich der Färbestoff bei ihnen ab.

Die Egel sind epidemischen Krankheiten unterworfen, welche nicht selten für sie tödtlich werden, z. B. der Gelbsucht, wovon man das Thier befreien kann, wenn man ihm den Schwanz mit einer Nadel durchbohrt, wobei dann ein gelber Saft abfließt. Andere Krankheiten sind die metallische Krankheit und die Schleimkrankheit.

Alljährlich wird eine erstaunliche Menge Egel in der Heilkunde gebraucht. So hat man z. B. berechnet, daß in den Spitälern von Paris des Jahrs mindestens 6 Millionen nöthig sind. Die Engländer beziehen ihren Bedarf fast ganz vom Auslande, von Spanien, Frank-

Digitized by Google

reich und Deutschland. In letzterem sind sie jetzt aber so selten geworden, daß sie für den eigenen Bedarf nicht mehr in hinlänglicher Zahl vorhanden sind. Auch in Frankreich war man genöthigt, Egel aus Ungarn herkommen zu lassen, was in eigens dazu gebauten Wägen geschieht. Der Fang und Handel mit Blutegeln, mit deren besonderer Zucht man sich überall beschäftigt, machen einen für den Verkehr nicht unwichtigen Artikel aus. Man hat verschiedene Arten, sie zu fangen, die beste und einfachste ist die, daß ein Mann mit bloßen Füßen in's Wasser geht, die umherschwimmenden Egel auffängt und die sich ansetzenden abnimmt. Im Frühjahr und Sommer ist dieser Fang am leichtesten zu betreiben; die um diese Zeit gefangenen Egel halten aber weder lange, noch können sie weit transportirt werden. Für diesen Zweck muß der Fang im Spätjahr vorgenommen werden. Leichter als die wilden lassen sich die in den Egelzuchten gewonnenen Egel behandeln. Die Versendung auf geringe Entfernung braucht blos in Kisten mit nassem Moose zu geschehen; für weitere Strecken werden sie in reine Fässer, Körbe oder Säcke gepackt, die beständig feucht erhalten werden müssen. Viele erkranken und sterben unterwegs, auch die übrigen kommen nicht selten so abgemattet an, daß sie ihren Zweck nicht erfüllen. Die Egel werden theils in Behältern im Freien, theils in Gefäßen aufbewahrt. Ueber die Zucht und Behandlung der gefangenen Egel läßt sich eine ganze Abhandlung schreiben, allein dieser Gegenstand paßt nicht hieher. Die größten Egelzuchten gibt es in Ungarn. Es werden Cocons aufgesucht und in besondere Teiche gebracht, wo sie sich entwickeln; nach 18 Monaten sind sie brauchbar; die kleinen und die von mittlerer Größe sind zum Saugen die besten. Auch in Deutschland werden nicht unbedeutende Egelzuchten gehalten: in Preußen und Oesterreich, in Würzburg und Lienzingen in Württemberg bestehen bedeutende Egelzuchten. Die hiezu verwendeten Gewässer müssen nach den Anforderungen der Lebensweise hinsichtlich der Beschaffenheit des Wassers, seines Grundes und seiner Bewachsung besonders eingerichtet und zur Ernährung der Egel mit kleinen Fischen und Kröten besetzt sein. Die zum Saugen bestimmten Egel werden zuvor in besondere Gefäße gebracht, wo sie hungern, weil die gesättigten nicht saugen. Am besten sollen die Egel anbeißen, wenn man die Stelle mit kaltem Wasser betupft.

Schon früher hat man die Egel zur Anzeige des Wetters benützt, und in der neuesten Zeit die Sache als eine neue Beobachtung wieder aufgefrischt; aber es ist nichts Wahres daran.

Ueber den medizinischen Blutegel s. Oken, Naturg. V. 2. Seite 561. — Brandt und Ratzeburg medizinische Zoologie, Seite 238 u. f., mit ausführlichen und genauen Abbildungen.

2) Der offizinelle oder ungarische Blutegel (Hirudo officinalis) mit rostrothen Binden und fleckenlosem Bauche. Findet sich im südlichen Frankreich, Deutschland und Ungarn, überhaupt im südlichen Europa. Ist größer, aber wenig angewendet. Er pflanzt sich durch Eier fort. Brandt ꝛc. S. 237. — Lucas, histoire naturelle des Crustacés, S. 42, T. 7.

3) Der grünbauchige Blutegel (Hirudo chlorogaster). Rußland. Brandt ꝛc. S. 238.

4) Der dunkle Blutegel (Hirudo obscura). Frankreich, bei Montpellier.

5) Der Blutegel mit unterbrochenen Rückenstreifen (Hirudo interrupta). Gegend von Montpellier.

6) Der Blutegel des Lago Maggiore (Hirudo verbana).

7) Der ägyptische Blutegel (Hirudo aegyptiaca).

8) Der gekörnte Blutegel (Hirudo granulosa). Indien. Nebst einigen weiteren Gattungen, welche man in den Schriften von Oken, Lukas, Brandt, Savigni, Johnson, Cuvier, Rösel u. A. beschrieben oder abgebildet findet.

Erklärung der beigegebenen Kupfertafel.

Figur 1. Der offizinelle Blutegel (Hirudo officinalis), von unten.
„ 2. Derselbe von oben gesehen.
„ 3. Die geschäckte Spielart von der Bauchseite.
„ 4. Dieselbe von der Rückenseite.
„ 5. Der medizinische Blutegel (Hirudo medicinalis).
„ 6. Der Kopf desselben mit vorgeschobener und ausgebreiteter Mundscheibe, wie er sie beim Saugen zeigt.
„ 7. Die von dem Bisse zurückgelassene Wunde.
„ 8 und 9. Die vergrößerten Kiefer.
„ 10. Die Zähne, ebenfalls vergrößert.
„ 11. Ein Cocon.
„ 12. Die eine Hälfte eines der Länge nach durchschnittenen Cocons.
„ 13. Junge, eben aus dem Cocon gegangene Egel.
„ 14. Die nach Auflösung des Dotters von der Rückseite aus betrachtete 9mal vergrößerte Bauchwand.
a m die Nervenkette.
b c d e männliche Geschlechtstheile.
x weibliche Geschlechtstheile.
f Schleimdrüsen.
g Schleimsäckchen.
k Seitengefäß.

Berge.

Der Staat der Jesuiten in Paraguay (1609 — 1768).

Während der Stamm der amerikanischen Ureinwohner vor der Civilisation der Engländer und anderer Europäer verschwindet, ist es den Spaniern allein gelungen, der rothen Rasse einen bestimmten Platz in der gesellschaftlichen Einrichtung ihrer Kolonien zu ertheilen. Ueberall, wo Spanier sich niedergelassen haben, bildeten die Indier seit dem 17ten Jahrhundert entweder rein oder vermischt die unteren oder mittleren Volksklassen,

Digitized by Google

je nachdem sie sich die europäischen Künste und Gewerbe in höherem oder niederem Grade anzueignen vermogten. Sie bearbeiteten die Bergwerke, betrieben Ackerbau und Handwerke, mitunter auch Handel, vermogten jedoch niemals die höhere europäische Bildung sich anzueignen, welche dem Stamme der Weißen das Uebergewicht in allen Weltgegenden verschafft; sie gaben somit in einer Zeit von mehr als zwei Jahrhunderten den Beweis, daß sie an geistigen Kräften den Europäern eben so untergeordnet blieben, wie ihre bei der Entdeckung überall besiegten Vorfahren. Es scheint eine Grenzlinie gezogen zu sein, die sie in dieser Hinsicht wenigstens unvermischt nicht zu überschreiten vermögen, so daß sie einer gewissen Leitung bedürfen, um unter europäischen Verhältnissen sich wohl zu befinden. Die Erfahrung hat dieß auf verschiedenen Punkten der spanischen Kolonien erwiesen; war die Leitung zweckmäßig, so ergab sich ein Zustand der ruhigen Ordnung und des materiellen Wohlbehagens für die Volksmasse, in welchem zwar die höheren Ansprüche der Gesellschaft niemals geahnet wurden, welcher aber dagegen im Durchschnitt ein größeres Wohlbefinden der mit niederer Arbeit beschäftigten Klassen darbot, wie dieß in civilisirteren Staaten für die letzteren möglich ist. Dieß gilt besonders von den Missionen der Jesuiten in Kalifornien, Florida, vor Allem aber in Paraguay, wo dieser staatskluge Orden in der Zeit von anderthalb Jahrhunderten einen abgeschlossenen und auf einer eigenthümlichen Civilisation begründeten Staat von Indiern beherrschte.

Abgesehen von der anderweitigen Thätigkeit des Jesuitenordens ist seine Wirksamkeit in Amerika eine abgesonderte, und hängt mit seinen übrigen Zwecken nicht zusammen. Auch wurden die wohlthätigen Folgen der ersteren, besonders in Bezug auf Paraguay, sogar von seinen Feinden in Europa während des vergangenen Jahrhunderts anerkannt. Der englische Geschichtschreiber Robertson, ein Protestant, welcher die Reformation als solcher beschreibt, sagt über die Jesuiten in jenem Lande: „Der Orden erwies in Paraguay die wunderbarste Aeußerung seiner Fähigkeiten, und hat dort auf die wirksamste Weise zum Wohle des Menschengeschlechtes beigetragen.“ Raynal, ein berühmter französischer Geschichtschreiber beider Indien, aus Voltaire's Schule, bei welchem man also die bestimmteste Feindschaft gegen die Jesuiten erwarten sollte, bei welchem ferner diejenige Stimmung, welche die französische Revolution bewirkte, beinahe auf jeder Seite erkannt wird — Raynal spricht beinahe enthusiastisch von jenem Staate und rechtfertigt den Orden gegen alle damals hierüber ihm gemachten Vorwürfe. Jener Staat der Jesuiten war Ursache, daß die amerikanischen Spanier die Aufhebung des Ordens später beklagten, und daß die Deputirten der Kolonien von den Cortes von 1812 die Wiederherstellung desselben, wenigstens für Amerika, verlangten, weil die Thätigkeit der Jesuiten in der Civilisation der Indier sich auf solche Weise gezeigt habe, daß es scheine, ein Versuch zu derselben könne in größerem Maßstabe und von jener Gesellschaft ausgeführt werden.

Das weitgedehnte Land, welches sich von den Mündungen des la Platastromes bis an die Grenzen von Peru und Chili erstreckt, wurde zwar 1515 von den Spaniern bereits entdeckt, erhielt jedoch erst in späterer Zeit eine spanische Kolonie. Es bot weder die Metallschätze, welche die Anlegung der größeren Niederlassungen bedingten, noch einen von Ackerbau treibenden Indiern urbar gemachten Boden, welcher die Europäer zur Benutzung desselben einlud. Das Land bestand in weitgedehnten Grasebenen, Sümpfen und Urwäldern, die Einwohner in umherziehenden und kriegerischen Jägervölkern, zu deren Unterwerfung die Spanier durch keine Hoffnung auf Geldgewinn angeregt wurden. Die Erwartung, Metallschätze zu finden, hatte zuerst 1535 den Versuch einer Eroberung durch 2500 Spanier und 125 Deutsche veranlaßt; Buenos Ayres wurde gegründet, allein die Kolonisten erlagen dem Hunger oder wurden beim Aufsuchen von Lebensmitteln durch die Indier überfallen und niedergemacht. Die Ueberlebenden verließen die Kolonie und zerstreuten sich. In den nächsten Jahrzehnten fuhren die Spanier zu verschiedenen Malen in die Mündung des la Platastromes, und verbreiteten sich im Inneren, um Gold und Silber aufzusuchen; sie sammelten sich in demjenigen Theile des Binnenlandes, welcher nach dem Fluß den Namen Paraguay erhielt, und gründeten dort die erste bleibende Niederlassung in dem spätern Hauptorte Assuncion. Jene Abenteurer, vom Verkehre mit dem Mutterlande und den übrigen Kolonien ausgeschlossen, verarmten und verwilderten. Sie lebten, unter immerwährenden Kämpfen mit den Eingeborenen, beinahe ausschließlich von der Jagd, vermischten sich mit den unterworfenen Stämmen, und bewahrten kaum noch die Spuren ihrer europäischen Bildung.

Längere Zeit ließ die spanische Regierung jene Länder gänzlich außer Augen; ungefähr 40 Jahre, nachdem Buenos Ayres verlassen war, wurde der Kolonisationsplan wieder aufgenommen. Der Beweggrund der Regierung bestand in der Bewachung der la Platamündung, da einige Schleichhändler kühn genug gewesen waren, nach dem Laufe der Flüsse durch die Wildniß nach Peru zu dringen und so die Absperrung der Grenzen zu umgehen. Außerdem hatte sich in der Zwischenzeit ein Handelszweig gebildet, welcher als einer der hauptsächlichsten für die la Platastaaten gegenwärtig noch besteht. Einige Rinderheerden und Pferde der ersten Kolonisten hatten sich in der Wildniß verirrt, und auf den grasreichen Pampasebenen in den folgenden Jahren bis zu solcher Menge vermehrt, daß ihre Schwärme die weitgedehnten Flächen des angeschwemmten Bodens bedeckten. Somit bot die Jagd, und der damit verbundene Handel von Häuten und Pferden eine ergiebige Erwerbquelle, welche zuerst nur Jäger und Kaufleute, bald auch Bauern und Soldaten herbeilockte. Buenos Ayres wurde 1580 wieder erbaut; ein Gouverneur schlug dort seinen Sitz auf, und die Regierung suchte ihren Einfluß auf das der Sache nach unabhängige Paraguay wieder auszudehnen.

Unter diesen Umständen begann die Thätigkeit der

Jesuiten. Ihr Orden besaß bereits im ganzen spanischen Amerika eine ausgedehnte, aber nirgends eine selbstständige Wirksamkeit. Civilisirung der amerikanischen Indier unter religiösen Formen war und blieb sein Zweck. Der Orden wirkte bereits unter Carl V., noch mehr unter Philipp II. in jenem Sinne, und erlangte die Erlaubniß zur Errichtung von Ordenshäusern auf allen Hauptpunkten der Kolonien, fand jedoch überall eine schon bestehende Einrichtung und festgestellte Verhältnisse der Spanier zu den Eingeboreuen, so daß ihm die Ausführung eines eigenthümlichen Planes unmöglich war, wonach etwas durchaus Neues auf besonderer Grundlage erbaut werden sollte. Ohnedem mußten die Jesuiten die Bekehrungsmissionen in Mexico, Peru, Neu-Grenada u. s. w. mit anderen Mönchsorden theilen, welche bei der Eroberung oder unmittelbar nach derselben in jene Kolonien gelangt waren. Nur Paraguay bot ihnen einen ungehinderten Spielraum. Unter den verwilderten Spaniern und Mestizen*) in Assunciou befand sich kein einziger Geistlicher, und die unterworfenen, in Sclaverei gefallenen Indier kannten das Christenthum kaum dem Namen nach.

Uebrigens war der Orden durch seine eigenthümliche Verfassung zur Ausführung eines halb gesellschaftlichen halb religiösen Civilisationsplanes mehr geeignet, als irgend eine andere Behörde oder Gesellschaft: denn er enthielt in seiner Mitte alle Elemente, um selbstständig und ohne fremde Hülfe auf die Erreichung jenes Zieles hinzuwirken. Bekanntlich beruhte seine Errichtung im Gegensatz zu anderen geistlichen Orden auf dem Grundsatz der Thätigkeit; seine Mitglieder zogen sich nicht aus dem weltlichen Leben zurück, sondern waren angewiesen in demselben zu wirken. Für jeden Zweig des Lebens fanden sich somit in seiner Mitte geschickte Männer; er enthielt Leute vom verschiedensten Berufe und von jedem Geschäft, welches im civilisirten Staate seinen Platz findet, Aerzte, Rechtsgelehrte, Soldaten u. s. w. Kein Orden besaß ferner dieselbe Ordnung in seiner Einrichtung, und die darauf beruhende Leichtigkeit, zur Ausführung irgend eines Planes die passendsten Personen in jedem Theile der Welt zu verwenden. Die Häupter in Rom besaßen die genaueste Kunde über jede Verzweigung des Ordens, und erhielten fortwährend die bestimmtesten Nachrichten üb' oie Fähigkeiten, die Geschäftsgewandtheit und die Erfahrung der einzelnen Mitglieder. Bei kluger Leitung war somit die Auswahl der passenden Personen bei irgend einem Plane nicht schwer, und der unbedingte Gehorsam der Ordensregel sicherte die Ausführung. Endlich hatten die Jesuiten vor allen damaligen Gesellschaften und Staatseinrichtungen einen bedeutenden Vortheil in Amerika voraus. Sie waren als Kaufleute im Besitz eines reichen und ausgedehnten Handels, besonders in den spanischen Kolonien. Der Orden hatte sehr wohl den Grundsatz der gegenwärtigen Engländer erkannt, daß der Handel bei Wilden und Barbaren ein sichereres Civilisationsmittel bietet, wie Gewalt und Unterwerfung; er hatte zu dem Zwecke von dem römischen Hofe die Erlaubniß erhalten, mit den Völkern, die er zu bekehren suchte, einen ausgedehnten Handelsverkehr zu treiben. Dadurch gelangten die Jesuiten zu um so größeren Reichthum, weil die spanische Regierung ihnen eine Menge von Märkten eröffnete, von welchen ihre eigenen Unterthanen ausgeschlossen blieben, so daß ein großer Theil des Handels mit westindischen Produkten nach Europa durch ihre Hände ging. Auf allen bedeutenden Punkten Westindiens und auf allen wichtigen europäischen Handelsplätzen befanden sich ihre Waarenniederlagen und Comtoire. Von der Wirksamkeit des Ordens in dieser Hinsicht kann man sich aus dem Umstande einen Begriff machen, daß sie die China-Rinde*) lange Zeit allein nach Europa brachten und dort verkauften. Aerzte aus ihrer Gesellschaft hatten die Heilkräfte derselben entdeckt, oder ihre Missionäre dieselben in Quito von den Indiern erfahren. Die Jesuiten verkauften 1639 die Chinarinde zum ersten Mal in Rom zu ungeheuren Preisen, während sie dieselbe unter die Armen umsonst vertheilten.

Ehe die Jesuiten sich in Paraguay förmlich organisirten, hatten einzelne Mitglieder des Ordens unter den oben angegebenen Verhältnissen bereits den Grund zu dem späteren Staate gelegt. Königliche Befehle erheischten die persönliche Freiheit der bisherigen indischen Sclaven. Die Jesuiten erwirkten durch die Reichthümer ihres Ordens von den verarmten Spaniern, daß jene ihnen gänzlich überlassen wurden. Sie vereinigten einzelne Familien in Dörfern, ernährten dieselben einige Jahre und nöthigten sie allmählig zum Ackerbau, indem sie Heerden und Geräthe auf ihre Kosten herbeischafften. Ihr Grundsatz war und blieb hierbei für die Folge, die Eingeborenen nicht eher zum Christenthum hinüber zu führen, als bis diese sich an feste Wohnsitze und an die damit verbundene Behaglichkeit, so wie an die mechanischen Geschäfte des niederen Lebens gewöhnt hätten, und alsdann dieselben mit Ausschließung der spanischen Kolonisten und sogar der Regierung durchaus selbst zu leiten, so daß eine vollkommene Absonderung der von ihnen gebildeten Gesellschaft sich ergab. 1589 wurde ihr Einfluß auf unabhängige Jägervölker bei Gelegenheit verheerender Krankheiten ausgedehnt, da sie sich als Aerzte unter feindliche und durchaus thierische Stämme wagten, und durch erfolgreiche, mit Mildthätigkeit verbundene Hülfe dieselben gewannen. Ihre Gewandtheit vermehrte die Zahl der von ihnen gesammelten Indier mit jedem Jahre. Sie benutzten die Streitigkeiten der unabhängigen Jägervölker, leiteten die Unterhandlungen unter denselben, um Feindseligkeiten zu verhindern oder zu beendigen, gewannen die Häupter derselben durch Geschenke, Ehrenbezeigungen und Schmeicheleien, und eröffneten einen Verkehr mit Indiern,

*) Der Name der Mischlinge, welche halb von europäischem, halb von indischem Blute stammten.

*) Aus den Schriften der Spanier zur Zeit der Eroberung erhellt, daß die Blätter und der Samen der Pflanze (Quinoa nach einem indischen Namen) von den Eingeborenen als Arzneimittel gebraucht wurden. Der Gebrauch der Rinde wird jedoch nicht angegeben.

Digitized by Google

welche die Europäer bisher nur als Feinde und Eroberer kannten. Im Kriege war ihr Verfahren eben so auf die Gewinnung ihrer Feinde berechnet. Sie hatten die Indier ihrer Missionen in der Art zu Soldaten gebildet, daß diese wenigstens ihren rohen Stammgenossen überlegen waren. Die Indier am Fluß Parana bedrohten ihre Missionen 1611 mit Zerstörung. Ein Jesuit (Pater Mareel) führte 500 Indier und 70 spanische Schützen ihnen entgegen, und erfocht einen eben so leichten Sieg, wie die Spanier überall im offenen Felde. Nach demselben entließ er die Gefangenen mit Geschenken, verpflegte die Verwundeten, und wagte sich selbst mit wenigen Begleitern in das Lager der Besiegten, wo er die Oberhäupter zwar nicht zur Unterwerfung beredete, jedoch für seine Person und seinen Orden ihr Vertrauen gewann. Später, als der Orden bereits vollkommen organisirt war, wurde ein Vertrag mit diesen Stämmen geschlossen, wonach sie sich unter der Bedingung, keine Frohnarbeit zu leisten, unterwarfen. Den Spaniern in Assuncion gegenüber erlangte der Orden ein bedeutendes Gewicht durch seine Reichthümer. Der Widerstand derselben gegen ein Verfahren, welches sie selbst von allem Einfluß über die Indier ausschloß, wurde während einer Hungersnoth niedergeschlagen, indem die Jesuiten eine regelmäßige Zufuhr und Vertheilung von Lebensmitteln nur unter der Bedingung besorgten, daß ihnen freie Hand in Hinsicht der Indier gelassen wurde.

Unter diesen Umständen wurde eine größere Ausdehnung und eine bestimmtere Organisation der Missionen in Europa beschlossen. Die Grundzüge des Planes waren in Rom vom General und den Häuptern des Ordens entworfen, und erhielten 1609 die vollständige Zustimmung des spanischen Hofes. Ueber die Art, wie dieselbe von jenem im Unterhandeln gewandten Orden erlangt wurde, herrscht ein gewisses Dunkel; sowohl der Rath von Indien wie die Behörden in Peru waren gegen die Ausführung eines Planes, welchem die Bildung einer abgeschlossenen und der königlichen Verwaltung entzogenen Gesellschaft zu Grunde lag. Die von Rom aus gesandten Instruktionen bestimmten die Errichtung eines besondern Ordenshauses in Assuncion unter der Leitung eines Provinzials. Die Jesuiten desselben wurden auf die spanische und italienische Nation beschränkt; die Eingeborenen sollten allmählig und ohne Frohnden zur Arbeit gewöhnt, und die Werkzeuge und Heerden auf Kosten der Gesellschaft herbeigeschafft werden. Die Anlegung der Ortschaften ward in europäischer Weise mit geraden Straßen, geräumigen Häusern u. s. w. vorgeschrieben; jede Familie sollte Haus und Garten erhalten. Spanische Kolonisten wurden gänzlich ausgeschlossen; im Fall der eine oder andere in den indischen Ortschaften erschiene, solle er zwar gut aufgenommen und bewirthet werden, dürfe aber in keinem Falle länger verbleiben. — Der spanische Hof fügte noch einige Begünstigungen für den Orden hinzu, indem er dem ganzen Plane die Bestätigung verlieh. Die Gerichtsbarkeit in den Missionen wurde den Jesuiten ausschließlich ertheilt, und alle Vicekönige und Gouverneure angewiesen, ihre Unternehmungen zu befördern. Er verlangte allein den in ganz Amerika gewöhnlichen Tribut der Indier (1 Peso für den Kopf); Neubekehrte wurden auf 10 Jahre davon ausgenommen. Nach diesen allgemeinen Instruktionen erbauten die Jesuiten von Assuncion aus einen Staat, welcher bei seiner Auflösung 300,000 Unterthanen zählte. Die von ihnen gebildete Gesellschaft war eigenthümlich, vollkommen geordnet, und in der Art auf materielles Wohlbefinden berechnet, daß nicht einmal die mittleren Klassen der Weißen in den übrigen spanischen Kolonien dieselben Behaglichkeiten, wie die Indier in Paraguay genossen. Während der 158jährigen Dauer des Jesuitenstaates befanden sich dessen Unterthanen in einem ruhigen und gemächlichen Zustande, worin sie zwar, ohne freies Eigenthum und unter mechanischer Verrichtung von den Mitgliedern des Ordens blindlings geleitet, die höheren Ansprüche europäischer Civilisation niemals ahneten, jedoch andererseits wohl genährt und verpflegt, von dem Mangel und den anderen Mißverhältnissen niemals berührt wurden, welche mit einem künstlicheren Zustande der Gesellschaft und mit Ungleichheit des Eigenthums überall verbunden sind. Den Jesuiten hatten hiebei offenbar die Staatseinrichtungen der Incas zum Vorbilde gedient; in ihren Einrichtungen fand sich dieselbe priesterliche Leitung der Volksmasse, dieselben Eigenthums-Verhältnisse u. s. w. Der Erfolg zeigte, daß jene Grundlage, von einem amerikanischen Volke ausgegangen, für die schwächeren Geisteskräfte der rothen Rasse sich als die passendste, vielleicht für ihr materielles Wohlbefinden als die einzig mögliche erwies.

Reisende im vergangenen Jahrhundert, besonders Ulloa, beschrieben die Missionen der Jesuiten auf folgende Weise:

Die Ortschaften waren stark bevölkert; über die Einwohnerzahl findet sich keine genaue Nachricht; Ulloa sagt übrigens, jede Mission zähle wenigstens 2000 Kinder. Sie lagen vereinzelt, durch Wüste und weitgedehnte Strecken von einander getrennt, gewöhnlich von wilden Stämmen umringt. Ihre nächste Umgebung, wenn auch nicht in weiter Ausdehnung, war stets sorgfältig angebaut und glich einem Garten; Bewässerungs-Kanäle durchschnitten den Boden, zahlreiche Rinderheerden weideten auf den Grasstrecken; Mais, europäische Garten- und Feldfrüchte, Baumwolle, Tabak, in einigen Gegenden auch Zucker und Paraguaythee wurden auf den Feldern gewonnen. Ulloa sagt, kein Dorf habe unter 2000 Arroben *) Baumwolle geliefert. Der Paraguaythee bildete das wichtigste Produkt, und bereichert auch noch gegenwärtig dies Binnenland. Von den Jesuiten entdeckt, angebaut und ausgeführt, ward er zum allgemeinen Bedürfniß der amerikanischen Spanier und zum wichtigsten Ausfuhrartikel. — Die Aernten wurden in Vorrathshäusern abgeliefert und dem Orden zur Verfügung gestellt; besonderes und freies Eigenthum war den Indiern ohne besondere Bewilligung der Jesuiten nicht gestattet. Er verwandte ein Drittel auf den Un-

*) Die Arroba ist = 25 Pf.

Digitized by Google

er halt und die Einrichtung der Indier; das Uebrige war zu gemeinnützigen Zwecken, zum Bau der Kirchen u. s. w. bestimmt, oder fiel als Eigenthum dem Orden anheim, der für den Handel mit jenen Produkten Comtoire in Buenos Ayres und Santa Fé de Parana unterhielt. — Dieselben Verhältnisse galten in Hinsicht der Gewerbe. Die mit Spinnen beschäftigten Frauen und die zu Handwerkern erzogenen Indier (Schlosser, Tischler, Uhrmacher u. s. w.) lieferten ihre Produkte ebenfalls in die Vorrathshäuser ab, oder arbeiteten auf Befehl der Jesuiten, niemals jedoch auf eigene Rechnung. Sogar der Tauschhandel war untersagt; der Gebrauch des Geldes aber gänzlich unbekannt.

Somit enthielt jede Mission eine in ihren Bedürfnissen abgeschlossene Gesellschaft. Für die Befriedigung derselben war reichlich gesorgt. Die Ortschaften bestanden aus geräumigen, mit Ziegeln bedeckten und gewöhnlich aus Stein erbauten Häusern. Ulloa bemerkt, es sei zu wünschen, daß die Häuser der Spanier in vielen Ortschaften Amerika's ihnen gleich kämen. Sie waren im Inneren mit den nothwendigen Geräthschaften vollkommen versehen, und boten im Gegensatz zu den engen Hütten der Indier im übrigen Amerika weite und dem Klima angemessene Räume. Die Vertheilung der Lebensmittel geschah täglich und auf eine gleichmäßige Weise. Die Nahrung war reichlich und gesund. Der Gebrauch des Weines und der gebrannten Wasser war untersagt, und somit jene Begierde der Indier gehemmt, wodurch sie sich in anderen Theilen Amerika's eben so aufrieben und vernichteten, wie dieß durch anderweitige, mit europäischer Civilisation verbundene Umstände geschieht.

Eben so abgeschlossen war die Verwaltung. An der Spitze jeder Ortschaft standen zwei oder drei Jesuiten als Pfarrer; die übrigen Beamten, ein Gouverneur, Regidor (Polizeichef) und Alcalde (Bürgermeister) waren Indier. Der Gouverneur wurde von den Indiern aus ihrer Mitte gewählt, ernannte dann den Regidor, und dieser den Alcalden. Bei der ganzen Einrichtung der Verhältnisse konnte natürlich eine solche Würde nur denjenigen übertragen werden, welche der Orden dazu bestimmte, so daß dieser durch jenes den Indiern ertheilte Vorrecht sich Nichts vergab. Von den Pfarrern ging eine fortwährende Beaufsichtigung der Indier aus, die an unbedingten Gehorsam als religiöse Pflicht gewöhnt waren. Der Pfarrer inspizirte täglich die Felder und Werkstätten, bestimmte die einem jeden zugewiesene Arbeit, leitete die Schlächtereien, vertheilte das Fleisch und die übrigen Lebensmittel, hielt Rechnung über die Vorrathshäuser, beaufsichtigte die Schulen, ließ sich Berichte über die geringsten Vorfälle geben und saß täglich zu Gericht. Keine Strafe durfte ohne seine Einwilligung vollzogen werden, jede Ehe wurde von ihm bestimmt, jede Streitigkeit zur Entscheidung ihm vorgelegt. War irgend eine Verbindung oder ein Tauschhandel mit einer anderen Mission nothwendig, so gingen dieselben durch seine Hände. Die Indier selbst standen einander vollkommen gleich; der Pfarrer aber war vollkommen abgesondert, und auch durch äußere Auszeichnung in ihren Augen gehoben. Er erschien niemals anders als in priesterlichem Kleide, umringt von Dienenden, und auf feierliche Weise durch Musik angekündigt. Er hielt sich von jeder Vertraulichkeit oder näherer Berührung im gesellschaftlichen Leben entfernt. So wie er an der Spitze der bürgerlichen Verhältnisse stand, beruhete auch auf ihm die Leitung der bewaffneten Macht. Er ernannte Offiziere, berief die Indier zu Revüen und Feldzügen, und führte sie sogar selbst mitunter in den Krieg. Die übrigen erwähnten Beamten hatten nur die Ausführung seiner Befehle oder untergeordnete Geschäfte zu besorgen, z. B. sie mußten nachsehen, ob die Indier sich zu der bestimmten Zeit an die Arbeit begaben u. s. w. Nur die Todesstrafe durfte ohne Einwilligung des Gouverneurs nicht vollzogen werden. Ulloa aber sagt, die gröberen Verbrechen seien in den Missionen unerhört, und die Anwendung jener Strafe habe somit niemals stattgefunden. Die gewöhnlichen Bestrafungen bestanden allein in Gefängniß und Fasten, seltener in einigen Geißelhieben. Nach dem Urtheil hielt der Pfarrer an den Schuldigen eine Ermahnung, um ihm dasselbe als die nothwendige Folge seines Vergehens darzustellen, und Haß oder Rachsucht zu unterdrücken. Der Einfluß der Jesuiten auf die einfache, wohlgenährte und in bestimmter Weise erzogene Menschenklasse war aber so bedeutend, daß die Schuldigen, welche in irgend einer Weise die vorgeschriebene Regel überschritten hatten, das Vergehen selbst anzuzeigen und die Strafen zu fordern pflegten.

Abschließung nach Außen, die man als eine nothwendige Bedingung jener Einrichtungen erkennt, wurde durch eine Menge von Mitteln bezweckt und sogar in so weit erreicht, daß weder die Vicekönige von Peru, in deren Bereich die Missionen lagen, noch auch der spanische Hof und der Rath von Indien eine durchaus genaue Kunde über dieselben besaßen, so lange der Jesuitenorden dort regierte. Die Indier waren in der Art auf ihre Ortschaften beschränkt, daß sie sich nicht einmal ohne Erlaubniß von einer Mission in die andere begeben durften. Die einzelnen Ortschaften waren mit Wall und Graben umgeben und wurden des Nachts genau bewacht. Die dort gebräuchliche Sprache war außerhalb derselben unbekannt. Wie erwähnt, waren die Missionen aus verschiedenen Stämmen gebildet; der Orden aber hatte die Sprache der Guaranis zur allgemeinen gemacht, derjenigen zahlreicheren Völkerschaft, bei welcher zuerst der Versuch jener Civilisation und Regierung stattgefunden hatte. Diese Sprache war in so weit ausgebildet, daß sie für die einfache Gesellschaft genügte; die Indier lernten darin lesen und schreiben. Das Spanische blieb unbekannt, und wurde künstlich von den Grenzen zurückgehalten; Philipp V. befahl zwar, 1743, daß man die Indier darin unterrichten solle, allein der Orden gehorchte niemals dieser Verordnung. Der schon hierdurch beschränkte Verkehr mit den Spaniern der übrigen Kolonien wurde durch die gesetzliche Ausschließung derselben vollkommen unmöglich. Wie er-

Digitized by Google

wähnt, war in der ursprünglichen Instruktion von 1609 bestimmt worden, daß kein Spanier sich innerhalb der Missionen aufhalten dürfe. Diese Bestimmung wurde mit der größten Sorgfalt durchgeführt; sogar die Beamten, welche im Auftrage der Regierung erschienen, durften nicht lange verweilen, und die Jesuiten litten niemals, daß sie sich mit ihren Unterthanen in Verbindung setzten. Unterhielten sich die Spanier mit Indiern, so war immer ein Pfarrer gegenwärtig; letztere aber durften nicht einmal das Haus betreten, worin der Fremde beherbergt wurde. Die Jesuiten hielten auf diesem ihren Vorrechte mit besonderer Kraft; 1721 erschien ein höherer Beamter aus Lima, um die Rechtspflege der Missionen zu inspiziren in Assuncion; die Jesuiten verweigerten ihm den Eintritt. Jener requirirte Truppen und suchte mit Gewalt einzudringen; die Jesuiten widerstanden auf dieselbe Weise, und es entstand ein Bürgerkrieg, den übrigens der Vicekönig von Peru schnell beendigte. Dieser aber mußte den Jesuiten Recht geben, da die Privilegien des Ordens, wie er sie vom Madrider Hofe erhalten hatte, jene Ausschließung ausdrücklich bestätigten — die einzige Forderung, welche die spanische Regierung an die Jesuiten machte, bestand in der oben erwähnten Tributzahlung (1 Peso für den Kopf). Die Jesuiten aber besorgten dieselbe so pünktlich, daß Ulloa sagt: Aus keinem Theile Amerika's erhalte die Krone so richtig und ohne Beschwerde die Bezahlung ihrer Abgaben. Man hatte den Orden im Verdacht, daß er die Anzahl seiner Unterthanen zu gering angegeben habe, um die spanische Regierung in jenen Abgaben zu verkürzen; bei der Aufhebung des Ordens erwies sich dieser Verdacht als ungegründet.

Die Erziehung war jenem abgeschlossenen Zustande angemessen, auf die Erlernung der mechanischen Geschäfte, des Lesens, Schreibens und Rechnens, und auf Unterricht in den katholischen Lehrbegriffen und in der Musik beschränkt, letztere die einzige Kunst, welche bei rohen und barbarischen Völkern einen unfehlbaren Eindruck hervorzubringen vermag, und worin somit auch Geschicklichkeit von denselben erworben werden kann. Jede Kirche besaß eine Kapelle von eingeschulten Musikern und Sängern; durch Musik wurde der religiöse Cultus gehoben; sie wurde ferner in solcher Weise benutzt, daß sie den Indiern zur täglichen Unterhaltung diente. Z. B. durch Musik wurde der Beginn der Feldarbeiten und das Ende derselben angekündigt.

Wie man sieht, beruhete die ganze gesellschaftliche Einrichtung auf priesterlicher Grundlage, und auf derjenigen Verehrung, welche die Unterthanen der Jesuiten gegen ihre Beherrscher geistlichen Standes hegten; somit nahm auch der äußere Gottesdienst die hauptsächlichste Stelle in der Gesellschaft ein, und zeigte alle die Eindruck erregende Pracht, womit die römische Kirche auf das Volk einwirkt. Die Kirchen waren größer, kunstreicher und prächtiger wie sogar im metallreichen Peru; Gold und Silber, im übrigen Leben vom Gebrauche ausgeschlossen, fanden sich als Schmuck derselben in bedeutenden Massen. Jedes Geschäft war mit religiösen Ceremonien verbunden; Madonnenbilder wurden z. B. bei der Arbeit auf das Feld getragen. Kirchliche Feste wurden als die einzigen größeren Feierlichkeiten begangen, mit Prozessionen aller Indier, Revüen der bewaffneten Macht, Tänzen und Feuerwerken, mit Musik u. s. w. verbunden. Bei solchen Gelegenheiten wurden heidnische und uncivilisirte Indier in die Ortschaften zugelassen, und letztere erhielten an solchen Tagen durch den Eindruck der Pracht in derselben Weise Zufluß von Neubekehrten, wie durch die Behaglichkeiten des civilisirten Lebens, welche sie den Neuaufgenommenen darboten.

Eine bewaffnete Macht war durch das spanische Gesetz bestimmt, wonach alle freien Einwohner im Fall eines Krieges innerhalb der Grenzen zum Waffendienste genöthigt waren. Wie erwähnt, stand dieselbe durchaus zur Verfügung des Ordens. Alle erwachsenen Indier männlichen Geschlechts wurden sowohl in ihren eigenthümlichen Waffen (Bogen, Streitaxt und Schleuder), wie im Gebrauch der europäischen geübt. Die Vorrathshäuser des Ordens enthielten alles zum Kriege nothwendige Material; bei jeder Aufforderung des leitenden Provinzials in Assuncion stellten die Missionen bestimmte Abtheilungen von Fußvolk, Reiterei und Artillerie, die nicht allein gegen die Stämme der Eingeborenen, sondern auch gegen die Portugiesen in Brasilien bedeutende Dienste leisteten. Eine Bewaffnung zum Schutze der Missionen war schon wegen der ersteren nothwendig; jene lagen unter unabhängigen und räuberischen Jägervölkern, dem Hinterhalte und der Ueberraschung fortwährend ausgesetzt, den hauptsächlichsten Gefahren, welche civilisirte Kolonisten von den Ureinwohnern Amerika's zu besorgen haben. Somit war auch jede Ortschaft, wie erwähnt, mit Wall und Graben zum Schutze versehen. Zur fortwährenden Bewaffnung ihrer Unterthanen wurden übrigens die Jesuiten durch eine größere Gefahr von Seiten der Portugiesen in Brasilien gezwungen. Spanier und Portugiesen hatten ihren Nationalhaß im Mutterlande auf die Kolonien übertragen; sogar nach Friedensschlüssen in Europa wurden die Feindseligkeiten an den Grenzen Brasiliens fortgesetzt. Hiezu kamen noch gewaltsame Streifereien der Portugiesen aus anderem Grunde. Die Sclaverei der rothen Rasse bestand in Brasilien noch als gesetzlich, nachdem dieselbe in den spanischen Kolonien längst aufgehoben war; in Rio Janeiro wurde während des ganzen 17ten Jahrhunderts Sclavenhandel mit Indiern eben so wie mit Negern betrieben. Um den Markt zu versehen, führten Portugiesen Sclavenjagden über die spanische Grenze aus, vor Allem in Paraguay, und man berechnet, daß den Jesuiten auf diese Weise 300,000 Unterthanen geraubt, und 14 Ortschaften zerstört wurden, bis die spanische Regierung in Peru 1690 den Orden durch militärische Hülfe in Stand setzte, jene Streifereien mit Gewalt zu verhindern, und die Portugiesen in weitere Entfernung von ihren Grenzen zurück zu drängen. Seitdem aber hatte der Orden seine Unterthanen in solcher Art militärisch organisirt, daß er keiner fremden Hülfe

Digitized by Google

mehr bedurfte; gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts war wenigstens sein Heer in der Art kräftig, daß es Portugiesen und Spanier mit Gewalt von den Grenzen zurück zu halten vermogte. 1750 schloß nämlich der Hof von Madrid mit Portugal einen Traktat, worin 7 an der Grenze gelegene Missionen an Brasilien abgetreten wurden. Ohne die Jesuiten zu befragen, erließ das Kabinet von Madrid den Befehl, die Ortschaften sollten mit allem unbeweglichen Eigenthum der Krone Portugal übergeben, und die Indier in andere Gegenden übersiedelt werden. Der Orden machte Vorstellungen gegen diese, für europäische Staaten beispiellose Verordnung, welche ihm und seinen Unterthanen ein Eigenthum entriß, das beide über 100 Jahre lang besessen und in der Wildniß sich geschaffen hatten. Als diese nichts halfen, berief er die Indier zu den Waffen, und begann den Kampf zugleich gegen Portugal und Spanien. Zum Erstaunen der Europäer erfocht das Heer von Eingeborenen unter Anführung eines Pfarrers José (bei den Spaniern unter dem Namen Padre Trueno, Vater Donner, bekannt) einen vollständigen Sieg und schlug die feindlichen Truppen aus den Missionen heraus. Bald darauf gelangte auch Carl III. zur Regierung, und nahm sogleich nach seiner Thronbesteigung, im Gefühle des erwiesenen Unrechts, jenen Beschluß zurück. Die Missionen kehrten in das frühere Verhältniß zurück, bis die Aufhebung des Ordens in Europa beschlossen wurde.

Abgesehen von den Beweggründen, welche diese Maßregel für Europa im Allgemeinen bestimmten, wurde dieselbe in Betreff Spaniens ohne Zweifel hauptsächlich durch die Stellung der Jesuiten in Amerika veranlaßt. Im Fall die Paraguay-Missionen fortbestanden, so wäre wahrscheinlich die ganze indische Bevölkerung, nicht allein der la Plataprovinzen, sondern vielleicht bis zur äußersten Spitze Südamerika's in den Staat und die damit verbundene Civilisation der Jesuiten allmählig hineingezogen worden. Seit der spanische Hof aber die Schwierigkeit erkannt hatte, das Heer des Ordens zu besiegen, scheint er das Fortbestehen eines abgeschlossenen und wohl gerüsteten indischen Staates für unverträglich mit der Sicherheit seiner Kolonien gehalten zu haben, um so mehr, da 1741 ein größerer Aufstand der Ureinwohner zum ersten Male nach der Eroberung in Peru ausgebrochen war. Diese Rücksicht lag offenbar dem Dekret zum Grunde, welches die Aufhebung des Ordens für die spanische Monarchie beschloß. Hierin wurde ferner den Jesuiten ihr Handelsverkehr zum Vorwurf gemacht. Für Paraguay war der Vorwurf jedoch ungerecht, denn jenes Land war nur durch die Jesuiten aus einer Wildniß zur blühenden Kolonie umgeschaffen worden, und der Orden besaß somit das Recht, die Früchte seiner Bemühungen zu genießen.

Als die spanischen Truppen 1768 erschienen, um jenes Dekret mit Gewalt auszuführen, wurden die Indier in den Missionen unruhig. Der Orden jedoch unterließ es, seine Mittel zum Widerstande zu benutzen, und erwies somit, daß es wenigstens nicht sein Zweck war, den von ihm gebildeten Staat der Oberherrschaft des Mutterlandes zu entziehen. Die Oberen in Assuncion und die einzelnen Pfarrer, etwa 900 an der Zahl, überlieferten sich den spanischen Beamten, wurden als Gefangene nach Buenos Ayres transportirt und von dort nach Europa eingeschifft. Die durch jene plötzliche Veränderung erschreckten Indier unterwarfen sich der weltlichen Gewalt, welche die Verwaltung des Eigenthums unter denselben Formen fortzusetzen verhieß. An die Stelle des Pfarrers trat ein Beamter, die höhere Leitung fiel einem mit unumschränkter Gewalt bekleideten Militärgouverneur anheim. Den späteren Regierungen ist es jedoch nicht gelungen, die Regierungsweise der Jesuiten fortzusetzen. Die Missionen verloren an Wohlstand; die Anzahl der bebaueten Felder und der Heerden verminderte sich mit jedem Jahre; die Indier zerstreuten sich im Lande; ihre Nachkommenschaft zerschmolz theilweise mit den Spaniern in Assuncion zu Mischlingen; viele verwilderten und verloren sich in den unabhängigen Stämmen, wo jede Spur ihrer Civilisation verschwand. Schwache Ueberreste sollen jetzt noch vorhanden sein und abgesondert regiert werden, allein Paraguay bildet in neuester Zeit einen nach Außen abgeschlossenen Staat, so daß man keine nähere Nachrichten hierüber besitzt.

Der gänzliche Verfall der Missionen ließ sich übrigens vor der Revolution bemerken. Santa Rosa war eine der reichsten Missionen in Paraguay und besaß bei der Aufhebung des Ordens Rinderheerden von 800,000 Stück. 1808 waren nur 10,000 noch übrig. Noch näher erkennt man diese allmählige Auflösung in einigen Missionen an der brasilischen Grenze, welche nach 1768 an Portugal abgetreten wurden. Sie zählten damals 30,000 Indier; 1801 war diese Zahl bereits auf 14,000 zusammengeschmolzen und 1821 waren allein 3000 noch davon übrig.

Die Erinnerung an die Einrichtungen der Jesuiten in Paragnay war aber dort nicht verloren gegangen. Als dies Binnenland zur Unabhängigkeit gelangt war, hat der Dictator Francia dort dasselbe Abschließungs-System nach Außen durchgeführt, welches die Jesuiten früher versucht hatten, und welches bis jetzt in jenem Staate noch fortdauert. Dr. Rotermund.

Der Pelekan.

(Tafel 23, altes Männchen nach der Mauser.)

Den Pelekan oder die Kropfgans stellt Oken in die zehnte Zunft oder in die erste der vierten Ordnung, zwischen die Schlangenvögel und Taucher; er verbindet sie mit den Tölpeln, Scharben und Fregattvögeln, wie man immer gethan, führt jedoch blos eine Gattung an, obgleich es deren mehrere gibt, welche billig ein eigenes Geschlecht ausmachen. In Europa kommen drei Gattungen vor.

Die Pelekane sind ein Mittelding von Schwan, Tölpel und Fregatte, zu denen noch etwas Neues ge-

Digitized by Google

kommen ist, nämlich ein ungeheuer langer Schnabel mit einem weiten häutigen Kehlsacke. Der Schnabel ist fast gerade und wird nach vorn schmäler, wo er mit einem Nagel endet. Er ist dreitheilig und die kleinen Nasslöcher liegen nahe an der Stirn in einer Furche. Der Kehlsack ist längs den Armen des Unterschnabels angeheftet und läßt sich in Falten zusammenlegen; die Zunge ist sehr klein; das Gesicht nackt; das Gefieder weich; die Füße von mäßiger Größe; der Schwanz kurz; die Flügel sehr groß mit kurzen Schwingen; der Hals schwanenartig. Die Färbung des Gefieders ist sehr einfach, meist weißlich, nach dem Alter und nach dem Geschlecht wenig verschieden. Sie mausern sich nur einmal im Jahre; im Winter ziehen sie südlicher, sind überhaupt Bewohner wärmerer Erdtheile, wo sie an großen Landseen, in der Nähe bedeutender Ströme und ausgedehnter Sümpfe sich aufhalten und fortpflanzen. Auf dem Lande sind sie sehr unbehilflich, schwimmen und fliegen aber vorzüglich, letzteres mit zurückgelegtem Halse. Ihre Wanderungen unternehmen sie in ansehnlichen Gesellschaften und fliegen dabei sehr hoch. Sie legen 2—4 weiße, mit einer Kalkkruste überzogene Eier, welche in 4—6 Wochen ausgebrütet werden. Ihr Nest befindet sich auf der Erde, meist im Schilf und besteht aus Reisern und Rohrstengeln. Sie nähren sich von Fischen, welche sie, wenn sie sich gesättigt haben, im Kehlsacke aufbewahren, eine Einrichtung, welche ihnen die Natur wahrscheinlich zur Erleichterung beim Füttern der Jungen verliehen hat. Sie werden in der Gefangenschaft zahm und erreichen ein hohes Alter.

Außer Europa findet sich ungefähr ein halbes Dutzend zu diesem Geschlechte gehöriger Gattungen; die europäischen sind folgende: die kleine Kropfgans (**Pelecanus minor**), die krausköpfige (**Pelecanus crispus**) und die gemeine (**Pelecanus onocrotalus**).

Wir beschreiben letztere, die auch unser Bild vorstellt. Sie heißt auch Wasservielfraß, Nimmersatt und Onvogel, ist merklich größer als der Schwan, das Weibchen aber etwas kleiner als das Männchen. Das Gefieder ist weiß, auf's Angenehmste rosenfarb überflogen, an der Brust gelblich, das Gesicht weiß, die Schwingen schwarz, die Füße fleischfarben, der Schnabel grau und gelb, der Kehlsack gelblich; bei älteren Vögeln im Genick ein Schopf von längeren Federn. Der Augenstern ist braunroth; der rothe Anflug des Gefieders wird bei jeder Mauser (im Spätjahr) schöner, verbleicht aber den Winter über bis zum Frühjahr sehr. Die Jungen kommen ganz nackt aus den Eiern, erhalten aber bald einen dichten grauen Flaum. Das darauf folgende Kleid behalten sie ein ganzes Jahr; es ist graulich erdfarben, die Farben an Füßen, Schnabel und Augen wenig lebhaft und hervortretend. Bei den Weibchen ist dieses Kleid noch dunkler gefärbt und der Schnabel ist kürzer als bei den Männchen. Nach der ersten Mauser ist das Gefieder, bis auf die schwarzen Schwingen, völlig weiß und die jungen Vögel sehen daher während der Mauserzeit selbst braun und weißschäckig aus.

Einzeln ist der Pelekan schon auf verschiedenen deutschen Gewässern angetroffen und erlegt worden, so in Preußen, Sachsen und Württemberg. In Europa bewohnt er besonders die südöstlichen Gegenden, Griechenland, die Türkei, Ungarn, Dalmatien, Podolien, die Krimm, vorzüglich findet er sich am schwarzen und asowischen Meere, so wie am Ausflusse der Donau. Zahlreicher ist er im heißen Afrika und Asien, wo er bis in die südlichsten Gegenden vordringt und im Winter auch von Europa dahin zieht und zwar in Schaaren von 400—500 Stück. Er wohnt nie am Meere selbst, sondern oft tief im Lande an großen Seen und Sümpfen, an den Mündungen großer Ströme, wo dichtes Rohr- und Weidengebüsch nicht fehlt.

Der Pelekan trägt seinen Körper nicht wagerecht wie die Enten u. dergl., sondern stets vorn aufgerichtet, sein Gang ist wankend und schwerfällig; stundenlang bleibt er mit zurückgebogenem Halse auf derselben Stelle wie der Storch; auf Bäume setzt er sich selten. Die Leichtigkeit seiner Knochen und die überaus langen Flügel gestatten ihm einen sehr hohen, leichten und anhaltenden Flug. Seine Stimme gleicht dem Schreien des Esels.

In seiner Freiheit lebt der Pelekan einzig von Fischen, die er selbst fängt, wozu er am liebsten seichtes Wasser wählt. Er ist sehr gefräßig und es leistet ihm deßhalb der weite Kehlsack gute Dienste, indem er ihn als Vorrathsbehälter der gefangenen Fische benützt, und solche später, wenn die schnelle Verdauung wieder Raum gemacht hat, allmählig hinabgleiten läßt, auch kommt er ihm sehr zu statten, um den Jungen das Futter zuzutragen. An Orten, wo viele Pelekane leben, entsteht bald Mangel an Fischen und sie sind dann genöthigt, die Nahrung weit herbeizuholen, was ihnen durch die leichte Flugbarkeit erleichtert wird. Die Fische im Kehlsack liegen alle so, daß sie mit dem Kopfe voran in den Schlund hinabgleiten. Sind viele Pelekane beisammen, so peitschen sie das Wasser mit den Flügeln und thun sich kreisförmig zusammen, um die Fische in die Enge zu treiben und sich die Arbeit zu erleichtern. Die Fische werden tauchend aufgeschnappt, wodurch aber zugleich eine Menge Wasser in den Kehlsack geräth, welches er bei jedem Fange wieder herausbefördern muß, was er dadurch bewerkstelligt, daß er den Schnabel abwärts senkt und den Kehlsack gegen die Gurgel drückt; dasselbe thut er, um seinen Jungen die gefangenen Fische vorzuwerfen. Da er dieses nun sehr oft wiederholen muß, so würden ihm die zuerst gefangenen Fische wieder entwischen, wenn es nicht in der Macht des Vogels stände, sie durch beliebige Zusammenziehung der Kehlhaut zurückzuhalten. Zum Fischen wird gewöhnlich die Zeit des Morgens und Abends verwendet. Daß der Pelekan das Wasser an seichten Stellen ausschöpfe, um desto besser sich der Fische bemächtigen zu können, ist eben so gut ein Mährchen, als daß er sich die Brust aufhacke und die Jungen mit seinem Blute nähre. Letztere Fabel hat wahrscheinlich darin ihren Ursprung, daß der Pelekan beim Verwürgen der Fische für seine Jungen seine Brust hier und da mit Blut befleckt. In China wird der Pelekan zum Fischen abgerichtet.

Digitized by Google

Gefangene Pelekane fressen auch todte Fische und Fleisch, selbst gerupfte Vögel und kleine Säugthiere, welche man ihnen ins Wasser wirft oder sie in der Luft aufschnappen läßt.

Was im Allgemeinen über die Fortpflanzung gesagt ist, gilt im Wesentlichen auch bei dieser Gattung. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd 5—6 Wochen. Die 2—3 Eier sind weiß und von der Größe der Gänseeier.

Der Nutzen, welchen der Pelekan gewährt, besteht vorzüglich in seiner Haut, welche gegerbt und als Pelzwerk gebraucht wird. Aus seinem Oberschnabel macht man Messerscheiden und aus dem Kehlsacke vorzügliche Beutel; sein Fleisch aber ist seines schlechten Geschmackes wegen fast ungenießbar, selbst bei den Jungen.

Berge.

Beitrag zur Naturgeschichte des Pelekans.

(Pelecanus onocrotalus Linn.)

Als Nachtrag zur Naturgeschichte dieses interessanten Riesenvogels will ich noch einige Data über sein Vorkommen in der Schweiz und Süddeutschland mittheilen, welche nicht ohne Interesse sein dürften.

Ueber sein Vorkommen in der Schweiz sagt Schinz folgendes: „die älteste Nachricht vom Vorkommen dieses Vogels in der Schweiz gibt Geßner, indem er berichtet, es sei ein Pelekan am Zugersee zu Ende Februars gefangen worden. Ein anderer wurde, nach Sardoni, auf dem Zürichersee getödtet; ein dritter wurde 1642 im Juni auf dem Moose bei Yverdon getödtet und ein anderer wurde dort gesehen. Im Juli 1768 erschien ein Zug von 130 Pelekanen auf dem Bodensee bei Lindau, wovon einer am Flügel verwundet, lebend gefangen wurde. Sie kamen in hohem Fluge über die Gebirge von Süden her. Am 6. Mai 1806 wurde ein einzelner bei Fußach flügellahm geschossen und gefangen; auch am Genfersee wurde ein Pelekan bei Thonan geschossen.“

Am 18. Mai 1811 zeigten sich wieder einige Stück am Bodensee und eins wurde bei Roßhaupten, Landgerichts Füßen, geschossen; ein paar Jahre früher stellte sich ein Pelekan an einem fürstlichen Hofe in der Nähe des Bodensees ein, nahm Platz mitten unter dem Geflügel und wurde, nachdem man ihm die Flügel beschnitten hatte, in kurzer Zeit sehr zahm und lebte mehrere Jahre in der Gefangenschaft. — Es ist bekannt, daß der Pelekan ein sehr hohes Alter erreicht, und daß auch die Gefangenschaft sein Leben nicht bedeutend zu verkürzen scheint. Nachfolgende briefliche Mittheilung des nun verstorbenen Hofraths Dr. Rehmann in Donaueschingen vom 4. April 1840 wird dieses noch mehr bestätigen. Er schreibt nämlich: „Was ich von unserer Kropfgans noch habe erfahren können, ist etwa folgendes, was ich Ihnen um so lieber mittheile, da die Sache Interesse für Sie zu haben scheint. Im Anfange der 1780ger Jahrgänge sollen auf dem Bodensee bei Lindau drei Pelikane eingefallen sein. Fischer von Lindau machten auf sie Jagd und flügelten einen, den sie hierauf im See lebendig fingen. Um Geld mit diesem Thiere zu verdienen, trugen sie solchen in einer Küste in ganz Schwaben herum, und zeigten ihn. So kamen sie auch hierher, und der damals regierende Fürst Wenzel kaufte als Liebhaber von dergleichen Seltenheiten diesen Vogel. Man ließ ihn um das Schloß herum im Hofe laufen, und fütterte ihn täglich mit einigen Pfund ordinären Fischen. Auch machte die Kropfgans jeden Tag regelmäßig ihren Besuch in der Hofküche, wo sie ganz gravitätisch um den großen Herd und die Küchentische herumspazierte, auf denen sie sich nach Fleischabfällen umsah. Gerne fraß sie die vorgeworfenen Eingeweide des Geflügels und der Fische, und war deswegen dem Küchenbesuche sehr zugethan. Im harten Winter und bei hohem Schnee blieb sie in einer Bretterkammer unter dem Dache eines kleinen Häuschens neben dem Schlosse, welche etwas Wärme aus der Wohnstube von unten erhielt. Sie war ganz zahm wie ein Haushund, und fürchtete sich weder vor Menschen noch Thieren. Sie ließ sich selbst von Kindern gern necken, und ich selbst erinnere mich noch recht gut aus meiner frühesten Jugend, daß ich ihr manchen Schabernack spielte, den sie geduldig hinnahm. Nach dem Tode unsers letzten souverainen Fürsten (1804), bei der Minderjährigkeit und Vormundschaft des gegenwärtigen, schaffte man dergleichen Sachen alle ab, und der gute alte Pelekan ging in den Besitz eines Hofkochs über, der ihn durch die Vermittelung der Familie Kaulla nach Stuttgart in die Menagerie des Königs Friedrich verkaufte. Dort soll er noch mehrere Jahre gelebt haben, und steht jetzt ausgestopft in dem Stuttgarter zoologischen Cabinet, wo ich meinen befiederten Jugendfreund vor 10 Jahren paradiren gesehen habe. Auf jeden Fall ist er der Repräsentant eines sehr hohen Vogelalters, der in seinem Leben vielen hohen Häuptern gedient hat, nämlich dreien Fürsten bei uns (dem Fürsten Wenzel und seinen ihm nachfolgenden Söhnen Maria, Benedict und Karl) und zuletzt noch ihrem ersten Könige. — Hier haben Sie nun die Biographie der Kropfgans so ausführlich, als ich sie noch zu geben vermag. Ich hoffe, Sie werden damit zufrieden sein.“

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses derselbe Pelekan war, der am 6. Juli 1768 bei Lindau flügellahm geschossen, wieder geheilt und nachher zur Schau herumgetragen wurde. Er hätte, wenn diese Vermuthung gegründet ist, in der Gefangenschaft 40—50, jedenfalls aber etliche dreißig Jahre gelebt, und mag vielleicht zur Zeit seiner Gefangennehmung schon ein ziemlich hohes Alter erreicht gehabt haben. — Der Pelekan scheint in neuerer Zeit weit seltener nach Süddeutschland sich zu verirren, ob er gleich an der untern Donau noch ebenso zahlreich wohnt, wie früher.

L. Landbeck.

Vulkane.

Das Ende des vorigen Jahres ist durch einen lebhaften Ausbruch des Aetna in Sizilien merkwürdig geworden. Schon seit längerer Zeit bemerkte Hr. Gemellaro, der am Abhange des Berges, zu Catanea, ihn seit langen Jahren zu seinem eifrigen Studium macht, daß eine Krisis sich nähere. Seit 1819 war keine bedeutende Entleerung des Berges erfolgt, und deutlich konnte man das Steigen der geschmolzenen Massen in seinem Krater wahrnehmen. Am 2. Decbr. nach Mitternacht begann der Berg zu toben. Sein Gipfel war in dichte Wolken gehüllt, aus denen unter beständigem Donner Blitze nach allen Richtungen zuckten. Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht, und mit einem Krachen, welches die Erde auf sechs Stunden weit erschütterte, borst der Berg unten am Kegel, vom ungeheuren Druck der ihn erfüllenden, geschmolzenen Massen. Die Lava sprang in einem Bogen hervor und nahm ihre Richtung neben dem Lavastrom von 1811 gegen das Val di Bue. Ihr glühender Strom ward auf 600 Fuß Breite und 20—30 Fuß Höhe geschätzt. Mehrere Nächte hindurch ward der Flammen speiende Gipfel des Bergs mit Schnee bedeckt, der die ihm entquellenden Massen schwarzer Rauchwolken noch mehr hob. Erst am 14. und 15. hörte die Eruption auf, die die Form des höchsten Gipfels, wie es gewöhnlich geschieht, völlig verändert hatte. Der Lavastrom hatte sich, ohne Schaden zu thun, in's öde Val di Bue ergossen.

Wenn die Zeitungen uns obiges erzählten, so ist hiedurch die Aufmerksamkeit jedes Denkenden auf eine Naturerscheinung gerichtet, die wir ohne Uebertreibung wohl die Schrecklichste und Großartigste auf der Erde nennen dürfen. Der Verstand des Menschen leitet den Blitzstrahl und wagt es, keck mit den Flammen der Wetterwolken zu experimentiren. Er trotzt der Wuth des Orkans, den empörten Wogen des Meers; alle Elemente müssen ihm dienen, und furchtlos beherrscht er ihr entfesseltes Toben. Machtlos aber steht er, vernichtet, vor der Flamme des Vulcans, und findet im Entsetzen des Erdbebens nur Zuflucht bei Dem, vor dessen Dräuen der Berge Gipfel versinken.

Dennoch versucht es unser Geist, die Ursachen dieser Erscheinungen zu erspähen, und schon im Alterthum starb der ältere Plinius in ihrer Beobachtung, wenn wir Empedokles Sprung in den Krater, dessen Inneres er nicht begriff, auch für ein Mährchen halten.

Alle Forschungen in diesem Gebiet belehren uns, daß das Innere unserer Erde eine in glühendem Fluß befindliche Masse sei, über der sich die abgekühlte Rinde wie eine Schale wölbt. Die Beweise hierfür mögten uns weiter führen, als der Raum unseres Buches es gestattet. Jede höhere Temperatur aber entwickelt Luftarten, denen Entweichungscanäle geöffnet sein müssen, soll ihre Elastizität nicht den hemmenden Kerker zerschmettern. Unsere feuerspeienden Berge sind nun diese Sicherheitsventile, ohne welche die Erdrinde beständigen Zersprengungen und Erschütterungen ausgesetzt wäre. Durch die Verfolgung dieses einfachen Gedankens ist es uns völlig klar, wie ein Vulkan ganz erlöschen kann, wenn seine Verbindung mit dem Centralfeuer sich schließt; wie ein anderer, nach einer Ruhe von mehreren Jahrhunderten, zu schrecklicher, zerstörender Thätigkeit erwacht, indem die Gase die verstopfte Röhre wieder aufsprengen, wenn eine entsprechende Menge davon in der Gegend sich häufte u. s. w. Aus diesem Grund sind die Vulkane in langen Linien oder Reihen, und wo dieß nicht ist, um einen Centralvulkan gruppirt, und über den ganzen Erdball vertheilt. Die meisten sind in unbekannteren Gegenden, und wohl deshalb hält man ihre Zahl gewöhnlich für viel kleiner, als sie ist. Wir haben sichere Vermuthungen für das Dasein mehrerer Vulkane auf Feuerland und Patagonien. In Chili kennt man auf dem Kamm eines hohen Gebirgszuges eine Reihe von neunzehn Ausbruchspunkten, die von Süd nach Nord läuft, und mit der genaueren Erforschung jener Gegenden möchte ihre Zahl sich noch mehren. Der Villaricca, einer von ihnen, brennt unaufhörlich und ist so hoch, daß er in einer Entfernung von mehr als dreißig geogr. Meilen gesehen wird. In Peru finden wir nur einen brennenden Vulkan: aber wohl deshalb, weil er als Ventil nicht genügt, ist jene Gegend beständigen Erdbeben ausgesetzt: so, daß selten eine Woche ohne Erdstoß vergeht. Bis zu dem 2. und 3. Grad N. Br. liegen der Cayambe, Cotopaxi, Pichinca, Antisana, Capac-Urku und Tunquaragua. Durch den Krater des 19,600 Fuß hohen Kegels des Cayambe geht die Aequatorlinie. Nach einer nicht unwahrscheinlichen Sage der Eingeborenen war der Capac-Urku höher wie der Chimborasso und alle übrigen Berggipfel; bei einem Ausbruch, kurz vor der Ankunft der Spanier, stürzte sein ungeheurer Krater in sich zusammen. Der Cotopaxi, 18,858 Fuß nach Humboldt hoch, ist thätiger und furchtbarer als die übrigen. Sein steiler Kegel ist stets mit Schnee bedeckt, welcher während der Eruption im Januar 1803 schmolz und eine Ueberschwemmung des tieferen Landes verursachte. Oft auch fließen Ströme siedenden Wassers aus dem Krater selbst, mit denen eine solche ungeheure Menge kleiner unterirdischer Fische, des Pimelodes Ciclopum, ausgeworfen wird, daß durch ihr Verwesen bösartige Fieber entstehen. Wahrscheinlich erhitzt die Gluth des Ausbruches große Behälter unterirdischer Gewässer, in denen dieß Fischchen lebt, so, daß der Wasserdampf ihre Wandungen sprengt, und sie so aus dem Innern der Erdrinde an ihre Oberfläche gerissen werden. Diese siedenden Fluthen schwemmen eine Menge feinen weißen vulkanischen Sandes, Asche und Erde mit sich, welche Schlamm-Mischung man Moya nennt. Im Jahr 1797 warf der Tunquaragua eine solche Menge dieser Moya aus, daß ein 1000 Fuß weites und 600 Fuß tiefes Thal völlig davon erfüllt ward.

Folgen wir der angedeuteten Richtung, so finden wir in der Provinz Pasto drei Vulkane und eben so viele in Popayan. In Guatimalo und Nicaragua, zwischen der Landenge von Panama und Mexiko brem-

Digitized by Google

nen 21 Krater. In Mexiko wendet sich die vulkanische Linie westlicher zu einem großen Gebirgsplateau zwischen 18 und 20° N. Br., aus dem der Tuxtla, Orizaba, Popocatepetl, Xorullo und Colyma aufragen. In Kalifornien sind 5 Vulkane, auch St. Vincent und Guadeloupe haben brennende Krater. Der stille westliche Ozean scheint sehr oft von unterirdischem Feuer erschüttert zu werden, wie wir den Tagbüchern der Schiffskapitäne entnehmen, die oft in jenen Breiten ihre Fahrzeuge von heftigen Wellenstößen erschüttert, das Wasser heiß und voller todter Fische fanden. — Es stellt sich so eine vulkanische Linie auf Amerika's Kontinent dar, die die Länge eines Viertels des Erdumfangs hat.

Eben so bedeutend ist eine andere Reihe vulkanischer Krater, die im Nord mit der Halbinsel Unalaschka und den Aleuten beginnt, sich zuerst etwa 200 geogr. Meilen östlich, dann aber südlich durch 60—70 Breitegrade zu den Molucken ausdehnt, und von da sich gegen Ost und Nordwest verzweigt. Im Süden von Kamtschatka brennen sieben Vulkane, die sich durch ungeheure, weit verbreitete Aschenauswürfe auszeichnen. Die kurilischen Inseln setzen diese Linie fort und sind in neuester Zeit neun furchtbare Ausbrüche von ihnen bekannt geworden. Südwestlich folgen dann die großen Inseln Jesso und Nipon mit einer Menge Vulkane. Zwischen den japanischen und philippinischen Inseln stellen mehrere kleine Inselkrater die Verbindung her, wie die Schwefelinsel im Archipel von Choo-Ku und Formosa. Auf Luzon sind drei thätige Vulkane, dann folgen die Inseln Celebes, Sanguin, Ternato, Tidore. Nun wendet sich die Linie rechts über Sumbava nach Java, welche allein 38 brennende Vulcane hat. Die Freundschafts- und Georgsinseln haben unter ihren Korallenriffen sämmtlich vulkanisches Grundgestein.

Ob das Feuerfeld bei Baku am Caspischen Meer mit seinen unzähligen Erdölquellen nicht auch mit dem Centralfeuer zusammenhänge, möchte schwierig zu bestimmen sein.

Island ist ein Schlackenklumpen, aus dem sich 27 Krater erheben, von denen fast immer einer todt. Die wichtigsten sind der Hekla oder Hekiufiall, der Leirnjukr, der Gaitiandsjökul, der Reikanäß ꝛc.; die Lava wird Hraun genannt.

Palästina ward noch im Jahr 1034 vierzig Tage lang durch Erdbeben geängstet, welchem eine ungeheure Feuersäule im Osten folgte, die fünf Städte zerstörte.

Im griechischen Archipel ist die Insel Santorin als Centralvulkan zu betrachten, durch dessen Wirksamkeit die Städte Helice und Bura 373 v. Chr. im Meer versanken. Vostizza ward 1817 zerstört.

Die Vulcane Unteritaliens dehnen sich vom Vesuv durch die phlegräischen Felder nach Ischia und Procida aus. Wenn auch in diesen Grenzen uns eine Menge Ausbrüche geschichtlich nachgewiesen sind: so war der Vesuv, oder die Somma stets das Centrum. So weit die Sage vor der christlichen Zeitrechnung hinaufreicht, war der Vesuv stets in Ruhe, wenn die Inseln Ischia (Pithecusa) und Procida (Prochyta) in steter vulkanischer Thätigkeit gewesen zu sein scheinen, und mehrere griechische Kolonien, namentlich der Erythräer und später der Chalcedonier, dadurch gezwungen waren, ihre dortige Ansiedlung deshalb aufzugeben. 380 v. Chr. suchte Hiero von Syrakus abermal die Insel zu kolonisiren und baute dort eine Veste, aber auch diese Pflanzstätte ward durch einen furchtbaren Ausbruch zerstört. Der damals ausgestoßene Lavastrom läßt sich noch heute vom Gipfel des Epomens bis ins Meer verfolgen, wenn außer diesem Krater noch zwölf größere Auswurfpunkte sich so deutlich zeigen, wie die erloschenen Feuerberge der Auvergne, die stets ein würdiges Studium der Geologen bleiben werden.

Schon Strabo, der alte griechische Geograph, erkannte den Vesuv als Vulkan trotz seiner Ruhe, und gab eine Abbildung von ihm, in der wir seine Spitze mit der der Somma noch vereint sehen. Der mächtige Krater erscheint nur als flache mit Baumwuchs bedeckte Vertiefung, und seine Abhänge bebaut. An seinem Fuße lagen Pompeji und Herkulanum.

Das erste Zeichen seines Wiedererwachens war das Erdbeben v. J. 63 n. Chr., welches den benachbarten Städten nicht geringen Schaden zufügte. Von dieser Zeit bis zum Jahr 79 füllte unter leichten Erdstößen sich der Krater zum Rand, bis im August jenes Jahrs der schreckliche Ausbruch erfolgte, der die obengenannten Städte unter seiner Asche begrub. Bis zum Jahr 1036 fanden sieben Ausbrüche statt, und bei der Beschreibung des letzteren erwähnt der alte de la Torre zuerst eines Lavastroms. Nun ruhete der Berg wieder 168 Jahre, aber nicht, ohne daß in seinem Gebiet sich zwei kleinere Krater öffneten und die benachbarte Solfatara 1198 Feuer auswarf. 1302 entströmte einem der Krater auf Ischia ein starker Lavafluß, der sich in's Meer ergoß und heute noch starr und todtöde daliegt, als sei sein Gluthstrom erst gestern erstarrt.

Von 1306, wo wieder ein Ausbruch statthatte, bis 1631 finden wir nur eine geringe Eruption des Vesuv verzeichnet, bemerken aber, daß in dieser Zeit der Aetna eine ungewöhnliche Thätigkeit entfaltet. In dieser Pause ward jedoch in den phlegräischen Feldern der Monte nuovo gebildet in der Nähe des Monte barbaro, der der Gaurus inanis Juvenals ist, an dessen Fuß der Averner See, die atri janua Ditis fluthet. Schon zwei Jahre verfehlten die Gasströme den Kanal zum Becher des Vesuv, und erschütterten zersprengend die Gegend um Puzzuoli, als sie am 27. und 28. September 1538 zu schrecklichen Erdbeben anschwellten. Am 29. öffnete sich nach Sonnenuntergang dicht an der kleinen Stadt Tripergoia ein weiter Schlund, der, Flammen, Bimssteine, Lavablöcke und Asche auswerfend, sich dem Städtchen mit Entsetzen erregender Schnelle näherte. Die Asche fiel in den Straßen Neapels und die Einwohner von Puzzuoli flohen eilends, alles zurücklassend. Am 3. Octbr. hörte die Eruption auf, aber um den Schlund war ein 440 Fuß hoher Berg mit rauchendem Krater aufgeworfen, wie er noch heute besteht. Tripergoia war verschwunden! —

Digitized by Google

Fast noch ein Jahrhundert nach der Bildung des Monte nuovo schwieg der Vesuv in trügerischer Ruhe. Der Krater war 1611 wohl tausend Schritt tief mit Buschwerk bewachsen, in dem gern das Wild seinen Stand nahm, vorzüglich liebten die Wildschweine drei warme Quellen, die dort sprudelten, zur Suhl. In seinem Innern, unter der grünen Decke stieg jedoch der Lava Gluthhölle höher und höher, bis die Wände des Felsenbechers ihr Gewicht nicht mehr zu tragen vermochten. Am 16. Decbr. vor Tagesanbruch borst der Berg mit entsetzlichem Krachen und an sieben Stellen quoll die Lava hervor, indeß der Gipfel eine ungeheure Feuersäule emportrieb und mächtige Felsblöcke gen Himmel schleuderte. Dichte schwarze Wolken umflutheten die Feuergarbe, die die doppelte Höhe des Berges zu erreichen schien, aus welchen fortwährend Blitze zuckten. Stürme tobten von jeder Seite gegen den von schmetternden Donnern umbrüllten Flammenstrom, der den von Orkanflügeln ihm zugetriebenen Sauerstoff verschlang, ohne dadurch, auch nur auf Augenblicke, in seiner geraden Richtung gebeugt zu werden. Der Berg krachte und bebte in seinen Grundvesten, das Meer wogte, ungestüm am Ufer brandend, die Luft stickte von Schwefeldampf, und lautlose Gebete im bangen Herzen, auf bleichen Lippen lag die Menschenmenge vor den Altären. Bald verschwand die glänzende Feuergarbe in der schwarzen Aschenmenge, die der Krater jetzt auswarf, indeß das furchtbare Getöse der Luft und des Berges fortdauerte; umsonst ging die in jedem Unglück tröstende Sonne dieser geängsteten Gegend auf, ihr Strahl vermag die verfinsternden Aschenregen nicht zu durchdringen, und um die Verzweifelnden bleibt es schreckliche Nacht, indeß lautlos, athemraubend, erdrückend der schwarze Staub herabsinkt. Die Erde zuckt und dröhnt, das bergende Dach wankt und kracht von der Last, die heiß es drückt; der Gotteslängner verzweifelt, die Selbstsucht versinkt und der fromme Glaube hebt den Blick durch Nacht und Graus zu Dem, der über allen Sternen in ewiger Klarheit keines seiner Geschöpfe vergißt.

Nach längerer oder kürzerer Dauer, 3—10 Tage, wird der Aschenregen weißgrau, das Toben hört allmählig auf und Regen stürzt in mächtigen Strömen herab. Bald lacht die Sonne wieder ob dem verheerten Gefilde, und neugierig erhebt sich der Blick zu dem Stifter all dieses Unheils — doch kaum erkennt man den alten Nachbar wieder! Seine Felsenspitze ist zerschmettert, eingestürzt und hinausgeschleudert auf meilenweit ins Land, so, daß die ganze Form verändert erscheint. Der Krater ist entleert; brausend erheben sich aus seiner Tiefe Gasströme und in seinem Grunde wogt noch glühende zähe Lava. Einzelne kleine Kegel scheinen das erschütternde Phänomen im Kleinen wiederholen zu wollen; Neugierige strömen von allen Seiten herbei und ihr verschwendetes Geld gibt einen, wenn auch winzigen Ersatz für das, was das Feuer des Berges verzehrte. Rüstig wird in der fruchtbaren Asche wieder die Rebe gepflegt, der Oelbaum gepflanzt und wenn nach einem Jahr der Fremde, am Berghang klimmend, mit eisigem Erstarren unter sich den Fels dröhnen fühlt, und eine Flamme mit dumpfem Donner seinem Krater entsteigt, so tröstet ihn mit leichtem Spott der am Wege arbeitende Winzer: **questo e il monte** — es ist nur der Berg! —

Wir folgen noch dem zernichtenden Strom der Lava. — Ist der Krater des Bergs bis zum Gipfel mit dieser geschwolzenen Steinmasse erfüllt: so versperrt sie begreiflich den Luftarten, die durch ihn entweichen sollten, den Weg. Ihre Spannung erschüttert den Felsbau der ganzen Gegend umsonst, bis durch den ungeheuren Druck und die Erschütterung der Berg sich spaltet und der Gluthstrom an der tiefsten Stelle hervorspringt. Nie ertrugen es die Wandungen eines bekannten Vulkans, daß der Lava aus dem Rand des Kraters überfloß; stets ward sein Kegel mit einem Krachen, das jeder Beschreibung spottet, zersprengt. Ist jetzt ein Theil der verstopfenden Lava entleert: so gewinnen die auf's höchste gespannten Gase Kraft, alles vor sich her auszuwerfen, um sich Bahn zu machen. Die Lava fließt, ein glühender Strom, thalab und erkaltet im Fluß an den Seiten so, daß sie nicht wie eine dünne Flüssigkeit: sondern wie eine steile Wand langsamer oder schneller, je nach der Neigung und Beschaffenheit des Bodens sich fortbewegt. Der stets nachdrückende Strom zersprengt fortwährend die Rinde, die sich erkaltend bildete, und wie ein Fluß sein Eis, so treibt sie mit eintönigem Geklapper ihre glühenden Scherben vorwärts. Was das kriechende Ungeheuer erreicht, ist vernichtet! Der grünende Baum, und wäre er noch so stark, dorrt, ehe sie ihn berührt, nur eine Minute flammt er hell auf und ist verschwunden. Das Gehöft, die Stadt, die er in seinem Wege findet, ist rettungslos verloren, der zähe Strom übergießt sie. Als die Lava des Aetna 1669 schon vierzehn Städte und Dörfer zerstört hatte, langte sie vor den Wällen Catanea's an, die errichtet waren, um diese schon oft verheerte Stadt gegen den glühenden Erbfeind zu schirmen. Der Gluthstrom aber stieg über die Brustwehr und stürzte als feurige Kaskade in die Straßen, die vor seinem Hauch versanken. Ein Kloster, massiv gebaut, mit einer Umfangsmauer aus dicken Quadern ward von ihr umfluthet und umhüllt. Aus dem Lavafels, in welches es jetzt versenkt erscheint, ragen die öden Mauern der Kirche mit ihrem Thurm! — Noch nach Jahrhunderten starrt der erkaltete Gluthstrom ohne Pflanzendecke, denn was man vom schnellen Verwittern einiger Lavagüsse gesagt hat, beruht nach L. v. Buchs eigenen Untersuchungen auf einer Verwechslung von Lava mit Vulkanasche. Nach Jahrzehnten ist sie noch im Innern ihrer Spalten glühend, und für immer ist dem Menschengeschlecht der Boden verloren, den ihr schwarzer Guß deckt. Aber auf ihm bauen die Kinder der vertriebenen und getödteten Eltern sich mit südlichem Leichtsinn das Haus, und beten in der Kirche, deren Grund die Lava, zu Nicolosi, ausgoß und deren Mauern man auf die alten aufsetzte, für seine Erhaltung. Es

Digitized by Google

wird ja nicht so bald wieder so gar arg werden, meinen sie; so stumpft die Gewohnheit der Idee die Empfänglichkeit dafür ab! —

Die vulkanische Asche, die als feiner Staub vom Wind sehr weit getrieben wird — z. B. von Island zu den Hebriden — wird, näher dem auswerfenden Berg, zu feinerem und gröberem Sand, am Kegel aber zu Rapilli oder Lapilli runde Steinchen von Erbsen- bis Haselnußgröße, die eigentlich nur durch das Emporschleudern gekörnte Lava sind. Mit den ungeheuren Regengüssen gemischt, die jederzeit die Scene eines Ausbruchs schließen, bilden sie die Lava d'acque oder Wasserlava, die von den Umwohnern der italiänischen Vulkane gleichfalls sehr gefürchtet ist.

Die heftige Erschütterung eines Ausbruches öffnet jederzeit Spalten, die, bis sie sich wieder zuziehen oder von oben fest ausfüllen, Gase, meist gekohltes und geschwefeltes Wasserstoffgas ausströmen. Diese Luftarten bleiben, weil sie schwerer, wie die athmosphärische Luft sind, in der Nähe des Bodens; sind aber beinahe augenblicklich sowohl für Thier- als Pflanzenleben erstickend. Diese Mofetten sind an einigen Punkten jederzeit nach einem Ausbruch zu finden; viele aber versenden ihren Gifthauch von ganz unverdächtiger Stelle. Der arme Winzer dankt Gott, der den Lavastrom von seinem Weinberg ablenkte — aber nach zwei Tagen hängen alle Reben verdorrt am Pfahl: es hat sich in der Vigne eine Mofette geöffnet. Ruhig treibt der Landmann seinen beladenen Esel — plötzlich stürzt das Thier todt zusammen: es schritt über eine Mofette. Es mußten schon Chausseen der Mofetten halber verlegt werden! —

Alles hier Gesagte ist dem Vesuv wie dem Aetna gleich eigen, und wird, bei gleich genauer Beobachtung, jedem Vulkan sich anpassen.

Der Aetna Siziliens wird in seiner Umgebung der Ghibello oder vorzugsweis il monte genannt. Seine Höhe übertrifft die des Vesuvs um's Dreifache, und alle seine Erscheinungen nehmen deshalb einen größeren Maßstab an.

Schon Diodor erwähnt eines Ausbruches, der die Sicaner vor dem trojanischen Krieg aus seiner Nähe vertrieb. Thucydides und Pindar sprechen von seinen verheerenden Katastrophen.

Sein Abhang wird in die fruchtbare, waldige und öde Region abgetheilt, in welcher letzterer gewöhnlich seine zerstörende Kraft austobt, und welche mit kleineren Eruptionskegeln, Lavafeldern u. s. w. erfüllt ist. Oft aber schon sandte er seine Gluthströme in bewohnte Gegenden herab, ja bis in's Meer, in welches 1669 ein tausend Fuß breiter und vierzig Fuß hoher Lavastrom sich ergoß, nachdem er einen Weg von sieben Stunden verheerend durchkrochen hatte. Eine fernere Eigenheit des Aetna ist die Neigung seiner Laven, große blasigte Höhlen zu bilden, die wohl Luftarten, die unter dem zähen Strom sich entwickeln, ausdehnen. Eine der größten bekannten ist die Fossa di Polomba mit 625 Fuß weiter Mündung und noch unerforschter Länge.

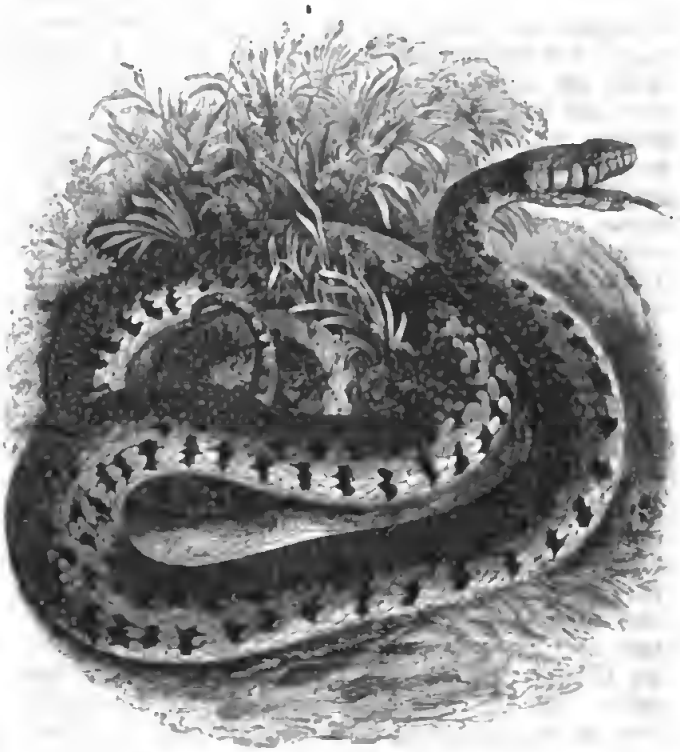
Zahllose Beschreibungen von Besteigungen des Aetna und Vesuv liefern in's Einzelne gehende Schilderungen ihrer Kegel, Krater, Aussichten u. s. w., welche uns deshalb hier billig erlassen werden. Wir begnügen uns, unsern Lesern die Hauptzüge dieser großartigsten der Erderscheinungen angedeutet zu haben.

Dr. Schmidt.

Einheimische Schlangen.

(Tafel 24.)

Unter den wenigen Gattungen der bei uns einheimischen Schlangen sind es besonders zwei, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen; die eine wegen ihres häufigen Vorkommens und ihrer Nützlichkeit, die andere wegen ihres gefährlichen Bisses. Jenes ist die gemeine Natter — Coluber natrix, dieses die Kreuzotter — Pelias chersea. Sie gehören verschiedenen Geschlechtern an, und stehen in der fünften Zunft der Schlangen, die Otter in der ersten, die Natter in der dritten Sippe derselben.



Die Ringelnatter, welche der voranstehende Holzschnitt darstellt, wird 2 — 4 Fuß lang; ihre Farbe ist blaugrau, grünlich- oder bräunlichgrau mit hie und da eingestreuten dunklen Flecken am Grunde der Schuppen, die aber häufig auch ganz fehlen; die dunkelgraue Unterseite hat gelblichweiße und schwarze Flecken. Am Bauche befinden sich 170 Schienen, am Schwanze deren 60, die zweitheilig sind; der übrige Körper ist mit kleinen kielförmigen Schuppen bedeckt. Auf dem Kopfe liegen 9 Tafeln, und ist derselbe durch eine blaßocker-

gelbe Binde an seinem Hintertheile besonders ausgezeichnet, welche um die Mitte des Hinterkopfes herzförmig gegen einander läuft. Diese Zeichnung, so wie die 9 Kopftafeln, unterscheiden sie, abgesehen von den weiteren Abweichungen, hinlänglich von der Kreuzotter, namentlich fällt die gelbe Binde schon von weitem in die Augen. Das Thier hat einen Knoblauchgeruch, der sich noch lange an der Hand, welche sie gehalten, wahrnehmen läßt. Der Aufenthalt dieser Natter sind besonders die steinigen und gebüschreichen Ufer unserer Flüsse und Bäche, in deren Löcher sie sich verkriecht und gerne im Wasser badet; man findet sie deßhalb auch häufig in Wäldern an Wassergräben oder feuchten Orten, seltener unter Hecken und Zäunen sonniger Orte. Sie nährt sich von Würmern, Wassermolchen, Fröschen, Kröten und Mäusen. Im Winter geht die Ringelnatter der Wärme nach und verkriecht sich daher nicht blos in Erdlöcher, sondern kommt auch häufig in die Häuser, wo sie manchmal in ein Bett geräth, vorzüglich aber nur die Ställe und Misthaufen aufsucht. In diesen ihren Schlupfwinkeln setzt sie auch gegen Ende des Sommers ihre Eier ab; sie sind zusammenhängend, weiß, von häutiger Schale umgeben, 20 — 30 an der Zahl, und anfänglich von der Größe eines Drosseleies; nach und nach schwellen sie aber an und vergrößern sich beinahe um das Doppelte. Nach 3 Wochen kommen daraus die sehr kleinen Jungen, welche überaus langsam wachsen und erst nach 3 Jahren die Hälfte ihres Wachsthums erreicht haben. Wie fast alle Reptilien häuten auch sie sich, was zu Ende des Mai oder in der ersten Hälfte des Juni geschieht; wer daher Reptilien sammeln will, muß solches in letzterem Monate thun, da sie um diese Zeit am schönsten sind.

Die Ringelnatter ist, wie fast alle einheimischen Thiere dieser Klasse, ein durchaus unschädliches und sanftes Thier, welches durch Vertilgung vieler Mäuse Nutzen stiftet. Es ist daher thöricht und verwerflich, sie zu tödten. Ueberhaupt werden alle Reptilien von unwissenden Menschen verfolgt, und wir haben uns deßhalb vorgenommen, diese nützlichen Thiere bei jeder Gelegenheit in Schutz zu nehmen. Ihr anscheinend falsches Aussehen, ihr theils glatter und kalter Körper, ihre meist Ekel erregende Gestalt, ihr wüster Aufenthalt, vor Allem aber ihre vermeintliche Giftigkeit sind die Ursachen, welche den Haß gegen sie rechtfertigen sollen. Möchte doch einmal der öffentliche Schulunterricht in der Naturgeschichte so weit gedeihen, daß dieser thörichte Wahn verschwände; nähere Belehrung, Ueberzeugung durch Versuche würden dann bald die unzweckmäßige Vertilgungswuth des Menschen gegen viele nützliche Thiere aufheben. Ist es nicht höchst albern, Thiere zu tödten, deren Lebensweise man nicht einmal kennt? Würde es den Menschen nicht mehr ehren, wenn er sich die so angenehme Mühe gäbe, ihre Naturgeschichte kennen zu lernen, und daraus diejenige Einsicht zu ziehen, welche ihn Billigkeit gegen seine Mitgeschöpfe und seinen eigenen Vortheil lehrt? — Aber es ist schwer, sehr schwer, die bestehenden Vorurtheile zu verdrängen, selbst bei der Mehrzahl derjenigen, die sich für die Gebildeteren halten. Es ist mir schon oft vorgekommen, daß ich mit andern Personen im Freien Nattern oder andern Reptilien begegnete: „schlagt das garstige Thier todt, zertretet es," ist gewöhnlich der mit dem Ausdruck von Abscheu und Aengstlichkeit begleitete Ausruf. So sehr ich mich auch bemühte, ihnen das Wahre der Sache einleuchtend zu machen, und ihnen ihr Vorurtheil auszureden, sie hielten dennoch ihre Ansicht für die richtige, ja sie zeigen selbst gegen denjenigen eine Art von Widerwillen, der diese thörichten Vorurtheile verachten gelernt hat. Man kann sich, um durch eigene Erfahrung belehrt zu werden, ohne die geringste Gefahr von unsern einheimischen Nattern, Eidechsen, Molchen, Fröschen und Kröten beißen lassen; auch unsere Ringelnatter beißt, wenn sie nicht entfliehen kann, in den vorgehaltenen Finger, aber ohne die geringsten Folgen, selbst ohne Schmerz, denn sie hat ja keine Giftzähne und kein Gift. Jenseits des Rheins, in Frankreich, werden Schleichen und Nattern nicht nur von vielen Leuten gegessen, sondern man kann solche selbst in einer Dorfschenke vorgesetzt erhalten.

Abgesehen von all' dem läuft es auch schon den Gesetzen der Menschlichkeit zuwider, wenn der Mensch das ohnehin schwächere Geschöpf, das Thier, ohne Ursache verfolgt und tödtet. Wie schmerzlich ist es für den Menschen, von Andern Ungerechtigkeiten zu dulden, ohne sich ihrer erwehren zu können! Das Thier theilt zwar unsere Gefühle nicht in solcher Art und gleichem Maße, es fühlt aber Körperschmerzen wie der Mensch, und in seiner ungestörten, ruhigen Lebensweise fühlt es wenigstens ein Wohlbehagen, welches nicht gestört werden sollte. Der Mensch würde sogar, selbst bei wirklich schädlichen Thieren, seiner Vorkehrungen nicht bedürfen, wenn er nicht von Anfang an in die Anordnungen der Natur einzugreifen sich erkühnt, und dadurch das von ihr beobachtete Gleichgewicht gestört hätte.

Man kann die Ringelnatter auch in jedem Zimmer oder einem geräumigen Behälter, mit Erde und einem engen Drahtgitter versehen, halten, und sie mit jungen Fröschen, Schnecken, jungen Eidechsen, auch Schmetterlingen und Käfern füttern, die sie aber stets lebendig erhalten muß, da sie todte Thiere nicht anrührt. Sie ist sehr gefräßig, kann viel auf einmal verzehren, aber auch lange hungern. Sie wird so zahm, daß man sie in die Tasche stecken kann, lernt die Stimme ihres Herrn kennen und befolgen, ringele sich um seine Hand, trinkt mit ihm Milch, welche sie sehr liebt, und gewöhnt sich auch an Bier.

An Orten, wo diese Thiere leben, muß man sich nicht zum Schlafen niederlegen, weil sie gerne der Wärme nachgehen und man Beispiele hat, daß sie deßhalb schlafenden Menschen in den Mund gekrochen und selbst in den Magen gekommen sind. Findet man sie aber bei einem Kinde in der Wiege, so hat man durchaus nicht nöthig, Hexerei als die Ursache hievon zu betrachten, sondern einzig die Wärme, welche das Thier angelockt hat.

Digitized by Google

Lith. Anst. v. [illegible] in Stuttgart

1843

Digitized by Google

Feinde hat die Ringelnatter nicht blos an thörichten Menschen, sondern auch an einigen Falken, besonders dem Mäusebussard; auch der Storch verzehrt eine große Menge dieser Thiere.

Schädlich kann hingegen, zwar nicht durch ihre Lebensweise, aber durch ihr Gift, die Kreuzotter für uns werden. Sie ist übrigens nicht sehr häufig, hält sich an Orten auf, wo sie weniger mit dem Menschen in Berührung kommt, und greift diesen auch nie an, sondern flieht ihn, und beißt nur im gereizten Zustande oder wenn sie berührt wird. Ihre geringe Größe verhindert noch ferner, daß sie jeden Theil des menschlichen Körpers zwischen ihre Kinnladen bringen kann; sie kann nur einen Finger, eine Zehe, die Nase, Lippe oder das Ohr fassen, und man kann sich daher leicht vor ihrem Bisse schützen, welcher gewöhnlich solchen Leuten zugefügt wird, welche sich im Walde niederlegen und sie dabei unbewußt berühren, oder solchen, die beim Beerensuchen ihr unvermuthet begegnen, dann den Hirtenknaben, welche häufig ohne Fußbekleidung umhergehen.

Die gemeine oder Kreuzotter, auch Kupferschlange und Adder genannt, ist fast über ganz Europa verbreitet, findet sich aber nirgends in Menge; sie lebt in gebirgigen Waldgegenden, besonders in der Schweiz und dem südlichen Deutschland; in ebenen Waldungen kommt sie höchst selten vor. Ihre gewöhnlichste Größe beträgt 2—2½ Fuß, 3 Fuß lange sind selten. Ihr Schwanz ist kürzer und stumpfer als bei der Natter. Sie hat 150 ganze Bauch- und 30 getheilte Schwanzschienen, 10—12 Kinnladen- und 10 Gaumenzähne; außerdem stehen im Oberkiefer 5 Giftzähne, wovon aber der vordere der größte und eigentliche Giftzahn ist, die folgenden aber bestimmt sind, jenen, wenn er verloren geht, zu ersetzen. Diese Zähne nehmen nach hinten an Größe so ab, daß man die letzten kaum bemerkt, auch der eigentliche Giftzahn steckt in einer häutigen Scheide so verborgen und zurückgezogen, daß er nur beim Beißen selbst und bei künstlichem Heraustreiben recht sichtbar wird.

Die Dicke eines ausgewachsenen Thieres übersteigt einen Zoll nicht. Die Färbung ist sehr wechselnd, im Allgemeinen grau, in's Grünliche, Bräunliche, Bläuliche oder Rothbraune spielend. Auf diesem Grunde stehen längs des Rückens hinlaufende dunkel- oder schwarzbraune Würfel, deren Winkel einander gewöhnlich berühren und oft abgerundet sind. Sie bilden auf diese Weise eine Zickzacklinie oder Kette, zu deren Seiten einzelne Dupfen von derselben Farbe stehen. Auf dem Kopfe befinden sich zwei dunkle, längliche und halbmondförmig gebogene Flecken, welche in der Mitte ihrer Biegung einander berühren, so, daß sie ungefähr die Form eines Kreuzes bilden, woher der Name. Der Unterkörper ist blauschwarz mit hellen Seitenflecken. Die Grundfarbe ist bei den Männchen heller, reiner und lebhafter, als bei den Weibchen, an welchen sie mehr in's Braune oder Rothbraune zieht. Es gibt übrigens auch ganz schwarze, so wie völlig weiße.

Die Kreuzotter hält sich auf solchen Waldstellen auf, wo freie sonnige Plätze sich befinden, die sie oft besucht, um sich daselbst zu sonnen; sonst ruht sie versteckt unter und auf Gesträuchen. Man findet sie auch auf Bergruinen, wo ihr das umherliegende Gestein als eine Zufluchtsstätte dient. Im Winter schläft sie in Erdlöchern, oft mehrere beisammen. In der Ruhe ist sie gewöhnlich zusammengeringelt, so, daß der Kopf, der etwas breiter und flacher ist als bei der Natter, in die Mitte kommt; wird sie gestört, so richtet sie den Hals auf, zischt mit der gegabelten Zunge und beißt dann schnell zu. Ihre Nahrung besteht in andern Reptilien und Mäusen, welchen sie aber nicht nachgeht, sondern auflauert. Kommt ein Thierchen in ihre Nähe, so versetzt sie ihm einen Biß, und bleibt es todt, so verschlingt sie es, mit dem Kopfe voran, was sehr langsam geht, ebenso die Verdauung. Ihr Magen ist so stark, daß selbst die Knochen verdaut und nur die Haare ausgeworfen werden. Ein Kampf zwischen ihr und ihrer Beute findet nicht statt, und sie würde einer Maus, einer Eidechse oder eines ähnlichen Thieres kaum Meister werden. Sie kann sehr lange fasten und nimmt in der Gefangenschaft nicht gerne Nahrung an, daß sie aber gefangen nie frißt, ist unwahr. Nicht alle Thiere sterben durch ihren Biß, ich sah oft Eidechsen, die dabei keinen Schaden nahmen. Auch der abgehauene Kopf der Otter vermag noch tödtlich zu beißen. Durch Stiefel dringt der Biß nicht, wohl aber durch Handschuhleder. Wird ein Mensch gebissen, so ist es das Beste, die Wunde sogleich auszusaugen oder auszuschneiden, weil sie nicht tief ist. Ist aber ein Theil des Leibes getroffen, wo dieses Mittel nicht angewendet werden kann, so thut man am besten, die Wunde sogleich zu unterbinden, und schnell ärztlichen Beistand zu suchen, um durch Ausbrennen und ätzende Mittel die Wirkung des Giftes zu unterdrücken. Diese geht nur bei heißer Witterung so schnell vor sich, daß sie den Gebissenen schwindlich macht und niederwirft, zu andern Zeiten kann man wohl noch Hilfe suchen, durch deren Anwendung die Gefahr meist vorübergeht. Doch hat man ziemlich viele Beispiele an Menschen von der Tödtlichkeit des Bisses; Reptilien sind weniger dafür empfindlich, große Säugthiere schwellen nur an, ohne zu sterben, am leichtesten tödtet er Schafe.

Die Kreuzotter bewegt sich nicht schnell und ist leicht zu fangen, indem man ihr mit dem Fuße auf den Hals tritt und sie hinter dem Kopfe fest anfaßt. Da sie aber, ihrer Windungen wegen, so nicht lange zu halten ist, so macht man mit einem Stück Holz eine Klammer, und legt ihr diese an derselben Stelle an. Ein einziger Schlag mit einer Gerte bricht ihr den Rückgrath und vernichtet ihre ohnehin schwerfällige Bewegung.

Sie selbst ist gegen Gifte und Säuren sehr empfänglich und stirbt daran schnell; im Wasser schwimmt sie und kann darin mehrere Stunden aushalten, im Weingeist lebt sie nicht lange. Sonst ist ihr Leben sehr zähe, und die Stücke, in welche man sie zerschneidet,

Digitized by Google

verrichten noch alle Bewegungen, wie in ihrer Verbindung, und dieß eine ziemlich lange Zeit.

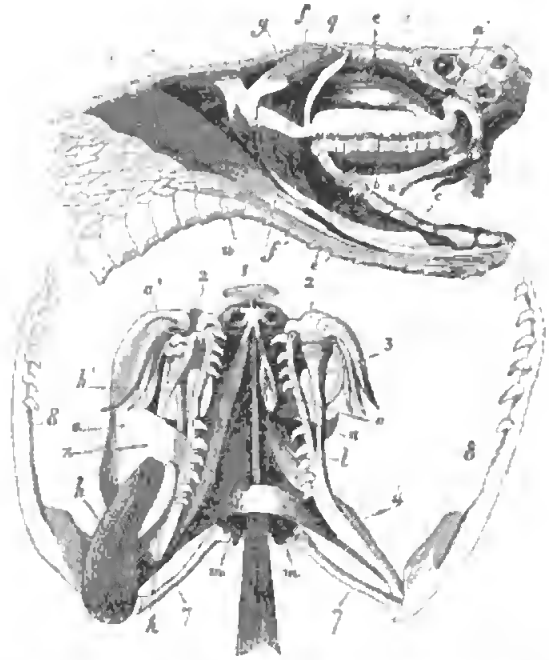
Zu Anfang des Sommers bringt die weibliche Otter 12—24 Junge zur Welt, welche jedoch ebenfalls aus Eiern, die sich aber schon im Leibe des Thieres entwickeln, kommen. Sie sind nur einige Zoll lang, nähren sich von Insekten und brauchen 6—8 Jahre zu ihrer völligen Entwickelung. Selbst eingesperrte Ottern und Nattern erreichen ein Alter von mehreren Jahren, und in der Freiheit können sie 10—12 Jahre alt werden.

Die Otter legt in einem Sommer fünfmal ihre Haut ab, zu welcher Zeit sie träge und kränklich ist.

Der größte Feind der Kreuzotter ist der so nützliche Mäusebussard, und es ist interessant, ihn in Gesellschaft einer solchen zu beobachten. Sobald er ihrer ansichtig geworden, richtet er den Körper gerade auf, breitet den Schwanz weit aus und drückt diesen an die Erde. Mehrere Flügelschläge begleiten diese Bewegung, der Kopf ist abwärts gerichtet, der Schnabel an die Brust gedrückt, das ganze Gefieder sträubt sich. Alle diese Bewegungen sind die Sache eines Augenblicks, und im nächsten bringt er durch einen plötzlichen Satz nach seiner Feindin diese so sicher zwischen seine Klauen, daß sie ihm nicht entrinnen kann, und versetzt ihr mit dem Schnabel einen eben so schnellen als kräftigen Hieb auf den Kopf, der sie betäubt. Das Thier fängt an, sich heftig zu krümmen und um sich zu beißen, und der Bussard scheint ihr mit Vergnügen zuzusehen. Wird sie zu kühn, dann werden ihr noch mehrere Schnabelhiebe auf den Kopf ertheilt; endlich reißt er sie in Stücke und verzehrt eines nach dem andern, stets das Kopfstück zuerst und ohne Schaden. Eben so gefährlich ist ihr der Schlangenadler.

Die Schlangenzähne sind bekanntlich nicht zum Kauen tauglich, sondern nur zum Ergreifen und Festhalten. Die Giftzähne stecken, wie schon gesagt, in einer Scheide und sind nach hinten angelegt. Sobald der Rachen sich öffnet, spannen sich die betreffenden Muskeln an und richten die Zähne senkrecht. Nehmen wir zu dieser Erklärung obenstehende Figur 1, welche den entblößten Kopf einer Giftschlange darstellt.

Wir sehen hier die scharfen hohlen Giftzähne, deren Höhlung mit dem Entleerungskanal der Giftdrüse in Verbindung steht. a zeigt diese Giftdrüse und a' ihren Entleerungskanal. b Speicheldrüsen des Oberkiefers. c Speicheldrüsen des Unterkiefers. Aus diesen Drüsen sondert sich der zahlreiche Schleim ab, der dazu dient, einen sehr großen Bissen schlüpfrig zu machen, damit er leichter durch die Speiseröhre gleite, weil die Schlangen gezwungen sind, ihre Beute ganz hinabzuwürgen. Die Giftblase ist in mehrere Fächer getheilt und enthält das gelblich durchsichtige Gift, wovon bei jedem Bisse ein Tropfen in die Wunde dringt. e ist der vordere Schläfenmuskel. e' der in die Kinnlade sich verlaufende Theil desselben. f und f' der hintere Schläfenmuskel. i der mittlere. g und r ist der zweibauchige Muskel, q das Band des Kinnladengelenks,



t der Kinnladengelenkmuskel, u der Kinnladenknochen. Hat nun der Giftzahn irgendwo eingebissen, so werden die obengenannten, um die Giftblase a herumliegenden Muskeln gereizt und drücken mit vereinigter Kraft, welche sich besonders im vorderen Schläfenmuskel e konzentrirt, auf die Giftdrüse, wodurch diese zusammengepreßt und genöthigt wird, sich zu entleeren. Das Gift tritt natürlicherweise durch den Kanal a' in den Giftzahn und durch die untere Rinne desselben, welche bei der unteren Figur in der Richtung h' deutlich sichtbar ist, in die Wunde. Je nach der Jahreszeit, dem Zustande der Temperatur und des Gebissenen, so wie nach den zufälligen Umständen, welche während des Beißens selbst stattfinden, können die Folgen mehr oder minder gefährlich sein. So kann z. B. die Schlange den vordern Giftzahn eben erst verloren und der folgende noch nicht so stark entwickelt sein, um tief genug eindringen zu können; oder die Schlange kann kurz zuvor gebissen und dadurch ihr Gift verbraucht haben. Schmerzlich soll, gemeinschaftlichen Berichten zu Folge, der Schlangenbiß nicht sein.

Die Zahlen und Zeichen der zweiten untern Figur bedeuten:

a Die Giftblase. a' Der Entleerungskanal. h Der äußere und h' der innere Keilbeinmuskel. l Keilbeinfortsatz. m Hinterhauptsgelenke. n Theil des Gaumenbeins. o Fortsatz des Pflugscharbeins. 1 Der Zwischenkieferknochen. 2 Die Kinnladen. 3 Aeußerer, 4 innerer Keilbeinflügel. 7 Verbindungsbeine. 8 Die Unterkinnladen.

Die auf unserer Tafel abgebildete Kreuzotter ist ein Exemplar der weißen Spielart, welche sehr selten, noch seltener als die schwarze ist. Die Grundfarbe ist völlig weiß und die stark ausgeprägte dunkle Zeichnung nimmt sich darauf sehr schön aus.

Digitized by Google

Zur vollständigen Erklärung der Kupfertafel haben wir noch in Beziehung auf die daselbst angebrachte Pflanze Einiges beizufügen. Diese ist ein Zweig der sogenannten Doppelblume — Atragene alpina, eines Schlingstrauchs, welcher in die Nähe der Waldreben gehört und an Orten wächst, wo die Kreuzotter nicht selten lebt, nämlich in den Alpenwäldern der Schweiz, Oesterreichs und in Sibirien. Sie heißt auch gemeine Doppelblume und Alpen-Atragene, ist ein 4 — 8 Zoll hoher Strauch, welcher sich um andere Pflanzen windet, und daher auch in botanischen Gärten und Lustgehölzen zu diesem Zwecke gezogen wird. Das Geschlecht, zu welchem sie gehört, zählt ein halbes Dutzend Gattungen, und ist ausgezeichnet durch eine doppelte, kelchartige Krone, deren äußere Blätter vierzählig und größer als die inneren sind. Die Staubfäden sind mit dem Blumenboden verwachsen. Die Pflanze blüht im Juni und Juli. Die übrigen fünf Gattungen wachsen außerhalb Deutschland und Europa, und sind bei uns wenig bekannte Topfgewächse. Berge.

Die Götterlehre der Griechen und Römer.

(Siehe Seite 92.)

Die Alten nahmen einen allgemeinen, durch die ganze Körperwelt sich ergießenden göttlichen Geist an, der sich allen Wesen mittheilt, jedem Dinge die Kraft des Bestehens verleiht, dem Menschen Leben, Gefühl, Seele einhaucht. Dieses Theilchen des göttlichen Ursloffs, das in höherm oder geringerm Maaße in dem Individuum lebendig wird, ist sein Genius. Er ist nicht der Mensch selber, aber seine Persönlichkeit ist an das Leben jedes einzelnen Menschen gebunden. Wenn der Mensch geboren wird, so geht der Genius in ihn über, um das neue Gebilde zu formen und zu beleben. Von diesem Augenblicke an ist er von dem Menschen unzertrennlich, geleitet ihn durch alle Pfade und Irrgänge des Lebens, bis daß er stirbt, wo der Genius sich dann wieder in die großen Strömungen des allverbreiteten Naturgeistes, aus welchem er geflossen war, auf's Neue verliert. Ein alter Dichter nennt ihn daher

den Gott der menschlichen Natur,
der mit uns geboren wird und stirbt. —

Diese wahre Verwandtschaft, diese innigste Verbindung zwischen dem Menschen und seinem Genius, machte Alles, was man dem Genius Angenehmes erzeigte, auch zugleich zu einer Wohlthat für den Menschen und umgekehrt, kam das Gute, was man sich anthat, auch dem Genius zu gute. Wenn man z. B. von der Strenge gegen sich selber und von der gewohnten Geschäftigkeit nachließ, und einige Stunden oder Tage lebte, blos um zu leben und sich des Daseins zu freuen, so hieß das: seinem Genius gütlich thun. Man betrog hingegen den Genius gleichsam um sein Antheil an Lebensfreude, wenn man jeden Genuß, jede Erholung sich versagte.

Am Geburtstage und auch wohl noch öfter im Jahre opfert man seinem Genius. Er stand in der Gestalt eines schönen, mit Rosen bekränzten Jünglings auf einem Altar von Rosen, der mit Blumen bestreut war. Man goß Wein vor ihm aus und zündete Weihrauch an. Aelter noch war die Sitte, ihm Kuchen darzubringen und Mehl und Salz in die vor ihm angezündete Flamme zu werfen. Nach dem Opfer wurden die Freunde gastfrei bewirthet und dies wurde als eine Fortsetzung des Cultus betrachtet; denn durch frohen Lebensgenuß ehrte man den Genius des Lebens am würdigsten.

Die Schutzgeister der Frauen hatten den besonderen Namen Juno; sie waren jedoch nur Genien, wie die der Männer und hatten mit der Himmelskönigin nichts als den Namen gemein. Man bildete sie als Jungfrauen ab, die mit einem Purpurmantel bekleidet waren.

Die griechische und römische Göttlerlehre war in kein eigentliches System gebracht und gestattete die größte Freiheit dem Glauben. Fast über jeden Punkt konnte man so oder so denken. So stand es denn auch in eines jeden Willkühr, um Einen Genius zu glauben oder zwei — einen guten und einen bösen. Diesem schrieb man alle widrigen, jenem alle glücklichen Ereignisse zu. Am allgemeinsten war es jedoch, nur einen Genius anzunehmen, der dann dem Menschen, nach Beschaffenheit seines Betragens, bald hold, bald abgeneigt war. Daher findet man bei den Alten häufig die Redensart: einen erzürnten Genius haben und deßhalb sprechen sie auch oft davon: daß sie ihren Genius versöhnen müßten. Um jemand hoch zu ehren, schwur man bey seinem Genius. Die Knechte der Römer schwuren z. B. bei dem Genius ihres Herrn; die Mägde bey der Juno ihrer Frau; alle Römer schwuren bei dem Genius des Augusts und seiner Nachfolger.

Außer dem Genius des Lebens kannte man auch einen Genius des Todes. Er wurde als schöner Jüngling dargestellt, der die Fackel umkehrt, und nicht ohne Mitleid im Blicke verlöschen läßt. Er hieß im Alterthum ein Bruder des Schlafs, der ebenfalls als ein jugendlicher Genius abgebildet wurde.

Allen Völkern leuchtete die Aehnlichkeit zwischen einem Schlafenden und einem Todten in die Augen. Da aber Schlaf und Tod demnach nicht eines sind, so machte man sie zu Brüdern. Die Mutter Beider war die Nacht, die den Schlafenden wie den Todten in stille Dunkelheit hüllt. Dies Bild ist eines der schönsten, das die fruchtbare Einbildungskraft der Alten ersann, allein hiebei konnte sie nicht stehen bleiben. Wir sahen schon öfter, wie reich ihre Quellen strömen und wie sie bemüht ist, in ihren Erfindungen vollständig zu seyn.

So war denn auch jener Jüngling mit der gesenkten Fackel der Genius des Todes, nur das Bild der Ruhe, die auf das Streben folgt und die im Grabe herrscht. Darum sehen wir ihn auch vorzüglich auf Grabmälern. Der Tod selbst war und blieb ein König der Schrecken, der kein Erbarmen kennt. Er wurde als strenges Naturgesetz gedacht, als eiserne Nothwendigkeit und hieß Moros, Fatum, das Schicksal, die Nothwendigkeit zu sterben. Seine Dienerinnen waren die unerbittlichen Mören oder Parzen, die den Lebens-

Digitized by Google

faden abschnitten, oder die grausamen Keren, die auf dem Schlachtfelde mordeten. Diese Letztern zogen in schwarzen, blutbespritzten Gewändern, blutdürstig und raubgierig mit den Kriegern in die Schlacht, und stürzten dann wüthend über die Gefallenen her, um sie vollends zu tödten.

Der Thanatos der Griechen, oder der eigentliche Tod, war gewiß ein überaus schreckbares Wesen, welches sie so sehr haßten und verabscheuten, daß sie nicht einmal seinen Namen nannten und noch weniger diese schaudervolle Gestalt, die jede schöne Form verschmähte und jede schöne Empfindung ausschloß, abbilden mochten. Deßhalb setzten sie den Genius mit der umgekehrten Fackel, den Bruder des Schlafs, an seine Stelle. Sie deuteten durch ihn ewigen Schlaf — ewige Ruhe an.

Doch können ein ewiger Schlaf, eine ewige Ruhe keinen Trost gewähren, wenn jenseits des Grabes nichts mehr übrig ist. Auch das, was dem Tode entgeht, mußte in einem Bilde sinnlich dargestellt werden. Dieses Bild wurde mit dem griechischen Worte Psyche bezeichnet, welches die doppelte Bedeutung hatte: Schmetterling und Seele. Gibt es nun wohl in der Natur ein Bild, welches geeigneter wäre, die Fortdauer der Seele nach der Trennung vom Leibe auszudrücken, als der entpuppte Schmetterling, der geflügelt, mit feineren Sinnen als der Wurm — der er gewesen — begabt, in dem reinern Elemente leicht dahin schwebt? Die Kunst setzte dies Bild neben dem Genius des Todes auf die Grabesmonumente. Die Fackel des Lebens ist verlöscht; der Schmetterling fliegt — um anzudeuten, daß die Seele noch lebt — frei ist — sich in höhere Regionen schwingt.

Allein der Schmetterling genügte den noch schönere Formen suchenden Künstlern nicht. Psyche mußte personificirt werden. Sie erschien bald in lieblicher Mädchengestalt auf den Grabmälern, als das Mährchen von der Liebe des himmlischen Amors zur Psyche entstanden war.

Psyche war die Tochter eines Königs und die schönste unter ihren Schwestern. Diese Schönheit ward ihr nachtheilig, denn sie reizte Venus selber zum Neide. Die Erde durfte diese Zierde nicht länger behalten. Ein dunkler Orakelspruch war die Ursache, daß man das herrliche Geschöpf auf den Gipfel eines Berges brachte und dort einem unbekannten Ungeheuer aussetzte, das ihr Gatte werden wollte. Niemand ahnte, daß Amor selbst — eben so fürchterlich als liebenswürdig — sich hinter diesem Orakelspruche verbarg. Man führte die scheidende unter Thränen zur Hochzeit, gleich wie zu einem Todtenfeste; Psyche nahm von ihren Eltern und Geschwistern Abschied, als ging es zum Sterben. Allein kaum haben sie die Ihrigen verlassen, als ein sanfter Zephyr, Amors Abgesandter, sich ihr nähert, sie aufhebt und die Staunende in ein reizendes Thal trägt. In dieser ganzen Mythe sehen wir wieder eine holde Einkleidung des Sterbens und des Lebens nach dem Tode. Wie bange und schmerzvoll ist nicht die Trennung der Seele vom Leibe nnd von den Freuden dieser Welt — aber wie leicht und wohl wird ihr, wenn der bittere Moment einmal überstanden ist! —

Psyche ist glücklich in ihrem neuen Aufenthalte. Ueberall Blumen, mildes Licht, sanfte Harmonien; selige Genüsse! Mit dem Dunkel der Nacht nahet sich Amor ihr; er will nicht von ihr gekannt sein. Sie aber wird von Neugier getrieben, und als er entschlafen war, schleicht sie mit der Lampe zu seinem Lager — ein Tropfen siedenden Oels fällt auf ihn — und er erwacht. Augenblicks verläßt er sie; vergebens ist all' ihr Bemühen ihn wiederzufinden. Sie hat jetzt nur die bittersten und härtesten Prüfungen zu bestehen. Als Sclavin der Venus muß sie Wasser aus dem Höllenflusse holen, muß selbst zu Proserpina hinab und wird endlich von Amor befreit, der ihre Neugier ihr verziehen hat und ihr Gatte wird. So finden wir denn in dieser ganzen Sage die sprechendsten Bilder des Todes und des Lebens, voll abwechselnden Reizes. Nicht sowohl die bloßen Künstler des Alterthums, sondern auch der große Raphael und in neuester Zeit der Bildhauer Canova haben die Begebenheiten der Psyche gemalt oder in Marmor gebildet.

Durch solche Bilder waren die Griechen und Römer bemüht, den Tod, das Sterben in einer Form sehen zu lassen, die nichts von der abschreckenden Vorstellung hat, die spätere Völker sich davon machten. Sie schmückten auf diese anmuthige Weise ihre Gräber. Hieher gehören auch alle jene Geschichten von Göttern, welche die Sterblichen zu sich erhoben, das heißt, der Erde schnell entrückten, wie z. B. Luna den Endymion, Aurora den Cephalus, von denen wir zu einer andern Zeit sprechen werden. Eben so entführt Jupiters Adler den Ganymed zum Himmel, und Herkules entsteigt der Flamme des Scheiterhaufens als ein Gott. Aber auch außer diesen Allegorien gab es viele Legenden, um das Eingehen in ein besseres Leben durch die Pforte des Todes als etwas Herrliches und Wünschenswerthes zu bezeichnen. Ich will hier nur eine anführen.

Cydippe war Priesterin der Juno. Als einst bei einem Feste der Göttin der feierliche Zug schon begann, und das Gespann ihres Wagens noch immer nicht ankam, zogen ihre beiden Söhne, Cleobis und Biton, ihre Mutter unter dem lauten Zujauchzen des Volkes eine Strecke von 45 Stadien weit, welches so viel wie fast zwei deutsche Meilen beträgt. So erreichte die Mutter gleichsam im Triumphe den Tempel. Entzückt über diesen Beweis kindlicher Liebe und Ehrfurcht, flehte sie zu der Göttin, sie möchte ihren Söhnen das größte Glück bescheren. Ihr Gebet ward erhört. Noch während sie im Tempel waren, überfiel die Jünglinge ein sanfter Schlaf, der sie schmerzlos vom Leben zum Tode führte. Hiedurch wurde versinnlicht, daß die Götter den Sterblichen kein größeres Glück gewähren können, als ein frühes und leichtes Hinüberschlummern in jene Welt.

Und haben sich denn diese schönen Symbole nicht bis auf unsere Zeit erhalten? Ist das Bild der Erweckung aus dem Schlafe nicht auch christlich? Oder wäre der Glaube an die Auferstehung des Leibes wohl etwas Anderes?

Digitized by Google

Wir haben da so viel vom Schlafe gesprochen, daß es ganz natürlich ist, seiner Erzeugerin, der Nacht, uns nunmehr zuzuwenden.

Die Nacht war den Griechen die älteste, ehrwürdigste Gottheit, ein durchaus hehres, heiliges Wesen. Bei Homer heißt sie die Bezwingerin der Götter und Menschen, und selbst Jupiter wagt es nicht, sie zu betrüben. Sie wird auf einem Wagen sitzend gedacht, in einen großen, schwarzen mit Sternen besäeten Schleier gehüllt, der weit hinaus in den unendlichen Raum des Himmels flattert, dabei stets in hehrer, jungfräulicher Schönheit und Jugendkraft, als die nie alternde Erzeugerin, als die Mutter der Götter und Menschen, für welche sie von Vielen gehalten wurde.

Die Nacht wurde allgemein für die Mutter alles Dunkeln und Geheimnißvollen angesehen; Alles, was die schwarze Farbe der Trauer an sich trägt und die Menschen mit Furcht und Schrecken erfüllt, war eine Ausgeburt der Nacht. Sie gebar das Schicksal, die Parzen, die Nemesis, den Tod, den Betrug, die Klage, den Kummer, das Alter, den Hunger, die Furcht, die Arbeit u. s. w. Nur eines ihrer Kinder hatte nichts Furchterweckendes, nichts Schreckliches an sich, und dies war eben der Schlaf. Er ward als ein gutes, freundliches, wohlthätiges Wesen für alle Menschen betrachtet. Auch hatte er eine gar liebliche Gattin. Es war die jüngste und sanfteste der Grazien, Pasithea; ihre Kinder sind die verschiedenartigen Träume. Die bedeutendsten derselben sind: Morpheus, der in bekannten Gestalten und Kleidungen erscheint und jeden Gang, jede Bewegung, jede Rede nachahmen kann; dann Ikelos, der bald wilde Thiere, Vögel u. dergl. vorstellt; endlich Phantasus, der in alles sich verwandelt, was die Seele entbehrt, wie: Land, Gestein, Holz, Wasser u. s. w.

Nach einigen Dichtern hauset der Schlaf auf der weinreichen Insel Lemnos; nach andern in dem nördlichen Cimmerien.

Eine andere Geburt der Nacht ist

Moros, das Fatum,

eigentlich der mit Weisheit entworfene Plan der ganzen Weltregierung, der stets in heiliges und furchtbares Dunkel gehüllt, weit über den Gesichtskreis der Sterblichen hinausliegt. Das Fatum umfaßt Alles und verbindet Alles zu einem großen Ganzen; aber Alles muß sich deßhalb auch demselben beugen, selbst die Götter, selbst Jupiter. Niemand vermag es, seiner Macht zu widerstreben.

Es mag vielleicht auffallen, und mit dem, was früher gesagt wurde, im Widerspruch zu stehen scheinen: daß Jupiter, die höchste, waltende Gottheit, doch dem Fatum sich unterordnen müsse, allein bei genauer Untersuchung wird man dies keineswegs dem Begriffe Jupiters unwürdig finden.

Das Fatum begreift eigentlich die ewigen Rathschlüsse der Gottheit selber, und die Urgesetze, nach denen sie die Welt regiert, in sich. Diese sind mit unendlicher Weisheit, Güte und Gerechtigkeit und darum auch unabänderlich festgesetzt. Von ihnen abweichen, hieße von Weisheit, Güte und Gerechtigkeit abweichen. Da dies nun der Natur der Gottheit nicht möglich ist, so ward gesagt: sie stehe unter dem Fatum. Aber damit befolgt sie blos den von ihr selbst entworfenen Plan; sie hat die unendliche Kette der Wesen an ihrem Throne befestigt, und wacht darüber, daß die in einander geschlungenen Ringe nicht reißen, und daß jedes Glied der Reihe nach zu stehen komme, wo es in der Ordnung der Dinge stehen soll. Aus dieser Ansicht entspringt nun wieder, daß der dem Fatum früher als untergeordnet geschilderte Jupiter — Möragetes als solcher genannt — zugleich auch Herr und Lenker des Schicksals ist.

Dieser große Weltregierungsplan, der auf das allgemeine Wohl des Ganzen berechnet ist, mußte von allen Geschöpfen als Norm und Regel verehrt werden. Der Thor allein unterwarf sich ihm nur ungern, murrend und mit ohnmächtigem Widerstreben; der Weise und Gute hingegen willig, wie aus eigener, freier Bewegung und aus innerer Zusammenstimmung mit der Natur, dem großen Gesetze der Nothwendigkeit gehorchend. Wer weise und gut hegte die unumstößliche Ueberzeugung, daß dies Gesetz die einzige und alleinige Bedingung der allgemeinen Ordnung und Vollkommenheit sei, folglich auch die einzig mögliche, sichere Grundlage und Gewähr des eigenen besonderen Wohlseins. Die Wesen alle sind an den Gang des Schicksals gefesselt; es reißt sie mit fort oder zertritt sie.

Diese Lehre vom Fatum erzeugte bei den Alten Größe des Geistes, Muth, Entsagung, männliche Festigkeit, die jedes Sträuben gegen unvermeidliche Zufälle als kindisch verschmähte und schweigend duldete, was nicht mehr zu ändern war. Auch wenn der Mensch unterlag, war er noch groß; das Schicksal verherrlichte ihn, indem es ihn zermalmte, und Bedauern und Bewunderung verschmolzen in Eins. Dies Alles war trefflich geeignet, den Uebermuth der Menschen in guten Tagen nicht aufkommen zu lassen, und die unbegrenzten Ansprüche auf unveränderliche Glückseligkeit zu unterdrücken. Das Schicksal zeigte zu oft, wie schnell es Glück in Unglück umwandle und eben diese plötzlichen Umwälzungen, die durch seine Allgewalt bewirkt wurden, bildeten den Grundstoff der antiken dramatischen Dichtungen. In diesen wurden die verhängnißvollen Begebenheiten der Ahnherren immer und immer wieder dem lebenden Geschlechte aufs Lebendigste vor die Augen gebracht, um hiedurch sowohl Mitleid mit dem Unglücke, als Furcht vor ähnlichen Unfällen bei den Zuschauern zu erwecken. So ward manchmal der Glücklichste plötzlich zum Unglücklichsten, und so ruft der theilnehmende Chor bei Sophokles, der der größte tragische Dichter der Griechen war, dem Oedipus, der niedergebeugt und fluchbelastet dasteht, die Worte zu:

Dein Schicksal lehrt, o armer Oedipus,
Ach, und dein Unstern uns,
Selig zu preisen keinen der Sterblichen.
Du, dessen Pfeil der Ziele höchstes überflog!
Du, der du schöpftest aus der vollen Quelle des
Glücks! —

Digitized by Google

Ach! wer ist nun wie Du
Unglückselig und Jammervertieft *).

Allein wenn das Schicksal auch oftmals hart und grausam erschien, so verherrlichte und belohnte es auch wieder. Groß waren die Leiden des Oedipus, aber ungleich größer ist die Herrlichkeit, die ihn am Ende seiner irdischen Laufbahn umstrahlt. Der Gebtendete wird mit der Kraft des Sohnes begabt und eine Majestät, die kein Thron verleihen kann, umgibt den Irrenden.

Auf unbekanntem Pfade, an der Hand der leitenden Tochter, gelangt er endlich in den furchtbaren Hain der Rachegöttinnen zu Kolonos. Als er den Namen des Ortes vernimmt, erhebt er froh die Stimme:

„Nun weiß ich, daß kein Ungefähr mich führt,
Daß ich nicht ohne Gottes Hand mich Euch,
Ihr Reinen, Kenschen, nahte“ —

denn hier sollte nach einem Orakelspruche das Ziel seiner Leiden und zugleich seines Lebens sein, hier sollte der Fluch, der ihn — als Vatermörder — getroffen hatte, in Heil und Segen sich verwandeln. Unter Donnergetöse, das Alle mit Staunen und Furcht erfüllt, erscheint ein Bote der Götter, er winkt Oedipus, und dieser steigt, seine Töchter segnend, den heiligen Hügel hinan. Wie er hier oben geendet, wird in dem herrlichen Drama des Sophokles erzählt:

„Nicht Gottes Blitzgeschoß hat ihn verbrannt;
Kein Meersturm ihn entführt;
Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt!“

darauf ertönt der Chor in den tröstlichen Worten:

Stillet die Klagen und trocknet
Die Thränen des Grams!
Alles, was geschah, war des Schicksals
Gebot!

Dies Beispiel versinnlicht nach meiner Meinung besser als jedes Andere die erhabene Lehre von dem Schicksal bei den Alten. —

Allein eben dieses Schicksal oder Fatum war nicht von der Art, daß die Einbildungskraft es hätte fassen können, um es nach ihrer Art bildlich darzustellen. Dazu war der Begriff zu unbegrenzt, und auch zu unbestimmt. Man suchte ihn also auf die Weise zu versinnlichen, daß man dem Schicksale Dienerinnen gab und sie in die Reihe der Götter aufnahm. Dies waren

die Parzen, Mören,

die nach der ältern Dichtung für Kinder der Nacht und der Unterwelt galten, während die neuern ihnen Jupiter und Themis, die Macht und die Gerechtigkeit, zu Eltern gab. Diese Parzen sind es, welche von der Geburt bis zum Tode dem Menschen sein Schicksal zutheilen. Es sind drei Schwestern. Klotho, die jüngste, beherrscht den Augenblick, in dem das neugeborne Kind zum ersten Male das Licht der Welt erblickt. Sie hält die Spindel, von der der Lebensfaden sich abspinnt. Die zweite, Lachesis, spinnt diesen Faden aller Begebenheiten des Lebens; die älteste, Atropos, schneidet ihn mit der Scheere ab. Dies Bild ist eben so wahr als schön. Den feinen Faden zerreißt kein Ungefähr; sondern eine Götterhand ist es, die mit dem brennenden Eisen ihn durchschneidet.

Die Parzen hatten jedoch nicht allein Macht über das Leben und die Schicksale der Menschen, sondern die Harmonie und Ordnung des Weltalls war ihrer Leitung überlassen. Nach Plato saßen sie droben unter den ewigen Göttern, auf hellglänzenden Thronen, in weißen sternschimmernden Gewändern und sangen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Auch an dem Fatum entwirft uns Plato ein poetisches Bild. Nach ihm sitzt es auf einem erhabenen Altare und hält eine ungeheure Spindel aus Demant in den Händen, die mit der einen Spitze die Erde berührt und deren andere an das Gewölbe des Himmels reicht. Zu den Füßen dieses Altars sitzen aber die Parzen und drehen die Spindel und spinnen den Lebensfaden der Sterblichen.

Zwar ließen es sich die Dichter manchmal wohl einfallen, die Parzen anzuflehen, ihren Freunden glückliche Tage zu spinnen, allein dies waren eben nur poetische Ergüsse und nichts weiter. Die Parzen um Gewährung irgend eines Wunsches zu bitten, war vergeblich; sie waren unerbittlich und mußten nach der eisernen Nothwendigkeit, wie es das Fatum erheischte, Gutes und Böses, im genauesten Verhältniß und in der weisesten Verbindung spinnen. Darunter mußte nun ein Jeder sich fügen und der Weise nahm alles hin, wie es kam und ließ es sich gefallen. Und obgleich wir nicht mehr den Glauben an das Fatum und seine Dienerinnen hegen, obgleich uns eine andere Lehre von der allmächtigen Weisheit eines ewig waltenden Gottes beglückt, so trösten wir uns doch auch mit dem Gedanken, daß das Gewebe unsers Lebens von einer überaus mächtigen Hand nach einem weisen Plan angelegt ist. Auch die schwarzen Fäden sind von ihr hineingewoben und wir dürfen sie nicht herausziehen, ohne das Gewebe zu zerstören und aufzulösen. Dies gewährt auch uns Beruhigung in schweren Tagen. —

Nächst den Dienerinnen des Schicksals nenne ich hier die Dienerinnen der strafenden Gerechtigkeit, welche die Alten in den

Furien, Eryonen

verehrten. Auch sie waren drei und hießen Alekto, Tisiphone und Megäna. Ihr Geschäft war es, den Verbrecher schon im Leben mit unverwandten Augen und sichern Schritten zu verfolgen, und nach seinem Tode ihn im Tartarus zu quälen. Am meisten rächten sie vergossenes Blut, sonst aber auch noch besonders Verletzung des Zartgefühls, welches Achtung und Schonung befiehlt, mochte sie nun gegen Eltern oder Götter verübt werden.

Alekto, die älteste der Furien, war zugleich die gräßlichste und grausamste; nach ihr wüthete Tisiphone am Verderblichsten. Wahnsinn und Raserei waren die unausbleiblichen Folgen, wenn sie sich den Sterblichen naheten. Sie schleuderten giftige Schlangen und waren von so furchtbarer Gestalt, mit Nattern gegürtet, einen bluttriefenden Mantel um die Hüften geworfen und

*) Dietel's Briefe über mythologische Dichtungen, München 1810, denen wir bei dieser Darstellung gefolgt sind.

Digitized by Google

Schlangen in den Haaren — daß man ihren Anblick nicht zu ertragen vermochte. Die Furcht vor den Furien war daher allgemein; man scheute sich, ihren Namen auszusprechen und bei den Orten, die ihnen geweiht waren, ging man mit abgewandtem Blicke vorüber.

Dennoch hatten nur die Bösen diese furchtbaren Göttinnen zu scheuen; selbst von dem Verbrecher ließen sich sich versöhnen und die Guten hatten von ihrem Zorn nichts zu besorgen. Schon der Name Eumeniden, den sie führten, und der „die Gütigen" bedeutet, zeigt es an, und der Grieche, der nicht gern furchtbare Wesen anrief oder Worte von böser Deutung aussprach, nannte sie stets so. Nach dem Gesagten wird es jedem Leser klar werden, daß die Furien nichts anders als die sinnliche Darstellung der unaufhörlichen Qualen des bösen Gewissens waren.

In Athen hatten die Furien einen berühmten Tempel, den ihnen Orestes erbaute. Er befand sich nahe bei dem Areopag, dem höchsten Gerichte, und alle, die hier zu erscheinen gezwungen waren, mußten vorerst den Rachegöttinen ein Opfer bringen und schwören, die lautern Wahrheiten auszusagen. Ihr Opfer bestand am häufigsten aus schwarzen Schafen. Dargestellt wurden die Furien in den ältesten Zeiten als schöne weibliche Gestalten, so daß sie von den Bildsäulen anderer Göttinnen nur durch die ihnen eigenthümlichen Attribute unterschieden waren. Dies waren eine Fackel oder eine Geißel, die sie in der Hand trugen. Der Trauerspieldichter Aeschylus war der erste, der sie in abschreckender Gestalt, mit den Schlangenhaaren und in blutigen Gewändern auf die Bühne brachte. Die Wirkung war bei diesem edeln, schönheitathmenden Volke furchtbar. Die Versammlung gerieth in Entsetzen; Frauen fielen in Ohnmacht, Kinder starben auf der Stelle, und selbst Männer erbebten. Von jetzt an war aber die Bahn gebrochen und Dichter, Maler und Bildhauer behielten diese Darstellungsweise bei.

Unter allen moralischen Gottheiten des Alterthums die lehrreichste ist die, mit der wir uns jetzt beschäftigen wollen. Es ist

Nemesis,

gleichfalls eine Tochter der Nacht, in welcher sich der Wahlspruch der Weisen: Nichts zu viel! versinnlicht und zugleich vergöttert darstellt. Die Nemesis ist die Göttin des rechten Maßes, die den Menschen überall begleitet, seinen Handlungen das Ziel steckt, ihn einhüllt, wenn er es überschreiten will und ihn bestraft, wenn er ihrem Willen keine Folge leistet. Sie ist die Feindin des Uebermuthes, die still, ernst und streng, hochfliegende Gedanken demüthigt und stolze Anmaßungen ahndet. Als Tochter der Gerechtigkeit wacht sie darüber, daß die Zunge der Wage nicht aus dem Mittelpunkt weicht und berührt sie mit leisem Finger, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Sie hält das Glücksrad auf, wenn es sich zu schnell bewegt, um den Dingen stets die rechte Gestalt zu bewahren. Daher sind die Attribute der Nemesis: Maß, Zügel, Wage und Rad. Sie ist die nothwendigste und wohlthätigste Gottheit den Menschen. Sie prägt uns stets die Lehre ein: Maß in Glück zu halten, und nicht dem Uebermuth hinzugeben, Trotz und Stolz zu zügeln, stets nüchtern und einfach, und fern aller Eitelkeit zu bleiben und hiedurch den Neid zu entfernen. So wird die Nemesis auf das Leben des Menschen entscheidend wirken. Es gibt eine Linie, die zwar sehr fein ist, aber dennoch mit klarem, unbefangenem Auge leicht wahrgenommen werden kann. Diese einzuhalten, ist die große Aufgabe, wer sich darüber hinauswagt, stürzt wie wahnsinnig von Tiefe zu Tiefe, vom Ungemach zum Verderben. Ist einmal der Standpunkt und mit ihm der Mittelpunkt der Stärke und Kraft des Menschen verloren, so ist keine Rettung mehr zu finden. Davor bewahrt nun die mißbilligende Nemesis. Sie lehrt mit nachsichtsloser Strenge, auch den besten Wunsch nicht zu hoch zu spannen; sie prägt dem Menschen die Lehre ein: stets seiner unvollkommenen Natur treu zu bleiben, auf das ihm zugewiesene Maß seiner Kräfte wie auf den Umfang seines Lebens hinzublicken, und nicht mehr thun und sein zu wollen, als dieser genau begrenzte Kreis gestattet.

Nach dem Glauben der Griechen folgte die Nemesis stets dem Menschen nach; vor ihm durfte sie nicht stehen. Ihr durchdringender Blick und die Wage in ihrer Hand würden ihn schüchtern, ängstlich und muthlos gemacht haben, aber das soll er eben so wenig, als verwegen, trotzig und übermüthig sein. Der weise Mensch wird sich oft nach der ernsten Begleiterin durch's Leben umsehen, um ihre Billigung oder Mißbilligung zu erfahren und hienach auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren oder umzukehren.

Bei großen Menschen, Helden in jeder Bedeutung des Wortes, sie mochten nun auf dem Felde der Wissenschaft oder auf Schlachtfeldern ihre Siege erringen, ließ die Nemesis eine Ausnahme gelten. Sie gebrauchte bei diesen nicht das gewöhnliche Maß, und die Gerechtigkeit, ihre Beisitzerin im Gerichte, entzog solche edle und große Menschen und ihre kühnen Unternehmungen wohl gar dem Gerichte der Nemesis und fällte selbst ihr Urtheil.

Dies war die Idee, welche der Nemesis zu Grunde lag. Ihr gemäß wurde sie an den Künstlern als eine ernste Schönheit dargestellt, und hatte oftmals sogar Aehnlichkeit mit der Venus. Man verehrte sie neben den Laren, den Schutzgöttern des Hauses, und flehte jeden Morgen zu ihr, wie zu einer Aufseherin der Gedanken, Worte und Handlungen, damit sie nichts übersehen möge und die rechte Beschaulichkeit in die Brust des Menschen senden, um in seinem tiefsten Innern ihr Urtheil über die Vorgänge des Tages recht deutlich zu vernehmen.

Wenn man der Verehrung der Nemesis ganz besonders auf die Moralität der Griechen und Römer einen wohlthätigen Einfluß zuschreiben konnte, so ist ebenso nicht abzuleugnen, daß alle mythologischen Dichtungen, in ihrer ursprünglichen Reinheit, darauf hinzielen, in dem Sinnlich-Schönen das Moralisch-Gute darzustellen. Die Tugend der Alten war sittliche Schönheit, das höchste Geziemende der Menschheit in Gesinnungen und

Digitized by Google

Handlungen und in der ganzen Lebensweise. Die sinnlichen Menschen jener Zeit konnten jedoch das Gute in häßlicher Form nicht lieben, daher suchten sie es in schöne Bilder fest zu halten, stellten es auf die Altäre und verehrten es. So vergötterten sie jede einzelne moralische und gesellige Tugend, selbst unter ihrer gewöhnlichen Bewegung, und indem man zu ihrer Verehrung sich einstellte, ward man ihr Anhänger und übte sie aus. Schamhaftigkeit, Güte, Eintracht verehrte man göttlich. An dem Altar der Barmherzigkeit zu Athen fand jeder Unglückliche seine Zufluchtsstätte. Keine Gewalt konnte ihn von dort entfernen. Die Kindesliebe hatte in Rom ihren Tempel, ebenso die Treue, die Ehre. Der Tempel der Ehre war mit dem der Tugend auf solche Weise verbunden, daß man nur durch diesen in jenen gelangen konnte. Wie bedeutend mußte dieser Dienst der schönsten und reinsten Tugenden, den man doch wohl sehr uneigentlich mit Götzendienst bezeichnen würde, auf das Volk einwirken?

Neben diesen Tugenden waren es aber auch noch so manche Begriffe aus der Klugheitslehre, wie man die sogenannte Lebensphilosophie eigentlich benennen sollte, die ihre Versinnlichung erhielten, um als sprechendes, lehrendes Bild zu wirken. Am Eingange zum Tempel des Glückes stand z. B. der Gott der Gelegenheit, der Beherrscher des rechten Augenblicks. Dieser Gott ward als schöner Jüngling abgebildet: am Fuße geflügelt, weil er schnell enteilt; auf den Zehen schwebend, weil er unhörbar naht; die Stirne belockt, um ihn dort zu erhaschen und festzuhalten; am Hinterhaupte kahl, weil er — einmal entwischt — nicht mehr festzuhalten war. In der Hand hielt er ein Messer, um anzudeuten, daß die Macht des Augenblicks eine entscheidende war. Eben so lehrreich erschien der Gott des Stillschweigens, Harpokrates, der den Zeigefinger an den Mund legend abgebildet wurde. Die Römer hatten noch eine Göttin des Schweigens, Tacita, die jedoch oft mit der Muta, der Göttin der Stummheit, verwechselt wurde. Den Harpokrates fand man oft auf den Siegeln mit passender Bedeutung. Man erzählt, daß Alexander einem Freunde, der einen Brief mit ihm gelesen hatte, den Siegelring auf die Lippen drückte, zum Zeichen, daß der Inhalt verschwiegen bleiben müsse. A. Lewald.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Stundilder.

Das Kaleidoskop.

Du, der auf Gleichnißreden sich versteht,
O sprich, auf wen mein buntes Gleichniß geht?
Ein Cactus, blüthenlos, der nichts als sticht;
Wem bangt vor Stacheln, der berühr' ihn nicht.
Ein Regenguß, vor dem kein Schirm euch schützt,
Den in's Gesicht ein eisiger Wind euch spritzt.
Ein Sonnenstich, der auf's Gehirn euch brennt,
Für den der Klügste keinen Schatten kennt.
Ein Klapperwerk, durch Galle stets erfrischt,
Das härter als ein Flegel drischt.
Ein Herr, der wohl verdiente, Magd zu sein,
Zum Knecht unbrauchbar und der Magd zur Pein.
Ein Bär, der Kette los, der furchtbar brummt,
Vor dessen Lärm der Donner selbst verstummt.
Ein Aetna, welcher Flammen speit und Gift,
Wohl Dem, der flieht, eh' ihn die Lava trifft.
Es kam als Meisterstück aus Gottes Hand,
Der Teufel zwar ist's nicht, doch ihm verwandt,
Und leicht erkenntlich an den scharfen Krallen.
„Ach schweig! es graust vor deinem Bild uns Allen!"

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 1. 18. 2. 14. 5. 18. 5. 22. 5. 9. 2.

Das Siderogylon.

Vom hölzernen Schüreisen
Weiß jeder Schüler schon,
Man nennt es auch auf griechisch
Ein Siderogylon.

Ein solches kommt lebendig
Uns gar nicht selten vor;
An seinen Eigenschaften
Erräth es, wer kein Thor.

Es schweigt wie eine Mauer
In der die Echo sitzt,
Es ist ein blauer Himmel,
Aus dem es donnert und blitzt.

Goldwage, wie dein Züngleln,
Rechts oder links gedreht
Von einem leichten Blättchen,
Das jeder Wind verweht.

Nach großen Kenners Ausspruch
Soll zwischen Ja und Nein
Des lieblichen Geschöpfes
Nicht Raum zur Spanne sein.

Es ist der Welt ein Segen,
Und ist der Welt ein Fluch,
Es ist mit Einem Worte,
In sich ein Widerspruch.

Auflösung.

Wenn du dich unterständest,
Des Räthsels Wort zu nennen,
So würde seine Rache
Dich gleich der Nessel brennen;

Sie würden gleich im Chorus
An dir ihr Müthchen kühlen,
Drum schweig! die Schlimmsten sind's nicht,
Die sich getroffen fühlen.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 1. 18. 22. 5. 9. 2.

Die Flöte.

Nennt mir eine Flöte,
Reiner in Harmonieen,
Lieblicher in Melodieen
Als Beethoven und Göthe.

Ob es ihr auch fehle,
Meist an Dur-Akkorden;
Ihren Moll-Akkorden
Macht verlieh — die Seele.

Spielt sie nicht ein Meister,
Werden ihre schönen
Klänge nicht ertönen,
Denn sie prüft die Geister.

Höret ihr sie schrillen,
Ist sie nur verdorben,
Oder der gestorben,
Dem sie sang mit Willen.

Wer den Ansatz findet,
Wird sie herrlich spielen,
Daß sie ihre vielen
Stimmen reich entbindet.

Ja sein Athem gnüget,
Wird ihr ohne Stocken
Melodie'n entlocken,
Die sie selbst gefüget.

Bis der Tod im Grimme
Wider alles Schöne,
Raubet ihre Töne,
Mordet ihre Stimme.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 1. 18. 7. 20. 19. 5. 22. 5. 9. 2.

Digitized by Google

Hohnstein in Sachsen.

(Tafel 25.)

Viele Oerter, Burgen und Schlösser gibt es in unserm deutschen Vaterlande, welche Hohnsteln heißen, wenn auch bald Hohenstein, bald Hohnstein geschrieben werden. Von der letztern Schreibart ist Stadt und Burg Hohnstein, welche hier vorgeführt werden sollen, und von denen die beigefügte Darstellung ein treues Abbild ist.

Im Königreich Sachsen liegen sie, fünf Stunden von Dresden. Ersteres am Abhange einiger Höhen, letzteres drüber auf hohen Felsen. Das Städtchen, wahrscheinlich durch Anbau bei der Burg entstanden, zählt jetzt in 120 Häusern etwa 900 Einwohner, und bietet eben keine Sehenswürdigkeiten dar, mehr aber die halb noch bewohnte, halb schon verfallene Burg, welche einer genauen Betrachtung sehr werth ist. Diese theilt der alte Sprachgebrauch ein in die alte, neue und mittlere Burg. Von dem Städtchen führt eine gewölbte Brücke — früher gewiß eine Zugbrücke — in die Burg, oder wie es gewöhnlich genannt wird, in das Schloß. Dies war der einzige und so gut verwahrte Zugang, daß es kaiserlichen und schwedischen Truppen, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo es noch Besatzung hatte, nicht gelang, einzudringen. Ueber den Thorbogen sieht man noch das churfächsische Wappen. Im ersten Hofe, gepflastert von rauhen Felsen, liegt links das vordere Schloß, in welchem der Rentbeamte wohnt. Ein Gärtchen dahinter, auf Felsen mühsam angelegt, ist wegen des Blickes von ihm hinab in schauderhaft tiefe Felsgründe des Besuches werth. Weiterhin liegt rechts das mittlere Schloß, wovon noch bewohnt wird, was ein zündender Blitzstrahl im Jahre 1620 übrig ließ. Ein niedriger Thurm darin diente lange als Staatsgefängniß. Ein langer, durch den Felsen gearbeiteter Gang führt höher in einen kleinen Hof, welchen Wirthschaftsgebäude des mittlern Schlosses und Fragmente des hintern Schlosses umgeben. Das Justizamt hat hier sein Lokal. Sein Archiv war einst die Kapelle, nun der Themis geweiht. Ihm gegenüber ist ein, jetzt nicht mehr benutzter Kerker, ein finsteres, ungesundes Loch. Hier saß — es sind wohl hundert Jahre her — ein Gefangener, dem die Sehnsucht nach Freiheit den Gedanken eingab, aus dem Stroh seines Lagers ein Seil zu flechten, und sich daran aus dem Fenster hinabzulassen. Er führte ihn aus. An dem geflochtenen vier und zwanzig Ellen langen Seile gelangte er glücklich bis an das Ende desselben, aber nicht bis auf den ersehnten Boden. Unrichtig war sein Augenmaß gewesen, das Seil zu kurz. Wieder aufwärts daran zu klettern, versagten die Hände den Dienst. Es blieb nichts übrig, als das Seil zu lassen und hinabzufallen. Das that der Beklagenswerthe. Er fiel, brach beide Beine und mußte nun selbst um Hilfe schreien, ihn, trauriger noch, als er es verließ, auf sein Lager zurückzubringen. Das Seil ist aufbewahrt und wird noch zur Stunde als eine Merkwürdigkeit gezeigt. Ein zweites Gefängniß, nicht fern von jenem, aber nur noch in Fragmenten sichtbar, nennt man die Klettenburg. Alte Einwohner des Städtchens malen die Beschaffenheit dieses gefürchteten Kerkers, der erst seit 1770 nicht mehr benutzt wurde, auf das Abschreckendste. Seine Luft war verpestet, Scorbut ergriff die Gefangenen, mit denen ekelhaftes Ungeziefer darin lebte. Jetzt scheint Gottes Sonne auf seinen Boden, und frisch treiben Blumen daraus hervor, welchen die Thränen manches Unglücklichen feuchteten oder der Fußtritt eines Bösewichts stampfend verfluchte.

Unter die letztere Klasse gehörte zwar der hier Eingesperrte nicht, nach welchem dieses Gefängniß den Namen erhalten, aber unter die der verschmitzten Gauner. Es war dieß Johann Hektor Freiherr von Klettenberg, gebürtig aus Frankfurt am Main. Aus seiner Geburtsstadt war er wegen Erlegung seines Gegners im Duell entwichen. Unter dem Namen eines Barons von Wildeck streifte er umher und benutzte die zu Ende des 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts überall in Deutschland bei Großen und Reichen epidemisch herrschende Liebhaberei zur Goldmacherkunst, Thoren und Schwächlinge zu betrügen. Von angenehmem Aeußern und Benehmen, dabei gewandt in der Sprache und schlau, wußte er sich überall Eingang und Geld zu verschaffen, und mit einem Glanze aufzutreten, der imponirte. In Weimar täuschte er den Herzog Ernst. Berge von Gold sicherte er diesem zu, und veranlaßte ihn zu einem enormen Kostenaufwande zur Herstellung eines Laboratoriums und Anschaffung der zum Goldmachen nöthigen theuren Ingredienzien. Da aber der Erfolg der erwartete nicht und immer nicht war, so jagte der Herzog den Schwindler fort. Die Polizei lag damals noch in der Wiege oder war vielmehr noch gar nicht geboren, daher es dem Baron möglich war, am Hofe in Dresden schon neue Versuche zu gleichen Täuschungen und Betrügereien zu beginnen. König August II. von Polen, der Starke, regierte damals in Sachsen. Bei der ungeheuern Geldverschwendung dieses üppigen, glanzliebenden Fürsten, der längst schon mit dem Auffinden des Steines der Weisen sich beschäftigt hatte, kam diesem ein Goldmacher sehr gelegen. Freundlich ward der Gauner, der sich den Titel eines Majors beigelegt, aufgenommen, ein monatlicher Gehalt von tausend Thalern ihm ausgesetzt, und zur Einrichtung des Laboratoriums 3000 Thaler ihm bewilligt. Durch sein einnehmendes Wesen wußte er Augusts Zutrauen sich so zu erschmeicheln, daß ihn dieser zum Amtshauptmann in Senftenberg und sogar zum Kammerherrn ernannte. Doch, der Krug ging nicht zu lange zu Wasser, da brach er. Die immer verlangten Zuschüsse zur Einleitung seiner Operationen und die immer ausbleibenden Goldberge erregten Augusts Verdacht, einen Betrüger vor sich zu haben. Er ward gesetzt, drei Jahre lang in Hohnstein, dann auf den Königstein eingesperrt und hier, von wo er entfliehen wollte, im Jahre 1720 enthauptet. Der Spott, das Gefängniß, worin er saß, die Klettenburg zu nennen, erhielt seines Namens Gedächtniß bis auf den heutigen Tag.

Digitized by Google

Einige Schritte von diesem Gefängnisse tritt man in das alte Schloß, oder vielmehr unter eine Masse zusammen gestürzter Gebäude, die einst das alte Schloß bildeten. Einiges davon ist zu Gefängnissen eingerichtet. Ein finsteres häßliches Gemach war die Marterkammer. Ein Fleischer Hahn soll der letzte hier Gepeinigte gewesen sein. Alle Grade dieses Zwangsmittels, wovor wir jetzt zurückschaudern, hielt er aus, und gestand nicht. Erst später, wo er durch Zufall beide Beine brach, gestand er untorquirt den ihm schuld gegebenen und verübten Mord.

Auf einigen Stellen zwischen den Ruinen der Hohnsteiner Burgen hat die pflegende Hand der Bewohner den Schutt entfernt, und kleine Gärtchen angelegt, von denen man zugleich die herrlichsten Umsichtspunkte hat. Man überschaut von ihnen recht genau des Schlosses Lage, wie es auf senkrechten Felsenwänden steht, auf drei Seiten von tiefen Abgründen umgeben, durch sie völlig geschützt, und daher nur nach dem etwas tiefer liegenden Städtchen eines künstlichen Schutzes bedurfte. Schauerlich schön sind die Blicke in die zu Füßen liegenden Felsenschlnchten, freundlicher dagegen in das Polenzthal und auf die Berge in der Ferne.

Auf einer dieser Stellen hinter dem mittlern Schlosse blickt man in den Bärengarten. So heißt einer der Abgründe, den auf zwei Seiten hohe Felsenmauern umschließen. Ihn fand der jagdlustige Churfürst Christian II. geeignet zu einem Behältniß für eingefangene Bären, deren es damals — vor dritthalb Jahrhunderten — in den Wäldern umher noch gab. Durch Vermaurung der schmalen Oeffnungen der Felsenwände oben und unten ließ er im Jahre 1609 dieses Gefängniß für eingefangene Bären bilden, die man vom Schlosse herab darin beobachten konnte. Sollte nun eine dieser Bestien bei Thierhetzen gebraucht werden, welches Schauspiel in der Stadt Dresden, im geräumigen Hofe des alten, noch stehenden Jägerhofes, oder auf dem dazu verschlossenen Marktplatze der Altstadt, oder beim Schlosse Sedlitz, drei Stunden von Dresden, stattfand, so wurde durch eine aufgezogene Fallthüre der Bär in einen Kasten gelockt, darein gesperrt und nach dem Orte der Hetze gefahren. Der Geschmack an diesen rauhen Vergnügen erbte fort auf Churfürst Christians Nachfolger in der Regierung, und an hundert Jahre lebten Bären in diesem großen Käfig, vermehrten sich sogar darin. Churfürst Friedrich August I. von Sachsen war den Bären ganz besonders zugethan, vielleicht weil er in seiner Kindheit Bärenmilch genossen, der man auch seine ungemeine Stärke zuschreibt. Er hatte daher einen jung schon eingefangenen und dadurch gezähmten Bären stets um sich, der ihm wie ein Hund folgte, in seinem Zimmer sich aufhalten durfte. Bei dem Aufwachsen unter Menschen schien es, als ob die Bestialität des Thieres ganz unentwickelt geblieben, denn er duldete Alles, was sein Herr mit ihm vornahm, war folgsam und unterthänig, wie es freilich einem bei Hofe angestellten Bären gebührte. Einst sitzt der König beim Frühstück, der Bär neben ihm auf den Hinterfüßen, Theilnahme erwartend. Der König reicht ihm eine Semmel, zieht die Hand aber jedesmal zurück, wenn der Bär darnach schnappt, und foppt ihn so ein Weilchen. Da tritt die Bärennatur hervor. Mit heftigem Brummen erhebt sich das Thier und will den König krallen. Augusts Stärke wirft es zwar zurück, allein es will von neuem auf ihn einstürzen. Nur durch einen vorgeschobenen Tisch wehrt er es von sich, birgt sich so lange hinter diesem Schilde, bis er ein Seitengewehr erreicht, womit er dem Bären einen Hieb in den Kopf beibringt, nach welchem er betäubt hinfällt. Herbeigeeilte Diener knebeln ihn an den Füßen, und nun wird er hierher nach dem Bärengarten gebracht, wo er unter den wilden Brüdern ganz in den Naturzustand zurücktrat, bei manchen Thierhetzen wacker mitkämpfte, bis er endlich vier Jahre später bei einem Thiergefechte in Sedlitz im Kampfe mit einem Auerochsen unterlag. Wenn ihn während der Verbannung der König im Bärengarten besuchte, so schien jedesmal, als ob eine Erinnerung an die Vergangenheit bei dem Thiere erwache, denn es legte sich wie früher vor den König nieder, seine Unterwürfigkeit zu bezeigen.

Der zunehmenden Verfeinerung der Sitten und Vergnügungen an den Höfen wich allmählig der Geschmack an den rohen Freuden der Thierhetzen. Und da es auch einigemale, aller Vorkehrungen ungeachtet, den Bären gelungen war, die steilen Mauern ihres Gefängnisses zu erklimmen und die Freiheit sich zu verschaffen, wodurch Hohnsteins Einwohner in die größte Gefahr geriethen, so wurden sämmtliche Bären — es war erst im Jahre 1750 — getödtet, und somit dieses anderthalb Jahrhunderte bestandene Bäreninstitut aufgelöst.

Der Blick von oben in das wilde Lokal dieser Bestien, an dessen Dasein der ihm gebliebene Name des Bärengartens stets erinnern wird, ist schauerig. Eben so ist es auch der Blick aus dem Bärengarten hinan zum Schlosse. Als müsse dieses jeden Augenblick herabstürzen können, so hoch herüber ragt es über den vorspringenden Felsen, auf dem es gegründet ist.

Wer die Burg Hohnstein erbaute und wann dies geschah, das liegt im Dunkel der Vorzeit gehüllt. Wenn die Geschichte der Burgen uns aber belehrt: daß sehr hohen Alters die sind, welche in wilden felsigen Gegenden auf steilen unzugänglichen Höhen, von Abgründen umgeben liegen, so gehört Hohnstein zu diesen. Im 11ten oder 12ten Jahrhundert mag sie angelegt sein. In einer Urkunde von 1289 wird sie zuerst erwähnt. Als erste Besitzer erscheint das böhmische Geschlecht der Birken von der Duba, das ein großes Gebiet in Böhmen und Schlesien besaß. Kynast gehörte ihm wie Zittau, der Oybin, und Leipa in Böhmen, in welchem Königreiche es auch die Erbmarschallswürde in einer seiner Linien erblich besaß. Ihre Macht mißbrauchte es aber sehr. Die Duba's wegelagerten und raubten, wo sich Gelegenheit fand, gleich ihren nicht minder mächtigen Nachbarn, den Rittern Dohna. Dieß Spiel der Rohheit damaliger Tage trieben sie indessen so arg, daß

Digitized by Google

ihr Gränznachbar, der Churfürst Friedrich von Sachsen, genannt der Sanftmüthige, seine Sanftmuth doch bei Seite legen mußte, Hohnstein im Jahre 1444 überrumpelte, einnahm, zerstörte, die Pflege Hohnstein als erobertes Eigenthum behielt, landes- und lehensherrliche Rechte über dieselbe ausübte und im Eger'schen Vertrage von 1459 den vollen Besitz von Hohnstein zugesprochen erhielt.

Im Jahre 1494 findet man den Herzog Albrecht von Sachsen als Besitzer von Hohnstein. Wie er das wurde, ist unbekannt. Daß es aber sein vollkommenes Eigenthum war, ergibt sich daraus, daß er es dem Heinrich von Schleinitz schenkte. Dieser, Obermarschall des Herzogs, hatte den Auftrag erhalten, für den Sohn seines Herrn, den Herzog Georg, um die polnische Prinzessin Barbara zu werben. Das Geschäft mochte mit vielen Schwierigkeiten verknüpft sein, denn für glückliches Gelingen des erhaltenen Auftrags ward vom Herzog ihm die Herrschaft und Burg Hohnstein als Eigenthum geschenkt. Gewiß ein Freiwerberlohn, wie er in unsern Tagen selten vorkommen wird. Die Schleinitze waren zu jenen Zeiten nicht minder begütert, als die Duba's und Dohna's. In Böhmen, in der Oberlausitz und in Sachsen besaßen sie einen an einander hängenden so bedeutenden großen Landstrich, daß man ihn mit dem Namen „das Schleinitzer Ländchen" belegte. Im Jahre 1523 verkauften die Schleinitze das geschenkt erhaltene Hohnstein an ihre Nachbarn, die von Schönburg, jetzt Fürsten und Grafen, welche es zwanzig Jahre später an den Churfürsten Moritz von Sachsen gegen Besitzungen, welche noch jetzt dieser Familie Eigenthum sind, vertauschten. So kam Hohnstein nach Verlauf eines Jahrhunderts wieder in den unmittelbaren Besitz des sächsischen Hauses, und verblieb darin bis auf den heutigen Tag.

Ehe wir Hohnstein verlassen, müssen wir noch des Hocksteinfelsens gedenken, da die Sage ihn mit der Burg Hohnstein in Verbindung bringt. Der Burg gegenüber, nur durch das schmale Thal des Polenzbachs getrennt, starrt ein gewaltiger, an zweihundert Fuß hoher Felsen aus diesem Thale herauf, den man Hockstein nennt. Eine Burg trug er wohl nie. Daß er aber einmal zu irgend einem Zwecke benutzt wurde, deuten die noch daran sichtbaren Stufen, Löcher und Falze an, und wohl kann es sein, daß er als eine Art Außenwerk der Hohnsteiner Burg diente. Um dieß wahrscheinlich zu machen, erzählt die Sage: es sei ein Vorposten von Hohnstein, und zu leichterer Verbindung mit diesem von ihm hinüber nach Hohnstein eine Brücke von Leder gespannt gewesen.

Von Hohnstein wenden wir uns zum

Tiefen Grund.

(Taf. 25.)

Der Weg dahin führt auf eine Stelle, wo wir etwas weilen müssen. Eine halbe Stunde im Fichtenwalde gegangen, steht man nämlich mit einemmale und ohne eine Ahnung davon zu haben, am Rande eines Felsens, Brand genannt, der jäh in das Polenzthal hinabschießt und eine Umsicht über einen der schönsten Theile der sächsischen Schweiz darbietet. Ueberrascht wird der Wanderer sein, staunen, sich freudig durchglüht fühlen und nicht wissen, wo er beginnen soll, all' das Schöne, was sich vor seinen Blicken hier aufrollt, in sich aufzunehmen. Thäler und Wälder, Felsen und Gebirge, Wiesen und Auen, Oerter nah und fern, und auch einen Streifen der in der Ferne hinfluthenden Elbe sieht er. Ueber die nahen Felsenreihen hinweg zeigt sich die Veste Königstein, der Lilienstein, der Jungfernstein, der Rauenstein, die Bärensteine und der große majestätische Zug der Rathener Wände. Hinter Königstein unterbrechen zahllose Dörfer die blaue Schattirung, und über ihnen hinauf schließen sich die hohen Rücken des Erzgebirges den böhmischen Gebirgen an, welche eine zusammenhängende Gruppe hoher Gebirgshäupter auszumachen scheinen, ob sie gleich meilenweit von einander entfernt sind. Von ihnen ragt besonders der gewaltige Rosenberg hervor. Auch die Rollendorfer Kapelle schauet man, welche 1813 Zeuge war, wie zu ihren Füßen bei Culm vom tapfern Kleist der barbarische Vandamme auf's Haupt geschlagen wurde.

Der Brand wird zu viel besucht von Wanderern durch die sächsische Schweiz, als daß nicht industriöse Menschen mit gutem Gewinn hier ein Etablissement hätten einrichten sollen, wo der Müde Speise und Ruhe fände, um beim Genuß der Umsicht zur Fortsetzung des Wegs Kräfte zu sammeln. Der aus dem tiefen Grunde Heransteigende kann sich gegen Zugwind in kleine Borkenhäuschen hier bergen, und die freundlichen Bewohner derselben bieten Lebensmittel ihm wie dem dar, der von hier in den tiefen Grund erst hinabsteigen will.

Dicht hinter jenen Hütten führt nämlich der Pfad in den tiefen Grund hinab. Zwischen Felsenwänden, die oft zu einer Höhe von zweihundert Fuß und drüber, bald als eine Masse, oder aus einem Stück, bald aus auf einander liegenden ungeheuern Werkstücken bestehend, ansteigen, windet sich der geebnete Pfad, den die Behörden immer im besten Zustande erhalten lassen. An mehreren Stellen sind Ruhesitze, besonders willkommen den aufwärts Steigenden zum Sammeln von Kräften für die wirklich sehr steile Reise. Doch auch der abwärts Gehende nimmt solche Einladungen zum Verweilen dankbar an, denn mit Behaglichkeit kann er sitzend die höchst seltsame Bildung der Felsenwände um sich her, den grotesken Aufbau der schaffenden Natur bewundern, wie sie hier auf kleinen zurücktretenden Unterlagen weit vorspringende Riesenplatten legte, dem Wanderer bei einfallendem Unwetter zum Obdach zu dienen, während sie dort, wie nach den Regeln der Architektur, mit gleichen Quadern eine schnurgerade Wand hinstellte, und wie überall die Fichte Raum, sich einzudringen, fand, das Kahle der Wände schmückend mit ihrem ewigen Grün.

Kein Freund der Natur wird den Genuß, den ihm das Anschauen dieser herrlichen Felsendekoration gewähren muß, durch schnelles Herabeilen sich rauben und daher verweilen, wo ein Ruhesitz ihn dazu einladet.

Digitized by Google

Freilich wird nur dem Fußgänger diese Freude. Wer den Wagen oder das Pferd nicht verlassen kann oder will, dem bleibt dieses Felsentheater ewig verschlossen. Wer aber darin hinwandelte, ruft gewiß mit Göthe aus: „Es überfliegt mich in solchen engbegrenzten Gegenden, wo die Berge über einander klettern und den Nebel tragen, und in den tiefen kühlen Thälern die Einsamkeit gefangen halten, ein Jauchzen, das wie ein Blitz mich durchfährt.“

Ist man am Ende des Stieges, am Fuße der Felsenwände, wo der Weg neben einem rennenden Bächlein, Grundbach genannt, hinläuft, so treten die Felsen zurück, das Thal erweitert sich, ist minder wild, wird heiter.

Nicht fern von hier ist das Ende des tiefen Grundes, allein wir müssen es von seinem Entstehen an kennen lernen dieses schöne Thal, und uns daher gleich zurück nach dem kleinen Dörfchen Waizdorf versetzen, wo es beginnt. Hier vereinigen sich mehrere Wiesengründe bei einer Mühle, die Grundmühle genannt, und bilden den tiefen Grund. Ein freundliches idillisches Thal ist er hier, das schöne Wiesen decken, durch welche der Grundbach rieselt und das zu beiden Seiten Wald begrenzt. Dem Laufe jenes Baches folgt man.

So ruhig er anfangs neben dem Wanderer hinfließt, so wird doch bald sein Lauf rasch und rascher, denn das Thal fällt schnell abwärts. Da wo dieses aus dem Granitgebirge in das des Sandsteins eintritt, beginnen hier und da auf des Waldes Höhen Felsenkuppen herauszuragen. Weiter vorwärts treten ganze Wände des Sandsteins hervor, und hier hat das Thal den Charakter, wie ihn das beigefügte Abbild aus dem tiefen Grunde zeigt. Bei einem Steinbruche, wo das Thal um eine Ecke beugt, verliert es seine Breite, engt sich und nimmt einen ganz andern, einen wilden erhabenen Charakter an. In vielen Krümmungen zieht es sich zur Porschendorfer Mühle hin. Der Grundbach erhöht seinen Reiz. Ueber und zwischen Felsstücke braust er hinweg, bildet kleine Kaskatellen, verschwindet zuweilen unter Felsen und rauscht dann wieder schäumend weiter. Steil ansteigend laufen nun die hohen Sandsteinschichten in einer ununterbrochenen Kette, gleich gewaltigen Mauern hin. Kolossale Figuren ruhen auf ihnen, in denen auch eine nicht zu starke Phantasie Thürme, Kugeln, Burgruinen erblicken läßt. Und je weiter man kommt, je enger das Thal wird, desto höher heben sich diese Felsenwände heraus, desto seltsamere Formen zeigen sie. Aber überall wird ihr Grau durch das frische Grün der Birke, der Buche, des Farrenkrautes, was zwischen ihren Spalten keimt und emporsprießt, belebt.

Wer beim Wandeln in dieser engen Straße Gefühlen so sich ganz hingegeben hat, welche der Anblick einer großartigen Natur erzeugt, der wird seltsam überrascht sein, wenn er rechts in einem Felsen zwei kreuzweise über einander gelegte Sensen eingehauen und nicht fern davon ein steinernes Kreuz mit der Jahreszahl 1699 eingegraben findet. Wer möchte nicht fragen: was bedeutet das? und der Führer erzählt: daß zwei Bauernbursche, eines gemeinschaftlich geliebten Mädchens wegen, im genannten Jahre sich hier mit Sensen duellirten, der eine auf der Stelle blieb, und da, wo das Kreuz steht, beerdigt wurde.

In dieser großartigen, nur zu höheren Gefühlen stimmenden Natur durch ein so eigenthümliches Monument an solche vernunftwidrige menschliche, selbst bis zum Naturstande des Landmannes hinab ihre Macht ausübende Thorheiten erinnert zu werden, ist bitter und zerreißt ein edles Gemüth. Gut daher, daß bald nach dieser Stelle das kräftige Einwirken eines schönen Naturspiels jene Verstimmung wieder verscheucht.

Das Waizdorfer Wasser kommt nämlich dicht am Wege unter zusammen gestürzten, eine Höhle bildenden Felsen in kleinen Wasserfällen brausend und brodelnd hervor, mit dem Grundbache sich zu einen. Da nun auch dieser durch Felsenblöcke sich hindurch arbeiten muß, so verbreiten beide bald vereinte Bäche ein Tosen und Strudeln, das in dieser tiefen Thalschlucht, in dieser Einsamkeit und Abgeschlossenheit von lebenden Wesen, und in dieser grandiosen Naturumgebung einen schönen, bleibenden Eindruck erzeugt.

Hier ist man wieder an der Stelle, wo man vom Brand herabstieg, und wo der tiefe Grund am schmalsten ist und endet. Die Scene verwandelt sich nun ganz. In ein breites Thal tritt man ein, das der Polenzbach durchfließt, der sich weiterhin mit dem Sebnitzbache vereint, der aus dem nicht minder schönen Ochelgrund kommt. Vereint heißen diese Bäche nun Lachsbach, der nach einer Viertelstunde Lauf der Elbe sich ergibt. Den Namen Lachsbach erhielt er, weil, früher mehr als jetzt, die Lachse oder Salmen aus dem Meere in der Elbe heraufkamen, ihren Laich hier abzusetzen. Sie zu fangen, ist eine Vorrichtung vorhanden, der kein Lachs entgehen kann. Bei diesem Fange und bei der Porschendorfer Mühle führt der Weg entlang über eine Brücke. Da ist links noch ein gar herrlicher Standpunkt. Die Ochelwände und ihre Vereinigung mit den Hohnsteiner Grundwänden, so wie die Vereinigung beider Bäche, im Vorgrunde die Mühle und die herrlichen Baumgruppen im kleinen Flusse sich spiegelnd, geben dem Landschaftsmaler ein wunderschönes Bild. Der Weg führt nun am Lachsbache in einem sich immer mehr ausbreitenden Thale fort, das aber je weiter, desto reizloser wird, bis man aus ihm ganz heraustritt, wo die Elbe, der hier vorzüglich grandios erscheinende Lilienstein und endlich das Städtchen Schandau wiederum eine Landschaft bilden, die mit allen Reizen einer schönen Natur geschmückt ist, und wohl Jeden in die Worte des alten Dichters ausbrechen lassen:

O wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein.

Friedrich Gottschalck.

Digitized by Google

Das Rennthier.

So wie die gütige, weiſe Vorſehung den Bewohnern der Sandwüſten Aſiens und Afrika's das ihnen beinahe unentbehrliche Kameel gab, ſo ſchuf ſie auch für die Völkerſchaften, denen ſie die nördlichen Gegenden Europa's und Aſiens zum Wohnſitze anwies, das Rennthier, welches zur Exiſtenz derſelben ganz unumgänglich nothwendig iſt. In dieſem rauhen Himmelsſtrich, wo der Boden nichts hervorbringt, als Moos und einige Beeren, kann der Menſch die Feldfrüchte und Gemüſepflanzen, welche anderwärts einen großen Theil ſeiner Nahrung ausmachen, nicht anbauen; die Hausthiere, mit deren Milch und Fleiſch wir uns nähren, mit deren Haut nnd Wolle wir uns kleiden, deren Hilfe uns zu ſo mancherlei Arbeiten nothwendig iſt, und die uns überhaupt noch ſo unendlich viel Nutzen und Annehmlichkeiten gewähren, können dort, theils wegen des kalten Klima's, theils und hauptſächlich wegen des Mangels an geeignetem Futter nicht fortkommen, und der Menſch könnte alſo in dieſen rauhen, öden Gegenden gar nicht leben, wenn ihm der gütige Schöpfer nicht das Rennthier gegeben hätte, welches die meiſten nützlichen Eigenſchaften unſerer Hausthiere in ſich vereinigt. Das Rennthier gibt ihm Nahrung und Kleidung, es dient ihm als Laſt- und Zugthier, es erheiſcht keinerlei Pflege, es pflanzt ſich ſchnell fort, und nach ſeinem Tode können alle, ſogar die kleinſten Theile ſeines Körpers benützt werden. Ein ſo nützliches Thier verdient alſo wohl, daß wir ihm einige Aufmerkſamkeit ſchenken, und eine genauere Beſchreibung deſſelben geben.

Das Rennthier, deſſen Name nicht etwa daher rührt, weil es ſchnell läuft oder rennt, ſondern aus dem lateiniſchen Worte rangifer abgeleitet iſt, gehört zu dem Hirſchgeſchlechte und hat mit dem gewöhnlichen Hirſche, der in unſeren deutſchen Wäldern lebt, auch viele Aehnlichkeit, obgleich es wieder in vielen Stücken von demſelben verſchieden iſt. Das Rennthier hat z. B. nichts von der ſchlanken ſchönen Figur des Hirſches, ſondern es ſieht plump und unbeholfen aus, ohne es jedoch zu ſein. Statt, wie der Hirſch, feine, zarte Formen zu zeigen, hat das Rennthier grobe, behaarte, ſtarke Beine, der Hals deſſelben iſt kurz, dick und nach unten mit langen, herunterhängenden Haaren bewachſen; ſeine Füße mit geſpaltenem Hufe ſind flach und breit, damit das Thier auf dem tiefen Schnee nicht einſinke; ſein Gang iſt nicht lebhaft, leicht und graciös, wie bei dem Hirſch, ſondern eher ſchwerfällig und plump; ſtatt ſich in ſchnellen Sprüngen zu bewegen, läuft es gewöhnlich einen anſcheinend langſamen, in der That jedoch ſehr geſtreckten Trab; ſtatt, wie der Hirſch, beim Laufe den Kopf hoch emporgerichtet zu halten, ſtreckt es den Hals gerade nach vorn heraus und läßt den Kopf hängen, als wäre es kaum im Stande, das allerdings im Verhältniß zu der Größe des Thieres ſehr ſtarke, ſchwere Geweih zu tragen. Auch dieſes letztere iſt von dem des Hirſches ſehr verſchieden. Statt eine regelmäßige, bei allen mehr oder weniger ähnliche Geſtalt zu haben, und, wie bei dem Hirſche, eine gewiſſe Anzahl von Sproſſen oder Enden zu zeigen, aus welchen die Forſtleute und Jäger das Alter des Thieres zu erkennen pflegen, ſind die Geweihe der Rennthiere beinahe alle von einander verſchieden, und bieten oft die ſonderbarſten merkwürdigſten Formen dar. Eine Eigenthümlichkeit dieſer Thierart iſt es auch, daß das Weibchen, das man die Rennthierkuh nennt, ebenfalls ein Geweih oder Gehörn aufſetzt, während dieß, wie bekannt, bei dem gewöhnlichen Hirſche nicht der Fall iſt. Auch iſt, wie ſchon geſagt, das Geweih im Verhältniß zu der Größe des Thieres auffallend ſchwer;

Digitized by Google

es gibt einige, welche über zwanzig Pfund wiegen, und wenn man annimmt, daß das Rennthier bedeutend kleiner ist, als der Hirsch, so kann man kaum begreifen, wie es im Stande ist, eine solche Last nachzuschleppen. Wie der Hirsch wirft das Rennthier alle Jahre sein altes Geweih ab, und setzt ein neues auf, das männliche Thier im Herbst, die Kuh aber im Frühjahre.

Auch in der Farbe unterscheidet sich das Rennthier von dem gewöhnlichen Hirsche. Der Hals, der Schwanz, der Bauch und der innere Theil der Beine sind mit langen, schmutzig weißen, der übrige Theil des Körpers mit dunkelgrauen, bräunlichen, etwas kürzeren, aber sehr dichten Haaren bewachsen. Es gibt unter den noch in Grönland und Spitzbergen wild lebenden Rennthieren auch ganz weiße, sie kommen jedoch ziemlich selten vor. Das Geschrei des Rennthieres gleicht dem Grunzen des Schweines und nur zuweilen stößt es einen kurzen, gellenden, durchdringenden Schrei aus, besonders wenn es die Nähe des Wolfes oder irgend eines andern Raubthieres bemerkt.

Der Wolf und der Vielfraß, ein Thier, das in Lappland und in dem nördlichen Europa öfters vorkommt, sind die schrecklichsten Feinde des Rennthieres. Ersterer greift das Rennthier offen und gewaltsam an, der Vielfraß nimmt die List zu Hilfe. Gewöhnlich legt er sich, auf einem Baumast oder einem Felsen hingestreckt, auf die Lauer und springt von dort auf das vorübergehende Rennthier herunter, das er durch Bisse in das Genick tödtet und ihm das Blut aussaugt, ehe er das Fleisch verzehrt. Gegen den Wolf vertheidigen sich die Rennthiere oft mit Erfolg. Wenn eine Heerde in der Nähe eines Waldes, oder in einer felsigen Gegend weidet, wo der Wolf sie leicht und unbemerkt überfallen könnte, so stellen die Rennthiere gewöhnlich auf entfernten Punkten mehrere Schildwachen aus. Bemerken diese den Wolf, so eilen sie, indem sie das vorhin erwähnte Geschrei ausstoßen, zu der Heerde zurück, welche sich alsobald in einen dichten kreisförmigen Knäuel zusammenzieht; die jüngeren Thiere werden in die Mitte genommen, die Alten stellen sich mit vorgestrecktem Geweihe in dem äußern Kreis zur Wehre und erwarten muthig den Angriff des Wolfes, der, eifrig und gierig, in weiten Bögen um die Heerde herumläuft und eine offene unvertheidigte Stelle zu erspähen sucht, wo er einspringen kann. Halten die Rennthiere Stand, so zieht der Wolf öfters ab, besonders wenn er allein ist; zuweilen jedoch wagt er, vom Hunger getrieben, einen Angriff, der nicht selten günstig für ihn ausfällt. Es geschieht jedoch auch, daß er von dem Gehörn der älteren Rennthiere gespießt, oder von den Vorderfüßen derselben, die sie als Waffe gebrauchen und in welchen sie eine außerordentliche Kraft besitzen, todt geschlagen wird.

Einen andern Feind hat das Rennthier noch, der ihm unendliche Schmerzen verursacht, und dessen es sich nicht zu entledigen vermag. Es ist dieß ein Insekt, eine Art von Bremse, welche sich durch die Haut des Thieres einbohrt und zwischen Haut und Fleisch desselben seine Eier legt. Im Frühjahre kriechen die aus den Eiern schlüpfenden Würmer durch die kaum geheilten Oeffnungen in der Haut des armen Thieres, welches dadurch abermals entsetzlichen Leiden ausgesetzt ist. Man sieht zu dieser Zeit die Rennthiere sich wie wüthend auf dem Boden herumwälzen und alles Mögliche anwenden, um ihres lästigen Feindes los zu werden, aber vergebens.

Wilde Rennthiere gibt es nur noch im höchsten Norden, und auch dort sind sie sehr selten geworden. In Lappland, wo die Rennthiere im zahmen Zustande leben, findet man sie in großen Heerden beisammen, wie etwa bei uns die Kühe auf der Alp. Sie erfordern keinerlei Pflege, werden niemals geputzt, niemals gefüttert, niemals, weder im Sommer, noch im Winter, unter Dach gebracht, und es gibt kein einziges unserer Hausthiere, das des Beistandes des Menschen so wenig bedarf. Ihr Futter, welches aus jungen Baumknospen, Blättern, Schwämmen, hauptsächlich aber aus einer eigenen Art von Moos besteht, das deswegen auch den Namen Rennthiermoos trägt, wissen die klugen Thiere ohne Hilfe des Menschen zu finden; im Winter scharren sie mit den Vorderfüßen den dichtesten Schnee weg und schlagen das Eis durch, um unter demselben das Moos zu suchen. Ein einzelnes Kind hütet mit Hilfe einiger Hunde die Heerde, damit sich diese nicht zu weit entferne und sich kein junges Thier verlaufe. Morgens und Abends kommen die verschiedenen Eigenthümer, um ihre Kühe zu melken; denn, da die Thiere frei auf der Weide laufen, so vermengen sich die Heerden sehr oft, und jeder Eigenthümer erkennt seine Thiere an verschiedenen kleinen Einschnitten, die er an den Ohren derselben anbringt. Die Rennthierkuh gibt sehr wenig Milch, aber diese ist so außerordentlich fett und nahrhaft, daß Reisende, welche an dieselbe nicht gewöhnt, kaum im Stande sind, sie ohne eine starke Beimischung von Wasser zu genießen. Auch ist der Geschmack derselben nicht sehr einladend, denn sie riecht und schmeckt stark nach Unschlitt. Butter und Käse zu fertigen, verstehen die Lappländer nicht, aber sie bewahren die Milch auf eine eigene Art auf. Sie legen eine Art von Sauerampfer hinein und lassen die Milch mehrere Stunden lang räuchern, wodurch sie sich allerdings längere Zeit hält. Dieses Getränk gilt bei ihnen für eine köstliche Delikatesse, für andere Leute jedoch, die keinen lappischen Gaumen und keinen lappischen Magen besitzen, kann dieses ekelhafte Gemisch ganz füglich die Stelle eines Brechmittels ersetzen. Es wurde gesagt, daß alle, sogar die kleinsten Theile des Rennthiers, nach dessen Tode benützt werden. Das Fleisch wird von den Lappländern theils frisch gegessen, theils geräuchert, theils nach Schweden verkauft und versendet. Es ist sehr wohlschmeckend, hat einige Aehnlichkeit mit dem Hirschfleisch, und die geräucherten Rennthierzungen werden in Stockholm und Petersburg für wahre Leckerbissen gehalten. Aus dem Blute wird eine Art von Würsten verfertiget, welche ebenfalls geräuchert werden; aus den Knochen schnitzen die Lappen allerlei kleine

Digitized by Google

Geräthschaften, als Löffel, Messerhefte, Knöpfe; die Sehnen und kleineren Gedärme werden zu Faden gedreht, womit die Lappenweiber ihre Zelte und Kleider nähen, die Blasen zu Gefäßen verwendet, in welchen sie ihre Milch aufbewahren. Aus den Geweihen und Füßen wird ein sehr guter, geschätzter Leim bereitet, und endlich dient die Haut des Thieres den Lappländern als Kleidung und als Bett. In Torneä, einer Stadt im nördlichen Schweden, werden aus dem Felle ungeborner Rennthierkälber Damenhandschuhe verfertigt, welche an Feinheit und Weichheit alle andern weit übertreffen. Da man aber, um das Kalb zu bekommen, die Mutter schlachten muß, und eine Haut nicht einmal ein Paar Handschuhe gibt, so kann man sich denken, daß diese sehr hoch kommen; in Petersburg kostet gewöhnlich das Paar acht bis neun rheinische Gulden, oder fünf preussische Thaler.

Wenn das Rennthier nach seinem Tode dem Menschen unendlichen Vortheil gewährt, so ist es ihm während seines Lebens nicht minder nützlich. Die Lappländer sind ein nomadisches Volk, das heißt ein solches, das keine bleibende Wohnstätte hat, sondern je nach den Umständen und seinen Bedürfnissen von einer Stelle zur anderen zieht; und diese Umzüge werden hauptsächlich durch die Jahreszeit und die von derselben abhängige Witterung bedingt. Im Sommer, bei der großen Hitze, welche das Rennthier nicht wohl ertragen kann, halten sich die Lappen auf den höheren Bergen auf, wo es kühler ist, wie in dem Thale, und wo die Mücken, welche im nördlichen Schweden während des Sommers eine schreckliche Plage für Menschen und Vieh sind, weniger häufig vorkommen. Wenn es aber auf den Herbst zugeht, wo die Nächte schon kühl sind, und das Bedürfniß nach Heizung sich fühlen läßt, verlassen die Lappen ihre Sommerplätze, wo das Klima im Winter so rauh und der Boden so unfruchtbar ist, daß sogar keine Bäume und Sträucher mehr wachsen, und wenden sich mehr südlich den mit Holz bewachsenen Gegenden zu, wo sie doch Brennmaterial im Ueberfluß finden. Außer diesen großen Wanderungen, welche sich jährlich regelmäßig wiederholen, ziehen die Lappen auch noch während des ganzen Jahres, besonders im Frühlinge, Sommer und Herbst, beständig von einer Stelle zur andern im Gebirge herum, indem sie sich auf einem und demselben Weideplatze nur so lange aufhalten, bis er von der Heerde ganz und gar abgeweidet ist, worauf Menschen und Vieh eine frische Weide aufsuchen, auf welcher sie ebenfalls nur so lange bleiben, bis kein Moos mehr auf derselben vorhanden ist. Bei allen diesen Hin- und Herzügen im Lande herum sind die Rennthiere den Lappländern von größtem Nutzen. In einer Stunde hat der abziehende Lappe seine Wohnung, welche in einem aus grobem Wollzeuge gefertigten Zelte, und seine übrigen Geräthschaften und Habseligkeiten, die aus einem eisernen Kochkessel, einigen Rennthierfellen und Kleidungsstücken, einem Beile und ein Paar hölzernen Truhen oder Schachteln bestehen, in denen er vielleicht, wenn er zu den Reichen des Landes gehört, ein wenig Geld, einiges Silbergeräthe und weiblichen Schmuck aufbewahrt, geordnet, gepackt, und in so viele Theile getheilt, als er zum Tragen oder Ziehen seines ganzen Gepäckes Rennthiere bedarf. Das Ziehen kann aber nur im Winter stattfinden, denn da es in diesen Gegenden keine Spur von Straßen gibt, so können auch auf dem unebenen, holperigen, oft morastigen Boden keine Wagen gebraucht werden, und nur wenn der Boden mit Schnee bedeckt und dieser mit einer hart gefrorenen Kruste überzogen ist, kann der Lappländer seine Rennthiere als Zugthiere benützen, indem er sie vor den Schlitten spannt. Im Sommer müssen die geduldigen, vorher jedoch abgerichteten Thiere, das Gepäcke ihres Herrn tragen. Auf jedes Thier wird eine Art von Packsattel, oder richtiger, Packgurte gelegt, denn die ganze Einrichtung besteht aus einer hölzernen Gabel, welche man auf den Rücken des Rennthieres einzwängt, so daß beide Theile eng an den Seiten des Thieres anschließen; an jeder Seite der Gabel befindet sich ein hölzerner Hacken, an welchen das Gepäcke angehängt wird, wobei natürlich sorgfältig darauf gesehen werden muß, daß dasselbe auf beiden Seiten gleich schwer sei, weil sonst das Gleichgewicht gestört, die Gurte sich drehen, und das Thier in seinem Gange gehindert werden würde.

Wenn nun die Rennthiere auf diese Weise ordentlich gepackt sind, so werden sie, je zu drei, auf folgende Art zusammengekoppelt. An das Geweih des ersten wird ein Strick gebunden, welcher dann zwischen den Vorderbeinen desselben, unter dem Bauche, durch die Gurte und von da wieder zwischen den Hinterbeinen durchgezogen und an das Geweih des nächstfolgenden Thieres befestigt wird. Das zweite Rennthier wird auf gleiche Art an das dritte gebunden. Besitzt der Lappe mehr Gepäck, als die drei Thiere tragen können, so werden abermals drei andere zusammengekoppelt, so daß ein Zug immer aus drei, sechs, neun, oder, was aber selten der Fall ist, zwölf Rennthieren besteht, wovon immer drei zusammengekoppelt sind, und ihren besonderen Führer haben, der das erste Thier an einem am Geweihe befestigten Stricke leitet. Einen solchen Zug nennt man in lappländischer Sprache eine Raid. Nun setzt sich die Caravane in Bewegung; voraus geht der Hausvater mit einem einzelnen Rennthiere, welches gewöhnlich mit dem kostbarsten Theile des Gepäckes oder mit den kleinen Kindern in ihrer Wiege bepackt ist, darauf folgt der Sohn oder der Knecht, zuletzt die Frau, jedes seine drei Rennthiere führend, und so geht es über Berg und Thal fort, bis das Ziel der Reise erreicht ist, wo die Thiere wieder abgeladen, das Zelt aufgeschlagen, der Kessel aufgehängt wird und die Familie nach einer Stunde auf der neuen Wohnstelle wieder angesiedelt ist, wie wenn sie sich schon seit Jahren da befände.

Besser, als zum Tragen, läßt sich jedoch das Rennthier zum Ziehen verwenden, und darum unternehmen auch die Lappländer alle ihre längern Geschäfts- und Vergnügungsreisen im Winter. Sehr hübsch und in-

Digitized by Google

teressant ist es für den Fremden, bei Jahrmärkten, Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Gelegenheiten lange Züge von Lappen in ihren Pulka (so nennen sie ihre Schlitten) anfahren zu sehen. So wie wir einen Werth darauf legen, ein schönes, gut dressirtes, schnell laufendes Pferd, hübsche, glänzende Geschirre und eine geschmackvolle Equipage zu besitzen, so ist auch der reiche Lappländer stolz auf sein flüchtiges, bunt aufgeschirrtes Rennthier, und auf seine Geschicklichkeit im Kutschiren, was allerdings nicht so leicht ist. Der lappländische Schlitten läuft nämlich nicht, wie die unsrigen, auf zwei Kufen, sondern nur auf einer einzigen, welche genau an der Mitte desselben angebracht ist, so daß Derjenige, der darinnen sitzt, beständig das Gleichgewicht halten muß, um nicht umzuwerfen. Der Schlitten hält nur eine einzige Person, und sieht ganz aus wie ein der Breite nach mitten von einander gesägtes kleines Boot, wo am abgesägten Theile eine niedere Lehne angebracht ist, während vorn an dem spitzigen Theile das Rennthier angespannt wird. Auswendig ist er mit Theer bestrichen, inwendig mit Rennthierfellen gefüttert.

Das Geschirr des Rennthiers ist so einfach als möglich. Um den Hals trägt es ein ledernes Kummet, von welchem aus ein Strick zwischen den vier Beinen unter dem Bauche durchgeht, und nur, damit er nicht am Boden nachschleppe, durch eine Gurte gezogen ist, welche von einem kleinen ledernen Sättelchen auf dem Rücken des Thieres festgehalten wird. Durch diesen einzelnen Strick ist das Rennthier, ohne Gabel oder Deichsel, an den Schlitten gespannt. Sattel und Kummet sind, je nach dem Reichthum und Geschmack des Eigenthümers, mit allerhand Zierathen, bunten Tuchlappen, messingenen oder auch zuweilen silbernen Knöpfen, Schnallen und Schellen verziert. Geleitet wird das Thier durch ein einziges an das Geweih befestigtes Leitseil, welches der Führer bald rechts, bald links, je nach der Seite, wo er hinfahren will, wirft, indem er dabei dem gut abgerichteten Thiere einige Worte zuruft, worauf es augenblicklich gehorcht und nach dem Willen seines Herrn rechts oder links ablenkt, oder auch stille steht. Ueberhaupt ist das Rennthier gutmüthig, geduldig und willig, so daß es sich sowohl zum Tragen, als zum Ziehen, sehr bald abrichten läßt, nur darf man es nicht mißhandeln, oder mehr von ihm verlangen, als es zu leisten fähig ist. Wenn man ihm zum Beispiel zu viel aufladet, oder wenn man es zu hart antreibt, so legt es sich nieder und weicht nicht von der Stelle; will man es aber durch Schläge zum Aufstehen und Weitergehen zwingen, so springt es wüthend auf seinen hartherzigen Herrn los, dem dann nichts anderes zu thun übrig bleibt, als die Flucht zu ergreifen, oder sich unter seinen Schlitten zu verbergen, bis der Zorn des Thieres sich gelegt hat. Es sind schon mehrere Beispiele vorgekommen, daß Lappen, welche im Zustande der Trunkenheit ihre Rennthiere mißhandelten, oder zu hart antrieben, von denselben zu Tode getreten worden sind. Ein gutes Rennthier kann, wenn man es seinen gewöhnlichen Trab gehen und jedesmal, wenn es Lust dazu zeigt, gehörig ausruhen läßt, in einem Tage ganz leicht zwölf bis fünfzehn deutsche Meilen zurücklegen.

Ist das Thier müde, oder ist man am Orte seiner Bestimmung angekommen, so spannt man es aus, und läßt es frei herumlaufen; es sucht sich alsdann von selbst seine Nahrung, frißt Schnee, um seinen Durst zu löschen und legt sich alsdann ruhig neben dem Schlitten nieder.

In einigen Theilen Lapplands wird das Rennthier auch zum Reiten benützt. Dieser Gebrauch kommt jedoch nach und nach ganz ab, weil das Thier dazu nicht geschaffen scheint, denn wenn es auch mehrere Stunden weit eine Last von achtzig oder hundert Pfund zu tragen vermag, so geschieht dies jedenfalls nur im langsamen Schritte, und es ist nicht im Stande, mit einem erwachsenen Menschen auf dem Rücken eine längere Strecke im Trabe zurückzulegen.

Aus Allem, was gesagt worden ist, sieht man, welche wichtige Rolle das Rennthier in der Existenz der Bewohner Lapplands spielt. Dieses Thier ist für den Lappländer Alles in Allem, und das weiß und fühlt auch der sonst so gleichgültige, stumpfsinnige, schläfrige Lappländer recht gut. Beinahe mehr als seine Frau und seine Kinder scheint er dieses ihm von dem gütigen Schöpfer gegebene Thier zu lieben und er setzt seinen ganzen Stolz in den Besitz einer zahlreichen Heerde schöner, gut abgerichteter, glänzend aufgeschirrter Last- und Zugthiere. Schreiber dieses sah auf einem Jahrmarkte in Lappland einen Lappen, der als der reichste Mann im ganzen Lande angesehen war; er besaß wirklich eine Heerde von über tausend Rennthieren, und fuhr mit seiner Familie und seinen Knechten mit einem Zuge von achtzehn, mit reich aufgeschirrten Rennthieren bespannten Schlitten auf dem Jahrmarkte ein; dort handelte er von einem andern Lappen ein großes, sehr flüchtiges, vorzüglich abgerichtetes Zugthier ein und gab dagegen fünfzehn junge Rennthierkühe, eine Rolle Taback und einen kleinen silbernen Becher. Auf diese Weise, nämlich durch Tausch, wird dort jeder Handel abgeschlossen, denn Geld kommt in diesen Gegenden sehr selten vor, und ist sogar vielen Bewohnern derselben ganz unbekannt.

v. H.....r.

Schädliche Schmetterlinge.

(Taf. 26.)

Wir haben im ersten Jahrgang dieses Buches Seite 109 und 199 angefangen, die ökonomisch-schädlichen Schmetterlinge abzuhandeln und heben von den übrig gebliebenen jetzt noch die wirklich schädlichen aus, übergehen aber die Forstschmetterlinge, weil diese in Verbindung mit den Holzarten, auf welchen sie leben, nach und nach besprochen werden.

Aus der Familie der Spinner ist uns noch übrig geblieben der Kirschenspinner (**Bombyx lanestris**), welcher sich selten in Gärten findet, aber häufig in Wäldern angetroffen wird. Er heißt auch Wollträger, Bir-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

kennestspinner, Wollenstricker, Eieroogel und Heckenschlehspinner, lebt auf Kirschen, Schlehen, Weiden, Linden und Eichen, am häufigsten aber auf Birken. Vom Mai bis Juli findet man große und dichte Gewebe, worin die Raupen gesellig leben und sich vier bis fünf Mal häuten. Nach jeder Häutung beziehen sie eine andere Wohnung. Anfänglich sind die Räupchen schwarz, später schwarzblau mit rothbraunen Füßen und zwei dergleichen Bürsten auf jedem Ringe; der Kopf ist schwarz. Die sehr gefräßigen Raupen sind zwar nirgends selten, jedoch nicht in so großer Menge vorhanden als andere. Sie kommen am Ende des Frühjahrs aus Eiern, welche schon im Herbst von dem weiblichen Schmetterling zwischen die Ritzen der Baumrinde am Stamm und an starken Zweigen abgesetzt und mit einer grauen Wolle bedeckt werden, welche das Weibchen am After trägt. Solcher Eier sind es gegen 200.

Manche Gesellschaften dieser Raupen machen kein neues Gespinnst, sondern behalten das erste Zeitlebens bei und vergrößern es nur während ihres Wachsthums. Bei heiterem Wetter sonnen sie sich oft außerhalb des Nestes und verlassen es, um ihrer Nahrung nachzugehen. Diese Wanderungen unternehmen sie ebenfalls in Gesellschaft und bringen manchmal 2 — 3 Tage zu, ohne in ihr Gespinnst zurückzukehren. Im Juli und August zerstreuen sie sich aber und jede sucht einen zur Verpuppung schicklichen Ort an der Erde unter Moos oder Blättern, an Zäunen und zwischen Rindespalten. Von vielen Raupen kommen nur wenige aus, da viele vor und während der Verpuppung sterben, auch der Schmetterling häufig verkrüppelt. Die Puppe ruht in einem tonnenförmigen Gespinnste, welches auf jeder Seite eine feine Oeffnung hat. Der Schmetterling erscheint im September und October. Er ist von Farbe grauroth, am Leib und den Hinterflügeln mehr braun; am Grunde der Vorderflügel steht eine ringförmige weiße Zeichnung, über der Mitte nach außen eine weiße Querlinie und in der Mitte innerhalb derselben ein rundlicher Flecken von weißer Farbe. Das Weibchen hat dünnere Fühler als das Männchen, bei welchen sie noch überdies gekämmt sind.

Aus der Abtheilung der Eulen gibt es nur wenige, welche durch zahlreiches Erscheinen erheblichen Schaden anrichten, wie z. B. die Gammaeule (Noctua gamma) und die Locheule (Noctua popularis); die Forcheneule (Noctua pinipcrda), ist ein Forstschmetterling, und es bleibt uns daher nur noch die Kohleule zu betrachten übrig.

Die Kohleule (Noctua brassicae) ist in vielen Jahren in ungeheurer Anzahl vorhanden; im Juni und Juli werden die Eier an die Unterseite der Blätter gelegt, worauf sich dann bald die Raupen entwickeln. Sie finden sich fast auf allen Gartengemüsen, schaden aber besonders den Kohlarten, welche sie, mit den äußern Blättern anfangend, anfressen, sich bis ins Herz hineinarbeiten und daselbst ihre Wohnung aufschlagen, wodurch Fäulniß entsteht; die Raupe heißt darum auch Herzwurm. Die schönsten Kohlstauden werden auf diese Weise zu Grunde gerichtet, denn wenn sie auch äußerlich noch so schön aussehen, im Innern sind sie angefault, hohl und mit Raupenkoth gefüllt.

Diese gefährliche Raupe, welche im August oder September ihr völliges Wachsthum erreicht, sieht nach ihrer letzten Häutung schwarzbraun oder dunkelgrün aus, mit drei weißen Rückenlinien. Die untere Seite ist hellgrün, der Seitenstreif gelb, die Luftlöcher weiß und schwarz eingefaßt, der Kopf bräunlichgelb. Vor der letzten Häutung ist die Grundfarbe grün mit gelbem Seitenstrich, ohne weiße Rückenlinien.

Zur Verwandlung geht sie in die Erde und wird daselbst zur Puppe, welche rothbraun und mit feinen Spitzen versehen ist; sie überwintert und erscheint erst im Juni des folgenden Jahres. Der Schmetterling ist graubraun mit dunklern und hellen Flecken, Strichen und Streifen auf der obern Seite der Vorderflügel und erloschenen Zeichnungen auf der Unterseite.

Durch Aufsuchen der Puppen und Ablesen der noch jungen Raupen kann eine große Menge dieser schädlichen Geschöpfe vernichtet werden.

Aus der Abtheilung der Spanner sind es der Johannisbeer- und Stachelbeerspanner (Geometra wavaria & grossulariata), welche in manchen Jahren einigermaßen an den Johannis- und Stachelbeerstauden schädlich werden, was jedoch von geringer Bedeutung ist; eine schädlichere Gattung dieses Geschlechts (Geometra brumata) der Frostspanner ist schon abgehandelt.

Erklärung der beigegebenen Kupfertafel.

Figur 1. Junge Raupe von Noctua brassicae.
„ 2. Dieselbe Raupe erwachsen.
„ 3. Die Puppe davon.
„ 4. Die Kohleule.
„ 5. Die in die Afterhaare eingehüllten Eier von Bombyx lanestris.
„ 6. Die Raupe dieses Schmetterlings.
„ 7. Das Puppengehäuse.
„ 8. Die Puppe.
„ 9. Der weibliche,
„ 10. Der männliche Schmetterling.

Berge.

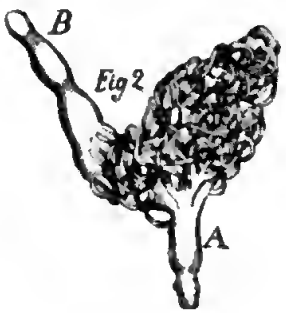
Vom Kreislaufe des Blutes und vom Athmen.

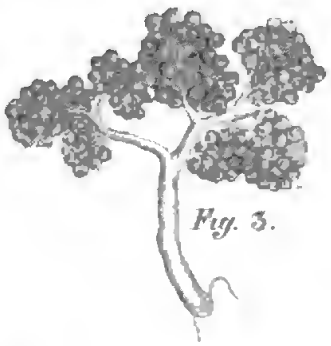
Wir haben bei der Betrachtung der Ernährung gesehen, daß die feinsten Endigungen der Saugadern sich gleich den Wurzelfasern einer Pflanze auf dem Boden des Darmkanales verzweigen, um dort den durch die Verdauung gebildeten Nahrungssaft einzusaugen, und nach einiger Vorbereitung in den Drüsen, der Blutmasse einzuverleiben. Bis dahin hat der Hergang der Ernährung des Thieres große Aehnlichkeit mit der der Pflanze. Die Gefäße der Pflanze saugen den Nahrungsstoff ein, verähnlichen ihn und setzen das zum Wachsthum Erforderliche an seinem Orte ab. Da nun aber das Thier nicht blos zu wachsen, sondern auch sich zu bewegen hat, so hat der Nahrungssaft die doppelte

Digitized by Google

Aufgabe, das zur Erhaltung des Körpers nöthige Material auszuschaffen, und zugleich einen Lebensreiz auf den Körper auszuüben, vermöge dessen Bewegung ausgeführt werden kann. Diese doppelte Aufgabe erfüllt das Blut, und ist, weil es eine zwiefache Aufgabe hat, aus zwei wesentlichen Theilen zusammengesetzt, den Blutkügelchen und dem flüssigen Theil des Blutes.

Schon während die Saugadern, welche den Nahrungssaft aufgesogen haben, durch die Drüsen hindurch gehen, bilden sich in dem Nahrungssafte einzelne Kügelchen, welche in dem mehr flüssigen Safte schwimmen. Die Lymphdrüsen aber sind nichts anderes, als ein verworrenes Gewebe von Saugadern, welche entweder durch vielfache Verbindungen ein Gefäßnetz bilden, oder sich in den Zellen der Drüse verzweigen. Fig. 1 zeigt eine solche Drüse, in welche bei a die Lymphgefäße





eintreten, bei b herauskommen, Fig. 2 zeigt das verworrene Gefäßnetz, Fig. 3 den zelligten Bau der Drüse.

Während nun die Nahrungsflüssigkeit in diesen Drüsen verweilt, wird sie in der Art umgeändert, daß sich in dem flüssigen Theile derselben kleine Kügelchen bilden, welche sich etwas röthen und später im Blutsysteme als Blutkügelchen sich noch mehr ausbilden.

Das Blut besteht aus der farblosen Blutflüssigkeit und den rothgefärbten Blutkügelchen, welche in dieser Flüssigkeit frei schwimmen. Diese Blutkügelchen sind feine häutige Bläschen, welche in ihrem Innern einen rothen Kern enthalten, ihre Gestalt ist linsenförmig, und sie sind so klein, daß auf die Fläche eines Quadratzolles deren neun Millionen gehen, der Durchmesser eines einzelnen Blutkügelchens beträgt $^1/_{1000}$ Zoll. Deßhalb erscheint auch das Blut der höheren Thiere vollkommen gleichmäßig geröthet, und bei den niederen Thieren ist das Blut nicht eben wegen Mangels an Blutkügelchen weiß, sondern weil den allerdings sparsamer vorhandenen Blutkügelchen die rothe Farbe fehlt. Bei jeder Thiergattung haben die Blutkügelchen eine andere Gestalt und andere Lebenseigenschaften, und daher kommt es auch, daß ein Thier stirbt, sobald man ihm Blut von einem nicht zu seiner Gattung gehörigen in die Adern spritzt, während es sich nach heftigen Verblutungen dadurch erholt, daß man ihm Blut von der eigenen Gattung einspritzt.

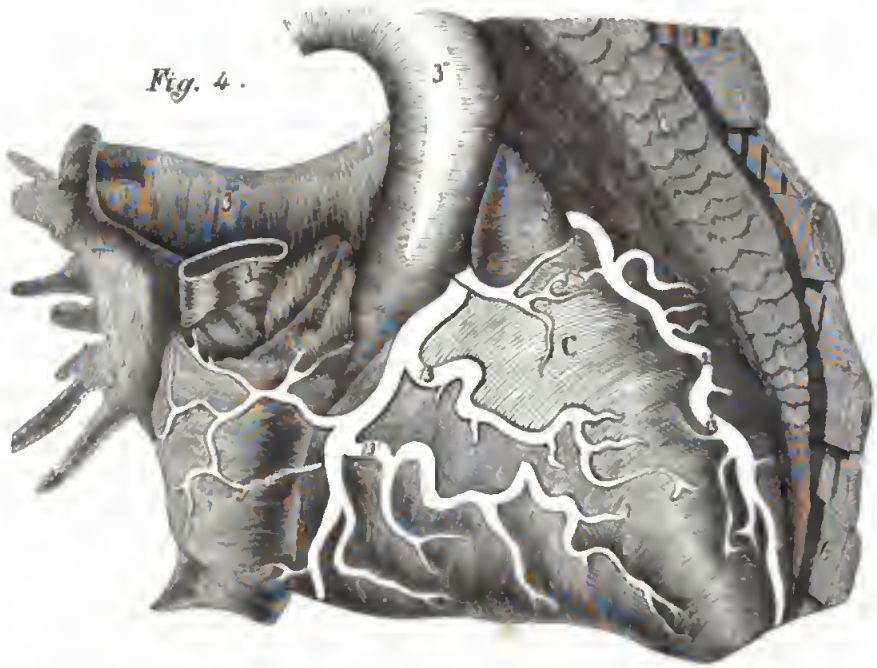
Die Blutflüssigkeit ist nicht minder zusammengesetzt als die Blutkügelchen. In den Adern ist sie vollkommen flüssig, ja in sofern leichtflüssiger, als die Blutkugelchen, als sie auch in die feinsten Haargefäße einzudringen vermag, in welche jene trotz ihrer Kleinheit und ihrer elastischen Wandungen nicht eingehen können. Jedoch enthält die Blutflüssigkeit als das stoffbildende Element in sich aufgelöst den gerinnbaren und alsdann festen Faserstoff und den Eiweißstoff. Läßt man das Blut aus der Ader, so zerfällt es, indem es stirbt, in diese sonst organisch verbundenen Theile, es vereinigt sich dabei in eine zusammenhängende gallertartige Masse, aus welcher man durch Auswaschen den zähen festen Faserstoff und durch Erwärmung den in der Hitze gerinnbaren Eiweißstoff abscheiden kann, so daß der wässerige Theil, das Blutwasser, das eine geringe Menge Salze und Fett enthält, übrig bleibt.

Um den Zweck der Ernährung und Belebung zu erfüllen, muß das Blut durch ein sehr zusammengesetztes System von Kanälen in alle Theile des Körpers geleitet werden; da es selbst aber, um immer denselben Grad von Erregungsfähigkeit zu haben, von Zeit zu Zeit erfrischt werden muß, bedarf es eines Organes, das ihm diese Erfrischung darbietet, und in welchem es kreist, nachdem es im Körper seine Funktion zu nähren und zu beleben erfüllt hat. Dieses Organ ist die Lunge. Da aber die Leitung des Blutes in die Körpertheile und von diesen nach der Lunge außer den hiezu nöthigen Kanälen eines Saug- und Druckwerkes bedarf, das wie eine Spritze wirkt, so hat die Natur einen künstlich zusammengesetzten hohlen Muskel gebildet, der die Bewegung dieser Flüssigkeiten vermittelt, und dieser ist das Herz. Das Herz ist der Mittelpunkt des Kreislaufes, und da dieser ein vierfacher ist, nämlich 1) vom Herzen zu den Körpertheilen, 2) von den Körpertheilen zum Herzen, 3) vom Herzen zur Lunge, 4) von der Lunge zum Herzen, so hat auch das Herz vier Höhlen, welche zur Aufnahme und Forttreibung der genannten Strömungen bestimmt sind.

Das Herz (Fig. 4. C.) liegt in der Mitte der Brusthöhle, die Spitze schief gegen links gewandt, so daß sie zwischen der fünften und sechsten Rippe (6) bei der Bewegung anschlägt. Es ist von dem Herzbeutel umgeben und liegt zwischen beiden Lungen, davon die linke E hier sichtbar ist. Die Muskelfasern, aus denen es besteht, sind sehr reich an Bewegungsnerven, daher das Herz nie ermüdet, haben aber gar keine Gefühlsnerven, daher es empfindungslos ist. In seinem Innern wird es durch eine feste, vom Grund zur Spitze gehende, fleischige Scheidewand in zwei Theile, die rechte oder vordere und die linke oder hintere Hälfte getheilt; jede dieser Hälften aber ist durch eine ähnliche Scheidewand wiederum in zwei ungleiche Hälften geschieden, davon die kleinere die Vorkammer, die größere die Herzkammer heißt. Die Scheidewand, welche diese beiden Kammern trennt, hat eine sehnigte Klappe, die sich blos in

Digitized by Google

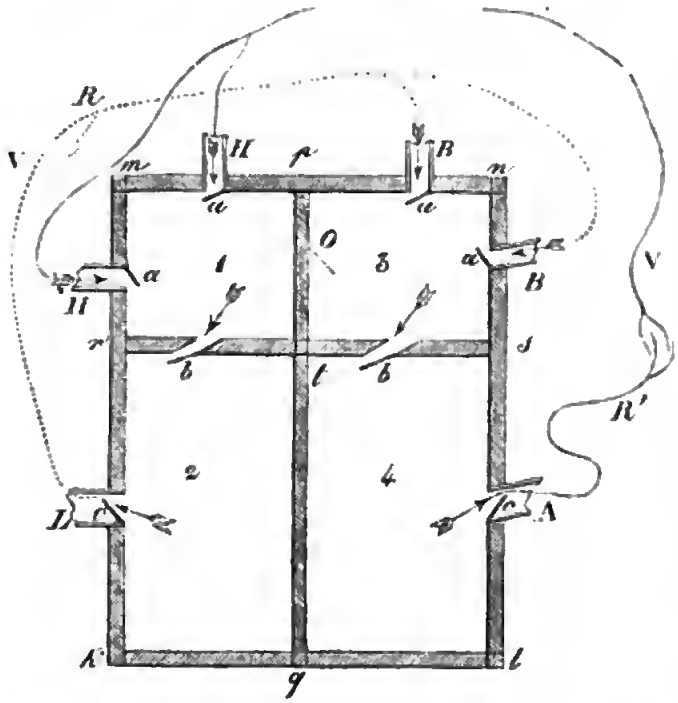
Fig. 4.



der Richtung von der Vorkammer zur Herzkammer, nicht aber umgekehrt öffnet. Mit den Vorkammern stehen diejenigen Adern in Verbindung, welche das Blut von den Körpertheilen und beziehungsweise der Lunge zum Herzen führen, mit den Herzkammern dagegen diejenigen, welche das Blut vom Herzen nach jenen Theilen führen. Da bei der spritzenden Bewegung des Herzens unterscheidbare Blutwellen gebildet werden, nennt man die letzteren Adern Schlagadern (Arterien), die ersteren dagegen Blutadern (Venen). Die Schlagadern unterscheiden sich von den Blutadern durch folgende Merkmale. Sie haben außer der innern, allen Blutgefäßen gemeinschaftlichen glatten und der äußeren festeren Haut eine zwischen diesen beiden Häuten liegende starre elastische Membran, durch welche sie stets, selbst nach dem Tode, offen und zwar mit Ausnahme der größern kreisrund erhalten werden. Diese elastische Haut hat den doppelten Nutzen, den Schlagadern Festigkeit zu geben und zugleich die Gewalt der Blutwelle zarten Organen gegenüber zu mäßigen. Dieß geschieht nämlich folgendermaßen: so oft eine Blutwelle in den elastischen Kanal der Arterie gespritzt wird, dehnen sich dessen Wandungen ein wenig aus, um sich aber sogleich hinter der Blutwelle wieder in den früheren Raum zusammenzuziehen; da aber die Blutwelle bei jedem Pulsschlag, wegen der nachfolgenden gleich großen, genöthigt wird, die Elasticität der Arterienwandungen von Neuem zu überwinden, so verwandelt sie sich endlich in den feineren Gefäßen in eine gleichmäßige Strömung, wo keine Wellenform mehr zu bemerken und kein Pulsschlag zu fühlen ist. Nur an ihrem Ursprung haben die Schlagadern Klappen, welche den Rücktritt des Blutes verhindern. Die Blutadern entspringen aus den letzten Verzweigungen der Schlagadern, oder um es schärfer auszudrücken, aus dem Haargefäßsystem, wie man die letzten Verzweigungen der Adern überhaupt nennt, denn bei diesen feinen Verzweigungen ist nicht mehr zu unterscheiden, was Blutader und was Schlagader ist. Nachdem die Blutadern als deutlich erkennbare Zweige dort entsprungen sind, setzen sie ihren Weg zum Herzen fort, indem sie sich nach und nach zu größeren Stämmen verbinden, bis sie endlich als Hauptstämme in den Vorkammern endigen. Sie haben (besonders diejenigen der äußeren Körpertheile) in ihrem Inneren feine Klappen, welche verhindern, daß das Blut vom Stamm zum Zweig zurückfließe, und namentlich an den Gliedern den Nutzen haben, daß nicht das Blut seiner eigenen Schwere nach zurücksinke. Am Vorhofe des Herzens angelangt, besitzen sie vor ihrer Mündung Klappen, welche verhindern, daß das Blut bei der Zusammenziehung des Vorhofes wieder in die Blutader zurückkehre. Alle Adern verzweigen sich in der Regel paarweise, so daß immer zwei kleinere aus einer größeren entspringen, und sind da, wo sie sich in nahe beim Herzen gelegene Theile zu verzweigen haben, unter stumpferen Winkeln gebrochen, als an andern Theilen; am besten sieht man dieß bei den Ernährungsgefäßen des Herzens, den Kranzadern. Die Aderstämme, welche mit dem Herzen in unmittelbarer Verbindung stehen, sind folgende. In die rechte Vorkammer (1 Fig. 4) münden die Hauptstämme der Körperblutadern, die obere (3°) und untere (8°) Hohlader, in die ihr auf der hinteren (linken) Seite entsprechenden linken Vorkammer münden die Lungenblutadern (3°°), welche das in der Lunge erfrischte Blut wieder zum Herzen zurückführen. Aus der rechten Herzkammer entspringt die Lungenschlagader (3'),

welche das Venenblut, das aus der rechten Vorkammer in die rechte Herzkammer floß, der Lunge zuführt, und aus der linken Herzkammer endlich entspringt die Hauptschlagader des Körpers, Aorta genannt (3‴). 1 3 sind die das Herz ernährenden Kranzadern.

Eine richtige Vorstellung von den Verhältnissen des Kreislaufes bekommt man dadurch am besten, wenn man sich ihn auf geometrische Weise deutlich macht. Hiezu diene folgende Figur, bei welcher auf die Form verzichtet wird, um das Wesen darzustellen (Fig. 5).



Das Quadrat m n k l sei das Herz, welches durch die undurchbrochene Scheidewand p q in eine rechte und linke Hälfte getheilt wird, so daß m p q k die rechte, n p q l die linke Hälfte ist. Die mit den Klappen b versehenen Scheidewände r t und s t trennen die kleineren Vorkammern 1,3 von den größeren Herzkammern 2,4. Bei H H münden nun die Hohladern, welche aus den Körperverzweigungen der Blutadern V' das Blut aufnahmen, und führen dasselbe in die rechte Vorkammer 1, bei deren Zusammenziehung das in ihr enthaltene Blut durch die Klappen a a verhindert wird, wieder in die Venen zurückzutreten (In den Vorhofsvenen des Menschen fehlen zwar solche Klappen, werden aber durch Vorsprünge der Wandungen der Vorkammern ersetzt), und daher genöthigt ist, durch die Klappe b in die rechte Herzkammer 2 zu fließen. Zieht sich diese zusammen, so entweicht, indem sich die Klappe b schließt, der Blutstrom durch die Lungenschlagader L, wird durch die Klappe c verhindert, bei wieder erfolgender Ausdehnung der Herzkammer in diese zurückzufließen, und gelangt durch die unendlichen Verzweigungen .... V dieses Gefäßes in das Haargefäßsystem der Lunge. In diesem entspringen die Wurzeln der Lungenblutadern R..., welche den Körperblutadern ähnlich zu Hauptstämmen B B vereinigt in die linke Vorkammer münden. Bei der Zusammenziehung dieser gelangt das Blut durch Schließung der Klappen a a und Oeffnung der Klappe b in die linke Herzkammer, aus welcher es durch die Aorta A in die Schlagadern des Körpers gepumpt und dabei durch die Klappe c verhindert wird, dem Herzen zuzufließen, bis es endlich durch die Schlagadern R' demselben Haargefäßnetz zugeführt wird, in welchem die Körperblutadern V' entspringen. Denjenigen Theil des Kreislaufes, der in der rechten Herzkammer 2 beginnt, durch die Lungenschlagader L in die Haargefäße der Lunge V R geht, und mittelst der Lungenvenen B in der linken Vorkammer 3 endigt, nennt man den kleinen Kreislauf; den Theil des Kreislaufes dagegen, der in der linken Herzkammer 4 anfängt, sich durch die Aorta A in alle Körpertheile fortsetzt, um in dem Haargefäßsystem des Körpers R' V' sich zu verlieren, heißt man den großen Kreislauf. Da das Arterienblut hellroth und das Venenblut schwarzroth aussieht, so hat man auch den Kreislauf in einen schwarzrothen und hellrothen eingetheilt. Der schwarzrothe entspringt bei V' im Haargefäßnetz des Körpers und endigt bei V im Haargefäßnetz der Lunge; der hellrothe beginnt bei R im Haargefäßnetz der Lunge und endigt bei R' in dem des Körpers. Beim ungeborenen Thiere, welches noch nicht athmet, ist in der Scheidewand zwischen der rechten und linken Vorkammer eine Oeffnung, das ovale Loch mit einer Klappe ... O, durch welche das Blut, ohne in die rechte Herzkammer zu kommen, gleich in die linke fließt, zugleich aber ein Verbindungskanal zwischen Lungenschlagader und Aorta, um dem Blut den Zugang zu der noch nicht athmungsfähigen Lunge zu verwehren; bald nach der Geburt verwachsen diese beiden Verbindungen gänzlich, doch soll bei Menschen, die von Jugend auf viel tauchen, das ovale Loch etwas offen bleiben.

Der Akt des Kreislaufes wird durch abwechselnde Erweiterung und Zusammenziehung der Vorkammern und der Herzkammern vollzogen. Dieß geschieht in der Art, daß der in der Mitte der Vorkammern und Herzkammern befindliche Theil des Herzens als der feste Punkt anzusehen ist, nach welchem hin sich die Kammern desselben zusammenziehen, denn in der Nähe dieser Vereinigung von Vorkammern und Herzkammern entspringen die großen Schlagadern, welche dazu dienen, das Herz in seiner Lage zu erhalten. Es sind wesentlich vier Akte der Erweiterung und Zusammenziehung nöthig, welche jedoch in zwei zerfallen, weil während der Erweiterung der Vorkammernhälfte sich die Herzkammerhälfte zusammenzieht. Zuerst erweitern sich die Vorkammern und saugen, die eine aus den Körpervenen, die andere aus den Lungenvenen, Blut auf, dann ziehen sie sich zusammen und treiben das Blut in die betreffenden Kammern. Während der Erweiterung der Vorkammern aber ziehen sich die Herzkammern zusammen, um das Blut durch die Schlagadern einerseits

Digitized by Google

in die Lunge, andererseits in den Körper zu treiben, und erschlaffen, sobald die Vorkammern sich zusammenziehen, um Blut aus diesen aufzunehmen. Während die Herzkammern, deren Muskelkraft weit stärker ist, als die der Vorkammern, sich zusammenziehen, erhebt sich die Spitze des Herzens und schlägt unter der 5ten Rippe an, und da ihre Bewegung den Vorkammern gegenüber weit bedeutender ist, so versteht man, wenn man von Erweiterung und Zusammenziehung des Herzens spricht, nur von dem die Herzkammern betreffenden Akte, mit welchem auch, da durch ihn der Puls der Schlagadern bestimmt wird, die so wichtige Funktion des Blutlaufes weit näher in unmittelbarem Zusammenhange steht, als mit der mehr vorbereitenden, die Einsaugung vermittelnden Thätigkeit der Vorkammern. Legt man das Ohr auf die linke Brusthälfte eines Menschen, in der Gegend, wo das Herz anschlägt, so kann man diese Zusammenziehungen deutlich hören; hiebei unterscheidet man genau zwei Geräusche, deren eines kürzer und schwächer, das andere darauf folgende dumpfer und stärker ist. Auf diese zwei Geräusche folgt eine Pause, so daß dadurch der $^3/_4$-Takt entsteht, in Noten ausgedrückt heißen sie so:

Der Vorschlag gehört der Zusammenziehung der Vorkammern, die punktirte Note der Zusammenziehung der der Herzkammern an, bei der Pause beginnt schon die Erweiterung der Herzkammern, auf welche rasch die Zusammenziehung der Vorkammern folgt. Ueber die Erklärung dieser beiden Geräusche sind indeß die Ansichten noch verschieden, was daher rührt, daß die Pause manchen Beobachtern ihrer Bedeutung nach entgangen ist, offenbar ist sie aber nichts anderes, als der kleine Augenblick der Ruhe, welcher auf die Zusammenziehung der Herzkammern während deren Erschlaffung folgt, ehe die Vorkammern sich völlig zusammenziehen. Die Schnelligkeit der Herzschläge nimmt von der Geburt an ab, sie ist folgende: Vom 1sten bis 4ten Jahre 140—100, vom 4ten bis 16ten Jahre 100—80, vom 16ten bis 32sten Jahre von 80—70, vom 32sten bis 61sten Jahre von 70—65, in noch höherem Alter — 50; schneller wird der Herzschlag nach dem Essen und bei körperlichen Anstrengungen, langsamer im Schlafe. Die Menge des Blutes, welche auf jeden Pulsschlag in Bewegung gesetzt wird, schätzt man auf $1^1/_2$ Unzen, die Menge des Blutes, welche in dem Gefäßsystem eines erwachsenen Menschen kreist, berechnet man auf 20 Pfund, und daher kann man annehmen, daß binnen 2 Minuten 51 Sekunden die ganze Blutmasse durch das Herz umherbewegt wird; jedoch erleidet dieß wegen der verschiedenen Größe der Blutbahnen manche Abänderungen.

Bisher haben wir die materiellen Verhältnisse des Kreislaufes betrachtet und uns mit dem wundervollen Mechanismus beschäftigt, welcher die Blutströmung vermittelt, wir haben dabei als alleinige bewegende Kraft das Herz erkannt, das, ein muskelreiches Sang- und Pumpwerk, die ihm zur Bewegung übergebene Flüssigkeit nach allen Theilen spritzt und von allen Theilen einsaugt; zugleich sahen wir, daß die Schlagadern durch das Verhalten ihrer elastischen Wandungen sich mehr leidend bei dem Geschäft dieser Bewegungen verhalten, und daß die Blutadern ebenfalls nicht im Stande sind, etwas zur Fortschaffung des in ihnen enthaltenen Blutes beizutragen, sondern nur durch die in ihnen enthaltenen Klappen eine rückgängige Bewegung zu verhindern. Mithin wäre, so betrachtet, das ganze System des Kreislaufes ein rein mechanisches — dem ist aber nicht so. Es liegt nämlich zwischen der einen Hälfte des Kreislaufes und der andern ein sehr wichtiges, höchst lebensthätiges System, das Haargefäßsystem, welches in Absicht auf seine Lebensthätigkeit nicht weniger nothwendig ist, als das Herz selbst. Das Gefäßsystem ist durchaus geschlossen; die letzten Verzweigungen der Schlagadern gehen unmittelbar in die letzten Wurzeln der Blutadern über; dieß geschieht in diesem außerordentlich feinen Gefäßnetze, von dem man sich unter Fig. 2 ein ungefähres Bild machen kann; wenn man sich das eine Ende A des dort abgebildeten Lymphgefäßnetzes als Schlagader, das andere B als Blutader denkt, hört die Macht des Herzens auf; es bewegen sich die Blutströmchen dort nach den Gesetzen derjenigen Anziehung, welche dem Blute als einer mit Leben begabten Flüssigkeit eigen ist. Dort geschieht der eben so wichtige, für die Erhaltung des Körpers nothwendige, als geheime Hergang der Absonderung und Ernährung; dort erleidet das Blut jene Veränderungen der Mischung und Lebensthätigkeit, welche es einerseits als Arterien-, andererseits als Venenblut bezeichnen; dort strömt es nicht mehr den mechanischen Einflüssen des Herzens völlig unterthan, sondern geleitet durch den mächtigen Einfluß des Nervensystemes dahin, wo es den zum organischen Leben nothwendigen Zweck erfüllen muß. Bläße, Schamröthe, lebendiges Schwellen, mattes Zusammensinken, Wärme, Kälte, kurz alle die wichtigen Vorgänge, deren Wesen jeder materiellen mechanischen Betrachtungsweise auf das Entschiedenste widerspricht, sind die Thatsachen, welche jeden Augenblick das Werk des Haargefäßsystemes sein können. Die Wandungen der unendlich feinen Gefäße dieses Systemes sind so zart, daß sie in ihren letzten Endigungen selbst dem Microscope entgehen, und diese Gefäße selbst bilden durch zahllose Verzweigungen ein Netz, das durch alle Körpertheile in der Art verbreitet ist, daß die zum Leben wichtigeren Organe ein engeres, die auf einer mehr niederen Organisationsstufe stehenden ein weiteres derartiges Gefäßnetz erhalten. Obgleich diese Gefäße ebensowenig als Blut- oder Schlagadern Muskelfasern besitzen, können sie sich doch auf gewisse Reize allmählig zusammenziehen und wieder ausdehnen, wie dieß bei dem oft raschen Wechsel der Wangenröthe wahrzunehmen ist. Die Feinheit des Gewebes, aus welchem sie bestehen, erlaubt aber den in ihm enthaltenen Flüssigkeiten den Durchgang durch seine Poren, so daß der Nahrungsstoff, welchen das Blut mit sich führt, in den einzelnen Theilen abgesetzt wird, zugleich aber auch diese Theile mit dem rothen Bestandtheil des Blutes in der

Digitized by Google

Art in Berührung kommen, daß sie die mit den Blutkügelchen verbundenen reizenden und belebenden Kräfte einsaugen und so neues Material und neue Kräfte gewinnen. Dieses neue Material, welches durch die Poren der Haargefäße durchdringt, ist je nach der Natur des Körpertheiles, durch welchen das Blut kreist, verschieden; diese Verschiedenheit erklärt sich dadurch, daß jeder Theil das ihm zusagende Element vermöge der ihm einwohnenden Lebenskraft dem Blute nicht nur entzieht, sondern sich seine ihm wesentlich angehörigen Theile aus dem Blute herausbildet. Aber nicht nur die Ernährung und Belebung, sondern auch die Rückbildung und Ausscheidung geht von diesen so wichtigen Haargefäßen großentheils aus. Das zum Leben unbrauchbar gewordene Material nämlich muß, während neues angelagert wird, wieder aufgesogen und in die allgemeine Blutmasse zurückgebracht werden, um in den Organen, welche zur Ausscheidung des Auswurfsstoffes dienen, abgesondert zu werden, und dieß geschieht auf zweierlei Weise. Die Saugadern nämlich, welche, wie früher gezeigt worden ist, im Darmkanal die Bestimmung haben, die Nahrungsflüssigkeit aufzusaugen und dem Blute zuzuführen, haben in den andern Theilen des Körpers die wichtige Bestimmung, allen verbrauchten Stoff aufzunehmen und wieder in das Blut zu bringen, damit derselbe an den gehörigen Orten durch die Arterien den Drüsen, wie z. B. der Leber, den Schweißdrüsen ꝛc., zugeführt und von diesen als Schweiß, Darmsaft, Harn ꝛc. entfernt werde. Daher ist das Haargefäßnetz fast überall von einem je nach Bedürfniß mehr oder minder starken Saugadernetz begleitet, welches aber nicht in unmittelbarer Verbindung mit jenem steht, sondern nur durch seine feinen Poren einsaugt.

Sobald das Blut in den Haargefäßen seiner so wichtigen Bestimmung auf die angegebene Weise nachgekommen ist, strömt es wieder, weil es nun als nicht mehr lebensreizend und lebenbringend von den äußersten Theilen, so es durchlief, abgestoßen wird, den Blutaderstämmen zu und geht dort mit einer einzigen Ausnahme auf geradem Wege dem Herzen zu. Diese Ausnahme findet bei den Blutadern des Darmkanals statt, denn nachdem diese sich, wie alle andern Blutadern, in einen Stamm vereinigt hatten, so entsprießt diesem Stamme, der Pfortader, wiederum ein Gezweige, ganz auf ähnliche Art, wie dieß bei den Arterien der Fall ist. Dieses Venengezweige verbreitet sich in der Leber und bildet dort wiederum ein Haargefäßnetz, dessen feinste Endigungen in die Wurzeln der Lebervenen zurückgehen, durch welche das Blut endlich in die untere Hohlader gelangt. Der Zweck dieses theilweisen Haargefäßnetzes, das blos von Venen gebildet wird, scheint der zu sein, daß ein solches tief venös gewordenes Blut am besten zur Absonderung der Galle taugt.

Die Umwandlung des Venenblutes in Arterienblut, wodurch dieses eigentlich erst fähig wird, die angegebenen Zwecke zu erfüllen, geschieht durch den ebenso wundervollen als für das Leben nothwendigen Prozeß des Athmens.

Das Athmen hat den Zweck, das in den Haargefäßen der Lunge kreisende Blut dadurch umzuwandeln, daß ihm aus der atmosphärischen Luft ein Bestandtheil, der Sauerstoff, mitgetheilt und dagegen Kohlensäure entzogen wird. Die Mittel und Wege, wodurch dieß geschieht, sind beim Menschen und den höheren Thieren folgende:

Die Lunge, welche das Organ des Athmens ist, liegt in zwei Hälften, den rechten und linken Lungenflügel getheilt, so in der Brusthöhle, daß sie an der Luftröhre befestigt und von einer glatten Haut, dem Lungenfell, umgeben, frei in dieselbe hineinragt. Die Brusthöhle wird durch den von allen Seiten geschlossenen Rippenkorb gebildet und besitzt nach unten eine muskulöse und deßhalb bewegliche Scheidewand, welche sie von der Bauchhöhle trennt; diese Scheidewand ist das Zwerchfell. Die Lunge selbst besteht aus Verzweigungen der Luftröhrenäste, welche durch ein zartes Zellgewebe unter einander verbunden werden, und auf deren ungefähr 200 Kubikzoll haltenden innern Oberfläche sich das Haargefäßnetz der Lungenschlagadern und Lungenblutadern zerästelt. Da die Lunge also größtentheils aus Luftgefäßen und Blutgefäßen besteht, so ist sie sehr schwammig und hat auch beim Durchschneiden ganz das Ansehen eines Schwammes, ist aber nicht, wie man oft glaubt, aus unregelmäßigen Luftzellen zusammengesetzt, sondern aus lauter feinen Luftgefäßen, die sich wie Blutgefäße zerästeln und deren letzte blinde Endigungen man mit Unrecht Lungenzellen genannt hat. Selbstständige Bewegung hat die Lunge fast gar nicht, dennoch aber ist sie wegen ihres schwammigen Gewebes leicht zu bewegen, denn es darf nur durch Herabsteigen des Zwerchfelles und durch Erhebung der Rippen der freie Raum in der Brusthöhle vergrößert werden, so muß nach den Gesetzen der Physik die Lunge sich ausdehnen, Luft in dieselbe einströmen, und ebenso muß, sobald das Zwerchfell wieder in die Höhe steigt und die Rippen sich wieder enger an einander legen, das Umgekehrte der Fall sein. In der That beruht auch auf diesem Mechanismus das ganze Ein- und Ausathmen, wie Jedermann an sich selbst beobachten kann. Ein erwachsener Mensch athmet gegen 20mal in der Minute und schöpft dabei gegen 20 Kubikzoll Luft ein; das Einathmen dauert immer etwas länger, als das Ausathmen, zwischen der Zahl der Pulsschläge und der Athemzüge läßt sich aber kein bestimmtes Verhältniß angeben. Was nun aber beim Athmen vorgeht, ist Folgendes: Sobald die eingeathmete Luft in Berührung mit den Haargefäßen kommt, welche durch die Lunge kreisen, findet ein Austausch von Sauerstoff gegen Kohlensäure statt, die arterielle Hälfte des kleinen Kreislaufes haucht nämlich kohlensaures Gas aus, während die venöse Hälfte desselben Sauerstoffgas einsaugt, und mit diesem geschwängert nun das hochscharlachroth gewordene Arterienblut durch die Lungenvenen der linken Herzhälfte zuführt. Es ist hier zwischen Arterie und Vene ganz das umgekehrte Verhältniß, wie in den Körpertheilen, denn in der Lunge führen (mit Ausnahme der Blutgefäße,

Digitized by Google

die zu ihrer Ernährung bestimmt sind) die Schlagadern Venenblut, die Blutadern dagegen Arterienblut. Außer der Kohlensäure, welche die Lunge beim Athmen aushaucht, verliert sie noch wässerigen Dunst, die ausgehauchte Kohlensäure steht aber genau in demselben Verhältniß mit dem verschluckten Sauerstoff, wie wenn man Kohle verbrennt. Jede Luftgattung, welche keinen freien Sauerstoff enthält, ist zum Athmen völlig untauglich, und am besten ist für das Athmen gerade die Mischung von Sauerstoff und Stickstoff, wie sie immer in der atmosphärischen Luft enthalten ist (21 Theile Sauerstoff auf 79 Theile Stickstoff). Sauerstoff allein unterhält zwar das Athmen, wie das Verbrennen, schadet aber durch zu starke Erregung. Sperrt man ein Thier unter eine Glasglocke und klebt den Rand derselben luftdicht an die Tafel eines Tisches an, so wird das Thier bald ersticken, blos weil es nach und nach den in der Glasglocke enthaltenen Sauerstoff verzehrt hat. Wir sahen, daß der Verbrauch an Sauerstoff und die Erzeugung von Kohlensäure beim Athmen ganz dem Hergange der Verbrennung von Kohle ähnlich sei, und dieß berechtigt uns, chemisch genommen, das Brennen eines Feuers mit dem Hergange des Athmens gleich zu setzen, ja dieser Vergleich wird dadurch noch schlagender, daß das Athmen in einer Atmosphäre, wo kein Licht mehr brennen kann, unmöglich wird, daher man z. B. beim Hinabsteigen in einen tiefen Brunnen, wo sich die schwerere Kohlensäure immer zu Boden senkt, daran die Tiefe erkennen kann, zu der man ohne Lebensgefahr hinabsteigen darf, daß man zuvor an einem Seil ein brennendes Licht hinabläßt; wo ein Licht brennen kann, kann auch der Mensch athmen. Auch stammt den besten und genauesten Untersuchungen zufolge die Körperwärme vom Athmen her und sinkt herab, sobald dieses unterdrückt oder der Austausch von Kohlensäure und Sauerstoff erschwert wird. Allein diese Körperwärme ist sich n allen Theilen fast gleich, das Arterienblut ist kaum $^1/_2°$ wärmer als das Venenblut, die Wärme in den innern Theilen ist $29^1/_2°$ R., die Blutwärme $30^1/_2$ bis 31°; nun entsteht die sehr natürliche Frage, wie kommt es, wenn das Athmen ein Verbrennungsprozeß ist, daß die Wärme sich im ganzen Körper gleich vertheilt und höchstens um $1^1/_2°$ wechselt, ja daß sie sich gleich bleibt, der Mensch mag unter dem Aequator wohnen, oder am Nordpol? Dieß erklärt sich folgendermaßen. Ohne Zweifel würde sich bei der Verwandlung des Venenblutes in Arterienblut eine dem Verbrennen der Kohle ähnliche Hitze örtlich in der Lunge erzeugen, wenn in diesem Organe der ganze Verbrennungsprozeß, der in Bildung von Kohlensäure durch Verbindung der Kohle mit Sauerstoff unter Wärmeerscheinungen besteht, vor sich ginge. Nun aber ist erwiesen, daß der Sauerstoff sich dem Arterienblut als solcher beimengt, und daß die Kohlensäure als gasartig beigemischt, aus dem Venenblut während des Athmens entweicht, und da man bis an die Gränze des Haargefäßsystemes des Körpers den Unterschied zwischen Arterienblut und Venenblut wahrnehmen kann, so folgt hieraus, daß der in Rede stehende Verbrennungsprozeß so gleichmäßig in allen Theilen vor sich geht, daß eine örtliche Temperaturerhöhung von Belang gar nicht zu denken ist. Hiezu kommt noch der Umstand, daß man sich die Mischungsverhältnisse beider Blutarten nicht bis in's Extrem scharf geschieden denken darf, denn das Arterienblut enthält auch Kohlensäure, nur weniger, als das Venenblut, und anstatt des Ueberschusses Sauerstoff; so daß der Austausch von Kohlensäure und Sauerstoff nicht plötzlich, sondern nur allmählig geschieht.

Damit aber der Wechsel der Temperatur, der sich in den verschiedenen Zonen von 45° über bis 38° unter Null erstreckt, ausgehalten werden könne, ohne der Gesundheit zu schaden, ja ohne daß die Körperwärme im Geringsten sich ändere, dazu ist offenbar ein Wechsel in der Aufnahme des Sauerstoffes in den Lungen nöthig. Man hat gefunden, daß kalte Luft weit leichter ihren Sauerstoff fahren läßt, als warme, und da eine den Körper umgebende kalte Luft von diesem mehr Wärme fordert, so wird diese Mehrerzeugung für den Körper nicht fühlbar werden, sobald beim Athmen in kalter Luft mehr Sauerstoff von dem Blute aufgenommen wird. Man muß sich nämlich nicht denken, daß die eingeathmete Luft allen ihren Sauerstoff verliert, es ist dieß nur immer ein Theil, und so kann ein kleiner Theil Sauerstoff mehr oder weniger, je nach Maßgabe des Temperaturwechsels, hierin immer das gleiche Mittel herstellen. Soll ohne Schaden eine höhere oder geringere Temperatur ertragen werden, so muß daher auch durch die Qualität der Nahrungsmittel der Lunge eine jenem Sauerstoffverbrauch angemessene Menge Kohlenstoff dargeboten werden, und die Erfahrung zeigt uns hier auf das Genaueste den Weg. Der Südländer begnügt sich mit weniger und meist vegetabilischer Nahrung, die wenig Kohlenstoff, aber viel wässerige Bestandtheile enthält, der Nordländer dagegen bedarf Fleisch, ja der Eskimale trinkt puren Thran, kurz er zieht die an Kohle reicheren Nahrungsmittel vor. Wer in Island von Bananen und Limonade leben wollte, würde ebensogut zu Grunde gehen, als wer in Java nichts genießen wollte, als Fleisch und Wein.

Bei alle dem darf man aber niemals außer Augen lassen, daß das Athmen trotz aller Aehnlichkeit damit keineswegs blos ein Verbrennungsprozeß ist, eben so wenig als der Kreislauf des Blutes nichts anderes ist, als ein Pump- und Saugwerk. So schlagend alle diese materiellen Ergebnisse für den rohen Betrachter sind, so wenig entsprechen sie der Idee des Lebens. Der Sauerstoff, welcher eingeathmet wird, hat keineswegs blos den Zweck, eine gegebene Menge Kohle zu verbrennen und dadurch Wärme zu erzeugen, sondern er ist es, was die Blutkügelchen, von denen aller Lebensreiz abhängt, wieder aus ihrem venösen Schlummer erweckt. Diese Blutkügelchen sind als freie Organismen anzusehen, welche aus dem Nahrungssafte entstehen, einige Zeit lang leben und am Ende wieder absterben; jedes organische Leben aber bedarf des Wechsels von Tag und Nacht, und so ist die arterielle Hälfte des

Digitized by Google

Blutlebens der Tag, die venöse die Nacht desselben. Das Haargefäßnetz der Lungenvenen ist für die Blutkügelchen der Morgen, an welchem sie, erfrischt durch den Sauerstoff, tüchtig sind, hinausgeworfen zu werden in das Haargefäßnetz des Körpers, um dort zu wirken und zu schaffen, erschöpft und beladen mit dem Schutt des ewig wechselnden Gebäudes kehren sie dann schlafend und unthätig zurück nach dem Herzen, um durch die Lungenarterie dem dämmernden Morgen entgegengeworfen zu werden; sind sie aber alt und lebensmüde, so werden sie von der Pfortader angezogen, um die Reste ihres kleinen Leibes zur Gallenbildung zu verwenden. Denselben Lebensgang macht die Gefährtin der Blutkügelchen, die Blutflüssigkeit, durch. Der Beweis für diese Ansicht läßt sich zwar nicht durch das anatomische Messer entdecken, auch nicht mit Zahlen berechnen, aber er liegt in den Erscheinungen des Lebens und wird durch die der Krankheit bestätigt.

Alle diese Erscheinungen aber hängen von dem ungetrübten Einflusse des Nervensystemes auf die Organe des Kreislaufes und Athmens ab, denn dieses hat in der organischen Haushaltung Ordnung und Harmonie zu erhalten, ohne dem individuellen Leben des einzelnen Organes zu nahe zu treten.

Duttenhofer.

Die Heidekräuter (Ericae).

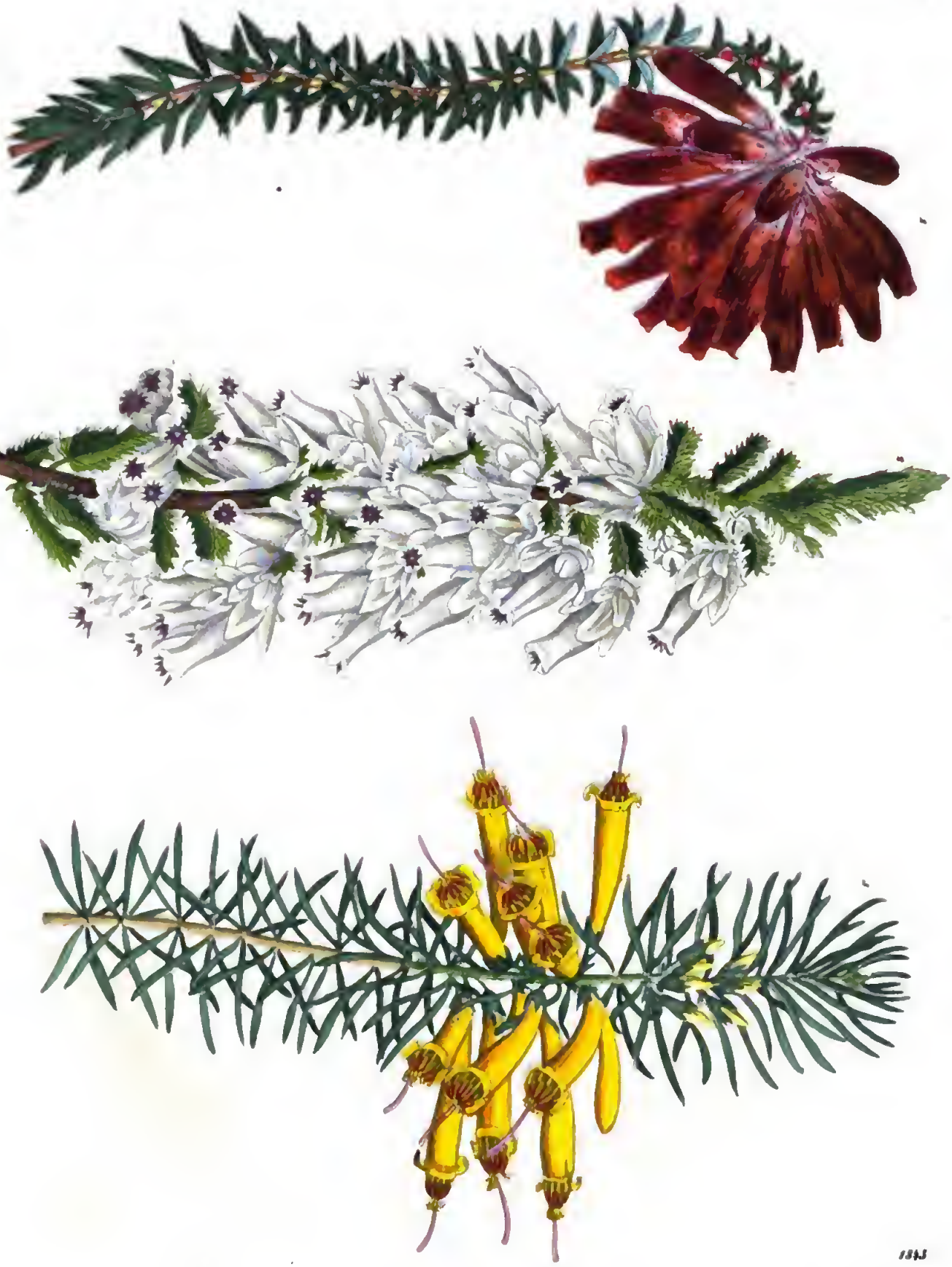
(Tafel 27.)

Wer dem Vorkommen der verschiedenen ihm bekannten Pflanzenarten oder Gattungen auch nur einige Aufmerksamkeit schenken will, wird bald finden, daß viele derselben sich in dieser Hinsicht ganz eigenthümlich verhalten, und das Studium der Pflanzengeographie verschafft uns hierüber nicht minder auffallende als auch höchst interessante Resultate. Je niederer die Organisationsstufe ist, auf welcher die Gewächse stehen, desto allgemeiner über unsere Erde verbreitet findet man dieselben, während höhere, sehr vollkommene Pflanzen lange nicht so häufig allerwärts getroffen werden, und manche derselben von der Mutter Natur sogar auf verhältnißmäßig ganz kleine Strecken angewiesen worden sind.

Die Einflüsse, welche die geographische Verbreitung der Gewächse hauptsächlich zu bedingen scheinen, sind außer der Entfernung vom Aequator und den Breitegraden auch die Höhe über dem Meere, der Boden, die Gebirgsart, die Temperatur während der Wachsthumsperiode und noch mehrere andere Umstände. Aber wenn sich auch mit großer Wahrscheinlichkeit hier erklären läßt, warum manche Familien, Gattungen und Arten von Pflanzen unter den gleichen Graden der Breite, in derselben Höhe über der Meeresfläche u. s. w. in der neuen Welt dieselben sind, wie in der alten, oder daß häufig wenigstens doch nur andere Arten derselben Gattung auf der einen Halbkugel die verwandten Arten auf der andern ersetzen, so bleibt es uns doch ein bis jetzt noch nicht gelöstes Räthsel der Natur, warum einzelne Pflanzengattungen und Arten mit gar wenigen Ausnahmen einzig nur da oder dort vorkommen, oder warum die eine ganze Strecken Landes überzieht, während eine andere nimmermehr in Gesellschaft wächst, sondern Einsiedlern gleich von ihr immer nur einzelne in größerer Entfernung zerstreute Exemplare gefunden werden, wenn schon Boden, Klima und alle übrigen Bedingungen ebenfalls ein Vorkommen in großer Masse zulassen würden. Unsere nächste Umgebung liefert uns für die letztere Erscheinung Beispiele genug. Wer kennt nicht das gemeine Kreuzkraut, den Vogelknöterig, das jährige Rispengras und andere Unkräuter mehr, welche überall in größter Menge vorkommen und oft kaum auszurotten sind? Die gemeine gelbe Schlüsselblume erscheint auf fetten grasreichen, ihre Schwester, die rosenrothe oder bestäubte (Primula farinosa), auf torfgrundigen Wiesen in jedem Frühjahr in Unzahl, eben so der Frühlings-Enzian, die Dotterblume, die Trollblume, der Kälberkropf und viele andere mehr, während z. B. die Drehähren- (Spiranthes) Arten immer nur einzeln getroffen werden, ebenso mehrere Knabenkrautarten u. s. w. Die meisten Riedgräser (Carices) erscheinen in Masse, das Carex Buxbaumii aber wird man immer nur vereinzelt finden; einzelne Distelarten bedecken gar häufig ganze Flächen, Carduus cyanoides und Crisium eriophorum aber findet man selten zu mehreren beisammen, und so könnte ich noch manche Beispiele anführen. Alle diese so eben bemerkte Arten jedoch findet man überall in der gemäßigten Zone, und verschiedene der bei uns einheimischen Pflanzen sind nicht auf dieselbe beschränkt, sondern über die ganze Erde verbreitet; das Gänsekraut z. B. wächst in Neuholland ebenfalls an Straßengräben; auf Schutthaufen und an Wegen findet sich dort auch das Eisenkraut; die gemeine Prunelle erscheint dort auch auf trockenen Waiden, während die Gänsedistel dort so gut nasse Wiesen anzeigt, als in Deutschland, u. s. w., u. s. w.

Aber die Fackeldistelarten z. B. sind, wie wir aus dem ersten Bande Seite 86 wissen, nur in West-Indien und dem südlichen America einheimisch; und während die Proteen oder Silberbäume in Neuholland nicht minder zahlreich, als auf dem Kap der guten Hoffnung erscheinen, während überhaupt die Floren des südlichen Afrika, Neuhollands und des südlichen Amerika im Allgemeinen sehr viel übereinstimmen, so findet man auf dem Kap keine Spur von Epacrisarten, welche in Neuholland in großer Masse vorkommen, und umgekehrt hat letzteres keine einzige Heidenart aufzuweisen, während das Kap so recht eigentlich die Heimath der Heiden genannt werden kann. Ja, es gibt Pflanzenarten, welche sich durch ein noch beschränkteres Vorkommen auszeichnen. Ich erinnere an die Cedern auf dem Libanon; die Forstera sedifolia findet sich nirgends als auf Neuseeland; die Disa longicornis trifft man nur an einer einzelnen Stelle des Tafelberges am Kap, das Melastoma setosum nur auf dem Vulkane von Guadeloupe; gewiß schlagende Beispiele von einem völlig vereinzelten Vorkommen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Das Kap der guten Hoffnung, ausgezeichnet durch eine höchst interessante Flora überhaupt, ist es besonders als Naturland der schönsten Heidearten geworden. Noch bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren nur einige wenige in Europa vorkommende Arten dieser Gattung bekannt, und man hatte keine Ahnung von der Reichhaltigkeit und Pracht derselben, bis die Engländer sich auf dem Kap festsetzten, und der Botaniker Francis Masson die dortige Flora untersuchte. Er ist's, welchem wir die meisten dieser prachtvollen Pflanzen verdanken, weßhalb auch eine der interessantesten Arten mit Recht seinen Namen trägt, nämlich **Erica Massoni Thunb.**, mit großen langröhrigen, roth und grün gezeichneten Blumen im Sommer, und mit haarigen, zu 4 — 6 wirtelartig gespaltenen Blättchen. Indessen sind, wie schon bemerkt worden, die Heiden nicht so ganz ausschließlich auf das Kap beschränkt, wie z. B. die Familie der Cacteen auf Mexico; es finden sich einige wenige Arten auch in Europa einheimisch. Aber wenn von 560 — 580 verschiedenen Arten kaum 12 anderwärts vorkommen, so können gerade diese ausnahmsweisen Erscheinungen nur dazu dienen, die sonderbare Art der Verbreitung dieser zahlreichen Gattung noch auffallender zu machen.

Unser Deutschland hat die meisten dieser Ausnahmen aufzuweisen. Allgemein bekannt ist unser gemeines Heidekraut (**Erica vulgaris Linn.** oder **Calluna vulgaris Salisb.**), auch Besenheide genannt, das besonders im südlichen und mittleren Deutschland ausgedehnte Strecken sandigen Bodens sowohl in der Ebene als auch in niedrigeren Gebirgsgegenden überzieht, und während seiner Blüthezeit in den Sommermonaten diesen sonst so öden Flächen durch seine zierlichen pfirsichblüthrothen Blümchen ein gar schönes Aussehen verleiht. Besonders häufig findet es sich am Saume der Waldungen, auf lichten Stellen mit Sandboden im Walde selbst, wo es bisweilen mit weißen, und noch seltener mit gefüllten Blümchen getroffen wird; wo es in größerer Menge vorkommt, dient es wohl auch zu allerlei ökonomischen Zwecken, zur Streu, zur Feuerung, zum Dachdecken, zu kleinen Besen, sogar zur Viehfütterung bei großem Futtermangel; Schafe, Rindvieh und Pferde verstehen sich am Ende dazu, die jungen Spitzen im Frühjahr abzuweiden. Hauptsächlich aber lieben die Bienenzüchter die Nähe von dergleichen Heidekrautplätzen, indem die Bienen viel Wachs und Honig von denselben nach Hause bringen. Ja schon die Alten kannten das Heidekraut als eine von den Bienen vorzugsweise besuchte Pflanze; Plinius erwähnt den „mel ericaeum", Heidenhonig, der sich durch seine braune Farbe auszeichne. In den unfruchtbaren rauhen Hochländern Schottlands, wo das gemeine Heidekraut auch in großer Menge wächst, wird es noch zu manchen anderen Zwecken benützt. Die Schotten decken ihre Dächer damit, flechten eine Art Strohseile daraus, benützen es zu Pisébauten mit einem Mörtel aus schwarzer Thonerde und Stroh; sie schlafen darauf, färben damit ihr Garn und ihre Tücher, indem sie dieselben mit frischen Heidekrautspitzen abkochen, verwenden es zum Gerben des Leders, und häufig muß es sogar als Hopfensurrogat dienen. Kurz, so wenig Werth in unseren milden fruchtbaren Gegenden auf das Heidekraut gelegt wird, so willkommen ist dasselbe in rauhen unwirthlichen Strecken dem armen Einwohner, den die Noth gelehrt hat, aus Allem Vortheil zu ziehen.

Auf Moorboden, besonders im nördlichen Deutschland ist es nicht das gemeine Heidekraut, sondern die sogenannte Sumpfheide (**Erica Tetralix**), welche oft unabsehbare Flächen bedeckt. Die Lüneburger Heide ist mit dieser Art bewachsen, bietet übrigens einen traurigen Anblick dar; denn das graulich behaarte Kraut schmückt sich nicht mit dem freundlichen Grün der gemeinen Heide, und schon die Blüthe hat eine weniger schöne, ganz blaßrothe Farbe.

In Belgien ist das aschgraue Heidekraut (**Erica cinerea**) mit purpurröthlichen Blümchen nicht selten; gegen Italien hin und überhaupt im Süden von Europa findet sich das vielblüthige Heidekraut (**E. multiflora**), ebenfalls mit rothen, und auf Kalkboden mehr die **E. carnea** mit blaßrothen Blüthen häufiger; im Südwesten von Europa endlich, namentlich in Portugal wird die **E. mediterranea**, das mittelländische Heidekraut, mit purpurrothen und die **E. arborea**, das baumartige Heidekraut, mit weißen Blümchen, öfters gefunden.

Aber so zierlich auch alle europäischen Arten sind, so erreichen sie doch lange nicht die Schönheit und Pracht der auf dem Kap der guten Hoffnung einheimischen Species, welche längst der Gegenstand der eifrigsten Kultur geworden sind. Wie in so manchen Zweigen der Gartenkunst, so sind namentlich auch in der Zucht der Heiden die Engländer Meister, und wenn man die ausgezeichnetsten und reichhaltigsten Ericasammlungen sehen will, muß man nach England und Schottland gehen, so wie auch die besten Abbildungen und Beschreibungen von Engländern herrühren.

Um unseren Lesern einen Begriff zu geben von der Schönheit, ja man darf wohl sagen, von der Pracht der meisten Heidenarten vom Kap der guten Hoffnung, fügen wir auf der beiliegenden Tafel 27 drei Abbildungen bei, die erste von der **Erica cerinthoides L.** (wachsblumenähnliche Heide), mit dunkelscharlachrothen Blumen; die zweite von der **Erica Monsonia**, welche einer **Lady Monson** zu Ehren so benannt worden ist, mit rein weißen Blumen, und die dritte von der **Erica grandiflora** oder der großblumigen Heide, deren orangegelbe große Blumen gewiß die Zierde einer jeden Pflanzensammlung sind. Und kann man etwas Niedlicheres sehen, als die **E. Monsonia** in voller Blüthe?! Man denke sich einen 3 bis 4 Fuß hohen, ziemlich buschigen Strauch, dicht besetzt mit kleinen Blättchen, welche demselben, wie es bei den meisten Heidenarten der Fall ist, ein nadelholzähnliches Aussehen geben, und vom April an bis spät in den November über und über bedeckt mit diesen schön weißen Blumen. Dagegen das tiefe Roth der Blumenbüschel an der **E. cerinthoides**, welches noch durch den klebrig haarigen Ueberzug der einzelnen Coro-

len hervorleuchtet. Sie blüht vom Mai an ebenfalls bis im November, und wenn sich der 3—4 Fuß hohe Stranch auch nicht so reich mit Blumen überdeckt, weil er weniger buschig wächst und schlankere Triebe macht, so sehen doch die überhängenden Blumenbüschel äußerst zierlich aus, und sie eignet sich, eben ihrer schlanken Zweige wegen, vortrefflich zur Aufstellung mit anderen schön blühenden Arten. Die E. grandiflora endlich blüht vom Mai bis Ende Septbr. und wird ungefähr 3 Fuß hoch. Ihre langen wirtelartig gestellten Blätter machen sie einer Kiefer im Kleinen ähnlich, und auch diese Art nimmt sich in der Aufstellung mit anderen Heiden prächtig aus.

Was die Heidenarten besonders empfiehlt, ist die lange Dauer ihrer Blüthezeit, welche bei keiner Species unter 1 bis 2 Monaten währt. Die meisten derselben blühen zwar in den Sommermonaten, sehr viele aber bis in den Decbr. hinein, und andere beginnen in dieser Jahrszeit ihre Blüthen erst zu öffnen. Dabei ist der Farbenreichthum außerordentlich. Vom reinsten Weiß durch alle Nuancen des Gelben bis ins Orange und Feuerroth und ebenso vom Fleischfarbigen durch alle Schattirungen des Rothen bis ins dunkelste Purpurroth finden sich Arten, welche wahrhaft prächtig genannt werden können; auch grünlichblühende Arten sind nicht selten. Mit rein blauen Blumen sind bis jetzt noch keine gefunden worden, wohl aber solche, deren Roth stark ins Blaue übergeht, wie z. B. bei der E. laxa.

Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1787 die englischen Kataloge kaum 20, 1789 schon 41, im Jahre 1801 schon 103, bald darauf 238, im Jahre 1829 294, im Jahre 1830 nicht weniger als 542 Heidenarten enthielten, und seit dieser Zeit bis jetzt wieder weitere 30—40 bestimmt verschiedene Arten aufgeführt werden, so kann man sich leicht einen Begriff davon machen, mit welcher Vorliebe diese Pflanzengattung von den Blumenliebhabern aufgenommen und gepflegt worden ist, mit so vielen Schwierigkeiten in der Behandlung derselben man auch anfänglich zu kämpfen hatte und zum Theil noch hat.

Die Heidenarten sind Kalthauspflanzen, lieben Feuerwärme durchaus nicht, wollen aber auch eben so wenig zu kalt oder gar Frost haben; dabei verlangen sie einen luftigen hellen Stand, ertragen den Staub nicht gut und taugen deßhalb zur Kultur im Zimmer keineswegs, die E. carnea und herbacea etwa ausgenommen, welche letztere namentlich ein gar niedliches Pflänzchen ist, das bei einer sorgfältigen Behandlung leicht vom Juni an den ganzen Winter hindurch bis tief in den April hinein zu blühen fortfährt, über und über bedeckt mit zierlichen rosenrothen Blumentraubchen; es hält sogar unter einer zweckmäßigen Bedeckung im Freien aus.

Eine Hauptschwierigkeit bei der Zucht der Heidenarten ist an vielen Orten die Gewinnung der passenden Erde. In ihrer Heimath wachsen sie vornehmlich auf den Gipfeln der Berge und anderen Abhängen, in Felsenklüften u. s. w. in sehr sandigem und nichts weniger als tiefgründigem Boden. Derselbe besteht hauptsächlich aus längst verrotteten Pflanzenwurzeln, vermischt mit einem feinen glänzenden Sande, und hat ein torfähnliches Aussehen, ist übrigens durchaus kein Torf- oder Moorboden. Bei uns findet man die für dieselben taugliche Erdart einzig nur auf solchen Plätzen, wo das gemeine Heidekraut in Menge wächst, nicht aber die Sumpfheide, denn diese gedeiht nur im Moorgrund, welchen die kap'schen großblumigen Arten gar nicht lieben. Man hebe an solchen Stellen den Rasen kaum 1—2 Zoll tief ab, und setze die Stücke auf Haufen, welche, zumal im Winter, mehrmals umgestochen werden müssen. Sie haben immerhin 2 Jahre nöthig, bis sie zu förmlicher Erde verwest sind; es läßt sich aber in der Zwischenzeit doch immer einige Erde daraus gewinnen, wenn man die Stücke zerkleinert und in ein Sieb bringt, wo jedenfalls die zarten bereits zu Erde gewordenen Theile durchfallen und das noch Unverweste zurückbleibt. Je sandiger diese Heideerde ist, desto besser ist sie, und enthält sie ursprünglich wenig Sand, so ist es unumgänglich nothwendig, derselben bis zu einem Drittheil recht feinen Quarzsandes zuzusetzen. Denn ohne diesen bleibt eine solche Heidenerde entweder naß, wie ein Schwamm und hält die Feuchtigkeit so lange an, bis die Pflanzen wurzelfaul werden, oder sie wird so hart und trocken, daß sie gar kein Wasser mehr annimmt. Der beizumischende Sand muß übrigens reiner Quarz sein, ohne alle Beimischung von Thon oder eisenhaltigen Theilen.

Uebrigens verlangen die Heiden kein so häufiges Versetzen, wie z. B. die Pelargonien und viele andere Topfpflanzen, welche alljährlich in frische Erde gepflanzt sein wollen. So lange die Heiden gesund sind und kräftig treiben, inkommodire man ihre Wurzelballen nicht im geringsten; die Töpfe müssen gänzlich vollgewurzelt sein, ehe das Umsetzen nöthig wird, und solches kann öfters 4, 5 und noch mehr Jahre gehen. Dabei gedeihen sie besser in verhältnißmäßig flachen Geschirren, als in hohen Töpfen; man lasse es aber an einem guten Wasserabzug von zerschlagenen Scherbenstückchen und dem Rückstand von den Heideerdrasen nicht fehlen, und setze die Wurzelballen fest ein, ohne im geringsten Etwas an denselben zu schneiden oder zu zerreißen, außer daß mit einem spitzigen Holze der Wurzelfilz leicht auseinander gelockert wird. Die beste Zeit zum Versetzen der Heiden, wenn sie gesund sind, ist jedenfalls einige Wochen, nachdem sie verblüht haben, sei es nun im Frühling oder Herbst. Kranke Pflanzen aber müssen versetzt werden, sobald man ihren Zustand bemerkt hat; denn einmal wurzelfaul gehen sie schnell zu Grunde, wenn nicht bald geholfen wird.

Die häufigste Ursache vom Tode der Torfheiden aber ist ohne Zweifel Nachlässigkeit im Begießen. Sobald die feinen Wurzeln auch nur ein einziges Mal zu stark austrocknen, so daß es die Pflanze zu erkennen gibt, indem die Zweigspitzen nicken und die kleinen Blättchen anfangen sich zu krümmen, so ist solche auch in der

Digitized by Google

Regel rettungslos verloren. Ein starkes Durchgießen hilft in diesem Falle bei den Heiden nicht, wie bei anderen minder empfindlichen Topfgewächsen. Die Blättchen fallen doch ab, und das einzige Versehen kostet der Pflanze das Leben. Ebenso leiden die Heiden sehr bald, wenn das Wasser nicht schnell ablaufen kann und sie übergossen werden; in kurzer Zeit sind sie wurzelfaul und dann währt es jedenfalls geraume Zeit, bis sie wieder eine frische gesunde Farbe annehmen.

Kurz — wenn auch nicht gerade gesagt werden kann, daß die Behandlung der Heiden eine vorzugsweise schwierige Aufgabe sei, so beurkundet eine Sammlung von kräftigen gesunden Exemplaren jedenfalls einen ganz sorgfältigen pünktlichen Gärtner, dem auch andere Pflanzen mit aller Ruhe anvertraut werden dürfen. Auch bei uns können die Heiden zu einer großen Vollkommenheit gebracht werden, wohl so gut als in London, Glasgow oder Edinburg, obgleich sich schon Mancher von dieser vermeintlichen Schwierigkeit in ihrer Behandlung hat abschrecken lassen, sich eine Sammlung von Heiden anzuschaffen. Aber — man ruhe nicht, bis eine gute Heidenerde auf dem Platze ist, ohne welche Fleiß und Pünktlichkeit umsonst ist, und halte die Pflanzen immer kühl und luftig, und im Winter nahe an den Fenstern, so daß sie viel Licht haben.

Die Vermehrung der Heiden, welche aus Samen, Stecklingen oder Ablegern geschehen kann, erfordert jedenfalls noch größere Sorgfalt, als die Behandlung bereits erstarkter Pflanzen, und gelingt sogar in wohleingerichteten Gärtnereien nicht immer nach Wunsch.

Viele Arten bringen ihre Samen bei uns auch zur Reife, und wenn solches vor dem October der Fall ist, so thut man weit besser daran, sie sogleich zu säen, als dieselben lange aufzuheben; sie keimen auf diese Weise leichter und schneller. Reifen die Samen aber später, so säe man sie im Frühjahr. Wesentlich dabei ist, dieselben nur oben auf zu säen und anzudrücken, und die Erde immer mäßig feucht zu halten, auch die Töpfe mit Gläsern zu bedecken. Die Samen gehen alsdann meistens in großer Menge auf, und wer sicher gehen will, versetze die Sämlinge, wenn sie kaum ½—1 Zoll hoch sind, zu 3—5 in kleine Töpfchen.

Die Engländer vermehren die Heiden meistens aus Stecklingen, und sind damit immer sehr glücklich. Nur wenige Arten wollen aus Ablegern gezogen sein, weil sich Stecklinge von ihnen gar zu lange nicht bewurzeln, wie z. B. die E. hibbertiana, Massoni, cinerea, carnea, herbacea, retroflexa und petiolata, welche bisweilen über zwei Jahre brauchen, bis sie Wurzeln schlagen. Zur Vermehrung aus Stecklingen nimmt man die jüngsten Triebe, zu welcher Zeit solche auch vorhanden sein mögen; bei den meisten aber sind solche ungefähr im Juni brauchbar. Immer sollten nur die Spitzen zu Stecklingen verwendet werden, die in einer Länge von höchstens 1 Zoll mit einem scharfen Federmesser, wie die Spitze einer Schreibfeder auf dem Nagel des Daumens, durchgeschnitten und von unten herauf bis etwa auf die Hälfte entblättert werden, worauf man sie in reinen feinen Quarz- oder Flußsand, der zuvor angefeuchtet worden ist, fest einpflanzt nahe am Rande des Topfes herum, doch so, daß eine niedrige Glasglocke darüber gestürzt werden kann, mittelst welcher sie ganz von der äußeren Luft abgeschlossen werden sollen. Vorerst aber werden sie gehörig eingegossen, und dann, wenn das Wasser ganz abgelaufen ist, mit der Glasglocke bedeckt und in ein erkaltetes Frühbeet in den Schatten gestellt, wo sie bleiben, bis sie sich bewurzelt haben, ohne auch nur ein einziges Mal aufgedeckt zu werden. Solche Arten, welche leicht Wurzel schlagen, brauchen hierzu 8—10 Wochen, andere 3, 4—12 Monate; doch werden die meisten im März des folgenden Jahres versetzbar sein. Daß sie bewurzelt sind, sieht man leicht daran, daß sie anfangen, lebhaft zu treiben, und dann dürfen auch die Glocken gelüftet und nach und nach ganz entfernt werden. Uebrigens, wie ich schon bemerkt habe, gehört Uebung zu der Vermehrung der Heiden und auch die nöthige Einrichtung dazu, und ohne diese wird man immer besser daran thun, sich junge Pflanzen zu kaufen, als sich mit Stecklingen und Samen vergebliche Mühe zu machen.

Das ganze Geschlecht der Heiden zerfällt in zwei große Abtheilungen, in Arten mit langen röhrigen Blumen, und in solche mit mehr rundlichen Corollen, wohin nicht nur die ganz kugeligen, sondern auch die bauchigen und becherförmigen Blumen zu rechnen sind. Unter den röhrigen Formen kommen allerdings die meisten Arten vor, welche so recht eigentliche Prachtblumen genannt werden können, und eine kleinere Sammlung wird immer ihre Mehrzahl aus dieser Abtheilung enthalten. Uebrigens finden sich in der zweiten viele Arten, welche durch ihren Blumen-Reichthum und ihre Zierlichkeit den Kenner vielleicht noch mehr ansprechen, als die brillanten Blumen der ersteren, und sie dürfen bei einer guten Auswahl durchaus nicht übergangen werden.

Wahrhafte Prachtblumen und dabei nicht allzudelikat, sind:

E. Plucknetii, roth, vom April bis Juni und nur ½ Fuß hoch. — E. Petiverii, gelb, vom März bis Juli, 2 Fuß hoch. — E. grandiflora, siehe die Abbildung Fig. 3. — E. inscicularis, purpurroth, vom Februar bis Juni, 1½ Fuß hoch. — E. splendens, scharlachroth, vom April bis September, 2 Fuß hoch. — E. gelida, grünlichweiß, vom April bis Juli, 2 Fuß hoch. — E. Sparmanni, dunkelorange, vom März bis Septbr., 1 Fuß hoch. — E. hibbertiana, orangegelb, vom Juni bis Septbr., 2 Fuß hoch. — E. triphylla, rothgelb, vom Juli bis Novbr., 2 Fuß hoch. — E. gemmifera, scharlachroth, vom Mai bis Juli, 1 Fuß hoch. — E. exsurgens, dunkelorange, das ganze Jahr hindurch, 1½ Fuß hoch. — E. vestita, weiß, 3 Fuß hoch, und ihre Spielarten incarnata, rosenroth, 2 Fuß hoch, purpurea, purpurroth, 2 Fuß hoch, fulgida, orange, 3 Fuß hoch, coccinea, dunkelroth, 3 Fuß hoch, lutea, gelb, 3 Fuß hoch und elegans, purpurroth, 2 Fuß hoch, welche alle ebenfalls fast das ganze Jahr hindurch in

Digitized by Google

der Blüthe stehen. — E. niveniana, purpurroth, vom Februar bis Juli, ¾ Fuß hoch. — E. ceriathoides, siehe die Abbildung Fig. 1.

Ausgezeichnet durch Zierlichkeit und Blüthenreichthum, und deßhalb für jede Sammlung gleich empfehlenswerth sind:

E. Banksiana, röthlichweiß, vom Februar bis Juli, 4—5 Zoll hoch. — E. verticillata, scharlachroth, vom Juli bis Octbr., 3 Fuß hoch. — E. sebana, orange, vom März bis Juni, 2 Fuß hoch. — E. cruenta, dunkelroth, vom Mai bis Septbr, 2 Fuß hoch. — E. perapicua, röthlichweiß, vom März bis Juni, 1½ Fuß hoch. — E. mammosa, purpurroth, vom Juli bis Octbr., 2 Fuß hoch. — E. clavaeflora, grün, vom August bis Octbr., ½ Fuß hoch. — E. purpurea, blaßpurpurroth, das ganze Jahr hindurch, 2 Fuß hoch. — E. hirsuta, röthlichweiß, vom März bis April, 1 Fuß hoch. — E. sanguinea, karmoisinroth, das ganze Jahr hindurch, 1 Fuß hoch. — E. aurea, goldgelb, vom Juli bis Septbr., 2 Fuß hoch. — E. howieana, weiß, vom August bis Decbr., 1 Fuß hoch. — E. rosea, hellroth, vom Juni bis Octbr., 2½ Fuß hoch. — E. monsoniana, siehe die Abbildung Fig. 2. — E. metulaeflora, orange, vom Juni bis August, 1 Fuß hoch. — E. Lawsoni, fleischfarbig, vom April bis Juni, 3 Fuß hoch. — E. shannonia, röthlichweiß, im Juni, 1½ Fuß hoch. — E. russelliana, rosenroth, vom Mai bis Juni, 1½ Fuß hoch. — E. comosa alba, weiß, vom April bis August, ¾ Fuß hoch. — E. humeana, rosenroth, vom März bis April, 1½ Fuß hoch. — E. elegans, grünlich, vom März bis Novbr, ½ Fuß hoch. — E. triumphans, weiß, vom Mai bis Juni, 2 Fuß hoch. — E. melanthera, blaßpurpurroth, im Juni, 1½ Fuß hoch. — E. margaritacea, weiß, vom Mai bis Septbr., 1½ Fuß hoch. — E. suaveolens, rosenroth, im August, 1 Fuß hoch. — E. mucosa, roth, vom Februar bis August, 1½ F. hoch. — E. ramentacea, dunkelroth, vom Juli bis Decbr., 1½ Fuß hoch. — E. decora, purpurroth, vom Januar bis Novbr., 2 Fuß hoch. — E. herbacea, rosenroth, vom Juni bis April, ¾ Fuß hoch. — E. echiflora, scharlachroth, vom Februar bis Juni, 1½ Fuß hoch. — E. viscaria, roth, vom März bis Juli, 2½ Fuß hoch. — E. nana, gelb, vom Mai bis August, ¾ Fuß hoch. — E. aolandriana, rosenroth, vom März bis Septbr., 1 Fuß hoch. — E. retroflexa, weiß, vom Juli bis Septbr., 1 Fuß hoch. — E. tenuia, roth, vom Februar bis Octbr, 1 Fuß hoch.

Der Name Erica für diese zahlreiche Gattung wird von dem griechischen Worte ἐρείκω, ich breche, hergeleitet, ohne Zweifel wegen der großen Brüchigkeit besonders der südeuropäischen Arten; denn Erica carnea, herbacea, multiflora und arborea sind in Griechenland einheimisch, und hießen schon bei den Alten Ἐρείκη, wie sie noch jetzt ρίκη oder ρίκι genannt werden. Andere wollen den Namen von ἔρημος, die Wüste, ableiten, weil die Heidenarten meist nur auf öden unfruchtbaren Stellen wachsen, eine Ableitung, welche augenscheinlich weniger glücklich ist, als die erstere.

Von dem Gattungsnamen Erica hat später eine ganze Sammlung von verwandten Geschlechtern den Familiennamen Ericeae, Ericeen, Heidenfamilie, erhalten, und mehrere derselben sind wohl nicht weniger prächtig, als die Heiden selbst; andere zeichnen sich durch wohlriechende Blumen aus, und noch andere durch ihr schönes Laub. So wie die Heiden der Schmuck des Vorgebirges der guten Hoffnung sind, so sind es die Andromeden für Amerika, die Erdbeerbäume für Süd-Europa, die Clethren für die canarischen Inseln. Und welch' zierliche Pflänzchen finden sich nicht unter den Preisel- und Heidelbeerarten, namentlich unter den in Nordamerika einheimischen, und ebenso unter den Einbeerenarten, welche auch in die Heidenfamilie gehören! Endlich sind es noch die Alpenrosen oder Rhododendronarten, die Azaleen und Kalmien, welche auch zu dieser Familie gerechnet werden, und mit Recht der Stolz der europäischen Gärten genannt werden können, so wie sie die Wälder ihrer Heimath schmücken. Wie die Heiden dem Kap, so gehören diese vorzugsweise Nordamerika an, und stehen den ersteren an Pracht und Feuer der Blüthenfarben gewiß nicht nach.

Schmidlin.

Die Bauern in Irland.

Irland, auch Erin, wie es mit seinem ursprünglichen Namen heißt, ist eine Insel und Königreich und gehört bekanntlich zu Großbritannien. Es liegt im atlantischen Ocean und ist von England durch das irische Meer getrennt. Gebirge durchziehen zwar das Eiland, doch besteht es größtentheils aus Ebenen, die von Strömen und großen Seen bewässert werden; außerdem gibt es auch viele Moräste. Die Fruchtbarkeit ist sehr groß und das Klima so mild und feucht, daß die Fluren das ganze Jahr hindurch in ihrem grünen Schmucke prangen, weshalb die Dichter so gern von „der grünen Erin" sprechen und singen.

Die eigentlichen Bewohner der Insel sind mit den Schotten gleichen Stammes, Nachkommen der alten Gälen, und ihre Sprache ist daher die Gälische. Sie sind stämmig, nicht sehr groß, stolz auf ihre Abkunft und ihre Geschichte, und lieben Musik und Dichtkunst. Für ihren Unterricht ist im Ganzen schlecht gesorgt. Sie leben einfach und ärmlich und wandern häufig aus, entweder nach Amerika oder nach England, wo sie als Soldaten oder Handarbeiter unterzukommen suchen.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Nationalstolz der Engländer den Irländern bisher viel Unrecht gethan hat. Jene übermüthigen Insulaner suchen ordentlich etwas darin, den Charakter anderer Nationen nicht begreifen zu wollen. Sie verschmähen es, sich über ihre Zustände zu belehren, weil sie die innerste Ueberzeugung hegen, daß Niemand anders so reich, so frei, so großer Tugenden voll sei, als die Engländer. Aus dieser egoistischen Eigenschaft entstehen nun oftmals jene komischen Wirkungen, wie Viele unter uns sie wohl schon zu

Digitized by Google

beobachten Gelegenheit hatten. So führt der englische Reisende zum Beispiel stets sein englisches Vaterland mit sich; er kann und will sich von seinen Sitten und Gebräuchen, von seiner Sprache, von seiner Art und Weise die Speisen zu bereiten und sie zu verzehren, nicht um ein Haarbreit entfernen, und tadelt Alles, was seinen Gewohnheiten widerspricht. Ein ächter Engländer ist überall unzufrieden, wo er nicht England, nach seinem Sinne, wiederfindet, er verschließt sich in sich und durchzieht die Welt ohne Nutzen und ohne Genuß. Dies ist jedoch nur die komische Seite dieses eigenthümlichen Charakterzuges, allein es gibt Fälle, wo auch ernstere Folgen daraus entspringen können.

Wie segensreich für beide Volksstämme wäre es zum Beispiel, wenn England sich herablassen wollte, den Nationalcharakter der Irländer näher kennen zu lernen, um daraus zu entnehmen, wie es mit ihnen unter dem gleichen Gesetze in brüderlicher Eintracht leben könne. Mit den Schotten sind diese Schwierigkeiten schon längst ausgeglichen, auch fand hier größere Verwandtschaft statt; die beiden Völker besitzen Umsicht, Thätigkeit, industrielle Anlage in gleichem Grade. Mit Irland steht es aber anders. Die Engländer ergötzen sich an der Menge von Karikaturen, die täglich auf die Irländer erscheinen, und können sich noch immer nicht von den Vorurtheilen, die sie gegen dieselben hegen, losmachen, wenn sie gleich zu der Einsicht längst gekommen sind, wie nothwendig es sei, die Mißbräuche abzustellen, die sich dem Fortschreiten der Civilisation in Irland so mächtig entgegenstellen.

Hauptsächlich sind es die Landbewohner, die Bauern in Irland, die neben vielen nicht rühmlichen Eigenthümlichkeiten doch auch der guten Eigenschaften so manche besitzen, die jedem andern Volke der Erde zur Zierde gereichen würden. Die höhern Klassen der Insel werden gewöhnlich von den Reisenden in einem schlechtern Lichte dargestellt, und als verderbt, verschwenderisch und hart geschildert, allein dennoch sind viele Gutsbesitzer oder Landlords nunmehr bemüht, mit dem sittlichen Zustande auch das materielle Wohl der ärmeren Klasse zu verbessern.

Wenn man von England nach Irland überschifft, wird man freilich sogleich von dem großen Unterschiede überrascht, der zwischen beiden Ländern herrscht. Da gibt es keine blühenden und volkreichen Handelsstädte, keine Eisenbahnen, Tunnels und Brücken, die sich mit Kanälen und Poststraßen durchkreuzen und von langen Wagenzügen und hinrollenden Diligencen bevölkert sind. Nirgends Spuren des großartigen Verkehrs, der England so hoch stellt. Die Bauern sehen kümmerlich aus und gehen baarfuß; jede Hütte hat einen Düngerhaufen vor der Thür und die armen Leute leben von trockenen Kartoffeln und nicht von Rindfleisch und Pudding wie ihre Brüder in England. Sie zeigen sich für allen verfeinerten Lebensgenuß sehr gleichgültig; heirathen jung, und betteln, wenn sie zu arm sind, um ihre Familie ernähren zu können. Sie lieben es, sich offen oder geheim zu versammeln, um ihre Angelegenheiten zu berathen und folgen dann blindlings Jedem, der es versteht, ihren Geist zu fesseln. Diese Leute nennt man dann Agitatoren oder Aufreger, wie in neuerer Zeit auch der berühmte O'Connel genannt wird.

Vieles wurde in der besten Absicht versucht, aber ohne daß es dauernde Folgen hatte. Ein englischer Grundbesitzer in Irland legte eine Stadt an, gab ihr Fabriken, entfernte die Düngerhaufen vor den Thüren, ersetzte die Kartoffeln durch bessere Speisen, gründete Schulen und ließ Bibeln vertheilen. Um endlich auch den Schönheitssinn zu wecken, ließ er den Bauern zierlichere Häuser bauen, mit hohen Schornsteinen und von blühenden Pflanzen und Gesträuchen ringsum eingehegt. Das frühe Heirathen wurde untersagt, die Bettler wurden in Versorgungsanstalten gebracht, wo sie Beschäftigung fanden; die politischen Versammlungen durch die Unterstützungen beseitigt, welche der Industrie zugewendet wurden, wodurch sich der materielle Wohlstand heben und die Unzufriedenheit von selbst aufhören mußte. Alles nimmt den besten Fortgang und verspricht das schönste Gedeihen. Allein den Landlord rufen wichtige Geschäfte nach der Hauptstadt, und der von ihm eingesetzte Geschäftsführer ist nicht im Stande, dem natürlichen Hange der Einwohner entgegenzuwirken. Wie findet nun der Gutsbesitzer bei seiner Rückkehr wieder, was er so hoffnungsreich verlassen hatte? Die Wohnhäuser sind verfallen, die Schornsteine der Kälte wegen zugestopft worden und Alles ist so räucherig wie zuvor, die Schweine haben die schönen blühenden Gesträuche ausgegraben und die Beete aufgewühlt, und diese dem irländischen Haushalt so wichtigen Thiere fressen wieder die Kartoffelschaalen um die Wette mit den Kindern des Hauses.

Es muß ein starker Wille sich dem Muthe paaren, um unter solchen Umständen das gute Werk von Neuem zu beginnen. Gewöhnlich wird das Kind mit dem Bade verschüttet und man hört von den unverbesserlichen Lastern der Irländer sprechen, ja, man schiebt solche Vorfälle sogar auf einen räthselhaften Einfluß, den der Boden der Insel auf die Bewohner ausüben soll. Allein man sollte doch lieber bedenken, daß zwei so verschiedene Nationen, wie Engländer und Irländer, nicht derselben Lebensweise zu unterwerfen sind, und daß dies auch gar nicht unumgänglich nöthig ist, um ihr körperliches und geistiges Wohl zu befördern.

Um dies recht augenscheinlich zu machen, ist es nöthig, die Eigenthümlichkeiten des irländischen Bauers etwas näher zu schildern, wie wir es nach den Berichten neuerer Reisenden zu thun im Stande sind, und wir werden gewiß ein Bild guter Naturmenschen mehr erhalten, bei denen das Herz, das Gemüth noch überwiegt und die, wie alle ursprünglichen Völker, einen Gegenstand haben müssen, den sie bewundern und lieben können und dem sie sich deshalb mit voller und ganzer Seele hingeben. Wer den Irländer einmal dahin bringt, darf sicher sein, Alles aus ihm machen zu können, was ihm beliebt, und eben so leicht einen guten wie bösen Einfluß auf ihn auszuüben.

Digitized by Google

Hören wir einmal, was in dieser Beziehung uns Lady Chatterton erzählt.

„Kürzlich besuchten wir die Waldungen bei Cratloe, die ein Eigenthum des Herrn August O'Brien sind, der uns befreundet ist. Ich war recht neugierig, dieses Gut kennen zu lernen, welches dem jungen Landlord so reizend erscheinen muß, daß er daselbst das ganze Jahr zubringt, ohne nach dem Glanze der Hauptstadt Verlangen zu tragen. In der Nachbarschaft leben nur wenige reiche Gutsbesitzer und Herr O'Brien ist lediglich auf seine Bauern und deren Umgang beschränkt. Er opfert mithin dem Glücke, ihre Lage zu verbessern und ihren Dank für dieses Bestreben zu empfangen, Alles was ihm die Welt Glänzendes sonst wohl zu bieten im Stande wäre. Allein gleich nach dem ersten Spaziergange, den wir machten, war ich von der Richtigkeit seiner Wahl vollkommen überzeugt. Es ist nicht möglich, sich einen genügenden Begriff von der Verehrung zu machen, die dem Gutsbesitzer überall gezollt wurde. Wir kamen unter andern an der Hütte einer armen Wittwe vorüber. Sie empfing den jungen Herrn unter lauter Segenswünschen, und dankte ihm, mit Thränen in den Blicken, daß er ihren Sohn wieder gesund gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir dann auch, daß Herr O'Brien nicht nur der Arzt, sondern auch sogar der Krankenwärter seiner Bauern sei, die er in schweren Fällen keinen Augenblick verläßt. Hierauf traten wir in ein hübsches Häuschen, das den Anschein der Wohlhabenheit hatte. Eine zierlich gekleidete Frau war eben beschäftigt, Wäsche zusammenzulegen und ihre alte Mutter saß im bequemen Lehnstuhl neben dem Feuer. In der Schlafkammer lagen muntere Zwillinge in ihrer Wiege, auf dem Schranke standen Porzellantassen und daneben lagen einige gute Erbauungsschriften. Mehr als dieser in irischen Bauernhütten seltene Luxus überraschte mich jedoch die Haltung der am Feuer sitzenden Alten. Da sie taub war, so verstand sie nicht, was der junge Herr mit seiner sanften Stimme sprach, allein sie heftete dafür ihre Augen auf ihn, mit einem überaus sprechenden Ausdrucke, der ihre innere Zufriedenheit und ihre Liebe für ihn in vollstem Maaße verrieth. Als wir uns entfernen wollten, erhob sie sich und sprach mit bewegtem Tone: der gute Gott im Himmel segne den jungen Herrn; ich kann nichts thun, als für ihn beten! — Außerdem erfuhren wir, daß alle diese Leute ihre Ersparnisse bis zu hundert Pfund (1200 Gulden) und darüber ihrem wackern, geliebten Herrn überantworten, weil sie sie bei ihm in den besten Händen wissen."

Andere Gutsbesitzer bilden eine Art von kleinem Gerichtshof, wo sie alle vorkommenden Fälle auf eine Weise schlichten, die ihre Bauern vollkommen zufrieden stellt. Auch versammeln sie bisweilen ihre Leute im Schlosse, um die allgemeinen Angelegenheiten friedlich zu berathen. Ein Herr, eine Polizei, ein peinliches Gerichtsverfahren, Minister, alles das ist für England vortrefflich und unentbehrlich, wo man weiß, was das Gesetz ist, allein in Irland ist dies anders. Hier kennt man nur den alten Clangeist und die damit zusammenhängende Liebe und Verehrung für den Oberherrn im engern Sinne, für den Gutsbesitzer. Dieses Gefühl zu erhalten und es noch mehr zu erstärken, ist das Mittel, mit den Irländern gut fertig zu werden. Es sind hier noch alle Elemente der schützenden und bewahrenden gesellschaftlichen Oberherrschaft zu finden; das älteste, patriarchalische System, was die Menschen vereinigte.

Nothwendig ist es nun aber, daß der Gutsbesitzer auch von Geburt und ganzer Neigung ein Irländer sei, die Sprache des Volkes spreche, mit ihm übereinstimme, und alle seine Gewohnheiten theile, wenn es nicht durchaus dringend erscheint, daß sie verbessert werden. Die Liebe des Volkes zu ihren eingeborenen Edelleuten ist unverwüstlich und Niemand dürfte sich erkühnen das Volk gegen sie aufzuwiegeln, oder den bedenklichen Versuch wagen, es zu verleiten, die Gräber derselben zu entweihen.

Dabei besitzt das irländische Landvolk einen großen Hang zur Freiheit und Unabhängigkeit, der mit dem Gefühl der Liebe und Anhänglichkeit an seine Grundherrschaft sehr vereinbarlich ist. Zugleich ist auch noch persönlicher Stolz damit verknüpft. So hört man zum Beispiel sehr oft: „Ich wollte es wohl thun, da Euere Herrlichkeit es mir befehlen, allein es ist unter meiner Würde." Das entgegnen sie hartnäckig auf die besten Vernunftgründe, die man anwendet, sie vom Gegentheil zu überzeugen. — Eine Hausmagd weigerte sich, Asche vom Herde weg zu nehmen, weil — wie sie sagte — sie von den alten Königen von Irland abstamme. Alles will in Irland ein Gentleman sein und prahlt gern mit seinen Voreltern. Auch bedienen sie sich mit Vorliebe übertriebener Redensarten. Der Besitzer einer Lehmhütte spricht von seinem Saale; ein schmaler Weg, der durch einen Garten von einem halben Morgen führt, heißt: die Straße, die durch meinen Pachthof gezogen ist. Das Höchste dieser Art war aber wohl die Antwort jenes Kahnführers, der Binsen und Kartoffeln geladen hatte, auf die Frage des Zollwärters: „was er führe?" Bauholz und Früchte. Ebenso tituliren sich die ärmsten Leute mit: Herr, Frau und Fräulein. In dieser Beziehung sind Irländer mit den Gascognern zu vergleichen, welche diese lächerliche Sucht zum Prahlen mit ihnen theilen.

Eine große Liebe hegen sie auch für ihre nationale Mundart, und nur, wenn man ihrer vollkommen mächtig ist, gelingt es, Zutrauen bei Irländern zu gewinnen. Der Verfasser der irländischen Skizzen erzählt uns einen hierher gehörigen Fall.

„Ein starkes Gewitter nöthigte uns, Zuflucht in der Hütte eines armen Mannes zu suchen, der die Fasanen im Parke des Lord Bantry hütete. Wir trafen ihn allein. Mit der Höflichkeit, die dem niedrigsten Irländer eigen ist, gab er uns den Willkommen im Namen Gottes und stellte uns Stühle zu recht, die er vorher sorgfältig mit dem einen Ende seiner Jacke abgewischt hatte, ehe er sie uns anbot. Wir fragten ihn, warum

Digitized by Google

er allein und wo seine Familie sei. Er antwortete, daß sie alle in die Watthmeß (die Messe des Vorabends) gegangen seien. Es war nämlich der Samstag vor Ostern. „Was ist die Watthmeß?“ fragte ich. Er wußte nicht zu antworten. — „Was ist der Vorabend?“ — Er schwieg. — „Was wird morgen für ein Tag sein?“ — Dasselbe Schweigen. Wir verwunderten uns sehr und ich wandte mich zu meinem Freunde und bemerkte ihm, wie traurig es doch sei, daß diese sonst so guten und gescheidten Leute von der Religion so wenig wüßten, daß sie nicht einmal eine solche Frage beantworten konnten. Er bat mich jedoch lächelnd, nicht zu vorschnell zu urtheilen. „Denken Sie nur, sagte er, daß Sie diesen Mann in einer ihm fremden Sprache fragten. Ich weiß das Irländische gut genug, um hier gleich zur Stelle den Gegenbeweis zu führen. Hören Sie einmal!“

Jetzt fing er Irländisch an und bei den ersten Worten bemerkte man eine Veränderung in den Zügen des Bauers; seine Augen glänzten, seine Wangen röthetten sich. Er gab nunmehr folgende Antworten wörtlich, auf die Fragen, die wir ihm wiederholten.

„Der heilige Freitag ist der Tag, an dem der Gott der Gnade sein Leben für die Sünder hingab. Tausend Dank wollen wir ihm dafür sagen. Die Messe am Vorabend ist zum Gedächtniß der Woche, die am heiligen Grabe gehalten wurde, welches den unversehrten Körper unsers Heilandes bewahrte.“

Und so sinnig drückte sich jetzt derselbe Mensch aus, der vor wenig Augenblicken noch einem stumpfsinnigen Thiere zu vergleichen gewesen war. Nicht etwa, daß er das Englische nicht verstanden hätte, allein wenn er genöthigt war sich darin auszudrücken, so wurde er zerstreut und seine Gedanken verloren sich in die Irre. Er dachte nämlich nur Irländisch. Das Englische war für ihn Sprache des Verkehrs; das Irländische die Sprache des Gemüthes.

Und geht es dem Baiern, Oestreicher, Schwaben, Niederdeutschen nicht ebenso mit ihren angeborenen Mundarten? Hüpft uns nicht das Herz im Leibe, wenn wir sie nach langer Zeit und entfernt von der Heimath wieder hören? Kann uns nicht ein anheimelnder Ton oft bis zu Thränen rühren, wenn wir ihn lange entbehrten? — —

Nach statistischen Tabellen, die im Jahre 1830 herausgekommen sind, ergab es sich, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung der Insel sich der irländischen Sprache bedient. Man hat hierin aber auch die Einwohner der Inseln begriffen, die längs der Küste zerstreut liegen. Für diese ist England ein wildfremdes Land. Man zählt mehre hundert solcher Inseln. Am westlichsten Ende von Europa, abgeschieden von allem Verkehr, sind die Menschen hier seit Jahrhunderten unverändert geblieben und halten ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprache und ihren Glauben heilig. Es klingt fast unglaublich, was die Reisenden von diesen Halbwilden erzählen. Lady Chatterton versichert, daß Einer, den sie mitgenommen hatte, es nicht wagen wollte, eine Treppe hinaufzusteigen, und aus Furcht nicht in die Nähe von Bäumen ging, weil sie umfallen könnten. Auf seinem öden Geburtsstrande hatte er nämlich weder eine Treppe noch einen Baum zu Gesichte bekommen. Ein anderer füllte, als er die ersten Bäume sah, seine Taschen mit Blättern und Zweigen, um diese Merkwürdigkeiten daheim seinen Freunden zu zeigen.

Aber welche Sorgfalt hegt denn wohl die Regierung für diesen Theil des brittischen Reichs? — Nie hat noch ein Geistlicher seinen Fuß auf die meisten dieser Inseln gesetzt. Die Messe wird stets auf dem Festlande von Irland gefeiert und wenn das Wetter so stürmisch ist, daß die armen Leute nicht überschiffen können, so zieht man eine Flagge an einer langen Stange auf, um das Volk auf der Insel zu benachrichtigen, daß jetzt die Ceremonie vor sich gehe. Unter solchen Verhältnissen muß Unwissenheit und Aberglaube in hohem Grade hier herrschen, und in der That ist letzterer so groß, daß Niemand bei einbrechender Nacht mehr ausgehen will, aus Furcht, den Hexen und Feen zu begegnen. Um diese bösen Geister abzuwehren, wird Torf angezündet und man läßt ihn sich, wenn man früh auszugehen gezwungen ist, in einem Becken vortragen.

Zu dieser Schattenseite des irländischen Charakters, der dem Aberglauben in so hohem Grade huldigt, gesellt sich noch eine andere, nämlich der Hang zur Uneinigkeit, die Lust sich untereinander zu bekriegen und mit unauslöschlicher Wuth zu vernichten. Gibt es wohl ein Land, wie Irland, dessen Bewohner hundert und achtzehn Könige getödtet haben, von denen vier und zwanzig ihr Leben auf dem Schlachtfelde gegen die Empörer verloren, alle Andern aber meuchlings ermordet wurden? Wer könnte aber alle übrigen blutigen Excesse, Plünderungen und Brandstiftungen zählen, die von diesen Irländern verübt wurden? Das Christenthum, das überall mildere Sitten hinverpflanzte, vermochte hier wenig; die Irländer bekämpften sich durch vierhundert Jahre so erbittert, als da sie noch Heiden waren.

Wenn jetzt auch unter dem Schutze der Gesetze der Fremde friedlich die ganze Insel bereisen kann, so wird er doch oftmals Zeuge sein, wie die Irländer unter sich sich die Hälse brechen. Alles trägt den Shillelah, einen ungeheuern Stock, den sie bei keiner Festlichkeit, weder bei den Jahrmärkten, noch bei Begräbnissen, selbst beim Tanze nicht, aus der Hand legen, um sogleich gerüstet zu sein. Wenn der Irländer schon von Geburt an sein Leben für nichts in die Schanze schlägt und die Liebe zu Raufhändeln ihm angeboren ist, so ist doch das traurige Whiskytrinken besonders daran Schuld, diese Anlage zu erhöhen und den Menschen zum reißenden Thiere zu machen. Und dennoch raubt dieser augenblickliche Zustand der Wuth diesen Leuten nicht das Gemüth, nicht die ihnen eben so natürliche Gutmüthigkeit. Das Rausen, Boxen und Prügeln ist ihnen eine bloße Unterhaltung, die durch die damit verbundene

Digitized by Google

Gefahr nur an Reiz gewinnt. Sie hassen sich deshalb nicht, und zwei, die mit einander raufen, sind darum eben keine geschworenen Feinde. Würde dieser Muth und diese Nichtachtung der Gefahr gehörig angewandt, so müßten diese Eigenschaften aus dem Irländer den besten Soldaten der Welt machen. Und in der That leisteten die Irländer Wunder im Kriege, wenn sie gut disciplinirt waren und von Anführern befehligt wurden, denen es weder an Muth noch an Kraft gebrach. Von einem Schwächling und zaghaften Menschen wird sich der Irländer nie gängeln lassen.

Wenn wir nun alles hier zur Schilderung des Irländers Mitgetheilte gehörig in Erwägung ziehen und uns wiederholen: daß ein Mensch mit gutem Herzen und unruhigem Kopfe hier so sehr vernachlässigt wird, daß er nicht einmal dem Namen nach weiß, was das Gesetz sei; ferner, daß die Regierung ihm beständig als feindlich geschildert wird, und daß er ein Recht zu haben glaubt, sich gegen sie aufzulehnen; endlich wenn man bedenkt, daß der Irländer mit einem seltenen Grade heißer Einbildungskraft begabt, dabei der drückendsten Armuth unterworfen ist, gezwungen von Almosen zu leben — dann verwundert man sich noch, daß er der Verstellung ergeben und daß das Sprichwort ein wahres Wort sei: Ein irländisches Wort — eine irländische Lüge!

Dabei schlummern die besten Keime in dem irländischen Landvolke; außer dem schon Genannten zeichnet es sich auch durch seine Liebe zu den Wissenschaften aus. Man vergleiche nur eine englische und eine irländische Dorfschule, so wird sicher die Wage zum Vortheil der letztern neigen. Selbst lateinisch lernen sie mit Wohlgefallen, wenn sie die Gelegenheit dazu erhalten, eben so Mathematik, und man hat einen Greis gekannt, der mehre Meilen weit ging, um sich eine Brille anschaffen und das Alphabet lernen zu können. Reisende haben oft hunderte solcher Schüler mit langen Bärten angetroffen, die mit Eifer lernten, und sich selbst auf ihre Fehler aufmerksam machten. Abends, wenn es dunkelt, versammeln sie sich in ihren Schulen, die in irgend einer verlassenen Hütte am Rande eines Sumpfes gehalten werden, um sich der Freude des Unterrichts zu überlassen.

Wenn wir nun schließlich alle Züge dieses Bildes zusammenhalten und uns recht nahe vor Augen bringen, so werden wir mit Macht zu der Frage gedrängt: wozu nützen so viele gute, ja selbst edle Eigenschaften, womit der Himmel die Irländer beschenkt hat, wenn sie jetzt, in unserm neunzehnten Jahrhundert, und unter dem Schutze der englischen Gesetze, dennoch nackt vor Armuth, hungernd, ohne schützendes Obdach leben müssen, beherrscht von Aberglauben, Lügner und meineidig, in beständigem Aufruhr gegen ihre Regierung, ein Gegenstand des Mitleids wie der Abneigung allen andern civilisirten Völkern? Hierauf ertheilen wir unsern freundlichen Lesern zur Antwort: daß die glücklichsten angeborenen Fähigkeiten und die edelsten Geschenke der Natur, dem eher verderblich als nützlich werden, der sie nicht heilsam zu zügeln und auf einen moralischen Zweck hinzulenken versteht. So waren die armen Irländer bis jetzt sich nur stets selbst überlassen und auch die, so es gut mit ihnen meinten und ihre Wohlfahrt zu begründen beabsichtigten, verstanden es nicht, ihre Vorsätze mit den Eigenheiten des irländischen Volkscharakters in Einklang zu bringen. Andere, böswillige Menschen, die nur an ihren eigenen Vortheil dachten, schürten stets von Neuem die Flamme des Aufruhrs an, um Nutzen daraus für sich zu ziehen. Noch Andere, und wahrlich nicht die Wenigsten dieser Volksverführer, benutzten sogar den Deckmantel der heiligen Religion, um ihre schnöden Absichten zu verbergen und erhielten stets im Wachsen alle schädlichen Keime, die im Irländer schlummerten, wie z. B. seine zu große Gleichgültigkeit für das Leben, sein Mißtrauen gegen die Gesetze, seinen Hang zu geheimen Verbindungen, seine leichtsinnige Verschwendungssucht, seine Lust am Umherschwärmen — anstatt ihm zu einer regelmäßigen Beschäftigung, zur Achtung der Gesetze und der Wahrheit, zur Oekonomie, zur Vorsorglichkeit, zum Mitleid und zur Milde anzuhalten. Wenn dies einmal stattfinden wird, dann wird Irland auch wieder werden, was es einst gewesen, ein glückliches, herrliches Land, das andern Ländern als Muster vorleuchten kann; bis dieser Zeitpunkt aber eingetroffen sein wird, kann der Blick nur mit Schmerz auf Irland und seine Einwohner fallen. Armes Land, in dem so viele herrliche Keime verloren gehen, schwer lastet die Verantwortlichkeit auf denjenigen, die, statt dich weise zu beherrschen, dich deinen gefährlichen Neigungen überlassen.

Eine edle, menschliche und weise Regierung kann nicht hoch genug gepriesen werden und verdient den wärmsten Dank der Mitwelt und Nachwelt!

A. Lewald.

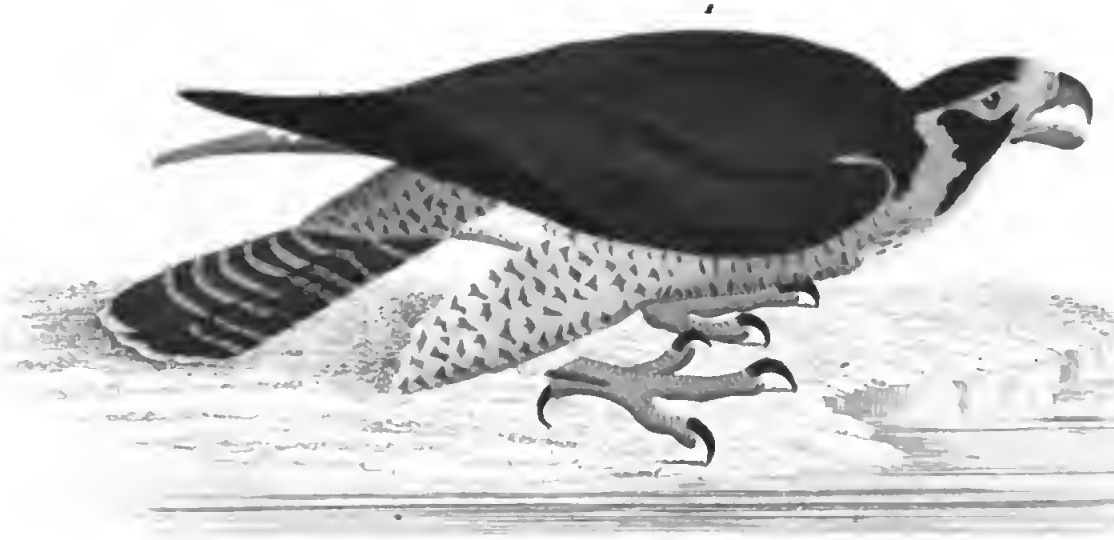
Raubvögel.

(Taf. 28.)

Wir haben auf unserer Tafel zwei verschiedene Gattungen von Raubvögeln vor uns; der eine, Fig. 1, gehört zu den Falken, und zwar zu den Edelfalken. Es ist der Wanderfalke (Falco peregrinus), der auch Stein-, Berg-, Tannen-, Tauben- und Blaufalke, großer Baumfalke und Blaufuß genannt wird, ob er gleich keine blauen Füße hat.

Der Wanderfalke ist hinsichtlich seiner Größe sehr verschieden, sie steigt von 1½ bis über 2 Fuß; der Unterschied zwischen Weibchen und Männchen beträgt immer 2 Zoll, welche dem Weibchen mehr zukommen. Der blaue, kurze und starke Schnabel ist stark gekrümmt und oben mit einem scharfen Zahn versehen, welcher in einen Ausschnitt des Unterkiefers paßt. Wachshaut, Schnabelwinkel, Lider, Augengegend und Füße sind schön gelb, in der Jugend gelbgrün; die schwarzen Krallen sind lang und scharf. Die Kehle ist weiß, der After gelblichweiß, alle übrigen Theile des Unterkörpers

Digitized by Google



Digitized by Google

rothgelb überflogen und mit dunkeln Querflecken besetzt; diese Farbe ist bei ganz jungen Vögeln weniger lebhaft, und geht mit dem Alter in Weiß und später in ein leichtes Blaugrau über. Der aschgraue Schwanz hat dunkle Querbänder. Die Farbe der obern Körpertheile ist dunkel, braun oder braungrau, mit breitem, an den Halsseiten sich hinziehenden Backenstreif, Kopf und Nacken blau- oder braunschwarz, auf letzterem oft einige weiße Flecken; die Stirn weißlich. Die Flügel reichen fast bis zum Schwanzende.

Der Wanderfalke bewohnt nicht nur ganz Europa, besonders die nördlichen Gegenden dieses Welttheils, sondern auch den Norden von Asien, Afrika und Amerika. Im Früh- und Spätjahr, so wie den ganzen Winter hindurch, zieht er aus einer Gegend in die andere, fehlt aber darum nirgends, weil die Wegziehenden von andern Neuankommenden ersetzt werden. Zum Sommeraufenthalt dienen ihm mäßige Gebirgswälder, von welchen aus er die in der Nähe liegenden Felder besucht, um auf Beute zu lauern, welche in lebenden Vögeln besteht. Er nimmt sie nur im Fluge, und stößt auf sie mit ungeheurer Kraft und in schiefer Richtung von oben. Rebhühner und Tauben zieht er allem anderen Geflügel vor, nimmt aber übrigens alle Vögel von der Größe einer Lerche bis zu der einer Gans. Er verzehrt seine Beute stets auf einer freien Stelle, und geht damit niemals in's Gebüsch. Andere Thiere geht er nicht an; Aas oder selbst den übriggelassenen Theil eines gefangenen Thieres berührt er nicht; nur in der Gefangenschaft zwingt ihn der Hunger, Nahrung anzunehmen, die er sonst verschmäht. Der Wanderfalke ist ein sehr muthiger und im Raube gewandter Vogel, daher der Schrecken der Hühner und Tauben, welche er oft bis zu den Dörfern verfolgt. Von Milanen und Bussarden wird er oft belästigt; diese — zu faul, sich selbst etwas zu erjagen — haben den Wanderfalken wohl im Auge, und kommen sogleich herbei, wenn er sich irgendwo niedergelassen hat, um den Raub zu verzehren, den er ihnen sofort ohne Streitigkeit überläßt, obgleich er sich mit Seinesgleichen beständig zankt.

Nadelwälder zieht dieser Vogel stets dem Laubwalde vor, und übernachtet stets in jenen, wenn er auch in diesem seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Ueberhaupt ist er sehr vorsichtig, und bringt lieber die Nacht auf einer Erhöhung im offenen Felde zu, als daß er sich im Laube verbirgt; große, alte Bäume in jungen Schlägen wählt er auch manchmal zum Uebernachten. Dieser Vorsicht wegen ist er weder leicht zu schießen noch zu fangen, am besten geschieht das erstere vor dem Schuhu, auf den er heftig und mit Geschrei stoßt. Außer Läusen und Eingeweidwürmern hat er keine natürlichen Feinde; Stärke, Schnelligkeit, Vorsicht und Muth sichern ihn gegen die Nachstellungen anderer Raubthiere.

Während der Nistzeit verläßt er den Wald fast nicht. Im März oder April wird das Nest auf dem Gipfel einer Tanne oder in der Kluft eines steilen Felsens angelegt; es besteht aus lauter Reisern, welche nach innen etwas zarter werden und einen flachen Horst bilden, worein das Weibchen 3 — 4 orangebraune, dicht braunroth gespritzte und gefleckte, oft auch mit einzelnen blutrothen Flecken besetzte Eier legt, welche es allein in 3 Wochen ausbrütet, während welcher Zeit es von dem Männchen mit Nahrung versorgt wird.

Wenn der Wanderfalke auch nicht gerade lauter nützliche, oder solche Vögel mordet, welche wir zur Speise verwenden, so muß er doch als ein schädlicher Vogel betrachtet werden, um so mehr, da er einen guten Appetit hat. Er läßt sich, wie der Edelfalke, zur Jagd abrichten, und ist nach jenem der beste Raubvogel, welcher hiezu verwendet werden kann.

Figur 2 zeigt den weißköpfigen Seeadler (**Falco leucocephalus**). Eine Beschreibung dieses ziemlich einfach gefärbten Vogels ersetzt größtentheils unsere Abbildung. Diese stellt einen Alten dar; bei jüngeren Vögeln ist der Schnabel schwarz, dann schmutziggelb und färbt sich dann immer schöner; ebenso der Augenstern, welcher anfänglich braun ist. Der Schwanz ist bei jungen Vögeln ebenfalls braun, und der Kopf und Hals braun und rostgelb gefleckt. Das Weibchen ist stets etwas größer; die Größe aber beträgt 3 Fuß oder etwas weniger.

Der Seeadler bewohnt den Norden von Europa, Asien und Amerika. Im nördlichen Deutschland ist er der gemeinste Adler, an Muth und Gewandtheit zwar dem Königs- und Steinadler nachstehend, aber immer noch keck und räuberisch genug. Er findet sich in ebenen und gebirgigen Gegenden, wo es große Wälder gibt, in denen er sich nicht nur des Nachts verbirgt, sondern auch am Tage theilweise aufhält. Vorzüglich zieht er sich nach den Küsten, besonders in gelinden Wintern, überhaupt streicht er außer der Brütezeit beständig aus einer Gegend in die andere. Uebrigens findet er sich auch an großen Landseen und Flüssen.

Die Nahrung des Seeadlers sind hauptsächlich Fische und Hasen, jene machen des Sommers, wo er sich mehr an den Küsten aufhält, diese im Winter auf dem Lande seine Lieblingsnahrung aus. Hier jagt er auch Hirsch- und Rehkälber, Kaninchen und junge Wildschweine, auch alle größeren Land- und Wasservögel, besonders aber Trappen und Gänse; nur in Ermanglung dieser Thiere geht er auch an kleinere, wie Hamster und Ratten. Aas liebt er ebenfalls sehr. Zum Festhalten der Fische hat ihm die Natur eine mit rauhen Warzen besetzte Unterseite seiner Zehen gegeben. Seinen Raub erspäht er schwebend in der Höhe, und läßt sich, sobald ihm ein Thier stoßgerecht gekommen, mit angezogenen Flügeln plötzlich herabfallen, wobei er nur selten sein Ziel verfehlt. Oft jagt er auch gemeinschaftlich mit Seinesgleichen, wobei der Stärkere dem Schwächeren gewöhnlich das Erjagte überlassen muß. Sie sind sehr eifrig im Verfolgen, und besonders wenn mehrere beisammen sind, so unvorsichtig, daß sie dabei oft eine Beute des Jägers werden; überhaupt sind sie weniger scheu als ihre Verwandten, und lassen sich ziemlich nahe kommen. Auch beim Fischfang laufen sie oft Gefahr,

Digitized by Google

in die Tiefe gezogen zu werden, wenn sie sich an zu große Fische wagen und ihre langen Krallen nicht mehr losmachen können. Aehnliche Fälle sind wirklich beobachtet worden, und man hat Fische gefangen, welche die Klauen dieses Adlers in sich stecken hatten, mit einem Theil des Skelettes daran.

Seinen Horst schlägt der Seeadler in gebirgigen und wasserreichen Gegenden auf, und er wählt hiezu schwer zugängliche Felsklüfte und Klippen, in großen, öden Waldungen, auch wohl sehr hohe und alte Bäume. Das Nest ist sehr groß und besteht aus starken Aesten, dürren Zweigen und einer Auskleidung von weichem Material, Heidekraut, Tangen, Moos, Haaren u. dergl. Im April oder Mai findet man darin 2, seltener 3 Eier, von welchen oft nur ein einziges ausgebrütet wird. Ihre Größe gleicht der eines Gänseeis ziemlich, doch sind sie nicht selten auch merklich kleiner; ihre Farbe ist entweder ein reines Weiß, ohne alle Flecken, oder grünlich grauweiß, mit einzelnen großen und verwaschenen, bräunlich fleischfarbenen Flecken.

Nutzen und Schaden, Jagd und Feinde geht aus seiner Lebensweise hervor.

Man unterscheidet noch jetzt, wie früher, von diesem Vogel zwei andere Seeadler als eigene Gattungen, den **Falco ossifragus** und den **Falco albicilla**, welche aber, nach dem Urtheil Naumann's, nur Altersverschiedenheiten sind, und daher mit dem **Falco leucocephalus** nur eine einzige Gattung ausmachen. Berge.

Galerie berühmter Männer der Wissenschaft aus der neuen und neuesten Zeit.

I. Franz Bacon.

Verklungen war das Mittelalter mit seinem kindlichen Glauben und seiner von diesem so innig durchdrungenen Kunst, seinen Kreuzzügen, seinem Ritterwesen und seinen ewigen Fehden, seinen Minnesängern und seiner sich noch in der Sphäre der Vorstellung bewegenden Wissenschaft; vergangen war die 600 Jahre lange Zaubermacht, in welcher die europäische Menschheit auf den für sie anbrechenden Tag neue Kräfte gesammelt hatte, und schon war mit der Entdeckung des Schießpulvers, des Kompasses, der Buchdruckerkunst, ja eines ganzen neuen Erdtheiles die Sonne der Erkenntniß aufgegangen über der alten Welt. Aber noch war Alles im Werden, noch erwartete insbesondere die Wissenschaft ihren Begründer, den Mann, der sie aus den Banden der scholastischen Philosophie befreite, der ihr ihre Formel gäbe und sie endlich aus der Vorhalle einführte in das Heiligthum des Tempels der Wahrheit, den Mann, der sie in den Stand setzte, die ganze Natur in ihren Bereich zu ziehen und sich unterthan zu machen; dieser Mann, dieser Befreier sollte endlich der Wissenschaft in der Person von Franz Bacon gegen die Mitte des verhängnißvollen, an Resultaten anderer Art so überreichen 16ten Jahrhunderts erscheinen.

Franz Bacon, geboren zu London den 21. Jan. 1551, war der jüngste Sohn des Sir Nicholas Bacon, Ministers und Siegelbewahrers während der ersten 20 Jahre der Regierung der Königinn Elisabeth. Seine schwache Gesundheit wies den Knaben schon frühzeitig auf das Studium und auf die Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten an. Mit einem seltenen Fleiße verband er einen für Kinder seines Alters eben so seltenen Ernst und die Königinn Elisabeth, der sein gravitätisches Wesen und seine glücklichen Einfälle vielen Spaß machten, nannte ihn nur ihren kleinen Siegelbewahrer. Noch als Kind verließ er einst seine Spielkameraden, um der Ursache eines etwas eigenthümlichen Echo's nachzuspüren, das sich aus einem nahe gelegenen Keller vernehmen ließ. In einem Alter von 12 Jahren beschäftigte er sich mit sinnreichen Theorien über die Kunst gewisser Taschenspieler, eine Kunst, die, wie der schottische Philosoph Dugald Stewart versichert, die Aufmerksamkeit der Weltweisen in ganz besonderem Grade auf sich zu ziehen verdiente. Es sind dies zwar nur Kleinigkeiten, denen aber die später von Bacon erstiegene wissenschaftliche Höhe Interesse verliehen hat.

Kaum 13 Jahre alt, bezog er die Universität Cambridge, schon damals wie auch jetzt die beste Schule Englands für junge Leute, die sich dem Studium der Wissenschaften widmen, schon in jener Periode wie noch jetzt das Heiligthum der öffentlichen Erziehung in England. Man hat von einigen Seiten die Behauptung aufgestellt, als habe Bacon schon zu jener Zeit sich mit der Idee der großen wissenschaftlichen Umwälzung getragen, wozu er später den Anstoß gab; diese Behauptung ist aber ohne allen Grund. Wie ließe es sich in der That auch denken, daß selbst der seltenste, durchdringendste Verstand in einem so zarten Alter dergleichen Plane gefaßt hätte? Aber wahr ist es, daß Bacon schon in einem Alter von 16 Jahren den stillen Mauern der Hochschule Lebewohl sagte, voll Verachtung gegen die dort getriebenen Studien, überzeugt von ihrem Unwerthe und dem ihnen anklebenden Grundgebrechen. Sein positiver Geist hatte ihn die mit lächerlichem Ernste vorgetragenen Albernheiten der scholastischen Philosophie geringschätzen gelehrt; selbst von seiner frühern Hochachtung des Aristoteles war er gar sehr zurückgekommen. In einem Alter von 16 Jahren kam er nach Paris. Nachdem er sich da einige Zeit aufgehalten, bereiste er mehrere Provinzen Frankreichs und besuchte unter andern Städten auch das wegen seiner Rechtsschule so bekannte Poitiers, bis ihn endlich der unerwartete Tod seines Vaters im Monate Februar 1580 nach England zurückrief. Während seines Aufenthaltes auf dem Festlande hatte er sich vorzugsweise mit Diplomatik und Statistik befaßt; auch schrieb er damals jene Notizen über den Zustand Europa's, die sich in seinen Werken vorfinden. Die Chiffrir- und Dechiffrirkunst beschäftigte ihn eine Zeit lang ganz besonders; eine von ihm erfundene, in ihrer Anwendung höchst sinnreiche Chiffre ist in seiner Schrift de Augmentis abgedruckt.

Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ging er die

Regierung um eine Stelle an, die ihn in den Stand setzte, sich ganz der Politik und Wissenschaft zu widmen; seine Bitte ward ihm jedoch, obgleich seine Ansprüche bescheiden waren, obgleich die Königinn seine seltenen Geistesgaben wohl kannte und er den Premier-Minister Burleigh selbst zum Onkel hatte, abgeschlagen. Unter ähnlichen Umständen könnte ein so ungünstiges Resultat auffallen, wenn man nicht wüßte, daß die Cecils überhaupt immer ihren ganzen Einfluß bei der Königinn aufboten, um einen Mann von der Regierung fern zu halten, der ihren eigenen Einfluß hätte gefährden können, und daß Burleigh insbesondere gerade damals im Begriffe stand, seinen eigenen Sohn, der nur um wenige Monate jünger war als Bacon, diesem aber in geistiger Beziehung bei Weitem nachstand, in das öffentliche Leben einzuführen, um ihm später seine Stelle als Großschatzmeister zuzuwenden.

Glücklicherweise fand der junge Rechtsgelehrte bei der übrigen Welt mehr Anerkennung, als bei seiner Familie. Bald wurde er zum Assessor in einem Rechtsgelehrten-Kollegium, und zwei Jahre darauf zum Lektor während der Fastenzeit ernannt. Endlich erhielt er 1590 von der Königinn den Titel eines außerordentlichen Rathes. Mit dieser ersten Gunst war indessen kein weiterer Vortheil verbunden und Bacon mußte sich noch lange den zeitraubendsten, drückendsten Geschäften unterziehen, mußte noch lange um sein tägliches Brod arbeiten, bis die Cecils in einer Anwandlung von Großmuth, oder ermüdet von den unaufhörlichen Bitten des, wie sie sagten, in den weiten Räumen der Spekulation verirrten und deßhalb von ihnen stolz belächelten jungen Philosophen, ihm die Anwartschaft auf die Stelle eines Registrators der Sternkammer (Star-chamber) zusagten. Diese einträgliche Stelle wurde indessen erst viele Jahre später erledigt und somit vor der Hand Bacon's Lage um Nichts verbessert.

Zum Parlamentsmitgliede für die Grafschaft Middlesex ernannt, tritt Bacon im Jahre 1593 zum erstenmale in dieser berühmten Volksversammlung auf; seine seltenen Kenntnisse, seine reiche Phantasie, seine Kaltblütigkeit, sein reifes Urtheil, seine männliche Beredsamkeit errangen ihm dort bald einen bedeutenden Einfluß, den er zur Erwerbung der Gunst des Volkes und des Hofes zu benützen sucht; ein schwieriges Unternehmen, dem nur ein so feiner Weltmann, wie Bacon war, gewachsen sein kann. Auch verläßt ihn während dieser seiner parlamentarischen Laufbahn seine Klugheit nur einmal, als der Hof beträchtliche Subsidien und zwar auf der Stelle verlangt. Er sprach zu kühne Worte für eine Zeit, wo freimüthige Volksrepräsentanten ihren Sitz im Parlamente nicht selten mit einem dumpfen Kerkerloche im Tower vertauschen mußten, und entging diesem Schicksale nur dadurch, daß er sich seinem Onkel Burleigh zu Füßen warf, dessen Gnade in den demüthigsten Ausdrücken anflehte und feierlich versprach, daß er sich nie wieder etwas Aehnliches wollte zu Schulden kommen lassen, ein Versprechen, dem er in der That unwandelbar getreu blieb.

Bald fand er an dem damaligen Günstlinge der alternden Königinn, dem muthigen, geistreichen und schönen Grafen von Essex, einen würdigen Beschützer, gegen den er später, als ihn die Hofgunst verlassen, sich leider, — wir sagen es ungern, — nur zu undankbar erwies. Dieser edle Freund schenkte Bacon, um ihn aus seiner bedrängten Lage zu ziehen, ein schönes Landgut im Werthe von 2000 Pfund Sterling und zwar mit einer Delikatesse, die dessen Werth, wie Bacon später selbst eingestand, noch verdoppelte. Hiemit noch nicht zufrieden, befreite er bald darauf seinen Freund, der unterdessen sein erstes Werk, Versuche betitelt, herausgegeben hatte, mit einer Summe von 300 Pfund aus dem Schuldthurme und empfahl, bei seinem Abgange nach Spanien, ihn noch auf's Wärmste seinen im Vaterlande zurückgebliebenen Freunden.

Eine so wahre, so aufopfernde Freundschaft hätte bei Bacon entsprechende Gesinnungen hervorrufen sollen; aber, — wer sollte es glauben? — Bacon, der immer nur um die Hofgunst buhlte, entblödete sich bald darauf nicht, in der gegen den unglücklichen Grafen eingeleiteten peinlichen Untersuchung diesen noch, und zwar der Wahrheit zuwider, auf jede Art zu belasten und, nachdem er für seinen Freund das Mordbeil geschliffen, auch dessen Andenken durch eine Schrift, betitelt „Darlegung der von Robert, Grafen von Essex, angezettelten hochverräthischen Plane und Verschwörungen" zu schänden.

Aber dieser unauslöschliche Flecken ist nicht der einzige in dem Charakter Bacon's. Bald nach dem Tode der Königinn Elisabeth von ihrem Nachfolger, Jakob I., zum Generalprokurator und 1612 zum Generaladvokaten des Reiches ernannt, verfälscht er, der so Schönes, so Treffliches über die Rechtsverhältnisse gedacht, gesagt und geschrieben hat, die Institutionen seines Vaterlandes und verkauft in seiner Eigenschaft als oberster Justizbeamter das Recht an den Meistbietenden. So wahr ist es, daß auf dieser Erde nichts Vollkommenes zu finden ist und daß auch die erhabensten Genies, daß auch die von der Natur am Meisten Bevorzugten doch immer nur Menschen, also nicht frei von Fehl und Schuld, sind.

Ungeachtet seiner sich immer mehr häufenden Geschäfte fand Bacon immer noch Zeit, um seinen philosophischen Studien obzuliegen. Das Werk, „der Fortschritt der Wissenschaften" betitelt, dessen Entwickelung später das Werk de Augmentis in's Leben rief, erschien im Jahre 1605. Im Jahre 1609 gab er seine Schrift, „die Weisheit der Alten" heraus, ein Werk, das zwar den Ruhm eines Mannes, wie Bacon, nicht erhöhen kann, das aber, aus einer andern Feder geflossen, für ein Meisterwerk gelten würde, so voll, so durchdrungen ist es von Geist und Gelehrsamkeit. Indessen ging die Ausarbeitung seines unsterblichen und größten Werkes, des Novum Organum, nur langsam vor sich. Einige Bruchstücke dieses außerordentlichen, orakelmäßigen Buches hatten auch bei den für Bacon am Wenigsten eingenommenen Leuten eine tiefe Bewunderung erregt. „Bacon ist ein Meister unübertroffen

Digitized by Google

in seiner Art" sagte der bekannte Sir Thomas Badley, nachdem er die Cogitata und Visa, die kostbaren Materialien, woraus später das eben genannte Werk entstand, gelesen hatte; „und es ist nicht zu läugnen, daß „das ganze Werk von bewundernswürdigen Ideen und „Betrachtungen über den dermaligen Zustand der Wis„senschaft und über die Mittel, ihr Gebiet in's Unend„liche zu erweitern, wimmelt."

Dieses Werk, erschienen im Januar 1621, ist es hauptsächlich, das den Anstoß gab zu der neuen Richtung, welche die Naturwissenschaften seit Bacon verfolgt haben. Hier erhielten sie zuerst in dem Hauptgrundsatze, es könne kein wahres Wissen geben, das nicht auf Beobachtung und erfahrungsmäßige Thatsachen gegründet sei, ihre Form und die feste unerschütterliche Grundlage, auf der sie heut zu Tage ruhen. Vor Bacon ruhte alle Naturwissenschaft nur auf der Spekulation, auf der mehr oder minder vollkommenen Vorstellung des Individuums, auf Träumereien und hohlen Theorien, die natürlich ihren Platz nie lange behaupten und von dem ersten besten Systemmacher wieder über den Haufen geworfen werden konnten, wie es heut zu Tage noch einigen sogenannten Wissenschaften ergeht, weil sie eben weiter Nichts, als mehr oder minder plausible Theorien, Träumereien und Ausgeburten der Phantasie, „jener Närrinn des Kopfhäuschens," sind. Mit Bacon geht die Wissenschaft aus ihrem theologischen Zustande in den metaphysischen über, bis sie, wie in neuester Zeit die Astronomie, ihren höchsten und endlichen, d. h. den durchaus positiven Standpunkt erreicht, bis sie endlich auf den Punkt gelangt, wo sie mit Newton, Linné, Lavoisier, Volta, Humboldt, Cuvier, Berzelius, Herschel, Laplace u. s. w. der Natur ihre verborgensten Geheimnisse ablauscht, wo sie mit Montgolfier, Watt und Fulton die Zeit und den Raum besiegt, die Erde und das Wasser, das Feuer und die Luft sich auf immer unterwirft und dienstbar macht.

Zum Großkanzler von England ernannt, ließ sich Bacon, wie schon weiter oben gesagt worden ist, eine nie genug zu rügende Bestechlichkeit zu Schulden kommen. Seine Schuld war so klar, daß das Unterhaus, in dem er doch so viele Freunde und Bewunderer zählte, ihn vor dem Oberhause anklagte. Der Hof suchte die Sache niederzuschlagen, aber vergebens. Das Unterhaus, erbittert gegen den Günstling des Königs, Villars, Herzog von Buckingham, wollte diesen mit Bacon treffen. Die Klage ward also einer besondern Kommission übergeben und Bacon von dieser für schuldig erklärt zu einer Geldbuße von 40,000 Pfund Sterling und auf eine vom Könige zu bestimmende Zeit zum Gefängnisse verurtheilt, aller seiner Würden und Titel — Jakob I. hatte ihn geadelt und zuerst zum Baronet, sodann zum Baron von Verulam und zuletzt zum Visconnt von Saint-Albans gemacht, — für verlustig, und für unwürdig erkannt, ferner ein Amt zu versehen und im Parlamente zu sitzen.

So in seiner Ehre, seinem Vermögen, seiner Person aufs Empfindlichste angegriffen, hätte wohl Bacon seinen Sturz nicht lange überlebt, wenn die Krone ihm nicht nach einem nur zweitägigen Gefängnisse im Tower seine ganze Strafe erlassen hätte. Im Jahre 1624 erhielt er sogar wieder die Erlaubniß, den Sitzungen des Oberhauses anzuwohnen; sein hohes, gebrechliches Alter, vielleicht auch ein gerechtes Schamgefühl verhinderten ihn jedoch, davon Gebrauch zu machen.

Und so lebte denn Bacon, von der Regierung noch mit einer Pension von 1200 Pfund Sterling bedacht, ganz der Wissenschaft und, wenn auch von Schulden und Schmach überhäuft, immer noch gleich groß als „Forscher, immer noch derselbe kühne Geist." „Nie," sagt Ben Jonson, „ward meine Meinung von ihm „durch seine Würden und Ehrenstellen erhöht; ich ver„ehre ihn und habe ihn stets verehrt wegen der ihm „inwohnenden Größe; in meinen Augen ist er immer „gewesen, wozu ihn seine Werke stempeln: eines der „größten und erstaunlichsten Wesen, die seit vielen Jahr„hunderten auf dieser Erde wandelten; in seinem Un„glücke habe ich zu Gott gebetet, daß er ihn nicht ver„lassen möge; die Größe konnte ihm nicht fehlen."

In den letzten fünf Jahren seines Lebens schrieb er, obwohl von Sorgen aller Art fast erdrückt, seine Digesten oder analytische Kompilation der englischen Gesetze, seine Geschichte Englands unter den Tudors, eine Naturgeschichte und einen philosophischen Roman, zahlreiche und wichtige Zusätze zu seinen Versuchen und gab das Meisterwerk, „der Fortschritt der Wissenschaften" betitelt, heraus. Wie sollte man bei einer so großen Fruchtbarkeit eines so seltenen Genies nicht bedauern, daß es so viele Jahre mit Intriguen vergeudete? Wer sollte nicht wünschen, es möchte Bacon sich ausschließlich der Wissenschaft und Literatur gewidmet haben, wenn wir sein Genie auch aus seinen dem Anscheine nach unbedeutendsten Schriften blitzen sehen, wenn wir erfahren, daß die beste Sammlung von Scherzen und Witzen, die man besitzt, ein Werk des altersmüden, kranken Bacon ist?

Der große, unsterbliche Apostel der Experimental-Philosophie sollte auch der erste Märtyrer derselben werden. Bacon hatte geglaubt, man könne durch Schnee animalische Substanzen vor der Fäulniß bewahren. Es war in dem kalten Winter von 1626, als Bacon bei Highgate (in der Nähe von London) aus seinem Wagen stieg, in eine Bauernhütte trat, ein Huhn kaufte, ausnehmen ließ und mit Schnee anfüllte. Während dieser Operation überfiel Bacon ein Schauer, und er fühlte sich alsbald so unwohl, daß man ihn nicht mehr in sein Haus nach London zurückbringen konnte. Man brachte ihn daher in ein Haus des Herzogs von Arundel in Highgate, wo er am Ostermorgen des Jahres 1626 verschied. Sein Verstand scheint bis auf den letzten Augenblick Nichts an Schärfe und Kraft verloren zu haben. Er vergaß das Huhn, die Ursache seines Todes, nicht; und in dem letzten von ihm geschriebenen Briefe, in einem Augenblicke, wo er kaum noch die Feder zu halten vermochte, spricht er von der sonderbaren

Digitized by Google

Thatsache, „daß das Experiment mit dem mit Schnee „angefüllten Huhne vollkommen gelungen sei.“

So lebte, so starb der Mann, dessen Schriften zu einer der größten geistigen Umwälzungeu Anlaß gegeben haben, der, hätte er sein Leben ganz der Wissenschaft und dem Studium gewidmet, wahrscheinlich nicht blos den Namen eines der größten Forscher, die je gelebt, sondern auch den eines nützlichen und ehrenwerthen Bürgers verdient haben würde. Schwach gegen Versuchungen, feig im Augenblicke der Gefahr, ohne feste Grundsätze, ohne die gehörige Willenskraft, verurtheilt, in einer Welt von Intriguen und Falschheit zu leben, mußte, wie wir gesehen haben, sein besseres Ich nur zu oft unterliegen.

Sein Testament drückt auf's Kräftigste und Rührendste das traurige Bekenntniß seiner Schwächen, aber auch das stolze Bewußtsein aus, daß seine Schriften ihm eine der ersten Stellen unter den Wohlthätern des Menschengeschlechtes anweisen. In der That ist auch seit seinem Todestage der Ruhm Bacon's immer mehr im Steigen begriffen; über seine Fehler aber hat die dankbare Nachwelt den verhüllenden Schleier der Vergessenheit gezogen. Daher wird auch sein Name immerdar, selbst von den spätesten Jahrhunderten und an den äußersten Enden der Welt, nur mit Liebe, Hochachtung und Ehrfurcht genannt werden.

Grieb.

Der Orang-Utan (Simia satyrus).

Die Geschichte dieser größten bis jetzt bekannten Affenart blieb, selbst nach Verwerfung der älteren Fabeln, immer noch in Dunkel gehüllt. Die verhältnißmäßig große Seltenheit dieser Thiere hat umständliche Forschungen sehr erschwert, und vor zwei Jahrzehnten war der Besitz eines Felles oder eines Schädels von einem solchen Affen auch für die größten Museen Ursache des Stolzes. Weder auf Borneo noch Sumatra gehören die Orang-Utans zu den gemeinen Thieren, obwohl sie dort ihr eigentliches Vaterland haben; denn ihre Verbreitung ist um so beschränkter, je mehr sie von physischer Beschaffenheit des Bodens abhängt. Sie wohnen nur in völlig ebenen, morastigen, hochstämmigen Urwäldern, wo allezeit ein dichter Schatten herrscht, und kommen deßhalb auf Sumatra nur in den östlichen Gegenden vor, welche allein die angegebenen Bedingungen erfüllen. Nur sehr zufällig bemerkt man Einzelne in den wildesten und völlig unbewohnten Wäldern der tiefen Gebirgsthäler an der Westküste. Die Malayen des westlichen Sumatra haben sehr verkehrte Begriffe vom Orang-Utan, erzählen arge Fabeln von seiner Größe und Stärke, und verwechseln ihn mit einem Geschöpfe ihrer Einbildungskraft, welches aus Thier und Mensch zusammengesetzt ist. Mehr vertraut mit ihm sind die Eingebornen von Borneo, denn mit Ausnahme der Berggegenden ist er dort über alle flachen und unbewohnten Wälder verbreitet, zumal an der West- und Südwestküste der Insel, die fast ganz aus angespültem Boden bestehen, an wenigen Orten geringe Erhöhungen bemerken lassen, und mit kaum zugänglichen, häufig überschwemmten Forsten bedeckt sind. In diesen Gegenden der Insel wohnen die eben nicht zahlreichen Eingebornen nur entlang der Flüsse, und überschreiten, unbekümmert um die Wildnisse des Innern, kaum jemals die Grenzen ihrer Pflanzungen. In den von Menschen nie besuchten Wildnissen sollen daher die Orang-Utans noch so häufig sein, daß ein recht glücklicher Jäger dreien bis vieren im Laufe eines Tages begegnen mag.

So zahm und vertraulich der jung eingefangene Orang-Utan durch den Umgang mit Menschen wird, so ist er im natürlichen Zustande doch ungemein wild. Allein ungeachtet seiner Kraft fehlt es ihm an Muth, sich gegen angreifende Menschen zu vertheidigen, vielmehr sucht er sich durch Flucht über die höchsten Baumgipfel zu retten, und verräth zumal den größten Schrecken, wenn auf ihn geschossen wird. Die Dajaks erzählen hingegen, daß er durch Pfeilschüsse in Wuth versetzt werde, von dem Baume herabsteige und die Jäger anfalle, welche dann gemeiniglich die Flucht ergreifen, eingedenk der Geschichten von Menschen, welche unter gleichen Umständen von solchen Affen getödtet worden sein sollen. Die alten Männchen leben einsam, die Weibchen aber mit ihrer Nachkommenschaft, welche mit vieler Liebe gepflegt wird. Im Allgemeinen sind aber beide Geschlechter gleich träg, und zeigen nicht die geringste Spur von jener rastlosen, die Familie der Affen sonst charakterisirenden Beweglichkeit. Nur der Hunger vermag sie aufzustören; ist dieser gestillt, so strecken sie sich wieder in fauler Bequemlichkeit zum Ruhen aus. Mit stark gekrümmtem Rücken und vorgebeugtem Kopfe, den Blick starr auf den Boden geheftet, sitzt ein solcher Waldbewohner stundenlang auf demselben Aste, und läßt die Arme entweder schlaff herabhängen, oder in ausgestreckter Lage auf einem anderen Aste ruhen. Ortsveränderung ist ihm gemeiniglich sehr zuwider, und daher wechselt er nur zwischen dem Aufenthalt auf höheren Bäumen und in dem dichten morastigen Buschwalde oder Rohrdickicht, welches in dem Innern von Borneo häufig vorkommt, und gegen jede Verfolgung der Jäger sichert. Die Nacht bringen die Orang-Utans auf den Gipfeln dichtbelaubter, aber niedriger Bäume zu, am liebsten auf Nibongpalmen, Pandanus und ähnlichen, oder auch zwischen dem Gewirr der netzartig verflochtenen Stämme, welche parasitisch oder kletternd alle größeren Bäume von Borneo umgeben, und der Landschaft einen unbeschreiblichen Reiz verleihen. Wo aber auch das Nachtlager gewählt werde, so bereitet sich der Affe immer erst mit großer Sorgfalt eine Art von Nest, indem er nahe Aeste zusammenbiegt, kleinere Zweige kreuzweis über diese legt, und, um das Ganze recht weich zu machen, Blätter von Nipa, von Pandanus oder großen Farrenkräutern aufschichtet. Ist das Wetter irgend kühl oder gar regnicht, so deckt er sich sorgfältig mit dergleichen Blättern zu, verwahrt aber zumal seinen Kopf. In diesem Neste verbringt er nun nicht allein die Nacht, sondern auch einen großen Theil des

Digitized by Google

Morgens, und verläßt es, nach Versicherung der Eingebornen, kaum früher als neun Uhr, wo die Sonne höher gestiegen ist und die kühlen Morgennebel vertrieben hat. Diese Empfindlichkeit gegen jede irgend etwas widrige Temperatur mag auch die Ursache sein, daß dergleichen Nachtlager nie auf den Gipfeln höherer Bäume, sondern kaum 25 Fuß über dem Boden, oft sogar um die Hälfte niedriger, angebracht sind. Die Jäger des Stammes der Dajak ziehen daher die Morgenstunden zur Jagd des Orang-Utan vor, weil sie dann ziemlich sicher sind, ihn ruhend anzutreffen und ohne große Mühe zu tödten; indessen ist es oft sehr schwer, das ganz in sich zusammengekrochene Thier zu entdecken, dem Niemand in solcher Lage die Körpergröße zutrauen würde, welche es in der That besitzt. Es bedarf wohl kaum des Zusatzes, daß alles, was alte Reisebeschreibungen, was aber auch noch Maltebrun und Tuckey über die Sitte jener Thiere berichten, sich Hütten zu erbauen, wohl gar Feuer anzumachen, und an ihm ihre Speisen zu braten, durchaus dem Reiche der Fabel angehöre, die, unbegreiflich genug, bis auf verhältnißmäßig neue Zeiten Glauben fand.

Dem geschickten Jäger entgeht der Orang-Utan nicht leicht, wenn er aus seinem Neste aufgeschreckt und genöthigt wird, eine Wanderung durch die Baumwipfel anzutreten. Es fehlt ihm nämlich ganz die Fertigkeit des Kletterns und der Muth zu gewagten Sprüngen, welche andere Affenarten zu eigentlichen Baumthieren machen, und sie befähigen, sich mit großer Schnelligkeit über schwankende Gipfel zu flüchten. Zum Theil läßt sich dieses aus gewissen Einrichtungen der Gliedmaßen und einem minder vortheilhaften Bau seiner Knochen, den wir hier nicht erörtern können, erklären, zum Theil auch aus dem Mangel eines Greifschwanzes und der ansehnlichen Größe und Schwere des Körpers. Mit den Gefahren, welche die letztere über ihn bringt, ist der Orang-Utan so bekannt, daß die Bedachtsamkeit seiner Bewegungen auch durch die hitzigste Verfolgung des Jägers nicht vermindert wird. Ist er genöthigt, von einem Baume zum andern sich zu begeben, so sucht er sicherlich allemal einen Platz, wo ein paar Aeste sich möglichst einander nähern, kriecht dann langsam, plattgedrückt und möglichst ausgestreckt auf dem einen hinaus, untersucht vorsichtig seine Stärke, indem er ihn zum Schwanken bringt, und bestrebt sich wohl gar durch eben dieses Schaukeln den Ast mit denjenigen des nächsten Baumes so zu verwirren, so daß eine Art von Brücke entsteht. Auf dem Erdboden wird ihm Flucht noch weit beschwerlicher, denn er bewegt sich da nicht schneller als der Mensch im gewöhnlichen Gange. Die gewaltig langen Arme hindern ihn, die freilich wieder von größtem Nutzen sind, um schwankende, mit Früchten beladene Aeste herabzuziehen, die das Thier selbst seiner Schwere wegen nicht betreten kann. Daß der Orang-Utan nur aus Noth animalische Nahrung zu sich nimmt und so lange als möglich von saftigen Baumfrüchten allein sich ernährt, wird schon durch seine kleinen, von der Reife der letzteren abhängenden Wanderungen bewiesen. Er erscheint z. B. im Süden von Borneo, und zwar auf dem rechten Ufer des Duson, wo er sonst nicht vorkommt, im April und Mai, also zu Anfange des Ostmussons, der mit der Reife einer gewissen Feigenart zusammenfällt, die überhaupt allen Affen jener Gegend ein sehr willkommenes Futter ist.

Einige Stämme der Dajaks sind große Liebhaber des Fleisches dieser Thiere, und machen daher Jagd auf dieselben. Solche Verfolgungen haben nicht verfehlt, die Orang-Utans aus allen einigermaßen bevölkerten Districten zu vertreiben; die Jäger sind gezwungen sie in der Wildniß aufzusuchen, wo sie an den Flußufern noch am ersten angetroffen werden. Die Eingebornen bedienen sich zu dieser Jagd hölzerner Blasröhre von 5 bis 6 Fuß Länge, aus welchen sie kleine vergiftete Pfeile mit großer Kraft, und zwar auf 30 Schritte, und bisweilen auf noch größere Entfernung zu blasen verstehen. Das Blasrohr (Siepet) dient nebenbei noch als Pike, indem es am vordern Ende mit einem fußlangen Lanzeneisen versehen ist. Die Schnelligkeit, mit welcher ein Orang-Utan dem Gifte erliegt, hängt natürlich von vielen Nebenumständen ab, z. B. von der Zahl und dem tiefen Eindringen der Pfeile, vom Alter, der Körpergröße und dem Geschlecht. Haben die Pfeile noch hinreichende Kraft besessen, um das Muskelfleisch zu erreichen, war das Gift noch frisch und gut bereitet, so sollten eigentlich schon nach einer halben Stunde die heftigsten Convulsionen auf die Verwundung folgen, und der Affe zu Boden stürzen, vorausgesetzt, daß er sich nicht bei erster Empfindung von Unwohlsein an einen Gabelast gelegt; indessen bleibt bisweilen ein mit vielen Pfeilen Verwundeter einen ganzen Tag an einem Baume hängen, ohne daß die Krämpfe hinreichende Heftigkeit erlangen, und die Qual langsamen Sterbens abkürzen. Sobald ein Orang-Utan durch Pfeil, Flintenkugel oder Schrot zwar tödtlich, jedoch in solcher Art verletzt ist, daß das Leben nicht augenblicklich entflieht, so verwendet er seine letzten Kräfte, um den Gipfel des Baumes zu ersteigen, auf welchem er sich eben befindet, und sucht sogar die benachbarte Krone zu erreichen, im Fall diese die höhere wäre. Während des Kletterns läßt er dann ein eigenthümliches Geschrei hören, welches Anfangs in einigen scharfen und hohen Tönen besteht, und am Ende, in ein tiefes, lautes Gebrüll übergehend, an den Panther erinnert. Die verfolgenden Jäger grinst er an, und zeigt ihnen das kräftige Gebiß, wahrscheinlich in der Absicht Furcht einzujagen, oder er greift wohl auch zu einem anderen Hilfsmittel, welches mindestens dem Neuling in dieser Jagd einige Besorgnisse einflößen kann. Alte Individuen haben nämlich die Gewohnheit, während sie kletternd der Verfolgung zu entgehen suchen, große Aeste abzubrechen, welche gar nicht selten armsdick sind. Anstatt aber diese auf die Köpfe der Jäger zu schleudern, wie alte und neuere Schriftsteller oft erzählt haben, lassen sie einfältigerweise die mit ungeheurer Kraft losgebrochenen Holzstücke senkrecht hinabfallen. Nicht blos die Dajaks von Borneo, sondern auch die Eingebornen der Sunda-Inseln kennen

Digitized by Google

diese Sitte der Orang-Utans, die aber, wie sie behaupten, durchaus nichts Gefährliches hat, wenn man nur vermeidet, sich senkrecht unter das wüthende Thier zu stellen.

Ist nun der Orang-Utan endlich seinen Wunden erlegen und zu Boden gefallen, so ist es das erste Geschäft des Jägers, das Fleisch auszuschneiden, welches vom Gift inficirt sein könnte, indessen verfährt man dabei eben nicht ängstlich, und genießt das Uebrigbleibende ohne Besorgniß. Das Fett, welches besonders an ausgewachsenen Männchen in ziemlicher Menge gefunden wird, schneiden die Eingebornen aus, um es für den Küchengebrauch zu bewahren, das Fleisch verzehren sie frisch oder getrocknet, und aus dem Felle verfertigen sie kurze Jacken ohne Aermel, oder verschiedenartige Mützen, die sie sowohl bei Kriegszügen tragen, um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben, als auch bei Festlichkeiten zur Vermummung gebrauchen. Das Fleisch ist zwar weiß und zart, allein es hat bei allen diesem, eben so wie dasjenige der meisten anderen Affen, einen süßlichen Geruch und Geschmack, welche dem Europäer und selbst dem an solche Nahrung nicht gewöhnten Eingebornen Ekel erregen.

Wenn die Dajaks ein Weibchen des Orang-Utan mit ihrem Jungen antreffen, so suchen sie vor allem die Mutter durch Pfeile zu tödten und das Junge mit gekochtem Reis, Bananen und ähnlichen Früchten aufzuziehen. Es gelingt dieses jedoch nur dann, wenn große Aufmerksamkeit auf die Diät des Gefangenen gewendet wird, der zu allen Süßigkeiten Neigung hat, leicht sich übernimmt, nach kurzem Leben unter den Menschen an alle Gerichte sich gewöhnt, und selbst gebratenes Fleisch, gewürzte Speisen und Wein genießt. Wegen dieses Hanges zum Naschen wird daher der Orang-Utan in Gefangenschaft selten einige Jahre alt, zumal da auch große Empfindlichkeit gegen atmosphärische Wechsel sich hinzugesellt, was auch die einzige Ursache ist, daß von allen nach Europa gebrachten Individuen keines länger als höchstens einige Jahre, obenein im siechen Zustande, ausdauerte. Alte Orang-Utans fangen die Eingeborenen Borneo's niemals lebendig ein, sondern tödten sie stets auf die oben beschriebene Weise.

Ausland.

Der Iguanodon.

Die riesigste der gewaltigen Eidechsen der Vorwelt ist der in England gefundene Iguanodon. Er erhielt diesen Namen, weil er mit den Leguanen (Iguana), das Ungeheuere der Form abgerechnet, viel Aehnliches, besonders im Bau der Zähne, hat.

Der Iguanodon erlangte, bei mittlerer Größe, eine Länge von 70 engl. Fuß und 10 Fuß Höhe; doch findet man einzelne Knochen, die zu Thieren von 100 Fuß Länge und darüber gehört haben müssen. Gegen eine solche Masse verschwindet der Elephant, der bei 10 Fuß Höhe etwa 12 Fuß Länge hat! — Die größten Walfische sind 60 — 70 Fuß lang.

Die Weisheit des Schöpfers wies dem Iguanodon Pflanzen zur Nahrung an, wie seine Zähne uns beweisen; denn, welch' eine Menge Leben wären täglich nöthig gewesen, um Ein solches zu fristen. Auf der Stirn trug er ein starkes, rückwärts gekrümmtes Horn, ähnlich dem, welches die Natur dem Rhinozeros zum Aufwühlen des Bodens und zur Waffe gab. Die Füße waren kurz und dick, um die mächtige Wucht des Körpers tragen zu können; der Umfang des Schenkels betrug nicht ganz 8 Fuß, wenn wir die Verhältnisse des Leguans, mit dem die ganze Form, wie gesagt, sehr ähnlich gewesen scheint, zu Grund legen.

Mit den Resten dieses Ungeheuers kommen in England die einer nur wenig kleineren Rieseneidechse, des Megalosaurus, vor. Auch er erreichte eine Länge von 30 — 40 Fuß und die Höhe eines Elephanten. Er fraß Fleisch, und wahrscheinlich war ihm die tüchtige Masse seines friedlicheren, nur von Pflanzen lebenden Nachbars, des Iguanodon, zur Nahrung angewiesen. Wie aber erscheint uns das bewunderte Schauspiel der Thierkämpfe der weltherrschenden, römischen Imperatoren, wenn wir uns den Angriff und die Vertheidigung dieses Drachenpaars denkend vorführen! —

Die Ueberreste dieser beiden Ungethüme kommen in den jüngsten Schichten von England, ja sogar in den Knochenhöhlen von Banwell in Sommersetshire, vor. Es wäre also nicht unmöglich, daß ihre letzten Exemplare den Ursprung zu den Sagen von Drachen und Lindwürmern gegeben hätten, die in den ältesten Heldenliedern, mit den Recken kämpfend, erscheinen, und in den Traditionen der Gegenden leben, die noch nicht durch Handel und Industrie umgewühlt, ihre Urpoesie sich erhielten.

Im Eisenrogenstein von Neuffen in Württemberg fand man vor Kurzem eine Eidechse, deren Knochenbau anzeigt, daß sie im Wasser zu leben bestimmt war, und deren Größe den beiden Vorigen wenig nachgibt. Sie ward Thaumatosaurus, der Wunderfaurier, genannt. Einer der gefundenen Zähne ist 7 1/2 Zoll lang!

Der Alaunschiefer von Gaildorf und der Keuperfandstein um Stuttgart enthalten gleichfalls die Reste einer mächtigen Wassereidechse, die andere Gelehrte für einen Fisch halten zu müssen glauben. Die eigenthümliche Bildung der Zähne dieses Thiers gab ihm den Namen Mastodonsaurus salamandroides, die salamanderähnliche Eidechse mit Zitzenzähnen. Der Kopf ward mit Mühe aus einer Menge kleiner Bruchstücke wieder zusammengesetzt, und ist durch seine eigenthümliche Form und die großen Augenhöhlen auffallend; 2 Fuß 5 Zoll lang und 2 Fuß breit. Die Schuppen, die im Sandstein vorkommen, und mit denen man dieses Thier bedeckt glaubte, haben eine, von einem Mittelpunkt ausgehende, strahlige Streifung, und vereinigten sich auf dem Rücken des Thiers, je zu vieren, zu einem rautenförmigen Panzer.

Digitized by Google

schild. Die Nase trug zwei kleine Hörnchen, wie die des Seeteufels.

Auch unter den Lesern unsers Buchs mögte es einige geben, die unsere Bestimmungen für leere Behauptung halten, und die gern den Verfasser dieses Aufsatzes fragen mögten: woher weißt du denn, daß dieß eine Landeidechse war, und jene nur im Wasser lebte? Die starre Angabe, man sehe dieß aus dem Bau der gefundenen Knochen, mögte den, der wirklich unterrichtet sein will, wenig befriedigen. Ich gebe daher hier einige wichtige Merkmale kurz an, die dem Denkenden genügen, und den Glauben erwecken werden, daß durch Zusammenstellung einzeln unbedeutender Sachen, dem sinnenden Forscher Aufschlüsse werden, die dem gewöhnlichen Verstand überraschend und als bloße Wagesätze vorkommen.

Nehmen wir an: ein Weinbergarbeiter findet bei seiner Arbeit Steine, die ihm knochenähnlich deuchten, und er bringt sie uns an den Schreibtisch. Es ist ein Wirbel, der auf beiden Seiten vom Rand gegen die Mitte sich vertieft, und sogleich erkennen wir: er gehörte einer Eidechse. Das zweite Stück ist ein Zahn. Ist er flach oder abgeschrägt auf seiner Kaufläche, mit welligten Leisten auf ihr durchzogen, so war es ein Pflanzenfresser, dem er angehörte, denn er ist zum zerquetschenden Mahlen, zu der seitlich reibenden Bewegung des Kiefers ausgerüstet, die wir beim Kauen der Nahrung an unsern Grasfressern, dem Rindvieh, den Schafen, täglich sehen können. Das Raubthier hat, im Fall es seine Beute ganz verschlang, wie Schlangen oder Eidechsen, nur spitzige, rückwärts gekrümmte Zähne, die das Ergriffene, trotz allem Zappeln, aufgespießt festhielten, und nicht mehr losließen. Zerriß und zerkleinerte es aber sein Opfer beim Fressen, so sind hinten zackige, starke Mahlzähne im Kiefer, um die Knochen zermalmen zu können, und läßt das Kiefergelenk die oben bemerkte Seitenbewegung nicht zu.

Die Knochen des Landthiers sind in den Gliedmaßen röhrig, hohl zur Aufnahme des Marks. War das Thier dagegen für das dichtere, schwerere Element des Wassers bestimmt, so besteht der ganze Knochen aus zelligtem Gewebe, ohne Höhlung.

Ob der Fuß zum Auftreten und Fortschreiten, oder nur zum Rudern beim Schwimmen brauchbar war, zeigt der ganze Bau desselben und die Weise, wie er sich im Gelenk mit dem Körper verbindet. Stärke und Schnelligkeit wird aus den Ansatzstellen der Muskeln und den Hebeln, die hierdurch die Knochen bilden, beurtheilt. Oft noch findet man in der Bauchgegend den halbverdauten Darminhalt versteinert, und erkennt Knochen, Gräthen oder Schuppen in ihm; oft ist der Koth selbst uns als Stein erhalten, und belehrt uns über den Bau der Gedärme. Endlich läßt die Aehnlichkeit noch lebender Thiere mit den versteinerten Ueberresten der Urzeit uns manche Folgerung machen, die allem Scharfsinn unerreichbar geblieben wäre. Auch wird die persönliche Wahrheitsliebe einiger, und die Eifersucht anderer der Herren Gelehrten Niemandem eine Schlußfolge passiren lassen, die er nicht mit triftigen Gründen zu belegen weiß.

Dr. Schmidt.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Sphinx Urania.

Räthselhaftere Wesen kaum
Gibt es, als mich.
Oft ein vorübergehender Traum
Quäle ich dich.

Oft ein unsterbliches Gotteskind
Pflegest du mich.
Strahlt nicht mein Auge? doch bin ich blind,
Blende auch dich.

Dennoch mach' ich das Auge rein,
Zeige dem Blick
Alles im herrlichsten Jugendschein,
Göttlich Geschick!

Stärker, als alle Mächte der Welt,
Schwach, wie ein Kind;
Wild, wie der Leu, wenn er Beute fällt,
Milde, gelind.

Stunden verjag' ich, du zählst sie nicht mehr;
Glückliche List!
Wölbe des Himmels Blau über dich her,
Wo du auch bist.

Schaffe mit seltenem, feinem Verstand
Lust aus der Noth,
Und, so die Welt um dich her dir verschwand,
Leben aus Tod.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 9. 5. 11. 9. 5. 2. 5.

Der Schulmonarch.

Nennt mir den Lehrer, seine Kunst ist lang
Im kurzen Leben, schwer die Probestunden,
Dem armen Schüler wird oft angst und bang,
Wie Wind ist oft die rechte Zeit verschwunden;
Auf seinem Throne sitzt der stolze Meister,
Die Ruthe hat er in die Hand genommen.
Er plagt die Körper, quälet auch die Geister
Der Armen, die in seine Schule kommen.

Oft schlägt er Wunden, doch ist fertig schon
Sein feiner Balsam, der die schlimmsten heilet;
Die Schüler nehmen seufzend selbst den Lohn,
Den er so sparsam unter sie vertheilet.
Doch, so tyrannisch auch sein Scepter walte,
Man sieht die Schüler selten sich entfernen;
Die Schule blüht, zu strömen Jung und Alte,
Weisheit von ihm? nein, Thorheit nur zu lernen.

J. G. Moser,
nach Franzosen Redi.

Auflösung: 1. 12. 14. 17.

Digitized by Google

Schillers Leben.

(Mit Portrait.)

Schiller ist der Nationaldichter Deutschlands und als solcher selbst über Göthe, der allein neben ihm genannt zu werden verdient, zu stellen. Göthe erkennt dies auch selbst an und erklärt es, wenn er sagt: „Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weßhalb auch Schiller von Allen so hoch gehalten wird.“ Letzterer ist als Dichter und Denker der Träger des deutschen Charakters und auch das Ausland erkennt nach dem Ausdruck des nordamerikanischen Dichters Cooper in ihm „den deutschen Genius seiner Zeit.“ Indem wir daher sein inneres und äußeres Leben vor dem Auge des Lesers in möglichst gedrängten Umrissen entfalten, wird nicht selten die Eigenthümlichkeit deutscher Nation in ihrem innersten Wesen sich enthüllen und zugleich ein Licht auf das Zeitalter, in dem Schiller sich entwickelte und blühte, geworfen werden.

Johann Christoph Friedrich Schiller ward geboren den 10. November *) 1759 zu Marbach, einem Würtembergischen Landstädtchen, im Hause seiner mütterlichen Großeltern. Sein Vater war ursprünglich Wundarzt, ward später Offizier in Würtembergischen Diensten, bis ihm, der viel Sinn für landwirthschaftliche Beschäftigungen, besonders für Baumzucht hatte, von dem Herzoge Karl von Würtemberg die Aufsicht über eine größere Baumschule auf dem herzoglichen Lustschlosse Solitude übertragen wurde, wo er die von ihm gehegten Erwartungen vollkommen befriedigte. Er war gewandt im praktischen Leben, thätig und kräftig, ernst und militärisch pünktlich, ohne vielseitige wissenschaftliche Bildung, aber nicht ohne wissenschaftlichen Sinn. Nach einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze desselben flehte er nach der Geburt seines einzigen Sohnes das „Wesen aller Wesen“ an, „daß es demselben an Geistesstärke zulegen möchte, was er aus Mangel an Unterricht nicht erreichen könne.“ Gegen unsern Friedrich war der Vater streng, fast hart und übertrieben in seinen Anforderungen — nach der gewöhnlichen Erfahrung, daß Väter, die in beschränkter Jugend wenig Gelegenheit zur Ausbildung hatten, aber das Fehlende durch eigene Anstrengung möglichst zu ergänzen strebten, diesen Mangel an ihren Kindern hereinzubringen suchen.

Die Mutter, die Tochter eines Bäckers, wird als eine anspruchslose, mit gesundem Menschenverstande und innigem, religiösem Gemüthe begabte Hausfrau, die selbst dichterischen Sinn zeigte, geschildert. Sie war eine liebevolle Gattin und zärtliche Mutter. Mit ihr hatte unser Schiller nicht nur körperlich die meiste Aehnlichkeit, sondern von ihr hatte er auch Herz und Gemüth geerbt. Ja wie wir es von manchen großen Männern wissen, so war es auch hier die Mutter, die auf die Entwicklung des Kindes den bedeutendsten Einfluß hatte. Die ersten vier Lebensjahre blieb der zärtliche, von schweren Kinderkrankheiten heimgesuchte Fritz im Hause der Großeltern unter der ausschließlichen Pflege der liebevollen Mutter, während der Vater im siebenjährigen Kriege war. Der religiöse Ton des elterlichen Hauses machte schon frühe tiefen Eindruck auf das sinnige Kind. Bei den Morgen- und Abendgebeten, die der Vater Schiller nach guter, alter Sitte regelmäßig im Kreise der Seinigen vorlas, zeigte der kleine Fritz die rührendste Andacht. Seine ältere Schwester gedenkt: „die frommen, blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirne umwallte und die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Händchen gaben das Ansehen eines Engelsköpfchens.“ Die Mutter las gern in der Bibel, so wie die geistlichen Lieder von Uz, Gellert, Gerhard, und Klopstocks kaum erschienene Messiade. Auf Spaziergängen wies sie ihre Kinder auf die Wunder der Schöpfung, auf die Größe und Liebe des Schöpfers hin, und oft soll der kleine Schiller bei solchen Anlässen bis zu Thränen ergriffen gewesen sein. Auch von der mitleidigen Herzensgüte des Kindes sind uns rührende Züge aufbewahrt.

Als im Jahre 1765 der alte Schiller als Werbeoffizier nach der Reichsstadt Gmünd geschickt wurde, wobei ihm erlaubt ward, seinen Aufenthalt im Dorf und Kloster Lorch, als nächstem Würtembergischen Grenzort zu nehmen, so fand der sechsjährige Fritz an dem trefflichen Pfarrer Moser, dem er später durch den Charakter des Pastors Moser in den „Räubern“ ein dankbares Denkmal setzte, einen liebevollen Lehrer und an dessen Sohn den ersten Jugendfreund. Auch die lange in seiner Seele fortglimmende Neigung zum geistlichen Stande scheint aus dem Pfarrhause zu Lorch zu stammen. Oft stieg der kleine Knabe auf einen Stuhl, um zu predigen, wobei es ihm recht Ernst war, und er zürnte, wenn Jemand darüber lachte. Jetzt schon zeigte sich in hohem Grade sein Sinn für die Natur, die ihn zu wahrer Begeisterung hinriß. Auch an religiösen und geschichtlichen Eindrücken auf das Gemüth des poetischen Kindes fehlte es nicht, die vielleicht „die ersten Fäden des magischen Gewebes der tragischen Darstellung waren, die der Genius in seiner Seele anlegte.“ Oft besuchte er mit seiner Schwester eine Kapelle auf einer Anhöhe und die uralte, düstere Kirche Lorchs, in der die Gruft der Hohenstaufen war, an die sich so große Erinnerungen knüpfen; der Vater erklärte die Geschichtsdenkmale der Umgegend, wodurch hohe Gestalten und wechselnde Lebensbilder der kindlichen Seele vorgeführt wurden. Ein mächtiger Drang in die Ferne und der Weltbürgersinn, der Schiller in so hohem Grade eigen war, charakterisiren schon den Knaben. Als ihn einst die Mutter ermahnte, im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren, erwiederte er mit glühenden Wangen: „Vaterland! Vaterland! haben wir denn ein

*) So ward wenigstens bis auf die neueste Zeit einstimmig angenommen, und an diesem Tage feierte Schiller selbst seinen Geburtstag. Nun erklärt aber Gustav Schwab in seinem trefflichen „Schillers Leben in drei Büchern. Stuttgart bei Liesching. 1840,“ gestützt auf das (freilich manchmal ungenaue) Marbacher Kirchenbuch den 11. November für Schillers Geburtstag.

Digitized by Google

anderes, als die ganze Welt? Wo es Menschen gibt, da ist das Vaterland.“ Auch von der kühnen Furchtlosigkeit, die den Mann als Dichter und Denker beseelte, gab er schon frühe Proben; ebenso von Fleiß und ausdauernder Beharrlichkeit. Ein einfaches, schlichtes und ehrenhaftes häusliches Leben kräftigte sein Inneres und die Erinnerung an Lorch, wo er seinen schönsten Kindheitstraum verträumte, blieb ihm durch sein ganzes Leben.

Wir haben uns absichtlich etwas länger bei der frühern Jugend Schillers verweilt; denn es ist psychologisch merkwürdig, die ersten Keime eines reichen, schöpferischen Lebens aufzusuchen und im kindischen Spiele finden wir oft schon die tiefste Bestimmung der Natur träumend errathen. „Im Kinde den Mann vorausahnen,“ sagt Göthe, „ist schwer, noch schwerer, es mit Zuverlässigkeit voraus verkünden, obschon die menschlichen Anlagen im Ganzen schon eine entschiedene Richtung haben; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat.“

Im Jahre 1768 kam der junge Schiller in die lateinische Schule zu Ludwigsburg, wo er auf die Klosterschule, in denen der Würtembergische Geistliche gewöhnlich seine Vorbildung erhält, vorbereitet werden sollte. Durch übertriebene Anforderungen, auch wohl Mißhandlungen des strengen Vaters und eines mürrischen, pedantischen Lehrers ward der sehr lebhafte Knabe eingeschüchtert und nach innen gewendet. Der erste Anblick eines Theaters war von mächtiger Wirkung auf ihn; seine jugendlichen Spiele bewegten sich von nun an in dieser neu erschlossenen Welt. Doch ward dadurch seiner Neigung zum geistlichen Stande, wie seiner religiösen Stimmung überhaupt kein Abbruch gethan. Am Tage seiner Confirmation schuf er, gerührt vom Zuspruch der frommen Mutter, das erste Gedicht.

Der Plan aber, Theologie zu studiren, sollte nicht in Erfüllung gehen. Der Herzog Karl von Würtemberg hatte eine militärische Pflanzschule errichtet, die ihm sehr am Herzen lag und für die er die fähigsten Zöglinge sammelte. So ward auch unser Schiller sehr gegen seine Neigung und gegen den Wunsch der Eltern in seinem vierzehnten Jahre in dieselbe aufgenommen, wo er, da das Studium der Theologie von dem Plane des Instituts ausgeschlossen war, sich der Rechtswissenschaft widmete. So glücklich aber seine Fortschritte in den übrigen allgemeinen Wissenschaften waren, so gering waren sie in der Jurisprudenz. Sehnsüchtig war seine Neigung noch dem Studium der Theologie zugewandt, was er offen dem Herzoge erklärte; er war noch immer mit Innigkeit frommen Regungen hingegeben, obschon bereits im Kampfe mit sich selbst und mit den Conventionen begriffen. Dieser Kampf wurde beschleunigt und verstärkt durch den Erziehungsdruck, dem er nur mit Widerstreben sich fügte. Sein Inneres empörte sich gegen „den albernen, obgleich im Sinne der Inspektoren ehrwürdigen Schlendrian,“ gegen Willkühr und engherzige Beschränkungen, gegen jede Dressur. Als die Anstalt (1775) unter dem Namen Karlsakademie nach Stuttgart verlegt wurde und nun auch Medicin unter die Unterrichtsgegenstände aufgenommen ward, so sagte Schiller der verhaßten Jurisprudenz Lebewohl und ergriff ersteres Fach. Er studirte nun seine neue Wissenschaft eifrig und mit philosophischem Sinn; den verbotenen deutschen Dichtern aber lieh das Geheimniß doppelten Reiz. Klopstocks Oden und Messiade waren ihm vor allen vertraut; bald war er auch mit einigen Dichtungen Göthes und etwas später mit Shakspeares Genius bekannt geworden. Im Uebrigen waren seine Lieblingsschriften: Plutarchs Biographieen, die philosophischen Schriften von Mendelsohn, Sulzer, Lessing und vor allen Garve.

Durch das Studium der Medicin, so wie durch seine Reaktion gegen die ihn beengenden Verhältnisse, namentlich auch durch den Mechanismus des religiösen Unterrichts, der als starrer Dogmatismus vorgetragen wurde, während selbst zum Gebete kommandirt ward, wurde unser Schiller mehr und mehr in religiöse Kämpfe und Zweifel hineingeführt, denen der angeborene und anerzogene religiöse Sinn immer erfolgloser widerstrebte. Mit den Conventionen war er ohnedies in offener Fehde, wie dies auch schon seine ersten eigenen lyrischen Versuche zeigen. „Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren,“ — sagt der Dichter selbst, „schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus.“ Noch in der letzten Zeit seines Aufenthalts in der Akademie schuf er die Räuber, diese wilde Explosion eines ausbrechenden Freiheitssinnes.

In seinem 22sten Jahre ward Schiller als Regimentsarzt mit geringem Gehalte angestellt und lernte nun die Welt etwas näher kennen, die ihm aus der Ferne so lockend erschienen war. Der plötzlich entfesselte Jüngling stürzte sich mit der ganzen Gluth seiner feurigen Seele dem Lebensgenuß in die Arme und lebte nicht eben in der besten Gesellschaft. Seine lyrischen Gedichte aus dieser Zeit, die er selbst „Produkte eines wilden Dilettantismus“ nennt, sind häufig überladen, nicht selten schwülstig und zeugen von glühender Sinnlichkeit. Die Gedichte an Laura verdanken wir einer leidenschaftlichen Neigung zu einer jungen Hauptmannswittwe, in welcher Neigung wir übrigens nur eine Verirrung der Phantasie, keine Liebe des Herzens erkennen können. Im Jahre 1781 erschienen die Räuber im Druck, im Selbstverlage des Dichters. Das kräftige, titanenhafte Stück wirkte besonders auf die Jugend jener Zeit gewaltig, fast berauschend. Im nächsten Jahre ward die theatralisch eingerichtete Umarbeitung in Mannheim aufgeführt. Schiller reiste das erste- und zweitemal ohne Urlaub heimlich dahin, der große militärische Subordinationsfehler ward endlich entdeckt und der vom stürmischen Beifall der begeisterten Menge noch ganz berauschte Jüngling ward im Arrest unsanft aus seinen goldenen Träumen gerissen. Selbst die Regierungen und die Polizei wurden bedenklich über das kühne Werk; der Herzog Karl, französisch gebildet, fand Verstöße gegen den bessern Geschmack darin; böswillige und wohldienerische Leute schürten,

Digitized by Google

und dem jungen Dichter ward verboten, außer Medicin irgend etwas drucken zu lassen. Die Luft Würtembergs war ihm fürder unerträglich; in Mannheim schien ihm Freiheit, Glück und Ruhm zu winken. Er entfloh dahin. —

So war der entscheidende Würfel gefallen. Der Liebe zur Dichtkunst hatte er Vaterland, sichere Stellung, Rücksicht auf Eltern, selbst seinen Ruf geopfert, sie mußte ihn für Alles entschädigen. Er lebte nun in der Nähe von Mannheim, unter angenommenem Namen, mit der Ausarbeitung des Fiesko beschäftigt. Von dem Mannheimer Theaterintendanten, Wolfgang Heribert Freiherrn von Dalberg, durch den die Räuber zur Aufführung gebracht wurden, hatte der gerne vertrauende Jüngling Alles gehofft. Aber der Baron bewies sich als vorsichtigen und engherzigen Weltmann und unterstützte ihn in keiner Weise. Lebenstäuschungen und Noth manchee Art bedrängten den armen Dichter, das Unglück machte ihn in seinem Selbstgefühle oft unmuthig und stolz, durch seine Verbindungen mit der Theaterwelt, durch sein feuriges Temperament, wohl auch durch seinen Mißmuth ward er zu Verirrungen hingerissen, denen stets bittere Reue nachfolgte; aber die Ahnung seiner künftigen Größe ermuthigte immer wieder sein gepreßtes Herz. Als aber Dalberg auch das umgearbeitete Trauerspiel „Fiesko," von dessen Aufführung Schiller seine Existenz zu fristen gehofft hatte, kalt zurückwies, so wuchs die Bedrängniß in dem Grade, daß er selbst seine Uhr verkaufen und zu den alten Schulden neue häufen mußte. Endlich erhielt er von einem Buchhändler eilf Louisd'or Honorar für den „Fiesko" und übersiedelte nun — immer noch die Nähe Würtembergs fürchtend — im December 1782 nach Bauerbach, einem Gute der Freifrau von Wolzogen, die von Stuttgart her den jungen Dichter kannte und in seltener Theilnahme an seinem Geschick ihm ein Asyl angeboten hatte. Hier lebte er zurückgezogen in der rauhen Gegend, indem er mit Niemandem als dem Bibliothekar Reinwald in dem benachbarten Meiningen, der später seine Schwester ehelichte, vertrautern Umgang hatte. Er vollendete Kabale und Liebe und begann den Don Carlos. Die widersprechendsten Empfindungen, Muth und Niedergeschlagenheit, stolze Hoffnungen und Träume von beschränktem stillem Glück bewegten wechselnd seine Seele; selbst dem Menschenhasse war der gereizte, von der Welt vielfach getäuschte Jüngling oft nahe. Doch ließ er sich, wenn auch mit Widerstreben, von Herrn von Dalberg, der ihn vor Kurzem so schnöde abgefertigt hatte, der aber nun den Dichter brauchen konnte und ausbeuten wollte, im Sommer 1783 abermals nach Mannheim verlocken, wo er als Theaterdichter angestellt wurde. Seine Aussichten schienen sich erhellen zu wollen. Aber bald befiel ihn eine Krankheit, das kalte Fieber, das lange Mattigkeit und Schwäche des Kopfes zurückließ. Nichts desto weniger arbeitete er den Fiesko abermals bühnengerecht um und richtete Kabale und Liebe zur Aufführung zu, die nun auch beide, letzteres Stück unter rauschendem Beifall, in Mannheim und anderwärts dargestellt wurden. Auch an anderen Ehrenauszeichnungen fehlte es nicht. So ward er 1784 zum Mitgliede der kurfürstlich-deutschen Gelehrtengesellschaft in Mannheim gewählt, bei welcher Gelegenheit er den Aufsatz vorlas: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" woraus seine hohen Begriffe vom Theater, das ihm Gehilfin der Religion und der Gesetze war, erhellen. Doch vermißte er sehr eine festere Stellung und Glück in einer Häuslichkeit; das Junggesellenleben und der Verkehr mit Schauspielern setzten ihn manchen Versuchungen aus und rissen ihn abermals in Vergnügungen und Zerstreuungen hinein, „deren Andenken (wie er selbst sagt) seinem Herzen Wunden schlug." — Er dachte wieder an die verlassene Medicin, als Mittel zur Gründung einer festen Existenz, Dalberg selbst, der des kränkelnden Dichters bereits wieder müde war, rieth ihm dazu; doch auch sein äußerer Lebensberuf sollte die Poesie bleiben, wie sie sein innerer war. Durch Vorlesungen von Scenen aus dem Don Carlos, an dem er begeistert fortarbeitete, erwarb er sich vom Herzog von Weimar den Rathstitel, aber Geldverlegenheit und Schulden mahnten ihn an die rauhe Wirklichkeit. Er sann jetzt ernstlich auf Mittel, der drückenden Noth sich zu entreißen. In der Ankündigung der neuen Zeitschrift Rheinische Thalia erklärt er das Publikum für sein Alles, alle seine Verbindungen für aufgelöst; „etwas Großes wandle ihn an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Während so unser Dichter mit dem Leben rang, machte auch sein Herz seine Ansprüche geltend. Schon zu Lotte von Wolzogen, der Tochter seiner Gönnerin in Bauerbach, hatte er eine Neigung und Wünsche, die er später selbst thöricht nannte, gehegt. In Mannheim nun lernte er die Tochter des ihm befreundeten Buchhändlers Schwan, Margarethe, ein liebenswürdiges, geistreiches Mädchen kennen und lieben. Es scheint aber, Schillers damals fast abstoßende äußere Erscheinung habe Margarethe, die übrigens seinen Genius erkannte, zu keiner Entscheidung kommen lassen. Dagegen war Schiller glücklicher in der Freundschaft. Wie schon früher, so war auch jetzt, wo ihm durch mancherlei Reibungen, besonders Streitigkeiten mit der reizbaren Theaterwelt, der Aufenthalt in Mannheim verleidet war, die Freundschaft, die sich des Gedrückten und Vereinsamten erbarmte.

Durch Verehrer seiner Muse, unter denen namentlich C. G. Körner, Vater Theodor Körners, hervorzuheben ist, der Schiller bis jetzt nur aus seinen Schriften kannte und liebte, der aber fürder sein vertrautester Freund ward und als Begründer seines Lebensglückes betrachtet werden darf, wurde Schiller (1785) nach Leipzig eingeladen und in einen erweiterten Lebenskreis hineingezogen. Er verweilte einige glückliche Sommermonate in vertrautem Freundeskreise zu Gohlis, einem Dorfe bei Leipzig, und hier war es, wo er sein trotz

Digitized by Google

wirklicher Mängel der deutschen Nation so werthes Lied an die Freude dichtete. Und als der zum Appellationsrath ernannte Körner nach Dresden berufen ward, so folgte ihm Schiller, dessen Herzen Freundschaft Bedürfniß war, eben dahin, wo er den Don Carlos, die erste reifere dramatische Frucht seines Genius in einer großartigern Weise, als die erste Auffassung versprach, umarbeitete und durch die Vorstudien dazu der Geschichte zugewendet wurde. In diese Zeit gehört wohl auch die Vollendung der „philosophischen Briefe."

In Dresden verirrte sich sein der Liebe bedürftiges Herz abermals. Eine neue glühende Leidenschaft ergriff ihn und zwar zu einem seiner nicht würdigen Gegenstand, einer Kokette, die unter dessen wenig reizendem Aeußern des Dichters und seinem fast dürftigen Gewande den erhabenen Genius und das königliche Herz nicht erkennen konnte. Im Schmerz über abermalige Täuschung verließ der viel umhergeworfene junge Mann Dresden und ging im Sommer 1787 nach Weimar, das damals die größten Schriftsteller Deutschlands und viele zweiten Ranges umschloß. Er ward dort von Wieland herzlich, von Herder freundlich, jedoch ohne Wärme, aufgenommen, — Göthe war gerade in Italien; im Ganzen aber fühlte er sich doch wieder einsam und verlassen. „Die Weimarische Welt" — sagt Schillers Schwägerin und Lebensbeschreiberin, die (jüngere) Frau von Wolzogen — „wirkte mehr bildend als belebend auf ihn; der Ton der Gesellschaft war kritisirend, mehr ausweichend als entgegenkommend. Von rheinländischer Liberalität und schwäbischer Herzlichkeit war wenig zu finden." Er selbst sagt von sich, er sey „bis jetzt ein isolirter, fremder Mensch in der Natur umhergeirrt und habe Nichts als Eigenthum besessen; er sehne sich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, nach der Ruhe des Familienlebens."

Für diese neue Wendung seines nun gereiften Lebens sorgte denn auch eine gütige Vorsehung. Er lernte auf einer Besuchsreise (Herbst 1787) die Familie von Lengefeld, die Wittwe eines rühmlich bekannten Forstmannes mit 2 Töchtern, zu Rudolstadt kennen und die jüngere Tochter, ein sanftes, harmonisch gebildetes Wesen bald lieben. Diese Liebe wirkte beruhigend und erhebend auf sein Inneres, wie auf seine äußere Erscheinung. Er lebte regelmäßiger, vertiefte sich, mit den Niederlanden beschäftigt, in Folianten und lieferte für Wielands deutschen Merkur in den Jahren 1788 und 1789 die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Bruchstück des Abfalls der vereinigten Niederlande, die Briefe über Don Carlos und Anderes. Die viel angefochtenen Götter Griechenlands waren Frucht seiner ersten nähern Bekanntschaft mit den Griechen, deren Leben und Weltanschauung ihm in heiterem poetischem Lichte, gegenüber von manchen kümmerlichen Erscheinungen der Zeit, erschien. Um dieses Gedicht nicht zu hart zu beurtheilen, mußte man die kühle Verstandesaufklärung seiner Zeit in's Auge fassen, wo man anfing, das Christenthum seines tiefern Gehaltes immer mehr zu entleeren, und ein laues vernünftelndes Christenthum selbst von angesehenen Theologen gelehrt wurde, während man sich auf der andern Seite in einen starren engherzigen Dogmatismus oder zu einer unklaren Gefühlsrichtung flüchtete, die sämmtlich Schillers starkem, wahrhaftem Geiste und ästhetischem Sinne widerstrebten. — Dennoch hatte nun diese Zeit Schiller, der die Wahrheit nur im Gewande der Schönheit den Menschen schaubar glaubte, nicht mehr in dem früheren Grade mit religiösen Zweifeln zu ringen. Bewirkt wurde diese glückliche Veränderung nicht nur durch seine hoffnungsvollere und weniger leidenschaftliche, aber desto innigere Liebe, sondern auch durch seine nunmehrige Bekanntschaft mit der Kantischen Philosophie, welche die zum Erhabenen geneigte sittliche Natur Schillers mächtig ansprechen mußte, da sie, resignirend auf Erkenntniß des Uebersinnlichen aus theoretischen Gründen, mit hohem sittlichem Ernst das Gesetz der Pflicht aufstellte, so den Geist durch sittliche Ideen wieder erhob und ihn durch das Gewissen mit dem Uebersinnlichen in Verbindung setzte. In einer Zeit sittlicher und religiöser Erschlaffung mußte eine so erhabene Moral und Freiheitslehre, wie die Kants ist, eine gewaltige Erschütterung und Kräftigung bewirken und ist als eine wahre Himmelsgabe zu betrachten.

Im Jahre 1789 ward unserem nicht nur als Dichter, sondern auch als historischer Schriftsteller berühmt gewordenen Schiller — namentlich auch durch den Einfluß des ihm übrigens im Leben noch ferne stehenden Göthe, eine außerordentliche Professur der Geschichte in Jena übertragen; die Zahl seiner Zuhörer war gleich Anfangs groß und „die Ahnung großer unbebauter Felder" — er meinte das weite Gebiet der Geschichte — „hatte viel Reizendes für ihn." Es war doch nun einmal eine Grundlage für eine festere Existenz gegeben; aber das immer noch Unsichere seiner Stellung, da dieselbe vorerst mit keinem Gehalt verbunden war, während bald kleinliche akademische Eifersüchteleien und Zänkereien mit einem oder einigen seiner Collegen ihm sein Leben verbitterten, sodann die Entfernung von seiner Geliebten und seine bald hoffende, bald fürchtende Liebe selbst trieben ihn wieder in sich zurück, und wiederum klagte er, er „vermisse eine beseelende Berührung und verzehre sein Gefühl an wesenlosen Idealen." — Da bekannte Charlotte von Lengefeld, während die ersten Donner der französischen Revolution nach Deutschland herüberhallten, dem glücklichen Dichter ihre Liebe. Mit Wonne, aber doch mit sehnsüchtiger Ungeduld sah der glühende Schiller nun einer Vereinigung entgegen. Da sicherte der Herzog von Sachsen-Weimar, für die obwaltenden Umstände mit großherziger Bereitwilligkeit und auf eine Weise, die Schiller innig rühren mußte, diesem einen Jahresgehalt von 200 Thalern zu und ließ Weiteres hoffen. Schiller hielt nun bei der Mutter seiner Geliebten um die Hand Letzterer an und erhielt das mütterliche Jawort, da auch der Coadjutor von Mainz, der edle Freiherr von Dalberg (ein hochsinnigerer Bruder des von Dalberg in Mannheim), sobald

Digitized by Google

er Kurfürst wurde, dem Dichter einen Gehalt von 4000 Thalern zusagte, während diesem der ganz freie Gebrauch seiner Zeit überlassen bleiben sollte. Auch den Hofrathstitel erhielt der glückliche Bräutigam noch aus Meiningen.

Die Liebenden wurden sofort im Februar 1790 ganz in der Stille in einer Dorfkirche getraut. Nun war unser bisher so viel umhergeworfener Dichter an's heiß ersehnte Ziel gelangt, nun war, seinem eigenen Ausdruck nach, „sein Dasein in harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen ihm die Tage dahin.“ Er lebte ein schönes Familienleben, mit wenigen, aber trefflichen Häusern (Griesbach, Kirchenrath und geschätzter Theolog; Paulus, berühmter Theolog; Hufeland, der bekannte Arzt; Reinhold, Philosoph, u. A.) befreundet. Zwar verstummte auf einige Zeit seine Leyer (von 1790—1794 wurde kein einziges Originalgedicht fertig), aber mit desto mehr Eifer wandte er sich außer den geschichtlichen Arbeiten, zu denen er durch seine Vorlesungen veranlaßt war, philosophischen und ästhetischen Studien zu, die er mit der ganzen Macht seines umfassenden Geistes kultivirte, und die ihn selbst auf eine höhere Stufe produktiver Kunst emporheben halfen. Durch Reinhold namentlich, der Professor der Philosophie in Jena, dem damaligen Herde der „metaphysisch-kritischen Richtung,“ war, wurde Schiller tiefer in die Kant'sche Philosophie eingeführt, die er Anfangs in ihrem ganzen Umfange zu studiren sich vorsetzte. Jedoch hielt er, der Dichter, sich hauptsächlich an die Entwickelung des Schönheits- und Moralprinzipes, und suchte das Verhältniß von Moral und Poesie zu bestimmen. Seinen fünfjährigen philosophischen Studien verdanken wir alle jene trefflichen Aufsätze, welche theils in der neuen Thalia, theils später in den Horen veröffentlicht wurden, unter denen wir von vielen andern die Abhandlungen über Anmuth und Würde, Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, über naive und sentimentalische Dichtung auszeichnen, und durch welche der Grund zu einer ganz neuen Aesthetik gelegt wurde.

Ueberhaupt war es Schiller eigen — zum Beweis, daß doch die Dichtkunst die eigentliche Heimath seines Geistes war — Alles auf Poesie zu beziehen. So hatte er, wie der Philosophie, so auch der Geschichte stets eine Wendung auf Poesie gegeben; seine Geschichtsdarstellung ist dramatisch, die Geschichte war ihm seiner eigenen Aeußerung zu Folge nur „ein Magazin für seine Phantasie.“ Auch sein historischer Standpunkt war der allgemein menschliche, und Menschenfreiheit, Menschenrecht und Menschenwürde waren seine leitenden Ideen. Schiller wurde so der Vater einer eigenen Gattung von Geschichtsdarstellung, der reflektirenden und rhetorischen. Außer seinen größern Schriften, dem Abfall der vereinigten Niederlande, in dem er dem Kampf des Despotismus mit der Freiheit, und dem dreißigjährigen Krieg, wo er den Kampf um Gewissensfreiheit schildert, gehören zu seinen besten Leistungen seine Aufsätze über die Kreuzzüge und das Mittelalter und über den Zustand Europa's zur Zeit des ersten Kreuzzugs.

Schillers Geist blieb heiter und siegte über den kränklichen Körper, selbst als ihn mitten in seinem neuen Glücke ein heftiges Fieber und dann eine Brustkrankheit, die seine Gesundheit im Grunde für immer zerstörte, befiel. Es erfolgten Rückfälle, und als der Dichter den Tod nahe glaubte, ließ er sich Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die auf Unsterblichkeit deuten, vorlesen und äußerte ruhig: „dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben und wirken, so lange wir's vermögen.“ Er genas langsam, auch mit Hilfe des Karlsbades, und setzte dann sogleich mit übermäßiger Anstrengung seine Arbeiten am dreißigjährigen Kriege, seine Uebersetzungen aus der Aeneide, die durch einen Wettkampf mit dem Dichter Bürger veranlaßt waren und seine philosophisch-ästhetischen Studien fort, während ein geistreicher Kreis von Hausfreunden viel zur Erheiterung beitrug, so daß die Lust manchmal selbst bis zur Ausgelassenheit stieg.

Indessen war schon das Gerücht von Schillers Tode erschollen und es hatten in Dänemark edle Verehrer von ihm, nämlich der später berühmt gewordene Dichter Baggesen, der Erbprinz von Holstein-Augustenburg und der Minister Graf von Schimmelmann nebst ihren Gemahlinnen des Dichters Todesfeier voll wahrer Betrübniß gefeiert; und als die frohe Kunde „von des unsterblichen und ungestorbenen Schillers Auferstehung“ zu ihnen drang, so setzten die beiden letztgenannten, ihrer hohen Stellung so werthen Männer, dem Dichter auf drei Jahre einen Jahrgehalt von 1000 Thalern aus, wodurch es diesem möglich wurde, sich der anstrengendsten Geschäfte zu entschlagen und seiner Gesundheit zu leben, — eine Großmuth, von der Schiller aufs höchste überrascht und gerührt wurde. Außerdem ward er im Sommer 1792 noch durch einen Besuch der geliebten Mutter und seiner jüngsten Schwester hoch erfreut. —

Als um diese Zeit der Prozeß des unglücklichen Königs von Frankreich, Ludwigs XVI., verhandelt wurde, so hatte Schiller im Sinne, durch Vertheidigung des Königs der wahren bürgerlichen Freiheit zu dienen und durch ein vernünftiges Wort „auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck zu machen.“ Sein Freiheitsideal war ein anderes, als das der französischen Jakobiner, und schon früher, als nach dem Sturm auf die Bastille auch die Freisinnigen in Deutschland „diese Zertrümmerung eines Monuments finsterer Despotie als einen Vorboten des Sieges der Freiheit über die Tyrannei“ freudig begrüßten, war er ernst und ahnungsvoll geblieben, indem er die Franzosen für kein Volk hielt, dem ächt republikanische Gesinnungen eigen werden könnten (auch zu Napoleon konnte er später nie ein Herz fassen). Dennoch erhielt er vom Nationalkonvent das französische Bürgerdiplom, das aber erst nach fünf Jahren in seine Hände kam.

Digitized by Google

Im Jahre 1793 machte unser Dichter mit seiner Lotte eine Reise in das heimathliche Schwaben, wohin in ihm eine mächtige Sehnsucht erwacht war. Da er sein altes Vaterland noch nicht mit Sicherheit betreten zu können glaubte, so hielt er sich vorerst in der benachbarten Reichsstadt Heilbronn auf, von wo aus er im Sinne des dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse aus seinem Vaterlande entfernt, an den Herzog Karl von Würtemberg schrieb. Der Herzog, krank, antwortete zwar nicht, aber er äußerte öffentlich: „Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden.“ In Heilbronn noch umarmte er zum erstenmale Eltern, Schwester und Jugendfreunde. Als aber im October dieses Jahrs der Herzog starb, dessen Tod Schiller mit aufrichtiger Rührung betrauerte, so zog dieser in's eigentliche Vaterland, in die Heimath seiner Jugend, nach Ludwigsburg. Außer der Nähe seiner Eltern, die nun auf der Solitude wohnten, zog ihn dahin sein Jugendfreund von der Akademie her, von Hofen, dessen Umgang und ärztliche Behandlung ihm Erleichterung und die angenehmste Unterhaltung verschafften. Hofen aber erblickte in dem seither vom Leben gebildeten und gereisten Jugendfreunde erstaunt „einen ganz andern Mann; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz er war ein vollendeter Mann geworden.“ Zur Ergänzung des Bildes des Dichters möge hier die Schilderung seiner Gestalt und seiner äußern Erscheinung von seiner Schwägerin beigefügt werden: „Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, mit etwas militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst die Schüchternheit wohl anstand. Der wohl gerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse; die hohe, weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter den hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrannen, warf nur selten und im Gespräche belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr ins Innere gekehrt, als auf die äußern Gegenstände gerichtet, doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz. Seine Nase war gebogen und ziemlich groß, ein etwas unsanfter Uebergang an der Spitze sichtbar; sein Haar, lang und fein, fiel ins Röthliche; die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht; das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches. Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hatte er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester. Seine Kleider waren einfach, aber gewählt, besonders viel hielt er auf feine Wäsche. Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, zuwider.“

Auch während seines Aufenthalts in Schwaben setzte Schiller sein Studium Kants fort und fast täglich, meist in den Stunden schlafloser Nächte arbeitete er an dem Wallenstein, der zuerst in Prosa verfaßt war, und an den ästhetischen Briefen. In diese Zeit fällt auch die für Schiller so wichtig gewordene Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta, der ihm mit hochherziger Liberalität Anträge machte und dem Schiller Unabhängigkeit und Wohlstand zu verdanken hatte. Auch die erste Vaterfreude genoß Schiller, dem in Ludwigsburg ein Sohn geboren wurde, in seinem ursprünglichen Vaterlande, und Dannecker modellirte die herrliche Büste seines Jugendfreundes.

Eine neue Epoche beginnt für den Dichter nach seiner Rückkehr nach Jena im Mai 1794, „die Periode des vollendeteren dichterischen Kunstlebens.“ Aeußertich ist fürder sein Leben weniger bewegt, aber desto reicher nach innen und an dichterischen Gestaltungen.

Im Aether des Denkens war der Geist Schillers gekräftigt worden, aber die eigentliche Heimath seines Geistes war doch die Poesie und der Uebergang von der Spekulation zur Produktion erfrischte und verjüngte ihn, wenn derselbe gleich auch mit vieler Anstrengung verbunden war, wie er selbst eingesteht. Von wesentlichem Einflusse hiebei war das innige Verhältniß, in das er nun zu Göthe trat. Schon früher hatten die beiden größten Dichter Deutschlands einander kennen gelernt, aber Göthe hatte sich ausweichend benommen und Schiller stand im Gefühle des noch unbefriedigten Strebens der Ruhe und Sicherheit Göthes gespannt gegenüber. Nun aber (1794) schlossen sie den berühmten Freundschaftsbund, der für Beide durch gegenseilige Anregung und einen fruchtbaren Ideenwechiel von so wichtigen Folgen war. — In wie weit höheren, reineren Klängen Schillers Lyra von nun an ertönte, zeigen schon die lyrischen Erstlinge dieser reifern Zeit: die Macht des Gesanges, der Tanz, der Pegasus und namentlich das Reich der Schatten, in der Sammlung seiner Gedichte das Ideal und das

Digitized by Google

Leben genannt. Unter vielen andern Gedichten ward im Jahre 1795 auch die Elegie (jetzt der Spatziergang genannt), eines der besten Gedichte Schillers, gedichtet. Ueber diese neuen lyrischen Produktionen schreibt Göthe an Schiller: „sie sind nun, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte.“ Diese Gedichte erschienen zum Theil in den von Cotta verlegten Horen (einer Zeitschrift, die ihrem Plane nach die besten Schriftsteller Deutschlands vereinigen und Alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte), theils in dem von 1796 an erscheinenden, ebenfalls von Schiller herausgegebenen Musenalmanach. In letzterem gab er auch gemeinschaftlich mit Göthe (1796) die etwas zu übermüthigen Xenien zu Geißelung mißfälliger literarischer Erscheinungen heraus, durch die sich die beiden Dichter mit der halben Welt verfeindeten. Ebenso veranlaßte ein Wetteifer mit Göthe die bekannten Balladen 1797 und 1798. Was größere Schöpfungen anbelangt, so schwankte Schiller eine Zeit lang zwischen Epos und Drama. Er entschied sich zum Glück für letzteres und „unter die blassen Tugendgespenster jener Tage“ (die damals beliebten rührenden Familienschauspiele) trat Wallensteins Geist groß und furchtbar (1798 ff.). Jahre lang hatte er diese Dichtung, die er in drei Dramen (Wallensteins Lager, die Piccolomini, Wallensteins Tod) vertheilen mußte, im Geiste getragen, Jahre lang an ihr geschaffen. Oft konnte man ihn belauschen, wie er in seinem Gartenhause zu Jena bei nächtlicher Weile, neben sich eine Tasse Kaffee oder Weinchocolade, zuweilen auch eine Flasche alten Rheinweins oder Champagner, die eben geschaffenen Verse recitirte, bald in lautem Selbstgespräch in der Stube auf und ab ging, bald sich wieder auf einen Sessel warf und schrieb, bisweilen aus dem neben ihm stehenden Pokal einen flüchtigen Zug that. Doch der Aufenthalt in der Universitätsstadt Jena war ihm, der sich von der Philosophie ab und wieder der Poesie zugewandt hatte, verleidet und auch die Aerzte erklärten bei Schillers unverkennbarem Lungenleiden die Bergluft von Jena für gefährlich. Der Herzog von Weimar war so großmüthig, ihm einen Jahresgehalt von 1000 Thalern auszusetzen, mit dem Erbieten, das Doppelte zu geben, falls der Dichter durch Krankheit gehindert werden sollte, zu arbeiten, — ein Anerbieten, von dem übrigens Schiller nie Gebrauch machte.

Am 4. December 1799 übersiedelte unser Schiller nun nach Weimar, wo er mit Göthe, der durch fleißig gepflegten Briefwechsel und öftere Zusammenkünfte bereits sein Geistesbruder und trautester Herzensfreund geworden war, und mit einem auserlesenen Kreise gebildeter und wohlwollender Menschen in künstlerischer und geselliger Hinsicht ein schönes Leben führte. Er häufte in Eifer für die Kunst und in Sorge für seine Familie Arbeit auf Arbeit, und rieb so vollends seine schwache Gesundheit auf, hauptsächlich auch dadurch, daß er sich gewaltsam zur Arbeit aufregte — selbst durch schädliche spirituöse Reizmittel —, daß er auch unter Schmerzen der Krankheit nicht feierte und die Nächte zu verzehrender Thätigkeit verwandte, — was man hie und da seinen Schöpfungen anfühlt.

Schiller, der lange von dramatischer Thätigkeit gefeiert hatte, bezeichnete, wie sein vertrauter Freund, Wilhelm von Humboldt, sich ausdrückt, „im Vorgefühle seiner nahen Auflösung die letzten Jahre seines Lebens fast mit eben so vielen Meisterwerken.“ Ueber die Aufgabe, die er sich als Dramatiker gesetzt hatte, schreibt Schiller selbst: „Unsere Tragödie hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen; sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen.“ Im Jahre 1799 — 1800 schuf der Dichter seine Maria Stuart, und unter den Gedichten des Jahrs 1799 ist vor Allem die Glocke, dieses herrliche Lied vom Leben zu nennen, mit der er sich viele Jahre getragen hatte, bis sie von allen Schlacken gereinigt, in vollem hellem Klange in die Welt hinaustönte und ein Liebling deutscher Nation wurde. Im Jahr 1800 ward auch Shakspeares Macbeth bearbeitet. Schon 1801 folgte die Jungfrau von Orleans, deren gelungene Aufführung in Leipzig der Dichter mit ansah, wobei er seine Macht auf die Herzen des deutschen Volks durch einen rührenden Triumph inne ward. Nach dem ersten Akte erscholl ein tausendstimmiges: „es lebe Friedrich Schiller!“ und nach Beendigung des ganzen Stücks war der weite Platz vor dem Schauspielhause gedrängt voll bewundernder Menschen, die dem heraustretenden Dichter mit entblößten Häuptern bis hinab nach dem Rannstädter Thore eine Gasse bildeten, während Väter ihre Kinder in die Höhe hielten, auf Schiller weisend: „Dieser ist es!“ In Berlin wurde dieses Stück (1802) mit kaiserlicher Pracht gegeben. Dem Dichter selbst aber wurde in demselben Jahre (1802) vom Herzog von Weimar der Reichsadel ausgewirkt.

Während so die Welt den Dichter vergötterte, lebte er ein stilles, glückliches Familienleben, spielte wie ein Kind mit seinen Kindern, die ihn unbeschreiblich lieb hatten, — und auch in geselliger Hinsicht blieb ihm Nichts zu wünschen übrig. Sein Glück ward nur durch häufige Krankheitsanfälle getrübt und namentlich im Jahr 1802 durch seiner guten Mutter Tod, der ihn tief verwundete.

Von 1802 — 1803 dichtete er die Braut von Messina, diese an einzelnen großen Schönheiten, rührenden und erhabenen Scenen so reiche, durch Vollendung der Form so ausgezeichnete, wenn gleich durch Vermischung des Antiken und Modernen schon in der Anlage verfehlte Tragödie, die eben deßhalb nie in das Innere des Volks drang. Unter den Gedichten des Jahrs 1803 ist das Siegesfest, jenes erhabene dramatische Gedicht auszuzeichnen. Im Jahr 1804 erschien Wilhelm Tell, mit dem Schiller seine dramatische Laufbahn beschloß; denn außer lyrischen Gedichten schrieb er nur noch das Gelegenheitsstück: die Huldigung der Künste, die Uebersetzung von Racines Phädra, und hinterließ dramatische Entwürfe und Fragmente.

Digitized by Google

Die ganze Reihe der Schiller'schen Dramen aber, von den „Räubern“ bis zu „Wilhelm Tell“ beweist die Wahrheit der Worte Göthes: „durch Schillers alle Werke geht die Idee der Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein Anderes wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle. Daß nun die physische Freiheit Schiller'n in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines Geistes, größtentheils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen. Dann aber, in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zu der ideellen über und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.“

Mit raschen Schritten eilte Schiller dem Grabe entgegen. Doch sollte vorher des Hausvaters Sorge für seine zurückbleibende Familie in Etwas erleichtert werden. Von Berlin aus wurden ihm sehr großmüthige und ehrenvolle Anerbietungen gemacht, und da er sie nicht annahm, so that der Herzog von Weimar aus eigenem Antriebe alles Mögliche, um Schiller eine sorgenfreie Zukunft zu sichern. Auch der Fürst Primas (von Dalberg) unterstützte ihn fortdauernd auf edelmüthige Weise.

Im Juli 1804 zog sich Schiller durch eine Erkältung eine Unterleibsentzündung zu, von der er nie ganz wiederhergestellt wurde. Sein Aussehen war zum Erschrecken und jeder Rückfall konnte tödtlich werden. Im letzten Winter seines Lebens (1804—1805) durchdrang, wie seine Schwägerin erzählt, eine unaussprechliche Milde sein ganzes Wesen und gab sich kund in all' seinem Urtheilen und Empfinden. Auch das Christenthum lernte er noch besser würdigen *). Als er die Schwägerin im Livius lesen sah, bemerkte er: „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit des Menschen erblühen konnten, untergegangen war, so mußte nothwendig Neues entstehen. Das Christenthum hat die Geistigkeit des Daseyns erhöht und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.“ Ein eigener Drang in die Ferne ergriff ihn bei herannahendem Frühjahre. Er machte Plane zu einer Reise in die Schweiz, zum Schauplatz seines „Wilhelm Tell;“ auch das Meer sehnte er sich zu sehen. Im Mai aber kehrte sein Fieber mit verdoppelter Heftigkeit wieder. Bilder der Ewigkeit beschäftigten ihn. Er sprach im Schlafe: „Ist das eure Hölle? ist das euer Himmel?“ und darauf erwachend sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüße ihn eine tröstende Erscheinung. Am achten Mai aus dem Schlummer erwacht ließ er sich sein jüngstes Kind bringen; er sah es mit unaussprechlicher Wehmuth an, fing dann an bitterlich zu weinen und winkte, daß man das Kind wegbringen solle. — „Immer besser, immer heiterer!“ antwortete er, mit Beziehung auf seinen innern Zustand gegen Abend der sich nach seinem Befinden erkundigenden Schwägerin. Er verlangte die scheidende Sonne zu sehen und mit heiterem Blicke schaute er in den schönen Abendstrahl. — Er sah ihn zum letztenmale auf Erden; am folgenden Tage, den 9. Mai 1805 schied der große Denker, Dichter und Mensch in's Land der Geister. Der Jammer war groß, nicht allein in Weimar, sondern Ein Schmerz durchzuckte ganz Deutschland.

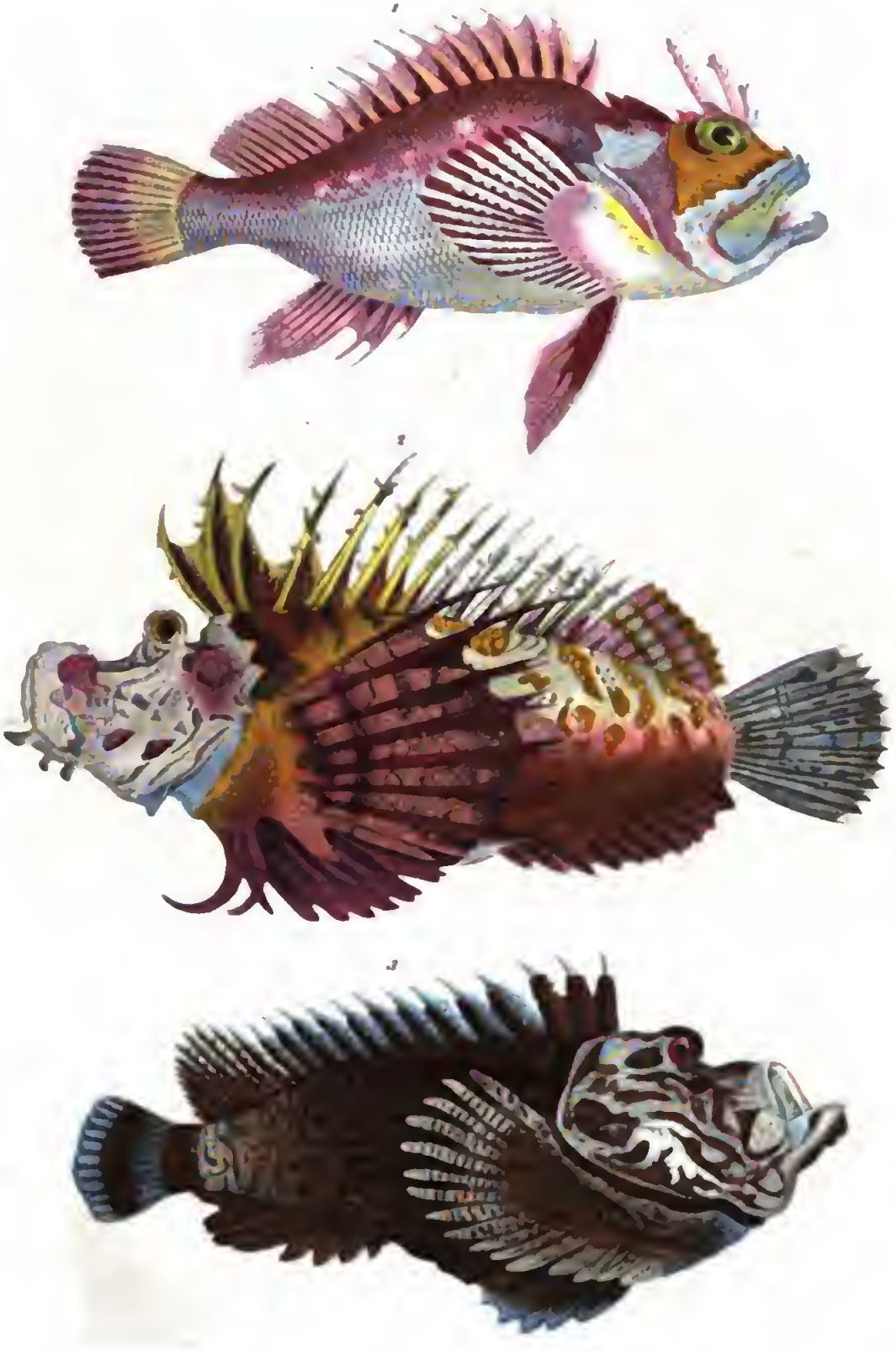
Das Bild des todten Schiller, von Jagemann gezeichnet und von Müller in Kupfer gestochen, zeigt Nichts von Verzerrung oder Krampf, sondern vollkommene, friedliche Ruhe in allen Zügen. In der Mitternachtsstunde vom 11. auf den 12. Mai fand sein Begräbniß statt. Zwölf junge Männer aus dem höheren Stande trugen den Sarg. Nachtigallen sangen volltönend durch die Mainacht. Aus dem bisher umwölkten Himmel trat plötzlich siegend der Mond hervor und beleuchtete den Sarg so lange, bis derselbe in die Gruft gebracht war, wo sich dann der Himmel wieder umwölkte. Später wurde der Leichnam in der fürstlichen Gruft beigesetzt, wo er mit dem Göthes ruht; zwischen beiden der Großherzog.

Schiller hinterließ außer seiner (seither verstorbenen) Wittwe 2 Söhne, von denen der jüngere (Ernst), vor Kurzem als höherer preußischer Beamter im kräftigsten Mannesalter vom Leben schied, der ältere, Karl, als Oberförster in Würtemberg lebt, und ein Paar Töchter. Für die Familie ward aufs großmüthigste gesorgt. Das dankbare deutsche Volk aber errichtete seinem Lieblingsdichter zu Stuttgart ein Denkmal, bei dessen Enthüllung im Mai 1839 nicht nur alle deutschen Stämme, sondern fast alle gebildeten Nationen Europa's repräsentirt waren. — Wie aber sein Bild in uns leben soll, sagt uns Göthe, der vor die Nation trat und sprach: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskraft hat er nicht empfunden; er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß er frühe hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer wieder fortzusetzen.“ —

Rudolf Binder.

*) Ueber Schillers religiöse Ansichten und ihre allmählige Ausbildung, sowie über sein ganzes Verhalten zum Christenthum erlaube ich mir auf meine Schrift zu verweisen: „Schillers Verhältniß zum Christenthum, mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß von Poesie und Religion, über antike und christliche Poesie.“ Von Rudolf Binder. Stuttgart, Metzler 1839.

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. Schaum in Stuttgart 1843

Digitized by Google

Digitized by Google

Fische.

(Taf. 30.)

Wir sehen auf dieser Tafel einige sehr sonderbar gebildete Fische; sie haben nicht blos einen plumpen Körper, sondern auch einen unförmlichen Kopf und besonders geformte Flossen und Anhängsel, deren Bedeutung wir nicht kennen und die wir daher vor der Hand als bloße Zierathen betrachten müssen. Schon dadurch unterscheiden sich diese scorpänenartigen Fische; sie haben meist weiche Zähne im Gaumen, einen schuppenlosen Kopf und hoch liegende Augen. Die meisten sind klein, selbst unter Mittelgröße. Mit ihren Stacheln vermögen sie zum Theil gefährlich zu verwunden. Viele werden ungeachtet ihrer geringen Größe von einigen Indianerstämmen gegessen, andere halten dieselben für giftig. Man findet sie in den nördlichen und südlichen Meeren, doch ungleich häufiger in letzteren, auch im süßen Wasser. Sie sind fleischfressend und verzehren allerhand Wasserthiere, kleine Conchylien, Schnecken und dergl.

Wir vermögen, da nichts Näheres über diese Gattungen bekannt ist, nichts Erhebliches von denselben zu erzählen, müssen uns also mit der einfachen Angabe ihrer Namen und ihres Aufenthalts begnügen:

Fig. 1. Scorpaena nesogallica, von Isle de France.
„ 2. Pelor filamentosum, im indischen Ocean.
„ 3. Synancoia trachio, im rothen Meer.

Berge.

Erinnerungen aus Indien.

I. Ausflug von Buitenzorg nach Tjandjur.

Ich hatte bei Herrn Professor Blume, Direktor des botanischen Gartens zu Buitenzorg, ein paar angenehme Tage zugebracht und von demselben, Behufs meiner Reise in die Provinz Priangan, so viele interessante Notizen und gute Räthe erhalten, daß ich mit Grund hoffen durfte, während derselben meine Kenntnisse vom Volk und Land bedeutend zu erweitern. Herr Blume wollte mich anfänglich bis zu den Quellen von Tjipanas begleiten, was mich ungemein gefreut hätte, allein der Generalgouverneur Baron van der Capellen wurde erwartet, welchem er über seine Entdeckungen in den Gunung Saribu oder Tausendbergen Bericht erstatten mußte. Ich reiste somit bloß von einem Distriktshäuptling, Baden Kasuma Judah, Neffe des Regenten von Buitenzorg, begleitet ab und machte den ersten Halt auf Pondok gedeh, wo ein wackerer Landsmann, Herr Engelhard von Murten, wohnte. Der freundliche Greis, damals Mitglied des hohen Raths von Indien, früher Gouverneur von Ost-Java, erzählte mir während unsers ziemlich lange andaueruden Gespräches seine Fata und wie er namentlich auf eine gewiß merkwürdige Weise in seiner Eigenschaft als Schweizer zu den höchsten Ehrenstellen im Lande gelangt sei. Ich frug ihn, ob er nicht nach der Heimath zurückzukehren gedenke. Ein schmerzliches Lächeln schwebte, ehe ich eine Antwort erhielt, um seinen Mund: „ach nein, sagte er, — was sollte ich alter Mann im Vaterlande noch thun? Java war mir auch eine gute Heimath und ich bin sein Klima und seine Bequemlichkeiten gewöhnt. Ich lebe hier unter lauter Bekannten und der größte Theil meiner Untergebenen wurde in meinem Dienste geboren oder von mir groß gezogen. Ich wollte vor einigen Jahren nach der Schweiz zurückkehren, da litt ich Schiffbruch und verlor beinahe alles, was ich während vieler Jahre Werthvolles oder Seltenes gesammelt hatte. Wenn man weiße Haare hat, thut man am besten, da zu bleiben, wo es einem wohl ergeht und dem treulosen Meere möchte ich mich nicht einmal für eine Tagereise mehr anvertrauen.“

Nach einem herzlichen Abschied stiegen wir zu Pferd, um noch vor Nacht das gastfreundliche Haus des Baba Te Kong, eines Chinesen, zu erreichen, der damals schon die waldigen Höhen des Gunung Mega Mendoug (von Wolken beschattetes Gebirge) bewohnte. Dieser Berg ist einer der höchsten der Insel Java und mißt etwa 8000 Fuß. Die Hauptpoststraße, unter der Regierung des Generalgouverneurs Saendels angelegt, führt über denselben. An einigen Orten ist sie so steil, daß vor die vier Postpferde noch vier bis sechs Büffelochsen gespannt werden, welche an einem leichten Reisewagen noch genug zu schleppen haben.

Man erzählt, Saendels habe anfänglich die Absicht gehabt, die Straße viel bequemer durch die Gebirgsschluchten hinauf anlegen zu lassen, und erst als die Häuptlinge, welche den Plan ausführen sollten, mit gewohnter Indolenz erklärten, es sei dieses unmöglich, habe der durch seinen starren gebieterischen Sinn bekannte Generalgouverneur gesagt: „wohlan! wenn Ihr diesen Plan nicht auszuführen im Stande seid, so werdet Ihr jetzt die Straße über den Berg anlegen, und bringt Ihr diese Arbeit inner der von mir zu bestimmenden Frist nicht zu Ende, so lasse ich von Distanz zu Distanz einen von Euch an der Straße aufknüpfen.“

Die Drohung wirkte; die Javanen kannten ihren Mann und die Straße wurde nach Maßgabe der lokalen Verhältnisse sehr gut angelegt, — und zwar, wie vorbemerkt, über den Berg. Die Besteigung desselben hat, obschon man selten eine Fernsicht genießt, dennoch einen eigenthümlichen Reiz. Sobald man den letzten Kampong (Dorf) verlassen hat, wird die Gegend je länger, je einsamer und man vernimmt kaum andere Töne lebender Wesen als Gesang und Geschrei von Vögeln und Affen. Letztere erlustigen sich oft familienweise auf den am Wege stehenden Bäumen und tragen mittelst ihrer possierlichen Sprünge nicht wenig zur Erheiterung des Reisenden bei. Je höher man kommt, desto wilder, erhabener sind die Gestaltungen der Natur, gewaltige Felsen in allerhand phantastischen Formen ragen über dem Haupte hin in die Wolken hinein; zwischen dunkeln Gruppen unbekannter riesenhafter Bäume brausen Wasserfälle, und oft sucht das Auge vergebens den Grund einer schauerlichen Kluft zu erspähen, die sich hier und da ganz nahe an der Straße eröffnet. Bis auf die Höhe von 4—5000 Fuß kommen bisweilen Tiger und

Rhinozeros, und man zeigte mir einige Pfade, auf denen sie Wasserplätze aufsuchten.

Ich wollte die verschiedenen merkwürdigsten Baumgattungen und einige seltene Pflanzen, welche ich entweder selbst kannte oder deren Namen und Eigenthümlichkeiten mein Begleiter mir zu sagen wußte, in meinem Notizenbuch vormerken, allein dieser machte mich aufmerksam, daß es Abend werde und wir uns beeilen müßten, wenn wir unsern Chinesen noch vor anbrechender Nacht erreichen wollen. Uebrigens — fügte er lächelnd hinzu — »dari itu pohon pohon *) ada lobeh yang bagus di blakang gunung« (es gibt mehr solchartige und schönere Bäume jenseits des Berges).

Es war in der That keine Zeit mehr zu verlieren; der Seewind trieb, wie gewohnt, seine grauen flockigen Wolken über die Wälder und Felsen hin und in den Niederungen fing es an zu dunkeln. Etwa eine englische Meile herwärts seiner Wohnung trafen wir den Baba Te Kong mit vielen Arbeitern an. Einige waren beschäftigt, die Trauben des pohon assam (tamarindus indica) zu sammeln, andere zimmerten an einem gewaltigen Balken des Djatibaumes (tectonia grandis), der für eine Zuckermühle bestimmt war. Der gute Chinese schien ungemeine Freude zu haben, als wir ihm eröffneten, wir seien gesonnen, die Nacht unter seinem Dache zuzubringen. Abgesehen von seinem gastfreundlichen Charakter, welcher weit umher bekannt war, mogte er in seiner Abgeschiedenheit auch wieder einmal etwas Neues sehen und vernehmen. Er eilte schnell voraus, um sein Dienstpersonale auf unsere Ankunft sowie das Europäern besonders gewidmete lampat tidor (Schlafzimmer) vorzubereiten. Wir ließen uns da recht wohl sein und erquickten uns mittels eines vortrefflichen Nachtessens, wobei das den Chinesen so liebe Schweinefleisch nicht fehlte. Der Hauspatron heftete aus respektvoller Entfernung einige Mal seine verschmitzt lächelnden Augen auf meinen mohamedanischen Tischgenossen, der wohl nicht ahnen mochte, daß er so eifrig an der Uebertretung des Gesetzes arbeite, und ich, meinerseits, hütete mich wohl, seinen glücklichen Appetit und Humor mittels einer nicht dahin gehörenden Aufklärung zu stören. Indessen nahm es der muntere Baden so genau nicht, und als ich bereits die zweite mitgebrachte Flasche Bordeaux entpfropft hatte, meinte er: die Russen seien doch glückliche Leute, daß sie aus ihrem Lande jenseits des Meeres so gute Medizin (obat) erhalten. Er mogte jedoch recht wohl wissen, was es mit dieser Medizin für eine Bedeutung habe und daß sie Wein heiße, — Wein, dessen Genuß Mohamed untersagte, — denn er befand sich nicht zum ersten Mal in Gesellschaft eines Europäers.

Baba Te Kong machte in Beziehung auf seinen Charakter eine sehr löbliche Ausnahme hinsichtlich der in Betreff seiner Landsleute geltenden allgemeinen Regel: er war in hohem Grade uneigennützig, ließ sich für Bewirthung und Bemühung nicht bezahlen und nahm nichts an, als etwa ein paar Flaschen Wein, Geuever oder ayer walanda (Selterswasser), womit er wieder mehr Andere als sich selbst regalirte. Er war als Jüngling mit seinem Vater aus der Provinz Fokien nach Java ausgewandert, fühlte sich durch kein Heimweh nach China hingezogen und beschloß in den waldigen Höhen des Mega-mendong den Rest des Daseins zuzubringen.

Wenn man den höchsten Punkt des Weges erreicht hat, so geht es dann schnell hinunter nach den herrlichen Gefilden von Priangan, Preanger Regentschaften genannt, weil in dieser Provinz mehrere inländische Häuptlinge unter dem Titel Regenten sich befinden, welche unmittelbar dem in Tjandjur wohnenden niederländischen Residenten unterstellt sind und in bürgerlicher Beziehung eine sehr beschränkte Justizpflege ausüben. Tjandjur, Bandong, Sumadang, Limbangan oder Garut und Sukapura haben solchartige Regenten.

Ungeachtet meiner Ungeduld, Tjandjur, wo mich liebe Freunde erwarteten, bald zu erreichen, wurde ich dennoch zu Tjipanas **), einem Vergnügungsort des Generalgouverneurs, einen ganzen Tag lang festgehalten. Die klimatischen Vorzüge und die Vegetation dieses Ortes sind so ausgezeichnet, daß man, sucht man nicht die fremdartigen Naturprodukte, in Europa zu sein sich einbilden könnte. Man findet da herrliche Erd- und Baumfrüchte, Gemüse, wie z. B. Kohl, Salat, Erdäpfel, Spargel, sogar europäische Kühe.

Ich machte da eine eben so sonderbare als angenehme Bekanntschaft mit einem englischen Offizier, Namens Cartwright, der aus Bengalen in diese Gegend kam, um seine Gesundheit herzustellen. Ich kann mich jetzt noch nach vielen Jahren des Lachens nicht enthalten, wenn ich an unsere Konversation denke. Er redete ein wenig Sanskrit, ich dagegen Malaiisch, er sprach einige Worte französisch, ich eben so viel englisch. Zum Glück hatte er ein englisch-französisches Wörterbuch bei sich, mittels dessen wir dann ein zwar beschwerliches, doch ziemlich zusammenhängendes Gespräch zu führen im Stande waren.

Das Badhaus befindet sich hinter dem Hauptgebäude. Das Wasser soll sowohl gegen Haut- als rheumatische Krankheiten sehr heilsam sein; es fehlt aber an einer gehörigen Einrichtung für die Badenden, indem es an Lokalen mangelt, so daß jene sich nach dem Bade sogleich wieder der kühlen Bergluft aussetzen müssen.

Ein europäischer Aufseher, zur Zeit, von der ich spreche, ein alter ehrlicher Deutscher, ist in Tjipanas als Verwalter angestellt und liefert Früchte und Gemüse nach Buitenzorg (ohne Sorg), der Sommerresidenz des Generalgouverneurs.

*) Die Javaner drücken den Pluralis durch Wiederholung des Substantivs aus, z. B. laki, Knabe, laki-laki, Knaben; anak, Kind, anak-anak, Kinder.

**) Tji heißt in der javanischen Sprache Wasser, panas warm. Der Ort hat somit seinen Namen von einer vorgefundenen reichhaltigen warmen Quelle erhalten.

Was mein Begleiter vorhergesagt hatte, ging wirklich in Erfüllung: die Vegetation des Bergabhanges gegen Priangan hin war überraschend und ich lernte da eine Menge großer und kleiner Gewächse kennen, welche ich früher entweder gar nicht oder dann blos in unbedeutenden Größeverhältnissen sah. Ich mache vor allem Erwähnung von dem Riesen der Wälder, dem Waringin (ficus benjamina). Er ist der reiche gutmütige Nährvater von hundert andern Parasitpflanzen und Bäumchen, welche sich an seinen gewaltigen Körper oder an seine weit hin reichende Arme anschmiegen und in die Höhe streben. Ein solcher Baum schützt manchmal eine ganze Colonie verschiedenartiger Thiere in seinem Schatten und beherbergt Affen, Vögel, Schlangen und allerhand Insekten.

Auf den Waringin folgen namentlich in Beziehung auf die Stärke und Dauerhaftigkeit des Holzes, der Rasamala (liquidamba rasamala), der Kisbima (pinus dammara), der Huru (laurus gemmiflora), der Mangliet (laurus mangliet), die verschiedenen Arten von Palaglar Minjak (dysterocarpus retusus et trinervis), welcher eine Höhe von mehr als 150 Fuß erreicht, der Angriet (cephalantus orientalis).

Mit dem Holze dieser Bäume führen die reichern Javaner ihre Gebäude auf, während die ärmern solche aus Bambusrohr (arundo bambus) erbauen.

Der Pohon Waru (hibiacus tiliaceus) stand häufig gruppenweise um die Hütten, weil er einen angenehmen Schatten gewährt, oder bildete längs der Straße hin kleine Alleen, hier und da von dem Pohon Karet (ficus elastica), welcher in bedeutender Masse einen harzartigen Gummi liefert, unterbrochen.

Je tiefer wir nach den Niederungen hinabkamen, desto häufiger begegneten wir dem Kokosbaum (cocos nucifera); er bildete an einigen Orten, namentlich bei größern Ansiedlungen eigentliche Wäldchen und zwar in Gesellschaft des Pinang (areca catechu), dessen harte bittere Nuß für die Zubereitung des Sirl oder Betel der Inländer gebraucht wird, das Pohon Areng (arenga saccharifera), des Seifenbaums Pohon Rarak (laurus sebifera).

Die Aufzählung der Baumgattungen würde ins Unendliche führen; ich beschränkte mich sonach auf diese wenigen, welche zu den ausgezeichnetsten gehören.

Nach und nach, so wie wir uns weiter von der Gebirgshöhe entfernten, wurde die Landschaft belebter: Hütten, Dörfer, blühende, weithin sich ausdehnende Kaffeegärten, terrassenartig und sorgfältig bebaute Reisfelder, Bäche, Hügel, Wälder, Thäler zogen in buntem Gemische unsere Blicke auf sich und ich überzeugte mich, durch die Aussicht in die weite Ferne, daß das Land Priangan mit Recht den Namen „Garten von Java" verdiene.

Ungeachtet aller Schönheiten, welche mein Auge entzückte, war ich doch froh, als wir endlich bei Tjandjur anlangten, denn ich war nicht blos von dem Bergabwärts reiten, sondern mehr noch von der Hitze ermüdet, welche wohl etwa 36 Grad Réaumur betragen mogte.

Ein rothgekleideter Reiter des Regenten Pra wira di Redja bewillkommte uns beim Weichbilde dieses Hauptortes, stieg vom Pferde, um uns sein Salamat darzubringen, und ritt dann vor uns her bis zur Wohnung des Baron Robert van der Capellen, Bruder des Generalgouverneurs, dem als Resident die Verwaltung des Landes Priangan übertragen war. —

II. Tjandjur.

Tjandjur *), wo ich später als Regierungsbeamter wohnte, und zwar bis zum Ausbruche des fünfjährigen Krieges mit Prinz Sipo Negora, an welchem ich Theil nahm, ist eine der schönsten und größten Ortschaften oder Negoreyen von Java; an Häuserzahl kommt sie einer mittelmäßigen Stadt gleich. Sie hat lange, durch Reihen von Häusern, Krambuden oder hohe regelmäßige Hecken von Bambus (pagar), gebildete Straßen, welche des Nachts von einigen Laternen beleuchtet sind. Der Bazar, wo die Chinesen wohnen, ist ausgedehnt und wird stark besucht. Der Salm oder Hof des Regenten ist ziemlich weitläufig und vor demselben umsäumen gewaltige Rasamalabäume einen geräumigen Raseuplatz, der zu öffentlichen Belustigungen dient und an dessen einer Seite die Missidjit oder Moschee sich befindet.

Unter die vorzüglichsten Gebäude gehören: das Haus des Residenten außer der Negorey, auf einer kleinen Anhöhe am rechten Ufer des Tjandjur gelegen, die Wohnungen des Sekretärs der Regentschaft oder Provinz, des Inspektors der Kaffeepflanzungen und einiger Europäer, worunter auch das öffentliche Gasthaus gehört, die Kirche der amboinesischen Christen und die Strafanstalt.

Damals lagen 40—50 Husaren in Garnison, meistens Christen von Amboina, Gilolo, Ceram, Nussalaut ꝛc., welche unter andern in den Distrikten den Polizeidienst zu versehen hatten und dazu sehr geeignet waren. —

Etwa eine halbe Stunde von Tjandjur entfernt, befand sich die auf Veranlassung des Generalgouverneurs van der Capellen angelegte Stuterei. Ihr Nutzen war in wenigen Jahren auf der ganzen Insel fühlbar, indem die Rasse der Pferde bedeutend verbessert und die Privaten theils durch Ehrgeiz, theils durch ökonomisches Interesse bewogen wurden, die Veredlung ihrer Pferde anzustreben. Im Jahre 1825 wurde bereits eine ziemliche Anzahl schöner Pferde aus der Stuterei von Tjandjur an die Husaren in Ryswyk bei Batavia abgegeben. Am Ende des Jahres 1827 befanden sich in dieser Anstalt 16 Hengste, wovon 6 arabische, 6 persische und 1

*) Tjandjur von Tji, Wasser, und andjur, gebrochen, gehemmt. Es soll nämlich der Sturz eines Berges, wahrscheinlich eine Erdlawine vom Berge Gedeh, den Lauf des Flusses gehemmt und verändert haben.

Digitized by Google

von englischer Rasse aus Neuholland, 179 Mutterpferde mit Füllen und 213 Füllen unter 4 Jahren. Damals waren wieder viele Pferde für die Kavallerie oder die Posten abgegangen und einige, welche sich wegen Zartheit des Baues nicht zu diesem Dienste eigneten oder von vorzüglicher Qualität waren, öffentlich verkauft. Sieben solcher Thiere, wovon blos eines über vier Jahre alt war, lieferten einen Erlös von 4080 Florin, mithin per Stück ungefähr 580 Fl., während man für 100—200 Fl. ein schönes javanisches Pferd kauft.

Die Preanger Regentschaften erhielten unter der Verwaltung des Herrn Robert van der Capellen (Bruder des Generalgouverneurs) eine sehr günstige Umgestaltung; die Kaffeekultur stieg auf den höchsten Punkt der Blüthe; die Fabrikation des Zuckers nahm in bedeutendem Maße zu; die Reiskultur wurde mit ungewöhnlichem Eifer in Berg und Thal befördert, die Viehzucht ward begünstigt; Kanäle und neue Kommunikationswege wurden angelegt, bestehende ausgedehnt und verbessert, das Rauchen des Opiums (mlooman madat, eigentlich Trinken des Opiums) abgeschafft, eine bessere Polizei und Justizpflege eingeführt, kurz der Zustand der Provinz in allen Beziehungen verbessert. Ehre dem einsichtsvollen und konsequenten Bemühen des rastlos thätigen Mannes! — Und wie brachte Herr van der Capellen eine solche günstige Veränderung in wenigen Jahren zu Stande? — Dadurch, daß er vorerst die Häuptlinge in sein Interesse zog, durch diese auf das Volk wirkte und die furchtbare Macht alter eingewurzelter Vorurtheile durch die Kraft der Ueberzeugung, durch thatsächliche Beweise von der Vorzüglichkeit und dem Nutzen der Neuerungen, siegreich bekämpfte. Die Eingebornen ernteten die Früchte ihres Fleißes; für die Ablieferung der Landesprodukte in die Magazine der Regierung wurden sie pünktlich nach einem bestimmten Tarife bezahlt, und bald erblickte man in Hütten und Ortschaften einen früher nie gesehenen Wohlstand. Man fing an, sich besser zu kleiden und zu nähren und bemerkte, daß aus Arbeit und Thätigkeit Genüsse hervorgehen, welche Indolenz und Trägheit nicht verschaffen.

Als später der Generalkommissär Burggraf Dubus de Ghisignies nach der Abreise des Generalgouverneurs van der Capellen die Oberverwaltung der niederländisch-indischen Besitzungen übernahm, hatte mancher Beamte ersten bis letzten Ranges die Undankbarkeit und Unverschämtheit, die Handlungen der frühern Regierung zu tadeln oder sich selbst all' das Gute zuzuschreiben, welches unter dieser und zwar ausschließlich durch ihr Zuthun entkeimte, seiner Natur gemäß sich jedoch erst später entwickeln konnte. Aber die Geschichte sitzt zu Gericht und unpartheiische Männer aller Nationen, welche die dortigen Verhältnisse durch Selbsterfahrung kennen, werden das außerordentlich Viele des Nützlichen und Schönen nie vergessen, welches die beiden Brüder van der Capellen, der eine nach einem größern, der andere nach einem kleinern Maßstabe ausführten *).

*) Die Kultur des Kaffee war früher in Priangan sehr unbedeutend und die Privateigenthümer in Oedjongdrong und Sukabumi waren die Hauptprodnzentrn; dagegen wurden unter Resident van der Capellen 1825 115,960 Pikol zu 125 Pfund, 1826 95,000 Pikol, 1827 120,000 Pikol abgeliefert. Dieses Quantum geht jedoch blos aus den amtlichen Angaben hervor, und man durfte bestimmt annehmen, daß in benannten Jahren, jedesmal mehr als 200,000 Zentner Kaffee gewonnen wurden.

Wer Tjandjur im Jahr 1819 und nachher 1826 wieder sah, kannte solches beinahe nicht mehr; alles hatte, sowohl in Beziehung auf das häusliche Leben, als auf Landbau, Handel, Industrie eine bessere Gestalt angenommen. Man verfertigte in eigens dazu bestimmten Werkstätten, nach Modellen, welche der Resident van der Capellen aufstellen ließ, allerhand Werkzeuge für den Landbau, welche früher nie gesehen worden waren und bedeutende Vortheile gewährten. Früher wurden solche Gegenstände entweder höchst oberflächlich und schlecht oder dann durch die Chinesen angefertigt, jetzt hatte sich aber unter der inländischen Bevölkerung selbst ein lobenswerther Eifer für Betreibung von Handwerken entwickelt und ich sah manches Treffliche, das von ihr geschaffen wurde.

Die Leute handelten zwar nicht, oder blos ausnahmsweise, in Folge der Eingebungen des Geistes, allein sie lernten ihre materiellen Interessen kennen und wußten diese zu pflegen und zu befördern.

Ehe ich von Tjandjur scheide, muß ich noch einer Bekanntschaft erwähnen, welche ich dort machte.

Ich lernte nämlich dort den Herrn Jan Michiels, den größten Grundeigenthümer von Java, von Abkunft ein Portugiese, der sonst gewöhnlich in der Nähe von Batavia wohnte, kennen. Er erzählte mir, er habe seinen Reichthum mittels Vogelnestern begründet. Der Hergang war kurz folgender. Sein Vater war ein ganz unbedeutender portugiesischer Krämer, welcher von der Regierung um sehr geringen Preis ein unangebautes Stück Land kaufte, auf welchem sich viele Höhlen der damals noch unbekannten blauartigen Schwalben (hirundo esculenta) befanden und in wenig Jahren war er im Stande, große Ländereien, nämlich die umliegenden Distrikte Tjibarussa, Tjitrap, Tjipaminkies und Tjilingsi anzukaufen. Das einzige Landgut Kalappa Nunggal, wo sich Höhlen besagter Schwalben vorfinden, lieferte jährlich 35—45 Zentner Vogelnester im Werth von 80,000—90,000 spanischen Thalern oder Piastern.

Es dürfte meines Erachtens nicht ohne Interesse sein, über diese Thierchen und ihr Produkt etwas Näheres zu vernehmen.

Die fraglichen Nester sind weißlich, bestehen in einer gallertartigen Substanz und haben mehr oder weniger die Größe und Form einer Pomeranzenschale; auf ein Pfund von 16 Unzen gehen wohl 40—50 Nestchen. Ohne Beimischung gekocht, sind sie fade, geschmacklos und haben viel Aehnliches mit der Vamicelli; allein sie werden gewöhnlich in Suppen und Pasteten gebraucht, mit andern Ingredienzien gewürzt. Die Chinesen sind in diese Speise so verliebt, daß sie den Pikol von 125 Pfund, die erste Qualität mit 3000, die zweite mit

1400—1500 und die dritte mit 700—800 spanischen Piastern bezahlen.

Einige glauben, daß die Schwalben zum Bau ihrer Nestchen des Meerschaumes bedürfen, Andere dagegen behaupten: der Schleim der von ihnen genossenen Insekten liefere ihnen dazu den nöthigen Baustoff.

Die Nestchen befinden sich gewöhnlich in tiefen Felsenhöhlen, in welche man mittels Leitern oder Stricken hinabsteigt. Diejenigen, welche sich mit dem Einsammeln derselben beschäftigen, werden vor ihrem allerdings mit Gefahren verbundenen Tagewerke durch die Priester gesegnet, und begeben sich dann nackt, damit man ihrer Ehrlichkeit desto eher versichert sei, und nachdem noch vorher allerhand Räucherungen und Beschwörungen vorgenommen worden, in die Eingeweide der Erde.

In den Jahren 1826 und 1827 wurden beinahe für 1½ Millionen Gulden solcher Nestchen von der Insel Java ausgeführt. —

Nach einem zehntägigen sehr angenehmen Aufenthalt in Tjandjur verließ ich diese paradiesische Gegend und begab mich in Gesellschaft des Doktors Bruininga und des Beamten für die Kaffeekultur von Kessinger nach dem 50 engliche Meilen entfernten Bandong, Hauptort der Regentschaft gleichen Namens.

Pfyffer zu Neueck.

Ueber das Wandern der Vögel.

Bekanntlich sind nicht sämmtliche Vögel, welche sich in den gemäßigten Gegenden unserer Erdhälfte finden, beständige Bewohner ihrer Gegenden. Sehr viele halten sich nur während der wärmeren Jahreszeit bei uns auf, um zu brüten und verlassen uns dann, um nach Süden zu ziehen, wo sie reichlich die Nahrung finden, welche ihnen in jener spätern Zeit bei uns mangeln würde. Andere Vögel, welche wir sonst nicht zu sehen gewohnt sind, erscheinen bei uns im Winter und verlassen uns wieder mit dem Eintritt der gelinden Witterung, um nach dem Norden zurückzukehren, woher sie gekommen waren. Eine dritte Klasse von Vögeln endlich besucht uns blos im Vorüberziehen im Spätjahr und auf der Rückreise im Frühling. Dieser Wanderungstrieb zeigt sich auch bei denjenigen Vögeln, welche das ganze Jahr hindurch bei uns bleiben, indem sie zwar die Gegend nicht verlassen, aber doch einzeln oder in Gesellschaften von einem Orte zum andern ziehen, Umstände, welche vielleicht in der Nothwendigkeit, während des Brütens einsamer zu leben, dann aber auch in Witterungs- und Nahrungsverhältnissen ihren Grund haben.

Was ist aber die Ursache des Wechsels, welchen die Klasse der Vögel hinsichtlich ihres Aufenthalts beobachtet? Wer zeigt ihnen die Zeit und den sichern Weg, der sie nie irre führt? Es kann unmöglich die Empfindung der kälteren Witterung sein, denn sonst würden auch alle die Vögel wegziehen, denen dies nie einfällt, ob sie gleich auf die dringendste Weise dazu veranlaßt scheinen; denn wie ärmlich und kümmerlich müssen manche Vögel sich in strengen Wintern durchbringen! Man denke an Goldammern, Sperlinge, Spechte, Raben u. dergl. Eingesperrte Vögel fühlen den Trieb zur Wanderung ebenfalls, ob es ihnen gleich weder an Wärme noch an Nahrung gebricht. Wir mögen noch so viele Hypothesen erfinden, so sind sie doch nie hinreichend, die Ursachen jener Wanderung vollständig zu erklären. Wenn es auch offenbare Thatsache ist, daß die Vögel stets einer wärmeren Gegend zuziehen, so bleibt uns doch die Regelmäßigkeit, welche in Zeit und Ort von ihnen beobachtet wird, ihr Zusammenhalten, die besondere Art und Weise einer jeden Gattung, durchaus unerklärbar, und wir müssen diese Erscheinungen, wie so viele andere in der Thierwelt allein dem Instinkt zuschreiben, einer Kraft, von der wir uns zwar, der Art unserer Vorstellungsweise entsprechende, Begriffe machen, von der wir aber im Grunde nicht wissen, was sie eigentlich ist.

Man hat zur Erklärung der Vögelwanderung allerhand sonderbare Ansichten aufgestellt, worunter wohl die künstlichste diejenige sein dürfte, welche annimmt, daß in der Luft irgend eine Materie enthalten sei, welche die Vögel anlocke. Es soll sich demnach, durch Zersetzung thierischer und vegetabilischer Körper, in den obern Luftschichten der Tropenländer ein Gas bilden, welches den Polen zuströme und die Vögel leite; allein die Wanderungen der Fische können nicht von Luftströmungen abhängig gemacht werden und sie finden doch statt. Wahrscheinlicher ist, daß der Wechsel der Nahrung, nämlich die Abnahme der für viele Vögel bestimmten Thier- oder Pflanzenkörper, verbunden mit der Temperaturveränderung, welche die Vögel wohl geraume Zeit vorher empfinden mögen, ehe sie uns bemerkbar wird, eine Veränderung im Blute herbeiführt, welche im Körper jener Thiere das Gefühl und den Willen erzeugt, sich zu vereinen und den bisherigen Aufenthaltsort zu verlassen. Es ist vielleicht dasselbe Gefühl, was wir an uns selbst öfters beobachten können, wenn wir sorgfältig auf unsern eigenen Zustand Acht geben; nur wird vielleicht bei der ungekünstelten Natur der Thiere und dem regelmäßigen Gange aller Naturereignisse, diese Erscheinung so geregelt, wie wir sie sehen. Ein Mensch z. B. leidet Entbehrungen oder gar Mangel, er sieht einer ungenügenden Zukunft entgegen; da kommt ihm plötzlich der Gedanke, sein Heil in einer unbekannten Ferne zu suchen, aber es fehlt ihm an Muth, das Gefühl geistiger Schwäche stellt sich ein — doch im Verein mit Gleichgestimmten fühlt er sich stark, sie verbinden sich und ziehen über's Meer in ein schöneres Land. Aber die Sehnsucht nach der alten Heimath zieht mit ihnen und erzeugt den Wunsch, sie wieder zu sehen. Viele kehren zurück, und Tausende würden zurückkehren, wenn ihre übrigen Verhältnisse dieselben wären, wie bei den Bewohnern der Lüfte. Andere Menschen sind zu gleichgültig, um an eine bessere Zukunft zu denken, sie leiden lieber den bittersten Mangel, als daß sie dem Orte ihrer Geburt, ihrer Jugend entsagen, das sind die Standvögel. Noch gibt es Menschen, die jenen gleich handelnden

Digitized by Google

Arten der Vögel gegenüber gestellt werden können, welche zwar nicht so weit wegwandern, aber doch umherziehen, einige Zeit verweilen, wo es ihnen behagt, und dann weiter gehen, bis sie zu einer günstigen Zeit wieder in der früheren Heimath eintreffen. Dies ist freilich nur ein Vergleich; allein es gibt derselben so viele und schöne zwischen den Erscheinungen der Natur und den politischen Verhältnissen des Menschen, daß es oft besser gethan wäre, wir vertraueten jenen mehr als hochgehenden Lehrsätzen, welche zu nichts führen und die unter Hunderten kaum Einer versteht, wenn sie irgend zu verstehen sind. Es wäre in der That keine unnatürliche Annahme, das offenbar gewordene Bedürfniß und das Gefühl der Schwäche des Einzelnen als den Grund zu betrachten, warum die Vögel wegziehen und dies in so großer Gesellschaft, wenn wir die Regelmäßigkeit der Zeit dieser Wirkung und den unverdorbenen Zustand der Thiere berücksichtigen. Aus demselben Grunde schließen sich wohl auch weniger häufige Vögel, welche keine eigenen Gesellschaften bilden, an andere an. So wie ich die genannte Ursache als diejenige betrachte, welche die Zugvögel zur Wanderung bestimmt, so glaube ich auch, daß es nur die Sehnsucht nach der eigentlichen Heimath ist, welche die Vögel zur Rückreise bewegt. Das Land, die Gegend, wo sie zum erstenmale sich ihres Lebens freuen durften, ist ihrem Gedächtnisse nicht entschwunden, sie sehnen sich zurück und erfüllen dieses Sehnen, indem sie zugleich im Süden durch die Abnahme ihrer Nahrung dazu bestimmt werden; denn wenn dort die den Winter vertretende Regenzeit und heftige Winde sich einstellen, dann verkriechen sich auch die Insekten in die verborgensten Schlupfwinkel. Die Vögel müssen während ihres Aufenthaltes daselbst als an jener, auch dem Menschen eigenen Krankheit, dem Heimweh leidend betrachtet werden. Sie brüten dort nicht und lassen auch ihren lieblichen Gesang nicht erschallen. Sie gleichen dem trauernden Schweizerknaben, der bei aller Bequemlichkeit, die ihm ein auswärtiges Leben bot, dennoch sagte: „Ich will ddba zu mine Chühe und zu mine Bärcha.“ — Man könnte fragen, warum dieselbe Vogelgattung immer in dieselbe Gegend wandert und wer sie dahin führt? darauf wäre zu erwiedern, daß sie das erste Mal sich einen passenden Aufenthalt gesucht haben kann, und hatte sie diesen nur einmal gefunden, so wird sie das zweite und die folgenden Male wohl wieder und zwar auf demselben Wege dahin gezogen sein, wo es ihr das erste Mal wohlging, ohne daß eine besondere unbekannte Kraft nöthig gewesen wäre, sie zu leiten. Dies ist auch gar nicht zu verwundern, da die Vögel einer Gegend immer wieder dahin zurückkehren, wo sie zuerst waren und die Jungen dahin, wo sie erzogen wurden. Die Schwalbe, der Storch und viele andere Vögel finden dasselbe Haus, dasselbe Nest wieder, wenn ihnen unterwegs nicht ein Unfall begegnet. Ihr gutes Auge und das Gedächtniß leitet sie hier allein, und dieses ist durchaus nicht so außerordentlich, wenn wir ihren, einen weiten Ueberblick der Gegend gewährenden Aufenthalt in der Höhe und ihre überaus große Bewegungsfähigkeit in Betracht ziehen.

Was ich bis jetzt gesagt, ist meine Ansicht über den Grund der Vögelwanderung. Wir wollen aber auch nicht blos die gemachten Beobachtungen über den Zug gewisser Gattungen, sondern auch die Erklärungen Anderer betrachten, welche der angeführten nicht widersprechen, sondern sie eher bestätigen helfen.

Einige Zugvögel bleiben in den südlichen Gegenden Europa's, andere ziehen über's Meer nach Aegypten, den Inseln des griechischen Archipels, nach Syrien, Arabien, Kleinasien, nach der Barbarei, nach den Ländern am Senegal, nach Nubien u. s. w., wo die gütige Natur sie gegen den Untergang schützt; allein daselbst verlieren die schönsten Sänger, z. B. die Nachtigall und andere ihre wohlklingenden Stimmen und geben blos rauhe unmelodische Töne von sich. Aegypten besuchen die Nachtigallen nicht in so großer Menge als Syrien, weil jenes keine Wälder hat. Am zahlreichsten kommen die Wachteln nach Aegypten, wo sie in sehr großen Schaaren auf den sandigen Ufern des Landes anlangen. Beim ersten Blick erstaunt man, wie diese Vögel, die einen so schweren Flug haben, so weite Wanderungen machen können; dieses Erstaunen aber vermindert sich einigermaßen, wenn man weiß, daß ihnen die Inseln des mittelländischen Meeres, z. B. Malta, und die Schiffe, welche darauf fahren, zu Ruhepunkten dienen. Aber selbst an diesen Orten, welche die Wachteln aus Schwäche nicht immer erreichen können und deren Entfernung häufig ihren Untergang verursacht, finden sehr viele den Tod; denn wenn sie sehr ermüdet sind, so lassen sie sich leicht fangen. Auf dem Takelwerke der Schiffe lassen sie sich mit der Hand erhaschen und wenn sie sich vor zu großer Ermüdung nicht mehr emporschwingen können, so stoßen sie heftig an die Schiffe an, prallen vom Stoße betäubt zurück und finden ihr Grab in den Wellen. Wie groß aber auch für die Wachteln die Gefahren einer langen Reise und wie stark auch ihr Verlust unterwegs sein mag, so langt doch in der Gegend von Alexandrien noch eine so große Menge an, daß die Anzahl derselben beinahe unglaublich ist. Die ägyptischen Jäger fangen sie im Garne und man findet sie in den ersten Tagen ihrer Wanderzeit so häufig auf den Märkten von Alexandrien, daß man sie um geringes Geld kauft und eine große Menge Menschen von ihnen lebt.

Auf den griechischen Inseln finden sich fast die meisten Zugvögel, sie mögen nun daselbst bleiben oder nur vorbeiziehen. Ihre Ankunft richtet sich nach den daselbst herrschenden Winden und ist daher nicht in jedem Jahre gleich. Kommen sie daher dort später als gewöhnlich an, so halten sie sich auch nicht lange auf, sondern reisen mit dem ersten günstigen Wind ab, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Bei der Rückkehr ziehen sie in weniger zahlreichen Haufen mehr vereinzelt und zerstreut als bei der Herbstwanderung. Durch diesen Umstand wird ihre Sicherheit vermehrt, denn sie entgehen dadurch eher den Schlingen, die ihnen überall

Digitized by Google

auf ihrer Reise gelegt werden. Merkwürdig ist auch, daß sie bei ihrer Rückkehr im Frühling mager, dagegen im Herbst sehr fett sind, ein Beweis, daß bei einem von Heimweh erfüllten Körper auch die reichlichste Nahrung nicht anschlägt.

Die Sperber findet man fast auf allen griechischen Inseln, wo sie das ganze Jahr hindurch bleiben. Mehrere andere Falkenarten, z. B. der Hühnergeyer, scheinen ebenfalls daselbst zu bleiben.

Wenn der Winter sehr kalt ist, so gibt es auch auf einigen Inseln des Archipels in den höchsten Gebirgen Auerhähne, die aber sogleich wieder fortgehen, sobald es gelinder wird. Nebelkrähen und Dohlen verlassen die Inseln niemals; die Mandelkrähen dagegen sind Zugvögel und man sieht sie in zahlreichen Flügen an den Ufern des Meeres, wo sie in den von den Wellen ausgeworfenen todten Körpern ihre Nahrung finden; die Nacht bringen sie in Löchern zu. Während des Winters sieht man auch sehr viele Staare. Die Drosseln sind nur zum Theil Zugvögel, manche bleiben das ganze Jahr da. Am Ende des Octobers stellen sich zahlreiche Flüge von Holztauben ein und mit ihnen der Kukuk, den die Griechen daher Turteltaubenführer nennen. Da jedoch diese Vögel nicht so zahlreich sind, so finden sich bei einem Schwarme Tauben nur einige oder ein einziger, wie dies auch der Fall mit dem Wachtelkönig unter den Wachteln ist. Der Wiedehopf zieht hier im März und wieder im August. —

Ueber das Wandern der Vögel sagt Temmink, daß die einjährigen und die alten Vögel selten zusammen reisen. Wahrscheinlich liegt der Grund einer solchen Trennung in der verschiedenen Mauserzeit der alten und jungen Vögel, welch letztere weder im Herbst noch im Frühjahr ihre Reise so weit ausdehnen als jene. Wenn die Alten ihre Wanderung bis in die arktischen Gegenden ausdehnen, sind die ein- und zweijährigen in den mittlern Gegenden Europa's zu finden, und wenn die Alten die gemäßigten Klimate wählen, bleiben die Jungen im Süden oder gehen wenigstens nicht über die Seen, welche Europa von Nordafrika trennen, wo die meisten größeren Arten unserer Zugvögel, die ihr Wachsthum nicht im ersten Jahre vollenden, den Winter zubringen. Von diesen Gegenden nun oder von den zahlreichen Inseln des Archipels, denen des mittelländischen Meeres und des Golfs von Venedig brechen sie bei ihrer Rückkehr im Frühjahr auf. Man sieht sie dann auf allen unsern südlichen Küsten, vorzüglich wo das Meer Buchten bildet, wie der Archipel, der adriatische Meerbusen, der von Genua und Lyon. Diese Zusammenkünfte dauern 8, 10 oder höchstens 15 Tage. Der Weg, welchen unsere Sumpf- und Wasservögel einschlagen, hängt vom Laufe der Flüsse und der Richtung der großen Seen ab. Da die Gewässer die für jede Gattung erforderliche Nahrung liefern, so scheinen die Vögel durch einen wunderbaren Instinkt getrieben, zu ihren Sammel- und Aufbruchsplätzen diejenigen Stellen zu wählen, von wo aus der Weg von dem Meere nach den Seen und Flüssen am kürzesten ist.

Eckström führt über die Zugvögel Südermannlands in Schweden folgendes an: Zugvögel wandern gewöhnlich mit entgegen wehenden Winden. Verschiedene Gattungen verfolgen bei ihren Hin- und Herreisen nicht immer denselben Weg, daher sie nur einmal im Jahre in den nämlichen Distrikten gesehen werden. Ohne zu bestreiten, daß Temperatur- und Nahrungsverschiedenheit nicht wenig zu der Ursache beitrage, wodurch manche Vögel getrieben werden, eine Gegend mit einer andern zu vertauschen, glaubt er, daß Gewohnheit eben so sehr hiebei im Spiele sei; nach ihm müssen die Erinnerung die alten Vögel, daß sie die Reise gemacht und die Jungen mitgenommen haben, so wie der eingepflanzte Trieb zum Wandern, der sie zu gewissen Zeiten in wirkliches Heimweh versetzt, in Betracht gezogen werden, vorzüglich letzteres als die hauptsächlichste und unmittelbare Ursache zu diesen Reisen, welche durch den Mangel an Futter nicht allein veranlaßt werden könnte.

Brehms Annahme ist die: Jeder Vogel hat seine Heimath, wo er sich fortpflanzt und einen Theil des Jahres bleibt, die übrige Zeit ist er auf der Wanderung begriffen. Einige, insbesondere Raubvögel, wandern bei Tag; aber bei weitem die Mehrzahl reist in der Nacht; und einige vollbringen ihre Reise ohne Unterschied sowohl am Tage als in der Nacht. Sie scheinen während ihrer ganzen Wanderung des Schlafes zu entbehren, denn den Tag über suchen sie ihr Futter und machen dazu an den Orten halt, wo sie am meisten darauf rechnen können, dergleichen zu finden. Sie halten sich gewöhnlich sehr hoch in der Luft und stets ziemlich in derselben Entfernung von der Erde, so, daß sie über Bergen höher steigen, über Thälern aber tiefer gehen. Ueber die Ursache der Wanderung nimmt er Nachstehendes an. Es ist nicht Mangel an Nahrung, denn die meisten Zugvögel beginnen ihre Wanderung, während noch Ueberfluß in der Gegend herrscht, die sie verlassen. Atmosphärische Strömungen sind nicht die Ursache, auch erklären die Wechsel der Jahreszeiten die Sache nicht, da die Mehrzahl aufbricht, wenn das Wetter noch schön ist, und andere, wie die Lerchen und Staare, bei schlechter kalter Witterung ankommen. Atmosphärische Einflüsse können die Reise im Herbst blos beschleunigen, im Frühjahr aber verzögern. Es ist das Vorgefühl dessen, was da kommen soll, wodurch Vögel bestimmt werden, ihre Reise zu beginnen. Es ist ein Instinkt, der sie treibt und der sie in die meteorischen Veränderungen einweiht, welche bevorstehen. Sie haben ein eigenes Vermögen, die Strenge der kommenden Jahreszeit zu ahnen; ein außerordentlich feines Gefühl für die Wahrnehme atmosphärischer Veränderungen, die zwar noch nicht eingetreten sind, aber nahe bevorstehen.

Es verdient hier noch Einiges über die Schwalben bemerkt zu werden, von welchen man früher fast allgemein glaubte, daß sie nicht wanderten. Die Schwalben sollten nämlich sich in die Sümpfe begeben und daselbst im Schlamme überwintern, in dem sie in Erstarrung verfielen. Die Zahl der Beispiele ist sehr groß, nach welchen man erstarrte Schwalben in Sümpfen und Ufer-

Digitized by Google

löchern gefunden haben will, die wieder auflebten, wenn sie in die Wärme versetzt wurden. Man hat noch weiter zur Unterstützung dieser Annahme angeführt, daß sich im Herbst ganze Schaaren von Schwalben ins Wasser der Sümpfe stürzten und daß viele dieser Vögel so spät Junge ausbrüteten, daß letztere unmöglich die Reise mitmachen können. Nun weiß man aber, daß die Alten, deren Junge noch nicht so weit gediehen sind, um an der Reise Theil zu nehmen, diese im Neste sitzen und verhungern lassen und daß bereits ausgeflogene, aber noch zu schwache Thiere von selbst in's Nest zurückkehren. Ferner weiß man durch Versuche, daß Schwalben bei einer Winterkälte von 12—15 Grad sterben und daß unter den in Winterschlaf verfallenden Säugthieren nur diejenigen dieser Erscheinung unterworfen sind, deren körperliche Wärme nicht über 10 Grad geht, welche aber bei den Schwalben die dreifache Höhe übersteigt. Es ist ferner keine unbekannte Sache, daß die Schwalben auf ihren Zügen sich in's Rohr der Sümpfe setzen, nicht nur, weil sie hier den größten Schutz gegen rauhe Winde, sondern auch noch die meisten Insecten finden. Würden aber die Schwalben im Schlamme sich verbergen, so würden im Frühjahr wohl wenige zurückkehren, weil sie an solchen Orten zu sehr den Nachstellungen der Marder, Iltisse, Füchse, Wiesel und Ratten ausgesetzt wären. Die Schwalben könnten auch im Frühjahr nicht in einem ganz neuen glänzenden Gewande erscheinen, welches sie im Herbste noch nicht hatten, wenn sie während des Winters im Schlamme stäcken. Da nun auch alle Winterschläfer bei sehr gelinder Witterung mitten im Winter erwachen und sich zeigen, so muß man fragen, warum sieht man nie eine Schwalbe an einem freundlichen Wintertage? Antwort: Weil sie weit weg in Afrika sind, wo Naturforscher ihre Züge beobachtet haben.

Ob gleich aber die Schwalbe als ein ächter Zugvogel zu betrachten und dem Mährchen von ihrem Winterschlafe nicht zu glauben ist, so ist es dennoch wahr, daß man im Frühjahr einzelne oder mehrere Schwalben in erstarrtem Zustande finden kann, welche, sobald sie ins warme Zimmer kommen, wieder aufleben. Die Schwalben kommen nämlich sehr früh an und werden nicht selten durch Schnee und eintretende Kälte gezwungen, in Gesellschaft anderer insektenfressender Vögel die Gewässer und Sümpfe aufzusuchen, wo sie die meisten Insekten finden. Hier nöthigt sie aber oft die Kälte, im Gestrüppe und in Uferlöchern Schutz zu suchen, und wird jene etwas stärker, so erstarren manche, die man dann an solchen Orten und manchmal auch auf freiem Felde findet.

Berge.

Eichhörnchen (Sciurus).

(Tafel 31.)

Die vierte Gattung der Klettermäuse bilden bei Oken die Eichhörnchen; es sind niedliche, gewandte Thierchen, deren Form jeder kennt. Die Ohren haben bei den meisten Arten einen aufrechten Haarpinsel, der, wie Hörnchen emporstehend ihnen wohl den Namen gab. Selten sieht man eins auf der Erde; wenn es ihm möglich ist, das Ziel dadurch zu erreichen, daß es von Baum zu Baum springt und die Spitze des nächsten Zweiges in weitem Sprung zu erhaschen ist, so wird sicher dieser Weg erwählt. Auf den Zweigen einer alten Eiche muß man den windschnellen Sprüngen, dem raschen, leichten Klettern, dem neugierigen Vorlauschen hinter einer Astgabel zusehen, um das zierliche Thierchen in seinem Element zu beobachten, wie es den breiten Federschwanz im Sprung wagerecht streckt, um ihn, wie einen Fallschirm, zu benutzen, oder aufrecht sitzend ihn auf den Rücken legt, während die Vorderpfoten die gefundene Nuß rasch vor den scharfen Nagezähnen drehen. Die großen braunen Augen schauen indeß munter ringsum, und nur einer verdächtigen Bewegung braucht's, um es plötzlich, mit unwillig knurrendem Laut, verschwinden zu sehen; an der andern Seite des Stamms ist es emporgesprungen, und lauscht aus dem Gipfel des nächsten Baumes herüber, nur durch die rothe Farbe des Köpfchens verrathen.

Im Winter wird das Fuchsroth des Balges graulich; in Tannenwäldern sieht man zuweilen schwarze oder braune, mit schwarzem Schwanz. Eine besondere Abart ist silbergrau mit rothen Extremitäten, welche durch ganz Deutschland, wiewohl nicht häufig, vorkommt. (Siehe Fig. 1.) Noch seltener sind ganz weiße, mit rothen Augen, wohl nur krankhafte Albinos.

Das Nest machen sie sich in hohlen Stämmen aus Moos und weichen Flechten, lieber aber noch richten sie sich ein Raben- oder Elsternest zu, indem sie die Dornzweige, die diese Vögel über dem Nest zum Schutz gegen Raubvögel anbringen, dicht ausstopfen. Sie werfen im April 3—7 blinde Junge. Gegen Nässe und Wind sind sie äußerst empfindlich und verstopfen den Eingang ihres Kobels sogleich, wenn der Wind auf ihn trifft. So reinlich das Eichhörnchen erscheint, so emsig es stets an sich putzt und leckt, so übeln Geruch hat seine Wohnung, die stets von Flöhen wimmelt; deshalb ist es auch, obwohl es sich leicht zähmen läßt, keine angenehme Gesellschaft. Auch beißt es immer gern, wenn es auch noch so vertraut ist, und der Biß seiner gelben, scharfen Nagezähne ist tief und schmerzhaft. Frei umherlaufend zernagt es alles, was es erreichen kann, und thut so empfindlichen Schaden. Gibt man ihm nur weichere Nahrung, die seine meißelförmigen Vorderzähne nicht abnutzt, so wachsen sie über einander heraus und machen es dem Thierchen unmöglich, das Leben zu fristen. Sie sind, wie die Zähne aller Nagethiere, nach außen mit einer sehr festen Schmelzplatte belegt, nach innen aber von weicherer Substanz. Durch diese weise Einrichtung schärft der Zahn im Gebrauch sich selbst, indem die innere, weichere Masse sich rascher abnutzt, und die vordere stets eine scharfe Schneide bietet.

Im Freien nähren sie sich von Kernen und Nüssen aller Art, wie Eicheln, Bucheln, den Kernen des Waldobstes (weshalb sie aber auch zahme Obstbäume, die

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1843

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Waldsaum nicht zu fern stehen, plündern), dem Samen der Tannen und Fichten, die sie oft bedeutend schädigen u. s. w. Neuere Forstschriftsteller beschuldigen sie auch des Zerstörens der Vogelnester, um die Eier auszusaufen. — Sie tragen sich an mehreren Orten Vorräthe zusammen, die sie mit Moos u. dgl. bedecken und später gut wieder zu finden wissen. Da sie keinen Winterschlaf haben, so langen diese kleinen Magazine zuweilen nicht aus, und sie müssen sich dann mit Knospen und Sprossen ungern behelfen. In langen, harten Wintern verhungern oft viele. Bittere Mandeln, Pfirsch- und Aprieosenkerne sind ihnen Gift, obwohl sie dieselben begierig fressen. Sie werden zuweilen gegessen.

Das graue Eichhörnchen (Sc. cinereus) lebt in Schweden und Norwegen, scheint mit dem nordamerikanischen grauen Veh eins zu sein. Die Lebensart ist ganz die des unsrigen, doch ist es etwas größer und dicker von Kopf. Im Winter macht es oft aus Nahrungsmangel weite Reisen in Zügen von 2—300 Stück. Kommen sie an's Ufer eines Stroms, so sollen sie auf Rindenstücken, den breiten Schwanz als Segel benutzend, übersetzen; aber bei Seitenwind auch in Masse Schiffbruch leiden.

Ihr Pelz, früher mehr, wie jetzt gesucht, wird Grauwerk, die Bäuche aber Vehwamm genannt. In den Maisfeldern richten sie oft arge Verheerungen an.

Auf den Palmen Ostindiens leben zwei Eichhörnchen. Das breitschwänzige Eichhorn (Sc. maximus), von der Größe einer Katze, auf dem Rücken schwarz, an den Seiten rothbraun; es nährt sich von Cocosnüssen.

Das Surykätzchen (Sc. palmarum), von dem süßen Palmsaft Sury, dem es äußerst nachstrebt, so genannt, ist so groß wie das unsere, hat aber über den graurothen Rücken drei weiße Längsstreifen.

In der Barbarei wird ein schönes Eichhörnchen mit sehr breitem Schweif und fünf weißen Streifen auf gelben Grund häufig gezähmt gehalten. Seine Lebensweise ist von der der vorigen nicht abweichend. Es wird das Lioree-Eichhorn (Sc. getulus) genannt.

Die fliegenden Eichhörnchen. Die Vorder- und Hinterfüße sind bei diesen Thierchen durch eine Flatterhaut verbunden, die keineswegs zum Fliegen dient, sondern ausgebreitet nur die Luft auffängt und den Sprung schräg abwärts bedeutend erweitert; man darf also keineswegs den Begriff der lenkbaren Flugkraft unserer Fledermäuse damit verbinden.

Das gemeine fliegende Eichhorn (Sc. volans), russisch Ljutaga, ist etwas kleiner als das unsere und lebt in den Birken- und Föhren-Wäldern des Ural bis zur Lena. Seine Farbe ist ein leichtes Grau, welches es kaum vom Föhrenstamm, an dem es klettert, unterscheiden läßt. Am Tage schläft es meist und streift Nachts umher. Sein Nest füttert es in Baumlöchern weich aus, trägt aber keinen Wintervorrath ein, sondern lebt zu dieser Zeit von harzigen Knospen. Es wirft im Mai 2—4 kahle und nackte Junge. Seine Sprünge sind über hundert Fuß weit, und werden durch das Steuer des Schwanzes etwas gelenkt. Es ist wohl zähmbar, stirbt aber in der Gefangenschaft bald.

Ein ähnliches, aber kleineres Thier (Sc. volucella) bewohnt die Wälder Louisianas, wo es Assapanik genannt wird. Es ist röthlich grau, trägt Wintervorrath ein, und läßt sich leicht zähmen.

In Ostindien lebt der Tagnan (Sc. petaurista), von der Größe einer Katze, dessen Flughaut vorn sich in einen Zipfel verlängert. Seine eigentliche Heimath sind die Philippinen. Es ist ein Nachtthier.

Das Grundeichhörnchen (Sc. striatus, Nr. 2 der Tafel), etwas kleiner als das unsere, lebt in den Wäldern Sibiriens, besonders aber am Ural in Menge. Ob sie gleich hurtig auf den Bäumen herumklettern, so graben sie sich doch eine ziemlich lange Höhle in die Erde, in welcher sie einen Vorrath von Zirbelnüssen und Beeren eintragen, von dem sie in den Wintermonaten zehren.

Die Farbe des Fellchens ist bräunlich, mit weiß und schwarz gestreift; das Fell wird von den Chinesen zu bunten Pelzchen für Kinder gekauft. Zähmbar ist es nicht; das Fleisch ist ein Leckerbissen der Jakuten und Ostiaken.

In Nordamerika, von Pennsylvanien bis Mexico, lebt das gleiche Thierchen, und thut den Maisfeldern ziemlich Schaden. Ihre Vorrathskammern enthalten jede Frucht gesondert, wohl aber nur, weil jede auf einmal eingetragen wurde.

Sehr nahe den Eichhörnchen verwandt ist das Geschlecht der Bilche oder Schlafratzen (nach Oken dritte Gattung der Klettermäuse), wie auch die Lebensweise beider sehr ähnlich ist. Am bekanntesten darunter ist der Siebenschläfer (Sc. glis), etwas größer wie unser Eichhorn, mit graubraunem Rücken und Seiten und einem dunkelbraunen Augenring. Die großen nackten lappigen Ohren entstellen seine niedliche Form etwas. Der buschichte Schwanz wird, wie beim Eichhörnchen, meist aufrecht getragen, und nicht mausartig geschleppt. Er bewohnt die Eichen- und Buchenwälder der wärmeren gemäßigten Zone und ist in Italien vorzüglich häufig. Sie leben paarweis, füttern ein Baumhohl mit zartem Moos weich zum Nest aus und vertheidigen sich und ihre 4—6 Jungen muthig gegen kleinere Raubthiere. Von den höchsten Zweigen holen sie mit sorgfältiger Auswahl Eicheln, Bucheln, Kastanien und Nüsse herab, und tragen davon auch einen Vorrath für den Winter ein. Wohl verspricht ihr Name ein ziemliches Schlaftalent, auch rollt sich beim ersten rauhen Herbstwetter die ganze Familie kugelich zusammen, lange ehe die Kälte den Eispunkt erreicht, doch erwachen sie bei milder Winterwitterung und thun sich in ihrem Magazin gütlich. Im Herbst, kurz nach dem Einschlafen sind sie äußerst fett, und werden dann von den Italienern in den Nestern aufgesucht und als Leckerei gegessen. Man bereitet in dichten Hecken ihnen auch Gruben, die man mit Moos, Kastanien, Bucheln u. s. w. versieht. Die Thiere beziehen gern diese Winterquartiere und werden nach Bequemlichkeit aus ihnen abgelangt. Fremde finden

Digitized by Google

zwar keinen großen Geschmack an dieser hesperischen Delikatesse, doch scheint die Vorliebe dafür noch aus der Römerzeit, aus den Küchen des Lucullus und Apizius zu stammen. Dort wurden sie in eigenen Ställen (Glirarien, das Thier hieß Glis) gehalten und in großen irdenen Gefäßen mit Kastanien und Nüssen im Dunkeln gemästet, wie Varro umständlich erzählt.

Die große Haselmaus (Mus quercinus) ist auf unserer Tafel Fig. 3 dargestellt. Sie findet sich häufig in Italien, Dalmatien, Kärnthen und Krain, wird aber im südlichen Frankreich in Jahren, die ihre Vermehrung begünstigen, schier zur Landplage. Mandeln, Nüsse, Kastanien werden nicht blos von ihnen geraubt, sondern sie zerstören die Früchte der Pfirschen und Aprikosen, Aepfel und Birnen, um der Kerne habhaft zu werden. Fehlen ihnen diese, so nehmen sie ungern mit Erbsen, Bohnen, Eicheln, Buchnüssen u. dgl. vorlieb. Im Hunger fressen sie Käfer, suchen Nester, um die Eier auszusaugen, würgen auch wohl die Jungen, deren Hirn sie erst verzehren, ehe sie das Fleisch angreifen. Auch sie tragen Wintervorrath ein. Werfen 5—6 Junge.

Die kleine Haselmaus (Mus muscardinus), mit fuchsrothem Fellchen, von der Größe unserer Hausmaus, bewohnt ganz Deutschland von der Ostsee bis zum Mittelmeer, ist jedoch gegen Süd häufiger. Ihr Nest legt sie unter dichtem Haselgebüsch zwischen den Wurzeln an und füttert es mit Laub und weichem Moos; daneben ist die Vorrathkammer. Im Sommer nehmen die Hunde gern, zum Aerger des Jägers, ihre Fährte auf, weil sie stark nach Moschus riechen, was sich im Winter verliert.

Gezähmt werden sie sehr heimisch und possierlich, benagen aber wie die Eichhörnchen alles, vorzüglich blanke, polirte Möbeln. Ihr Winterschlaf dauert beinah sieben Monat. Sie werfen 3—4 Junge.

Schmidt.

Ein Schiffbruch auf der Bahamabank.

Seit einigen Jahren haben sich in den wichtigsten Hafenstädten Europa's und Amerika's Schiffs-Assecuranz-Gesellschaften gebildet, bei denen die Schiffer gegen einen geringen Beitrag den Werth ihrer Schiffe selbst und die darauf verladenen Waaren versichern, so daß ihnen jeder Verlust, den sie erleiden, durch die Gesellschaft vergütet wird. So wohlthätig diese Anstalten sind, so werden sie doch auch von manchem Böswicht gemißbraucht. Ein auffallendes Beispiel dieser Art erzählt ein amerikanischer Kaufmann. Seine Erzählung ist so reich an interessanten Ereignissen, daß wir sie vollständig mittheilen wollen, und wir thun dies um so lieber, da sie einen neuen Beweis dafür abgibt, daß oft die größten Widerwärtigkeiten, wenn wir sie mit Muth und Besonnenheit ertragen, zu einer Quelle des Glücks für uns werden. Jener Kaufmann erzählt, wie folgt:

Ich war den letzten Sommer in Baltimore, als ein dringendes Geschäft mich nach Cuba rief. Sogleich suchte ich ein Schiff, welches die Bestimmung dahin hatte. Ich fand aber nur einen kleinen Schooner, dessen Einrichtung sehr unbequem war, und dessen Capitain in dem Rufe eines groben und rohen Menschen stand. Gleichwohl nahm ich daselbst einen Platz, ließ mein Gepäck an Bord bringen, und bat den Capitain, mich bei Zeiten zu benachrichtigen, sobald er sich anschicke die Anker zu lichten.

Die beiden folgenden Tage brachte ich in jener Aufregung zu, die gewöhnlich einer Seereise vorangeht. Die zweite Nacht schlief ich ruhig in meinem Bette, da ich mich überzeugt hatte, daß der Wind noch immer ungünstig war. Plötzlich ward ich durch einen Schlag an meine Thür aufgeschreckt. „Der Schooner ist unter Segel," rief man draußen; „der Capitain Burder läßt Ihnen sagen, Sie mögten an Bord kommen, ohne eine Minute zu verlieren."

Ich war rasch angekleidet; ein Kahn erwartete mich, und nach einigen Minuten hatte ich den Schooner erreicht. Der Capitain war so sehr beschäftigt, daß er meine Ankunft kaum zu bemerken schien. Ich unterbrach ihn jedoch, und machte einige Bemerkungen über die Plötzlichkeit unserer Abfahrt. „Das kümmert nur mich, mein Herr!" antwortete er barsch. Ich suchte mir vergebens zu erklären, warum wir mit einem Male unter ungünstigen Umständen absegelten; denn der Wind war uns noch immer entgegen, und wir hatten große Mühe, die hohe See zu erreichen. Doch hatte ich von den Manieren des Capitains eine solche Probe bekommen, daß ich ihn nicht noch einmal fragen mogte. Ich ging zur Ruhe und verließ mein Gemach nicht eher, als bis man mich zum Frühstück rufen ließ.

Als ich in den Saal trat, war ich eben so überrascht als erstaunt, einen ältlichen Herrn und eine junge Dame, die seine Tochter zu sein schien, daselbst zu finden. Ich wurde ihnen als Reisegefährte vorgestellt, und bemerkte bald, daß ihre Anwesenheit mir für den barschen Charakter des Capitains eine reichliche Entschädigung bieten würde. Herr Monti war ein Mann von großer Bildung und von angenehmem Umgang, und seine Tochter ein sanftes, liebenswürdiges Mädchen. Je lebhafter und traulicher unsere Unterhaltung wurde, desto kälter und abstoßender zeigte sich uns der Capitain. Selten habe ich einen Menschen von so widerlichem Aeußern gesehen; sein fast kupferfarbenes Gesicht, seine schwarzen krausen Haare, seine kleinen durchbohrenden Augen gaben ihm ein sehr häßliches Ansehn. Sein Benehmen und seine Handlungen entsprachen diesem Aeußern, und verriethen ein boshaftes grausames Inneres.

Sonderbar war es, daß er mit seiner Mannschaft in einem so vertrauten Verhältniß stand, wie es zwischen einem Schiffskommandanten und seinen Untergebenen ganz ungewöhnlich ist. Dagegen war ein Neger, der den Dienst in den Kajüten zu besorgen hatte, taztäglich ein Opfer seiner Rohheit. Herr Burder schien ein barbarisches Vergnügen an den Leiden dieses Unglücklichen zu finden. Salomo, so hieß der Neger, erfüllte oft das Schiff mit seinem Jammergeschrei, während sein Herr die Flüche und Schläge verdoppelte. Mehremal

Digitized by Google

riſſen wir ihm den Neger blutend aus den Händen, und ſo gewöhnte ſich der arme Salomo, in uns ſeine Beſchützer zu erblicken. Er bewies uns durch tauſend Aufmerkſamkeiten ſeine Dankbarkeit, und betheuerte oft, Miß Harriett, die Tochter des Herrn Monti, ſei ein Engel, und er wolle ihr dienen auf den Knieen.

Unſer Schooner hatte etwas Seltſames und Geheimnißvolles an ſich. Seine Ladung ſchien ſehr bedeutend und werthvoll; oft aber machten die Matroſen Scherze darüber, deren Sinn ich nicht begriff. Faſt allnächtlich hielt der Capitain lange Conferenzen mit ſeinem Lieutenant, und zwei oder drei Mal ſah ich ſie Seecharten ſtudieren, welche dem Theil des Oceans, den wir befuhren, durchaus fremd waren. Dieſes Benehmen erregte meinen Verdacht, und ohne zu wiſſen, warum, konnte ich mich einer unbeſtimmten Furcht nicht erwehren.

Wir befanden uns an Bord ſehr ſchlecht, namentlich war unſer Tiſch nie ſehr reichlich bedient. Endlich beklagten wir uns beim Capitain; er aber wies uns mit ſeinen gewöhnlichen Grobheiten ab. Wir beſchloſſen daher, die Vorräthe, die jeder von uns mitgebracht, zuſammen zu thun und uns unſern Tiſch ſelbſt zu beſorgen. Julie, die Kammerfrau der Miß Harriet, übernahm es, unſer Mahl zu bereiten. Als Herr Burder dies hörte, gerieth er in Wuth und ſtieß Drohungen aus, die wir nicht verſtehen konnten. Von dieſem Augenblick an brach er jede Verbindung mit uns ab; unſer kleiner Kreis aber ward dadurch nur um ſo traulicher.

In der erſten Woche unſerer Reiſe hatten wir köſtliches Wetter. Die Abende brachten wir meiſtens auf dem Verdeck zu, wo wir unter einem ausgeſpannten Segeltuch ſaßen. Eines Abends, als wir hier bei ſchönem Mondſchein plauderten, bemerkte ich Salomo, wie er ſeinen Krauskopf über die Schiffslöcher erhob und mir geheimnißvolle Zeichen machte. Ich näherte mich ihm. Was gibt's, Salomo? Haſt du mir etwas Beſonderes zu ſagen? — Ja, ja, Maſſa, es ſein etwas ſehr Seltſames und Wichtiges. Aber — und er warf die Augen um ſich mit einem Ausdruck von Angſt und Furcht, der ſchwer zu beſchreiben iſt. — Fürchte nichts, ſagte ich, der Capitain Burder ſchläft in ſeiner Kajüte und die Wachen ſind alle auf dem Hinterdeck — Dann ich ſagen können, fuhr er fort; Ihr gut geweſen ſein gegen armen Farbigen, Neger jetzt Euch dienen. Ihr Alle in einer großen Gefahr ſein. Capitain Burder entſchloſſen ſein, das Schiff zu Grunde zu richten. — Was ſagſt du, Salomo, rief ich voller Erſtaunen. — O, Maſſa, ich Euch erklären. Die letzte Nacht ich Capitain Burder und den Lieutenant gehört haben. Ich hören Alles. Da ein Teufelsplan ſein; ſie den Schooner wollen auf den Grund bohren. Der Schooner aſſekurirt ſein für viel Geld und nichts darauf ſein. Die Ballen, die Käſten mit Aſche und Sand gefüllt ſein. Die ganze Mannſchaft mit verſchworen ſein. Die Sandbank von Bahama...

Was machſt du, Schwarzer? Warum biſt du nicht bei deiner Arbeit? donnerte mit einem Male die Stimme des Capitains. Salomo entfloh mit aller Schnelligkeit ſeiner Beine; er konnte jedoch einem wüthenden Fußtritt nicht entgehen, den Herr Burder ihm mit auf den Weg gab und der den armen Neger beinahe gelähmt hätte.

Ich ſtand eingewurzelt vor Erſtaunen. Nun war mir Alles klar, was mir anfangs ſo räthſelhaft geſchienen, das Benehmen des Capitains, die Scherze der Mannſchaft, die Plötzlichkeit unſerer Abreiſe. Sobald Miß Monti ſich in ihre Kajüte zurückgezogen, theilte ich ihrem Vater die Gefahr mit, in welcher wir uns befanden. Was thun? Welchen Entſchluß faſſen? Waren wir noch weit von dieſer Bahamabank, die der Neger zuletzt genannt hatte? — Auf alle dieſe Fragen hatten wir keine Antwort. Wir mußten dieſe Ereigniſſe abwarten und dann handeln, wie es die Umſtände verlangten Darüber waren wir einverſtanden, daß wir die Gefahr, die uns drohte, vor Miß Monti ſorgfältig verbergen und auch die Mannſchaft nicht merken laſſen mußten, daß wir ihren Plan entdeckt.

So vergingen drei Tage. Am Abend des vierten waren wir, wie gewöhnlich, auf dem Verdeck verſammelt. Der Wind blies friſch und das Schiff ſegelte auffallend ſchnell. In dieſem Augenblick kam Herr Burder mit aufgeregter Miene auf das Verdeck, ergriff das Senkblei und ließ es mehrere Male hinab. Ein ſchreckliches Schweigen herrſchte unter der Mannſchaft. Alte Seeleute ſtanden auf dem Vordertheil des Schiffes, ihr Blick war ausdrucksvoll auf den Capitain gerichtet. Miß Monti war blaß geworden und zitterte; ſie ergriff ihren Vater beim Arm und forſchte ängſtlich auf ſeinem Geſicht; dieſer aber wandte ſich ab, um nicht ſeine eigene Unruhe zu verrathen. Salomo klammerte ſich an einen Maſt, ein Bild der Angſt und des Schreckens.

Der Mond war eben aufgegangen und glänzte ungetrübt. Nur dann und wann verhüllten ihn dichte Wolken unſern Augen, und dann verbreitete ſich eine ſchreckliche Dunkelheit über die Oberfläche des Waſſers. Der Wind, obgleich friſch, war unbeſtändig. Bald wehte er mit Heftigkeit, bald war er ſanft, und die Segel, die einen Augenblick geſchwellt waren, fielen wieder an den Maſten hinab. Jetzt glitten wir auf ebenem Meere dahin, dann ſchäumten die Wogen wieder um unſer Schiff Auf einmal ſtieß Salomo einen Schrei aus: „die Bank! die Bank! wir auf der Sandbank ſein! ich deutlich ſehn, wir bald anſtoßen!“ — „Was ſpricht der Schwarze?“ ſchrie der Capitain und ſprang auf den Neger zu; „wenn du muckſt, erwürge ich dich!“ — „Was gibt's?“ rief Miß Monti; „ſind wir wirklich in Gefahr?“ — „Capitain Burder!“ rief jetzt Herr Monti, ſich ihm nähernd: „ich fordere Sie auf, ſogleich umzulegen. Wir kennen Ihre Pläne, Sie ſind ein Elender!“ — „Matroſen!“ rief ich jetzt, „gehorcht dieſem Menſchen nicht! Er will das Schiff zu Grunde richten, um die Aſſekuranz zu gewinnen. Es geht um unſer Leben!“ — „Es iſt nicht wahr,“ erwiederte Burder, „Sie ſind Lügner und Meuterer! Zu mir, Kameraden! Vergeßt nicht, daß ich euer Capitain bin! Kann ich auf

Digitized by Google

euch rechnen?“ — „Ja, ja, Alle! Hurrah für den Capitain!“ —

In diesem Augenblick stand der Schooner still, von einem gewaltigen Stoße erschüttert. Der Kiel hatte die Sandbank berührt. Jeder Mund schwieg, jedes Gesicht erblaßte. Nach einigen Sekunden einer feierlichen Pause stieß das Schiff, wie man vorhergesehen, noch einmal mit furchtbarer Gewalt an; dann blieb es unbeweglich. Sogleich befahl der Kapitain, die Hintersegel aufzuziehen, und Ballast über Bord zu werfen; aber der Schooner rührte sich nicht Auf Burders Gesicht war ein triumphirendes Lächeln nicht zu verkennen.

Unterdeß ging der Mond am Horizonte unter, und es ward immer finsterer um uns her. Der Wind blies wieder frisch, das Meer erhob sich; wüthende Wogen peitschten den Schooner; es war vorauszusehen, daß er bald in Stücke gehen würde. Der Capitain befahl, die Schaluppe in's Meer zu lassen. Während er selbst mit allen Leuten daran arbeitete, ließ uns eine plötzliche Erhellung in einiger Entfernung einen Felsen erblicken. Schon war die Schaluppe bereit, als das Schiff wieder einen heftigen Stoß bekam. In demselben Augenblick brach es auseinander, und die Wogen drangen hinein.

Wir stürzten uns alle zugleich in die Schaluppe, außer Herr Monti, der in die Kajüte gegangen war, um einige werthvolle Papiere zu retten. Als er wieder herauf kam, wälzte sich eine ungeheure Woge auf das Hintertheil des Schiffs, und trug den unglücklichen Vater über Bord. Bei diesem Anblick fiel Miß Monti in Ohnmacht. Der Capitain ließ das Tau abhauen, und befahl, nach der kleinen Insel hinzufahren. „Wir können ihn nicht retten,“ setzte er hinzu; „wir wollen froh sein, wenn wir uns selbst retten.“

Die Matrosen ruderten mit Kraft, und wir erreichten den Felsen; doch zerbrach die Schaluppe beim Landen. Da es eine ganz finstere Nacht war; so konnte Niemand daran denken, den nackten Felsen zu durchforschen, der uns zur Zuflucht diente. Julie und ich hatten die noch immer leblose Miß Harriet an eine abgelegene Stelle gebracht, und bemühten uns, sie in's Leben zurückzurufen. Endlich kam sie wieder zu sich. Ihr Schmerz war herzzerreißend, als sie ihren Vater vermißte, und auch ich hatte keine Worte, sie zu trösten.

Nach Verlauf einer schrecklichen Stunde kam Salomo mit lauter Freudenbezeigungen zu mir gelaufen. Er hatte in der Ferne Jemand rufen hören, und war überzeugt, daß es Herr Monti sei. Ich folgte ihm sogleich auf die Spitze der Insel, und wir riefen aus allen Kräften... Eine Stimme, die ich sogleich wieder erkannte, antwortete uns. Dem Himmel sei Dank, Herr Monti war gerettet! Von einem der Trümmer des Schiffs getragen, hatte er das Ufer erreicht. Er war jetzt, so rief er uns zu, durch einen kleinen Meerbusen, den er zu umgehen suchen würde, von uns getrennt. Obgleich die Entfernung so groß war, daß wir uns kaum verständlich machen konnten, so gelang es mir doch, ihn von diesem gefährlichen Vorhaben abzubringen. Nachdem ich ihm noch gerathen, den Anbruch des Tages abzuwarten, eilte ich, seiner Tochter die glückliche Nachricht zu überbringen.

Mit welcher Ungeduld erwarteten wir den Tag! Endlich brach er an, und zeigte uns Herrn Monti in einer Entfernung von mehr als zweihundert Schritten. Sogleich machte er sich auf, den Meerbusen zu umgehen, während Salomo ihm auf der andern Seite entgegen ging.

Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, als der Neger mit verstörter Miene allein zurück kam. „Wir getäuscht! Wir getäuscht!“ rief er. „Nicht ein Meerbusen sein! Es ein Kanal zwischen zwei besondern Inseln sein!“ Diese unerwartete Nachricht machte wieder alle unsere Besorgnisse rege. Weder Herr Monti noch ich konnte schwimmen, und die Schaluppe war ganz unbrauchbar. Jeder schien geneigt, uns in unserer Noth beizustehen, nur der Capitain Burder nicht. Als man ihn fragte, ob es nicht möglich wäre, Herrn Monti zu retten, antwortete er: „Mag er über den Kanal herüber, wie er kann.“

Bald zeigte sich Herr Monti wieder auf dem jenseitigen Felsen, und erklärte uns halb durch Zeichen, halb mit lauter Stimme die Gefahr seiner Lage. Der Kanal war ein Strom, der sich mit Ebbe und Fluth änderte, und der so reißend war, daß der geschickteste Schwimmer sich nicht schmeicheln durfte, hindurch zu kommen. Wir sahen diesen unglücklichen Vater, wir hörten ihn, nur einige hundert Fuß trennten ihn von seiner Tochter und uns, und dieses Hinderniß schien unüberwindlich. Wir hatten in der Eile noch einige Vorräthe gerettet, Herr Monti aber hatte keine; er mußte Hungers sterben, oder sein Leben aufs Spiel setzen. Als die Nacht herrannahte, sammelte er Trümmer von Brettern und Mastbäumen, die das Meer auf den Felsen geworfen, und indem er sich der Stücke seines Hemdes und Taschentuchs statt der Stricke bediente, brachte er eine Art Floß zu Stande. Er trieb es bis an die obere Spitze der Insel, und schickte sich an, sich einzuschiffen, in der Hoffnung, daß der Strom ihn an das untere Ende unserer Insel tragen würde. Die ganze Mannschaft des Schooners hatte sich um uns an der Küste versammelt, und wir betrachteten diese Vorbereitungen mit gierigem Auge. Miß Monti lag auf den Knieen, den Körper vorgebeugt, blaß, zitternd, und betete inbrünstig für ihren Vater; als sie ihn auf das Floß steigen sah, machte sie der Schrecken fast wahnsinnig. Sie machte ihm flehende Zeichen, sie rief ihm zu, dieses Vorhaben aufzugeben. Er zögerte einige Minuten, dann trieb er in's Meer hinaus. Sogleich ergriff der Strom das gebrechliche Fahrzeug, und trug es, wie einen Pfeil davon.

Wir wagten weder zu sprechen noch zu athmen. Mehrere auf den Felsspitzen stehende Matrosen hielten Stricke bereit, um sie dem kühnen Schiffer zuzuwerfen, sobald er in ihren Bereich käme. Der Strom zog ihn auf uns zu, aber mit einer furchtbarer Heftigkeit. Schon ist er nur fünfzehn bis zwanzig Fuß von uns!... Unsere ausgestreckten Hände berühren ihn bald!... Ein Matrose will ihm einen Strick zuwerfen, verliert aber das Gleich-

Digitized by Google

gewicht nnd fällt in's Meer... Der Gegenstand unserer Angst wird von einer unwiderstehlichen Kraft fortgerissen, und entfernt sich, ohne Hilfe dem weiten Ocean preisgegeben. Miß Monti hatte diesen Anblick nicht ertragen können, und lag iebios auf dem Sande.

Immer weiter entfernte sich der unglückliche Vater von unserer Insel. Mehrere Male streckte er die Arme nach uns aus mit einem Blick der Ergebung und vielleicht auch, um uns seine Tochter zu empfehlen. Wir folgten ihm lange mit den Augen — endlich entschwand er unseren Blicken. Zum Glück hatte sich der Wind gelegt, und wir konnten wenigstens hoffen, daß der Unglückliche nicht vom Meere verschlungen werden würde, so lange die Bretter seines Flosses zusammen hielten. Die Nacht kam, und noch immer standen wir spähend am Ufer.

Welche Nacht! Ich brachte sie ganz damit hin, längs den Felsen umher zu irren. Als ich endlich zum Capitain und seiner Mannschaft zurückkehrte, stritten sie über das beste Mittel, die Insel zu verlassen, und ich entnahm aus ihren Reden, daß der Schiffbruch des Schooners rascher und vollständiger gewesen war, als sie selbst gewünscht hatten. Die Elenden hatten sich in ihren eigenen Netzen gefangen.

Am Morgen spähte ich vergebens nach allen Punkten des Horizontes; ich entdeckte nichts. Monti war gewiß umgekommen... Arme Harriet! —

Mit Sonnenaufgang versuchte die Mannschaft, die Schaluppe mit den Trümmern, die das Meer an die Küste geworfen, wiederherzustellen. Gegen alle Erwartung gelang es, sie brauchbar zu machen. Herr Burder theilte mir nun mit, daß der Lieutenant und die Matrosen Hilfe suchen würden. Miß Harriet, Julie und ich sollten sie erwarten, und er würde bei uns bleiben, um, wie er mit tückischer Miene hinzusetzte, uns zu beweisen, daß weder er noch die Mannschaft die Absicht hätten, uns zu verlassen. In der That gingen sie gegen Abend unter Segel. Salomo sollte mitfahren, aber in der Verwirrung der Abfahrt hatte Niemand seine Abwesenheit bemerkt. So war er unter dem Schutz der Dunkelheit verschwunden, nachdem er mir mit bedeutungsvollem Tone in's Ohr geflüstert: Ich schützen Miß Harriet!

Warum leitete Herr Burder diese Fahrt nicht in Person? Ich betrachtete ihn als einen, jeden Verbrechens fähigen Bösewicht. Eine grausame Freude hatte in seinen Augen geleuchtet, als Herr Monti von uns weggerissen wurde. Das war ein gefährlicher Ankläger, von dem ihn der Tod befreite; konnte er nicht die Absicht haben, sich auch der übrigen zu entledigen? Ueberdies hatte mich der Neger gewarnt, nnd ich war daher entschlossen, genau aufzupassen. Miß Monti war fast sterbend in eine Höhle gebracht worden, nnd lag dort, nur von ihrer Kammerfrau beschützt. In der Nähe derselben postirte ich mich am Fuße eines Felsens, dessen Schatten mich ganz bedeckte. Meine Lage war nicht ohne Gefahr. Ich war ohne alle Waffen, indeß der Capitain fortwährend einen Dolch und Pistolen bei sich trug. Wenn ich nur einen Augenblick dem Schlafe nachgab, so war es vielleicht um Miß Monti und mich geschehen. Beim geringsten Geräusch horchte ich auf, nnd meine Augen suchten die dichte Finsterniß zu durchdringen. So vergingen lange angstvolle Stunden. Auf einmal drang ein leises Geräusch an mein Ohr. Ich sah eine menschliche Gestalt aus dem Schatten eines Felsens langsam hervorkommen; es war Capitain Burder. Er näherte sich vorsichtig, und blieb bei jedem Schritt stehen, um zu horchen und um sich zu schauen. Nachdem er mich lange mit den Augen gesucht, ohne mich zu erblicken, ging er auf den Versteck der beiden Frauen zu. Eiligst folgte ich ihm, überzeugt, daß ich nur die Pflicht der Selbstvertheidigung erfüllte, wenn ich ihn zuerst angriff. Ich hatte ihn beinahe erreicht, als Salomo plötzlich neben mir erschien. In dem Augenblicke aber hörte uns der Capitain, und drehte sich um. Beim Anblick des Negers stieß er einen schrecklichen Fluch aus, ich sah sein Pistol glänzen; der Schuß ging ab, und der unglückliche Salomo lag zu meinen Füßen. „Massa! Massa! Ihr retten Miß Harriet!“ rief er mir zu.

Auf den Mörder zustürzen, ein zweites Pistol seiner Hand entreißen, ihn anpacken und zu Boden werfen, war für mich das Werk eines Augenblicks. Er machte sich von meinen Armen los, richtete sich auf und gab mir einen Dolchstoß in die Schulter. Er wollte ihn wiederholen, aber ich ließ ihm nicht Zeit dazu; ich ergriff ihn am Körper, und drückte ihm Brust und Arm fest zusammen. Seine Wuth war die eines wilden Thieres; er gab ein dumpfes Brüllen von sich; der Schaum stand ihm vor dem Munde. Gefesselt durch eine der seinigen überlegene Kraft, suchte er mich mit den Zähnen zu zerreißen. Mit äußerster Anstrengung arbeitete er gegen die Fesseln, in welchen ich ihn hielt, so daß wir endlich Beide auf den Felsen fielen nnd mit verschlungenen Armen einander zu bändigen suchten. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Die beiden Frauen, die mich wohl nicht erkannt hatten, waren vor Schreck entflohen.

Schon erschöpften sich meine Kräfte; der Blutverlust schwächte mich; ich fühlte meine Muskeln der Gewalt des Gegners nachgeben; seine Hand drückte mich an der Kehle, und drohte, mich zu ersticken. In diesem Augenblick fuhr ein schwarzer Arm vor meinen Augen hin. Herr Burder vom Neger zu Boden geworfen, ließ los; es gelang uns, ihn festzubinden, und er blieb auf dem Boden ausgestreckt, von einer stummen ohnmächtigen Wuth verzehrt.

„Jetzt,“ sagte der Neger, „nicht zu fürchten sein; er ein wahrer Tensei sein!“ — „Du bist verwundet, Salomo? Laß mich sehen, ob keine Gefahr da ist!“ — „Nicht bedeutend. Ich einen harten Kopf haben; die Kugel nur den Schädel gestreift haben. Massa! Massa! ich gehört schreien; ich hören den Namen Miß Harriet!“

Wir liefen sogleich an's Ufer: eine kummervolle Stimme rief Harriet! Ich nähere mich voll Erstaunen und Hoffnung und sah Miß Monti in den Armen ihres Vaters.

Digitized by Google

Herr Monti war von einem Schiff aufgenommen worden, das die Bestimmung hat, fortwährend um die Bahamabank zu kreuzen, um die Schiffbrüchigen zu retten. Dasselbe Fahrzeug war darauf auch der Schaluppe begegnet, welche den Lieutenant und die Mannschaft des Schooners trug. Der schändliche Bursder wurde mit ihnen im unteren Schiffsraum eingeschlossen, und ins Gefängniß abgeliefert.

Man begann seinen Proceß. Die mit Sand und Asche gefüllten Kisten und Tonnen, die man auf dem Felsen fand, lieferten hinlängliche Beweise für seine Schuld. Er sollte den Tod der Verbrecher sterben, als es ihm gelang aus dem Gefängnisse zu entfliehen. Der Vergeltung des Himmels aber wird er nicht entgehen.

Wenn jetzt Harriet, meine theure Frau, mit anmuthigem Lächeln neben mir steht, wenn der ehrwürdige Herr Monti, Zeuge des Glücks seiner Kinder, sich gern der bestandenen Gefahren erinnert, wenn Salomo, von seinem grausamen Herrn befreit, als treuer Diener in unserem Hause frohe Tage verlebt, — wem verdanken wir all' dieses Glück?... Der See-Assekuranz. —

Krokodile und krokodilartige Reptilien.

(Taf. 32.)

Durch Größe, Stärke und die scharfen Zähne im weiten Rachen furchtbar, im ruhenden Zustande durch Farbe, Form und Ausdehnung fast mehr einem alten Baumstamme als einem Thiere ähnlich, zog von jeher die Familie der Krokodile unter allen eidechsenartigen Reptilien die Aufmerksamkeit am meisten und frühesten auf sich, doch blieb eine genauere Kunde derselben den Fortschritten der Naturgeschichte unserer Tage aufbewahrt. — Diese riesenhaften Gebilde, welche sich von andern Eidechsenfamilien meist nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch ihren ganzen Körperbau auffallend unterscheiden, und sich in ihrer Organisation sehr den Säugethieren nähern, bewohnen in der heißen und den angrenzenden Gebieten der gemäßigten Zone von Asien, Afrika, Amerika und Neuholland die Ufer großer Ströme, am häufigsten die Mündungen derselben und jene Strecken, wo sich morastiger, mit Schilf bewachsener Boden findet, und ferner die Binnenseen und großen Moräste. Obgleich sie sich nur in süßen Gewässern dauernd aufhalten, so scheuen sie doch das Salzwasser nicht durchaus, sondern einige gehen aus den Flüssen mehr oder weniger weit in's Meer hinaus. Letzteres ist der Fall mit dem gefleckten Krokodil, Crocodilus biporcatus, auf den Sechellen, Amiranten, auf Ceram, Timor u. s. w., mit dem Krokodil auf Borneo und mit demjenigen, welches die amerikanische Küste zwischen Cumana und Neu-Barcelona bewohnt. — Man unterscheidet jetzt sicher 12 Arten, von denen sich 2 in Nordamerika, 2 in Südamerika, 2 in Afrika, 5 in Südasien und 1 in Neuholland finden. Die Menge, in welcher sie an ihnen recht zusagenden und sie vor Nachstellungen sichernden Orten vorkommen, ist zuweilen so außerordentlich, daß sie wie Würmer im Schlamm der Untiefen und unbewohnten Inseln wimmeln. Bertram erzählt, daß er einst in Süd-Carolina eine unsägliche Menge, so viel und dicht, daß man auf ihren Köpfen den Strom hätte passiren können, die eben streichenden Fische habe verfolgen und fressen sehen, wobei das Geklapper der Kinnladen ein furchtbares Geräusch verursachte. Aehnliche Mengen sah Adanson im Senegal.

Sie kommen von der gewaltigen Länge von 30 Fuß bis zur Kleinheit einiger Ellen vor; unter allen Amphibien sind sie die größten, wenigstens der Masse nach, unter allen eidechsenartigen aber die längsten und dicksten. In der Länge werden sie nur von den Riesenschlangen, welche aber verhältnißmäßig sehr dünn sind, und in der Breite von den Schildkröten, welche aber kaum ein Drittel ihrer Länge erreichen, übertroffen. Ihre Bewegungen auf dem Lande erscheinen ungeschickt, kriechend und fast wurmförmig, wobei Bauch und Schwanz auf der Erde schleift. Indessen können sie in gerader Richtung mit beträchtlicher Schnelligkeit laufen, ihre seitlichen Bewegungen aber sind, wegen geringer Biegsamkeit der Wirbelsäule und wegen der Dicke der äußeren Bedeckungen, nur sehr langsam. Ueberhaupt erscheinen sie auf dem Lande furchtsam und ohne Selbstvertrauen, erlangen ihre Beute nur durch Ueberraschung, scheinen sich auf den Fall, daß ihnen Widerstand geleistet werde, zu sichern und bei der geringsten Störung eilen sie wieder in's Wasser. In diesem Elemente sind sie dagegen sehr schnell und so muthig, daß sie keinen Feind kennen, den sie offen anzugreifen sich scheueten; sie holen einen schwimmenden Menschen leicht ein, auch ist der Einzelne im Kahne meist verloren, sobald sie einen Fuß auf den Rand des letztern gesetzt haben. Der lange Schwanz dient ihnen als Ruder und Steuer und befördert ihr schnelles Schwimmen sehr, was ihnen besser gegen als mit dem Strome gelingt. Dieses Ungleichmäßige der Lebenskräftigkeit der Krokodile zwischen ihrem Aufenthalte im Wasser gegen den auf dem Lande ist nicht allein durch ihren äußern Körperbau, sondern auch durch eine Eigenthümlichkeit des Athemholens bei diesen Thieren begründet, deren wir später bei den Lungen Erwähnung thun werden.

Manche Arten sind wild, räuberisch, kühn und Alles anfallend, aber doch nur im Wasser und wenn sie hungern; so sollen z. B. auf der Rhede von Batavia die Alligatoren die Leute selbst am Rockzipfel fassen; andere sind gefahrlos, so daß selbst Kinder zwischen ihnen herumspielen können. Oft schwimmen sie wie leblos auf der Oberfläche eines Stromes, wenn sie auf Beute lauern. Dann, und wenn sie mit aufgesperrtem Rachen am Ufer liegen, sind sie am furchtbarsten, denn augenblicklich haben sie einen nahenden Menschen oder ein Thier erschnappt und ziehen den Raub ins Wasser hinab. Meist lauern sie unter dem Wasser, aus dem sie nur die Nasenlöcher hervorstrecken und dann herbeischwimmen, wenn sich eine Beute dem Ufer nähert. Sie sind dabei sehr schnell und packen den Raub mit dem Rachen oder schlagen ihn mit dem Schwanze nie-

Digitized by Google

der. — Wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet haben, belauern sie die Badenden oder die Wäscherinnen am Flusse, nähern sich ihnen unbemerkt, führen, wenn sie nahe genug sind, mit ihrem Schwanze einen Schlag auf ihr Opfer, wodurch es ins Wasser stürzt, oder ziehen es an einem Beine hinein. Jährlich werden viele Menschen durch Krokodile getödtet, besonders in Amerika und in solchen Gegenden, die Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Es gibt aber Beispiele, daß Menschen durch ihre Geistesgegenwart, indem sie dem Thiere die Augen fest zudrückten oder es durch ein schneidendes Instrument an einer schwachen Stelle verwundeten, sich aus dem Rachen desselben, freilich oft mit Verlust eines Körpergliedes befreiten; doch gelingt dieses nicht immer.

Die Krokodile sind höchst gefräßig und verschlingen Alles, was Leben hat, — Weichthiere, Fische, andere Reptilien, selbst ihre eigenen Jungen, Vögel, kleinere und größere Säugethiere, selbst Vieh, Schafe, Schweine und Ochsen, und schonen selbst den Menschen nicht. Sie sollen ihre Beute unter dem Wasser tödten und in dem Schlamme verstecken, um sie erst dann zu fressen, wenn sie halb faul ist; doch fressen sie Fische auch frisch. Da sie wegen der mangelnden Seitenbewegung des Unterkiefers nicht kauen können, so müssen sie ihre Beute entweder ganz verschlingen oder Stücke davon abreißen, wenn sie zu groß ist. Da die Zähne, wenn der Rachen geschlossen ist, nicht auf einander ruhen, sondern in einander eingreifen, so ist für ein gefangenes Thier das Entkommen aus den Zähnen höchst schwierig. Die Verdauung der Krokodile geht sehr langsam vor sich; sie können daher auch 2—4 Wochen hungern. Ihre Stimme ist ein lautes und tiefes Brüllen, das Geschrei der Jungen gleicht dem einer Katze; früher hielt man sie für stumm. In der heißen Zone, wo die Untiefen alljährlich eintrocknen, werden sie dann in den Schlamm eingebacken, erstarren und erheben sich erst mit der wiederkehrenden Regenzeit zum neuen Leben. In den gemäßigten Gegenden hingegen erstarren sie im Winter und liegen dann in tiefen Löchern am Ufer vergraben; dieses geschieht jedoch nicht allein in jenen Ländergebieten, welche dem Winterfroste ausgesetzt sind, sondern auch in viel wärmern, wo kein Eis die Gewässer verschließt. So erstarrt der Hechtkopf-Kaiman, Alligator Lucius, während der Frostzeit des Winters in den Sumpfgegenden Nordamerika's bis zum 33sten oder 40sten Grade der Breite hinauf in einem Ueberzuge von Schlamm, ohne zu gefrieren, und man kann ihn in Stücken schneiden, ohne ihn zu erwecken, doch kehrt er in zufälligen wärmern Perioden des Winters wieder ins Leben zurück. Nach Herodot's Zeugnisse soll sogar in Aegypten das Nilkrokodil sich während der vier Wintermonate ohne Nahrung im Sumpfe verbergen. — Merkwürdig sind die harten, mit einer kalkigen Schale versehenen, nur wie Gänseeier großen Eier der Krokodile, wenn man erwägt, daß ein aus einem verhältnißmäßig so kleinen Ei ausgekrochenes Thier später eine so riesenmäßige Größe erlangen kann. Das Weibchen scharrt seine 30—60 und mehr Eier entweder in den heißen Sand oder legt sie im Gesträuch am Ufer oder in eine Art unvollkommenen Nestes, und soll dieselben wie die nach einem Monat von der Sonne ausgebrüteten Jungen, welche klein wie unsere unschuldigen, niedlichen Eidechsen, nehmlich kaum 6 Zoll lang, auskriechen, einige Monate bewachen, dann sie sammeln und in das Wasser begleiten, wo sie dann man weiß nicht wie viel Jahre gebrauchen, bevor sie die furchtbare Größe gewinnen, welche sie zum Schrecken der Menschen und Thiere macht. Sie wachsen sehr langsam, und erreichen in zwei Jahren kaum die Länge von 2 Fuß; man glaubt daher, daß sie über 100 Jahre alt werden. Da die Zahl ihrer Eier so sehr beträchtlich ist, so würden die Tropenländer von diesen Thieren gar bald übervölkert werden, wenn nicht viele Umstände zu ihrer Verringerung zusammenwirkten, wohin zunächst der gehört, daß sie viele ihrer Jungen im zartesten Alter selbst zertreten oder sonst vernichten. Zu den größten Feinden ihrer Vermehrung gehören die Schlangen aller Gattungen, welche sich in der Heimath der Krokodile häufig finden und in großer Menge die Eier derselben zerbrechen und auslecken. Außerdem werden diese aber auch von verschiedenen andern Thieren, nehmlich von andern Eidechsen, dem Ichneumon, von Affen und selbst von den Negern aufgesucht und verzehrt, und die erst ausgekrochenen Jungen fallen häufig den Fischen zur Beute. Merkwürdig und furchtbar sind die Kämpfe, welche die Krokodile mit den Tigern, Jaguaren, großen Schlangen und unter sich selbst bestehen. Tiger und Jaguare bleiben, wenn der Kampf auf dem Lande stattfindet, fast immer Sieger, nicht aber so im Wasser. Man findet an den Krokodilen häufig große vernarbte Verwundungen, als Ueberreste solcher Kämpfe.

Man hatte und hat noch jetzt in der neuen, wie in der alten Welt gezähmte Krokodile. Schon Aristoteles aber räth, sie hinlänglich zu füttern, wenn man nichts von ihnen zu fürchten haben will. Die ägyptischen Priester zogen solche Thiere in ihren Tempeln auf und bedienten sich derselben bei der Feier ihrer heidnischen Mysterien. Sie fraßen ihren Führern aus der Hand und waren mit Juwelen und Blumenkränzen geschmückt. Bruce erzählt, daß in Abyssinien die Kinder zu ihrem Vergnügen auf dem Rücken dieser Thiere ritten, ohne daß sie ihnen das mindeste Leid zufügten. Auf den Molukken, der Sklavenküste und St. Domingo soll man sie theils zum Staate, theils zur Mästung halten. Delaborde sah zu Cayenne Krokodile, welche mit Schildkröten friedlich in einem Behälter lebten. An der Mündung eines Flusses in Sumatra fand ein Reisender ein großes Krokodil, welches von den Eingebornen gefüttert wurde, sich sogar mit der Hand klopfen ließ und kein anderes in seinem Bereiche duldete, weßhalb es fast göttlich verehrt wurde. Der Aedit Scaurus brachte im Jahre 58 v. Chr. die ersten lebendigen Krokodile vom Nil nach Rom und ließ auch dergleichen in einem See kämpfen. — Der Schaden dieser Thiere ergibt sich aus dem Vorhergehenden; ihr Nutzen ist da-

Digitized by Google

gegen sehr gering. In Amerika gebraucht man die Haut zu Schuhen und Stiefeln und das Fett zum Einschmieren; die Neger essen ihr Fleisch.

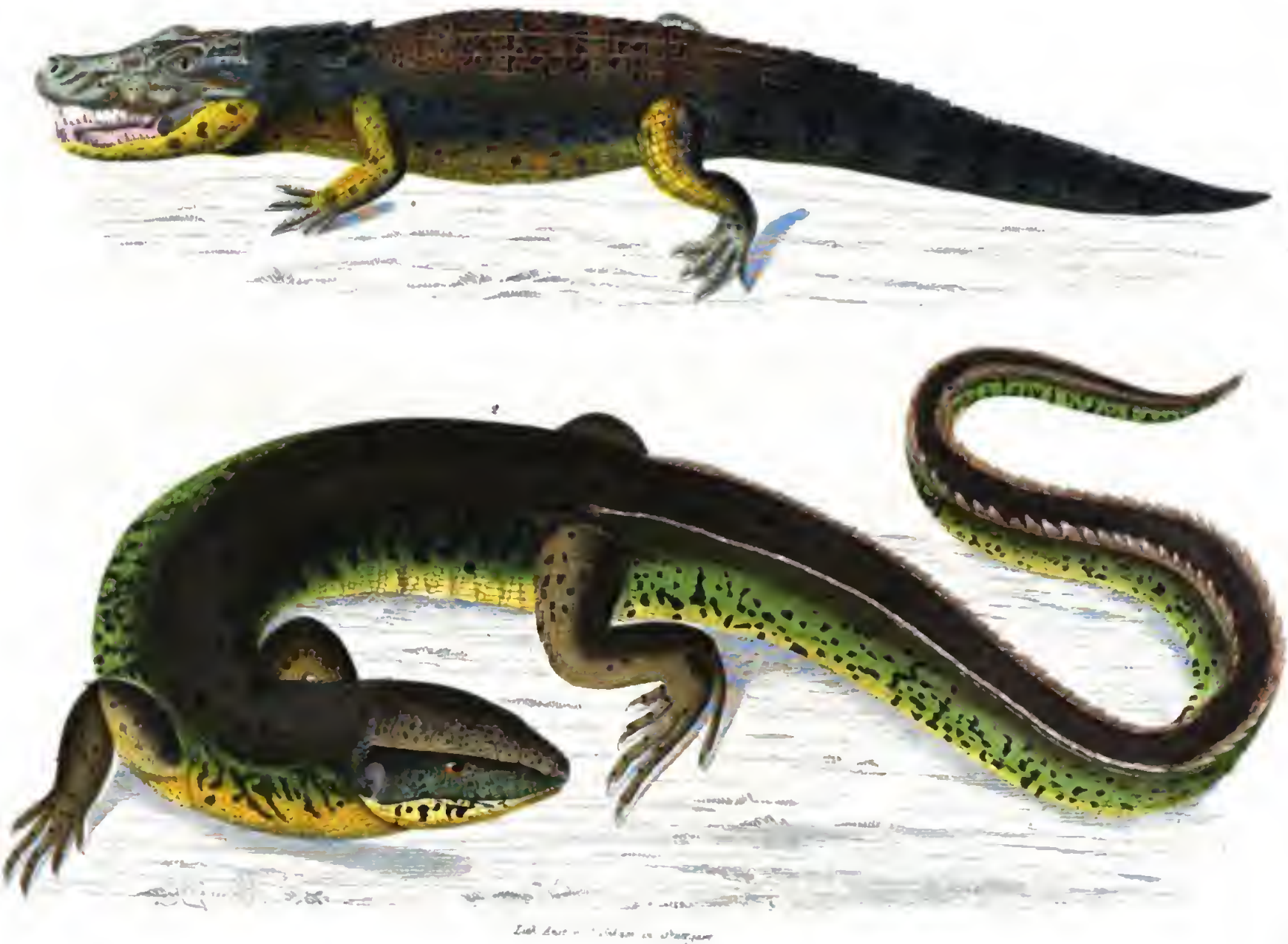
Während Linne noch die verschiedenen Arten der uns hier beschäftigenden Thiere unter dem einzigen Namen Lacerta Crocodilus zusammenfaßte, theilt man sie jetzt schon in drei Gattungen ein; sie haben aber im Ganzen so viel Gemeinsames, daß man sie wohl als einen Stamm zusammenfassen kann. Die Gattungen unterscheiden sich am leichtesten durch ihre Kiefer und lassen sich fast nach ihrem Aufenthalte benennen. 1) Die afrikanischen oder eigentlichen Krokodile, Crocodilus, Cuv., haben eine längliche und platte Schnauze und bewohnen vorzüglich Afrika, finden sich aber auch in Ost- und Westindien. 2) Die amerikanischen oder Alligatoren, Alligator, Cuv., kommen nur in Amerika vor und haben eine breite und stumpfe Schnauze. 3) Die indischen oder Gaviale, Gavialis, Cuv., finden sich nur in Ostindien und haben eine sehr lange und schmale, wie ein Schnabel gestaltete Schnauze.

1) Krokodile, Crocodilus. Die Schnauze ist doppelt so lang als breit, länglich niedergedrückt, die Hirnschale hält weniger als ein Viertel der Kopflänge; die Zähne sind ungleich gestaltet, unten finden sich ihrer 30, oben 38; der Oberkiefer hat zur Aufnahme des vierten Unterkieferzahnes einen Ausschnitt; die Zehen der Hinterfüße sind mit ganzen Schwimmhäuten versehen. Sie finden sich in der alten Welt im Nil, im Senegal, in Ostindien, aber auch in der neuen Welt, nehmlich auf St. Domingo. — Das Nilkrokodil, Cr. vulgaris. Gewöhnlich 8—12 Fuß lang und 1—1½ Fuß dick; doch wird es auch gegen 20—30 Fuß lang und erreicht dann eine Dicke, die der eines Ochsen gleichkommt. Farbe oben braungrün, schwarz gefleckt, unten schmutzig gelb. Auf der Schnauzenspitze liegt eine fleischige, polsterartige Masse; auf dem Nacken stehen 4 und auf dem Halse 6 Schilder. Die Nägel sind zwar stark, aber keine Krallen, und dienen daher nicht zum Klettern und Zerreißen. Es findet sich jetzt nicht mehr in Unterägypten, sondern nur in Oberägypten, Nubien, Abyssinien, Madagaskar und allen größern Flüssen des mittlern Afrika's bis zur Westküste, besonders häufig am Senegal. Dieses Thier soll der Leviathan der Bibel und der Suchus oder Suchis der alten Aegyptier sein.

Die Krokodile liegen am Tage gesellschaftlich an den unbesuchtesten und unzugänglichsten Stellen der Ufer auf Sandbänken, um sich zu sonnen, meist nie mehr als sechs Schritte vom Wasser und die Jungen zunächst desselben. Es soll dabei zu größerer Sicherheit eines Wacht halten, indem es das Ohr an den Boden legt, um so das geringste Geräusch zu vernehmen. Nachts gehen sie im Wasser der Nahrung nach, wobei sie sich truppweise zusammenhalten. In ihrer Nachbarschaft sieht man oft Reiher und andere Strandvögel, welche oft stundenlang warten, bis die Krokodile ins Wasser gehen, um dann sich von den aufgetriebenen Fischen auch ihre Beute zuzueignen. Obgleich sie vortrefflich tauchen und schwimmen können, so bedarf es doch einer sehr günstigen Gelegenheit, wenn es ihnen einmal gelingen soll, ein Schaf, einen Esel oder gar ein Kind in das Wasser zu ziehen. Ihre brüllende Stimme lassen sie nur des Nachts und auch dann selten ertönen; unwahr ist es, daß sie, wie man früher behauptete, die weinenden Töne eines Leidenden oder eines Kindes nachahmten, um dadurch Menschen zu ihrer Beute anzulocken. Das Weibchen legt zwei- bis dreimal nach kurzen Zwischenräumen an 20 Eier, welche in einem Monat ausgebrütet werden. Die Jungen gehen bald nach ihrer Befreiung aus dem Ei zum Wasser; doch gelangen viele nicht dahin, sondern werden von Schildkröten, Raubvögeln und andern Thieren auf ihrer Wanderung gefangen und verzehrt. Unter ihren Feinden befindet sich der wieselähnliche Ichneumon, der die Eier und die kleinen Jungen verzehrt; daß er aber dem Krokodile in den Rachen kröche und ihm von Innen den Bauch zerfräße, wie die Alten meinten, ist Fabel.

Die Jagd auf diese Thiere hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Einmal ist ihre Bedeckung so knochenhart, daß sie nur unter der Achsel, hinter den Ohren und am Bauche eine Kugel durchläßt; und dann sind sie mit einem sehr scharfen Gesicht und Gehör begabt und außerdem außerordentlich scheu, wenn sie der Hunger nicht verwegen macht. Sobald sie, auf dem Lande, einen Menschen auch noch außer Schußweite bemerken, gehen sie langsam gegen den Fluß und springen dann mit einem Satze von 6—9 Fuß hinein, wo sie der Verfolgung durch ihr schnelles Schwimmen und Tauchen leicht entgehen. — Rüppel erzählt von der Jagd in Dongola: „Der Jäger bemerkt sich den Ort, wo das Weibchen seine Jungen bewacht oder überhaupt ein Krokodil zu ruhen pflegt. Auf der Südseite desselben, d. h. unter dem Winde, gräbt er sich ein Loch in den Sand mit einem Erdaufwurf nach der Seite, wo man das Thier erwartet. Der Jäger verbirgt sich dort; bleibt er unbemerkt, so kommt das Krokodil an seinen gewöhnlichen Lagerplatz, wo es bald bei der Wärme der Sonnenstrahlen einschläft. Nun wirft der Jäger mit kraftvollem Arme das Thier mit der Harpune an. Das Eisen muß, um den Zweck zu erreichen, wenigstens 4 Zoll tief eindringen, damit der Widerhaken gehörig fassen kann. Das angeworfene Thier eilt in das Wasser und der Jäger nach seinem Kahn, mit welchem ihm ein Gehülfe zueilt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befestigtes Holz schwimmt auf dem Wasser und zeigt den Weg, welchen das Krokodil geht. Man faßt den Strick und zieht das Thier an die Wasserfläche, wo es bald ein zweiter Wurfspieß verwundet. Die Geschicklichkeit der Jagd besteht darin, der Lanze die gehörige Kraft zu geben, um die harte Panzerhaut zu durchbohren. Das verwundete Thier bleibt nicht müßig; es gibt derbe Schläge mit seinem Schwanze und sucht den Strick der Harpune zu durchbeißen. Um letzterem vorzubeugen, besteht dieser aus etwa 30 neben einander liegenden einzelnen Strickchen, die alle 2 Fuß lang zusammengebunden sind. Die dünnen Stricke fügen sich

Digitized by Google



Digitized by Google

im Rachen des Thieres in die Lücken der Zähne. Sehr oft reißen die Harpunen beim Ausziehen aus der Fleischmasse und das Thier entweicht. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen angesehen, so würde es mir unglaublich vorkommen, daß zwei Menschen ein 14 Fuß langes Krokodil aus dem Wasser schleifen, ihm dann zuerst die Schnauze zubinden, dann die Füße über dem Rücken zusammenknebeln, endlich mit einem scharfen Messer in den Nacken des Thieres stoßen und es durch die Theilung des Rückenmarkes tödten.“ — Die Nilkrokodile werden nicht selten gezähmt. Auf der Insel Bourbon mästet man sie zuweilen und hält sie gleichsam als Hausthiere; in andern Ländern hält man sie zur Pracht in großen Teichen. Am Flusse St. Domingo, nicht weit südlich von Gambia, werden sie von den Eingebornen gefüttert und die Kinder setzen sich auf sie und peitschen sie, ohne von ihnen verletzt zu werden. Von mehreren ägyptischen Volksstämmen des Alterthums, vorzüglich in Theben und um den See Möris wurden sie als Götter verehrt, so daß man es sogar freudig und als eine Ehre aufnahm, seine Kinder von ihnen gefressen zu wissen. Solche Krokodile wurden mit Gold und Glasbehängen in den Ohren aufgeputzt, hatten goldene Ringe um die Vorderbeine und wurden einbalsamirt als Mumien in den Königsgräbern beigesetzt. Der eigentliche Nutzen der Krokodile ist unbedeutend. Ihr Fleisch, besonders von Schwanz und Bauch, wird von verschiedenen Nationen Afrika's gegessen, Europäer fanden es aber fade, von sumpfigem Geschmack und widerlich durch den Moschusgeruch. Die gutschmeckenden Eier und das Fett genießen besonders die Araber und Berber. Aus der Haut werden Schilder und Sandalen verfertigt. Die wohlriechenden Drüsen dieser Thiere werden von den Berbern oft mit 3 Thalern bezahlt und zum Einreiben des Haars benutzt. Die Alten hielten ihr Blut dienlich gegen Schlangenbiß und gegen Flecken auf den Augen; die Asche sollte den Schmerz bei Brand- und Schnittwunden heben, das Fleisch gut auf Wunden und gegen Fieber, Zahnschmerz, Mückenstich ꝛc. sein und wurde häufig zu Cairo verkauft; ein Zahn, an den Arm gebunden, sollte besondere Kräfte verleihen. — Das zweischildige Krokodil, Cr. bicuculatus, hat nur zwei Nackenschilder und kommt wahrscheinlich am Senegal vor. — Das indische oder Leistenkrokodil, Cr. biporcatus, auf mehreren Inseln des indischen Oceans, namentlich auf den Sechellen, Java, Timor, auch auf Neuholland, ist schmutzig grün und braun oder schwarz gefleckt oder gebändert, hat längs des Rückens 8 Reihen ovaler Schilder und zwei hochstehende Gräten oder Leisten auf der Schnauze, und seine Bauchschuppen haben öfter als die anderen Arten kleine Löcher. Es wurde früher häufig mit dem Nilkrokodil, dem Kaiman und dem Gaviai verwechselt, ist dem Nilkrokodile an Lebensweise und Größe ähnlich, wird gleichfalls von mehreren Völkern für heilig gehalten, deshalb geschont und so dem Menschen häufig gefährlich. Auf Ceylon wurde im Jahre 1799 ein solches Thier getödtet, welches 20 Fuß lang und so dick wie ein Pferd war. Man schickte es dem Gouverneur und dazu mußte man 2 Wagen hinter einander hängen und 8 Ochsen davor spannen. Dennoch schleifte ein Theil des Schwanzes auf dem Boden. Man fand im Magen den Kopf und den Arm eines Negers. In Siam suchen die Jäger dieses Thier im Wasser auf und werfen ihm eine Menge Harpunen in den Rachen, sobald es denselben öffnet. Ferner machen sie einen hölzernen Angelhaken, der an einer Schnur und unter dem Bauche einer lebendigen Ente angebracht ist. Das Krokodil schnappt nach der Ente und sobald es diese sammt dem Haken im Rachen hat, zieht man es an das Land und schlägt es todt. Auf Java, namentlich bei Batavia, vertilgt man sie jetzt, indem man todte Hunde, in deren Bauch eine Flasche voll ungelöschten, gebrannten Kalk genäht ist, in die Flüsse wirft. Die Krokodile verschlingen diese, die Feuchtigkeit dringt in die Flasche, der Kalk löscht sich, sprengt die Flasche und tödtet das Thier. In dem Bezirk Gratte der Residenzschaft Passaruang auf Java ist der See Rauu durch den sanften Charakter seiner Krokodile ausgezeichnet. Diese sollen die Javaner der Nachbarschaft, von denen sie manchmal mit Geflügel bewirthet werden, beim Baden unangefochten lassen, dagegen Eingeborne aus einer andern Gegend verschlingen. — Das spitzschnauzige oder mittelamerikanische Krokodil, Cr. acutus, mit einer am Grunde gewölbten und dann dünn zulaufenden Schnauze und auf dem Rücken nur mit 4 Reihen Nägeln, ist dem Nilkrokodil sehr ähnlich, findet sich aber auf den Antillen, namentlich St. Domingo, Cuba und Jamaika, im Gebiete des Orinoko, und vielleicht auch an der Westküste von Mittelamerika. Humboldt erzählt, daß sich von diesen Thieren im Orinokogebiete sehr viele fänden, wie er denn auch zu einer Zeit, als noch viele im Schlamme der Ufer begraben lagen, am Apuro, einem Seitenarme des Orinoko, fast jeden Augenblick 5 — 6 zu sehen bekam. Ein Männchen hatte 22 Fuß 3 Zoll Länge. Sie werden den Menschen sehr gefährlich und besonders in den oft überschwemmten Dörfern gehen jährlich dadurch mehr Personen zu Grunde als man denkt. — Das Rautenkrokodil, Cr. rhombifer, in Mexiko, zeichnet sich durch zwei Leisten aus, welche von den Augen gegen die Nase zusammenlaufen und mit den hintern Augenrändern eine Raute bilden.

2) Alligator, Alligator. Schnauze breit, kegelförmig und stumpf, weniger lang als bei der vorigen Gattung, ihre Länge verhält sich zur Breite wie 3 zu 2; die Hirnschale nimmt mehr als ⅓ der Kopflänge ein; die Zähne sind ungleich, unten 38 — 42, oben 38 — 40 an der Zahl; im Oberkiefer findet sich kein Einschnitt, sondern nur eine Grube zur Aufnahme des vierten Unterkieferzahnes. Auf dem Halse stehen vier in ein Quadrat gestellte Schilder. Die Hinterfüße sind rund, haben keine Kerben am Rande und ihre Zehen sind durch halbe Schwimmhäute verbunden. Sie scheinen nur auf Amerika's Festlande heimisch zu sein.

Der Brillen-Kaiman, Allig. sclerops (Fig. 1), von den Brasilianern Jacare, von den Negern Kai-

Digitized by Google

man genannt. Die Farbe ist olivengrün mit schwarzen Querbinden, an den Seiten braun gefleckt, unten blaß grünlich gelb. Die Länge 8—12 Fuß. Die Schnauze ist breit, aber ihre Ränder laufen nicht parallel, sondern nähern sich ihrer ganzen Länge nach vorn zu und bilden eine Art Triangel. Die beiden obern Augenhöhlenränder sind vorn durch eine Querleiste verbunden und bilden dadurch eine Brillenform, von welcher man dem Thiere seinen Namen ertheilte. Die Augen sind von meergrüner Farbe; die innern Ränder der Augenhöhlen sind sehr aufgeworfen. Der Nacken ist mit mehreren Querreihen starker Schuppen gepanzert, die sich einander berühren und mit dem Gürtelreihen des Rückens verbinden. Das Weibchen legt seine ovalen, 6 Zoll langen, mit einer starken Hülle versehenen Eier, 18—30 für eine Brut und zwar jährlich 2—3mal, an verschiedenen Orten und in wenig Tagen, in den Sand, bedeckt sie mit Stroh oder Blättern und vertheidigt sie muthig. Die an den Flüssen wohnenden Indianer suchen sie eifrig auf und genießen sie ohnerachtet ihres unangenehmen Moschusgeruches. Die Jungen sind gleich sehr wild, fauchen, wenn sie gefangen werden, mit Kehle und Bauch, zischen wie eine Gans aus dem Neste, sperren den Rachen weit auf, kehren schnell um, wenn man sie hinten ergreift, beißen und schlagen mit dem Schwanze heftig. Dieses Thier ist die gemeinste Art seiner Gattung in Brasilien, wo es das einzige Krokodil ist, in Guyana, Cayenne und Surinam, bis zum 32sten Grade südlicher Breite hinab. Die Brillenkaimane sind sehr scheu, fliehen bei dem geringsten Geräusche vom Lande ins Wasser, stellen bei trockenem Wetter Wanderungen über das Land an und wenn die Sümpfe vertrocknen, in welchen sie sich aufhalten, so drängen sie sich oft so dicht zusammen, daß man vor ihnen kein Wasser sieht: dann sind sie sehr gefährlich und scheinen sich auch einander selbst aufzufressen. Sie leben vorzüglich von Fischen; Neger und Wilde essen sehr gern das fischartige, weiße Fleisch; ihr Moschusgeruch ist zur Paarungszeit am stärksten. — Das nordamerikanische Krokodil oder das Krokodil mit der Hechtsschnauze, Allig. lucius, erreicht eine Größe von höchstens 20 Fuß, ist gelb, mit breiten schwarzbraunen Querbinden; hat eine vorn zugerundete, platte, breite, der des Hechtes ähnliche Schnauze, woher es seinen Namen erhielt; seine Nasenlöcher sind schon im frühesten Alter durch eine knöcherne Scheidewand getrennt, was man bei andern Krokodilarten nicht antrifft; auf seinem Nacken stehen 2 Paar knorrige, von einander getrennte Hauptschilder und auf seinem Rücken finden sich 6 Kielreihen; die Schwimmhäute seiner Hinterfüße sind groß. Sein Vaterland ist der südliche Theil von Nordamerika; es findet sich vorzüglich im Mississippi, bis zum rothen Flusse stromaufwärts in den beiden Carolina's, und namentlich im südlichen ungemein zahlreich, groß und keck, im nördlichen dagegen kleiner, in Louisiana, Virginien und wahrscheinlich auch in Mexiko. Es lebt nicht allein im süßen Wasser, sondern auch in der Nähe des Meeres in Brackwasser, d. h. mit Meerwasser vermischtem Flußwasser, und Salzsümpfen. Dieses Thier findet sich gesellschaftsweise und zuweilen, z. B. in den lauen, fadenstehenden Gewässern des Mississippi in solcher überfüllenden Menge, daß ihr Geruch sich ziemlich weithin verbreitet. Bei zunehmender Wärme sieht man sie zuweilen an manchen Punkten zu Hunderten auf umgestürzten Baumstämmen ruhen, wobei sie sich nicht leicht aus ihrem Schlafe stören lassen. Man hat einmal eines dieser Thiere in einem vitriolhaltigen Bache lebendig gefunden. Bei eintretender Kälte verbergen sie sich im Schlamme und verfallen in einen Winterschlaf, erwachen aber daraus in warmen Tagen. Ihre Hauptnahrung sind Fische; wenn sie diese fangen wollen, versammeln sie sich haufenweise, bilden einen Halbzirkel und schlagen mit ihren Schwänzen das Wasser trübe. Die Fische werden irr und lassen sich in die Enge treiben, wo sie dann von ihren Feinden verschlungen werden, welche sich aber oft selbst dabei beißen und verwunden. Sie schwimmen häufig auf der Seite, indem sie so leichter Vögel und Meerschildkröten fangen, und sind besonders begierig nach Schweinen. Von Menschenfleisch sollen sie das der Neger dem der Weißen vorziehen; sie sind im Allgemeinen die dem Menschen gefährlichste Art. Ueberhaupt sind sie sehr boshaft und tückisch, verschlingen beim Hunger Holz, Steine u. s. w., um den Magen zu füllen, und scheinen gar nicht im Wasser zu fressen, sondern ihre Beute nur dort zu erhaschen und zu tödten und dann an's Land zu schleppen und dort zu verzehren. Verwundete gehen immer an's Ufer, um zu sterben. Die Lebenskraft dieser Thiere ist so groß, daß solche, denen man den Kopf abgeschnitten hatte, nach zwei Tagen noch eine Bewegung der Muskeln zeigten. — Das Weibchen legt seine Eier lagenweis, abwechselnd mit Erdschichten. Bertram sah einmal eine Menge Erdkegel am Ufer, von denen er wußte, daß es Krokodilennester wären. Diese sind 4 Fuß hoch, unten 4—5 Fuß dick und bestehen aus Schlamm und Gras; unten befindet sich eine Schicht Schlamm, darauf eine Schicht Eier, dann wieder eine 4 Zoll dicke Schlammschicht und so fort, so daß etwa 100 bis 200 Eier darin liegen können. Unter den Feinden der Alligatoren sind vorzüglich die Haifische und die großen Schildkröten bemerkenswerth; auch machen die Reiher auf die neugebornen Thiere dieser Art Jagd. D'Orbigny berichtet davon: Kaum sind sie aus den Eiern gekrochen, so müssen sie sich gegen die großen Reiher vertheidigen, welche ihnen auspassen, sie packen und mit in die Luft nehmen. Nichts sieht merkwürdiger aus, als wenn diese Jungen, die kaum einige Zoll lang sind, ihren bereits mit Zähnen versehenen Rachen öffnen, und sich so wälzen, daß sie dem Vogel immer das drohende Gebiß zeigen. Der Reiher schlägt mit den Flügeln, kehrt das kleine Thier um und tödtet es vollends. Die Kühnheit der Erwachsenen steht übrigens auch ihrer Kraft nicht nach; denn sie fürchten sich nicht, einen ganzen Haufen bewaffneter Männer anzugreifen. Wenn man diese Thiere mit der Kugel über die Augen in das Gehirn trifft, bleiben sie

auf dem Flecke todt, sich auf den Rücken drehend, einige Minuten auf dem Wasser treibend, sinken dann unter und kommen erst mit eintretender Verwesung wieder auf die Oberfläche des Wassers. — Der Alligator mit den knöchernen Augenlidern, Allig. palpebrosus, hat eine etwas längere und weniger zusammengedrückte Schnauze, als der Brillenkaiman; auch fehlt ihm die knöcherne Binde zwischen den Augenlidern; dagegen zeichnet sich sein oberes Augenlid dadurch aus, daß es in einem aus drei Theilen zusammengesetzten und durch Nähte verbundenen Knochenblättchen besteht. Im Nacken befinden sich vier Querreihen knöcherner Schildknorren. Amerika ist sein Vaterland.

3) Gaviale, Gavialis. Der Schädel ist dick; die Hirnschale erreicht kaum ein Fünftheil der Kopflänge; die Schnauze ist sehr lang, schmal, schnabelförmig und vorn erweitert; die Zähne sind zahlreicher als bei den vorigen Gattungen, unten 50—54, oben 54—60, alle ziemlich gleichmäßig von Gestalt, der vierte Zahn des Unterkiefers schlägt in einen Ausschnitt des Oberkiefers; ihre Hinterfüße sind gezähnelt und deren Zehen bis zur Spitze mit einer Schwimmhaut versehen. Ihre Heimath ist das ostindische Festland; also die alte Welt. Sie leben meist von Fischen und sind wegen ihrer dünnen, schwachen Schnauze weniger gefährlich als die vorigen Gattungen.

Der große Gavial oder das Ganges-Krokodil, bei den Malabaren Mudola genannt, Gavialis gangeticus. Dieses Thier erreicht eine bedeutende Größe, indem es, gleich dem Nilkrokodil, 18—20 und mehr Fuß lang wird, ist schmutzig olivengrün, obenher schwarz gefleckt; die Länge der Schnauze verhält sich zu der des Kopfes wie 7 zu 1; die Nasenlöcher werden von einer knorpeligen Hervorragung umgeben, welche sich nach hinten schlägt; der Hinterkopf und die Gegend der Augenhöhlen sind breiter als lang; der Nacken hat 2—4 gekielte Platten; die Rückenplatten sind an den Rändern gekielt, viereckig, zahlreicher als beim Nilkrokodil und stehen in 20 Längsreihen, welche nach hinten zu in 4 und auf dem Schwanze in 2 Reihen zusammenlaufen. Das Vaterland dieser Thiere erstreckt sich von Südafrika bis Indien; namentlich finden sie sich häufig im Ganges und seinen Nebenflüssen; auch auf Ceylon und Sumatra. Ihre Nahrung besteht zwar meistens in Fischen, doch greifen sie auch Hunde, Kälber und sogar Menschen an. Sie werden von den Eingebornen nicht als Räuber, sondern als wohlthätige Vertilger des Aases betrachtet und gehören zu den heiligen Thieren der Hindus, wenn sie gleich nicht in so hohem Grade, wie das Nilkrokodil bei den alten Aegyptiern, verehrt werden. Sie bezeichnen bei den Hindus die Macht des Wassers auf der Erde, und sind dem Wischnu, als dem Schöpfer und Beherrscher des Wassers, geweiht. Mit dem Bisam der Kieferdrüsen malen sich die Hindu ihre heiligen Zeichen auf die Stirn. Vor Zeiten mußten die eines Verbrechens angeklagten Menschen in Gegenwart der Braminen durch einen Fluß waten; wurden sie von den Gavialen verschont, so hielt man sie für unschuldig. Sie zeigen sich, wenn sie von den Braminen der Tempel, in deren Nähe sie ihren ungestörten Aufenthalt wählen, täglich gefüttert werden, so zahm, daß Jedermann ohne Furcht und Gefahr in den von ihnen bewohnten Gewässern baden kann. In den Flüssen dagegen, wo sie sich mit unzuverlässigen Nahrungsmitteln begnügen müssen, richten sie gelegentlich große Verwüstungen an. Im Ganges kann man diese Thiere fast täglich sehen; hier lauern sie auf die zahlreichen Leichname, welche täglich den Strom hinabschwimmen, machen aber nicht eher Gebrauch davon, als nachdem dieselben den erwünschten Grad der Fäulniß erreicht haben. — Es ist etwas sehr Gewöhnliches unter den eingebornen Fürsten, welche in der Nähe großer Flüsse residiren, daß sie Gaviale fangen und zu ihrem und ihrer Gäste Zeitvertreib dieselben mit andern Thieren kämpfen lassen. — Die Haut der Gaviale wird zuweilen als Leder benutzt. — Es soll noch eine kleinere Art geben, den dünnschnäbeligen Gavial, Gav. tenuirostris.

Unter den übrigen eidechsenartigen Reptilien, welche ihrem äußern Ansehen nach sehr den Krokodilen gleichen, zeichnet sich die unter Figur 2 dargestellte kleine Krokodileidechse durch ihre zierliche Form vortheilhaft aus. Sie heißt Crocodilurus amazonicus, wird gegen 3 Fuß lang, wovon der größte Theil auf den Schwanz kommt, mit welchem das Thier wie mit einer Geißel um sich schlagen kann, was es während des Ganges nicht selten thut. Der Kopf ist vierseitig zusammengedrückt und länglich, der Oberkörper mit sehr harten, meist gekielten Schilden bedeckt. Ueber den Rücken des Schwanzes laufen zwei Kämme. Das Ohrfell ist sehr groß. Die Farbe des Kopfes, des Leibes, des Schwanzes und der Füße oben dunkelbraun, mit zahlreichen schwärzlichen Flecken besetzt, die Seiten grün und die unteren Theile gelb; das Auge rothgelb. In der Jugend ist das Braune und Gelbe viel blässer, das Auge mehr röthlich und an Leib und Schwanz eine schwarzblaue Farbe vorherrschend.

Die Eier, deren das Weibchen ungefähr ein Dutzend legt, werden gegessen, und das Fleisch des Thieres selbst soll einen dem Hühnerfleisch ähnlichen Geschmack haben.

Seine Heimath ist Guiana und Brasilien, gegen den Amazonenstrom, wo es gleich unsern Eidechsen von thierischer Nahrung lebt und ihnen auch in der Lebensweise gleicht.

F. W. Lindner.

Königslutter.

Hast du, lieber Leser, keinen Ort, dessen Bild dir auf einsamem Wege begleitend erscheint, dessen Erinnerung in schlaflose Nacht, wenn ein heulender Hofhund oder das ärgerliche Klappen eines nicht angelegten Ladens deinen Schlummer verscheuchte, dich angenehm umschwirrt, so bedaure ich dich; denn das anspruchlose Städtchen, welches die Ueberschrift dir nennt, hat mir

ſchon manche, ſogar ſchmerzvolle Stunden verkürzt. Es liegt 4 Stunden von Braunſchweig, maleriſch am Abhange des Elmes und ihm gegenüber erhebt der Dorm ſeine herrlichen Waldhöhen. Unter einem alten Kreuzgewölbe, dem Spring, quillt ein ſtarker klarer Bach hervor, die Lutter, aus der ein eignes beliebtes Bier, der Duckſtein gebraut wird, und welcher eine Menge Mühlwerke raſchen Laufs bewegt.

Der unterirdiſche Strom.

Es war im naſſen Hungerjahr 1817, als ein gewaltiger Regenſturm die Fenſter der alten Papiermühle peitſchte und mit den Läden des Trockenbodens einen wüſten Lärm trieb. Dumpf murmelte, mit dem Winde verhallend und anſchwellend, der Gang des Geſchirres, und hoch angelaufen brauste die Lutter über die Räder.

Jammernd und ſeufzend ging die Großmutter auf und ab, Großvater ſpielte am Ofen ſeine Partie grande patience, Onkel Guſtav, keine zwei Jahr älter als ich, der achtzehnjährige Neffe, blickte mit ſchlecht verhehlter Ungeduld bald nach der Thür, bald nach der bangen Stiefmutter. Vierzig Tage und vierzig Nächte, ächzte ſie, hat es jetzt geregnet, wie vor der Sündfluth und Lutter verſinkt, wie Schoderſtädt! Was iſt verſunken, Großmutter? fragte ich haſtig, ward aber mit einem kurzen: „ſtill Gelbſchnabel“ zur Ruhe verwieſen, denn grade ward der alte ſtörrige Barometer befragt, wie es allſtündlich geſchah. Die kurze Replik mit der nicht ſehr ehrenden Titulatur verdroß, und bald war Onkel und Neffe mit einem Plänchen im Reinen, welches neben dem Angenehmen auch eine kleine Rache bot. Wir beide ſollten nothwendig noch in die Stadt, wo ein fremder Künſtler heute ein Concert gab; das hätte aber Großmutter nie erlaubt! denn vierzig Regentage hatte ſie gezählt, worunter freilich einige kaum einen Sprühregen gaben, andere gar auf einer Verwechslung des Thaues mit Regen beruhen mogten. Nun konnte ſie kein heiteres Geſicht mehr leiden und plagte nach Kräften Alles, was nicht, wie ſie, an der Welt Untergang glaubte. Ward aber ihre ſeufzende Jammerlaune zur wirklichen Angſt geſteigert, ſo verließ ſie ſtets die Wohnſtube und eilte — ins Bett. Als ſie nun draußen das Abendeſſen ordnete, ward der Barometer behend ſtipitzt; der Dampf eines ſiedenden Waſſerhafens löste leicht die nur mit Oblaten befeſtigte Skale, welche um anderthalb Zoll höher angeklebt wurde. Wirklich war, als ſie in das Zimmer zurückkehrte, wie wir es hofften, das Erſte, zu forſchen, ob der Barometer ſich nicht rege. Erſtarrend ſah ſie, daß das Queckſilber noch einen halben Zoll unter der ſchrecklichen Stufe „Erdbeben,“ welches der alte Künſtler bezeichnet hatte, ſtand. Eine Viertelſtunde ſpäter lag Großmutter im Bett und wir ſtolperten durch Nacht und Regen — in's Concert.

Doch nicht unbeſtraft ſollte unſer Muthwillen bleiben. Nach wenig Stunden ſtürzte der Lehrjunge, ſtark gegen Coſtüm und Harmonie anrennend, in den Saal mit der Meldung: die ganze Lutter ſei plötzlich ausgeblieben und ſtürze ſich unter die Erde.

Mit der Morgendämmerung war der Bach von der verhängnißvollen Stelle abgeleitet, um zu erkunden, was einen ehrlichen Braunſchweigiſchen Strom ſolche heidniſche, nur vom Acheron oder Achelous erhörte Tollheiten beigebracht habe. Ein ſchwarzer etwa 20 Fuß langer und halb ſo breiter Schlund gähnte mit reinlich abgeſpülten Felſenkiefern uns an, die ſich alle um ihn, rathend, verwundernd, plappernd gruppirten. Da trat plötzlich Großmütterlein, überraſchend zärtlich, mit dem Vorſchlage auf: meines Vaters Sohn an einen Strick zu knüpfen und in die unterirdiſchen Regionen rekognosziren zu ſchicken. Erſchrocken ſchüttelte ich die Ohren, als Einleitung zum Proteſt; ſie aber fuhr fort: bei der ſtark vorhandenen Wahrſcheinlichkeit, daß ich doch an einem Strick ſchwebend enden werde, die der geſtrige Abend bei ihr wieder lebhaft beſtärkt habe, riskire ich hier nicht das Mindeſte, denn, was an den Galgen ſolle, komme nicht im Waſſer um u. ſ. w. u. ſ. w. Da ergriff mich ein elegiſcher Grimm; raſch verabredete ich, trotz allem Abmahnen, mit dem Kamerad Onkel etwa nöthige Signale, Balken wurden über die Oeffnung gelegt und, eine lohende Pechfackel in der Hand, ward ich in den dumpfbrauſenden Schlund hinabgelaſſen. Nach kaum 25 Fuß, die durch eine Felſenſpalte gingen, gelangte ich in ein ziemlich weites Gewölbe von etwa gleicher Höhe, auf deſſen Grunde ein dunkler Strom mit unheimlicher Haſt dahin ſchoß. Der Felsbord bot breiten Rand zum Fußen und die Decke erſchien, ſo weit die Fackel ſtrahlte, feſter Fels. Bald ſtand Guſtav und ſogar der alte Großvater, das geologiſche Wunder anſtaunend, neben mir.

Das Bett des unterirdiſchen Stroms kreuzte den Lauf der Lutter hier in ungefähr 45 Grad, ſchien aber mit ihr aus der gleichen Richtung vom Elm herab zu kommen. Wahrſcheinlich entſpringt dieſe mit ihm aus dem gleichen Baſſin, wie beider Waſſer durch den gleichen bläulichen Schein beſtätigte. Erklärlich war es aber durch dieſe Entdeckung, warum eine Stunde weiter abwärts die Schunter unter ſteilem Felſenufer plötzlich ſo kocht und brauſt und ihre Waſſermaſſe ſich dort verdoppelt. — Ein Sack hier hineingeworfener Sägeſpäne kam dort hervor.

Die Angſt um den Tollkopf hatte die Großmutter mild geſtimmt und die wohlbegründete Bitte um Verzeihung ward dem Durchnäßten mit einem großen Glaſe Rum gereicht. Ueber feſte Balken ward ein ſteinerner Kanal gelegt und nach acht Tagen klapperte das Geſchirr und ſummte der Holländer, wie vor dem böſen Concertabend.

Das verſunkene Dorf.

„Lutter verſinkt, wie Schoderſtädt,“ hatte Großmutter geſagt und ich hatte es nicht vergeſſen. Das erſte war die Unterſuchung des Platzes ſelbſt.

Eine kleine Stunde öſtlich vom Städtchen iſt mitten in fettem Ackerboden plötzlich ein etwa 10—15 Fuß abfallender ſteiler Uferrand. Die Vertiefung iſt elrund, wohl tauſend Schritt lang und ſechshundert breit. Dies

Digitized by Google

ganze Becken ist mit sehr feinkörnigem schneeweißen Quarzsand gefüllt, den die Bauern von Rottdorf nach Braunschweig fahren, wo er zu häuslichen Zwecken benutzt wird. Aus dem blendend weißen Boden, der kaum hin und wieder ein mageres Grasbüschel ernährt, ragen da und dort schwarze, halb verwitterte Balken hervor und erinnern an das Leben, das hier einen zähen, grausen Tod fand. Es ist ein schauriges Plätzchen, von keiner Saat übergrünt, von keiner Lerche umschwirrt. Nur die Eidechse schlüpft über den dürren farblosen Sand, der mitten unter den wogenden Saaten todtöde, todtbleich im Winde zischend rieselt.

Die Chronik des Klosters Riddagshausen aber erzählt: —

Im Jahr des Herrn 1223 begab sich ein groß Erdbeben in Italia und längs dem Rhein. Die alte Stadt Cöln ward sehr verheert und rothe blutige Erde fiel zu Mainz aus den Wolken, wie Regen. Am Himmel stand ein schrecklicher Comet, wie eine Ruthe, die die sündige Welt büßen und strafen sollte.

Da geschah bei dem Städtlein Königslutter, wo der großmächtige Kaiser Lotharius II. vor hundert Jahren sein Grab sich selbst erbaut hat, daß am Freitag nach St. Veits des Märtyrers Tag ein so entsetzlich Blitzen und Donnern sich erhob, daß die Geistlichkeit im Kloster vom Morgen bis zur Nacht auf den Knieen lag und man die Gebete, um Mittag, bei Lichtschein lesen mußte. Die Erde schwankte dermaßen, daß die Knieenden umfielen und die Glocken von selbst läuteten. Als aber die Nacht sich verzog und Abends 6 Uhr die Sonne erschien, da war das Dörflein Schoderstädt, so bei Lutter gelegen, samt Menschen und Vieh untergegangen in die Erde und war an seiner Stätte ein tief schwarz Wasser. Es ist aber ein einzig Häuslein erhalten und stehen blieben, darinn war der Vater von Schrecken todt und die Mutter sinnlos; die einzige Tochter aber ist nach Helmstedt in St. Annä Kloster gegangen, Gott zu dienen ihr Leben lang. Ist aber die Summa der dahingenommenen Seelen gewesen drei hundert und siebenzehn ohne die Kinder. Denen allen Gott genade!

1245 am Tag Jacobi erhob sich ein gar arger Sturm, so daß er das Dach an unserer Kirchen arg beschädigt und Wagen und Vieh umgeworffen. Zu Quedlinburg sind Steine vom Himmel gefallen, die stanken, wie höllischer Schwefel und zog bei Nacht ein leuchtend Feuer wie der Drache selbst durch den Elm von „löchtig Hellebrand, dat was de Drake sülfsten.“ Der tiefe See, in dem vor etlichen Jahren das Dorf Schoderstädt versunken, ist gar verschwunden und an seiner Stelle viel weißer Sand aus der Tiefe gequollen (Domine miserere nobis! —

Sehen wir das Ereigniß aus unserem Gesichtspunkte an, so finden wir die Jahre 1223 und 45 überall in der damals bekannten Welt durch heftige vulcanische Erscheinungen bezeichnet. Der Hekluſtall und Reikanosse in Island tobten furchtbar, und des Hrauns (Lava) Glutstrom stürzte sich bei Reikiavich in die brandende See. Das Erdbeben zerstörte in Apulien, Ungarn und im griechischen Archipel ganze Gegenden — in seinem Gefolge wüthete die Pest. Es ist daher mit Gewißheit zu vermuthen, daß die Wirkungen dieser so weit verbreiteten Naturerscheinungen auch das unglückliche Dorf verschütteten. Auch bei dem Erdbeben, welches Lissabon 1755 zerstörte und bei dem in Calabrien 1783 füllten sich Spalten und tiefe Senkungen mit feinem, weißen Sande, der aus der Tiefe aufquoll! —

Der Wippstein.

Der Frühling kam und ermunterte zu weiteren Ausflügen. Der erste galt dem Wippstein. Vom Elm zurückgewiesen schmiegt sich die Schunter innig an den Dorm, der dadurch, daß der tiefste Thalpunkt seinem Scheitel so nahe gerückt ist, viel stolzer und höher erscheint. Unter Rottdorf bemerkt man rechts am Wege die Ruinen der Burg Neuhaus (dat nye Huus im Munde des Volks). Der Großvater erinnerte sich noch einer alten Linde vor dem Burgwall mit drei großen eingehauenen Kreuzen. Unter ihr lag der letzte Burgherr, ein arger Raubritter, von der heiligen Vehme gerichtet, eines Morgens todt! —

Das Dorf Steinum liegt unter einer Menge mächtiger Granitblöcke zerstreut. In der ganzen „Lüneburger Haide,“ einem mehrere Quadratmeilen großen öden Landstrich, der an Wasser Mangel leidet und deshalb nur von Haide überwuchert ist, trifft man diese Blöcke eines, der Gegend ganz fremden Gesteins, oft von der Größe eines Bauernhauses. Sie sind, so auffallend es im ersten Anblick scheinen mag, in großen Eisschollen eingefroren, wahrscheinlich aus der Skandinavischen Halbinsel, wo man die gleichen Granitarten anstehend findet, herübergeschwemmt. Nirgends aber sieht man eine so große Menge dieser Fündlinge, wie hier an einer Stelle abgelagert. Die Eismassen sind, von der raschen Strömung, die zwischen den beiden Bergketten sich erzeugen mußte, getrieben, hier an der steilen Höhe gestrandet.

Unsere deutschen Vorfahren hatten aus diesen Granitblöcken hier, wahrscheinlich von alten Eichen überrauscht, sich einen Altar erbaut. Ob er dem Alvadur Wodan, oder Thor mit dem zerschmetternden Hammer, ob wem sonst der hohen Asen errichtet war, wissen wir nicht, doch stets am Osterfeste sammelt sich die Dorfjugend auf dem Rasen, aus dem er ernst und mahnend ragt. Auf drei spitzigen Grundsteinen, deren einer rohe Stufen zum Hinaufklimmen beut, ruht die gewaltige Altarplatte, an 8 Fuß lang und breit und wohl 5 bis 6 Fuß dick. Und so künstlich ist diese ungeheure Wucht gelegt, daß, wenn nur ein Kind auf die vordere Ecke tritt, er an 3 Zoll sich senkt und mit dumpfem Hall wieder zurückfällt. Hieroon wird er in der ganzen Gegend der Wippstein genannt und seine, wohl oft sogar vom Blut des Menschenopfers überströmte Fläche ist der Tummelplatz harmloser, fröhlicher Spiele! —

Auch die „Teufelsküche,“ ein ähnlicher Altar bei Neuhaldensleben, ist mit einer etwas beweglichen Platte

Digitized by Google

bedeckt. Mehrere aber solcher Schwanksteine findet man in Cornwal und Devonshire in England, unter denen sich der Logan-Rock" auf dem Vorgebirge von Castle-Treyyn in Cornwal auszeichnet. Auf der Spitze einer Granitpyramide am Seestrand ruht dieser gewaltige Stein, der zu 1200 engl. Centner Gewicht geschätzt wird, dennoch aber von einem Mann bewegt werden kann. Professor Oken glaubt (Naturgeschichte I. Bd. 7. Heft S. 585), dieses Schwanken entstehe durch schaliges Verwittern und Abblattern des Steins zu beiden Seiten des geschützteren Schwerpunkts. Abgesehen indeß von der Unhaltbarkeit dieser Behauptung sind die Schwanksteine von Königslutter und Neuhaldensleben unten scharfkantig geschlagen, und bewegen sich nur in einer Richtung über eine Leiste, die durch Verwitterung späterer Jahrtausende vielleicht zerstört werden kann, aber gewiß nicht durch sie gebildet worden ist. Nachweislich an dreitausend Jahre alte ägyptische Kunstwerke von Granit sind übrigens noch nicht '/$_{0}$ Linie tief verwittert. —

Wer aber bewundert nicht die Kraft, die solche Felsmassen, ohne Beihülfe künstlicher Maschinen in so genaue Stellung aufeinander zu legen vermogte?

Schmidt.

Die Schneestürme in der Kirgisensteppe.

(Aus einer Reise nach dem Ural u. Von Gr. v. Helmersen.)

Bald nach meiner Ankunft in Orenburg trat vollkommener Winter ein; am 17. November war die Erde schon einige Zoll hoch mit Schnee bedeckt, und in den ersten Tagen des December sank die mittlere Temperatur der Tage (z. B. am 6.) bereits auf 21° unter den Gefrierpunkt. Bald stellten sich auch die furchtbaren Schneestürme ein, die man in ihrer ganzen Wuth nur in der Steppe kennt und gesehen haben muß, um sich einen Begriff von ihnen zu machen. Meteorologische Beobachtungen, die ich während zweier Winter in Orenburg anstellte*), haben mir gezeigt, daß die Schneestürme vorzugsweise aus Südwest kommen, seltener S.O. und N.O. Sie heißen hier allgemein Buran und man unterscheidet zwei Arten derselben. Entweder wird, bei überaus heiterm Himmel, der lockere Schnee der Steppe von einem wüthenden Sturme zu dichten Wolken aufgewühlt, die den Tag verdunkeln, oder es entladen sich zugleich auch Schneewolken.

Ein Buran fängt oft bei heiterm Wetter und zu jeder Tageszeit an; bisweilen geht ihm ein oder zwei Tage lang ein leiser Wind und trüber Himmel voran; er dauert fast nie weniger als 24 Stunden, und selten länger als drei Tage. Am verderblichsten sind die Schneestürme aus N.O. und S.O., weil sie gewöhnlich bei strenger Kälte eintreten, aus S.W. und W. sind sie erträglicher, weil sie eine mildere Temperatur, und manchmal sogar Thauwetter bringen. Bei beginnendem Buran wird der Schnee anfangs in langen Streifen dicht über den Boden hingeweht. Mit der Stärke des Windes steigt auch der Schnee höher, verdunkelt die Sonne und wenn hiezu noch Wolken sich entladen, so sieht man zuletzt nichts als eine dichte, undurchdringliche Schneemasse, die mit entsetzlicher Gewalt gepeitscht und gewirbelt wird, so daß es im Freien oft unmöglich ist, die Augen zu öffnen. Und gelingt dieses auch, so hilft es zu nichts, denn man kann nicht drei Schritte vor sich sehen. Thiere und Menschen werden wie betäubt, verlieren den Weg, irren stundenlang herum und erliegen endlich dem Frost und der Erschöpfung. Ein Reisender, der die ganze Gefahr dieser Schneestürme kennt, hält an, legt sich in den Schnee, oder unter seinen Schlitten und läßt sich ruhig einschneien. Ist das Ende des Buran gekommen, so findet er bald den Weg wieder. Manche hoffen aber ein Dorf oder irgend einen andern Schutz zu erreichen und erfrieren oft wenige Hundert Schritte vor dem Ziele, dessen Nähe sie nicht ahnen. Jeder Winter in Orenburg fordert auf diese Weise seine Opfer. Es sind Beispiele vorgekommen, daß Menschen zwischen der Festung und den Vorstädten im Buran um's Leben kamen. Einem Fußgänger gelingt es oft nicht einmal, sich auf den großen Plätzen der Stadt zurechtzufinden. In allen Steppengegenden Rußlands, wo diese Schneestürme wüthen, haben die Aufseher der Poststationen die Weisung, Reisende während derselben nicht zu befördern, und bei beginnendem Unwetter zu warnen. Sogar die Briefpost wird zurückgehalten.

Der Schneesturm weht immer stoßweise, und hört bisweilen plötzlich auf; wer sich aber durch eine solche ruhige Zwischenstunde verleiten läßt, weiter zu reisen, kann sicher sein, wieder von ihm betroffen zu werden, denn er beginnt nach der Stille mit erneuerter Wuth. Das Ende des Burans kündigt sich nur durch ein allmähliches Abnehmen des Windes an. Vieh und Pferde stellen sich beim Beginn eines Schneesturms mit den Köpfen gegen denselben, um den Strich der Haare in die Richtung des Windes zu bringen und so weniger zu frieren. Wird der Sturm aber stärker, so laufen sie vor ihm her und stürzen sich oft in Abgründen zu Tode. Im April des Jahres 1832 soll an der Orenburger Linie auf diese Art die ganze Heerde eines Dorfes, welche auf die Weide getrieben worden war, umgekommen sein. Am meisten aber leiden die großen Heerden der Kirgisen. Im Jahre 1827 wurde alles Vieh der sogenannten innern oder Bukejew'schen Kirgisenhorde, welche zwischen dem untern Ural und der Wolga nomadisirt, von einem furchtbaren Buran nach Norden ins Saratow'sche Gouvernement gejagt, wobei 10,500 Kameele, 280,500 Pferde, 30,480 Stück Hornvieh und 1,012,000 Schafe verunglückten.

Ausland.

*) Im Winter von 1833 auf 1834 und von 1835 auf 1836.

Urweltliche Korallen.

Der vorige Jahrgang des Buches der Welt gibt uns Seite 153 eine Beschreibung der Koralleninseln

und ihrer kleinen Baumeister. Das Kupfer zeigt dort einige lebende Korallenstämme, und erweckt gewiß den Wunsch zu erfahren, wie diese zierlichen Gebilde aus der Urzeit der Erde sich uns erhalten haben, und welche Aufklärungen uns das Betrachten des vom Meer nicht mehr umbrandeten Korallenriffs gewährt. Oft schon hat die lebende Welt uns über Einrichtung und Zweck des Urlebens belehren müssen; hier tritt der umgekehrte Fall ein, und der starre, todte Fels deutet uns das Lebendige.

Der Engländer Darwyn, unser Landsmann Ehrenberg und mehrere scharfe Beobachter unter den, den südlichen Ocean befahrenden Capitainen, an ihrer Spitze James Cook belehren uns, daß die Koralleninseln über, und die Riffe unter dem Meeresspiegel, sich entweder in langen Linien ausdehnen, oder mehrere unregelmäßige Kreise um einen gemeinsamen Mittelpunkt bilden, zwischen welchen ein ruhiges tiefes Meer fluthet. Diese Riffe lassen meistens einige schmale Durchgänge für das erneuernde Aus- und Einströmen des Meerwassers in das Binnengewässer offen, welche von den Schiffern, je nach ihrer Strömung, windwärts oder seewärts benutzt werden. Beispiele sind die Inselketten Radak und Ralik oder Raiatea und Tahaa (Cooks Ulietea und Otaha). Im rothen Meer sehen wir, daß die Korallen blos auf Felsgrund ihr Gebäu beginnen, und solche, die auf Sandgrund einzeln sich finden, nur ein verkümmertes Dasein fristen. Nur in geselliger Masse erheben sie ihre ewigen Gebände, bis die Ebbe 1 bis 2 Fuß unter ihre Oberfläche sinkt und ihr Dasein endet. Die Fluth bringt Muschelgrus und Sand in die Zwischenräume, der wohl durch die Gallerte der nach und nach absterbenden Thierchen selbst sich kittet und in der Ebbezeit von der Tropensonne gedörrt, der Brandung widersteht. Der Seevogel, vom langen Flug ermüdet, erspäht den Ruheplatz und kehrt mit anderen zu ihm zurück. Moos überzieht, Gewürm regt sich im Dünger, der bald in dicker Schicht den Fels deckt. Fernher schwemmt die allbelebende Woge den Samen, den das Gebüsch des Gestades ausstreuete, und wirft ihn dem jungen Eilande zu, wo er, von keinem Winter ertödtet, freudig, üppig wuchert und grünt. Die Schlange, die Eidechse kommen auf treibendem Stamm geschifft. Der Zugvogel belebt das junge Gebüsch — zuletzt erscheint der Mensch, und der erstorbene und wiederbelebte Fels wird zur blühenden Kolonie *)! —

Vergleichen wir mit diesem, der lebenden Natur entnommenen den Korallenfels — Koralrag — der Urwelt, so finden wir ihn fast stets auf vulkanischen oder doch plutonischen Grundlagen. Den ausgebrannten todtstarren Fels zu beleben strebte die ewige lebengebende Urkraft, und auf der dünnen Schicht ausgeglüheten Kalks, die den Basalt deckt, der aus dem glühenden Erdkern heraufquellend, Berge aufhob, zeigt sich zuerst ein formloser Schwamm von körnigtem Bau, kugelig, lappig, mit der äußern holzigen Rinde den Schwämmen unserer Birn- und Pflaumenbäume sehr ähnlich. Es ist Achilleum primigenium. Die Kleinen haben keine Ansatzstellen, sondern scheinen erst beim Größerwerden durch den Druck der eigenen Schwere an den Fels sich befestigt zu haben. Sie steigen von Lothschwere bis zum Gewicht eines Centners, und darüber. Der Fundort, der sie liefert, gibt keine einzige weitere Versteinerung zum Zeichen, daß hier erst das Leben wieder beginne; er ist bei Neuhausen an der Erms. —

Ein schon höher organisirtes Leben zeigen die Kalkschichten, die schon weiter von dem plutonischen Glutstrom entfernt waren, aber doch noch im Bereich seiner ertödtenden Hitze lagen. Sie sind aus Schwämmen gebildet, die mit den Pilzen unserer Wälder, die sich durch ihren Stickstoffgehalt ja auch dem Thierischen nähern, viel ähnliches haben.

Die am tiefsten stehenden Arten sind Tragos patella und acetabulum. Es sind flache Trichter, auf dünnem Stiel, deren oberer Rand bei den älteren buchtig und lappig herabsinkt. Letzterer hat auf der innern Seite, als erste Spur von Organen, runde Löcher, die jedoch nicht tief in's Innere dringen. Angeschliffen und vergrößert erkennt man unter der äußern Haut ein krausfilziges Fleisch. Die Fortpflanzung scheint durch kleine Auswüchse zu geschehen, die man an der äußern Seite kräftiger Schwämme findet. Anfangs haben sie die Form kleiner Warzen mit rauher Oberfläche, später werden sie kugelig mit einem Sternweiß auf dem Scheitel, noch reifere haben diesen zu einer kelchartigen Vertiefung erweitert und sind gegen die Ansatzstelle zugespitzt. Nun scheint der junge Schwamm abzufallen, und, vom Mutterstamm unabhängig, sein selbstständiges Leben zu beginnen. Man findet Exemplare von zwei Fuß Durchmesser.

Noch ausgebildeter erscheinen Tragos rugosum mit Horizontalwulsten und Tragos radiatum mit speichenartig vom Stiel gegen den Rand verlaufenden Furchen. Tragos verrucosum ist unregelmäßig mit Warzen besetzt.

Die Scyphien, von ihrer Becherform so genannt, stehen auf noch höherer Stufe. Gewöhnlich haben sie in der Jugend die Gestalt einer Birne, die sich später in die eines bauchigen Pokals und endlich im Ableben zu einem Becher oder Trichter verändert.

Nur selten findet man da, wo Tragos und Scyphien behaglich sich ausbildeten, ein anderes Petrefakt und findet man eine lieber verschlagene Terebratel, einen einsamen Ammoniten: so ist er verkümmert, als wenn die Nähe dieser Schwämme ihm am freudigen Entwickeln hinderlich gewesen wäre.

Die Wanderungen der Scyphien sind vielfach gemodelt und eine höhere Organisation ist schon hierdurch nicht zu verkennen. Noch mehr tritt sie hervor, wenn man angeschliffene Stelien mit einer starken Lupe untersucht, wo oft überraschend schöne Gewebe das Auge ergötzen. — Wir wollen einige der Auffallenderen nennen.

*) Sehr deutlich zeigt uns die Schwäbische Alb, als Theil des von Grafen Fr. v. Mandelsloh und Leop. v. Buch beschriebenen „deutschen Jura." die aufgeführten Vorkommnisse.

Digitized by Google

Scyphia paradoxa Ein großer Schwamm mit dünnen Wänden, der, nach seinem Alter, in den angegebenen drei Formen auftritt. Die Außenseite ist eng gerippt, das Innere glatt, mit runden Oeffnungen regelmäßig quadrat besetzt Die Jungen entstehen an der äußern Seite, als weite poröse Becher.

Scyphia texturata sieht aus als habe man ein Drahtgewebe über den schlanken Kegel ihrer Form gespannt. Nicht immer aber kömmt sie in dieser Form vor; zuweilen überzieht ihr Gitter auch flache Steine

Scyphia reticulata ist netzartig geschuppt und findet sich als fußgroßer weiter Trichter.

Scyphia canistrum ist erst neulich entdeckt und gleicht zierlichem Korbgeflecht.

Scyphia costata hat starke Rippen, deren Zwischenräume durch einzelne Lücken zusammenhängen.

Scyphia articulata besteht aus einer Säule sich vergrößernder rundlicher Gelenke, die eine gleichweite Röhre durchsetzt. Ihr Aeußeres ist mit einem Gewebe, so fein, wie zarte Seidenfäden zierlich umgeben.

Scyphia elegans, Beaunii, Schlotheimii, cyliodrica, texata, empleura und noch viele andere, verbietet der Raum dieses Blattes, mehr, als zu nennen.

Die Natur hatte, bei Aufstellung dieser Schwämme augenscheinlich die Absicht, durch das schnelle Erwachsen und Absterben dieser Pflanzenthiere den erstorbenen, ausgeglüheten Boden der Basalte und Lavagüsse, rasch zu beleben, und so weit zu erhöhen, daß die eigentlichen Korallen auf ihm ihr Gebäude gründen konnten. Diese Thierchen gebrauchen nämlich zu ihrem Gedeihen Licht, und siedeln sich höchstens einige dreißig Fuß unter dem Meerspiegel an. Der durch Scyphien gebildete Kalk ist durch seine Ablösung in platte rundliche Schollen sehr gut erkennbar. Durch die Geschlechter Coemidium und Syphonia, die schon deutliche, saftführende Gefäße zeigen, geschieht der Uebergang zu den eigentlichen Korallen.

Der Koralrag — Korallenfels — des deutschen Jura, zeigt noch deutlich die Spuren seiner Entstehung. Meist sieht man an den frischen Bruchflächen der Blöcke das Gewirr der Korallenäste, den dazwischen gekitteten Meersand u. s. w. Oft kann man, da die Korallen meist in Kieselmasse verwandelt sind, mit Salzsäure die Kalkerde dazwischen auflösen und einen ganzen Rasen verflochtener Aeste mehrerer Arten dem Auge entblößen. Auf den Feldern, die in den für uns günstigsten Umständen abgestorben sind, wie z. B. in Sirchingen, Wittlingen und Briningen auf der Schwabenalb, fördert der Pflug bei jeder frischen Bearbeitung eine Menge der schönsten und verschiedensten Korallen zu Tage. Deutlich erkennen wir in der Sarcinula des Geologen das Orgelwerk*) der heutigen Meere, das sogar sein schönes Roth nicht ganz eingebüßt hat. Die blättrige Kegelform des Anthophyllum reizt die Aufmerksamkeit, der Mäandrine Gewirr winkt auf jenem Stein, der Asträen wechselnde Gestaltung ergötzt das Auge. Durch das ganze Geblätter der Agarizie trieb die Bohrmuschel ihr glattes rundes Loch und die zierliche Form des Seeigels reißt zur Bewunderung hin. Der spitze Kegel der Nerinea steckt im Rasen des Lithodendron und die Terebratel klebt auf dem Pecten, über welches sich die Serpula windet. Wohin das Auge blickt, findet es erstorbenes Leben, wo die Saat grünt, tobte die Brandung, wo die Kinder am Felsenhang nach Veilchen spähen, lauschte dereinst der gefräßige Hai, wo die ländliche Kirche sich hebt, sproßte wohl die erste Palme auf dem jungen Eiland, wo der Kirchhof spärlichen Rasen über der Leiche des Landmanns breitet, lag das Wrack des ersten Schiffs, welches im Sturm an dem zackigen Korallenriff zerschellte.

Ewiges Erblühen des Lebens aus dem Tode, du bist uns Bürge, daß mit dem letzten Hauch dieses Lebens auch uns ein neues Dasein beginnt! —

Schmidt.

*) S. Buch der Welt 1. Jahrg. S. 153.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Das grüne Meer.

Ein wogend Meer, deß grüne Wellen
Der Sonne warmer Strahl durchdringt,
Bis sie an Gold sich gleichzustellen
Ihm langsam, doch beinah gelingt;

Ein Meer, das oft ein Sturm zernichtet,
Der seine Wogen wild durchwühlt,
Eh' seine Wellen, goldgelichtet,
Der Morgenthau noch abgekühlt.

Doch wenn im Golde seine Wogen
Erst prangen, leicht vom Wind bewegt,
So kommt ein Heer herbeigezogen,
Das scharfe Todeswaffe trägt;

Es läßt sich auf dem Grund des Meeres
Hinstreichen, wo sie tödtlich blinkt,
Bis vor der Wuth des wilden Heeres
In Tod hin jede Woge sinkt.

Das Heer kommt lustig heimgezogen,
Führt den errung'nen Schatz nach Haus,
Sie klopfen aus den todten Wogen
Des Meeres Perlen sich heraus;

Dann geben sie dem alten Grunde
Wohl manche Perle noch zurück,
Draus wächst für sie zur rechten Stunde
Das neue Meer, das neue Glück.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 1. 18. 18. 1. 1. 19. 6. 5. 11. 4.

Der Walfischfang.

Vergl. Jahrg. 1842, pag. 352.

(Taf. 33.)

Island, der schwarze Schlackenklumpen, versank unsern Blicken nach und nach in's Meer; nur des Heklafall Doppelgipfel war an seiner Dampfsäule, die mit dem Dunkel von Zeit zu Zeit feurig erglühete, noch erkennbar. Wie ein schwarzes Ungeheuer lag im Dämmerlicht der nordischen Nacht der Rumpf des Schiffes auf dem tiefblauen Wasser, das mit eintönigem Rauschen am Bug sich brach und glitzernd an den Seiten dahinflog. In netter Symmetrie ragten Masten und Spieren gegen den blassen Himmel, dessen lebendiger Odem die Segel voll schwellte. „Wache am Gangspill?“ tönte des Lieutenants Ruf: All recht, Herr! scholl es zurück. Ihr da oben im Mars? Nordnordost ein Feuer, Herr! war die Antwort. Franz, mein Bursch, rief der Offizier, da, mein Nachtglas: sieh nach, was es gibt, wahrscheinlich ein brennendes Schiff! Behend, wie ein Eichhorn flog der junge Aspirant die Wanten hinauf, aber schon auf halber Masthöhe entfuhr ihm ein Schrei der Ueberraschung, denn mit reißender Schnelle hatte der anfängliche feurige Punkt sich plötzlich ausgebreitet und zuckte in flammenden, züngelnden Kreisen zum Zenith herauf. Glühende Lanzen schienen sich im wilden Kampf zu mischen, blutig dunkles Roth, blaue Schwefelflammen, gelber Höllenglast wechselten in dem glitzernden, schwirrenden, schier sinnbetäubenden Schauspiel, dem alle Matrosen mit dumpfem Schauer zusahen. Selbst der Kapitän kam auf's Halbdeck, des schaurig-schönen Anblicks zu genießen. Ein schönes Nordlicht, Mr. Brandes! rief er dem Offizier der Wache zu, ich erinnere mich beinahe keines so hellen und schöngefärbten. Ja, Sir, antwortete der Lieutenant, den Hut verbindlich berührend, es wird uns auch desto sicherer kaltes Unwetter bringen. Meinen Sie? frug der Kommandirende, ich bin in so hohen Breiten weniger bekannt wie Sie, und mögte deßhalb wohl Ihre Erfahrung in Anspruch nehmen.

Ich hoffe, nächster Tage Grönland zum zwölften Mal zu begrüßen, entgegnete der Offizier bedenklich, nur fürchte ich schier, es kömmt uns zu schnell vor den Klüverbaum.

Acht Glas! tönte es vom Steuer.

Acht Glas, Sir, meldete der Lieutenant salutirend dem Kapitän.

Wohl, Sir, war die Antwort, lassen Sie ablösen, und zum Grog pfeifen.

Das Kommando hallte durch's Sprachrohr, des Bootsmanns schrille Pfeife ertönte und rasch polterte die abgelöste Wache unter Deck, um die ersehnte Labung zu empfangen.

Der Lieutenant Brandes hatte recht gehabt! Alle Segel eng gerefft, jagte am andern Morgen das Schiff durch die eisige Fluth, die ein dicker fahler Nebel kaum einige Fadenlänge zu übersehen erlaubte und das Tauwerk sammt den Bärten der Matrosen weiß bereifte. Nur ein Sturmsegel war in gedoppelten Ketten am Bugspriet gehißt und drohete vor der Gewalt des Windes zu bersten. Im Krähennest, einer Art Mastkorb, mit einem nothdürftigen Schutz von Segeltuch, saß der junge Aspirant Franz mit einem wetterbraunen alten Matrosen, dem er die Entstehung des Nordlichtes aus polarisch-magnetischen Gründen deutlich zu machen suchte. Der Alte aber warf ungeduldig den Kautabak im Munde herum und meinte endlich: aus den confusen und widersprechenden Erklärungen sei ihm nur das klar geworden, daß die Herren, die daheim am warmen Ofen die Bücher machten, die Sache selber noch nicht recht wüßten. Wären wir nur den Sturm und den Balbierer (so heißen die Matrosen solche Nebel) einmal los, schloß er, so wäre alles schon in der Ordnung. Dem schönsten grünen Wasser, in dem der Walfisch am liebsten ist, wären wir nahe, brave Offiziere, wackere Mannschaft, ein Schiff, das auf dem Wasser liegt, wie eine Ente, leichte Boote, lange Leinen und scharfe Harpunen! — es fehlt nur an den dicken schwarzen Burschen, um derenwillen uns die Herren Rheder da spazierenfahren lassen.

Noch zwei Tage tobte der Sturm, noch zwei eisige Nächte war die Mannschaft in steter erschöpfender Arbeit und das Schiff in Gefahr am Felsenufer Grönlands zu scheitern, welchem man, ohne es sehen zu können, sich sehr nahe wußte. Endlich mäßigte sich die Gewalt des Windes und des alten James Carrs fataler „Balbierer“ wich der Sommersonne des Polarkreises, die nun, durch den Wechsel desto empfindlicher, glühende Strahlen versandte: so, daß die Vertheerung des Schiffs an der Sonnenseite zu schmelzen begann. Grönlands zackige Küste im Lee (links), hatte man vor sich ein unabsehbares Eisfeld, und statt der klaren blauen Fluth, die das Schiff bisher trug, zog der Kiel in trüben, schier olivengrünen Wellen seine Drift.

Unsere zwei Bekannten saßen wieder im Krähennest und späheten emsig nach der Dampfsäule, die der an der Oberfläche athmende Walfisch ausstößt.

Wir gehen steif Nordwest, begann Franz, als meinte der Kapitän durch das Eisfeld da vor uns mitten durchzubrechen.

Mr. Franz, murrte der alte James, Ihr werdet einmal ein ganzer Seemann, das sieht ein Jeder, und hat Euch drum lieb; wenn es aber erst etwas länger ist, daß Ihr Eurer Frau Mutter Theemaschine habt singen hören, so werdet Ihr so gut wie der Kapitän da unten ein schönes weites Fahrwasser vor euch sehen.

Wo denn, in Gottes Namen, frug der Aspirant.

Ihr sucht unten, belehrte James, was Ihr oben findet. Sehet, etwa 20 Grad über dem Horizont, was Euch bei flüchtigem Hinblick für leichtes Gewölk deucht, da spiegelt sich das Eis und Alles am Himmel ab. Seht der gelbe Schein, das ist der Eisblink, dort mehr Steuerbord (rechts) der dunkle Strich, das ist offene See — ha seht, dort kömmt ein tüchtig Schiff, es hat die Marssegel gerefft und geht vor Topp- und Bramsegeln. Das ist der Dunder von Plymouth!

Mit weitem starren Blick war Franz den, bald

helleren, bald mehr verschwimmenden Bildern gefolgt. Ich glaubte, sprach er nach langer Weile, die Fata Morgana sei nur im Mittelmeer sichtbar! — Ich kenne die welschen Bilder wohl, entgegnete James, auch mögen beide Spiegelungen sehr ähnliche Ursachen haben, doch sind sie in den hohen Breiten weit häufiger und so klar und bestimmt, daß man jedes bekannte Schiff oft auf dreißig Meilen erkennt. Oft sind die Bilder auch verzogen, wie wenn sie in einem schief geschliffenen Spiegel gesehen würden; stets aber ist der Gegenstand vorhanden, wenn die sizilianischen Fata in der See leere schöne Täuschungen sind! — Halt da, Mr. Franz dort, unter dem Geztau! „Fisch in Sicht!“ Süd-West gen West! Hurra! „Boot in See“ hallte schon das Kommando; fünf Minuten später tanzte es durch die Wogen.

Wohl zwei Stunden prüfte der Fisch die Geduld der Bootsmannschaft. Er erhob den ungeschlachten Kopf, blies eine mächtige Dampfsäule nach der andern in die klare Luft, daß der brausende Ton in einer halben Stunde Entfernung gehört werden konnte, ließ sich aber nicht nahe kommen. Wenn der Harpunirer schon die scharfe Lanze hob: so überschüttete ein Schlag des mächtigen Schwanzes das Boot mit einer Sturzsee, und bis man sich das Wasser aus den Augen wischte, war er mehrere Kabellängen entfernt; endlich tauchte er, wie des Spiels müde, unter, und kam nicht wieder hervor.

Am andern Tage wurden wieder mehrere Fische gesehen, und die Boote zur Jagd beordert; Franz, mit seinem James Carr waren dem zweiten zugetheilt. Ruhend lag der Koloß auf den Wogen, die ihn behaglich zu schaukeln schienen, als leise, kein Ruder plätschernd das Boot ihm nahete. Luo — Lee — Luo — befahl mit tiefer fester Stimme der riesige Harpunirer, die mächtige Lanze in der Eisenfaust „Lee, ein Schlag“ scholl es, träg hob der Fisch die breite Flosse: zischend drang der Wurf in die Achselhöhle — ein Schrei — das Boot fliegt seitwärts — und schon ist das verwundete Ungethüm in den hochaufrauschenden Wellen verschwunden! Mit rasender Schnelle folgt abschießend die Leine, wie vom Sturm gejagt fliegt das Boot: kaum vermag der Steurer es in gerader Richtung zu halten — die Leine geht zu Ende und noch stürmt der Leviathan fort in den Abgrund, den noch kein Auge sah! Jetzt läßt er nach, auch seine Kraft, sein Athem erlöschen in dem ungeheuren Druck der unergründeten Tiefe! Flagge auf, Jungen! donnert der Harpunirer — Ho, Fall! jauchzen die Succursboote, Ho, Fall! jubelt das ganze Schiff. —

Ueber ein halbe Stunde vermogte das schwergetroffene Thier im Abgrund zu weilen — endlich regt sich die Leine — ein lautes „Had Acht!“ geht vom „Falldoot“ aus, und wird von jedem Succursboot wiederholt. Endlich taucht der Riese auf, er muß athmen! Mit entsetzlichem Brausen stößt er die Luft und Blutströme aus den Nüstern. James Carr hat mit der Umsicht der Erfahrung seinen Platz gewählt und seine Harpune trifft den geängsteten Fisch am empfindlichsten Fleck. Noch einmal stürzt er sich mit gleicher Schnelle zur Tiefe, das Boot schwankt wie ein Blatt auf den Wogen, die Leine fliegt über den Dollbord, und droht es zu überstürzen. Doch nicht lange mehr ist das todtwunde Thier im Stande, die Anstrengung auszuhalten; schon nach einer Viertelstunde treibt es erschöpft auf der Fläche, die weithin von seinem Blut geröthet und mit dem Fett, welches Erhitzung und Anstrengung aller Muskeln aus seinen Wunden treibt, übergossen ist. Mit lautem, schaurigen Stöhnen spritzt es das Blut, welches die verwundete Lunge in's Innere ergießt, aus den Blaslöchern, in Todesangst peitscht der mächtige Schwanz die Fluth zu Schaum — bald haben viele Lanzenstiche in die edeln Eingeweide sein Leben geendet! —

Alle Boote spannten sich vereint an das gewaltige Kadaver, welches, mit einer Flagge geziert, dem Schiffe zu bugsirt wurde. Auf die Todeswaffe gelehnt, stand stolz der „Fallharpunirer“ auf dem breiten, schwarzen Rücken, auf's eigene und der Kameraden Wohl vom gebräuchlichen Extragrog nipoend. Sofort begann das Abspecken: denn, von der Erhitzung geht der Wal sogleich in Gährung über, die ihn ungeheuer auftreibt und mit Umherschleudern einer sehr ätzenden, rothen Jauche platzen macht. Die Speckschneider stiegen mit Stachelschuhen auf ihn, und betrieben ihr Geschäft kunstgerecht, vom Schwanz beginnend; der mächtige Filtrirapparat der Barten ward aus des Rachens weiter Höhle herausgehauen, die Speckzunge ausgeschnitten und der Unterkiefer abgelöst, denn aus ihm läuft über ein Drhoft des besten Thrans; auch verlangte der Rheder ein solches Thor aus einem Stück.

Nach vier Stunden, während welcher das Schiff einem Ameisenhaufen mit geschäftigem Volke nicht übel glich, war das Geschäft beendet, und das Kadaver ward den schon harrenden Haien, dem Schwarm zahlloser Vögel und einigen Eisbären, deren sonorer Baß schon längst ihre Ungeduld verkündet hatte, überlassen.

Am andern Morgen war James obskurer „Balbierer“ wieder da, und das Schiff lag still im Schutz eines Eisberges, an dem es mit mehreren Eishaken von S Form befestigt war. Die Mannschaft ward im Raum mit dem Reinigen und Zerkleinern des Specks, dem „Abmachen“ beschäftigt. Die alten Matrosen spannen lange Fäden vom fliegenden Holländer, vom Kladautermann, vom Hungerkapitän und Todtenschiff; eben hatte wieder eine Erzählung begonnen und nur die dumpfe tiefe Stimme des alten James und der Laut der Messer war hörbar. — — —

Alle Mann auf Deck! hallte das Sprachrohr. Gangspill, Gangspill! schrillte des Bootsmanns Pfeife! —

Es waren nur zwei Bären, die zu spät zum Schmause gekommen waren und nun zusehen wollten, ob an Bord nichts für sie übrig sei!

Digitized by Google

Das Abdrucken der Schmetterlinge auf Papier.

Es ist mir nicht bekannt, wer mit dem Abdrucken der Schmetterlinge die ersten Versuche gemacht, und dadurch diese nützliche Kunst erfunden hat. So viel ist gewiß, daß sie schon im vorigen Jahrhundert ausgeübt wurde, indem ich aus dieser Zeit Anweisungen über dieselbe besitze, welche, obgleich noch mangelhaft, doch schon eine ziemliche Entwickelung derselben beweisen. Die Erfindung dieses Abdruckens lag übrigens sehr nahe, indem einestheils das leichte Abfärben der Schmetterlingsflügel bei leichter Berührung darauf hinweisen, anderntheils aber die Vergänglichkeit der ausgespannten Schmetterlinge den Wunsch eines Mittels zu ihrer längeren Erhaltung hervorrufen mußte.

In letzterer Beziehung ist das Abdrucken von größter Wichtigkeit, indem ein guter Schmetterlings-Abdruck in der Dauerhaftigkeit einem Gemälde gleichkommt, hinsichtlich der Schönheit und Naturähnlichkeit, da er selbst Natur ist, jeden colorirten Stich, und jedes Gemälde weit hinter sich zurückläßt. Von der Dauerhaftigkeit dieser Abdrücke habe ich Beweise in Händen, indem ich Abdrücke von Pontia cardamines und Colias Edusa besitze, welche mein seliger Vater, nach einer ziemlich mangelhaften Methode, vor mehr als fünfzig Jahren gefertigt hatte, die aber noch so gut erhalten sind, als ob sie eben erst abgedruckt worden wären, während ich selbst vor zwölf Jahren eine Sammlung von Abdrücken angelegt habe, welche von ihrer anfänglichen Schönheit nicht das Geringste eingebüßt hat. Es wäre somit hinsichtlich der Dauerhaftigkeit einer Sammlung von Abdrücken nichts zu wünschen übrig, und berücksichtigt man noch den Umstand, daß viele der kleinen Motten und Wickler gar nicht gehörig ausgespannt und in natura aufgestellt *), wohl aber durch Abdrucken in ihrer ganzen Schönheit erhalten werden können, und daß auf Reisen die größte Schmetterlings-Sammlung in ein paar Oktav- oder Quartbände abgedruckt, und wohl erhalten nach Hause gebracht werden kann, auch defecte Schmetterlinge, wenn sie nur eine gute Seite haben, noch zum Abdrucke tauglich sind, während sie aus der Sammlung ausgeschossen werden müßten; so erscheinen die Vortheile dieser Kunst und dadurch ihre Wichtigkeit gewiß nicht gering.

Alle Schmetterlinge können abgedruckt werden, selbst die Glasflügler und Sesien nicht ausgenommen. Obgleich ihre Flügel theilweise unbestäubt und durchsichtig sind, so sind doch deren Ränder mit Franzen besetzt, und die Adern, so wie andere Stellen derselben mit Staub (Schuppen) oder feinen Härchen versehen, welche sich recht hübsch und deutlich abdrucken. So besitze ich Abdrücke von Sesia apiformis, tipuliformis, spheciformis; Macroglossa bombyliformis, fuciformis etc., welche jedes Rändchen, jede Ader auf das Schönste zeigen.

*) Dies ist auch bei den kleinsten Schmetterlingen möglich. B.

Vortrefflich drücken sich die meisten Tagschmetterlinge ab, z. B. Papilio Podalirius und Machaon, Pontia crataegi, brassicae, besonders ausgezeichnet, die liebliche Cardamines; Colias Edusa, Hyale, Palaeno; die meisten Melitaea-Arten, eben so viele Arten von Argynnis, fast alle Vanessa-Arten, und besonders schön V. cardui, Atalanta, Prorsa seu Levana, die Limenitis- und Melanargia-Arten, die meisten Arten von der Gattung Maniola, einige von Polyommatus, z. B. virgaureae, Phlaeas etc. Thecla quercus, spini, sämmtliche Hesperien und Zygänen; nicht minder schön sind die Abdrücke der meisten Sphynxe, Spinner, zumal der Bären, Actia caja, Plantaginis, purpurea; Calimorpha Matronula, Hero, Dominula, der Euchelia Jacobeae, der Lithosien und der meisten Noktuen, worunter N. derasa, aprilina, Artemisiae, Libatrix, gamma, interrogationis, Elocata, spona, Promissa Paranympha, Parthenias etc., fast aller Spanner, Zinsler, Motten und Wickler. Herrlich drücken sich die feinsten Zeichnungen der Motten, selbst die Federflügel der Alucita-Arten ab, und kein Pinsel ist im Stande, diese feinsten aller Zeichnungen so getreu nachzuahmen.

Da jedoch fast alle Kunst auch eine Schattenseite hat, so müssen wir auch diese betrachten, und die Mängel, welche derselben bisher anklebten, und auch derzeit noch nicht ganz beseitigt werden können, genauer in das Auge fassen.

Da von den Schmetterlingen nur die Flügel abgedruckt werden können, so ist der Abdruck natürlich unvollständig, weil der Rumpf auch zum Ganzen gehört, zumal er nicht selten charakteristische Zeichnungen hat, wie z. B. der Rücken des Todtenkopfs, vieler anderer Schwärmer, Spinner und Eulen, deren Körper theils in verschiedenen Zeichnungen und Farben prangen, theils mit besonderen Zierathen, Höckern, Haarbüscheln, Schwänzchen, versehen sind. Soll nun der Abdruck nicht unvollständig bleiben, so müssen diese Theile mit Farben zwischen die Flügel hineingemalt, und so der Mangel durch Kunst ersetzt werden. Da aber nicht jeder, welcher eine Sammlung von Abdrücken anzulegen wünscht, die nöthige Uebung und Geschicklichkeit im Malen besitzt, welche diese an und für sich nicht schwere Malerei erfordert, so könnte Mancher dadurch abgeschreckt werden, sich damit abzugeben. Ich kann jedoch versichern, daß durch einigen Fleiß bald so viel Geschicklichkeit gewonnen wird, als diese einfache Arbeit erfordert, wenn man nur unverdrossen an die Sache geht; denn ich munterte Freunde dazu auf, welche keinen Begriff von der Malerei hatten, und sie lieferten in kurzer Zeit ganz brauchbare Arbeiten.

Da ferner der Staub auf den Flügeln der Schmetterlinge, den man gemeiniglich Puder zu nennen pflegt, nach microscopischen Untersuchungen aus kleinen Schuppen oder Federchen besteht, welche ihre schönen Farben nur an der äußeren Hälfte tragen, während die Wurzelhälfte öfters ganz anders und gewöhnlich schlechter gefärbt ist, beim Abdrucke aber eben nur die schlechter gefärbte Wurzelhälfte zum Vorschein kommt, so ist es

Digitized by Google

klar, daß manche Abdrücke, je nachdem die Wurzelhälfte der obern Hälfte mehr oder minder ähnlich ist, besser oder schlechter, und dem Original mehr oder weniger ähnlich ausfallen. Es ist zwar bei den meisten Arten ein solcher Unterschied nicht bemerkbar, allein bei vielen, und zum Theil bei den schönsten, Arten ist er so auffallend, daß man öfters eine ganz andere Art vor sich zu sehen glaubt, als diejenige war, von welcher der Abdruck gemacht wurde. Es entsteht namentlich bei vielen Arten von Tagschmetterlingen ein falscher Schiller, von dem auf der Oberfläche der natürlichen Flügel keine Spur wahrgenommen wird, während dagegen der natürliche Schiller gewöhnlich ganz verschwindet, oder in eine andere Farbe übergeht. Die blaue Farbe drückt sich am schwersten ab, weil sie gewöhnlich auf einem schwarzen Grunde sitzt, und kleinen Schmetterlingen eigen ist, bei welchen der Staub so zart ist, daß sich auch die schwarze Wurzelhälfte aufleimt, so daß das Blaue fast ganz verdeckt wird. Die meisten unrichtigen Abdrücke findet man bei den Tagschmetterlingen, zumal bei einigen Arten der Gattungen **Melitaea, Argynnis, Manlola** und **Polyommatus**, welche letztere in ihren blauen Arten die schlechtesten Abdrücke liefert, sodann die Schillerfalter, **Apatura**, zu deren ziemlich guter Herstellung ich jedoch durch viele Versuche ein Mittel gefunden habe, welches weiter unten folgen wird.

Dieses wären nun die Mängel der Kunst, welche jedoch nicht abschrecken dürfen, da sie zum Theil durch die folgende Anweisung entfernt, zum Theil bedeutend vermindert werden, und vielleicht künftigen Entdeckungen ganz weichen müssen.

Zur Verfertigung der Abdrücke sind nun folgende Gegenstände erforderlich:

1) Ein Bindemittel, um die Schuppen des Schmetterlingsflügels auf dem Papiere festzuhalten. Man hat verschiedene Mischungen vorgeschlagen, welche mehr oder weniger gut sind, und bei gehöriger Vorsicht angewendet werden können.

Eine sehr stark klebende Flüssigkeit empfiehlt **Naumann** in seiner Taxidermie. Sie besteht aus folgenden Ingredienzien:

½ Loth Hausenblase, 1 Loth Gummi Traganth, 1 Loth Gummi Arabicum.

Es versteht sich von selbst, daß diese Species vollkommen rein und farblos seyn müssen, damit sie das Papier nicht färben; deßwegen sucht man die weißeste Hausenblase, und die reinsten weißesten Körner der beiden Gummi-Arten dazu aus. Da von einem richtigen Verhältnisse dieser Dinge die Güte des Leimes abhängt, die Güte der Harze ꝛc. aber vorher nicht genau bestimmt werden kann, so setzt man am sichersten vorerst nur die Hälfte zusammen, versucht die Mischung, und setzt nachher von der andern Hälfte so viel von einer Species zu, als nöthig ist, einen etwaigen Fehler der Masse zu verbessern. Leimt sie z. B. das Papier zu schnell und zu fest zusammen, so ist zu viel Hausenblase darunter, und man muß Traganth zusetzen; glänzt sie, wenn sie dünn auf das Papier getragen und trocken ist, so ist zu viel arabisches Gummi, und ein kleiner Zusatz von Traganth hilft diesem Uebel ab; hat sie aber zu wenig Klebkraft, so wird noch etwas Hausenblase zugesetzt.

Wenn die Komposition gut leimt, und dem Papier weder Glanz gibt, noch dasselbe färbt, so ist sie gut. Am besten wird sie in einer Porzellainschale zusammengesetzt, indem man zuerst die kleingeschnittene Hausenblase über gelindem Kohlenfeuer in starkem Kornbranntwein oder schwachem Alkohol auflöst, dann unter beständigem Umrühren mit einem Holze den Tragauth, und wenn sich dieser größtentheils aufgelöst hat, das arabische Gummi zusetzt, so lange über dem Feuer läßt und umrührt, bis Alles zergangen, und einem sehr dünnen Brei ähnlich ist. Sollte während dessen zu viel Spiritus verfliegen, so wird davon noch etwas hinzugegossen, daß sich Alles möglichst gut auflösen kann, und wenn dieß geschehen, die Mischung, damit sie recht klar und rein werde, durch ein Stück alter reiner Leinwand gepreßt. Es ist bei Fertigung dieser Mischung die möglichste Reinlichkeit zu beobachten, und man darf nicht etwa während die Masse über dem Feuer steht, in die Kohlen blasen, weil sonst Asche hineinfliegen und die Masse schmutzig machen würde; alles Bestäuben muß sorgfältig vermieden werden, auch schadet zu viel und zu lange anhaltende Hitze durch Erzeugung einer bräunlichen auf dem Papier sichtbaren Farbe. Es ist daher sicherer und befördert das schnellere Auflösen, wenn die verschiedenen Species mehrere Stunden vorher in Branntwein eingeweicht werden. Die Mischung muß übrigens die Konsistenz haben, wie gewöhnlicher weicher Buchbinderkleister, um beim Auftragen auf das Papier weder zu dick, noch zu dünn auszufallen, worauf sehr viel ankommt. Diese Mischung, deren Anfertigung etwas umständlich ist, entspricht ihrem Zwecke sehr gut, und kann zumal bei Wiederabdrücken, von welchen weiter unten die Rede sein wird, mit großem Vortheil angewendet werden.

Ein anderes, älteres Rezept ist folgendes:

Man sättigt ein Glas Wasser mit reinem weißen arabischen Gummi, setzt dieser Auflösung ein Stückchen Alaun von der Größe einer Ackerbohne zu, und mischt endlich noch so viel Küchensalz darunter, bis die Mischung, auf das Papier gestrichen, wohl noch Klebrigkeit genug, aber keinen Glanz mehr zeigt. Angewendet wird sie wie die vorhergehende.

Auch Buchbinderkleister wurde angewendet, meine Versuche ließen mich aber bald davon abgehen, indem er nicht genug Körper besitzt, um auf dem Papier eine glatte klebende Fläche zu bilden, während das Papier außerhalb der Flügel davon zusammenklebt und beim Oeffnen zerreißt. Noch weniger taugt das weiße Wachs zu derlei Abdrücken, obgleich es auch schon empfohlen wurde; es besitzt zu wenig Kleberstoff.

Das einfachste, und nach meiner Erfahrung in den meisten Fällen beste, Klebemittel zu Schmetterlings-Abdrücken ist eine rahmdicke Auflösung von reinem weißen

Digitized by Google

arabischen Gummi, welche überall und jeden Augenblick gefertigt und angewendet werden kann, keine Vorbereitungen mit Weingeist, Feuer ꝛc. erfordert, nicht anbrennt und gerade recht leimt, dabei aber einen glänzenden Fleck auf dem Papier hinterläßt, welcher wieder entfernt werden muß *).

Von großer Wichtigkeit ist die Beschaffenheit des Papiers, auf das man abdrucken will; denn es muß ziemlich stark und fest sein und eine glatte Oberfläche haben. Starke Sorten von Postpapier oder Velin sind am besten; zu den kleinsten Schmetterlingen ist jedoch auch dünneres Postpapier gut, ja sogar besser als starkes, weil beim Abdrucken derselben nur ein geringer Druck angewendet werden darf.

Es liegt nun ganz in der Willkühr, welches Format man wählen will, und es wird nur darauf ankommen, welche Größe der größte abzudruckende Schmetterling hat, um entweder Quart oder Octav anzuwenden. Für sämmtliche europäische Schmetterlinge, (deren größter der Wiener-Nachtpfau sein dürfte,) ist Mittel- bis Groß-Octav hinreichend, während für die größten Ausländer kaum ein halber Bogen gewöhnlicher Papiergröße ausreichen würde. Doch, da man theure ausländische Schmetterlinge, außer wenn sie etwa stark beschädigt wären, selten abdruckt, so möchte ich ein mittleres Octav als die bequemste Größe vorschlagen. Nun fragt es sich aber weiter, ob man die ganze Ober- und Unterseite des Schmetterlings in zwei besondern Abdrücken haben, oder ob man nur die eine Hälfte der obern und untern Seite abdrucken, also von einem Schmetterlinge etwa zwei selbstständige Abdrücke machen will, in welch letzterem Falle ein Octaoblatt allein hinreicht, während die ganzen Abdrücke bei größeren Schmetterlingen zwei zusammenhängende einander gegenüberstehende Octavblätter erfordern In beiden Fällen werden die Papiere in der Mitte zusammengefalzt, daß zwei gleich große Hälften einander gegenüberstehen.

Sonst hat man noch eine feine Scheere, etwa auch eine Pincette, ein Falzbein oder einen Polirzahn, und eine in ein Hölzchen gefaßte Nadel nöthig, um mit dem Abdrucken beginnen zu können.

Größere Schmetterlinge sollten wo möglich nicht frisch abgedruckt werden, weil sich aus den Saftgefäßen der Flügel eine grüne Flüssigkeit auf das Papier ergießt, welche unangenehme Schmutzflecken verursacht und oftmals die ganze Arbeit unbrauchbar macht. Es ist daher zweckmäßig, die Schmetterlinge im Sommer einzusammeln, gut vor Staub verschlossen aufzubewahren, diejenigen Arten, welche gefaltete Hinterflügel haben, wie viele Spinner, Eulen, Motten ꝛc. ordentlich aufzuspannen und zu trocknen, und sodann im Winter, wenn nichts mehr gesammelt werden kann, das Abdrucken und Malen derselben vorzunehmen. Von Tagschmetterlingen können, je nach ihrer Größe, oder der Größe der Nadeln, 4 bis 6 Stücke an eine Nadel quer durch den Leib mit rückwärts geschlossenen Flügeln gespießt und so aufbewahrt werden, um Raum und Nadeln zu ersparen.

Um die Schmetterlinge zum Abdrucken vorzubereiten, werden sie in den Deckel einer Schachtel, auf deren Boden ein Gefäß mit feuchtem Sand gestellt wird, gesteckt, wodurch die größeren Arten in ein paar Tagen, die kleineren weit früher so erweicht werden, daß sie leicht wieder ausgespannt werden können; noch schneller erfolgt die Erweichung, wenn man auf den mit Sand belegten Boden einer verschlossenen blechernen Büchse Weingeist gießt, so, daß aller Sand gehörig befeuchtet wird, und die Schmetterlinge auf Korkstöpseln in dieser Büchse verschließt.

Sind nun alle Vorbereitungen gemacht, so wird ein erweichter Schmetterling aus dem Aufweichungs-Apparat hervorgeholt, mit seiner Nadel auf einen Korkstöpsel gesteckt, dieser auf ein Blatt weißes Papier gestellt, und mit einer feinen Scheere alle vier Flügel dicht am Rumpfe abgeschnitten. Es wird nun ein sauberes Leinwand-Läppchen über die Spitze des Zeigefingers genommen, in eine der oben beschriebenen klebenden Flüssigkeiten eingetaucht und diese auf die Stelle des Papiers, wo der Abdruck hinkommen soll, in einem Umfange, der die Größe desselben etwas übersteigt, ziemlich dick aufgetragen, das Papier zusammengeklappt, und beide Hälften da, wo die erste bestrichen war, sanft gegen einander gedrückt, damit auf die andere Hälfte, worauf die andere Seite des Schmetterlings sich abdrucken soll, gerade in dem Umfange, wie auf der ersten, etwas von der Gummi-Auflösung komme. Jetzt wird es wieder auseinandergeschlagen und mit dem Läppchen, ohne dieses wieder einzutauchen, auf den beschmierten Stellen herumgerieben, bis diese, an einer wie an der andern Seite, recht gleichförmig mit der Masse belegt sind. Sollte die eine Hälfte dicker als die andere belegt sein, so wird das Papier wiederholt zusammengeklappt und die oben erwähnte Prozedur nochmals vorgenommen, weil von der gleichmäßigen Vertheilung des Bindemittels das Gelingen des Abdruckes abhängt. Die Menge der Masse, welche auf das Papier gebracht werden muß, ist nicht wohl zu bestimmen, sondern muß durch Uebung herausgebracht werden, nur kann ich bemerken, daß Schmetterlinge, welche mit dichten, langen Schuppen bedeckt sind, ein fetter aufgetragenes Bindemittel ertragen, als die kleinern kurz und fein beschuppten Arten. Im Allgemeinen muß die Stelle ein feuch-

*) Die Bereitung des Leims aus Hausenblase ist für den Anfänger sehr abschreckend, da sie große Genauigkeit fordert und dennoch oft mißlingt, wenn die Hausenblase schlecht ist. Die leichteste Herstellung eines Bindemittels besteht in einer einfachen Auflösung von drei Theilen Gummi senegal (der feinsten Sorte des Gummi arabicum) und ein Theil Tragant in Wasser, wovon man immer nur so viel anrichtet, als man auf einmal braucht. Bloßes Gummi arabicum taugt nicht, es ist zu spröde und springt leicht ab, dann ist die Arbeit umsonst. Es gibt jedoch noch ein sehr vorzügliches Bindemittel, welches Gelatine heißt und bei Verfertigung der künstlichen Binnen gebraucht wird. Es sind sehr dünne, völlig durchsichtige und farblose Scheiben, welche man in der Wärme ohne Feuer auflöst, und, falls die Gelatine zu spröde wäre, mit etwas Tragant versetzt. Es ist jedoch schwer, die Gelatine in seiner vollkommenen Reinheit und Güte in Deutschland zu erhalten. B.

Digitized by Google

tes, aber nicht schmieriges Aussehen haben, denn im letzteren Falle würde der Flügel zerrieben, und ein schmieriger Fleck entstehen. Jetzt hat man mit dem Verfolge der Arbeit zu eilen, weil die Gummi-Auflösung schnell trocknet, nehme die in Holz gefaßte Nadel, steche damit einen der abgeschnittenen Unterflügel, so daß er sich, an der Nadel hängend, auf das Papier tragen läßt, lege ihn auf die bestrichene Stelle, hole auch den andern und lege ihn in natürlicher Stellung neben diesen, so daß zwischen der Basis beider so viel Zwischenraum bleibt, wie der Rumpf des Schmetterlings einnimmt, hole nun auch die Oberflügel, einen nach dem andern, lege sie ebenfalls in Ordnung, und drücke sie, damit sie etwas ankleben, mit der Nadel sanft gegen das Papier. Da schon einige Uebung dazu gehört, um die Stellung der Flügel und den Abstand von einander ohne weitere Vorbereitung und langes Anhalten richtig zu treffen, so kann man anfänglich einen gut ausgespannten oder gezeichneten Schmetterling vor sich hingesteckt zum Muster nehmen, oder die Breite des Rumpfes mit dem Zirkel auf dem Papier abstecken.

Schneller und leichter geht die Arbeit, wenn man nur die eine Flügelhälfte der Schmetterlinge abdrucken will, so daß man die untere und obere Seite durch einen Rumpf verbinden kann; wie in vielen Schmetterlings-Werken die Abbildungen gefertigt sind. — Alle diese Manipulationen müssen übrigens rasch ausgeführt werden, weil sonst die Gummiauflösung durch schnelles Trocknen ihren Kleber verliert; das Papier wird nun zusammengeklappt, und da, wo jetzt die Schmetterlingsflügel zwischen den beiden Hälften liegen, mit dem Ballen der flachen Hand von außen gerade auf gegen den Tisch, der recht gleich und eben sein muß, angedruckt, damit die Flügel erst allenthalben ankleben und sich nicht mehr verrücken können. Hierauf wird ein Blättchen Papier auf die Stelle gelegt, wo der Schmetterling zwischen dem ersten Papiere klebt, und mit dem Nagel des Daumens, oder wer dieses bei mehreren Abdrücken nach einander zu unbequem finden sollte, mit einem Polirzahn von Achat, wie die Buchbinder zum Poliren der Bücher gebrauchen, einem Kälberzahn oder Falzbein, anfänglich sanft, nachher aber mit mehr Nachdruck darauf herumgerieben, dann umgewendet, und auf der andern Seite ebenso verfahren, und dieses so lange fortgesetzt, bis man glaubt, daß sich schon etwas abgedruckt habe. Daß ein Stückchen von anderem Papier aufgelegt, und nicht unmittelbar auf dem Papier, worauf der Abdruck kommt, gerieben wird, darf nicht vergessen werden, indem sonst leicht der Abdruck zu Grunde gehen oder sehr beschädigt werden könnte. Nunmehr wird das zusammengeklebte Papier so weit geöffnet *), bis von den Schmetterlingsflügeln etwas bemerkt und gesehen werden kann, ob sich schon etwas abgedruckt habe oder ob noch viel Puder an der Membrane des Flügels sitze, in welchem Falle nochmals und zwar stärker gerieben und nicht damit aufgehört wird, bis sich nach wiederholtem Nachsehen zeigt, daß aller Staub der Flügel auf das Papier abgedruckt ist. Endlich wird das Papier geöffnet, die nun farblosen häutigen Flügel mit der Pincette vom Abdrucke, welcher jetzt alle Zeichnungen und Farben des Flügels auf das Schönste zeigen wird, weggenommen und als unnütz weggeworfen. Es ereignet sich nicht selten, daß das Papier außerhalb der Schmetterlingsflügel so fest zusammenklebt, daß es bei gewaltsamer Trennung zerreißen würde. Dieser Uebelstand tritt ein, wenn man die Mischung zu trocken aufträgt, oder zu lange nicht nachsieht, und kann nur durch Benetzen des Papiers von außen oder innen gehoben werden *).

Es ist gut, wenn man mehrere Schmetterlinge nach einander abdruckt, wenn einmal die Vorbereitungen dazu gemacht sind, weil dann die ersten Abdrücke trocken werden, bis man an die letzten kommt. Es darf nämlich auf einmal nur ein Abdruck auf ein Blatt kommen, und erst, wenn dieser trocken ist, ein zweiter, gewöhnlich Mann und Weib, auch Varietäten, und so kann man alsdann immer fortdrucken, bis der ganze Schmetterlings-Vorrath abgedruckt ist. — Beim Abdrucken großer Schmetterlings-Arten muß ziemliche Kraft angewendet werden, während es bei den kleinsten durch den bloßen Druck mit der Fingerspitze bewerkstelligt werden kann. Wollte man bei den kleinen Arten einen starken Druck anwenden, so würde man die zarten Flügelchen zerreiben, und statt des Abdruckes einen Schmutzfleck auf dem Papiere haben. Nur längere Uebung wird es lehren, bei welchen Arten der Polirzahn, der Daumennagel oder die Fingerspitze angewendet werden muß. Die Rümpfe der abgedruckten Schmetterlinge müssen mit den Namen oder Nummern, welche auf den Abdrücken ebenfalls zu bemerken sind, aufbewahrt werden, damit sie später zur Ergänzung der Abdrücke gebraucht werden können, indem sie zwischen die abgedruckten Flügel nach der Natur gemalt werden müssen.

Hat man sich zum Abdrucken des bloßen arabischen Gummi's bedient, so muß der glänzende Fleck, welchen dieses Harz rings um den Schmetterlingsflügel hinterlassen hat, wieder rein abgewaschen werden. Zu diesem Ende nimmt man einen Pinsel, taucht diesen in reines kaltes Wasser und bestreicht die ganze gummirte Fläche bis an den Rand der abgedruckten Flügel, tröpfelt noch mehr Wasser nach, und fährt mit dem Pinsel darauf hin und her, bis sich das Gummi aufgelöst und mit dem Wasser vermischt hat. Hierauf sucht man vermittelst der Spitze eines feinen Waschschwämmchens das Wasser sammt dem Gummi wieder aufzusaugen, und fährt mit Benetzung und Aufsaugen so lange fort, bis keine Spur von Gummi mehr auf dem Papier sichtbar ist.

Endlich wird das ganze Blatt vollends benetzt, damit es sich gleichmäßig ausdehnen kann, und zwischen feinem Druckpapier getrocknet und gepreßt, worauf es

*) Dieses muß möglichst vermieden werden.

*) Am besten verhindert man dieses, wenn — nachdem die Flügel aufgelegt sind — der um sie her liegende Leim mit einer Messerklinge weggenommen wird. B.

Digitized by Google

ganz rein und glatt sein wird. Nimmt man dagegen zum Abdrucken eine Mischung, welche auf dem Papier keinen glänzenden Fleck hinterläßt, so bedarf es in der Regel dieser Waschung nicht, sondern es kann gleich mit dem Malen des Rumpfes sammt allen beim ausgebreiteten Schmetterling sichtbaren Gliedmaßen begonnen werden. Es ist dieß gewöhnlich keine schwierige Malerei, und einige Uebung lehrt bald die Handgriffe kennen, welche dieselbe erleichtern. Etwas schwieriger ist das Ausbessern mangelhafter Abdrücke, welche von etwas beschädigten Schmetterlingen genommen sind; doch macht auch hier Uebung den Meister. Man kann auch diejenigen Zeichnungen, welche im Abdrucke matt erscheinen, mit Farben auffrischen, doch muß man hierbei noch ein natürliches Exemplar zur Vergleichung vor sich haben, und sich etwas scharfer, beizender Saft- und Tusch-Farben, wie Braun aus Taback, Gummigutti, Grünspan, auch schwarzer Tusche ꝛc. bedienen, weil gewöhnliche Mineralfarben auf dem Puder nicht gut haften wollen. Man kann es übrigens in der Retuschirung dieser Abdrücke sehr weit bringen, wenn man nur anfangs Geduld hat und mit der nöthigen Umsicht zu Werke geht. Ein gutes Mittel zu Hebung matt abgedruckter Farben ist auch noch folgendes: Hatte der Schmetterling sehr große und lange Schuppen, wie z. B. viele Eulen und Spinner, so ist es von großem Nutzen, wenn man, nachdem der Abdruck vollkommen trocken ist, mit einem feinen scharfen Messerchen, der Lage der Schuppen entgegen leicht darüber hinfährt, und so die den Abdruck verdunkelnden Stielchen der Schuppen abbricht, wodurch dann die Zeichnungen klarer werden und das Ganze ein frisches natürliches Aussehen bekommt. Daß man hiebei subtil zu Werke gehen und nicht zu hart aufdrücken muß, versteht sich wohl von selbst, aber wenn Uebung und Erfahrung die Hand leiten, ist der Erfolg sehr günstig.

Durch derlei Handgriffe sucht man sich die Sache möglichst zu erleichtern, um die dermaligen Mängel dieser Kunst zu verbessern.

Es wollte aber trotz aller dieser Kunstgriffe bisher nicht gelingen, von den schönsten der europäischen Schmetterlinge, der Gattung der Schillerfalter (Apatura), auch nur einigermaßen naturgetreue Abdrücke zu erhalten, und der vielerfahrene Raumann räth deßhalb, die fehlerhaft abgedruckten Stellen der Oberseite mit einem Radirmesser aus dem Abdrucke zu entfernen und die natürliche Farbe hineinzumalen. Dadurch geht aber die natürliche Schönheit vollends ganz verloren, und ein solcher Abdruck hat deßhalb wenig Werth. Ich unternahm deßwegen verschiedene Versuche, um den Schiller womöglich in seiner Schönheit auch auf dem Abdrucke zu erhalten; was mir endlich auch zu meiner Zufriedenheit gelang. Das Schillern auf den Flügeln der Schillerfalter rührt nämlich von dem einer Salatblüthe ähnlichen Bau der auf ihrer Oberfläche im Kreuze durchschnittenen verschieden gefärbten Schuppen her, welche mit ihren anders gefärbten Stielen auf der Hautmembrane des Flügels festsitzen. Wird nun ein solcher Flügel abgedruckt, so kommen die Schuppen verkehrt auf das Papier zu stehen, und die Wurzel sammt der übrigen Unterseite der Schuppe verdeckt die schön gefärbte schillernde Oberfläche derselben, so, daß ein falscher Schiller entsteht, der mit dem natürlichen gar keine Aehnlichkeit mehr hat.

Um nun diese verkehrtstehenden Schuppen wieder in ihre ursprüngliche Lage zu bringen, versuchte ich dieselben durch einen Wiederabdruck umzukehren, und hatte die Freude, meine Bemühungen durch guten Erfolg belohnt zu sehen. Dieser Wiederabdruck hat jedoch seine Schwierigkeiten, und muß mit besonderer Vorsicht bewerkstelligt werden. Man hat dabei folgende Regeln zu merken: 1) Muß der Schmetterling ganz unbeschädigt und gehörig aufgeweicht sein. 2) Muß man feines Postpapier und ziemlich dünnflüssige arabische Gummi-Auflösung zum ersten Abdruck nehmen. 3) Darf beim Abdrucken so wenig als möglich, und nur so viel als zum vollkommenen Abdrucke durchaus nöthig ist, Gewalt angewendet werden, um die Schuppen nicht zu sehr zu quetschen, und dadurch ihre Gestalt zu verändern. 4) Muß der Abdruck ausgeschnitten und zum Wiederabdruck vermittelst der Naumann'schen oder einer andern Mischung, welche durch Wasser nicht so bald aufgelöst wird, als Gummiarabicum, auf starkes Papier aufgeleimt, und gehörig angerieben und vollkommen getrocknet, und endlich 5) das Papier des ersten Abdrucks durch Benetzen mit Wasser vom neuen Abdrucke losgeweicht werden. Verfährt man mit der gehörigen Umsicht, so wird man bei einiger Uebung nicht nur Schillerfalter, sondern noch viele andere sich mangelhaft oder falsch abdruckende Schmetterlinge durch Wiederabdrucken naturgetreu herstellen können, wodurch eine Sammlung von Abdrücken einen reellen Werth erhält, und zur Bestimmung natürlicher Schmetterlingssammlungen bessere Hülfsmittel geben wird, als die besten gemalten Abbildungen *).

L. Landbeck.

*) Wie man schwer herzustellende Farben durch Auftragen trockener künstlicher Farben hervorrufen kann, habe ich in meinem Schmettertingsbuche (Stuttgart, bei C. Hoffmann) angegeben. Berge.

Bockkäfer.

(Taf. 34.)

Im unermeßlichen Reiche der Insekten bilden die Käfer eine an Gattungen überaus reiche Ordnung. Man kennt jetzt schon an 25,000 verschiedene Gattungen, und darf ihre Zahl wenigstens auf 30,000 anschlagen, da sie überall hin verbreitet und große Striche von Asien, Amerika, Afrika und Neuholland noch nicht abgesucht, ja selbst in Europa noch unbekannte Gattungen vorauszusetzen sind.

Die Käfer sind in jeder Beziehung interessante Thiere; schon ihr äußeres Ansehen ist auffallend genug, unsere Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Sie sind die Säugethiere unter den Insekten, wozu sie nicht blos ihre oberste Stelle unter den unteren Thieren, sondern selbst ihr Be-

Digitized by Google

tragen und ihr Bau stempeln. Der größere Theil von Käfern ist zwar mit Flügeln versehen, sie machen aber nicht in solchem Umfange davon Gebrauch, wie die anders geflügelten Insekten; ihr Element ist mehr das Feste, die Erde.

Stellen wir, ihren Bau berücksichtigend, Vergleiche zwischen ihnen und den Säugethieren an, so stoßen wir auf mannigfache Beziehungen. Schon im Gebiß der Käfer müssen wir die Kinnladen der Säugethiere erkennen. Betrachten wir die Rüsselkäfer, so fallen uns die Spitzmäuse ein, und den Nagern entsprechen viele der kleineren, besondees schädlichen Käfer, so die Geschlechter **Bostrichus**, **Hylesinus**, **Dermestes** u. dergl. Für die stacheligen Säugethiere haben wir Stachelkäfer, für die Wassersäugethiere Wasserkäfer. **Blaps** und **Tenebrio** sind die Fanlthiere und Ameisenfresser, **Byrrhus** die Panzersäugethiere. Wir haben unter den ausländischen Käfern viele mit sehr abweichend gebauten Füßen und langen vorgestreckten Hälsen: das sind die Kameele und Giraffen. Die Blattkäfer, **Cheysomela**, vertreten die Schafe, die Blumen- und Monatskäfer die Pferde, **Melos** die Schweine, **Lucanus** die Hirsche; die verschiedenen Bockkäfer passen ganz für die verschiedenen gehörnten Säugethiergruppen, wie Ziegen, Antilopen, Gemsen. Wir haben Nashörner, Tapire und Elephanten in den Geschlechtern **Scarabaeus** und **Oryctes**, durch **Geotrupes**, **Copris**, **Bos** u. dergl. ist unser Hornvieh auffallend vertreten. **Lupestris** und **Elater** sind unsere Springer und auch unter den fleischfressenden Käfern sind die Beziehungen sehr in die Augen fallend; so haben wir

kleinere Raubthiere, wie Marder u. dergl. — **Cicindela**.

Hunde — die an **Caeabus** sich anschließenden Geschlechter.

Katzen — die ächten Laufkäfer.

Hyänen — die Todtengräber.

Bären — die **Staphylinus**-Gattungen.

Die meisten Bockkäfer sind ausgezeichnet durch sehr lange Fühlhörner, welche oft 2—3mal so lang als der Körper sind. Wozu ihnen diese nützen, ist unbekannt; zwar ist im Allgemeinen bei allen Insekten angenommen, daß die Fühler, wie schon der Name dieser Theile sagt, zum Fühlen dienen, allein die unendlich wechselnde Form und Größe zeigt an, daß sie noch einen andern Zweck haben müssen; bei den übrigen Insekten herrscht viel mehr Gleichförmigkeit im Bau der Fühler.

Die Larven der Böcke leben größtentheils im Holze, sowohl in todtem, als im lebenden. Auch die Käfer selbst finden sich nicht selten an Holz und man trifft sie daher oft an den Wänden von Gebäuden, auf Zimmerplätzen, Holzlagern u. dergl.; sonst setzen sie sich auf Sträucher und Blumen, besonders Doldengewächse. Nicht alle haben Flügel.

Einer der größten einheimischen Käfer dieser Abtheilung ist Figur 6 unserer Tafel, der große Eichenbockkäfer — **Cerambyx heros**. Er ist ganz schwarz, nur die Enden der Flügeldecken braun. Die Füße und Fühler sind sehr stark und letztere zweimal so lang als der gegen zwei Zoll lange Leib. Er kommt aus einer, an drei Zoll langen, Larve von gelbweißer Farbe, welche an den Luftlöchern und am Kopfe in's Röthliche geht. Kopf und Füße sind sehr klein.

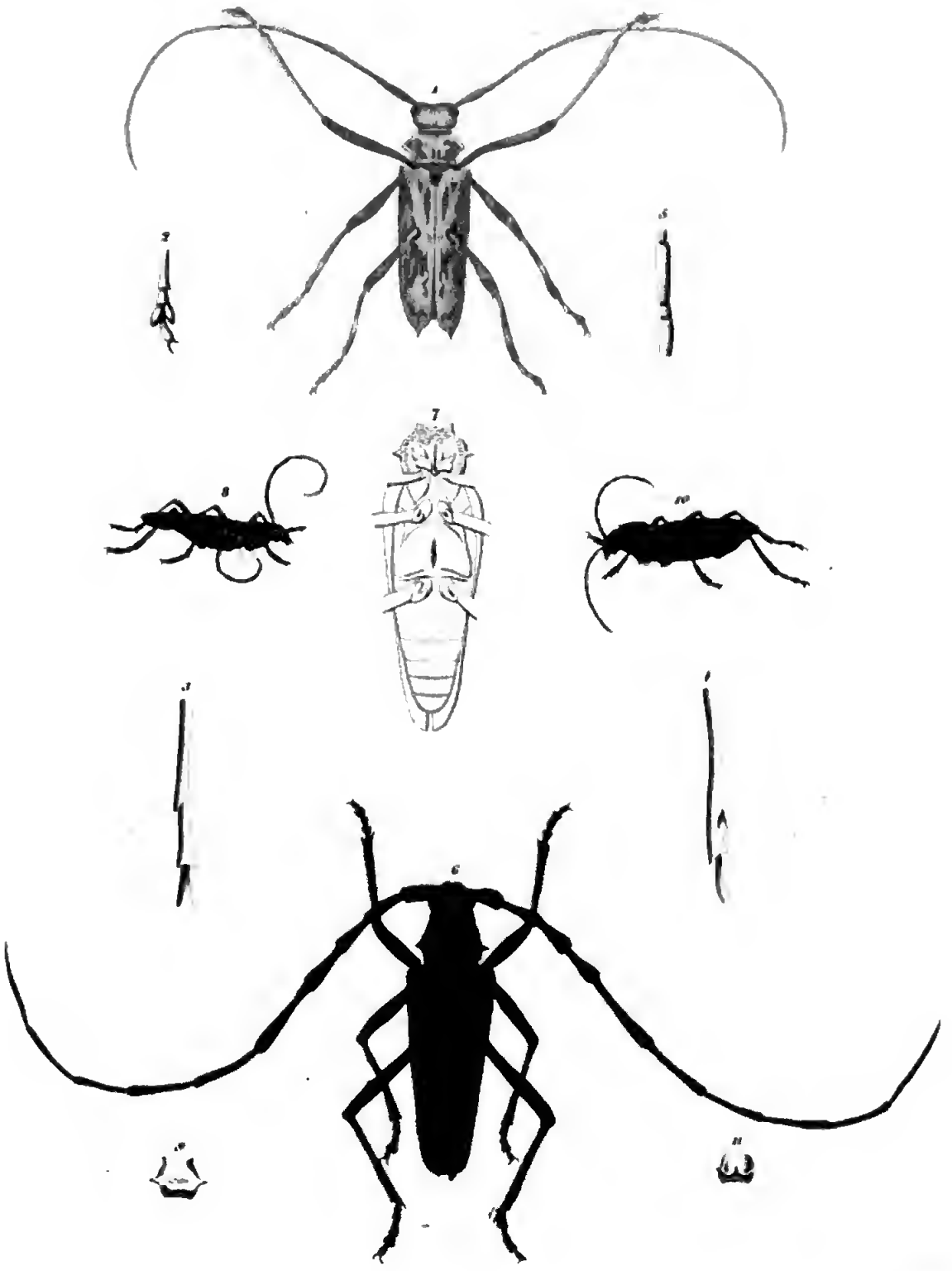
Der Eichenbockkäfer ist überall in Europa zu Hause, wo es Eichen gibt, doch wird er im Norden seltener und kommt daselbst nur noch einzeln vor. Er geht nur an Eichen und zwar stets an lebende, nie an geschlagene oder an anderes Holz. Im Sommer legt er seine Eier an anbrüchige Stellen der Stämme, und die daraus kommenden Larven durchlöchern den Baum nach allen Richtungen, so daß man Stämme findet, welche nicht mehr zu benützen sind. Sie bohren sich bis in's Herz fort und man hört das Nagen von außen. Mit dem nächsten Spätjahre haben sie ihr Wachsthum beendet und jetzt erfolgt die Verpuppung in einer äußerst glatt ausgenagten Höhle, welche mit Holzabfällen und einer papierartigen Substanz am Eingange geschlossen ist. Die Puppe ist weiß und verwandelt sich meist noch im nämlichen Jahre in den Käfer, der aber erst im Juni oder Juli seine tiefliegende Puppenhöhle verläßt, indem er die Oeffnung durchbricht und in den Larvengang gelangt. Will man ihn fangen, so muß man des Abends mit einer Laterne nach ihm suchen, zu welcher Zeit er seine Schlupfwinkel verläßt und den von Saft feuchtgewordenen Stellen nachgeht. Am Tage sitzt er vor seinem Flugloche und zieht sich sogleich zurück, wenn er Gefahr bemerkt.

Figur 8 zeigt den Moschusbock — **Cerambyx moschatus**, sogenannt wegen seines starken Moschusgeruches, den er lebend und nach seinem Tode verbreitet. Er lebt im Larvenzustande in anbrüchigen Weiden und kommt immer in Menge beisammen vor. Die Anwesenheit der Larven sowohl als eines Käfers verräth sich schon durch den Geruch. Letzterer läuft an warmen Sommertagen auf den Weidenbüschen umher und bedient sich seiner Flügel, um von einem Orte zum andern zu gelangen. Er ist dunkel goldgrün, unten schwärzlich, Fühler und Füße blau. Seine Länge beträgt über 1½ Zoll, doch ist die Größe sehr wechselnd und das Männchen ist, wie das abgebildete zeigt, viel kleiner. Der Geruch dieses Käfers ist sehr angenehm und so stark, daß er sich Jahre lang erhält. In den Schränken der Landleute findet man häufig einen Moschusbock, welchen sie des Geruchs wegen hineinsperren.

Figur 10 ist der gefaltelte Purpurbock — **Purpuricenus ephippium**. Er ist ganz schwarz, nur die Decken roth mit einem faltelförmigen Fleck. Er findet sich auf verschiedenen Pflanzen, besonders Doldengewächsen; ich fand ihn auf den Blüthen der Zwiebeln und auf Wollblumen.

Die 1ste Figur unserer Tafel zeigt einen Ausländer, **Prionus accentifer**, mit langen Fühlhörnern und Füßen; seine Farbe ist ein blasses Braun mit vielen dunklen Bändern und Flecken, auch die Beine sind dunkler bandirt. Auf jeder der spitz auslaufenden Flügeldecken befindet sich ein Sförmig gebogener weißlicher Strich. Die Fühler sind behaart. Die ganze Oberseite

Digitized by Google



Digitized by Google

des Käfers hat ein sammetartiges Ansehen und die Punkte sehen aus wie Nadelstiche. Er lebt wahrscheinlich im warmen Amerika, doch ist dieß nicht gehörig bekannt.

Figur 2 zeigt die Zehenglieder dieses Käfers vergrößert.

Figur 3 ein Schienbein der Vorderfüße.

Figur 4 dasselbe von den Hinterfüßen.

Figur 5 ein vergrößertes Stück der Fühler vom Grunde aus.

Figur 7 ist der Leib des Eichenbockkäfers von der Unterseite, um die Einlenkung der Füße zu zeigen.

Figur 9 das Bruststück des Moschusbocks.

Figur 11 das Bruststück des gesattelten Purpurbocks.

Berge.

Kolonisation Brasiliens.

Die Kolonisation Brasiliens ist in jeder Hinsicht von der Bildung der übrigen europäischen Pflanzungen in Amerika abweichend. Dieser ausgedehnte Theil des neuen Kontinentes ist weder schnell erobert, besetzt und benutzt, wie es bei den bedeutenderen Kolonien Spaniens in Amerika der Fall war, noch von dem eigentlichen Kern der Nation erworben und zum civilisirten Staate ausgebildet, wie es sich bei den größeren Besitzungen der Engländer auf dem Kontinente ergab, denjenigen Pflanzungen, welche den Grund zu der jetzt so mächtigen Republik der Vereinigten Staaten gelegt haben; noch endlich hat Brasilien von der Regierung des Mutterlandes bei seiner Entstehung diejenige Organisation und Unterstützung erlangt, welche den früheren französischen Kolonien wenigstens eine gesellige Ordnung und einen regelmäßigen Zusammenhang mit dem Mutterlande gleich anfangs ertheilte. Brasilien ist gewissermaßen durch Zufall gefunden und dann vernachlässigt worden, so daß die Kolonisation in derselben Weise nur zufällig sich bildete; die Portugiesen fanden nicht wie die Spanier in Peru und Mejico organisirte Reiche mit Ackerbau und einem gewissen Grade der Civilisation, wo die vorhandene gesellige Einrichtung die Beschlagnahme des Ganzen und die Ausbeutung der Hülfsquellen erleichterte; sie fanden keine Schätze an edlen Metallen, welche damals zu Unternehmungen der Kolonisation in Amerika ausschließlich anreizten; der Unternehmungsgeist der Nation nahm bei der Entdeckung eine andere Richtung (nach Ostindien), welche den kleinen Staat vor allen anderen Nationen Europa's länger als ein halbes Jahrhundert bereicherte und auf eine höhere Stufe der Macht erhob. Brasilien aber ward von dem Auswurfe der Nation bevölkert, vom Mutterlande gewissermaßen als unabhängige Herrschaft an Offiziere und Unternehmer verschenkt; Brasilien stand somit auch in keiner abhängigen Stellung, und die brasilischen Creolen erwiesen bis zum Schluß des 17ten Jahrhunderts eine Spannkraft, welche bei den Abkömmlingen der thätigen und kühnen Eroberer in den spanischen Besitzungen bis 1809 entschwunden schien. Größeren Theils von Verbrechern abstammend, in ewigem Kampfe mit Eingeborenen und mit Spaniern an den Grenzen, in der Jagd verwildert und gegen die Einflüsse des Klima's abgehärtet, bildeten die Creolen eine tapfere und oft gesetzlose Bevölkerung, welche ohne Hülfe des Mutterlandes einen übermächtigen Eroberer durch eigene Kraft aus dem Lande jagte, welche dann durch kühne Reisen und Betriebsamkeit die Metallschätze des Landes entdeckte und ausbeutete, und erst durch das Bedürfniß der Ordnung und einer Verbindung mit Europa auf allen Theilen dem Mutterlande sich unterwarf, dessen einst erstaunenswerthe aber bald gesunkene Kraft auf die Bewohner der vernachlässigten Kolonie übergegangen zu sein schien. So lange Portugal groß war, hat es von Brasilien keine Vortheile erlangt; erst bei dem gänzlichen Verfall des Mutterlandes eröffnete sich diesem in jener Kolonie eine Quelle des Reichthums, welche dem Ertrage der spanischen Besitzungen in der Zeit der Blüthe sicherlich gleich kam, oder denselben sogar überstieg. Jener Reichthum, von den Creolen gefunden und ausgebeutet, ist Portugal aber nicht so lange zu Theil geworden wie Spanien. In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurden die Minen entdeckt; erst seitdem ward die Gewalt der Regierung in den wichtigsten Theilen des Landes allgemein anerkannt, und erst 1771 das Ganze in eine Verwaltung vereinigt; 50 Jahre später erklärte sich aber Brasilien für unabhängig, und hat seitdem einen Staat constituirt, welcher mit dem ehemaligen Mutterlande in geringerem Verkehr steht, wie mit England und anderen Handelsvölkern, so daß der Ertrag der Reichthümer des Landes eher von letzteren, wie von den Portugiesen seitdem ausgebeutet wird.

Der erste Seefahrer, welcher die brasilische Küste entdeckte, war nicht einmal ein Portugiese, sondern ein Spanier, Vincente Yañez Pinzon, der Gefährte Colon's auf dessen erster Reise. Dieser gelangte mit einer schwachen Ausrüstung und auf einer Fahrt, die für sein Vaterland kein Resultat gegeben hat, im Januar 1500 an die Küste, etwas südlich vom jetzigen Pernamduco, fand aber keine Ermuthigung die Entdeckung fortzusetzen, weder edle Metalle noch bebauten Boden, verlor ein Schiff und den größten Theil seiner Leute durch Krankheit und im Kampfe mit Indiern, und kehrte entmuthigt nach Spanien zurück, wo man seine Entdeckung nicht beachtete. Während Pinzon die Küste befuhr, wurde in Portugal eine Flotte zu anderem Zweck, wie zur Entdeckung im Westen ausgerüstet, welche gleich darauf gewissermaßen durch Zufall Brasilien fand und für Portugal in Besitz nahm. Kurz vorher war Vasco da Gama von seiner kühnen und für Jahrhunderte erfolgreichen Entdeckungsfahrt des Seeweges nach Ostindien zurückgekehrt. Regierung und Nation waren durch die Aussicht auf Eroberung der reichen Länder des Ostens und auf den baldigen Besitz des indischen Handels aufgeregt, welcher bis dahin das nördliche Italien zur hohen Stufe des Reichthums und der Macht erhoben hatte. Dieß bewirkte eine eben so große Thätigkeit der

Digitized by Google

Nation, wie in Spanien die Aussicht auf Eroberung Amerika's. Reiche Privatleute schossen bedeutende Summen zur Ausrüstung in der Hoffnung des Handelsgewinns zusammen; eine Menge Edelleute und viele militärische Abenteurer nahmen Dienste, um Ruhm, Reichthümer und höhere Würden in Indien sich zu erwerben. Die Ausrüstung war so bedeutend, wie sie Spanien nicht aussandte; sie bestand aus 13 Kriegsschiffen mit 1200 Mann wohlbewaffneter Truppen. Mitglieder der ersten Familien befanden sich an Bord; beinahe sämmtliche Offiziere Vasco da Gama's, auch der berühmte Entdecker des Kaps der guten Hoffnung, Bartolomé Diaz; den Oberbefehl führte Pedro Alvarez Cabral, ein Offizier, der später den Grund zur portugiesischen Herrschaft in Ostindien gelegt hat, und mit welchem die Eroberungen der Europäer dort begannen. Diese Expedition segelte aus dem Tajo von den Hoffnungen der Nation begleitet, und hat dieselben im Osten auch auf solche Weise erfüllt, daß die Blüthe und der Reichthum des Landes für die nächste Reihe von Jahrzehnten dadurch eingeleitet wurde; durch die Auffindung Brasiliens ward ferner für Portugal eine Besitzung erworben, welche erst nach 2 Jahrhunderten, bei dem Verfall der Kolonie, diesem noch immer bedeutende Reichthümer in demselben Maße dargeboten hat, wie sie Spanien von Beginn der Eroberungen plötzlich erhielt. Die Entdeckung geschah, wie erwähnt, gewissermaßen durch Zufall. Als Cabral's Flotte über die Capoerdischen Inseln hinaus war, gerieth sie in den Strich der Passatwinde, und folgte demselben aus Besorgniß, in die auf der afrikanischen Küste gewöhnlichen Windstillen zu gerathen. Bald kamen Stürme hinzu, und die Flotte wurde so weit nach Westen verschlagen, daß sie am 21. April 1500 Land erblickte, und während eines Orkans in einem Hafen (Porto seguro, im 17.° südlicher Breite) Schutz suchen mußte. Cabral landete, nahm die Küste für die Krone Portugal in Besitz, sandte ein Schiff mit der Nachricht nach Lissabon zurück, segelte aber am 2. Mai bereits nach Ostindien (Calcutta), der eigentlichen Bestimmung der Flotte, ab.

So wie Cabral die Entdeckung nicht ausdehnte, betrachteten alle portugiesischen Seefahrer zugleich mit der Regierung das neu gefundene Land als unbedeutend, um so mehr, da die Nation in Ostindien die Quellen des Reichthums für sich eröffnet sah. Der König Dom Manuel sandte in den nächsten Jahren noch 3 Expeditionen ab, welche die Küste beinahe in der ganzen Ausdehnung untersuchten; allein die Portugiesen fanden nicht die Ermuthigung, wie die Spanier. Sie bemerkten keine Spuren von Gold auf der mit Urwäldern bedeckten Küste, keinen Anbau und überhaupt keine Lockung, welche überhaupt durch plötzlichen Gewinn zur Eroberung anreizen konnte. Die Indier, wilde und thierische Jägervölker (Tupinambas), flohen vor den Feuerwaffen der Europäer in die Urwälder, und setzten dort nach der Weise der Ureinwohner den Kampf durch Ueberfälle und in gegenseitiger Vertilgung weiter fort; man ahnete Nichts von den Schätzen, welche das Innere enthielt. Somit ward die Besitzung von der Regierung und vom Volke wenig beachtet; gewissermaßen nur der Ehre halber wurde Brasilien Spanien gegenüber seit 1528 von Portugal behauptet, mit Rücksicht auf eine Linie im Westen, welche Pabst Alexander VI zur Theilung der spanischen und portugiesischen Besitzungen bei der Verschenkung von Amerika an diese beiden Staaten gezogen hatte, und welche die Grenzen des bekanntlich hervorspringenden Theils vom südlichen amerikanischen Kontinente ungefähr in der Weise abtheilte, wie sie Brasilien gegenwärtig zeigt. Bei der Ausgleichung nach diesem jetzt sonderbar erscheinenden, aber damals im Völkerrechte als gültig betrachteten Grundsatz zeigte sich die spanische Regierung um so nachgiebiger, je weniger Spanier wie Portugiesen die Metallschätze im Inneren Brasiliens ahneten.

Auf der Mißachtung des Landes beruhete die Art der Kolonisation. Unmittelbar nach der Entdeckung bis zur Eroberung Portugals durch Philipp II. (1580) wurde vor Allem der Auswurf der Nation nach Brasilien gesandt. Beinah in jedem Jahre fuhren einige Verbrecherschiffe aus dem Tajo, um verurtheilte Diebe, Mörder u. s. w. (Degradados) an der brasilischen Küste auszusetzen; eben so verfuhr man in den damals weit ausgedehnten und mächtigen Besitzungen Portugals in Ostindien; von dort wurden besonders Seeräuber, meuterische Soldaten und Matrosen, so wie Schleichhändler nach Brasilien transportirt. Um Organisation und Einrichtung kümmerte sich das Mutterland beinahe gar nicht, und verschenkte höchstens das Gebiet mit unbeschränkter Vollmacht an einige Offiziere. Eine Masse von Juden kamen als Kolonisten hinzu. Diese Nation (im Königreich Castilien bis auf Isabella I. weit verbreitet und in einzelnen Gliedern sogar angesehen, dann durch die Inquisition vertrieben,) fand zuerst ein Asyl in Portugal; durch den König Dom Manuel zuerst mit Erpressungen erdrückt, wurden die Juden nach dessen Tode und nach Einführung der Inquisition ebenfalls aus Portugal verjagt (1548), und fanden zum Theil eine Zuflucht in Brasilien, wohin die Macht jenes furchtbaren Tribunals eben so wenig reichte, wie die der Regierung. Ihnen wird der eigentliche Beginn der Kolonisation zugeschrieben, indem sie Zuckerrohr aus Madeira dahin verpflanzten und ihre Handelsverbindungen in Europa überhaupt dazu benutzten, um einen Verkehr der vernachläßigten Kolonie einzuleiten. Dieser bestand anfangs nur im Austausch von Brasilienholz und Zucker gegen europäische Waaren, und in der Ausfuhr gefangener Indier als Sclaven. Jenes Färbeholz bildete das erste Ausfuhrprodukt, welches die Portugiesen zur Zeit ihrer Blüthe in Masse dort abholten, und weßhalb sie die Küste nicht allein als einen werthlosen Transportirungsort betrachteten; jenes Produkt (Brasil) hat der Kolonie den Namen gegeben; Cabral nannte sie Vera Cruz, allein dieser Name ward über dem anderen vergessen. Die Zuckerausfuhr blieb bis ungefähr 1570 unbedeutend; die Fortschritte der Kolonisation waren unter den angegebenen Verhältnissen

Digitized by Google

gering, indem ein größerer Theil der ausgesetzten Verbrecher ohne Organisation und Regierung, durch Mangel und Klima, so wie durch Kämpfe mit den Indiern in den Urwäldern den Untergang fand. Auch trat die Regierung hemmend ein; Juden hatten z. B. ostindische Gewürze, unter andern den Zimmtbaum von Ceylon nach Brasilien verpflanzt; die portugiesische Regierung aber verhinderte den Anbau, indem sie ein Verbot des Verkaufes brasilischer Gewürze auf dem damaligen Hauptmarkte für solche Waaren (Lissabon) erließ, aus Besorgniß, die Konkurrenz mögte dem ostindischen Handel schaden. — Was den letzten Handelsartikel (die Sclavenausfuhr) betraf, so bestand bis 1755 im Gegensatz zu den spanischen Kolonien in Brasilien die Sclaverei der Indier. Jeder Indier gehörte als Sclave der Regierung, oder dem Europäer, welcher ihn fing oder kaufte. Der Reichthum der Kolonisten ward nach den Köpfen ihrer Indier geschätzt. Die Ausfuhr der brasilischen Ureinwohner aber ging nach Ostindien und sogar nach Lissabon. Somit trieb auch die Mehrzahl der ersten europäischen Brasilier keinen Ackerbau, sondern führte ein wildes und abenteuerliches Leben in der Jagd auf die Ureinwohner, um sich diese als Waare zu verschaffen. Somit herrschte auch zwischen Portugiesen und Ureinwohnern ein immerwährender Kriegszustand, und Ersteren ist es deßhalb auch nicht wie den Spaniern gelungen, den Letzteren einen geringen Grad europäischer Civilisation mitzutheilen oder sie auf zweckmäßige Weise in der Kolonisirung des Landes zu benutzen, und ihnen einen bestimmten Rang in der Gesellschaft anzuweisen.

Bald nachdem Massen von Juden zu den Verbrechern in Brasilien hinzugefügt waren, begann die portugiesische Regierung eine Art von System in Betreff der vernachläßigten Kolonie anzunehmen, jedoch noch immer auf solche Weise, daß sie keinen großen Werth auf dieselbe zu legen schien. Im Gegensatz zum spanischen Hofe, welcher stets die Herrschaft in den Kolonien sich bewahrte, behauptete der portugiesische die Obergewalt des Mutterlandes anfangs durch keine Verfügung oder Einrichtung. König Johann III. theilte nämlich das Land in 9 Kapitanias, übertrug einzelnen Offizieren und Unternehmern, welche die Kolonisirung aus eigenen Mitteln versprachen, jene Theile des Landes als erbliche Fürstenthümer und Lehen von Portugal, ohne jedoch dem Mutterlande eine Controlle und bestimmte Abgaben vorzubehalten. So bestand Brasilien anfangs aus mehreren gewissermaßen unabhängigen Staaten ohne Mittelpunkt, die erst allmählig durch spätere Ereignisse, besonders aber durch Kauf oder Heimfall mit der Krone wieder vereinigt wurden; die Krone besaß im Beginn weiter Nichts als die Kapitania Bahia, welche nicht wieder verschenkt wurde, nachdem der erste Besitzer mit seiner Kolonie im Kampfe mit Indiern den Tod gefunden hatte. Dort wurde 1550 San Salvador von 600 Soldaten und Kolonisten und 400 Verbrechern gegründet, ein Ort, der einige Jahrhunderte lang die Hauptstadt und den hauptsächlichsten Handelsplatz bildete. Nur sehr langsam hat die Wiedervereinigung jener Fürstenthümer und zuletzt noch einer Republik unter eine Verwaltung stattgefunden, indem die portugiesische Regierung die vorhandenen Rechte stets geachtet hat; erst 1771 ist die letzte Spur dieser unabhängigen Herrschaften verschwunden. — Außer San Salvador wurden noch einige andere Städte und Forts (San Paulo, Olinda u. s. w.) gegründet, in deren Nähe der Zuckerbau seinen Fortgang nahm. Gegen 1570 erreichte schon der Handel mit diesem Produkte einige Bedeutung, da die Kolonien der Europäer, worauf man Zucker baute, noch nicht zahlreich waren.

Die Ursache, weßhalb der portugiesische Hof Brasilien seit 1549 mehr beachtete, wie früher, schien eher in Eifersucht gegen Fremde, wie in Hoffnung auf die Begründung einer bedeutenden Kolonie zu liegen. Französische Seefahrer waren auf einzelnen Punkten der Kolonie gelandet (Maranham, Rio Grande, Paraiba und Rio Janeiro), hatten dort Färbeholz geholt und sich mit den Indiern in freundschaftliche Verbindung gesetzt; französische Reformirte hatten sogar zu der Zeit, worin diese Religionspartei noch nicht Kraft besaß, den Verfolgungen des Hofes bewaffneten Widerstand zu leisten, auf einer Insel der Bucht Rio Janeiro *) eine Kolonie und ein Fort, Coligny, angelegt, und suchten sich von dort auf dem festen Lande auszudehnen.

Johann III. traf (1565) hierauf in Portugal selbst Anstalten die Franzosen zu vertreiben, und rüstete eine Flotte aus, welche das Fort nach hartnäckigem Widerstand zerstörte. Die Reformirten flüchteten sich auf das Festland, verbanden sich mit den Indiern, erhielten neuen Zufluß aus Frankreich und führten einen erfolgreichen Krieg gegen die Portugiesen, denen es schwerlich bei dem Zustande des Landes gelungen wäre, die Franzosen zu vertreiben, wenn diese nicht selbst, um am Bürgerkriege in ihrem Vaterlande Theil zu nehmen, Brasilien 1567 verlassen hätten. Seitdem hielt der portugiesische Hof eine Flotte, um die Küste zu schützen, und sandte den Kapitäns von Zeit zu Zeit Verstärkung an Truppen, um Fremde abzuhalten.

So war die Lage Brasiliens, als Philipp II. Portugal mit Gewalt zur Krone Spaniens 1580 hinzufügte, ein Ereigniß, welches bekanntlich den Wendepunkt bildet, worin die kleine, und an Kräften durch andere Eroberungen erschöpfte Nation eben so schnell sank, wie sie sich zur Macht und zum Reichthum erhoben hatte. Die Statthalter Brasiliens erkannten die Oberherrschaft eines von Spanien ernannten Gouverneurs von San Salvador an; ein Theil der Nation fügte sich aber nicht. Die Stadt San Paulo (in der Kapitania San Vincente) sagte Spanien den Gehorsam auf, und bildete den Mittelpunkt, wohin tausende der von der Jagd auf die Indier lebenden Abenteurer zusammen strömten. Ein Drittel der Einwohner riß sich vom Zusammen-

*) Die Bucht wurde 1532 untersucht, und erhielt von dem Seefahrer, welcher dieß ausführte, nach dem Monat der Entdeckung den Namen Fluß Januar (Rio Janeiro), indem sie derselbe für eine Flußmündung hielt.

Digitized by Google

hange mit dem übrigen Lande los, und bildete eine Militärrepublik länger als ein Jahrhundert, deren Raubzüge bis jenseits der Grenzen von Peru von den Spaniern gefürchtet wurden. Nach den wenigen Nachrichten, die man über diesen Staat besitzt, war Jagd, Krieg und Schleichhandel nach den spanischen Kolonien die einzige Beschäftigung seiner Bürger; die Aufnahme ward nur nach strengen Prüfungen und Beweisen des Muthes gestattet, und die Einwohner, nach wenigen Generationen mit indischen Sclaven vermischt, waren bereits in der Art verwildert, daß sie das Portugiesische nicht mehr im Verkehr gebrauchten. Den spanischen Truppen überlegen, beherrschten diese Abenteurer (von ihrer Hauptstadt San Paulo, Paulistas genannt) bis zum Schluß des 17ten Jahrhunderts den Lauf des La Platastroms, und bildeten die Geißel der dortigen Niederlassungen, bis es den Jesuiten gelang, mit ihrer Miliz von Guaranis die Räuber zurück zu treiben, und ein Fort derselben am La Plata zu erstürmen. Ihre einzige Verbindung mit dem übrigen Brasilien wurde durch den Sclavenhandel geboten, indem sie die Märkte mit dem Ertrage ihrer Raubzüge an gefangenen Indiern bis zum Schluß des 17ten Jahrhunderts versahen. Mehr als eine Million Indier sollen diese Paulistas während der Zeit ihrer Unabhängigkeit in Brasilien, Paraguay u. s. w. geraubt und verkauft haben. Ihnen verdankte man die Entdeckung der goldreichen Provinzen im Inneren während der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts; erst durch die in Folge der Entdeckung angesammelten Reichthümer ward Verkehr mit Europa jenen Abenteurern wieder zum Bedürfniß, und die Republik unterwarf sich somit ohne Widerstreben der portugiesischen Regierung.

Spanien vernachläßigte Brasilien noch mehr wie Portugal; sogar die Verbrechersendungen hörten auf, und Brasilien erhielt keinen weiteren Zufluß an Bevölkerung. Der Handel ward durch das spanische Monopolsystem so gut wie vernichtet; die bereits gegründeten Städte zerfielen, und Brasilien wurde mit demselben Schicksal bedroht, welches die portugiesischen Niederlassungen auf der afrikanischen Küste und den Resten ihrer ostindischen Besitzungen zu Theil geworden ist, mit gänzlicher Verarmung und Verwilderung. Dieß Schicksal ist von Brasilien abgewendet worden, später durch Entdeckung der Metallschätze, zuerst aber durch die eigene Kraft der Kolonisten, denen es ohne Hülfe von Außen und nur durch eigene Kraft gelang, einen damals mächtigen Eroberer aus dem Lande zu treiben, nach einem hartnäckigen Kampfe, welcher zwar alle vorhandene Kultur vernichtete, aber die Kräfte des Volkes in solcher Weise weckte, daß die Erschlaffung der spanischen Creolen sich in Brasilien nicht ergab.

Bekanntlich hat die Republik der sieben niederländischen Provinzen den Handel und die blühendsten Besitzungen der Portugiesen in Ostindien durch Eroberung an sich gerissen, so lange Portugal von Spanien in Unterwerfung gehalten wurde (1580—1640). Als die Holländer sich im Osten bereichert und einen Handel erlangt hatten, wie ihn damals keine andere europäische Nation besaß, wandte sich ihr Blick auf die westindische Kolonie Portugals, und es bildete sich zu der Eroberung eine Handelsgesellschaft derselben Art, wie diejenige, welche Ostindien erworben hatte, und wozu alle sieben Provinzen nach Verhältniß ihres Reichthums Kapitalien zusammen schossen. Brasilien verhieß zwar damals noch keine größeren Reichthümer, allein Holland, damals noch ohne Zuckerkolonien, erwartete von der Besitzung einen ausgedehnteren Anbau, und hoffte außerdem im Besitze Brasiliens einen Haltpunkt zu erlangen, von wo Unternehmungen gegen die spanischen Kolonien auszuführen wären. Die Niederländer jener Zeit wurden besonders durch die Aussicht angelockt, in den Besitz der Mündungen des Amazonenflusses zu gelangen, und von dort, dem Laufe des Flusses folgend, Raubzüge bis in das Innere von Peru, der reichsten Besitzung ihrer damaligen Feinde, ausführen zu können. Der Lauf jenes Flusses war nämlich den Spaniern gänzlich unbekannt; man wußte allein, daß ein Offizier Gonzalo Pizarro's, Orellana, von den Grenzen Quito's an bis zur Mündung in's Meer hinabgefahren war.

Die Eroberung der Hauptpunkte Brasiliens fiel anfangs den Holländern nicht schwer. Die Brasilier eben so wie die Portugiesen, voll Haß gegen die Spanier, erleichterten dem fremden Feinde die Besitznahme. Die damalige Hauptstadt San Salvador fiel einer kleinen Flotte der Holländer 1624 beinahe ohne Widerstand in die Hände, ging freilich 1626 wieder verloren, als die spanische Regierung im Mutterlande und in ihren Kolonien bedeutende Anstrengungen zur Wiedereroberung machte; allein 1630 segelte eine so starke Ausrüstung von Holland ab (8000 Mann Truppen und 46 Kriegsschiffe), daß dieselbe nur durch Mitwirkung der portugiesischen Creolen hätte zurückgetrieben werden können. Der erste Angriff brachte die ganze Provinz Pernambuco, diejenige, welche am meisten durch Forts gesichert und angebaut war, in die Gewalt der Holländer, und von dort breitete sich die Herrschaft derselben mit Schnelligkeit aus. Die portugiesischen Kapitäne zeigten sich untüchtig, ihre Regierungen zu behaupten; in der aufgebotenen Miliz der Creolen löste sich bald die Disciplin auf, und es erwies sich, daß die Brasilier die holländische Herrschaft der spanischen vorzogen. Auf mehreren Punkten, z. B. in Rio Grande do Norte, gingen sie zu den Holländern über und überlieferten diesen die Forts. Die Indier suchten ebenfalls die langerlittene Unbill zu rächen, und erleichterten dem fremden Heere die Eroberung. So fielen sieben Kapitanerien in die Hände der Holländer; es bot sich diesen Gelegenheit, Brasilien gänzlich als Kolonie zu erwerben und zu behalten. In der Republik der sieben Provinzen wurden Maßregeln in diesem Sinne getroffen; in jedem Jahre landeten Verstärkungen aus Holland an, und ein naher Verwandter des Erbstatthalters (Moritz v. Nassau) ward als Gouverneur hinüber gesandt.

Werthlos war die Besetzung den Holländern keineswegs, obgleich derjenige Reichthum an edlen Me-

Digitized by Google

fallen, welcher einen immerwährenden Ueberschuß dem Mutterlande verbürgt, in Brasilien sich nicht vorfand und auch nicht erwartet wurde. Der Handel mit Kolonialprodukten ergab sich nicht als unbedeutend; die westindische Kompagnie führte z. B. außer großen Massen von Färbeholz jährlich 20,000 Kisten Zucker aus dem Lande. Holland aber behandelte die Besitzung auf solche Weise, daß die Brasilier eben so schlimm bedrückt wurden, wie die Creolen der spanischen Kolonien. Die westindische Kompagnie nahm allen Handel für sich selbst in Beschlag, bestimmte willkührlich den Preis der von den Pflanzern verkauften Kolonialprodukte, erdrückte die Grundbesitzer durch Erpressungen jeder Art, um die jährlich den Mitgliedern der Kompagnie zu zahlende Dividende zu vergrößern, schloß die Creolen von allen Aemtern aus, verletzte höhere wie niedere Stände durch willkührliche Justiz und argwöhnische Polizei, und beleidigte durch protestantische Missionen die religiösen Meinungen der Creolen. Die Holländer waren nach mehreren Jahren verhaßter wie die Spanier, deren verabscheute Regierung die Eroberung der Ersteren erleichtert hatte. In Brasilien herrschte dieselbe eigennützige und monopolistische Politik, welche in den holländischen Besitzungen Ostindiens die Entwickelung hemmte, den anfänglich ungeheuern Gewinn in der Folge verminderte und endlich versiegen ließ; in beiden Besitzungen erwiesen die Holländer, daß sie jene Fähigkeit zur Organisation nicht besaßen, wodurch Großbritannien Völker und Staaten in fremden Welttheilen geschaffen hat.

Die brasilischen Kolonisten, deren erste Generationen wenigstens allgemein an ein wildes und ungebundenes Leben gewohnt gewesen waren, zeigten sich jedoch nicht in solcher Weise als entnervt, daß sie die systematischen Bedrückungen der Holländer geduldig ertragen hätten; die einzelnen Kapitanerien waren getrennt und nur durch allgemeinen Druck vereinigt. Die Creolen ohne Kriegsmittel und ohne Hoffnung auf Hülfe von Außen, die Holländer dagegen stark durch den Besitz der Festungen und ein in jenen Zeiten nicht unbedeutendes Heer (12,000 Mann), welches sowohl Disciplin wie Gewohnheit des Krieges in Europa erlangt hatte; somit wurden bedeutende Anstrengungen und ein verheerender Aufstand erheischt, um die Fremden zu vertreiben.

Der offene Widerstand begann 1645, vielleicht durch das Beispiel des Mutterlandes angeregt, nachdem eine lang gehegte und auf beispiellose Weise geheim gehaltene Verschwörung eine Revolution in Portugal bewirkte, welche auf einmal im ganzen Lande der spanischen Herrschaft ein Ende machte. Die Brasilier in Pernambuco hatten sich verschworen, an einem Feste die Holländer der Hauptstadt plötzlich niederzumachen, und dann die Besatzungen der Forts zu überfallen, waren aber nicht so glücklich wie die Portugiesen, denen der Schlag ohne Verlust gelang. Die Holländer erhielten bei Zeiten Nachricht; am Tage, wo die Verschwörung ausbrechen sollte, wurden die Thore der Hauptstadt geschlossen, und die Empörung des Ortes im Blute der Eingeborenen erstickt. Allein das Haupt der Verschwörung entwischte, ein Plantagenbesitzer, Joao Fernandez Viera, ein Creole, der sich aus dem Stande eines Bedienten zum reichsten Grundeigenthümer des damaligen Brasiliens emporgeschwungen hatte, und sowohl deßhalb, wie wegen Freigebigkeit und Rechtlichkeit das Zutrauen seiner Landsleute besaß. Dieser Mann bewaffnete seine freigegebenen Sclaven, sammelte auf seinen Gütern die empörten Brasilier unter der Fahne des Aufstandes und opferte für die Anschaffung von Waffen und Munition sein Vermögen. Von Pernambuco verbreitete sich der Aufstand über Bahia, Parahiba, Maranham u. s. w.; Viera wurde überall als Anführer anerkannt. Die Holländer befanden sich bald in der Lage so vieler anderen Staaten, welche weit entlegene Kolonien besitzen, und ihre Herrschaft allein auf Militärgewalt berechnet haben, so bald das unterworfene Volk einmal zu den Waffen gegriffen hat. Sie blieben vorerst im Besitz der festen Plätze, führten verheerende Züge in's Innere aus, worin anfangs ihre Truppen das Uebergewicht in Gefechten erlangten, allein andererseits durch Mangel und kleinere Gefechte geschwächt, und endlich in einzelnen Partien überfallen und vernichtet wurden. Die endliche Ueberlegenheit wurde jedoch theuer von den Brasiliern erkauft; von 200,000 sollen 40,000 im Kampfe und auf dem Schaffotte umgekommen sein; ihr Land ward gänzlich verheert und ihre vorhandene Kultur vernichtet. Die durch Erbitterung erweckte Gewalt der Creolen ward durch geschickte Führung gesteigert. Viera verstand es, die Entmuthigung derselben nach größeren Niederlagen durch kleine Erfolge wieder zu entfernen, durch Auffindung unerwarteter Hülfsquellen dem Widerstande gegen die Militärmacht eine größere Kraft zu verleihen, und durch seine Persönlichkeit einen unbedingten Einfluß auf die Volksmasse zu erlangen. Nach 3 Jahren waren die holländischen Truppen auf eine so kleine Masse zusammen geschmolzen, daß man in den Niederlanden eine neue Ausrüstung von 8000 Mann absenden mußte, welche den Untergang der holländischen Herrschaft noch um einige Jahre aufhalten, aber nicht verhindern konnte. — Fremde Hülfe hatten die empörten Provinzen nicht zu erwarten; von Süden (San Paulo) kamen nur wenige und vereinzelte Abenteurer; von der neuen Regierung des Mutterlandes (dem Königthum des Hauses Braganza) hatten die Brasilier gar Nichts zu erwarten. Sobald dies Haus zum Throne gelangt war, schloß es mit den vereinigten Provinzen der Niederlande eine Offensiv- und Defensivallianz für Europa und einen zehnjährigen Waffenstillstand für Ost- und Westindien. Man sah in Lissabon zwar nicht ungern den Aufstand Brasiliens, und ermuthigte denselben unter der Hand; sobald aber die neue Ausrüstung in den holländischen Häfen betrieben wurde, verwandte der portugiesische Hof allen seinen Einfluß auf die Unterdrückung des Aufstandes. Johann IV. sandte demgemäß eine Botschaft an Viera, um die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen; dieser aber versammelte die Anführer und Plantagenbesitzer der insurgirten Provinzen, erklärte diesen: Wenn der König von unserem Pa-

Digitized by Google

triotismus, von seinen Interessen und unseren Erfolgen gehörig berichtet wäre, würde er, anstatt uns die Waffen zu nehmen, zur Verfolgung unseres Kampfes ermuthigen. So bewirkte Viera einen einstimmigen Entschluß, den Krieg gegen den Willen der portugiesischen Regierung fortzuführen. — Nach neunjährigem Kampfe waren die Holländer in Brasilien erschöpft, und die westindische Kompagnie der vereinigten Provinzen zur Fortsetzung des Kampfes entmuthigt; 1653 waren alle Forts und befestigten Punkte mit Ausnahme der Hauptstadt San Salvador in den Händen der Brasilier; in letzterer kapitulirte 1654 der Rest der holländischen Truppen, durch Hunger, Krankheiten und Gefechte aufgerieben, und erhielt freien Abzug nach Holland.

Der neunjährige Kampf hatte das Land verheert, und Brasilien war verwildert; allein die Kräfte des Volkes waren geweckt und eine Einheit erschaffen, welche die Wiederbegründung der Ordnung beförderte. Brasilien unterwarf sich nach der Vertreibung der Fremden unbedingt dem Mutterlande, und dieses ließ die Verhältnisse in solcher Weise, wie sie sich unmittelbar nach dem Kriege vorfanden. Anstatt der vereinzelten und durch Gewohnheit getrennten Kapitanerien erhielt die Regierung ein zusammenhängendes Ganzes; die Unterwerfung unter Portugal war aber für Brasilien damals Bedürfniß, denn bei dem ganzen Kolonialwesen der damaligen Zeit ließ sich ein regelmäßiger Handel und gesellige Ordnung unter keinem anderen, als einem Abhängigkeitsverhältnisse von einem europäischen Staate denken. Zum Glück für Portugal und Brasilien war der Hof von Lissabon aber nicht im Stande ein ähnliches System durchzuführen wie Spanien, welches den Grundsätzen der damaligen Politik entsprach, aber die großen Länder des amerikanischen Festlandes in der Entwickelung aufgehalten, und zuletzt das Mutterland selbst zu Grunde gerichtet hat. Creolen mußten in Besetzung der Aemter den Portugiesen gleich gestellt werden; das Mutterland durfte nicht den fremden Handel als unbedingtes Monopol in Beschlag nehmen, denn zuerst war den Holländern ein Handelsverkehr gestattet, und nach 1701 den Engländern, welche seitdem zur Kolonisirung des Landes vielleicht mehr mitgewirkt haben, wie die Portugiesen selbst. — Die Macht der Regierung und eine regelmäßige Verwaltung stieg im Verhältniß wie die Hülfsquellen des Landes sich entwickelten. Im Laufe des 18ten Jahrhunderts verschwanden die noch übrigen Reste der früheren Theilung, indem außer den noch übrigen, mit dem Ganzen bisher nicht vereinigten Kapitanerien San Paulo der Regierung sich vollkommen unterwarf, als Abenteurer dieser Republik die ergiebigsten Hülfsquellen des Landes, die Goldbergwerke im Inneren, auf ihren Streifzügen entdeckt und auszubeuten begonnen hatten.

Die erste Entdeckung wird in das Jahr 1693 gesetzt. Ein Trupp Paulistas drang damals auf einer Sclavenjagd in den Distrikt, welcher später Minas geraes (allgemeine Minen, wegen der Auffindung jeder Art von Metallen und Edelsteinen) genannt wurde. Der Trupp ward durch Mühseligkeiten in der Art aufgerieben, daß nur ein Ueberlebender die Nachricht von der Entdeckung und die Angabe der Oertlichkeit in San Paulo mittheilen konnte. Sogleich folgten zahlreiche Caravanen unter selbstgewählten Führern, um die Ausbeutung zu beginnen, welche sogar reichlicher ausfiel als in den spanischen Kolonien; jeder Bach enthielt Goldsand, die Felsen warfen die Sonnenstrahlen durch den Glanz der Erze zurück; in den Thälern fand sich das edle Metall, durch Regengüsse herabgeschwemmt, oft in gediegenen Massen. Aehnliche Reichthümer fanden sich in Mato grosso, wo Paulistas durch goldenen Schmuck gefangener Indier zur Untersuchung des Bodens geleitet wurden. Die ersten Entdecker gelangten dort zu solchem Gewinn, daß jeder 200 Pfund Gold mit nach Hause gebracht haben soll. Eine Caravane folgte und hatte gleich anfangs so glücklichen Erfolg, daß auf einer durch Zufall gefundenen Mine 400 Arrobas (die Arroba zu 32 Pfund) in einem Monate, wie es heißt, gewonnen wurden. In Goyaz geschah seit 1719 etwas Aehnliches; dort ließ sich eine Caravane von ungefähr 500 Menschen nieder, welche in ihrer Abgeschlossenheit zum übrigen Brasilien zu solchem Reichthum gelangte, daß jenes edle Metall auf mehrere Jahre den Werth verlor, indem die geringsten Lebensbedürfnisse zu den ungeheuersten Preisen stiegen (z. B. ein Zuckerhut auf ¼ Pfund Gold, eine Milchkuh auf 2 Pfund). In San Paulo häuften sich ungeheure Reichthümer an, und der Ueberfluß des Metalles war noch nach 50 Jahren dort so bedeutend, daß massives Gold das einzige Tauschmittel bot, bis ein Dekret der portugiesischen Regierung die Landesmünze durch Zwang einführte. Unter diesen Verhältnissen war der bisher abgeschlossenen Republik ein Verkehr mit Europa Bedürfniß, um Luxuswaaren und überhaupt europäische Fabrikate gegen ihre Reichthümer austauschen zu können. Sie fügte sich ohne Widerstand der portugiesischen Regierung, bezahlte das königliche Fünftheil vom Ergebniß ihres Metallgewinns und nahm Beamte in San Paulo auf. In den Bergwerksdistrikten war das Bedürfniß einer geordneten Regierung, abgesehen von der Nothwendigkeit der Anschaffung von Bergwerkeinstrumenten im Verkehr, um so mehr gefühlt, da ungefähr 15 Jahre lang eine vollkommene Anarchie in allen Minen herrschte. Die zu verschiedenen Zeiten abgegangenen Caravanen von Paulistas waren höchstens gegen die Indier vereinigt, lagen aber unter einander stets im Bürgerkriege über die Benutzung der einzelnen ergiebigen Goldminen. Unsicherheit des Eigenthums und des Lebens war in solchem Grade mit dieser Verwirrung verbunden, daß von einer 1725 aus San Paulo nach Mato grosso abgegangenen Caravane von 300 Mann in wenigen Jahren nur 5 noch am Leben waren. Die Wiederherstellung der Ordnung ward den königlichen Truppen durch die Feindschaft Aller gegen einander erleichtert, so daß nirgends ein Widerstand sich vorfand. — Bei dem Goldgewinn wurden Edelsteine anfangs gar nicht beachtet. Minas geraes ist reich an Diamanten, Topasen, Smaragden

u. s. w.; erstere Edelsteine waren im Beginn des 18ten Jahrhunderts von um so größerem Werthe, da man dieselben bis dahin in sehr geringer Anzahl nur aus Ostindien bezog. Bergleute hatten im Distrikt Serra do Frio glänzende Steine entdeckt, allein als werthlos weggeworfen, bis ein portugiesischer Beamter, der in Goa gewesen war, sie für Diamanten erkannte, und einige Proben nach Lissabon schickte, worauf Juweliere in Amsterdam die Entdeckung bestätigten. Die Regierung verpachtete die Mine zuerst an den Entdecker; die Ausbeutung war anfangs so reichlich, daß die Preise jener Steine in Europa plötzlich sanken, worauf der Staat mit einer Beschränkung in der Ausbeutung eintreten zu müssen glaubte. 1772 übernahm er letztere selbst, nachdem die ganze Gegend mit Truppen umringt und der Zugang nur einer bestimmten Anzahl von Arbeitern und Beamten erlaubt war.

Durch die Leitung, welche der Staat in den Minendistrikten sich vorbehielt, so wie durch die reichen Einkünfte, die er vom Fünfttheil des Ertrages bezog, erhielt natürlich die Regierung eine überwiegende Gewalt, so daß letztere 1755 eine Maßregel wagen konnte, deren frühere Erlassung bei den Verhältnissen des Landes wahrscheinlich einen Bürgerkrieg bewirkt hätte. Ein Edikt Joseph's I. erklärte die Leibeigenschaft der Indier für gänzlich abgeschafft, befahl die Freilassung aller indischen Sclaven und wies denselben Striche unbebauten Landes als Eigenthum an. Die Maßregel griff natürlich in alle Eigenthumsverhältnisse der Creolen störend ein, fand jedoch überall unbedingten Gehorsam.

Vielfache Veränderungen ergaben sich in Folge der Auffindung jener Metallschätze in dem socialen Zustande des Landes; der Norden, bisher der bedeutendere Theil, wich dem bis dahin vernachlässigten Süden. Rio Janeiro ward wegen des Hafens, der Stadt San Paulo zum Umsatz der Metalle vorgezogen, und gelangte in 30 Jahren zu solcher Blüthe, daß es 1763 zur Hauptstadt des Landes (bis dahin San Salvador), seinen Reichthümern gemäß, erhoben wurde. Im Süden entwickelte sich schnell eine bedeutende Kolonisation und ein solcher Handel, daß einzelne Theile dieses Landes mit den englischen und französischen Pflanzungen Westindiens wetteifern konnten. Brasilien stand gewissermaßen im Gegensatz zu den größeren spanischen Kolonien, indem der Betrieb der Bergwerke die Cultur des Bodens nicht verhinderte, sondern steigerte. Brasilien galt als eine der schönsten europäischen Kolonien, noch ehe die Uebersiedelung des Hofes dem Lande eine andere Stellung ertheilte und gewissermaßen die Unabhängigkeit desselben einleitete.

Dr. Kottenkamp.

Fossile Infusorien.

Schon öfter haben wir in diesen Blättern von den ungeheuren Formen gesprochen, mit denen das jugendliche Zeitalter unseres Planeten belebt war, und im Megalosaurus Iguanodon, Megatherium und Dinotherium die Macht Dessen bewundert, dessen Wink diese Kolosse hervorrief und zernichtete. Unser heutiger Gegenstand sind Thierchen, von kaum denkbarer Kleinheit, durch deren unbegreifbare Anzahl ganze Felsschichten gebildet wurden.

Man heißt diese Thierchen, von deren Dasein uns erst starke Vergrößerungsgläser überzeugen, Infusorien, weil sie in Aufgüssen — Infusen — von Wasser auf Pflanzentheile zuerst entdeckt wurden. Sie bilden sich nicht bloß in frischem Wasser, in welchem man ihre unauffindbar kleinen Keime voraussetzen könnte: sondern auch, wenn diese Aufgüsse mit destillirtem Wasser bereitet wurden. Jeder andere Aufguß ruft andere Geschöpfe zu Myriaden hervor, dieselben Stoffe geben aber, tausend Mal gemischt, tausend Mal dieselben Bildungen wieder zum Beweise, daß ihre Erzeugung an gewisse feste Bedingungen geknüpft ist. Einige jedoch kommen in allen Mischungen vor. Ihre Gestalten sind unendlich mannigfaltig; Ringe, Scheiben, Sterne, Räder, Röhren, Büschel, Zangen, Pantoffeln finden sich neben tausend andern Aehnlichkeiten, gräßliche Unformen, neben niedlichen Gebilden.

Ihren Ursprung vermochte noch Niemand zu ergründen. Man hat ihr Erscheinen deßhalb einer Urbildung, die man generatio aequivoca, die zweideutige Erzeugung genannt, zugeschrieben. Einige Gelehrte nehmen an, daß die unendlich kleinen Keime dieser Thierchen, wie der Same der Schwämme, die auch zuweilen an Stellen erscheinen, wo vorher keine bemerkt waren, überall in der Atmosphäre schwebend sich erhalten, und da schnell sich ausbilden, wo die Bedingungen ihres Lebens sich vorfinden. Ich gestehe gern, daß diese Erklärung mir nicht genügt, wiewohl ich keine bessere zu geben vermag, und vor der Hand mich damit beruhige, daß dieß Erzeugen und Vergehen an Bedingungen geknüpft ist, die für unsere Sinne und deren Hülfsmittel noch zu fein sind. Ehrenberg, dessen bewundernswürdigem Fleiß wir vorzüglich die Kenntniß der mikroskopischen Naturgeschichte danken, fand Infusorien im Thau, im Regen und Schnee.

Eine der einfachsten Infusorien ist die Monade, eine kleine durchsichtig grünliche Kugel von $^1/_{1000}$ Linie Durchmesser, also etwa $^1/_{10}$ der Dicke eines Menschenhaars. Und dieß Thierchen hat, so gut wie der Elephant, Muskeln, Eingeweide, Drüsen, u. s. w. Es empfindet Freude und Leid in einem unserm Auge durchaus unwahrnehmbaren Körper, hat seine Verfolger und verfolgt andere, noch kleinere Geschöpfe — alles gerade, wie bei andern Thieren — vielleicht hat es eben so dünkelvolle Plane, nach seiner Meinung so großartige Ideen, wie wir. Seine Welt ist ein Wassertropfen, den ein Sonnenblick verdunstet: wer möchte aber behaupten, daß unser Erdball sammt seiner Atmosphäre gegen den Strahlenkreis des Sirius und anderer in unbegriffener Ferne und unermessener Größe kreisender Sonnen so viel ist?

Eben so merkwürdig, wie ihre Kleinheit, ist die Lebenszähigkeit dieser Geschöpfe. In den Blattachseln eines

Digitized by Google

Mooſes, des Leucodon sciuroides z. B. lebt ein Thierchen, welches der Gattung acarus ähnelt. In Exemplaren, die ſchon Jahre lang in einem Herbarium getrocknet lagen, bemerkte ein Naturforſcher das Thierchen, unförmlich zuſammengeſchrumpft, anſcheinend todt. Es ward mit einem Waſſertropfen unter das Mikroſkop gebracht, worin der Körper nach und nach aufweichte und ſich an der aufgeweichten Stelle bereits zuckend bewegte, ehe noch das ganze Thier zum Leben zurückgekehrt war. Nach wenigen Minuten lief es ſo munter umher, wie ein friſch aus dem grünenden Moos genommenes.

Die Thatſache, daß in den Torfmooren bei Franzensbad in Böhmen ſich fauſtgroße Klumpen finden, die nur aus den Kieſelpanzern der Navicula viridis beſtehen, welche in dieſen Sümpfen lebt, forderte zu weiterer Unterſuchung auf, welche uns lehrte, welche anſcheinend geringen Kräfte der Schöpfer oft aufbietet, um große Zwecke zu erreichen. Der Polirſchiefer von Bilin, der in 14 Fuß mächtigen Schichten gebrochen wird, beſteht faſt einzig aus den Panzern von Gallionella distans, deren Länge $^1/_{100}$ Linie beträgt, alſo 6 ſolcher Thiere aneinander gereiht, würden etwa ein Menſchenhaar dick lang ſein. Gegen 23 Millionen ſolcher Thiere ſind in einer Kubiklinie des Schiefers enthalten; 41,000 Millionen in einem Kubikzoll, der 220 Gran wiegt; es gehen alſo 187 Millionen auf einen Gran, der der 240ſte Theil eines Lothes iſt. Aehnlicher Schiefer wird auch bei Planitz und Caſſel gebrochen. Die weißen, undurchſichtigen Streifen, die den Feuerſtein durchſetzen, ſo wie die weiße, erdige Maſſe, die ſeine Knollen überzieht, beſteht nur aus den Rückenſchildern von Infuſorien. In dem Bergmehl, welches bei Degerfors in Schweden gegraben und zur Zeit der Hungersnoth 1833, mit Baumrinde vermiſcht, gegeſſen ward, fand Retzius neunzehn Infuſorienarten. Die Panzer beſtehen aus reiner Kieſelerde, ſind bei einigen Arten zweiſchalig, wie Muſcheln, bei andern nur einſchalig und an den Rändern mit einem aufgerollten Saume verſehen.

Um Weſtpoint in Nordamerika beſteht eine ausgedehnte Erdſchicht nur aus den Panzern von Diatoma flosculosum und fragillaria pectinalis nebſt einigen Bacillaria-Arten. In der darüber befindlichen Moorſchicht trifft man noch alle dieſe Thierchen lebend an.

Zu Zamuto in Ungarn bricht man Kieſelſchiefer, der aus fragillaria rhabdosoma, einer Gallionella und zwei Arten Navicula beſteht.

Der Kaolin oder Porzellanthon der Inſel Bourbon iſt aus mehreren Gattungen Eunotia und zwei Naviculen gebildet.

Der Tripel der Inſel Luçon, in der Gruppe der Philippinen, beſteht aus den Gattungen Synedra und Spongilla.

Frankreich hat auch zu Pont-Gibaud und an mehreren andern Punkten des Departements Dordogne Kieſelſchiefer, die nur aus Infuſionsthierchen gebildet wurden.

Die Kreide beſteht bei 300maliger Vergrößerung aus elliptiſchen, gekörnten Blättchen unorganiſchen Urſprungs, und einer Unzahl Polythalamien, die zwiſchen ihnen liegen. So iſt die Kreide Oſtpreußens, Rügens, Schoonens, die aller däniſchen Inſeln, die engliſche von Graveſand, Brighton und Norwich, Irland, der Bretagne, von Caſtrogiovanni bis Girgenti in Sicilien. Ihre Größe wechſelt zwiſchen $^1/_{24}$ — $^1/_{100}$ Linie. Es ſcheint alſo alle europäiſche Kreide aus dieſen ſchneckenartigen Korallenthierchen gebildet, denen eine ungeheure Menge von Infuſorien zugeſellt iſt.

Das Raſeneiſen, ein ſehr geſchätztes Eiſenerz, wird nur aus Infuſionsthierchen erzeugt, und kommt im Nordoſten Deutſchlands in ſolchen Maſſen vor, daß der Betrieb ganzer Hüttenwerke ſich darauf begründet.

Liebſt du es nun, freundlicher Leſer, nicht bloß zur Unterhaltung, ſondern auch mit Nachdenken zu leſen: ſo haſt du im Vorigen reichen Stoff gefunden, wie in den unendlichen Tiefen des Sternhimmels, in der unbegriffenen Kleine dieſer kaum geahneten Welt die Allmacht und Allweisheit Deſſen zu bewundern, vor dem die Sterne Staub ſind! —

Dr. Schmidt.

Giftpflanzen.

III.

Der Fliegenſchwamm (Agaricus [Amanita] muscarius).

(Tafel 35.)

Der Fliegenſchwamm gehört, wie alle Pilze, zu den Kryptogamen, d. i. Pflanzen mit verborgenen Blüthetheilen; er ſteht demnach bei Oken in der erſten Pflanzenklaſſe und zwar in der 16. Zunft und V. Ordnung.

Dieſe Pflanze iſt in manchen Gegenden Deutſchlands eine Seltenheit, in den meiſten aber ziemlich häufig anzutreffen, am häufigſten in Nadelwäldern, aber auch im Laubholz, beſonders Buchenwaldungen, zur Herbſtzeit und im Spätſommer. Der Pilz iſt anfänglich in einem gelblichweißen Balge eingeſchloſſen, aus welchem endlich der Hut hervorbricht und jenen als einen zerſchliſſenen Wulſt am Strunke zurückläßt. Dieſer iſt ziemlich hoch, weiß oder gelblich; der Hut ſelbſt aber hat jung eine mennigrothe Farbe, auf welcher die gelbweißen Flecken ſich ſehr ſchön ausnehmen. Dieſe Flecken verlieren ſich im Alter mehr und mehr, bis ſie ganz verſchwunden ſind, der Hut dehnt ſich mehr aus und wird flacher, und an den älteſten Exemplaren geht ſeine Farbe häufig in Gelb über. Figur 1—3 zeigt dieſe verſchiedenen Zuſtände. Der Stiel (Strunk) wird 4—8 Zoll hoch, der Hut eben ſo breit und ungefähr einen Zoll dick. Die unteren Blättchen, an dem durchſchnittenen Theil bei Figur 4 zu bemerken, ſind weiß und wechſeln gewöhnlich vier lange mit einem kürzeren ab.

Dieſer ſchöne Pilz iſt ſehr giftig und wird mit Milch zuſammengekocht als Gift für die Fliegen gebraucht, daher ſein Name. Sein Genuß tödtet aber nicht blos Fliegen, ſondern Thiere und Menſchen, wenn er in Menge in den Magen kommt. Das Gift beſteht in

Digitized by Google

1813

Digitized by Google

Digitized by Google

einem gelblichen, weder in Wasser noch Weingeist zu zersetzenden Safte, der Amanitin heißt und schon kurze Zeit nach dem Genusse seine Wirkungen äußert. Diese bestehen in Ohnmachten, Gliederzittern, Berauschung, heftigem Durst, verbunden mit Zusammenschnürungen der Kehle, Raserei und Wuth. Der Leib wird gewöhnlich stark aufgetrieben, Nase, Lippen und Fingerspitzen blau. Brechmittel und schleimige einhüllende Getränke sind allgemeine Mittel bei einer Vergiftung, welche oft schon nach 24 Stunden den Tod herbeiführt.

Obgleich ein heftiges Gift, so wird es doch von den Aerzten zweckmäßig auf den menschlichen Körper angewendet, auswendig als Pulver bei hartnäckigen Geschwüren, innerlich besonders gegen Fallsucht.

Die ausgezeichnete Färbung dieses Schwamms verhindert hauptsächlich Verwechslungen mit andern eßbaren Schwämmen. Sein Geruch ist schwach, der Geschmack scharf. Am wenigsten schadet er dem Vieh.

Die Kamtschadalen sollen sich seiner bei ihren Festen, wie die Chinesen des Opiums, zur Berauschung bedienen, welche in Schlaf und Betäubung übergehe; allein dieß ist wahrscheinlich eine andere Gattung. Auch sollen ihn die alten schwedischen Helden gebraucht haben, um sich in Kampf-Wuth zu versetzen. Berge.

Sebastian Bach.

(Geb. den 21. März 1685 zu Eisenach, gest. den 28. Juni 1750 zu Leipzig.)

Die Familie Bach spielt in der Musik eine der größten Rollen. Wir haben einen Philipp Emanuel Bach, der „eine wahre Art, das Klavier zu spielen," erfand, welche bis auf den heutigen Tag noch nicht übertroffen worden ist. Wenn Haydn etwas komponiren wollte, so spielte er oft Stunden lang in dieses Phil. Em. Bach's Sonaten, der bei Friedrich dem Großen angestellt war und ihn oft zu der Flöte begleiten mußte. Wir haben einen Joh. Christian Bach, auch der englische oder mailändische Bach genannt, der sich ebensowohl im kirchlichen Styl als in der Oper auszeichnete. Wir haben einen Friedemann Bach, vielleicht den größten Orgelspieler, der jemals auf Erden lebte, aber auch eins der unordentlichsten Genies, die jemals existirten. Dieser irrte eine Zeitlang als Bettler umher, wurde wahnsinnig und beging eine Menge tolle Streiche, darin dem berühmten oder berüchtigten Louis Böhner gleichend, welchen Hoffmann in seinen Phantasiestücken zu Ausmalung seines verrückten Kapellmeisters Kreisler benutzte. Aber der berühmteste von diesen und noch andern Bachen ist der unsterbliche Joh. Sebastian Bach, der eigentliche Quell aller dieser Bäche, aus welchen ein Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven geschöpft haben. Seine Werke waren und sind noch jetzt eine wahre Fundgrube für alle Komponisten. Er war der Vater der Fuge, in der ihm nie ein anderer Meister gleichgekommen ist. Sebastian Bach legte den Grund zu dem Klavierspiel zu Ohrdruff in Thüringen bei seinem älteren Bruder Johann Christoph. Nach dessen Tode bildete er sich in Lüneburg weiter aus; worauf er den Unterricht des Organisten Reinecke in Hamburg und des Organisten Buxtehude in Lübeck genoß. Im Jahr 1703 wurde er als Konzertmeister nach Weimar berufen; 1704 ging er nach Arnstadt, wo er sich in Muße dem tieferen Studium der Musik widmete; 1707 ward er Organist zu Mühlhausen, 1708 Hoforganist in Weimar, 1714 Konzertmeister daselbst, 1717 Kapellmeister zu Cöthen, 1723 Kantor und Musikdirektor an der Thomasschule zu Leipzig, und 1763 kön. kurfürstl. sächsischer Hofkomponist. Als Bach noch in Weimar war, erhielt er eines Tages aus Dresden einen Brief, worin er gebeten wurde, sich doch sogleich dort einzufinden und in einer wichtigen Angelegenheit Auskunft zu geben. Da das Schreiben das kurfürstliche Siegel trug, so bedachte er sich keinen Augenblick, und trat seine Reise an. Dort angelangt, hörte er sogleich das Nähere. Es war daselbst nämlich einer der größten Orgelspieler aus Paris, Namens Marchand, angekommen, den man wegen seines verletzenden Betragens gegen hohe Personen aus Frankreich verbannt hatte. Sogleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in Dresden, wo sich Marchand vor dem Kurfürsten hören ließ, setzte er durch seine Kunst in Behandlung der Orgel Alles in Staunen. Vor Allen war aber der Kurfürst für den fremden Virtuosen eingenommen; er ließ ihm eine ansehnliche Besoldung bieten, wofern er eine Organistenstelle in Dresden annehmen würde. Das reizte den Neid der deutschen Musiker, die sich bemühten, den ausländischen Eindringling zu stürzen. Unter ihnen allen hieß es: „Jetzt muß der Bach aus Weimar her, der wird dem französischen Charlatan schon die Wege weisen!" Dem damaligen Konzertmeister Volumier gelang es, den Kurfürsten selbst auf Bach in dem Grade aufmerksam zu machen, daß er den Bach hören wollte, und Auftrag gab, ihn nach Dresden zu verschreiben. Nach seinem Eintreffen in Dresden verschaffte Volumier sogleich Bach eine Gelegenheit, den vielgepriesenen Orgelvirtuosen Marchand heimlich zu hören. Als Bach gesehen hatte, was der gepriesene Marchand auf der Orgel für Wunder thue, und fühlte, daß er noch größere thun könne, sagte er ganz getrost: „wenn der Herr Franzos die Courage habe, so lade er ihn zu einem öffentlichen musikalischen Wettstreit ein." Dieser wurde von Marchand ohne Widerrede angenommen, und der Tag, wo derselbe stattfinden sollte, von beiden Seiten festgesetzt. Als aber dieser Tag erschien, hatte sich der Herr Marchand mit Extrapost aus dem Staube gemacht. Jetzt spielte Bach allein, und zwar mit solchem Erfolg, daß seine baldmöglichste Anstellung in Leipzig oder Dresden beschlossen wurde, die dann auch erfolgte. Die Thomasschule in Leipzig hat einen alten Ruhm. Als Musikdirektor an derselben fand Bach Gelegenheit, sich ganz in Orgelspiel, Fuge und kirchliche Musik zu vertiefen. Dort komponirte er eine Menge Fugen, Motetten, Oratorien, Konzerte, Trios, Sonaten und andere Werke, die werth bleiben

Digitized by Google

werden, von dem Musiker studirt zu werden, so lange die Welt steht. Bach's Leben war ein angenehm dahingleitender Bach; er fühlte sich in seinem Familienkreise glücklich, wurde allgemein geehrt und wirkte ungestört im Stillen, ohne gerade viel Wichtiges zu erleben, als die Besuche fremder Tonkünstler, die bei ihm ab- und zuströmten. Auch Mozart äußerte bei seiner späteren Anwesenheit keinen sehnlichern Wunsch, als daß er den Sebastian gesehen haben möchte. Als er sein Bild erblickte, entblößte er sein Haupt und betrachtete es mit einer Fülle von Empfindungen, die ihn keine Worte finden ließ. Mehr als 50 Tonkünstler sind aus Bach's Familie hervorgegangen. Er starb am 28. Juni 1750 in Leipzig.

Bach verbindet in seinen Werken die größte Einheit mit möglichster Manchfaltigkeit, wobei er jedoch lieber der letztern, als der erstern etwas aufopfert. Zu jedem Stücke wählt er einen Hauptgedanken, dem er dann einen oder mehrere Nebengedanken zugesellt; aber dieß geschieht auf so natürliche Art, daß beide erst in ihrer gegenseitigen Verbindung ein Ganzes ausmachen. Diese Ideen trennt, verbindet, dreht und wendet er auf alle nur erfindliche Weise, so daß oft eine tiefe Kenntniß erforderlich ist, um ihm auf seinen wunderbaren Wegen und Irrwegen nachzugehen. Er denkt gar nicht daran, dem Ohr zu schmeicheln oder weicheren Empfindungen Raum zu geben, denn er ist viel zu tiefsinnig, ernst, gelehrt und kräftig, um sich in Schwärmereien oder Gefühle verlieren zu können. Vorzugsweise beschäftigt er den Verstand, doch auf eine lebendige, durchdringende Weise. Wer bei einem Kunstgenusse nicht denken mag, für den sind seine Werke nicht. Bei dem Gesange behandelt er jede Stimme frei und melodiös, wobei jedoch alle nur ein verschlungenes Ganze bilden. Man muß daher alle Theile und zugleich das Ganze immer mithören, wenn man ihn verstehen will; sonst hört und sieht man Vieles, kann aber das Ganze nicht überhören und übersehen. Um sich in seine Art einzuweihen, studire man etwa erst seine Choräle und achte auf den Gang der Stimme in Bezug auf die Hauptmelodie. Von diesen gehe man zu dem „wohltemperirten Klavier“ über und spiele die einzelnen Stücke so oft als möglich; auf diese Art wird der sich Uebende mehr und mehr in Bach's tiefsinnige Weise eindringen und sein Genius wird ihm immer klarer aufgehen. Was ihm erst fremdartig klang, das wird ihm bald wunderbar vertraut entgegentreten; er wird seinem geheimnißvollen Führer durch das Labyrinth der Töne mit hohem Genuß folgen und ihn auf jedem Schritte lieber gewinnen. Nach solchen Vorübungen wird man erst fähig, Bach's Gesang- und Orchesterstücke zu fassen. Dann werden Bach'sche Motetten, wie z. B. „Wie sich ein Vater“ u. s. w. oder „Sei Lob und Preis“ eine eigne stärkende und erhebende Kraft auf das Gemüth üben. Eines seiner bedeutendsten Werke ist seine: „Große Passionsmusik nach dem Evangelisten Johannes,“ voll Wahrheit und treuen innigen Ausdrucks. Von seinen zahlreichen Kompositionen sind sehr viele noch gar nicht im Druck erschienen. Die Werke Bach's tragen durch den genauen Fleiß, durch den sinnvollen Ernst, durch das Vorherrschen des Gedankens und die tiefe gründliche Kunst, die in ihnen waltet, ein ächt deutsches Gepräge; sie erinnern an jene gothischen Dome, an denen die Riesenidee des Meisters bis in das Kleinste mit treuer Sorgfalt ausgeführt ist, wo die Bogen, Verzierungen, Bilder und zahllosen Figuren alle in einem wunderbaren Einklang zu einander stehen; deren Anblick den Betrachter anfangs verwirrt, aber bei längerem Beschauen immer mehr mit der Ahnung einer erhabenen Harmonie erfüllt.

Die Seele der Bach'schen Musik ist die Fuge. Kein anderer Meister kommt Bach in der Fuge gleich. Die Bach'sche Fuge ist eine ganz für sich dastehende eigenthümliche Schöpfung. Aus einem anscheinend unbedeutenden und trocknen Anfange entwickelt sich eine Musik, die Schritt vor Schritt an Wichtigkeit und Interesse gewinnt, die uns tiefer und tiefer hinabführt in die eigentlichen Abgründe der Tonkunst, eine Musik, die für den Musikkenner ein wahres paradiesisches Labyrinth ist, in dem er sich mit unbeschreiblichem Genuß verirrt. Bach ist in seinen Fugen durchaus ernst; doch gerade in seiner tiefsten Versunkenheit und Meditation kommt er oft auf ganz sonderbare, in ihrer Art lustige Spielereien, die einem Kontrapunktisten sogar die Ohren kitzeln — er streckt die Hände aus dahin, wohin man es gar nicht vermuthen sollte — er greift in Regionen, die sogar verboten scheinen — genug er ist in dieser Hinsicht eine Art von kontrapunktistischem Beethoven. Rochlitz in seinem Werke: „Für Freunde der Tonkunst,“ dessen Lektüre nicht genug empfohlen werden kann, stellt eine höchst interessante Vergleichung Bach's mit Händel an, aus der wir hier Einiges mittheilen. „Händel und Bach, sagt er, wurden geboren nach langem Schlummer künstlerischer und auch tonkünstlicher Originalität, fast in einem Monat; Beide starben im hohen Mannesalter, thätig bis an ihr Lebensende. Beide wuchsen in niederm Stande und in kümmerlichen Verhältnissen auf; Beide waren stark und eisenfest von Körper An Beiden zeigte sich das Talent schon in den Kinderjahren; Beide sind schon als Knaben tief eingeweiht in Theorie und Praxis. Beide erhielten Unterricht von ausgezeichneten Organisten, um gleichfalls ausgezeichnete Organisten zu werden. Beide gelangen später zu einem höheren Beruf, werden weit und breit berühmt und von den größten Fürsten ihrer Zeit ausgezeichnet. Beide widmen ihre Thätigkeit vor Allem dem Erhabenen, Großen, Reichen, und am liebsten für religiöse Zwecke. Beide sind strengrechtliche Männer, voll Glauben an die Religion. Beide erblinden in ihrem Alter, ohne deßhalb ihrer Kunst untreu zu werden; Beide sterben ruhig, geachtet und geehrt, aber erst von der Nachwelt mehr verstanden. Wie viele Aehnlichkeiten! und dabei doch Beide so verschieden als Menschen und als Künstler; Händel gefiel sich im Gewühl des Lebens, unter Massen des Volks und im Umgang mit den Großen, machte die vielfältigsten Er-

Digitized by Google

fahrungen und blieb bei allem Schicksal seinem Charakter treu bis zum Tode; sein Leben hat etwas Heroisches. Bach fühlte sich befriedigt, mit siebenzig Thalern als Organist in Arnstadt angestellt zu sein, ließ sein weiteres Glück ungesucht kommen, lebte in stiller Zurückgezogenheit seinem Amte und seiner Kunst, erzeugte eine ganze Kolonie von Kindern, starb arm, und ruht auf dem Leipziger Gottesacker, Niemand weiß wo. Sein Leben hat etwas Patriarchalisches. Uebrigens haben Beide einander nie gesehen und eben so wenig bemerklich auf einander eingewirkt."

Wer Ausführliches über Bach's Leben lesen will, den verweisen wir auf die „Biographie Sebastian Bach's von Forkel", indem wir uns hier nur noch erlauben, einige allgemeine und besonders für die Jugend zu beherzigende Betrachtungen anzureihen.

Jetzt, wo fast die halbe Welt musikalisch ist, und wo die meisten gebildeten Familien ihre Kinder auch in der Musik unterrichten lassen, handelt sich's mehr als je um die Frage, welcher Weg wohl bei dem Musikunterrichte einzuschlagen sein möchte. Ein Musiklehrer, wie man sie in allen bedeutenderen Städten nicht zu Dutzenden, sondern zu Hunderten findet, ist gewöhnlich sogleich bereit, sich in alle die Anforderungen zu finden, welche die Eltern der Kinder oder diese selbst machen. Diese erstrecken sich gewöhnlich nicht weiter, als die Kinder sollten bei vorkommenden Gelegenheiten etwas klimpern können, das in die Ohren fällt und was Gesellschaften belustigt oder „amüsirt," für welches französische Wort wir keinen deutschen Ausdruck haben. „Amüsiren" — dieses elende Wort ist eigentlich das Gegentheil von aller wahren Kunst. „Amüsiren" heißt — seiner ursprünglichen Ableitung nach — a Musa, d. i. „von der Muse entfernen," oder auch: die Kunst, die Zeit todtzuschlagen, seine Muße zu vergeuden, d. i. sie an ein Nichts hinzuopfern. Zu diesem Zwecke werden denn Walzer, Galoppaden, Märsche und höchstens Variationen von Czerny und Hünten gebraucht — wenn es zu Stückchen aus Rossini's und Bellini's Opern kommt, so ist dieß schon etwas Außerordentliches. Gewöhnlich bleibt man bei den vielbeliebten Tänzen von Strauß und Lanner stehen; diese hört jeder gern, diese soll jeder spielen, der sich vor der Gesellschaft an das Pianoforte setzt — mit diesen ist bei unserm gewöhnlichen Musikunterricht der Gipfel der höchsten Ansprüche erreicht. So hoch nun in ihrer Art diese kleinartigen Kompositionen stehen mögen, so stehen sie doch immer auf der alleruntersten Stufe der Musik, und wer blos Musik lernt, um vor Gesellschaft einen Walzer spielen zu können, der ist, er mag sein, wer er will, ein äußerst kleiner Geist. Auch selbst dann, wenn man eine Kunst blos aus Liebhaberei treibt, soll man lieber das Höchste, als das Unterste und Letzte in ihr in's Auge fassen. Da hat man nun eine Menge Klavierschulen und Werke geschrieben, wo von den Geheimnissen des Klavierspiels die Rede ist, und in allen findet man nicht das Wahre. Wie viele Musiker fragten mich schon, welche Schriften sie über ihre Kunst lesen und studiren sollten. Ich konnte ihnen immer nichts Besseres sagen, als: Studirt vor Allem erst einmal des alten guten Herrn Fux „Gradus ad Parnassum," und den von Clementi dazu, spielt Bach's Fugen, Phil. Emanuel Bach's Sonaten, die Haydn's Bibel waren, haltet euch an Dussek's Werke, macht euch an Mozart und eilt an seiner Hand dem großen Beethoven in die Arme, und wenn ihr dann keine Musiker seid, so soll euch der T....l holen!" Aber die Herren thaten dieses Alles nicht, und so holte sie denn auch richtig der T....l. Musik ist eine ernste Sache, und wie dort vor Zeiten stand: „Res severa est verum gaudium," „eine ernste Sache ist eine wahre Freude." Wer sie blos zur Unterhaltung treibt, wem sie nicht den ganzen Verstand und das ganze Gemüth in Anspruch nimmt, der ist ein ganz fader, hohler, alltäglicher Geist; dabei müssen wir fest bleiben, wenn noch von deutscher Musik künftig irgend die Rede sein soll.

Der Urquell aber aller Musik ist unser Sebastian, zu dem Jeder zurückkehren muß, der einen ordentlichen Grund legen will. Also lieber musikalischer Schüler, der du etwas Besseres und Höheres lernen willst, als jetzt leider Gottes allgemein an der Tagesordnung ist, fange lieber gar nicht an oder geh' den rechten Weg. Kümmere dich einmal vor der Hand gar nicht um all' den neuern musikalischen Modekram, und studire einmal Bach's Fugen oder Haydn's und Mozart's Klaviersonaten. Eine davon recht zu spielen, ist eine so schwere Sache, daß man selten die größten Virtuosen der Welt trotz der anscheinenden Leichtigkeit diese Aufgabe befriedigend lösen hört. Das macht: Unsere Virtuosen sind alle zu sehr „Techniker," d. h. Hexenmeister mit den Fingern und zu sehr Verstandesmenschen, als daß sie ein einfaches Stück, wo nur Herz spricht, gehörig vortragen könnten. So eine Hexerei mit den Fingern läßt aber keinen Eindruck in der Seele zurück; das Herz bleibt dabei kalt wie Eis. Da sind in der neueren Zeit Leute wie Chopin, Herz, Liszt und Andere aufgestanden, ganz verschieden von einander, aber bei Allen kommt es doch auf Schwierigkeiten hinaus, welche zu besiegen ganze Jahre Zeit kostet, und wenn sie nun besiegt sind, was ist's dann? Dann hat man das Stück, das mühsam eingelernte, überdrüssig, und orgelt's 'runter, ohne etwas dabei zu empfinden. Wie ganz anders steht dagegen eine Sonate von Phil. Eman. Bach, von Haydn, von Mozart oder auch von Beethoven da! Welchen ewigen Reiz behält eine Fuge von Seb. Bach! Wer Klavier spielen lernt, der kann zweierlei Absicht haben. Entweder er lernt es für sich, oder er lernt es für Andere. Wenn er's für Andere lernt, so dauert er mich; wenn er's aber für sich lernt, so ist er auf dem rechten Wege. Das Klavier ist durchaus ein Instrument für den Selbstgenuß; wer sich tausend selige Stunden im Leben bereiten will, der lasse sich die Mühe nicht verdrießen und lerne Klavier spielen, und dann spiele er am liebsten immer ganz allein und meide jeden Lauscher, statt ihn zu suchen. Wer dieses Instrument aber lernt, um vor Andern mit seiner

Digitized by Google

Fertigkeit zu glänzen, dieser ist ein elender Schächer, der es in der eigentlichen Kunst nie zu etwas bringen wird. Freilich gehört eine große und ganz besondere Sammlung der Seele dazu, an so ernsten Werken, wie Bach's Fugen sind, Geschmack zu finden, aber wer diesen guten Geschmack einmal hat, den ekelt dann alle leichte Waare der neueren Zeit an, und wenn einmal in unserm deutschen Vaterlande dieser gute Geschmack an gediegenen alten Sachen wieder allgemein herrschend werden sollte, dann ließe sich vielleicht ein neues goldenes Zeitalter der Musik hoffen, wozu es aber bis jetzt leider noch wenig Aussicht hat.

E. Ortlepp.

Die Lappländer und der Bär.

In dem nördlichen Theile von Schweden, in den Provinzen Dalekarlien, Jemteland, Westerbotten und Norrboten gibt es sehr viele Bären, welche sich meistens in den ungeheuern Wäldern aufhalten, womit diese Gegenden bedeckt sind, und nur dann den Wohnungen der Menschen näher kommen, wenn sie durch den Hunger getrieben werden. Diese Thiere, welche zu der Art der braunen Bären gehören, sind zwar sehr groß und stark, aber für den Menschen keineswegs gefährlich, ausgenommen wenn sie von den Menschen angegriffen, gezwungen sind, ihr Leben zu vertheidigen, welches gewöhnlich der Fall ist. Die Bärenjagd bietet so viele Vortheile, daß die Bewohner jener nördlichen Gegenden sich dieser Beschäftigung sehr fleißig hingeben, denn nicht nur befreien sie sich durch Erlegung eines Bären von einem mächtigen Feinde, der oft große Verheerungen unter den Heerden anrichtet, sondern sie bekommen auch von der Regierung ein ansehnliches Schußgeld, und lösen eine nicht unbedeutende Summe aus dem Felle und zuweilen auch aus dem Fleische des erlegten Thiers, das, frisch genossen, recht gut schmeckt.

Der braune Bär ist, wie gesagt, für den Menschen nur dann gefährlich, wenn er durch den Hunger beinahe wüthend wird, und auch dann wagt er nur selten einen Angriff auf denselben. Sehr leicht ist es, den Bären zu zähmen, besonders, wenn man ihn ganz jung bekommt, er ist sehr gelehrig, gutmüthig und zeigt, wenn er gut behandelt wird, große Treue und Anhänglichkeit an seinen Herrn. — Ein Pfarrer in Westerbotten hatte zu seinem Vergnügen ein Paar Bären auf seinem Hofe, die er ganz jung eingefangen und aufgezogen hatte, sie spielten mit den Kindern, waren sehr gehorsam und begleiteten ihren Herrn überall hin, sogar auf die Jagd, ohne sich von ihm zu entfernen. Zu gewissen Zeiten des Jahres verließen sie beide den Pfarrhof, liefen in den Wald, blieben zwei bis drei Wochen weg und kamen dann wieder zurück. Mit den Hunden und Katzen auf dem Pfarrhofe lebten sie in der größten Eintracht, spielten mit ihnen und ließen sich sogar von ihnen necken und plagen, ohne es im Geringsten übel zu nehmen, auch den Pferden und dem übrigen Vieh thaten sie nichts zu Leide, hatten sogar mit einem alten Pferde des Pfarrers eine innige Freundschaft geschlossen und brachten gewöhnlich die Nacht in demselben Stalle mit ihm zu. Ihr Liebling aber war die älteste Tochter des Pfarrers, welche, als die jungen Bären eingefangen wurden, noch ein ganz kleines Kind und mit ihnen aufgewachsen war, zu der Zeit aber, wo ich den Pfarrer besuchte, ein Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren sein mochte. Die ungeheuern Thiere gehorchten ihr wie ein Paar gut abgerichtete Hunde, ließen sich Alles von ihr gefallen, zitterten und drückten sich, wenn sie ihnen mit einer kleinen, leichten Peitsche oder Ruthe nur von Weitem drohte. Als ich auf einer Reise in diesen Gegenden auf den Pfarrhof trat, war ich nicht wenig überrascht und erschrocken, wie auf einmal zwei große Bären auf mich zutrabten und mich von allen Seiten beschnupperten; ich blieb stehen und wartete, über diesen sonderbaren Empfang bei einem geistlichen Herrn nicht wenig betroffen, etwas ängstlich ab, was die beiden Bestien mit mir vornehmen würden, als plötzlich die hübsche Pfarrerstochter am Fenster erschien und die Unholde beim Namen rief, die mich sogleich verließen und in einen Winkel krochen, wo sie ganz ruhig liegen blieben. Beim Mittagessen lagen beide hinter dem Stuhle ihrer jungen Herrin und empfingen mit behaglichem, leisen Grunzen die Stückchen Brod oder Kartoffeln, die sie ihnen zuwarf und die Liebkosungen, welche sie ihnen zuweilen zukommen ließ; wenn sie zudringlich wurden, war ein Wort oder ein Wink hinreichend, sie wieder in die Schranken der Bescheidenheit zurückzuweisen. So hatten sie schon über sechszehn Jahre auf dem Pfarrhofe gelebt und noch niemals irgend einen Menschen oder einem Thiere ein Leid zugefügt.

Die sogenannten Waldlappen, das heißt die Lappländer, welche nicht, wie die nomadischen Lappen blos von der Rennthierzucht leben, und mit ihren Heerden in dem Lande herumziehen, sondern die Wälder bewohnen, sich hauptsächlich von der Jagd ernähren und namentlich auch den Bären nachstellen, haben über dieses Thier ganz sonderbare Begriffe, welche sich nur dadurch erklären lassen, daß die Lappländer überhaupt, obgleich dem Namen nach Christen, doch noch sehr wenig aufgeklärt sind und eine Menge von abergläubischen Ideen und Gebräuchen beibehalten haben, an denen sie fest hängen und die trotz der Mühe, welche die unter ihnen lebenden Pfarrer und Missionäre sich geben, doch nur schwer auszurotten sind. So erzählen sie z. B., daß nach Erschaffung der Welt unser Herrgott in Menschengestalt nach Lappland gekommen sei, um sich zu überzeugen, daß dort Alles in Ordnung sei und gut von Statten gehe. Da sei er nun an einen großen breiten Fluß gekommen, der so tief war, daß man ihn nicht durchwaten konnte; Gott habe alsdann einem Wolfe gerufen, daß er ihn hinübertrage an das andere Ufer, aber dieser habe dieses nicht thun wollen und unsern Herrgott, den er freilich nicht kannte und für einen Menschen gehalten habe, noch obendrein verspottet und verhöhnt. Nun sei ein Rennthier daher gekommen,

Digitized by Google

das Gottes Bitte, ihn über den Fluß zu tragen, ebenfalls abgeschlagen und geantwortet habe, es sei hungrig und nicht willig, sein Futter stehen zu lassen, um einem Menschen gefällig zu sein. Endlich habe der Bär, der ein Zeuge dieses ganzen Auftrittes gewesen, sich von selbst angeboten, den Fremden über den Fluß zu tragen, was er auch wirklich gethan habe, darauf habe sich Gott zu erkennen gegeben und den Bären dadurch belohnt, daß er ihm erlaubte, während der kältesten Jahreszeit zu schlafen; das Rennthier sei verurtheilt worden, als Strafe für seine Faulheit fortan unter der Botmäßigkeit des Menschen zu leben, der Wolf aber sei von Gott verflucht und in die Acht erklärt worden.

So sind die Lappländer auch überzeugt, daß der Bär einen beinahe menschlichen Verstand besitze, ja, daß er Alles, was von ihm gesprochen wird, auch wenn er nicht zugegen ist, wisse und höre und sich an demjenigen zu rächen verstehe, der sich erlaube, Uebles von ihm zu sprechen, wie auch den zu belohnen, der gut von ihm denke und rede. Deßwegen wird man auch niemals hören, daß die Lappländer sich mißbilligend oder gar geringschätzend über den Bären ausdrücken. Wenn sie eine Jagd verabreden, so nennen sie ihn niemals bei seinem Namen, damit er nicht merken soll, daß von ihm die Rede sei, sondern bezeichnen ihn durch irgend einen angenommenen Namen oder auch nur durch ein Zeichen; auch wird überhaupt das Wort Bär beinahe niemals von ihnen gebraucht, sondern sie geben ihm gewöhnlich den Namen „Großvater," den sie im Allgemeinen auch allen Respektspersonen, ihren Pfarrern, Richtern, Missionären und allen Menschen ertheilen, denen sie Ehrfurcht bezeigen wollen. Wenn sich ein Lappe, vielleicht in der Trunkenheit einen unanständigen Ausdruck gegen die Bären erlaubt, so wird er sogleich von allen Anwesenden streng bestraft, die Männer schlagen ihn, die Weiber und Kinder spucken ihm in's Gesicht und er wird mit Stößen und Fußtritten zur Hütte hinausgeworfen, Alles in der Absicht, die verunglimpften Bären zu versöhnen und die Rache derselben von sich abzuwenden. Noch vor fünfzig Jahren herrschte beinahe in ganz Lappland die Sitte, daß, wenn zwei oder drei Lappen zusammen auf die Bärenjagd gingen, ihre Weiber sich in der Hütte des einen von ihnen versammelten und während der ganzen Zeit der Abwesenheit ihrer Männer, den Bären eine eifrige Lobrede hielten und alles nur erdenkliche Schöne und Gute von ihnen sagten und erzählten, wobei sie so laut als möglich schrien, damit es die Bären doch ja hören möchten. Wenn dann die Männer mit dem erlegten Thiere nach Hause kamen, erhoben die Weiber ein klägliches Geschrei, schimpften die Jäger aus und wehrten ihnen den Eingang der Hütte, diese hoben dann einen Theil des Daches ab und schoben durch diese Oeffnung den todten Bären in ihre Wohnung, worauf die Weiber sich um denselben versammelten, ein eigen dazu gedichtetes Lied, genannt die Bärenklage, absangen und ihre Männer zwangen, den Bären um Verzeihung zu bitten, daß sie ihn getödtet hatten. Diese lächerliche Komödie ist jedoch jetzt nur noch in sehr wenigen Theilen von Lappland gebräuchlich und wenn die Lappländer von den Obrigkeiten auf dieser und andern abergläublschen Ceremonien ertappt werden, so werden sie strenge bestraft.

Wenn der Bär erlegt ist, wird ihm das Fell abgestreift, dann das Fett zerlassen und gewonnen, das Fleisch sorgfältig von den Knochen abgelöst, ein Theil desselben sogleich verzehrt, das übrige unter die Jäger vertheilt, und dann zur Beerdigung der Bärenknochen geschritten, welche mit großen Feierlichkeiten und noch größerer Ordnung und Pünktlichkeit vorgenommen wird. Nachdem die Jäger in größter Stille und ohne ein Wort zu sprechen, eine große Grube gegraben haben, holen sie die Gebeine des Thieres und legen sie ganz genau in anatomischer Ordnung in dieselbe, den Kopf zuerst, dann die Halswirbel, die Vordertatzen, den Rumpf u. s. w. bis das ganze Gerippe vollständig zusammengesetzt da liegt. Bei dieser Operation dürfen die Weiber nicht gegenwärtig und ganz besonders müssen die Hunde davon entfernt sein, theils, weil die Lappen die Anwesenheit derselben bei jedem wichtigen Geschäfte für unheilbringend halten, theils und hauptsächlich, weil bei dieser Gelegenheit leicht ein Bärenknochen von einem Hunde geraubt werden könnte, was als ein großes Unglück gilt. Trotz aller Sorgfalt und Mühe, die sich die Jäger geben, geschieht es dennoch zuweilen, daß ein armer hungriger Hund es wagt, sich einen kleinen Theil des Bärengerippes anzueignen; ein solches Vergehen muß das arme Thier jedesmal mit dem Leben bezahlen; es wird augenblicklich todtgeschlagen und seine eigenen Knochen werden an die Stelle der vermißten in die Grube gelegt. Nachdem der Bär begraben ist, wird eine Art von Klagelied oder, richtiger gesagt, eine Lobrede über ihn abgesungen und die ganze Ceremonie mit einem Trinkgelage beendiget. Auch dieser Gebrauch der feierlichen Bestattung des Bären hat seinen Grund in dem Wahne, daß dieses Thier allwissend und unsterblich sei. Die Lappländer glauben, daß die Seele dieses Thiers, sobald es getödtet worden, zwar den Körper verlasse, aber bis zur Bestattung desselben, immer denselben umgebe und erst nachher wieder in einen andern Bärenkörper übergehe. Wird nun das Gerippe anständig begraben, und überhaupt dem erlegten Bären schuldige Achtung erwiesen, so wird er sich später vielleicht von demselben Jäger noch einmal, und zwar ohne Gefahr für denselben tödten lassen; ist dieses aber nicht der Fall, wird der erlegte Bär durch Schmähungen verunglimpft oder wird seinem Leichnam nicht ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil, so wird er früher oder später an dem Verwegenen selbst, oder an seiner Familie und an seinem Eigenthum eine blutige Rache nehmen.

Die Art und Weise, wie die Lappen den Bären jagen, ist eigenthümlich genug und namentlich deßwegen merkwürdig, weil sie, die sonst im gewöhnlichen Leben feig und verzagt sind, bei diesen Angelegenheiten einen außerordentlichen Muth an den Tag legen. Ob-

Digitized by Google

gleich die Waldlappen, von denen ich hier spreche, Feuergewehre besitzen und sehr geschickt mit denselben umzugehen wissen, so ist es doch ein höchst seltener Fall, daß sie auf der Bärenjagd Gebrauch davon machen; ein Lappländer, der einen Bären anders erlegt als mit dem Spieß, wird von den andern Jägern verachtet und von den Seinigen verhöhnt und verspottet. Eben so schimpflich ist es für einen Lappen, den Bären im Schlafe zu beschleichen und zu tödten, auch gilt es nicht für ehrenhaft, wenn zwei Männer zumal einen Bären angreifen; nein, der Kampf um Leben und Tod muß offen und redlich, von Angesicht zu Angesicht, beinahe Brust an Brust, Mann gegen Bär gekämpft werden, und nur im äußersten Nothfall ist es erlaubt, daß ein Jäger seinem vielleicht schon schwer verwundeten, von dem wüthenden Thiere besiegten Kameraden zu Hilfe eile.

Gleich im Anfange des Winters, wenn der erste Schnee gefallen, sucht sich der Bär eine Felsenhöhle oder macht sich aus Blättern und Moos, die er zusammenträgt, ein weiches Lager zurecht, wo er sich hinlegt und bis gegen den Frühling hin schläft, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Während seines Schlafes hat er gewöhnlich eine Tatze im Maule, an der er saugt, sonst aber nimmt er die ganze Zeit über nichts zu sich und zehrt, wie man zu sagen pflegt, von seinem eigenen Fette. Sehr natürlich ist es, daß er, wenn er aus seinem langen Winterschlafe erwacht, sehr hungerig, und zu dieser Zeit auch darum am allergefährlichsten ist; aber merkwürdig ist es doch auch wieder, daß er bei seinem Erwachen durchaus nicht so mager ist, wie man es nach so langem Fasten glauben sollte, ja es werden nicht selten im Frühjahre Bären erlegt, die noch ganz fett sind, bei denen aber eine der Vordertatzen ganz bis auf die Haut und Knochen geschwunden ist. Wenn nun der erste Schnee gefallen, so suchen die Lappländer in demselben die Spuren des Bären auf, die sie, wenn sie sie gefunden, verfolgen und so bis an das Lager des Bären gelangen. Diese Stelle wird dann auf irgend eine Weise bezeichnet, und der Bär einige Wochen lang seiner Ruhe überlassen. Nach dieser Zeit ziehen dann zwei oder höchstens drei Jäger aus, begeben sich an das ihnen bekannte Bärenlager, wecken ihn auf, und rufen ihn gleichsam zum Zweikampfe heraus. Ich habe mehrere solche Bärenjagden in Lappland mitgemacht und eine derselben hätte beinahe ein tragisches Ende genommen. Die Lappen weigerten sich lange, uns auf die Jagd mitzunehmen und als wir sie, halb durch Bitten, halb durch Drohungen, dazu vermocht zu haben glaubten, führten sie uns an ein Lager, welches schon leer war. Als wir ihnen jedoch feierlich versprochen hatten, daß wir nur Zuschauer der Jagd sein, unsere Gewehre nur im allerhöchsten Nothfalle gebrauchen, aber in keinem Falle Anspruch auf die Beute machen, sondern diese den Jägern ganz überlassen und sie noch dazu gut belohnen wollten, fanden sie sich endlich bereit, uns am nächsten Tage auf die Jagd mitzunehmen. Vollkommen gerüstet, den geladenen Stutzen auf dem Rücken, die Axt im Gürtel und den schweren, mit starker eiserner Spitze und unter derselben mit eisernen, horizontal durchgehenden Querstangen versehenen Spieß auf der Schulter, gingen die beiden Lappen voran. Das Wetter war sehr schön, aber sehr kalt, der Thermometer zeigte dreißig Grade und die schwachen Strahlen einer blassen Februarsonne brachen sich tausendfältig in den Millionen von nadelartigen Eiszäpfchen, die in allen Farben des Regenbogens spielend, an den Zweigen der gigantischen Tannen und Fichten herunterhingen. Lustig glitten wir mit unsern Schneeschuhen, zwei langen schmalen Brettern, die an die Füße geschnallt werden, um im tiefen Schnee nicht einzusinken, über die hart gefrorne weiße Fläche hin und kamen nach ungefähr einer Stunde an eine lichte Stelle des Waldes, wo zwei hohl übereinander liegende Felsen eine Art von niedrigem Thor bildeten, in welchem der Bär sich unter einer Masse von dürren Blättern, Zweigen und Moos so tief gebettet hatte, daß er ganz unsichtbar war. Etwa hundert Schritte von diesem Lager wurden wir von dem einen Jäger im Kreise angestellt, der andere blieb mitten in demselben stehen, fing an zu rufen und zu schreien und warf, als sich darauf in dem Bärenlager nichts rührte, einige große Steine auf dasselbe. Das wirkte, wir hörten ein dumpfes Murren, der Jäger nahm seinen Spieß von der Schulter, wir verdoppelten alle unser Geschrei; bald hörten wir das Laub rascheln, eine Bärenschnauze kam zum Vorschein, dann der ganze Kopf, und Petz schien sich ganz verwundert umzusehen und nicht übel Lust zu haben, sich um uns gar nicht zu bekümmern, sondern ruhig sein Schläfchen fortzusetzen. Aber darin hatte er sich verrechnet; ein paar Steine, die ihn an dem empfindlichsten Theile seines Körpers, an der Nase trafen, brachten ihn endlich aus seiner Ruhe, er stieß ein kurzes, lautes Gebrüll aus und mit einem Sprunge war er aus seinem Lager. Kaum hatte er seinen nächsten Feind, den mitten im Kreise stehenden Lappen erblickt, als er auch auf ihn zutrabte und, als er sich ihm auf einige Schritte genähert hatte, sich auf die Hinterbeine aufrichtete und auf diese Weise, mit offenem Rachen auf seinen Feind zuging. Der Lappe erwartete seinen Gegner mit gefälltem Spieße, und als das Thier ganz nahe bei ihm stand, suchte er ihm denselben in das Herz zu stoßen, aber das war nicht leicht, bald parirte der Bär den Spieß mit den Tatzen, bald faßte er ihn mit den Zähnen und hieb mit den Tatzen auf den Jäger zu, dessen Blut bald aus mehreren Wunden zu fließen anfing. Nach einigen fruchtlosen Versuchen zog sich der Jäger langsam einige Schritte zurück, stand dann wieder still, und bückte sich tief, gleichsam um den Streichen der wüthenden Bestie so viel möglich auszuweichen; plötzlich aber richtete er sich auf und stieß geschickt und mit seiner ganzen Kraft dem Bären seinen Spieß in das Herz. Das getroffene Thier brüllte fürchterlich und führte noch einen so starken Hieb auf den Spieß, daß der Schaft desselben abbrach; aber es war zu spät, das Herz war durchbohrt, der

Digitized by Google

Bär stürzte zu Boden, zuckte noch einige Male und war todt.

Unsere Aufmerksamkeit war durch diesen Zweikampf so sehr in Anspruch genommen worden, daß keiner von uns es bemerkt hatte, wie aus der Höhle ein zweiter Bär hervorgekrochen, und auf dem Punkte war, seinen erlegten Kameraden zu rächen und den siegreichen Lappen von hinten anzugreifen. Ich war der erste, der ihn gewahr wurde, als er schon ganz nahe an mir war; in aller Eile schoß ich auf ihn, verwundete ihn auch, aber nur leicht; er stutzte einen Augenblick und schien unentschlossen zu seyn, ob er mich angreifen oder entfliehen wolle, endlich wählte er das Letztere, er kam aber nicht weit; von der Kugel eines meiner Reisegefährten tödtlich getroffen, schleppte er sich noch einige Schritte mühsam weiter, stürzte zusammen und blieb liegen.

Obgleich wir durch unsere Dazwischenkunft dem einen Lappen, der sonst von dem zweiten, ganz unerwartet hinzutretenden Bären ganz gewiß zerrissen worden wäre, das Leben gerettet hatten, so war doch er sowohl, wie sein Begleiter sehr erzürnt auf uns, weil wir das ihnen gegebene Versprechen, nicht zu schießen, nicht gehalten hatten. Sie wurden jedoch besänftigt, als wir sie abermals versicherten, daß wir auch auf das von uns erlegte Thier keine Ansprüche machen, sondern ihnen dasselbe ganz überlassen wollten. Der eine war am Kopfe und an der Schulter durch die scharfen Krallen des Bären ziemlich bedeutend verletzt worden, er schien sich jedoch nicht viel daraus zu machen, sein Gefährte wusch die Wunden mit Schnee aus, legte dann gekautes Moos, das er mit Branntwein befeuchtete, hinein und der Verband war fertig. Die Spitze des zerschlagenen Spießes, in welcher die Spuren der Zähne des Bären tief eingeprägt sind, kaufte ich, als Andenken an diese Jagd, dem Jäger ab.

Es gehört zu den höchst seltenen Fällen, daß zwei Bären in einem und demselben Lager überwintern und der eine unserer Begleiter versicherte auch, daß dieses seit zwanzig Jahren, während denen er sich mit dieser Jagd beschäftigt, das erste Mal sei, daß ihm dieses vorgekommen. Es soll zwar oft geschehen, daß sich zwei Bären um dasselbe Lager bewerben, aber dann kämpfen sie gewöhnlich um dasselbe, der Sieger nimmt Besitz davon, der Besiegte sucht anderswo unterzukommen, beinahe niemals geschieht es aber, daß sich beide friedlich neben einander lagern.

Wie in ganz Europa, so werden auch in Schweden die Bären immer seltener; die Jagd auf dieses Thier bietet so viele Vortheile, daß sich namentlich im Norden viele Leute beinahe ausschließlich mit derselben abgeben, und so wird denn vielleicht in einem halben Jahrhundert, so wie die Bevölkerung zunimmt, und die Wälder gelichtet werden, der Bär auch in Schweden zu den seltenen Jagdthieren gehören.

Die Meisen.

(Taf. 36.)

Die Meisen gehören mit zu denjenigen Vögeln, welche verdienen, daß sie von uns in Schutz genommen werden, nämlich zu denjenigen Insektenfressern, welche durch Vertilgung schädlicher Thiere für uns sehr nützlich werden. Sie gehören aber auch zu denjenigen, deren große Nützlichkeit nicht anerkannt wird, und die aus Unwissenheit und Vorurtheil verfolgt werden, weil sie zu Zeiten, wo die Insekten fehlen, auch Sämereien fressen. Der Schaden in letzterer Beziehung ist nie allgemein, und kann immer nur unbedeutend auch schon deßhalb genannt werden, weil er sich auf weniger wichtige Erzeugnisse, als unser Obstertrag ist, erstreckt. Es ist in der neuesten Zeit viel Wahres und Verwerfliches über die Verhütung der Störungen, welche die Brnten der Vögel zu erleiden haben, gesagt worden, allein man schreibt hierüber viel in den Tag hinein nach übrigens wohlgemeinten Ansichten, doch seltener nach eigener, aus Erfahrung hervorgegangener Ueberzeugung. Ich habe in diesem Jahre über die geringe Zahl mancher Vogelgattungen klagen hören, welche gerade so häufig waren, wie es selten der Fall zu sein pflegt. So hörte ich über die Umgebung Stuttgarts äußern, es gäbe keine Würger, wenig Rothkehlchen, fast keine Nachtigallen und Schwarzköpfe. Würger gibt es aber alljährlich häufig; Schwarzköpfe sind nicht selten; Rothkehlchen habe ich noch nie so viele gesehen und Nachtigallen waren etwa 50 Paar hier. Wenn man aber die Sache weiter verfolgt, so stellt sich heraus, daß solche Leute diese Vögel größtentheils nicht kennen; schon Manchen hörte ich beim Anblick einer Nachtigall verwundert sagen: Das ist eine Nachtigall!? —

Man hat stets die Sänger und die ihnen verwandten Vögel als die nützlichsten betrachtet, weil sie sich von lauter Insekten nähren und keine Körner fressen, allein sie sind so wählerisch, daß sie sich um die schädlichen gar nicht bekümmern, wenn sie einmal eine Gattung gefunden haben, an welche sie sich halten können. Weit übertroffen werden sie von unsern Finken- und Meisen-Gattungen, welche nicht solche Unterschiede machen. Ein Sänger nimmt gewiß nur im Nothfalle eine Raupe, die er nicht ganz verschlucken kann; die Meise aber zerhackt einen größeren Bissen und frißt auch die leichtbehaarten Raupen wie die glatten. Die Sänger fressen nur glatte Raupen. Die uns so verhaßten Kaiwürmer werden in großer Anzahl von Finken und Meisen verspeist, und andere schädliche Baumraupen sind ihnen ebenfalls willkommen, denen sie schon durch ihren häufigen Aufenthalt in den Baumgärten zerstörend an die Seite gestellt sind. Der überwiegende Nutzen dieser Vögel vor andern stellt sich noch ferner dadurch heraus, daß sie auch den Winter über bei uns bleiben, während die Sänger wegziehen. Um diese Zeit ziehen die Meisen schaarenweise überall umher, und suchen die Bäume fleißig von Puppen und Eiern zu säubern, in welcher Absicht sie in beständiger Bewegung sind und mit großer Geschicklichkeit an Stämmen und

Digitized by Google

Aesten umherklettern. Dazu kommt noch besonders die größere Zahl ihrer Bruten und ihrer Jungen. Manche Meise hat 8—20 Junge in einer einzigen Brut zu ernähren, ihren eigenen Bedarf nicht gerechnet, und solcher Bruten macht sie in einem Sommer 2 bis 3. Um eine annähernde, in der Wirklichkeit jedenfalls vorhandene und eher günstigere, Berechnung anzustellen, darf man für jede unserer einheimischen Meisengattungen zwei Bruten, jede mit 10 Jungen, annehmen, welche 10 Tage lang für den Kopf 20 Raupen (Futter für alte und die andern Insekten, welche sie nebenbei noch verzehren, nicht gerechnet) nöthig haben, thut für die Brut 2000 Raupen und für beide 4000. Diese Zahl ist so gering angeschlagen, daß sie in Jahren, wo die Kaiwürmer häufig sind, allein in solchen besteht, indem die Meisen diese vorziehen und auch bei dem späten Flug der Frostspanner (der aus dem Kaiwurm entstehende Schmetterling) die einzigen Vögel sind, welche das Insekt im vollkommenen Zustande, namentlich die an den Stämmen sitzenden ungeflügelten Weibchen, vertilgen. Nimmt man aber nun von den 4000 Raupen als dem jährlichen Bedarf eines Meisenpaares nur 3000 Kaiwürmer an, von welchen wenigstens die Hälfte Weibchen sind und ein einziges 200 Eier legt, so finden wir, daß ein solches Vogelpaar 300,000 schädliche Raupen und noch manches andere schädliche Insekt vertilgt. 300,000 Kaiwürmer aber sind mehr als hinlänglich, den Ertrag von 100 der größten Obstbäume auf 2 Jahre gänzlich zu zerstören, was in Geldwerth, ganz gering gerechnet, 1000 fl. beträgt. Zur schuldigen Danksagung ist ein allgemeiner Vertilgungskrieg gegen die Meisen eingeleitet, ohne Schonung werden sie mit Flinte und Blasrohr geschossen und in den sogenannten Meisenkasten überall gefangen! Wer eine Summe von 1000 fl. borgt, muß solche mit namhaften Zinsen wieder zurückbezahlen: Die Meisen haben uns schon Millionen geborgt, ohne daß wir ihnen heimbezahlen dürfen, und man gönnt ihnen nicht einmal, sich einige Tage von Körnern zu nähren, um ihr Leben für eine Zeit zu fristen, wo sie für uns höchst unentbehrlich sind.

Die Meisen, ihrem äußern Ansehen, ihrer Nahrungs- und Lebensweise nach aus einem Sänger und einem Finken zusammengesetzt, sind kleine Vögel mit ziemlich kurzem Körper, großem Kopf und kurzen Flügeln. Die Federn, womit der Körper bedeckt ist, sind zerschlissen und seidenartig. Ihre Farben sind nicht grell, aber doch schön, und die Zeichnung angenehm. Sie haben einen kurzen, kegelförmigen und geraden Schnabel mit scharfen Kanten und kleinen, runden Nasslöchern, welche mit einem aufgetriebenen Rande versehen und mit Federn bedeckt sind. Die Füße sind kurz, stark und mit scharf gebogenen Nägeln besetzt, welche an der Hinterzehe sehr lang sind, was ihnen das Klettern erleichtert. Ihr Flug ist kurz und anstrengend; dagegen sind sie gewandt im Hüpfen, nicht so im Gehen auf ebenem Boden. Hier sieht man sie daher nie, aber auf ihren Bäumen sind sie in beständiger Bewegung und klettern bis an die dünnsten Zweige hinaus. Sie sind sehr zänkisch und keck, neuglerig und listig. Einen eigentlichen Gesang haben sie nicht; ihre Locktöne sind mannigfaltig, auffallend und haben bei jeder Gattung etwas Eigenthümliches. Ihre Nahrung besteht in verschiedenartigen Insekten, und zu Zeiten, wo diese nicht anzutreffen sind, aus Sämereien. An Früchte gehen sie nur des Kernes wegen. Den Hanf- und Mohnfeldern machen sie häufig Besuche, im Walde gehen sie nach dem Samen verschiedener Hölzer, besonders des Nadelholzes und in den Gärten sind ihnen die großen öligen Samen der Sonnenblume willkommen. Einen harten Kern halten sie zwischen den Füßen und hacken mit dem Schnabel darauf, bis sie zu seinem Inhalte gelangen.

Die Vermehrung der Meisen ist sehr bedeutend, nicht nur durch öfteres Brüten, sondern durch die große Zahl der Eier in einer Brut. Man findet deren 8—12, 14, 16, 18, ja 20, so, daß man fast versucht ist zu glauben, es hätten zwei Weibchen in ein Nest gelegt. Sie bauen zum Theil sehr künstliche Nester und legen diese im Freien auf Bäumen oder im Rohr an; die übrigen bauen in Höhlen, besonders der Bäume, ihre Nester sind dicht und warm, aber nicht künstlich gearbeitet.

Die Meisen sind in den nördlichen Gegenden Zugvögel, in warmen und gemäßigten Ländern, Strich- und Standvögel. Sie leben auf ihren Zügen nicht nur gesellig mit ihres Gleichen, sondern auch mit andern Meisengattungen, ja sogar mit Vögeln anderer Geschlechter, wie z. B. mit den Kleibern und Goldhähnchen. In manchen Gegenden Deutschlands werden sie in Menge gefangen und auf den Tisch gebracht, was eine große Thorheit ist, da sie uns im Leben so nützlich sind.

Gehen wir nun zur Betrachtung der einzelnen Gattungen:

a) Kurzgeschwänzte

1) Die Kohlmeise — **Parus major.** Fig. 1.

Sie heißt auch Brandmeise, Speckmeise, Gras-, Finken- und Spiegelmeise. Ist unter allen die gemeinste und bekannteste.

Die Kohlmeise ist etwas kleiner als ein Sperling, hat einen sehr starken Schnabel, womit sie oft andern kleinen Vögeln das Gehirn aushackt, und starke, großschuppige und blaugraue Füße; der Schnabel ist schwarz, der Augenstern dunkelrothbraun. Im Uebrigen ist der Vogel sehr angenehm gefärbt. Die Wangen sind weiß und von der schwarzen, stahlblau schillernden Farbe des Oberkopfes umgeben, welche an der Kehle zusammenläuft, von hier an bis gegen den After ein breites, ausgezacktes Band bildet und sich in einzelne Flecken auf den untern Schwanzdeckfedern verliert. Der ganze übrige Unterkörper ist schön schwefelgelb; an den hinten schwarzgefärbten Schenkeln ist diese Farbe blässer und geht gegen den Schwanz in Weiß über. Im Genick sitzt ein gelbweißer runder Fleck; hinter diesem am Halse, an den Schultern und dem Rücken ist die Farbe olivgrün, auf dem Bürzel blaugrau. Die Flügeldeckfedern ebenfalls blaugrau, mit weißlichen Enden, wo-

Digitized by Google

Digitized by Google

durch ein heller Streif quer über den Flügel gebildet wird; die übrigen Flügelfedern schwarz, die hintern Schwingen mit blaß grünlichgelben, die vordern mit grauen Kanten. Der Schwanz schwärzlich und grau kantirt.

Das Nestkleid der Meisen überhaupt ist von dem der Alten wenig verschieden, so daß man auch den jungen Vogel leicht erkennt. Bei der Kohlmeise ist Schwarz und Gelb vom jungen Vogel weniger lebhaft. Ebenso sind die Farben beim Weibchen weniger schön, die Wangen unrein weiß, das Gelbe blasser und der schwarze Bauchstreif schmäler und kürzer. Die Mauserzeit fällt zwischen Juli und August.

Die Kohlmeise ist über den größten Theil von Europa und Nordasien verbreitet; sie geht so weit nach Norden als es noch ordentliche Wälder gibt, ist aber seltener in den südlich-europäischen Gegenden. Aus den kälteren Gegenden und selbst aus dem nördlichen Deutschland zieht die Kohlmeise im Winter schaarenweise nach den milderen Gegenden. Bei uns sind sie Standvögel und ziehen blos, ein gewisses Revier beobachtend, in Gesellschaft anderer Meisen, der Goldhähnchen, Kleiber, Buntspechte und Baumläufer umher, wobei es von Baum zu Baum geht. Die nördlichen Vögel ziehen im September und October, und kehren im Frühjahr, jedoch in weit geringerer Anzahl, zurück.

Der Flug dieses Vogels ist wohl der beste unter den Meisen, auch im Gehen auf der Erde ist sie die geschickteste. Schlau und vorsichtig, wie die Kohlmeise ist, geht sie nie zum zweitenmale in dieselbe Falle. Sie ist ein sehr unruhiger Vogel, den man nie stillsitzen, sondern stets in den verschiedensten Stellungen und Geberden auf den Bäumen umherklettern, durch Hecken, Zäune und hohle Bäume schlüpfen sieht. Ihr Lockton ist sehr verschieden: im ruhigen Zustande klingt er wie sit, erschreckt ziträrärärärär, und um einander eine Gefahr mitzutheilen, rufen sie pink, pink, pink, und wenn sie einander locken tiwüdiwüdi.

Den ganzen Sommer hindurch nährt sich die Kohlmeise fast ausschließlich von Insekten und sie ist den ganzen Tag damit beschäftigt, Nahrung aufzusuchen. Glatte Raupen zieht sie vor, nimmt aber die Larven, Eier und Puppen sehr verschiedener Insekten weg, frißt kleine Käfer, Motten, Ohrwürmer, Heuschrecken, Mücken, Spinnen, Libellen und dergl., und ersetzt diese Gerichte in der kälteren Jahreszeit durch verschiedene Sämereien und Früchte. Nüsse, Nadelholzsamen, Buchelnüsse und die Kerne aus Vogel-, Hollunder-, Kreuzdorn- und Faulbaumbeeren machen in späterer Zeit ihre Nahrung aus. Doch sucht sie auch dann fleißig nach Insektenlern. In den Gärten hält sie sich zur Herbstzeit besonders an die Kerne der Sonnenblumen, Kürbisse, Gurken und des Mohns. Auch den Hanfsamen und den Samen verschiedener Gemüsepflanzen fressen sie gerne. Im Winter müssen sie oft kümmerlich ihr Futter suchen und sie kommen alsdann häufig an die Häuser und picken an Orten, wo Felle aufgehängt sind, das Fett davon ab. Sie besuchen auch fleißig das zum Trocknen aufgehängte Welschkorn oder die auf den Fensterbrettern ausgebreiteten Gurken- und Kürbiskerne und gehen in Ermangelung eines Besseren selbst an Aas, fallen auch kleine Vögel an, um ihnen das Gehirn auszuhacken. Auch die Bienenstöcke besuchen sie, um den Wachsmotten nachzustellen, wobei auch manchmal eine Biene erhascht wird. Sie halten den Bissen mit den Füßen und hacken darauf los; hierin sind sie nicht nur sehr flink und gewandt, sondern auch geschickt im Festhalten.

Die Kohlmeise findet sich allenthalben und macht keinen Unterschied zwischen ebenen und gebirgigen Gegenden. Ueberall an Baum- und gebüschreichen Orten legt sie ihr Nest in Baumhöhlen, seltener in den Ritzen von Mauern oder Gebäuden und Felsen an, wohl aber trifft man es nicht gar selten, daß sie das Geflechte größerer Nester gewählt hat, wie der Eichhörnchen, Elstern, Krähen und selbst größerer Raubvögel. Das Nest ist eigentlich ein bloßes Gelege von trockenen Materialien, zu unterst befinden sich dürre Halme, Moos und Wurzelfasern, obenauf Thierhaare, besonders von Kälbern und Rehen, Roßhaare, Borsten, Wolle und Federn. Sie macht des Jahrs zwei Bruten und legt in der ersten 8—12, in der zweiten 6—8 weiße, sparsam grau, reichlicher roth-gedüpfelte Eier (Fig. 1 a und 1 b). Diese werden von Männchen und Weibchen in 13 Tagen ausgebrütet und mit zarten Raupen, besonders Kaiwürmern gefüttert, bis sie das Nest verlassen können.

Häufig wird dieser Vogel auch im Zimmer gehalten, wo er sich an alles Eßbare gewöhnt, aber häufig den Verlust seiner Freiheit nicht lange erträgt. Auch ist er manchen Krankheiten unterworfen.

Im Freien werden viele die Beute der kleineren Raubvögel.

Es wurde schon gesagt, daß die Meisen an manchen Orten häufig gefangen werden; dieß geschieht besonders im nördlichen Deutschland, wo der Fang hie und da im Herbste zur Zugzeit im Großen betrieben wird. Es gibt verschiedene Methoden, die interessanteste ist der Meisentanz. Dieser wird an einem nicht ganz freien, nach der Richtung des von Osten nach Westen gehenden Zuges ausgewählt und besteht in einer Hütte, worin der Vogelsteller auf sogenannten Meisenpfeifen die Lockstimmen nachahmt. Vor derselben sind verschiedene Fanginstrumente, besonders Sprenkel und Globen angebracht, worin sich die getäuschten Vögel fangen.

2) Die Blaumeise — **Parus coeruleus.** Fig. 3.

Sie wird auch Mehl-, Himmel-, Ringel-, Pimpel- und Pumpelmeise genannt, ist viel kleiner als die Kohlmeise und sehr schön gefärbt, weiß, gelb, grün, graublau und schwarz. Die Vertheilung dieser Farben zeigt die Abbildung am besten. Beim Weibchen sind sie nicht so lebhaft und besonders ist der schwarze Strich an der Kehle und der Brustfleck kleiner.

Die Blaumeise ist ein angenehmer Vogel; wohl ist sie wie alle Meisen zanksüchtig, hat aber nicht die Mordlust der Kohlmeise, und ist dagegen so flink, munter und gewandt wie nur eine ihrer Geschlechtsver-

wandten. Sie stellt weniger den Sämereien nach, sondern nährt sich von kleinen Insekten, ihren Eiern, Puppen und Larven, und genießt außer diesen nur die Kerne einiger wilden Beeren.

Sie ist — den höchsten Norden ausgenommen — über ganz Europa verbreitet, bewohnt Gärten, Gebüsche und Wälder und ist wie die Kohlmeise, je nach den örtlichen Verhältnissen, bald Zug-, Strich- oder Standvogel. Sie liebt besonders junge Waldungen, vorzüglich die aus Nadel- und Laubholz zusammengesetzten Vorhölzer oder lichte Waldstellen, wo es zwischenein Erlen und Birken gibt.

Die Blaumeise lockt einfach ebenfalls fit, aber mit einem viel feineren pfeifenden Tone. Die Silben ziterretetäh und zitithä thä thä scheint sie blos zum eigenen Vergnügen hören zu lassen. Ihr Ruf klingt wie tgi tgi tgi, oder zih zih zirrre, oder zi zi zihihihihihi; ihr Angstruf zisterrerretet.

Ihr Nest legt sie selten anderswo denn hoch oben in den durch Fäulniß entstandenen Baumlöchern an, welche sie nöthigenfalls mit Hilfe ihres Schnabels gehörig aushackt. Es ist etwas besser als das der Vorigen zusammengesetzt und besteht aus sehr feinen Halmen, Moos und Flechten, über welche Haare, Federn oder Wolle gelegt sind, welche einen schwachen Napf zur Aufnahme der Eier bilden. Von letzteren findet man zweimal im Jahre 6 — 10, doch immer in der zweiten Brut 2 — 4 weniger denn in der ersten. Sie sind klein, weiß, sparsam und zart rothpunktirt (Fig. 3 a). Sie werden in derselben Zeit wie bei der Kohlmeise von beiden Alten ausgebrütet und gut beschützt; der brütende Vogel setzt sich oft lieber dem Verlust seiner Freiheit aus, als daß er das Nest verläßt.

Sie werden mit den Kohlmeisen gefangen und gegessen und die kleinern Raubvögel sind ihre argen Feinde. In der Gefangenschaft zeigen sie sich weichlicher als die Kohlmeise.

Ueber die Nutzbarkeit dieses Vogels sagt Naumann, einer der ersten Vogelfreunde, folgendes: „Ihr Fleisch ist eine angenehme Speise; allein sie werden uns durch Vertilgung einer ungeheuren Menge von schädlichen Insekten so außerordentlich wohlthätig, daß es sündlich ist, um eines so kleinen Bissens willen, ein so nützliches Vögelchen zu tödten. — Sie ist, wie alle Meisen, immer mit dem Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt; findet beständig etwas Genießbares und muß bei ihrem guten Appetit und der geringen Größe ihrer Nahrungsmittel, zur Befriedigung ihres Hungers gar viel haben, zumal da Insekteneier ihre Lieblingsspeise sind. Wie oft würde Insektenfraß unsere Obsternten vernichten, wenn die Meisen dieß Uebel nicht im Keim erstickten oder doch ungemein verminderten: Man beobachtet z. B. unsere behenden Blaumeisen, wie sie die Obstbäume so sorgfältig durchsuchen, deßhalb auch die Spitzen der dünnsten Zweige, wo kein anderer Vogel hinkommt, erklettern und keinen verfehlen, an allen Knospen, wo ihr scharfes Auge Insektenbrut erspähet, herumpicken und beständig etwas finden, was sie mit sichtlichem Behagen genießen; dieß Alles ist der Same und die Brut von kleinen Geschöpfen, welche, ohne Dazwischenkunft der Meisen, Blättern, Blüthen und Früchten den Untergang bereiten würden. — Sie vertilgen besonders die Eier und jungen Raupen aller schädlichen Obstbaumschmetterlinge, und nützen auf gleiche Weise in der Forstwirthschaft, indem sie die den Waldbäumen schädlichen Insekten ebenfalls in zahlloser Menge verzehren. Die wenigen Süßkirschen, welche zuweilen von den Jungen angefressen oder aufgezehrt werden, können gegen den großen Nutzen, welchen uns diese Vögel leisten, nicht in Erwägung kommen; noch einfältiger ist die Beschuldigung, daß sie die Knospen der Bäume zerhacken und dadurch in den Gärten schädlich würden. Hier liegt ein grober Irrthum zum Grunde, wir wissen jetzt besser, warum sie die Knospen zerhacken, und daß sie es nicht aus Muthwillen, sondern der darin verborgenen Insekten und Insektenbrut wegen thun, also eine krankhafte Knospe zerhacken, um die Ursache der Zerstörung einer großen Menge anderer gesunder Knospen und einer nachherigen noch größern Verbreitung jener verderblichen Insekten zu vernichten.

3) Die Lasurmeise — Parus cyanus.

Gleicht in der Größe der Kohlmeise, kommt aber in der Zeichnung der Blaumeise nahe, ohne jedoch so bunt gefärbt zu seyn; denn sie hat nur zwei Farben, Blau und Weiß. Ihr Schwanz ist ziemlich lang. Es ist die schönste und seltenste europäische Meise, deren eigentliches Vaterland das nordöstliche Europa und das nördliche Asien ist. Einzeln kommt sie nur bis Polen und Schlesien vor, und hat sich auch schon im nördlichen Deutschland gezeigt; allein selbst bei ihren Wanderungen, denn sie ist ein Zugvogel, geht sie nicht so weit südlich und ist westlich auch in Schweden selten; häufig findet man sie in Sibirien und in dem daran stoßenden Rußland.

Die Naturgeschichte dieses Vogels ist noch nicht vollständig bekannt, wahrscheinlich aber weicht die Lasurmeise in ihrer Lebensart, Nahrungs- und Fortpflanzungsweise nicht wesentlich von den eben beschriebenen Gattungen ab. Ihren Aufenthalt soll sie nicht im Walde, sondern im Weidengebüsch, besonders da, wo sich Sümpfe und Wassergräben finden, wählen.

4) Die Sumpfmeise — Parus palustris.

Heißt auch Grau-, Mönch-, Nonnen-, Rohr-, Reit-, Platt-, Koth- und Schwarzmeise.

Ist nur 4¾ Zoll lang und erreicht daher nicht völlig die Größe der Blaumeise. Sie hat einen scharfzugespitzten schwarzen Schnabel mit sehr kleinen Nasenlöchern und starke blaugraue Füße mit nicht sehr stark gebogenen Nägeln. Der ganze Oberkopf und Nacken schwarz, Seiten des Kopfs schmutzigweiß. Die schwarze Farbe der Kehle geht allmählig in ein schmutziges Gelblichweiß über, die Seiten sind bräunlich angeflogen, alle obern Theile gelblich graubraun, die vorderen Schwingen dunkler mit helleren Kanten. Das Weibchen ist kaum äußerlich vom Männchen zu unterscheiden, und auch das Jugendkleid gleicht schon dem der Alten.

Digitized by Google

Als Stand- oder Strichvogel bewohnt die Sumpfmeise ganz Europa bis zum hohen Norden hinauf und ist häufiger in den nördlichen Ländern, welche sie auch im Winter nicht förmlich verläßt. Ein munteres, gewandtes Vögelchen, zieht sie vom Herbst bis zum Frühjahr in kleinen Gesellschaften umher und kommt dabei nicht selten in bewohnte Orte. Sie fliegt sehr schnell und hält sich bei ihrem Streifen ziemlich niedrig, im Gebüsche forthuschend; denn sie liebt nur solche Gegenden, wo die Bäume von starkem Unterholze umgeben sind. In ihrem Aufenthalte wählt sie nur Laubwälder und Baumgärten, besonders aber solche Stellen in diesen, wo Wasser oder Sumpf in der Nähe ist.

Ihre Nahrung gleicht im Sommer der der Blaumeise, im Winter nährt sie sich von Samen verschiedener, uns meist gleichgültigen Pflanzen, z. B. der Disteln, Flockenblumen, Sonnenblumen u. a. und geht auch begierig den Vogel- und Hollunderbeeren nach. In beständiger Bewegung die pfiffirlichsten Stellungen ausführend, hat sie jeden Augenblick etwas erhascht und hämmert beständig darauf los. Alle öligen Kerne, wie der Melonen und Gurken liebt sie und legt sich, wenn sie eine Speise im Ueberfluß findet, ein Vorrathsplätzchen an. Sie säuft oft und badet sich häufig wie alle Meisen. Ihre Locktöne sind eigenthümlich und schwer durch Silben zu bezeichnen.

Ihr Nest legt sie in Baumhöhlen im Walde und in Gärten an, besonders an sumpfigen und wasserreichen Stellen, wo es Weiden, Erlen und Gehölz gibt; doch findet man sie manchmal auch an ganz trockenen Orten. Die Nesthöhle ist meist niedrig, 2 — 8 Fuß vom Boden entfernt. Sie wird vom Vogel gewöhnlich ausgemeiselt und dann eine große Menge von Materialien hineingetragen, welche zu unterst aus feinen Halmen, Moos und andern zarten Pflanzentheilen bestehen; obenauf sind weiche Gegenstände, Haare, Wolle, Federn u. dergl. Das Nest ist etwas besser als bei der Kohl- und Blaumeise angefertigt und enthält zweimal im Jahre 8 — 14, ja 20 Eier, so, daß man fast glauben sollte, diese Anzahl rühre von zwei Weibchen her. Die Eier sind kurz, bauchig, schön grauweiß mit einigen grauen und vielen blutrothen Düpfeln, welche am stumpfen Theile fast immer dichter stehen. Brütezeit 13 Tage.

Diese Meise hat einen nicht unangenehmen Gesang und wird gefangen sehr zahm, ist auch weniger zärtlich. Das Uebrige wie bei den bereits angeführten Gattungen.

5) Die Tannenmeise — **Parus ater.** Fig. 4.

Heißt auch Kreuz-, Wald-, Harz-, Schwarz- und Pechmeise, gleicht an Größe der Sumpfmeise und ist eher etwas kleiner als diese. Schnabel und Füße wie bei den bisher beschriebenen Gattungen, nämlich ersterer schwarz, letztere blaugrau und grob geschildert. Die Farbe ist an den oberen Theilen vom Nacken an dunkel aschgrau, gegen den Bürzel heller. Die Schwingen schmutzig dunkelgrau, die hintern graubläulich, die vordern weiß gesäumt. Unterkörper schmutzigweiß, an der Oberbrust rein weiß, an den Seiten bräunlich. Ein großer Fleck im Nacken, Wangen, Schläfe und Halsseiten rein weiß, die übrigen Theile von Kopf und Hals tief schwarz, so, daß das Weiß überall von dieser Farbe umgeben, aber scharf daran abgeschnitten ist. Die mittleren und großen Flügeldeckfedern haben weiße Endflecken, wodurch zwei weiße Querstreifen entstehen. Der Schwanz dunkelgrau mit hellen Federrändern. Männchen und Weibchen sind nicht verschieden, nur bei jungen Vögeln sind Farben und Zeichnung weniger rein.

Die Tannenmeise bewohnt nicht nur Europa, sondern auch den Norden von Asien und Amerika. Bei uns kommt sie zwar fast überall vor, hört aber doch in den südlichsten Gegenden von Europa gänzlich auf. In ganz Deutschland und den nördlicheren Ländern ist sie häufig und wie ihre Verwandten, Strich-, Zug- oder Standvögel. Sie ist nur im Nadelwalde und hält sich hier fast beständig in den obersten Kronen auf. Sie lebt vereinzelt paarweise und vereinigt sich, nachdem sie ihre Brut erzogen, zu Schaaren, um in Gesellschaft von Goldhähnchen, Baumläufern u. s. w. ihre Streifzüge anzutreten, wenn sie nicht förmlich zieht, was in den nördlichen Gegenden der Fall ist.

Sie ist munter, sehr beweglich, aber beißig und heftig, und nirgends ruhig denn im Walde, wo sie sich allein sicher glaubt. Sie hat einen nicht unangenehmen Gesang und ihre Locktöne sind von denen der Sumpfmeise nicht sehr verschieden. In der Gefangenschaft halten nur wenige lange aus.

Nahrung, Nutzen, Schaden und Feinde wie bei der Sumpfmeise, nur ist sie, was aus ihrem Aufenthalte hervorgeht, mehr für die Forsten nützlich und kommt auch im Winter nicht in die Gärten. Das Nest wird in dem Loche einer Mauer oder eines Baumes, meist nicht weit über der Erde, oft selbst in einem Maus- oder Maulwurfsloche oder in einem tiefen alten Fahrgeleise angelegt und besteht meist blos aus Moos, welches mit weichen Thierhaaren ausgelegt ist. Sie brüten zweimal, Männchen und Weibchen gemeinschaftlich, jedesmal 6 — 8 Eier aus, welche rein weiß und mit feinen rostrothen Punkten ziemlich gleichmäßig besetzt sind. (Fig. 4 a).

6) Die Haubenmeise — **Parus cristatus.** Fig. 2.

Eine der schönsten deutschen Meisen von der Größe der Sumpfmeise. Sie wird auch Meisenkönig, Strauß-, Schopf- und Kobelmeise genannt. Schnabel schwarz, Füße blaugrau, Kopf und Hals gelblich weiß. Die Kopffedern verlängern sich in eine hohe, spitz zu gebogene Haube, welche schwarz geschuppt ist; auch über und unter den Augen stehen erloschene schwarze Schuppen. Durch das Auge geht ein schwarzer Strich, der sich wieder so nach vorn biegt, daß er Wangen und Ohrgegend umgibt. Ein Fleck im Nacken und die ganze Kehle schwarz, beide Theile durch einen ebenfalls schwarzen Streifen verbunden. Am Unterleib ist nur die Oberbrust weiß, das übrige ockergelb angeflogen, welches je mehr nach unten in Braun übergeht. Alle obern Theile graulich gelbbraun, Schwanz- und Flügelfedern dunkler und mit helleren Säumen versehen. Die

Digitized by Google

jungen Vögel haben keine so lebhaften Farben und Zeichnung. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch eine geringere Größe des ganzen Körpers und der Haube, welche auch bei den Jungen sehr klein ist. Die Farbe des Rückens ist grauer, das Schwarze an der Kehle kleiner und das Weiße am Kopf unreiner.

Die Haubenmeise findet man höchst selten anderswo als im Nadelwald und zwar im Hochwalde, besonders wo Kiefern stehen und Wachholderbüsche wachsen, manchmal auch einzeln in Gesellschaft der Tannenmeise. Seltener geht sie, wie die Tannenmeise oft thut, auf die Erde, mehr noch begibt sie sich in das hohe Buschwerk, am allermeisten aber befindet sie sich oben in den Gipfeln, wo sie an Behendigkeit und Zierlichkeit in Bewegungen und Handlungen den übrigen Meisen nichts nachgibt. Sie bewohnt das ganze mittlere Europa, geht im Norden bis Schweden und südlich bis Frankreich. Im äußersten Norden und Süden, so wie in einigen Ländern z. B. Holland, scheint sie gänzlich zu fehlen: Im Norden zieht sie im Herbst nach gelinderen Gegenden, in den gemäßigten Ländern ist sie Standvogel und macht nur kleine Streifzüge. Sie hat eine helle und volle Stimme und einen eigenthümlichen Lockton, der in der Ruhe wie sit oder täh täh klingt. Ihr Ruf ist den Silben zik gürrrr, klürrrr und girrrki zu vergleichen.

Nahrung wie bei der Tannenmeise. Sie nistet in engen Baumhöhlen, bald hoch, bald niedriger, oft selbst im Geflechte fremder Vogelnester. Das Nest besteht aus Moos, Flechten und Thierhaaren und enthält zweimal im Jahre 6—10 weiße, dunkelroth gedüpfelte Eier (Fig. 2 a), welche in derselben Zeit wie bei den andern Gattungen ausgebrütet werden.

Die sehr nützlichen und auf keine Weise schädlichen Langschwänze sind nicht so häufig als die Meisengattungen, welche wir bis jetzt angeführt haben, obgleich sie denselben hinsichtlich der zahlreichen Vermehrung nicht nachstehen. Sie müssen daher an den geflügelten Räubern und den kleinern vierfüßigen Säugethieren arge Feinde haben, welche nicht nur den Alten nachstellen, sondern auch viele Bruten zerstören.

Alle kurzschwänzige Meisen machen, wenn der Anfang und das Ende des Sommers günstig sind und keine störenden Verhältnisse eintreten, nicht selten eine dritte Brut.

b) Langschwänze.

7) Die Schwanzmeise — **Parus caudatus.**

Auch Mehl-, Pelz-, Berg-, Ried-, Moor- und Schneemeise, Teufelspelzchen und Pfannenstiel genannt.

Die Schwanzmeise ist ein gar niedliches Vögelchen, welches nur einen 2½ Zoll langen Leib hat, aber mit dem langen, schwarzen und weiß gerandeten Schwanze stark 6 Zoll mißt. Der Kopf ist dick, der schwarze Schnabel kurz und halb in den Federn versteckt, mit sehr kleinen Nasslöchern und etwas vorragendem Oberkiefer, die Füße schwarz. Das ganze Gefieder ist der Hauptfarbe nach weiß, wie mit Mehl bestäubt, dabei ganz zerschlissen, überaus weich und seidenartig. Die untern Schwanzdeckfedern unrein ziegelroth, der Unterrücken und die Seiten mit dieser Farbe gemischt. Der Oberrücken und die obern Deckfedern des Schwanzes schwarz, ebenso die obern Flügeldeckfedern, die untern aber und die Spitzen der hinteren größten weiß. Die Schwingen dunkelbraun, nach vorn immer schwärzer werdend, mit hellen Säumen, welche vorn aufhören, die beiden hintersten weiß mit einem braunen Fleck. Das Weibchen ist fast nicht vom Männchen verschieden. Bei den Jungen sind nur der Unterleib und ein Scheitelfleck weiß, die übrigen Theile des Kopfes und Halses braunschwarz, ebenso der Rücken. Das Männchen hat einen aufgeworfenen zitronengelben Augenliderrand, der beim Weibchen weniger schön gefärbt und beim jungen Vogel blutroth ist.

Dieser Vogel ist über ganz Europa verbreitet und in Laub-, Nadel- und gemischten Wäldern anzutreffen. Sein Lieblingsaufenthalt sind aber die gemischten oder solche Laubwaldungen, welche viel Unterholz, oder Weidengebüsch, Erlen, große Baumgärten in der Nähe und einen etwas feuchten Boden haben. Aus den nördlichen Gegenden ziehen sie im Winter in gelindere; bei uns halten sie sich ein Revier, welches sie täglich mehrere Male in kleinen Gesellschaften durchstreifen und dabei häufig in die Gärten selbst kommen.

Die Schwanzmeise ist ein überaus niedlicher Vogel, gegen den Menschen gar nicht scheu und gegen seinesgleichen nicht zänkisch, sondern sanft und verträglich, dabei aber äußerst lustig und munter. Selten geht sie auf die Erde, fast immer hält sie sich in den Baumkronen, und ist hier immer damit beschäftigt, ihre Nahrung aufzusuchen. Immer mit hüpfendem Klettern den Zweig umkreisend, geht sie bis zu den dünnsten Zweigen und hängt sich hier mit den Nägeln an, daß der Körper abwärts gerichtet, sich hin und her schaukelt. Dabei läßt sie häufig ihr angenehmes Ziriririri hören. Das Männchen hat einen schwachen Gesang. In der Angst rufen sie zjerrrk, im Fluge terrr.

Dieses Vögelchen hält seine Beute nicht mit den Füßen, um sie zu zerhacken, sondern verschluckt sie ganz, da sie stets nur aus kleinen Bissen und blos aus Insekten besteht. Gesäme fressen sie in der Freiheit nicht.

Das Nest wird nicht in Baumhöhlen, wohl aber in den ausgefaulten Vertiefungen abgeköpfter Bäume angelegt. Oft stehet es ziemlich frei in der Gabel eines Strauches, häufiger aber auf Bäumen, da wo der Stamm sich in Aeste theilt, oder auch weiter oben in einer Astachsel, nicht selten auch im Nadelgebüsch, oft sehr niedrig, auf Bäumen aber oft sehr hoch. Es ist meist so gut zwischen eine Astachsel oder an den Hauptast angebaut, daß es schwer zu entdecken ist. Dieses Nest ist bald beutelförmig, bald kugelrund, hat 4 — 7 Zoll im Durchmesser und in der Höhe, und ist oben an der Seite mit einem engen Eingangsloche versehen. Seine eigentliche Wand ist aufs künstlichste aus Moosspitzen und Insektengespinnsten gewebt und dann zierlich mit Baumflechten, Puppenhülsen oder Rinde, besonders von Birken überkleidet. Diese Materialien

Digitized by Google

werden immer aus der nächsten Umgebung gewählt und schützen den Vogel sehr vor Entdeckung, da es von unten schwer von dem Stützpunkte zu unterscheiden ist. Der ganze innere Raum des Nestes ist mit Federn angefüllt und diesen manchmal etwas Wolle oder Haare beigemischt. Die Federn gehören meist Tauben, Enten, Hühnern oder Raubvögeln an und sind häufig von einer Sorte. An einem solchen Neste arbeiten sie zwei bis drei Wochen, wobei aber das Männchen wenig thätig ist. Die Eier liegen in den Federn ganz versteckt und werden in 13 Tagen von beiden Alten ausgebrütet. Ihre Zahl belauft sich auf 8 — 16, in der zweiten Brut immer weniger; die ersten findet man schon im April, die der nächsten Brut im Juni. Diese Eier sind sehr klein, meist rein weiß oder mit sehr feinen, oft kaum bemerkbaren Punkten von rother Farbe sparsam besetzt.

Diese Vögel sind nicht nur den Verfolgungen der Raubvögel, sondern ihre Bruten auch der Zerstörung von Katzen, Wieseln und Mardern ꝛc. sehr ausgesetzt. Schaden thun sie gar keinen.

8) Die Beutelmeise — **Parus pendulinus.** Fig. 5.

Florentiner und polnische Meise, Remitz, Pendulin, Sumpfmeise.

Der nur 4½ Zoll lange, auf unserer Tafel mit seinem Neste abgebildete Vogel ist das Weibchen; jedoch sind nur die alten Vögel so schön gezeichnet, jüngeren Weibchen fehlt das Rostrothe hinter der schwarzen Stirn, der schwarze Backenstreif ist matter, dem Oberrücken fehlt das schöne Rothbraun, die weißen Kanten der Schwingen und Schwanzfedern sind bräunlich und das Graue am Oberkopf und Nacken mehr mit Gelbbraun gemischt. Die jungen Männchen gleichen den Weibchen ziemlich, nur sehen letztere etwas grauer aus und sind kleiner. Das alte Männchen hat folgende Farben: Zügel, Augen- und Ohrgegend, so wie der daran stoßende Theil der Wangen und Stirn schwarz, der Scheitel vorn hinter dem Schwarzen rothbraun, auf seiner Mitte sich in kleinere Flecken verlierend, der übrige Theil des Scheitels, der Nacken und die Halsseiten graulichweiß. Die Kehle rein weiß, Brust und Bauch rostgelb überlaufen, die Seiten rostfarbig mit weißen Flecken, die Schenkel ebenfalls rostfarbig, die Schwanzdeckfedern unten gelblichweiß, braun gestrichelt. Rücken und Schultern rothbraun mit helleren Federspitzen, der Bürzel graulich rostgelb. Die kleinen Deckfedern der Flügel dunkel rostbraun, die großen schwarz, beide mit rostgelben Spitzen und letztere mit rothbraunen Kanten. Der gabelförmig ausgeschnittene Schwanz, seine obern Deckfedern und die Schwingen braunschwarz mit weißlichen Säumen, welche an den hintersten Schwingen breiter werden und bräunlichgelb überlaufen sind. Das Herbst- und Jugendkleid ist einfärbiger und nicht so schön als das Frühlingskleid, beide, besonders das Jugendkleid, weichen von diesem auch ab, doch nicht so, daß der Vogel darin nicht zu erkennen wäre.

Die Beutelmeise scheint im äußersten Nordwesten von Europa und im hohen Norden ganz zu fehlen, und bewohnt vorzüglich die nordöstlichen, südlichen und südöstlichen Gegenden von Europa. In geringer Anzahl kommt sie im nördlichen Deutschland und selten im südlichen vor. Sie ist Stand-, Strich- und Zugvogel.

Hinsichtlich ihres Betragens, ihrer Nahrungs- und Lebensweise gleicht sie ihren Geschlechtsverwandten, hält sich aber nur in der Nähe des Wassers auf, entweder in den dichten Rohrwäldern selbst oder an den mit Rohr-, Weiden- und Erlengebüsch besetzten Ufern großer Teiche, Seen, Bäche und Flüsse, wo sie auch allein ihrer Nahrung nachgeht und ihrem Brutgeschäfte obliegt. Im Winter, wenn die Insekten fehlen, nährt sie sich von den Samen des Rohrs und anderer, am Wasser wachsenden Pflanzen. Sie baut eines der künstlichsten Nester und befestigt solches an gut versteckten Orten an die Stengel eines Rohr- oder Weidenbusches, einige Fuß über dem Wasserspiegel so, daß es völlig in der Schwebe hängt. Es ist 5—8 Zoll hoch, und hat 4—5 Zoll im Durchmesser, meist die Form eines Beutels, der oben immer etwas breiter als unten ist. Die Form ist immer abgerundet. Oben an der Seite hat es eine Oeffnung, welche bald in einem bloßen Loche, bald in einer horizontalen oder abwärts gerichteten Röhre von verschiedener Farbe besteht. Der Filz ist sehr fest und oft über halb Zoll lang; er besteht theils aus feinen Pflanzenfasern, zarten dürren Halmen und Blättern, theils aus Pflanzenwolle, von Bäumen, Disteln und Rohrblüthen; mit dieser Wolle ist auch das Innere ausgekleidet. Die Eier (Fig. 5 a) sind rein weiß; man findet deren fünf bis sieben in einem Neste, aber erst Ende Juni oder Anfangs Juli Sie werden in 13 Tagen ausgebrütet. Der Bau des Nestes erfordert eine Zeit von 2 Wochen.

Die Beutelmeise ist nur nützlich, ein Schaden, den sie anrichtete, nicht bekannt. — Vor den Nachstellungen der Raubthiere mag sie durch die Beschaffenheit ihres Aufenthalts, ihre Kleinheit und Geschicklichkeit im Verstecken ziemlich geschützt sein.

An ihren Nestern klebt noch der Aberglaube, daß sie — über den Hausthüren aufgehängt — das Einschlagen des Blitzes verhindern und als Heilmittel bei Krankheiten dienen können. Uebrigens wird in Rußland und Polen ein kleiner Handel damit getrieben. Man schlitzt sie nämlich beim Eingangsloche auf und trägt sie so wie Filzschuhe.

Eine hier sich anschließende weitere Meisengattung ist die Bartmeise, — **Parus biarmicus**, — so genannt wegen der schwarzen, verlängerten Federn, welche gleich einem Barte an den Seiten des Vorderkopfes stehen. Der Bart des Männchens ist kleiner und weiß, wie seine Umgebung. Die Farben sind weiß, schwarz, grau und zimmtbraun.

Die Bartmeise bewohnt einen Theil des nördlichen und nordöstlichen Europa's und das mittlere Asien. Sie findet sich in Rußland, ist häufig in England, noch mehr aber in Holland. Sie findet sich aber auch, wiewohl seltener, in Italien und Frankreich, ist aber sehr selten in Deutschland und der Schweiz.

Digitized by Google

Lebensart, Nahrung und Fortpflanzung ist der der Beutelmeise ähnlich; ebenso Nutzen, Schaden und Feinde. Die Eier sind weiß, das Nest ebenfalls ein sehr künstliches.

Noch kommen in Europa zwei weniger bekannte Meisengattungen vor. Die Trauermeise — Parus lugubris — in Dalmatien und Griechenland; und die zweifarbige Meise — Parus bicolor — im Norden, wie Schweden und Dänemark. Berge.

Die Thiere der jüngsten Anschwemmungen.

Die jüngste Schicht der Erdrinde, außer dem noch täglich sich bildenden Süßwasserkalk sind die Diluvial- und Alluvialbildungen Das Diluvium, das Produkt der Ersteren, ist durch die letzte große Erdüberfluthung erzeugt, deren die Sagen aller Völker und sogar unsere Bibel erwähnen, wir meinen die Noah'sche sogenannte Sündfluth. Sie überzog die Niederungen, die keiner starken Strömung ausgesetzt waren, mit Lehm und Geröll, welches vom ruhigen Wasser abgesetzt wurde.

Die Alluvionen sind die Anschwemmungen großer Ströme, die das, was sie dem höheren Lande als rasch fließende Bäche und Flüsse entrissen, am Ende ihrer Bahn im langsamen Lauf durch ebenes Land, oder aufgenommen vom mächtigen Ozean, fallen lassen. Dem oberflächlichen ersten Blick möchte dieß nicht so wichtig erscheinen, als es in der That ist; wir wollen also, zum Beweise der unendlichen Kraft, die die Natur, ohne Geräusch, zur obwohl langsamen, doch sicheren Erreichung ihrer Zwecke verwendet, einige Thatsachen anführen.

Der gelbe Fluß enthält nach genauen Untersuchungen $^1/_{200}$ feste Theile, oder 200 Cubikfuß Wasser tragen 1 Cubikfuß erdige Theile in's Meer. Der Strom bringt also täglich 48,000,000 Cubikfuß feste Masse in's Meer, wo sie sich in einer schiefen Fläche ablagern muß, und so begreiflich ein Vordringen des Landes in die See bewirkt

Ganz Holland erscheint als eine Anschwemmung des Rheins, obgleich die gewaltigen Wogen und Strömungen des atlantischen und deutschen Meers stets neue Stücke des jungen Bodens wegreißen, und so ein, ohne dieses sicher bald erfolgendes, Zuschließen des Kanals verhindern. Die Inselreihe vor der Südersee, Texel, Spiekerooge, Wangerooge sind gänzlich ohne Fels und nur vom Fluß aufgeschwemmtes Land; aber die Fluthen des Weltmeers zerrissen die junge, zu weit vorgeschobene Küste, und nur einzelne Theile blieben als Inseln stehen, die täglich sich verkleinern. — Schon die ältesten Priestersagen nennen ganz Aegypten ein Geschenk des Nils, auf dessen allbefruchtenden Wogen die lebenspendenden Götter gekommen seien.

Doch nicht in's dämmernde Gebiet der Mythe brauchen wir uns zu wagen, um die Bildung ganzer Landstrecken durch Flüsse zu beweisen; die Geschichte gibt uns dazu schon Belege. Das heutige Port Vallais am Einfluß der Rhone in den Genfersee lag zu der Römer Zeit, Portus Valesiae genannt, am Ufer des Leman, ist aber jetzt durch die Anschwemmungen der Rhone drei Viertel Stunden von ihm entfernt.

Viele Ströme höherer Gegenden waren anfangs eine Reihe zusammenhängender Seen, wie wir es aus der Thalbildung des Neckars z. B. deutlich ersehen. Der Fluß selbst aber legte diese Becken, durch Auffüllen und Erhöhen ihres Grundes, trocken und schnitt sich darauf sein Bett in ihnen ein. Der tiefe Bodensee wird einst vom Rhein ausgefüllt sein und nur der Strom wird durch das weite Thal fließen.

Wohl vergehen Jahrtausende, bis eine solche sichtbar große Veränderung sich vollendet. Doch ist die Zeit nur das Maaß des Menschengeschlechts und nicht Dessen, vor Dem Raum und Zeit verschwinden.

In diesen Anschwemmungen, die theils der Noah'schen Fluth, theils den Flüssen der Gegend ihr Dasein verdanken, finden wir die Reste nicht mehr vorhandener vierfüßiger Säugethiere, mit denen wir unsere Leser bekannt zu machen wünschen.

Das Megatherium.

Die Llanos oder Pampas Südamerika's sind ungeheure Ebenen, die nur mit Graswuchs bedeckt und die Weideplätze unzähliger wilder Pferde, Bisonochsen und Hirsche sind. Sie waren einst ein weiter Busen, in den die Riesengewässer des Orinoko, des Maranhon ihre Fluthen ergossen. Ihr Grund ist Alluvium. Am Ufer des Flusses Luxan sah ein Reisender gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein so besonders gebildetes Felsstück, daß er es mit einem Lasso heranziehen ließ. Nun erkannte er, daß es die Beckenknochen eines ungeheuren Thiers seien. Es gelang, das ganze Geripp, mit Ausnahme einiger Schwanzwirbel, aufzufinden und nach Spanien zu senden, wo es in Madrid aufgestellt ist. Cuvier nannte es Megatherium oder Großthier. Sein abenteuerlicher Bau schwankt zwischen dem der jetzigen Faulthiere und Gürtelthiere. Es war 7—8 Fuß hoch und 9—11 Fuß lang. Sein Geripp ist aber so kolossal gedrungen, daß das Schenkelbein das des Elephanten dreimal an Größe übertrifft und die Hüften noch einmal so breit waren. Der Bau der ungeheuren, drei Fuß langen Grabtatzen und die Einrichtung des Gebisses zeigen, daß seine Nahrung in Wurzeln bestand, die die Pflanzenwelt jener Periode seiner Größe wohl angemessen ihm bot. Sehr wahrscheinlich war es mit einem Panzer bedeckt, von dem man gleichfalls Reste gefunden zu haben glaubt. Auch das brittische Museum in London hat neuerlich ein Becken sammt Hinterfuß aus dem Flußbette des Salado, der es ausgewaschen hat, erhalten. Waffen scheint das Megatherium nicht gehabt zu haben. — Was konnte aber das kräftigste Raubthier dem gepanzerten Koloß anhaben, der es unter den ungeschlachten Tatzen zermalmte?

Das Dinotherium

(von δεινος, schrecklich, und θηριον, Thier).

In Frankreich, Oesterreich und Baiern waren Zähne

Digitized by Google

gefunden, die mit denen des Tapirs, eines großen amerikanischen Säugethiers, sehr übereinstimmen. Cuvier glaubte daher, sie gehören einem Riesentapir der Vorwelt an. Dr. Kaupp fand nun vor Kurzem bei Eppelsheim in Hessen die meisten Knochen dieses urweltlichen Kolosses auf. Das Thier war achtzehn Fuß lang, hatte einen Rüssel, und am Unterkiefer, der vier Fuß lang ist, zwei rückwärts gebogene mächtige Hauzähne.

Es war also nach Allem ein sehr großer Pflanzenfresser, der, wie das Nilpferd etwa, mehr im Wasser als auf dem Lande lebte. Vielleicht hing das Thier sich mit den nach unten und hinten gerichteten Hauern am Ufer fest, und ruhete so, wie ein Schiff vor seinen Ankern. Gegen die Angriffe seiner Feinde wären sie ihm gewiß zugleich eine mächtige Waffe, wenn sie, nach unsern Begriffen, ihm eine abenteuerliche und schreckliche Form gaben.

Das Mammuth und seine Verwandten.

Die uns erhaltenen Reste von verschiedenen Thieren aus der Familie unserer Elephanten sind überaus häufig und sehr weit verbreitet. Dieß verursacht, daß solche einzeln ausgegrabene oder von Gewässern ausgewaschene Knochen von unsern Vorfahren, die der Anatomie und Physiologie noch nicht sehr kundig waren, für Riesenknochen gehalten wurden, und uns deßhalb in mancher Weise sammt einer passenden Fabel produzirt werden. Wohl erweckt es das Lächeln des besser Unterrichteten, wenn das Gerippe eines urweltlichen Frosches mit rundlichem Kopf für das eines Menschen, für eines „Zeugen der Sündfluth“ (homo diluvii testis), noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, von einem geachteten Arzte gehalten; wenn ein ausgewitterter Elephantenzahn zu Brighton noch vor wenig Jahren für — versteinerten Blumenkohl angesehen wurde. Aber auch unsern Dank gegen die Männer mag es aufrufen, die durch Fleiß und Scharfsinn dieses Besserwissen uns schenkten, gegen den Würtemberger Cuvier vor Allen, dessen Bild und Leben der vorige Jahrgang unseres Buches der Welt gab, gegen den bescheidenen tiefen Werth Herrmanns v. Meyer in Frankfurt, gegen Männer, wie Buckland, Bronn u. s. w.

In Sibirien werden jährlich etwa 80,000 Pfund Zähne urweltlicher Elephanten zu Markt gebracht und als noch verarbeitbares Elfenbein verkauft; eine Masse, die Asien und Afrika von dem jetzt lebenden Geschlecht nicht liefert. Es muß also eine ungeheure Menge dieser Thiere in einer früheren Zeit in diesem Erdstrich gelebt haben, dessen Klima heute ihre Existenz dort nicht gestatten würde. Es haben Manche von einer langen, dichten Behaarung dieser Urelephanten gesprochen, die ihr Dasein in kälterer Zone möglich gemacht habe; mit der wärmeren Decke aber nicht die Nahrung dieser, mit ziemlichem Appetit begabten Pflanzenfresser nachgewiesen, die in dem langen, harten, alles Pflanzenleben ertödtenden Winter jener Breiten etwas sparsam ausgefallen sein möchte.

Eine sehr merkwürdige Thatsache ist der Fund eines ganzen solchen sibirischen Elephanten mit Fleisch, Haut und Haar. Im Jahr 1790 bemerkte ein tungusischer Fischer am steilen Eisufer der Lena eine auffallende formlose Masse. Im nächsten Jahre befuhr er dieselbe Stromstrecke und in noch höherem Grade erregte jener plumpe Klotz seine Aufmerksamkeit. Im dritten Sommer stand ein Stoßzahn blos. Der fünfte, baldbeginnende Frühling befreite das Cadaver ganz vom Eise. Es war 9 Fuß hoch und 16 Fuß lang. Die Haut war mit langen, braunen Borsten, stärker wie Roßhaar, bedeckt, die über einer röthlichbraunen Grundwolle standen. Im Nacken hatte das Thier eine längere Mähne. Der Haare wurden viele gesammelt und an Naturalienkabinette versandt, wie auch das Stuttgarter eine Probe davon zeigt. Das Fleisch, womit die Jakuten ihre Hunde fütterten, ließen sich auch Bären und Wölfe trefflich schmecken; das vollständige, schöne Skelett ward in Petersburg aufgestellt.

Das Hiergelebthaben dieser Thiere ist unbezweifelt, wie sie aber lebten, erklären uns vielfache Hypothesen darüber bis jetzt nicht hinlänglich. Daß die Länder hoher Breitengrade ihr Klima verändern ist indeß gewiß. Grönland erhielt seinen Namen (Grünland) von dem üppigen Pflanzenwuchs, der es zur Zeit seiner Entdeckung belebte, während jetzt kaum einige Flechten dort kümmerlich fortkommen. Islands Klima war sonst viel milder — und so möchte Lyell auch vielleicht das Richtigere treffen, wenn er annimmt, auch jene Gegend habe sich einst eines freundlicheren Himmels gefreut.

In Amerika findet man in der Nähe von Salzquellen oder Liken oft eine Menge Knochen eines großen Thiers gehäuft, das man Mastodon, nach der Form seiner Zähne, genannt hat. Es ist vom Elephanten nur durch die höckerige Bildung seiner Zähne abweichend. Auch die Stoßzähne sind weit kleiner als bei den übrigen Elephantenarten. Mit ihm kommen die Knochen anderer großer Vierfüßer vor, die, wie heute noch unser Wild, Salzquellen und salzhaltigen Thon geliebt zu haben scheinen. Einer der Hauptfundorte ist Bigbonelike — Riesenknochensulz — in Kentucki. In Louisiana fand man schon ganze Gerippe aufrecht im Sumpf stecken, als wenn sie in ihm versinkend umgekommen wären; sie verdanken ihr ausgezeichnetes Erhaltensein dem Eisengehalt des sie umgebenden Moorgrundes. Bei einem Exemplar lag zwischen den Rippen ein häutiger Sack mit zerquetschten Pflanzenresten, unter denen sich noch eine Schilfgattung erkennen ließ, gefüllt; es war der durch das Eisenoxyd erhaltene Magen.

Die Indianersagen erzählen, daß mit dem Mastodon, welches sie „Ochsenvater“ nennen, Menschen von entsprechenden Körperverhältnissen gelebt haben; der große Geist habe aber beide mit seinem Donner vertilgt, weil im Gefühl gewaltiger Kraft Mensch und Thier ihm widerstrebten. Darauf seien beide Geschlechter kleiner erschaffen. Auch in Asien findet man eine Gattung Mastodon in dem Flußthal des Jnavaddi. Die Braminen behaupten: es seien die Knochen der Riesen, die Wischnu erschlagen.

Digitized by Google

Das Sivatherium.

An dem Abhange der Vorberge des Himalaya, zwischen dem heiligen Ganges und dem Sutlej, finden sich im Diluviallehm, der mit sandigem Alluvium wechselt, die Reste einer Menge verschiedener Thierarten: von Elephanten, Mastodon, Nilpferd, Rhinozeros, Elenn, Ochs und Pferd; neben kleinerem Wild trifft man einzelne Knochen mit Fischgerippen und Süßwassermuscheln gemischt. Unter ihnen liegen die Gebeine des Sivatherium, nach der indischen Gottheit Siva benannt. Es scheint eine Antilope im Maaß der Urwelt gewesen zu sein. Der kurze, hochgewölbte Kopf trug zwei Hörnerpaare, deren vorderes klein, das hintere aber hoch und stark war. Es hatte die Größe unseres Nashorns.

Das Rhinozeros.

Auch das Nashorn existirte in mehreren Abarten über und unter der Größe der jetzt lebenden Gattungen in der Vorwelt. Am Ufer des Wilui in Sibirien fand man im Jahr 1774 gleichfalls das Cadaver eines im gefrorenen Sande völlig erhaltenen Rhinozeros. Auch dieses war, wie das Mammuth von der Lena, mit langem rauhen Haar bedeckt.

Der großhornige Hirsch
(Cervus megacerus).

In den Sümpfen Irlands, die als Torfmoore benutzt werden, finden sich die Gerippe eines Riesenhirsches. Bei Curragh liegt eine solche Menge dieser Gerippe zusammen, daß man sieht, hier sei eine ganze Heerde dieser Thiere umgekommen. Das Gerip ist bis zur Spitze des Geweihs 10—11 Fuß hoch. Dieses ist geschaufelt wie das des Damhirsches, mißt aber zwischen den letzten Enden 12—14 Fuß Entfernung. Auch Schädel weiblicher Thiere, ohne Geweih, findet man. Der Rosenstock oder die Wurzel des Gehörns ist wie bei unserem Hirsch gebaut, so, daß es sehr wahrscheinlich ist, dieß herrliche Thier habe gleichfalls jährlich sein Geweih abgeworfen. Man glaubt Beweise zu haben, daß die Ausrottung des Geschlechts erst nach dem Auftreten des Menschen in jenen Gegenden vollkommen gelang; indem Knochennarben, die einzelne Rippen u. s. w. zeigen, nur von Pfeilwunden herrühren können. Auch fand man bei Cork in einem alten Grabhügel angebrannte und benagte Knochen des Riesenhirsches.

Der Auerochs.

Auch dieß prächtige Wild, dessen Jagd die tapfre Lust unserer Vorfahren war, ist bei uns so vollkommen ausgestorben *) als die Elephanten, deren mächtige Gebeine in unsern Flußbetten ausgegraben werden. Ihre Gerippe finden wir aber in den Torflagern, in deren Sumpf sie wohl ihren Lieblingsaufenthalt hatten, mit den Knochen kleineren Gewildes vermischt.

Unmöglich ist es bei den Grenzen unseres Blattes, all' die, theils uns nur im Gerip erhaltenen, theils noch in ähnlichen Gattungen auf der Erde lebenden Thiere besonders aufzuzählen. Wir nennen nur noch das in Braunkohlenlagern gefundene Anthrakotherium, das Anaplotherium, das Paläotherium u. s. w. Genug aber glauben wir gesagt zu haben, unsern Lesern zu zeigen, welch' eine Menge giganter Leben geopfert wurden, um dem Menschengeist Raum zu geben, sein inneres höheres Sein zu entwickeln; um ihm Grund zu tiefem staunenden Nachdenken zu geben, wenn er in die Wunder der Urwelt sich versenkt.

Dr. Schmidt.

*) Ist in Europa noch vorhanden, im Bialowicker Walde in Lithauen, wo er unter dem besondern Schutze der russischen Regierung gehegt und für seine Erhaltung gesorgt wird.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Die eiserne Schlange.
An den Dichter G. S. mit einem Geschenke.

Unter allen Schlangen ist Eine
Zu Eisen ganz erstarrt,
Auf welche zu seiner Befreiung
Ein edler Gefangener harrt.

Sie hat nicht Gift noch Zähne,
Doch packt sie den Wächter an,
Durchbohrt den Leib dem Verhaßten
Und macht dem Gefangenen Bahn.

Schon steht er vor dir ja, der Kerker,
Ein edler Franke darin,
So fein und so wohlerzogen,
So freiheitslustig sein Sinn;

Ergreife die Schlange, du Zaub'rer,
Durchbohre den Wächter frisch,
Befreie den edeln Gefang'nen,
Den Kerker wirf unter den Tisch!

Schon glänzen die Augen des Freien,
Schon träumt er von Geistes Verein:
So laß doch den Dichter nicht warten!
Laß schnell zu dem Bruder ihn ein!

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 5. 17. 10. 14. 17. 10. 25. 9. 5. 8. 5. 17.

Die seidene Schlange.

Unter allen Schlangen ist Eine
Auf lebendem Grund erzeugt,
Mit der sich an Schönheit keine,
An Unschuld keine vergleicht.

Sie ist als die mildesten milder,
Weich, seiden, ätherisch und stumm,
Und schlingt sich um liebliche Bilder
Als Arabeske herum.

Sie läßt mit sich spielen und scherzen
Und beißen wird sie dich nicht,
Und strickt um empfindsame Herzen
Den Knoten der Liebe so dicht.

Sie dreht sich nach allerlei Moden,
Und flicht in Geflechte sich auch;
Trennst du sie vom Mutterboden,
So läuft sie vor deinem Hauch.

Um ihren Geburtsschein zu rechten,
Das wäre nicht artig zwar;
Wer scheidet die falschen von ächten?
Falsch sind oft die ächten sogar!

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 9. 5. 11. 14. 3. 10. 5.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Linne.

(Taf. 37.)

Der Mann, dessen freundliches Bild uns entgegen blickt hat sich in der Geschichte der gelehrten Welt eine hohe Stufe unsterblichen Ruhmes errungen; wie ein heller Stern glänzt sein Name aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hervor. Sein scharfer Verstand, sein unermüdlicher Fleiß und sein richtiger Blick gossen Licht über die Wirrnisse, welche sich vor seinem Auftreten in der Naturgeschichte angehäuft hatten. Zwar hat es nicht an Neidern gefehlt, die sich bemüheten, den Glanz seines Namens zu verwischen, sein Verdienst zu schmälern, um das ihrige hervorzuheben, und es ging hier wie mit dem Ei des Kolumbus, indem seine Neider darzuthun suchten, sie hätten gekonnt, was er gethan; allein glücklicherweise erkannte die Welt Linne's Verdienst, und dem großen Schweden ward das Glück zu Theil, die reichen Früchte seiner Saat keimen und wachsen zu sehen; die ganze Größe ihres Erfolges hat er aber wohl schwerlich berechnet.

Linne ist der Schöpfer eines Systems oder der Eintheilung der Naturreiche, der Mineralien, Pflanzen und Thiere. Ohne eine solche wäre es nie möglich gewesen, die zahllosen Gegenstände, welche diese Reiche aufzuweisen haben, genau kennen zu lernen, zu unterscheiden, und aus dieser Kenntniß jene ungeheuren Vortheile zu ziehen, welche bis jetzt daraus gewonnen wurden, nicht zu rechnen das Vergnügen, welches wir durch die Kenntniß der Natur und die Befriedigung unserer Wißbegierde empfinden.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst war es dem Einzelnen möglich geworden, seine Gedanken und Erfahrungen auch Andern auf leichte Weise mitzutheilen, und der Drang dazu konnte in keiner Wissenschaft stärker seyn, als in der Naturgeschichte, die den Menschen durch so viele räthselhafte Erscheinungen zum Nachdenken veranlaßt. Der Liebhaber der Natur ward zu unausgesetzteren Beobachtungen getrieben, jeder Tag brachte ihm Neues und Anregendes in Wort und Wirklichkeit.

War schon vor dieser Zeit der Anfang zu naturwissenschaftlichen Sammlungen gemacht, so wurde jetzt noch mit größerem Eifer daran gearbeitet; Jeder wollte unbekannte Naturkörper zur Kenntniß bringen, Viele sammelten selbst, Andere wandten sich an ihre Freunde in den überseeischen Besitzungen, und die Quelle war von der Art, daß sie immer reicher sprudelte, je mehr aus ihr geschöpft wurde. Ehrgeiz und Wißbegierde waren die Triebfedern dieser nützlichen Eroberungen, allein die Masse der Gegenstände wurde am Ende zu groß, und führte ihre Besitzer in ein Labyrinth von Ungewißheiten, so daß der darin verborgene Vortheil todt liegen bleiben mußte, weil es an einem Mittel fehlte, wodurch sich Einer dem Andern verständlich machen konnte. Nicht jeder konnte mit eigenen Augen sehen, die Zeichenkunst und der Buchhandel hatten noch nicht ihre gegenwärtige Vollkommenheit und Ausdehnung erreicht; man konnte daher einen Gegenstand nur aus Beschreibungen kennen lernen, aus denen man mit Mühe das, was zur Unterscheidung gehörte, heraussuchen mußte und dabei häufig doch seinen Zweck nicht erreichte. Die ganze Naturgeschichte lag gleich einem verworrenen Knäuel da, es fehlte an Namen und Unterschieden, wodurch das Gleichartige vereinigt und das Einzelne gehörig geschieden und bezeichnet werden konnte. Es gab damals keine Geschlechter oder überhaupt Abtheilungen, unter welchen die jetzt zusammengehörenden Gattungen begriffen gewesen wären, man konnte nicht sagen, dieser Vogel gehört zu den Finken, zu den Sängern, Enten oder dergleichen, sondern man mußte, um das Einzelne zu bezeichnen, wie Rösel in seinen Insektenbelustigungen, sagen: „Der hochzitronengelbe oranienfarbene Tagpapilio mit breiten Flügeln.“ Jedermann sieht ein, daß solche Bezeichnungen auch einer geringen Anzahl Geschöpfe nicht im Gedächtniß zu behalten waren, und zur Quelle vieler Mißverständnisse und Irrungen wurden, welche zum Theil bis auf den heutigen Tag nicht ganz aufgeklärt worden sind. Der Eifer für das Einsammeln der Naturgegenstände erkaltete, ohne daß die Wissenschaft viel dabey gewonnen hatte. Da trat Linne auf, und beschenkte die Welt mit dem ersten gelungenen Versuche dessen, was wir ein System nennen, und was in diesem Falle nichts anderes ist, als eine Eintheilung, ein Register, über alle Thiere, Pflanzen und Mineralien.

Zwar hatte man schon vor Linne die Nothwendigkeit einer solchen Eintheilung erkannt und versucht, allein Keinem war es wie ihm gelungen, der Wissenschaft den Weg zu zeigen, den sie fortan zu betreten habe. Die Arbeiten seiner Vorgänger gingen auch bloß auf das Einzelne, nämlich auf die Thiere; Linne umfaßte alle drei Naturreiche, gab jedem Körper einen kurzen und bestimmten Namen, vereinigte die gleichartigen in Abtheilungen, die er Geschlechter nannte, von denen er diejenigen wieder unter größere Abtheilungen zusammenbrachte, welche in mancherlei Hinsicht mit einander übereinstimmten. So entstanden Klassen, Ordnungen und Geschlechter. Zur Bezeichnung der einzelnen Gattungen und für seine Klassifikation überhaupt wählte er die lateinische Sprache, welche von den Gelehrten aller Nationen gekannt ist, und in welcher man sich sehr kurz ausdrücken kann. „Die Freude“ — sagt Oken — „nach Linne's System, die ganze Natur mit einem Blicke zu überschauen, und alles, was vorkommt, mit Leichtigkeit darin auffinden und benennen zu können, wirkte so mächtig, daß Hunderte von Menschen, davon ergriffen, sich in alle Welttheile zerstreuten, allen Gefahren trotzten, und selbst das Leben aufopferten, um Naturalien zusammenzubringen, und sie ihrem Lehrer zu schicken. Andere arbeiteten rastlos zu Hause an der Untersuchung und Beschreibung der Thiere, welche nun aus aller Welt zusammenströmten, oder welche sie, bisher verachtet in ihrem Garten, in Flüssen und Meeren fanden.“

Zur Bezeichnung eines ganzen Geschlechtes diente ihm ein einziger Name, z. B. für das Katzengeschlecht Felis; um nun die Gattung anzudeuten, erhielt die-

ser noch einen Beinamen, z. B. die wilde Katze (Felis catus), der Tiger (Felis tigris). Zum Unterschiede von dem, später durch das linneische möglich gewordenen, natürlichen Systeme, welches auf die Entwickelung der Körper gegründet ist, nannte man sein System das künstliche, weil es sich nur an äußere Merkmale hielt. Linne war jedoch bei Auffindung derselben so glücklich, daß er meist das Richtige traf. Es blieb daher die Grundlage für alle späteren Systematiker, und wird nie ganz außer Gebrauch kommen. (Siehe pag. 153 m. Tafel.)

Im Jahr 1735 erschien Linne's System zum erstenmale auf einer großen Foliotafel; er hat es aber bis 1766 in fünf Ausgaben so vervollkommnet und erweitert, daß die letzte in vier Bänden bestehende Ausgabe der ersten nur noch dem Namen nach gleicht. Er war zu diesen Umarbeitungen nicht nur durch den steten Zuwachs neuen Stoffes, sondern auch durch sein eigenes Urtheil über die Unvollkommenheit seiner ersten Arbeit veranlaßt. Von seinem Natursystem bestehen jetzt zwei Ausgaben; die lateinische, von Gmelin besorgte, in 10 Bänden ist von 1788, und eine deutsche Uebersetzung von Statius Müller erschien schon 1773.

Wer den damaligen Zustand der Naturgeschichte kennt, wird die Größe und Schwierigkeit der linneischen Arbeit zu schätzen wissen; zwar war bei weitem noch nicht jene Zahl von Gegenständen bekannt, welche jetzt in unsern Verzeichnissen stehen, allein er hatte es, die Mineralien, Pflanzen und Thiere zusammengenommen, mit wenigstens 30,000 Gattungen zu thun, welche zu benennen und zu ordnen waren.

Außer seinem Systeme hat Linne noch manche andere Arbeit geliefert, und an der Herausgabe fremder Werke Theil genommen.

Linne wurde im Mai 1707 zu Räshüllt in der schwedischen Provinz Smaland geboren. Sein Vater war Geistlicher daselbst und wollte den Sohn, obwohl dieser schon als Knabe eine große Vorliebe für die Pflanzenkunde an den Tag legte, zu seinem Nachfolger heranbilden. Er war daher sein erster Lehrer und sandte ihn in seinem zehnten Jahre auf das Gymnasium zu Wexhiö, woselbst er aber von seinen Lehrern der Trägheit beschuldigt, und des Studirens unfähig erklärt wurde. Dies bewog seinen Vater, einen Schuster aus ihm machen zu wollen, ein Entschluß, der zur Ausführung gekommen wäre, wenn nicht ein Arzt (Rothmann), welcher die Neigung des jungen Linne schätzen gelernt, seinen Vater erweicht hätte, ihn seiner Vorliebe für die Naturwissenschaften zu überlassen. Zu diesem Behufe nahm ihn der genannte Arzt selbst zu sich, und hier war es, wo er durch die Benützung der rothmannischen Bibliothek die erste wissenschaftliche Grundlage zum Studium der Botanik legte. 20 Jahre alt, bezog er die Universität Lund, studirte daselbst Botanik und Arzneikunde, und ging ein Jahr darauf nach Upsala, um beides daselbst fortzusetzen. Hier beschäftigte er sich auch mit dem Thierreiche, und machte nach einiger Zeit die Bekanntschaft der Professoren Rudbeck und Celsius, denen er bei ihren literarischen Arbeiten beistand, bis er auf die Empfehlung des letztern im Jahr 1731 von der Akademie der Wissenschaften mit einer Summe von 50 Thalern den Auftrag zu einer Reise nach Lappland erhielt, um über dessen Erzeugnisse Kenntniß zu verschaffen. Nach seiner Zurückkunft hielt er Vorlesungen, welche er aber in Folge der neidischen Bemühungen des Professors Rosen wieder einstellen mußte. Nach dieser Zeit war er der Begleiter einiger jungen Barone auf ihrer Reise durch Schweden, kam dann nach Fahlun, wo er Vorlesungen über Bergwerksgegenstände hielt, begab sich sodann über Hamburg nach der holländischen Universität Harderwyk, wo er sich die Doktorwürde erwarb, und ging dann nach Leyden, um unter den berühmten Aerzten Gronov, Boerhave u. A. seine ärztliche Ausbildung zu vollenden. Seine Lehrer waren seine Freunde, deren er sich auch durch eine Reise nach England und Frankreich nicht wenige verschaffte. Von diesem Zeitraume an beginnt das Ungewöhnliche seiner naturhistorischen Kenntnisse überall rühmlich anerkannt zu werden, wozu die Herausgabe mehrerer Schriften, besonders seine lappländische Reise und die Beschreibung des cliffort'schen Gartens nicht wenig beitrug und ihm zugleich die nöthigen Geldmittel zuführte. Gegen Ende des Jahres 1738 lebte er als praktizirender Arzt zu Stockholm, wo er jedoch bald eine Anstellung bei der Admiralität erhielt, und sich im darauf folgenden Jahre mit der Tochter des Arztes Moräus, die er zu Fahlun kennen gelernt hatte, verband. Bald darauf wurde er zum Aufseher der königlichen Naturaliensammlungen und zum Präsidenten bei der Akademie der Wissenschaften ernannt. 1742 trat er als Professor der Botanik zu Upsala auf, und erhielt 1753 von König Gustav III. den Nordsternorden. Aber jetzt erhielten seine Verdienste die höchste Anerkennung; mit seinem System verbreitete sich der Glanz seines Namens über die ganze civilisirte Welt; der König schenkte ihm ein Landgut, verdoppelte sein jährliches Einkommen, und erhob ihn in den Adelstand (1756). Die meisten Akademien Europa's zählten ihn zu ihrem Mitgliede, und von vielen Seiten her wurden ihm die glänzendsten und vortheilhaftesten Anträge zu Vertauschung seiner Stellung gemacht; allein er gab keiner einzigen Gehör, sondern blieb seinem Vaterlande treu, und fuhr fort, durch seine Arbeiten der Wissenschaft und der Welt Nutzen zu schaffen. Umgeben von seinen Kindern und Freunden, die ihn mit Rath und That unterstützten, genoß er die Früchte seiner Bemühungen, und beschloß im Januar 1787 sein Leben voll Thätigkeit. Im Jahr 1819 wurde ihm auf Befehl der Regierung in seinem Geburtsorte ein Denkmal gesetzt, allein Linne hätte dessen nicht bedurft, um seinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen. Sein Name wird erklingen von Geschlecht zu Geschlecht, von einem Jahrhundert zum andern.

Berge.

Die Steppen Rußlands.

Die Schaf- und Rinderheerden. Die Talgsiedereien. Vergleichende Uebersicht mit den übrigen Steppen Europa's und Asien's.

(Siehe Seite 145.)

Von noch weit größerer Wichtigkeit als die Pferdezucht sind übrigens für die Steppen die Schafheerden, und sie sind besonders in neueren Zeiten, wo ihre Zucht sich so veredelt und so ungeheuer vermehrt hat, eine breite Basis großen Reichthums geworden. Wenn von dem Vermögen eines Mannes die Rede ist, hört man dort immer nur seine Schafe und Rinder, selten aber seine Pferde in Anschlag bringen, und auf einem Steppengute, wo man einen Tabun von 800 bis 1000 Pferden findet, kann man dagegen auf 4 bis 5 Schafheerden von 2000 bis 3000 Stück rechnen.

Am allgemeinsten im Lande verbreitet ist die Rasse des sogenannten wallachischen Schafes. Dies ist ein großes langhaariges Thier mit einem dicken birn- oder herzförmigen Fettschwanze, der 6, 10 bis 20 Pfund Fett hält. Außer diesem findet man bei den Kalmücken und Kirgisen, seltener in dem Westen, eine Art, die das Fett hinten in zwei ungemein dicken, oft 30 bis 40 Pfund schweren Polstern trägt. Bei beiden ist das Fett, das sie hinten tragen, weit vorzüglicher und wird auch theurer bezahlt, als das aus anderen Theilen des Körpers. Seit 25 bis 30 Jahren haben aber diese Arten sehr abgenommen, da man seit dieser Zeit Merino's in's Land rief, die nun, sowie ihre Mischlinge mit der Landesrasse, Zigai genannt, auf allen Gütern verbreitet sind. Da bei diesen Letzteren Zucht und Wartung, unseren Einrichtungen ähnlich ist, so übergehen wir sie und halten uns blos an die Landeskinder, die Fettschwänze, und ihre mit dem Volksleben seit alten Zeiten verschwisterte Lebensweise.

Zunächst geben wir eine Erklärung der dabei vorkommenden Ausdrücke. Tschaban, heißt der Schafhirt. Eine in der Regel gutmüthige Art Leute, die ganz das Gegentheil ihrer Steppenbrüder, der Tabuntschiks sind. Irlik, heißt der große, fast zwei Klafter lange, mit Kunst gearbeitete, am oberen Ende mit einem eisernen Haken versehene, hölzerne Stab, welcher dem Tschaban, Keule, Schlinge und Harabnik des Tabuntschiks, zugleich ist. Mit dem eisernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er fangen will, zugleich stößt er sie mit dem Stecken, wo es nöthig ist, vorwärts, und weiß mit dem schweren Ende den Wolf so auf den Rücken zu treffen, daß er ihn mit einem Hiebe niederstreckt. Swita ist der schon oben bei dem Tabuntschik erwähnte Mantel. Otara heißt die Heerde selbst, die gewöhnlich 2000 bis 3000 der geduldigen Vließträger stark ist. Oftscharki endlich ist der den Wölfen schreckliche Name, der zottigen großen Hunde, die zu 10 bis 15 eine Heerde der genannten Stücke bewachen. Außer diesen Dingen führen nun die Tschaban's noch einen oder zwei Wagen bei sich, die mit Ochsen bespannt, immer alle Lebensmittel, Medikamente, Kochgeräthschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die Pelze der erlegten Wölfe ꝛc. hinter der Heerde herführen. Die übliche Wagenform unterscheidet sich von den gewöhnlichen durch ihre Größe, Schwerfälligkeit und ihr hohes Dach, das sie den Madjaren (Reisewagen) der Tataren ähnlich macht.

So ausgerüstet rückt der Tschaban zu Ostern in's Feld, und kommt erst im Herbste wieder heim. Der Tschaban ist natürlich zu Fuß, denn seine Otara zerstreut sich nicht so bedeutend wie die Tabunen, frißt alles herunter, was ihr vorkommt, und legt sich dann ruhig zum Wiederkäuen hin. Der tägliche Marsch einer Schafheerde und ihres Tschaban's beträgt kaum etliche Werste, die Ordnung selbst dabei ist folgende: Zunächst postiren die Tschaban's ihren Wagen als Vereinigungs- und Mittelpunkt, und weiden von da aus in der Umgegend herum. Der Platz wird besonders aufmerksam gewählt, denn es müssen gute Steppen, und wo möglich auch ein Brunnen oder Quell in der Nähe sein. Finden sie, daß die Stellung für mehrere Tage haltbar ist, so graben sie einen Herd und kleine Kuhle, Keller, schlagen auch wohl ein Zelt auf. Ist die Gegend aber unergiebig, oder bereits abgeweidet, so ziehen sie am andern Morgen weiter. Der Wagen geht quickend und knarrend voran, und die Heerde folgt nach, jedoch nicht früher als bis der Nachtthau abgetrocknet ist, denn die Schafe verschmähen es in der Nacht zu fressen, vielmehr liegen sie die ganze Nacht ruhig wiederkäuend still. Bei gutem Wetter ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht mit dem Wagen der Heerde voran, der Haupttschaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen sich beständig unter einander zu, und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. In schlechtem Wetter und insbesondere bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen, welche oft mit den sich ihnen ganz überlassenden Schafen davongehen, und ganze Heerden in die Regenschluchten oder Flüsse treiben, sind die Schafe nicht leicht zu lenken, besonders da die Hunde, trotz ihrer Wachsamkeit und ihres Nutzens gegen die Wölfe, ihrer Wildheit wegen nicht dazu zu brauchen sind, und man mischt deßhalb allen Schafheerden einige lebhafte, muthige und kluge Ziegen bei, die dann den unbeholfenen und täppischen Schafen als Leiter und Führer dienen. Auf hundert Schafe rechnet man gewöhnlich zwei bis drei Ziegen, und ohne sie, versichern die Hirten, wäre es ihnen unmöglich, bei allen Vorfällen in den Steppen gut durchzukommen. Die Schafe schrecken oft ohne Ursache zusammen, kommen gleich außer sich, drängen sich bei dem geringsten Geräusch, wollen oft nicht in die Regenschluchten hinab, und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüschen. Sie halten im Winde schlecht stand, und es ist unmöglich, sie, wie dies doch zuweilen nöthig ist, zu einem Marsche gegen den Wind zu vermögen. In allen diesen Fällen streicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen muthig voran, führt die Otara rasch an den steilen Abhängen der Regenschluchten hin, leitet

Digitized by Google

sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsche, durch welche sich ohne sie nie ein Tschaban hindurchwagen würde, springt auf nicht allzuüberlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht allzukalt ist, und dient auch sonst noch vielfach den Schafen als Haltpunkt und ihrer tauben Dummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an die Stelle des folgenden Nachtlagers postirt, und sind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, so beginnen nun für die Tschaban's mancherlei Geschäfte. Vor allen Dingen macht einer den Koch, zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen und einen für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe die am Wagen befestigt sind. Er sucht trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zur Feuerung zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten, und mit denen er sich immer herumschlagen muß, bald eine hohe Flamme aufflackern. Die meisten Tschaban's sind am Dniestr herum, Moldawaner, am Dniepr, Kleinrussen, und in der Krimm, Tataren; jedesmal Landeskinder, und es gibt keine fremde Nation unter ihnen, wie unter den Tabuntschiks, die sich immer aus allerlei Volk rekrutiren. In ihren Kesseln gibt es daher auch keine anderen Gerichte als die Mamaliga der Moldawaner und den Borscht der Kleinrussen, die sie aber trefflich zu bereiten wissen. Wenn alles fertig ist, so schlagen sie zum Zeichen für die Anderen an den Kessel, oder sie stecken auch wenn diese sich vielleicht zu weit entfernten, eine Fahne an den Wagen, nach deren Erscheinen Jene schon lange ausjahen.

Die übrigen Tschaban's haben mittlerweile vielfach anderweitige Beschäftigung gefunden. Der Eine hat ein paar kranke Schafe eingefangen und ihnen Heilmittel eingegeben, der Andere einem gefallenen das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; Einige wiederum haben die Mutterschafe und Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und bereiten Schafkäse. Da sie oft 500 bis 600 Schafe zu melken haben, so machen sie kurzen Prozeß, und nehmen gleich das ganze Euter zwischen beide Hände. Die so gewonnene Milch stellen sie in hölzernen Gefäßen an die Sonne, wo sie bis zum Abend gerinnt, schütten sie dann, Mageres und Fettes durcheinander in Säcke, und reihen diese, um das Wasser ablaufen zu lassen, rund um ihren Wagen herum. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande, weit und breit unter dem Namen Brinse bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Anfüllung die Form einer Ziege fast richtig wieder heraus kommt, jedoch wird dabei das Fell mit dem Pelze nach innen gekehrt. Dadurch nimmt nun der Käse einen eigenthümlichen Geschmack an, der aber eben als sehr pikant gelobt wird. In Odessa sind solche Käsezicklein in allen Kramläden zu kaufen, und der Brinse geht weit und breit umher.

Am heißen Mittage frißt das Schaf eben so wenig wie das Pferd, steht immer auf demselben Flecke und schnauft so leidenschaftlich, als hätte es eben der Wolf gejagt, wenn es auch schon den halben Tag so stand. So wie aber die Sonne sich zu neigen anfängt, weiden sie wieder und die Schäfer lassen sie dabei bis spät Abends nach Sonnenuntergang, wo alles zur Wagenheimath sich wendet. Haben sie ihre Wagen, wie das zuweilen geschieht, nicht fern von der Heerstraße aufgestellt, so treffen sie dann fast regelmäßig Gesellschaft beim Koche, und bei der freundlichen Mamaliga-Flamme, arme Kossari (Mäher) aus dem Kiewschen oder Podolien, die aus ihren bevölkerten Ländern in die Steppe ziehen, um sich mit ihrer Arbeit ein reichlicheres Stück Brod zu verdienen, als es ihre Heimath gibt, oder Soldaten, die aus den Marinehäsen des schwarzen Meeres auf Urlaub gehen und ihre Verwandten besuchen, oder vielleicht gar scheue Flüchtlinge, von denen die Steppe immer voll ist, desertirte Rekruten oder entlaufene Leibeigene aus Polen und dem inneren Rußland. Die Tschaban's sind gastfrei wie alle Nomaden, fragen nicht wer ihr Gast ist, und wissen ihre Mamaliga und ihren Brinse mit Manier anzubieten. »Iswoltje, kuschit s'nami« (beliebe es euch mit uns zu speisen), sprechen sie zu dem Armen, und eben so zum Vornehmen: »Sdälaitje milost, kuschit s'nami« (thut uns die Gnade, mit uns zu speisen). Sie lassen auch den armen Reisenden, der weit und breit keine andere Ansiedelung finden würde, unter dem Schutze ihrer Hunde die Nacht bei sich schlafen, geben ihm den besten Platz im Wagen, stecken ihm am Morgen ein paar Schafkäse zu und sprechen: »Bog s'tebae« (Gott mit dir). Am Abend speisen sie so alle beim lodernden Feuer, und besprechen, was am Tage passirte, oder was ihre Gäste Neues brachten, oder, und was vor allen Dingen der Hauptgegenstand ihrer Abend-Diskussionen ist, was am folgenden Tage zu beginnen sei. Sind sie mit der Berathung, wo die Greise — und es gibt deren unter ihnen, die ein halbes, ja ein ganzes Jahrhundert Tag für Tag mit ihren Schafen still auf der Steppe wanderten — die Hauptstimme haben, so legen sie sich zur Nachtruhe nieder und zwar in folgender Ordnung. Der alte Oberhirte und die Gäste wählen den Wagen selbst zum Bette, die andern Tschaban's aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um den Wagen, und ziehen mit den Hunden einen Kordon um die Heerde. Jeder breitet seinen Pelz und seine Swita, die den ganzen Sommer und Winter sein Ober- und Unterbette bilden, in das Gras der Steppe, und alle legen sich in gleichen Entfernungen von einander. Zwischen je zwei Hirten werden, ebenfalls in gleichen Entfernungen von einander, drei bis vier Hunde postirt. Für jeden Hund findet sich ein für ihn besonders bestimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder seinen eigenen Geruch am besten kennt, so legt er sich allemal da nieder, wo er seinen Lappen findet. Die so garnirte Festung würde nun geradezu so leicht kein Wolf anzugreifen wagen, doch gibt es fast jede Nacht eine kleine Affaire, denn der lüsterne Wolf umschleicht sie beständig und läßt sich die vergebliche Arbeit mancher Nachtwache nicht verdrießen, bis er doch einmal einen schwachen Augenblick abpaßt,

Digitized by Google

wo etwa die Hunde und Hirten auf der einen Seite angegriffen, die andere schwächer besetzt hielten, oder wo die Schafe etwa von einem Sturme aufgeregt, in Unordnung geriethen, und den Kreis durchbrachen. Ist aber die Nacht verflossen, und rüstet die Sonne ihren glorreichen Aufgang, so rüsten sich auch die Tschaban's zum Weiterziehen, verbringen die folgenden Tage wie die vorigen, und treiben es so zwischen Wölfen, Hunden, Schafen und Gräsern, in Gemüthsruhe und Verständigkeit, in Frieden und Langmuth an fünfzig bis sechszig, ja bis hundert Jahre.

Die Hauptplage des Tschabanlebens im Herbste sind die unbarmherzigen Schneestürme, die oft ganze Heerden mit sich fortführen, und im Schnee begraben. Man nennt jene in Rußland bekannten Schneestürme „Wjugas." Sie sind überall gefährlich, besonders aber in den Steppen verderblich, wo die ganze Natur so ohne Schutz, so dach- und fachlos ist. Sie dauern in der Regel drei volle Tage und Nächte, und es herrscht dabei eine sibirische Kälte. Die Luft ist mit Eisnadeln gefüllt, welche wie Schaaren kleiner Pfeile dahersausen, und überall eindringen. Es ist als wenn der eisige Boreas selbst mit seinem ganzen Heere Einem in's Gesicht schlüge. Der gefallene Schnee erhebt sich beständig wieder in Wolken vom Boden, Erde und Himmel vermischen sich, und alle Spuren von Weg und Steg verschwinden. Es ist durchaus keine Möglichkeit in einem solchen Aufruhre der Natur auch nur einen Schritt vorwärts zu dringen, und zieht ein solches Unwetter auf, so sucht Mensch und Thier den ersten besten Zufluchtsort. Wehe dann den armen Tschaban's und ihren Heerden, die sich von einer solchen Wjuga überraschen ließen. Sie gehen zu tausenden zu Grunde, erstarren in der Kälte, werden in die Regenschluchten und Abgründe gejagt, und dort vom Schnee begraben, oder sie fliegen vom Uferrande der hohen Steppe in die Brandung des Meeres hinab. Alle Jahre stiften die Wjugen großes Unglück an, und die Tschaban's wissen immer davon allerlei Geschichten zu erzählen.

Die großen Steppenweiden und ihre einförmige Wüstennatur machen übrigens fast alles, was auf ihnen wandelt und weilt, halb wild. Die Menschen waren von jeher Barbaren, die Pferde sind so ziemlich im Naturzustande, die Schafe und auch die Bienen nomadisiren, ja selbst der Ackerbau ist nicht frei von einem solchen Anstriche, es ist daher natürlich auch von wilder Ochsenzucht dort zu hören. Wie die Pferde sich in Wirthschafts- und Tabunen-Pferde theilen, so muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und die Steppen-Rinder unterscheiden. In jeder Wirthschaft finden sich einige Ochsen, die bei den täglichen Arbeiten dienen, Kühe, die gemolken werden, und die vom Hause unzertrennlich sind, im Stalle und Hofe gefüttert werden, und nur in der Nachbarschaft der Wohnungen weiden. Da die den Steppen eigenthümliche Rasse von Rindern nur sehr wenig, obgleich äußerst vortreffliche Milch gibt, so haben sich auf allen großen Gütern, und bei den deutschen Kolonisten der Steppen deutsche Rinderrassen verbreitet, die theils aus Mähren, besonders aus dem dortigen viehreichen „Kuhländl" bezogen werden, theils von den deutschen Kolonien am asowschen Meere, die einen weitverzweigten Handel mit deutschem Vieh treiben, herkommen. Diese deutschen Kühe sind alle meistens braun oder gefleckt, doch ist ihre Anzahl, im Vergleich zu den großen Massen von Vieh, das auf den Steppen lebt, nur gering.

Die den südrussischen Steppen eigenthümliche Rinderrasse ist groß, hochbeinig, mit langen Hörnern, und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Sie hat sich mit dem kleinrussischen Völkerstamme von den Karpathen bis zur unteren Wolga, und von Kiew und der Ukraine bis zum schwarzen Meere und der Donau ausgebreitet. Sie grenzt im Norden mit dem kleinen polnischen, litthauischen und nordrussischen Viehe, im Westen mit dem noch weit größeren und stärkeren ungarischen Rindergeschlechte, im Süden mit den kleineren Ochsen der Bergtataren, so wie im Osten mit dem kalmückischen und kirgisischen Viehe, das wieder ganz anderer Art ist. Die Steppenherren halten große Zuchtheerden davon auf der Steppe, aus denen sie theils die bei dem Ackerbau und den Handelstransporten nöthigen Zugthiere entnehmen, die aber größtentheils doch nur zum Verkaufe auf den baltischen, polnischen und mährischen Viehmärkten und in die russischen Talgsiedereien benutzt werden. Diese Heerden sind den Tabunen der Pferde ganz gleich zu stellen, und werden, im Gegensatze zu den Wirthschaftsochsen, eben so wie die Pferde, auch „wilde Ochsen" genannt. Eine solche Rinderheerde heißt Tschereda und der Rinderhirt Tscherednik. Sie besteht aus 100 bis 800 Stück Hornvieh allerlei Alters, und sie machen einen Hauptreichthum der Gutsbesitzer aus, da die Ochsen überall leichter und sicherer in Geld umgesetzt werden können, als die Pferde, indem sie einen viel weiter gehenden und großartigeren Handelsartikel des Landes ausmachen als jene.

Im Sommer beständig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, theilen die Tscheredas im Ganzen genommen mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden. Die Zuchtkühe und Stiere bleiben ihr ganzes Leben lang in den Tscheredas, sie werden jung und alt auf der Steppe, ohne daß sie je einen Naléatsch (Leitstrick) an ihren Hörnern gefühlt hätten. Der junge Anwuchs dagegen wird verkauft, und auf die Märkte getrieben, oder an die Kommissionaire (Prokaschtschik-) der Moskauer und Petersburger Viehhändler, und der großen Talgsiedereien, die beständig von Heerde zu Heerde herumreisen, und durch ihre Gonischiks (Viehtreiber) einen Transport nach dem andern durch's Land senden, abgegeben.

Die Tscheredník's sind Fußgänger wie die Tschaban's, da ihre Untergebenen viel ruhiger und im Ganzen leichter zu treiben sind, als die Pferde. Freilich ist der Ochse schnell genug im Weiden, wählerischer in seinem Geschmacke als das Pferd, er hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und frißt nie da, wo vor ihm ein anderer schon anbiß; aber dafür

Digitized by Google

dauert auch sein Mahl nicht lange, und desto länger dagegen sein Nachmittagsschläfchen zum Wiederkauen. Den Regen erträgt er schlecht, und bei der Hitze ist er ungeduldig, aber bei den Schneestürmen verliert er auch wiederum nicht so leicht den Kopf als das Pferd, geht vielmehr rasch und geraden Weges, mit dem Sturme und gegen ihn, nach Hause, die Wjuga müßte denn gar zu arg sein. Den Durst erträgt der Ochse ebenfalls leichter als das Pferd. Er kann im Fall der Noth zwei bis drei Tage dursten, daß er aber den Durst ebenso gern löscht als das Pferd, dafür finden sich in der Nähe eines jeden Brunnens oder Teichs auf der Steppe merkwürdige Zeugnisse, nämlich die zu ihnen aus den umliegenden Weiden hinführenden „Viehsteige," die man als eine kleine charakteristische Eigenthümlichkeit des Steppenthierlebens anführen kann. Da das Vieh aus sehr großen Entfernungen, oft 6 bis 7 Werste weit zum Wasser laufen muß, wird es natürlich nur selten, in der Regel nur einmal des Tages getränkt, und sein Durst wird besonders in der Sommerhitze, oft peinigend. So wie es nun merkt, daß die Zeit des Trinkens naht, und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen rascheren Schritt an, und wird ungeduldiger, besonders wenn der Wind den Wassergeruch vom Brunnen herweht. Die Durstigsten hören dann bald auf zu grasen, setzen sich in Trab und die ganze Heerde folgt ihnen bald trabend nach. Bei diesem Manoeuver formiren sie jedesmal mehrere, wohl 8 bis 12 Stück lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Ochse dicht hinter dem andern hergeht, und immer so gewissenhaft in dessen Spuren tritt, als hätte der Hirt sie mühsam dazu abgerichtet. Auf diese Weise treten sie die Rasennarbe auf ihrem Wege völlig weg und bilden sich so Steige, die ganz den Fußwegen der Menschen gleichen. Alle diese Steige laufen einander parallel in gerader Richtung, als wären sie mit der Schnur gezogen und gehen direkt auf den entfernten Brunnen los, dessen Lage sie genau durch den Geruch zu bestimmen wissen. Wenn die Richtung an einem Abhange hinführt, so bilden sie eben solche Wege an diesem Abhange, der dadurch auf's Regelmäßigste terrassirt wird, indem jede Reihe immer etwas höher trabt als die andere. So lange man diese Sitte des Viehes noch nicht kennt, sieht man mit Verwunderung diese viele Fußwege neben einander laufen, und fragt sich vergebens über die Bedeutung dieser großen Zahl.

Das Verhältniß des Wolfes zum Ochsen ist natürlich ein ebensowenig freundschaftliches als das zum Pferde. Doch sagt man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, und daß er sich an die Schweine noch seltener mache. Die Ochsen halten gegen die Wölfe eben so stark zusammen wie die Pferde, und wo sich nur einer blicken läßt, sind gleich ein paar Dutzend spitziger Hörner gegen ihn gerichtet. Deßhalb wagt auch der Wolf in eine Heerde von lauter großen Ochsen sich vielleicht noch weniger als mitten zwischen den Tabun, und befindet er sich je durch einen unglücklichen Zufall unter ihnen, so hat er nicht so viel Gewandtheit zum Entrinnen, als die Hörner Gelegenheit haben ihn zu durchstoßen. Der Ochse meint es dabei so ernsthaft mit dem Wolfe, daß wenn er ihn recht trifft, schon der erste Stoß ihn durch und durch bohrt, und mit sammt den Hörnern an den Boden heftet. Man glaubt gewöhnlich, daß wegen der verschiedenen Vertheidigungswaffen, der Wolf das Pferd von vorn, und den Ochsen von hinten angreife, und doch findet dieß, bei den Steppenwölfen wenigstens, nicht statt. Sie suchen vielmehr dem einen wie dem andern von der Seite beizukommen und sich, da ihr erstes Geschäft es immer ist, ihren Opfern das Schreien und Athmen zu benehmen, der Gurgel zu nähern, die, kommen sie mit einem Sprunge so weit, auch sogleich herausfliegt, als wäre sie nur mit Zwirnsfaden angeheftet gewesen. Der zweite Biß des Wolfes geht allemal in die Weichen des Thieres, indem er die Eingeweide und das Herz sucht, die er auf der Stelle herausschleudert. Sind ein Paar Wölfe da, so zerlegen sie einen ganzen Ochsen rascher, als ein in der Tranchirkunst erfahrener Wirth eine Ente.

Auf den Märkten werden die Tscheredas eben so wie die Tabunen, in umzäunte Räume zusammengetrieben, von den Käufern nur oberflächlich besichtigt, und mit einer Schlinge eingefangen. Die Kräfte, die ein solches Thier in seinen schönsten Jahren, den 4 bis 5 ersten seines Lebens, auf der Steppe einsammelt, sind erstaunlich, und die Ungebundenheit, an die es gewöhnt, und der unabhängige Sinn, der eine Folge davon ist, geben jenen Kräften an Größe nichts nach. Da nun dabei die Halsstarrigkeit und der Eigensinn des Ochsen, wie bei allen phlegmatischen Naturen, die sich einmal verstocken, viel größer ist als bei den Pferden, so kann man sich denken, welche Mühe es kostet, solche Thiere an das Joch zu gewöhnen. Was man in den Steppen davon hört und sieht, ist gewiß noch mehr als das, was man in dieser Beziehung von dem Kameele erzählt. Es gibt viele Ochsen, die man durchaus nie an das Joch gewöhnen, und mit keiner Kunst noch Gewalt zur Arbeit bringen kann. Mit solchen ist dann weiter nichts anzufangen, als daß man sie in die Talgsiedereien schickt, die ihnen den störrischen Uebermuth bald ausbrühen.

Haben wir nun in dem Vorhergehenden zu schildern versucht, wie jene Thiere in den Steppen leben, so wollen wir jetzt auch noch ihr Ende darstellen, und wie die Menschen ihnen das Fett auskochen, da eine Beschreibung des großartigen Betriebes in den, in allen Steppen-Landschaften verbreiteten Ssalganen oder Talgsiedereien, wohl das Interesse des deutschen Lesers in Anspruch nehmen dürfte.

Seit alten Zeiten sind die Großrussen die eigentlichen Besitzer der Talgsiedereien. Alle sind Eigenthum von Spekulanten und werden auch nur von großrussischen Arbeitern betrieben, die von den Tataren und Kleinrussen, welche die eigentlichen Hirten und Heerdenbesitzer des Landes sind, auch den Spitznamen Kazappen (Schlächter) bekommen haben. Diese Spekulanten kaufen aus

Digitized by Google

den Heerden halbwilder Ochsen die Thiere zu Hunderten und Tausenden auf, und schicken sie auf die Steppenwiesen, die sie zu diesem Ende billig genug, denn für eine Dissätine (Morgen) zahlen sie oft nicht mehr als 3 Kreuzer, gepachtet haben. Ist das Jahr gut, und geht alles nach Wunsch, so zieht gegen Ende des Sommers der Talgsieder seine Ochsen allmälig in kleinen Parthien zu seinem Sfalgan heran, auf Weiden, die er in der Nähe desselben besitzt, und endlich in den Hof selbst. Diese Sfalgans bestehen nur aus einem großen Gehöfte, das von weitläufigen Gebäuden umgeben ist, und Stallungen, Brunnen und hohe Talgpressen in seinen Mauern einschließt. In den Gebäuden befinden sich große Räume zum Schlachten der Ochsen, andere mit gewaltigen Kesseln zum Auskochen des Fleisches, wieder andere zum Einsalzen und Trocknen der Häute, Komptoire für die Geschäfte, Wohnungen für die Arbeiter ꝛc. Im Sommer steht alles ganz leer, wird nur von Hunden, Möven und Raubvögeln umkreist, die der grauenhafte Duft lockt, und von denen die Sfalgans das ganze Jahr hindurch umlagert sind. Diesen Thieren ist der Duft lieblich, aber dem Menschen unleidlich, und noch viel unerträglicher den armen Ochsen, die im Herbste zu diesen Richtplätzen herangeführt werden. Sie wittern die Sache und ihr ganzes Schicksal schon lange im Voraus, noch auf der Steppe, wo nur der leiseste Anhauch jener Pestluft zu ihnen gelangen kann. Sie werden alsdann unruhig, suchen auszuweichen, und gehorchen nur ungern dem treibenden Hirten. Sind sie endlich dem fatalen Brettergehöfte mit Mühe nahe gebracht, so scheint völlig Verzweiflung über sie zu kommen, ihr Gebrüll wird mitleiderweckend, und manche reevoltiren förmlich und müssen mit Gewalt herangeschleppt werden. Es wäre unmöglich, sie ohne weiteres durch das Thor des Sfalgans zu bringen. Man hat aber mehrere Ochsen in der Wirthschaft, die dort täglich ein- und ausfahren, gesottenen Talg verführen, Brennholz herbeischaffen ꝛc., und mischt nun diese unter die beunruhigte Heerde. Die Ochsen wenden sich, durch den pestilenzialischen Gestank wild geworden, hin und her, werden aber immer enger von ihren Schlächtern umzingelt, die Vertrauten des Hauses gehen durch die geöffneten Pforten voran, und die verzweifelnden, wilden, die keinen Ausweg sehen, springen ihnen nach, mitten in's Feuer hinein. Der verhängnißvolle Hof schließt sich hinter ihnen, und sie gehen nach mancher qualvollen Scene, nur als Talg und Leder wieder daraus hervor. Von den 100 Ochsen, die man gewöhnlich auf ein Mal in das Gehöft aufnimmt, gehen immer 20 bis 30 zu gleicher Zeit in die Schlachtkammer, und so kommen denn manche erst nach ein paar Tagen daran. Dies nöthigt die Leute zuweilen das Vieh noch einmal auf die Steppe hinauszulassen, da der Ochse in dem Schlachthofe selbst, nie auch nur das geringste Futter zu sich nimmt, ganz muthlos dasteht, und so bald das mühsam gesammelte Fett verlieren würde. Dieses Auslassen gibt aber dann einen merkwürdigen Anblick. Die Rinder sind wüthend vor Freude, machen trotz ihrer schwerfälligen Figur, Luftsprünge wie die Gemsen, schießen im ersten Anlaufe brüllend und schnaubend oft eine halbe Werst weit in's Gras hinaus, so daß ihre berittenen Wächter alle Hände voll zu thun haben, um sie wieder zusammenzubringen.

Der Raum zum Abschlachten ist ein weiter Saal mit nackten Wänden, in dem während der zwei Herbstmonate, September und October, bei Tage wie bei Nacht, wo er mit Unschlittlampen erleuchtet ist, gearbeitet wird. Sechs bis acht von jenen Kazappen, die zum Personale des Sfalgans gehören, sind unausgesetzt thätig. Sie sind Kerle, die meistens schon mancherlei in ihrem Leben versuchten, mit langem Barte, feuerrothen Gesichtern, dicken kurzen Nacken, standhaften Händen und nervigen Armen, tragen einen kurzen Schafpelz, lederne Hosen und hohe Stulpenstiefel, die keine andere Wichse kennen, als das Blut, in dem sie beständig waten. Der Geruch- und Augengräuel in diesem Raume und dem angrenzenden Gehöfte übersteigt alle Grenzen, und es entsteht, da die Arbeit gerade in der regnerischen Jahreszeit vor sich geht, durch den Regen und die ungeheure Menge Blut, im ganzen Sfalgan ein tiefer Wasser- und Blutsumpf, der erst im folgenden Sommer völlig austrocknet. Selbst die Wände werden von den sterbenden Thieren im Todeskampfe durchlöchert und zusammengerissen, da das Schlachten, weil es bei der Menge der Opfer schnell vor sich gehen muß, auf eine sehr grausame Art geschieht. Es wäre zu viel Zeit und Mannschaft nöthig, wenn man jeden Ochsen einzeln zu Boden reißen, und ihm dann ordnungsmäßig das Garaus machen wollte. Die Thiere bleiben daher alle ledig und ungebunden, und jene acht Stulpenstiefel gehen mit ihren langstieligen Beilen zwischen ihnen herum und versetzen ihnen der Reihe nach, einem jeden einen Hieb auf das Kreuz. Die Rückensäule, an die bei allen Vierbeinen das ganze übrige Bauwerk des Leibes eingelenkt ist, bricht ein, und das arme Thier knickt jämmerlich zusammen. Mögen die Ochsen sich sträuben und drängen, die Leute treffen sicher, und Hieb auf Hieb sinkt einer nach dem andern ächzend hin, bis alle dreißig, schnaubend und brüllend, bei lebendigem Leibe in zwei Theile zerhauen auf dem Boden liegen. In diesem Zustande sind sie ganz leicht zu handhaben, da die Vorderbeine mit den getrennten Hinterbeinen nichts mehr anfangen können, doch dauert es oft noch lange, bis alle von den Qualen des Todeskampfs erlöst sind.

Das wenigste Fett hat der Ochse an den Lenden und auf dem Rücken, daher werden ihm, nachdem die Haut abgezogen und eingesalzen worden ist, drei bis vier Pud Fleisch herausgelöst, die man auf dem Bazar zur Speise verkauft, die aber die Wohlhabenderen nicht gern nehmen, weil der Schlag auf den Rücken eine Anschwellung und leichtere Verderblichkeit des Fleisches verursacht. Das Uebrige wird zerhackt, das Gehirn und die Knochen aufgeschlagen, und alles wandert sammt und sonders in die Siedekessel, mit Ausnahme der Eingeweide, die auf den Hof geworfen, und dort theils an die zur Mastung gehaltenen, den Bluthof beständig

Digitized by Google

durchwühlenden Schweine verfüttert, theils an arme Bettler, welche die Sfalgans umschwärmen, verschenkt, oder von Schaaren von Raubvögeln und Hunden davongeschleppt werden.

In jedem Sfalgan gibt es vier bis sechs Siedekessel, und ein jeder kann seine zehn bis fünfzehn Ochsen fassen. Man hat zuvor etwas Wasser in die Kessel geschüttet, damit das Fleisch nicht anbrenne, das Fett sammelt sich bald rein und klar obenauf, und wird vorsichtig in große Kübel abgeschöpft, aus denen es erst in die Gefäße kommt, in denen es verschifft werden soll, und die den ersten glühenden Guß des siedend heißen Talges nicht aushalten würden. Dies erste Fett ist das schönste, rein und weiß, denn was ja etwa Schmutziges darin sein sollte, setzt sich in den Kübeln ab. Die zweite Sorte, die schon gelblicher ist, gewinnt man, indem man noch mehr nachheizt und das Fleisch noch stärker zerkocht. Nur diese beiden letzten Qualitäten kommen in den Welthandel. Sie werden theils in Tonnen gegossen, größtentheils aber in die Häute, aus denen sie kommen, zurückgefüllt, weil es gewöhnlich an Tonnen fehlt. In diesem letzten Falle nähen sie das Ochsenfell überall wieder zu, und lassen nur die Beine bei den Knieen, wo sie abgeschnitten sind, offen. Durch eines dieser Beinlöcher wird dann der Talg eingetrichtert, und durch die anderen nachgefüllt. Diese Talgochsen, die in den Sfalganen wie Mumien umherstecken, kommen dann so in den Handel. In dem Fleisch- und Knochenmuße im Kessel bleibt indeß noch viel Fett stehen, welches man durch's bloße Kochen nicht herausbringt. Man hat dazu Pressen im Gehöfte, mit durchlöcherten Kästen, in welche man den ganzen Brei schüttet, und durch Schrauben und Gewichte auspreßt. Was hier noch herausläuft, ist dann die schlechteste Sorte Talgs, braun fast schwarz, die auch gar nicht verschickt, sondern in Zuckerhutform gegossen, und so an die Seifensieder und zum Wagenschmieren verkauft wird. Von allen drei Talgsorten zusammen gibt ein Ochse ungefähr 7 bis 8 Pud. (Ein Pud ist 35 Pfund Zollgewicht.)

Talg ist ein so guter Handelsartikel, daß er stets frischen Abgang hat. Die Kaufleute und ihre eleganten Diener drängen sich daher beständig in den schmutzigen Sfalgans von Odessa zwischen den blutigen Ochsenschlägern herum, und schreien nach Talg. In dem Komptoire des Kassirers, der zwischen Haufen von Banknoten und zwischen Massen von Geldsäcken, als wäre auch eben nur Talg darin, sitzt, geht es beständig aus und ein, und die Blutgelder rollen herüber und hinüber. Hier empfängt der Verwalter eines Gutes sein Pachtgeld für die Weide des Sommers, dort wird den Arbeitern ihr Lohn gezahlt, da schließt man neue Kontrakte mit Viehhändlern, auf Lieferung von so und so viel Hundert Ochsen ab, und ein Kaufmann, der dabei steht, zahlt schon im Voraus den halben Preis, um sich des Talgs für's nächste Jahr zu versichern; ein Kolonist wünscht 200 Schweine im Hofe des Sfalgans fett zu machen, und zahlt dafür seine 200 Rubel, freilich bekommt er dafür nur gelbes Schweinefett, doch füttert er später noch mit Korn nach, und bringt so die gelbe Farbe wieder heraus; Griechen kommen und kaufen Häute für Griechenland, die in Odessa aus Mangel an Wasser nicht gegerbt werden können; ein reicher Edelmann tritt ein und pachtet den ganzen Sfalgan, mit sammt den Pressen, Kesseln und Arbeitern auf ein paar Wochen, weil er gern 800 bis 1000 seiner Ochsen den Talg ausbrühen möchte, und keinen eigenen Sfalgan besitzt; ein Schweinehirt kauft sich 50 Fuder ausgepreßtes Fleisch, um damit sein Borstenvieh in den Steppen zu masten. Kurz hier laufen alle mögliche Klassen von Menschen aus und ein, die wie die Fliegenschwärme von dem Gewinnste an den armen geschlachteten Thieren etwas erhaschen möchten, bis nach zwei bis drei Monaten, denn während September bis November wird nur Talg gesotten, alles so still wie vorher wird, das Getümmel verschwindet und der Nordsturm die pestilenzialischen Gerüche dem schwarzen Meere zuführt.

Da wir von dem ganzen ungeheuren Steppengürtel, in den vorstehenden Bildern, nur den westlichsten Zipfel, der an die Küsten des schwarzen Meeres streift, und den wir deßhalb am Eingange die pontischen Steppen nannten, beschrieben, so scheint es passend, noch hier zum Schlusse einige vergleichende Blicke auf die benachbarten Steppenländer der Kirgisen, Kalmücken, Turkomannen und anderer Völker zu werfen, doch ähnelt sich in diesen Himmelsstrichen alles auf eine so frappante Weise, daß die meisten Bemerkungen noch weit über die gezeichneten Grenzen hinaus ihre volle Gültigkeit behalten. Ueber die ganzen unermeßlichen Steppengebiete wölbt sich im Herbste derselbe endlos graue, einförmige mongolische Nebelhimmel. Derselbe unbarmherzige Winter erfaßt die Maloroſſianen am Dniepr, wie die Kasaken am Don, die Kalmücken am Manupsch, wie die Kirgisen am Ural und Aral, die Truchmenen am kaspischen Meere, wie die Dsungaren am Balkasch, und plagt die Menschen und das Vieh aller hier wandelnden Horden mit Hunger und Kälte. Im Frühlinge ergrünt und erblüht die tausend Meilen lange Steppenweide, auf dem einen Ende wie auf dem andern mit derselben Fülle und jauchzt im Osten wie im Westen, mit derselben Ausgelassenheit des Uebermuths auf, während der Sommer am Sir, wie am Ischim, an dem Fuße des Mustag, wie an dem des Kaukasus, in den Ebenen die den taurischen Gebirgen, wie in denen die den Karpathen anliegen, alles mit Trockenheit und Durst verwüstet und erlahmen macht. Was wir über die Pflanzen und Thiere der Steppen sagten, gilt ebenso weit und breit. Bei uns findet man oft für jeden Berg, der nur etwas höher ist, für jedes Thal, das ein anderer Wind bestreicht, eine andere Flora, während man in den Steppen oft hundert Meilen durchreisen muß, um nur eine andere Pflanze zu entdecken, oder einem neuen Thiere zu begegnen. Die Disteln, der Wermuth, die Dornen und die wilden Birnbaumkrüppel umranken die kirgisischen Auls, die Kalmücken-Zelte, wie die Mestetschkos und Semlanken der Maloroſſianen, und das bucharische Kameel findet dieselbe Speise auf

Digitized by Google

Digitized by Google

den Weiden der freien Tatarei, die das Kasakenpferd am Don und Dniepr genießt. Die Salzpflanzen überziehen den Steppenboden überall, und was von den Steppenbränden und den großen Fluß-Plawneu und Schilfwaldungen des Dniestr gilt, behält auch seine Gültigkeit für den Terek nnd Kuban, für den Ural, den Manuysch, für den Aral-See und den Amu und Sir. Für Wölfe und Hunde sind die asiatischen Steppen-Magazine wie die des europäischen Rußlands, und die Mäuse und Murmelthiere treten dort in eben solcher Menge auf wie hier. Bei den Vögeln und Amphibien gilt wiederum dasselbe, Falken, Adler und Kraniche, Kröten, Eidechsen und Schlangen überall.

Da alle die Völker türkisch-tatarisch-mongolischen Stammes eine und dieselbe flache, wilde, grasige Bodenoberfläche betreten haben, so theilen sie unter einander auch dieselben Sitten, Lebensweise und Zustände. Nomadisches Treiben und Viehwirthschaft sind die Hauptbeschäftigung aller dieser Völker, in der freien wie in der eroberten, in der kleinen wie in der großen, in der chinesischen wie in der russischen Tatarei, und während in Turkestan der ungebeugte Kirgise noch frei schweifend seine wandelbaren Lager aufschlägt, wo es ihm gutdünkt, sehnt sich der von den Russen gezähmte Tatar nach dem uralten Handwerke seiner Väter zurück, und selbst der deutsche Steppenkolonist spricht, den Geist und die Natur des Landes erkennend: „Viehwirthschaft ist der nervus rerum in unsern Steppen.“ Das Bild, was wir oben von der Viehwirthschaft zu geben versuchten, zeigt mit wenigen Veränderungen dasselbe, was man bei der Heerdenzucht der Nomaden aller dieser Grasländer sieht. Die unzähligen Millionen von Rossen und anderen Thieren, welche die Steppenplateaus beweiden, erleiden zu allen Zeiten dasselbe, und die Aehnlichkeit der Viehwirthschaft geht hier bis in die geringsten Details, so daß z. B. das, was wir von den Ziegen als den kühnen Anführern der Schafheerden bei den Kasaken sagten, auch auf die Schafheerden der Kirgisen und Kalmücken paßt, die sich dieses kecken Thieres ebenfalls zu demselben Zwecke bedienen.

Die Viehhürden und Stallungen der Moldauer und Bulgaren, die Erdhütten der Kleinrussen, diese ganze Höhlen-Architektur ist eine Bauart, die als vollkommen unfreiwilliges Naturprodukt ein viel größeres Verbreitungsgebiet hat, als die Nachahmung irgend eines unseres künstlichen Baustils, und eben so wird auch der Ackerbau, so viel es dessen in den Steppen gibt — ganz ohne Ackerbau ist aber keines, selbst der eifrigsten Nomadenvölker — überall nach denselben Normen und nach derselben Weise betrieben. Die Steppe selber ist überall die Tenne, Pferde und Ochsen überall die Drescher, Scheunen gibt es nirgends.

Mehr Wunder noch als die Gleichförmigkeit der von der Natur unmittelbar abhängigen Verhältnisse, der Bodenbenutzung, der Landesprodukte, der Viehwirthschaft u. s. w. erregt, wenn man die Steppenvölker mit einander vergleicht, die Gleichheit in Charakter, Sitten und Gebräuchen, Kleidung und allen den Dingen, welche mehr von der freien Willkühr und Laune der Menschen abzuhängen scheinen. Und auch deren gibt es viele Dinge und Worte, die auf jeder Quadratmeile dieser ausgedehnten Länderstrecke auf dieselbe Weise wieder gefunden werden. So finden also die gegebenen Bemerkungen gewiß ein sehr weites, großes Gebiet ihrer Geltung, doch gibt es auch Verhältnisse in der Natur wie in der Menschenwelt der Steppen, des kaspischen Meeres, jenseits der Wolga und des Ural, der Kirgisen-Steppe und des Aral-Sees, der freien Tatarei und des Mustag, die in den Steppenlandschaften des schwarzen Meeres, in dem von unsern Geographen sogenannten europäischen Südrußland — in den Gouvernements Cherson, Jekatherinoslaw, Taurien, Beßarabien, nnd den Ländern der donischen Kasaken, oder in den Mündungsgebieten der Flüsse Pruth, Dniestr, Bog, Dniepr, Don uud Kuban nicht vorkommen. So gibt es in den Steppen im Osten der Wolga große, völlig öde Sandflächen, in den Steppen zwischen dem kaspischen Meere und dem Aral-See, finden sich kahle Felsreihen, und die Kirgisen-Steppe wird hie und da von Gebirgen durchzogen. In den Steppen am schwarzen Meere ist von dem allen keine Spur, vielmehr ist hier alles ein so ebener fester Steppenboden wie er oben beschrieben wurde. Jenseits der Wolga sind die Salzfelder, die Salzsümpfe und Salzseen weit größer, zahlreicher nnd bedeutender, als in unserem westlichen Steppenzipfel, dagegen aber auch die Unwirthlichkeit größer. Die Steppen am schwarzen Meere sind deßhalb auch dem Ackerbaue zugänglicher, als die kaspischen und aralischen, nnd haben, obgleich Rußland erst später von ihnen Besitz nahm, doch größere Fortschritte in den Künsten des Friedens und in der Kultur überhaupt gemacht, als alle anderen.

Das wilde Schwein, das in der kaukasischen Steppe haust, das wilde Pferd, das in der Kirgisen-Steppe weidet, der Tiger, der in dem Schilfe des Aral-Sees lauert, und die Saiga-Antilope, die in der Jemba gejagt wird, der wilde Büffel, dem man in den Vorgebirgen des Mustag begegnet, dringen nie in die Steppen am schwarzen Meere vor, nnd waren auch manche von diesen Thieren früher vielleicht hier heimisch, so sind sie doch längst über die Wolga zurückgedrängt worden. Eben so die ausschließlich nomadisirenden Völkerstämme, deren eigentliches Gebiet erst hinter der Wolga beginnt.

Alle diese angegebenen Verschiedenheiten sind jedoch nicht so bedeutend oder eingreifend, daß unsere frühere Behauptung nicht gerechtfertigt, und durch die versuchten Bilder eine Schilderung des Ganzen gegeben wäre.

Der nordische Spinnenkrebs.

(Tafel 38.)

Unter den krebsartigen Thieren gibt es eine eigenthümliche an Gattungen reiche Gruppe, die Krabben. Sie haben ihrem äußeren Ansehen nach die meiste Aehnlichkeit mit der Spinnenform, sind aber mit einer hornigen Schale bedeckt, welche alle Theile des Leibes

Digitized by Google

umgibt. Sie leben alle im Waſſer, doch gibt es einige, welche bisweilen auf's Land gehen und ſich in feuchten Löchern verbergen. Von der Lebensweiſe dieſer Thiere iſt wenig bekannt. Sie leben blos von thieriſchen Körpern, ſowohl todten als lebenden. Ihr Leib iſt kurz und trägt ſechs lange Füße und zwei Fangarme; vorn ſtehen einige Fühlfäden und die Augen auf Stielen.

Der auf unſerer Tafel abgebildete nordiſche Spinnenkrebs (Lithodes arctica) (Fig. 1.) iſt prächtig roth gefärbt; er wird 6 Zoll lang, die Füße über 7, die Scheeren 3½ Zoll. Der Körper iſt umgekehrt herzförmig und wie die Füße mit Stacheln beſetzt, vorn daran ſteht eine gezähnte Vorragung. Dieſes Thier iſt zwar nicht ſehr häufig, findet ſich aber in allen nordiſchen Meeren, beſonders in der Nordſee. Fig. 1c. Kieſer des erſten Paars. Figur 2. Der vordere Theil des Leibes von unten. a Theil der Pterygoſtangegend, welche ſeitlich den Mundrahmen einſchließt. b Raum der Vorderlippe, welche ohne Unterbrechung mit der Mundgegend zuſammenhängt. c Baſis der äußern Fühler. d Gelenkrahmen dieſes Theils. e innere Fühler. f ihre Einlenkung. g die Augen.

— 3. Aeußere Scheerenkiefer.

— 4. Fuß eines verkümmerten fünften Paars.

— 5. Bruſtſchild.

— 6. Bauch.

Berge.

Die Seehundsjagd.

Die ganze Küſte von Schweden, ſowohl an der Nordſee, als am bottniſchen Meerbuſen, iſt überall mit einer Menge von größeren und kleineren Inſeln beſäet, welche gleichſam einen Gürtel oder Wall bilden, der von Tornea bis nach Calmar hinunter und wieder von Halmſtadt bis nach Svineſund hinauf die ganze ſkandinaviſche Halbinſel umgibt. Die meiſten dieſer Inſeln, denen man den Geſammtnamen Scheeren gegeben hat, ſind blos nackte Felſen, welche nichts hervorbringen und entweder gar nicht, oder nur von Fiſchern bewohnt werden, die von ihrem Fange leben, den ſie theils verzehren, theils an Kaufleute in den Städten und Dörfern der benachbarten Küſte verkaufen, oder gegen Kartoffeln und Mehl einhandeln. Es gibt vielleicht in ganz Europa keine Menſchenklaſſe, welche im Winter eine erbärmlichere Exiſtenz führt, als dieſe Art von Scheerenbewohnern. Bei einer Kälte von 25 bis 30 Graden in ſchlechten Bretterhütten wohnend, oder ganze Tage und Nächte lang bei Schnee und Sturm auf der See herumfahrend und ihre Netze auswerfend, macht nicht ſelten der Froſt ihrem elenden Daſein ein Ende. Oft auch findet der Familienvater, der, um den Seinigen eine ſchon ſeit Tagen entbehrte Nahrung zu verſchaffen, dem Sturme trotzend, auf ſeinem elenden Boote ausgefahren war, in den Wellen ſein Grab; oder er kehrt nach vergeblicher Mühe und Anſtrengung leer zurück, um den Jammer ſeiner von Hunger gequälten Lieben zu ſchauen und zu theilen.

Einige dieſer Scheeren oder Inſeln bieten einen beſſeren, fruchtbaren Boden, ſo daß die Bewohner derſelben doch etwas Kartoffeln und Getreide bauen und ſich auf den Winter, wo der Fiſchfang eine gefährliche, und ſelten lohnende Beſchäftigung iſt, einige Vorräthe anlegen können. Einige der bemittelteren Scheerenbewohner endlich, welche im Stande ſind, ſich ein Feuergewehr, Pulver und Blei anzuſchaffen, beſchäftigen ſich im Winter mit der Seehundsjagd, welche zwar ebenfalls keineswegs gefahrlos iſt, aber doch bedeutende Vortheile gewährt.

Aber nicht allein für arme Fiſcher iſt die Seehundsjagd im Winter eine Hauptbeſchäftigung; es gibt unter den Bewohnern der Städte und Dörfer der Küſten viele Leute, welche nicht aus Gewinnſucht, ſondern blos zu ihrem Vergnügen, trotz allen Gefahren und Mühſeligkeiten, welche dieſe Jagd darbietet, mit einer wahren Leidenſchaft derſelben obliegen. Ganze Tage und Nächte nach einander können dieſe Menſchen, bei einer grimmigen Kälte in einem Hinterhalte verborgen, auf den Seehund lauern, und finden ſich für alle überſtandenen Strapatzen hinlänglich belohnt, wenn es ihnen endlich, nach langem Harren, gelingt, eines dieſer Thiere zu erlegen. Während einer Reiſe in dem nördlichen Schweden hielt ich mich einige Tage in dem am bottniſchen Meerbuſen gelegenen Städtchen Umea auf, wo ich mehrere Bekannte hatte, und unter andern einen ſchwediſchen Offizier traf, der als einer der leidenſchaftlichſten und beſten Seehundsjäger in der ganzen Gegend anerkannt war. Auf meine Bitte, an einer ſolchen Expedition Theil nehmen zu dürfen, ging mein Freund mit der größten Bereitwilligkeit ein, und es wurde feſtgeſetzt, daß die Jagdpartie gleich am folgenden Tage ſtattfinden ſolle.

Gegenüber von der Stadt Umea, in einer Entfernung von 8 bis 10 Stunden, liegt eine Gruppe von Inſeln, meiſt nackte rauhe Felſen, wovon nur eine, die, ſo viel ich mich erinnere, Holmön heißt, einen einigermaßen bedeutenden Umfang hat und bewohnt iſt. Auf dieſer lebte ein Fiſcher, der mit der Seehundsjagd, mit den bei derſelben gebräuchlichen und nothwendigen Vorſichtsmaßregeln, mit den Gewohnheiten der Seehunde ſehr genau bekannt, bei den häufigen Zügen des Hauptmann S . . ., meines Freundes, gegen dieſe Thiere der gewöhnliche Begleiter deſſelben war; und zu dieſem, nach Holmön, ſollte am nächſten Morgen die Fahrt gehen. In dichte Pelze eingehüllt, denn es war im Januar, mit Waffen und Munition, wie auch mit Lebensmitteln, Wein und Branntwein gut verſehen, beſtiegen wir unſer Boot, und obgleich wir ganz günſtigen Wind hatten, war doch die Fahrt des Eiſes wegen, das wir an vielen Stellen mit dem Beile zerſchlagen, während wir an andern den herumſchwimmenden Eisſchollen, die unſerem leichten Boote gefährlich hätten werden können, ausweichen mußten, nicht ohne Schwierigkeit. Nach ungefähr ſechs Stunden landeten wir in Holmön, wo der alte Nils Anderſon, der uns ſchon von Weitem hatte kommen ſehen, uns am Ufer

Digitized by Google

erwartete, und uns nach seiner Hütte führte, in der wir unsere vor Frost erstarrten Glieder an dem warmen Ofen zu erwärmen das Bedürfniß fühlten. Auch in Andersons Wohnung bemerkten wir, daß wir erwartet worden waren. Die Hausfrau und ihre Tochter hatten ihre besten Kleider angethan; der Boden der Stube war, statt wie bei uns mit Sand, mit frischen Tannenreisern bestreut, eine Sitte, die in ganz Schweden üblich ist; der große Tisch in der Ecke war mit einem groben, aber schneeweißen Tuche geziert, und auf demselben stand die im Norden nicht fehlende Branntweinflasche, aus welcher Andersons Frau sogleich ein Paar Gläser einschenkte, um ihren Gästen den Willkommentrunk zu bringen. Das ganze Haus war, obgleich sehr klein, das wahre Musterbild der Wohnung eines wohlhabenden westerbottnischen*) Bauern. Es war, wie alle Häuser im nördlichen Schweden, von Holz und hatte nur drei Zimmer. Die Wohnstube, welche zugleich als Küche diente, enthielt einen ungeheuren Ofen mit mehreren Tritten, auf die man sich, wenn man ermüdet und erstarrt nach Hause kehrt, setzt oder legt. An den Wänden prangte eine Menge von Haushaltungsgeräthschaften in gefälliger Ordnung und blendender Reinlichkeit; in einer Ecke standen zwei Betten, mit Decken von Ziegenfell, und von der Zimmerdecke herunter hing, an langen Stäben aufgereiht, der Zwiebackvorrath für den ganzen Winter. In den schwedischen Bauernhäusern, sogar in dem reichsten, findet man nämlich kein Brod, ein harter Schiffszwieback ersetzt die Stelle desselben; bei reichen Leuten ist dieser aus feinem Weizenmehle, bei den ärmeren aus mit Kleie vermischtem Roggenmehle gebacken; ja in schlechten Jahren geschieht es sehr oft, daß die ganz armen Bauern im nördlichen Schweden fein gemahlene Baumrinde unter das Mehl mengen. In den meisten Haushaltungen wird nur zweimal im Jahre gebacken; die Zwiebacke haben die Form einer flachen runden Scheibe, in deren Mitte ein Loch angebracht ist, durch welches man eine lange Stange steckt, und so wird Brod an Brod gereiht, und der ganze Vorrath an die Zimmerdecke gehängt.

Hinter der Wohnstube war ein kleineres Zimmer, wo außer dem Bette der Tochter und einigen bunt bemalten Truhen, worin die Kleider der Familie enthalten waren, noch zwei Webstühle standen, ein Geräthe, das in keiner gut geordneten Haushaltung in den Provinzen Angermanland und Westerbotten fehlen darf. In der ersteren namentlich ist die Leinwand-Fabrikation sehr allgemein und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden, denn es werden dort Tücher gewoben, die an Feinheit und Schönheit der so berühmten holländischen Leinwand nicht nachstehen. Das schönste Zimmer im Hause war jedoch das sogenannte Fremdenzimmer, in welchem wir empfangen wurden, und das in diesen Gegenden, wo die Gastfreundschaft eine allgemein verbreitete Tugend ist, ebenfalls auf keinem Bauernhofe fehlen darf. Zwei zwar mit Decken aus Ziegenfell versehene, aber mit der feinsten Leinwand überzogene Betten nahmen die eine Wand ein, an einer anderen hingen zwischen dem Bildnisse Luthers und des jetzigen Königs, Carl Johanns, zwei gut im Stande gehaltene Karabiner; auf einem kleinen hölzernen Gestelle blinkte eine ziemlich große Anzahl blank gescheuerter, theils zinnerner, theils silberner, mit silbernen auch vergoldeten Münzen und Medaillen eingelegter Becher von allen Formen und Größen; eine Zierath, die man in den meisten Höfen in ganz Norrland*) antrifft und auf die sich die dortigen reichen Bauern nicht wenig einbilden. Die übrigen Möbeln dieses Prunkzimmers bestanden aus dem großen gedeckten Tische, einem hölzernen Sofa und Stühlen, einem kleinen Tische, auf welchem eine Bibel und die Liturgie lag, und endlich aus einigen colorirten Holzschnitten, welche unsern Heiland, eine Ansicht der Stadt Stockholm, und ein Paar Seeschlachten vorstellten. In einem hinter dem Hause angebauten Schuppen hatte Andersons Sohn sein Bett aufgeschlagen; auch hingen dort die Netze und andere zum Fischfang nöthigen Geräthschaften, und wurden die zum Verkauf bestimmten Vorräthe von geräucherten Fischen, von Seehundsfellen und Thran dort aufbewahrt. Der ganze Bauernhof trug das Gepräge eines gediegenen, durch Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit erhaltenen Wohlstandes; Anderson, seine Frau und seine Kinder aber konnten in jeder Hinsicht als der Typus einer bemittelten norrländischen Bauernfamilie gelten. Der Sohn und die Tochter waren schlanke, hoch aufgeschossene Gestalten mit blonden Haaren, blauen Augen, rothen Wangen und regelmäßigen Zügen, auf welchen ein vielleicht etwas ernster, aber dabei sehr gutmüthiger, biederer, im höchsten Grade intelligenter Ausdruck lag; bei Eltern und Kindern fanden wir jene Herzlichkeit, jene angeborene Höflichkeit, jenes offene, heitere, anständige Benehmen, jene freundliche Gastfreiheit, die dem schwedischen Bauern überhaupt, aber ganz besonders dem Nordländer eigenthümlich sind. Nach einem vortrefflichen Mittagessen, das aus geräuchertem Lachs, gebratenen Haselhühnern und eingemachten Ackerbeeren**), eine Frucht, welche nur im hohen Norden wächst und vortrefflich schmeckt, bestand, rüsteten wir uns zum Aufbruch. Wir nahmen unsere Gewehre zur Hand, die wir sorgfältig luden, krochen wieder in unsere Pelzstiefeln und Pelzröcke, über welche noch jeder von uns ein langes, weißes Hemd anzog, um auf dem Schnee und Eise von den vorsichtigen, mißtrauischen, weit spähenden Seehunden nicht so leicht bemerkt zu werden, und setzten uns in das von Anderson und seinem Sohne geführte Boot, um uns nach einer kleinen, öden, nicht

*) Die Provinz Westerbotten ist, Norrbotten ausgenommen, die nördlichste Schwedens; ihre Hauptstadt, wo auch der Gouverneur oder Landeshauptmann residirt, ist Umea (sprich Umeo).

*) Norrland ist ein oft gebrauchter Gesammtname für das nördliche Schweden; unter demselben versteht man die Provinzen Norrbotten, Westerbotten, Angermanland, Jemteland und den nördlichen Theil von Gestrikland. —

**) rubus arcticus, hat in Form und Geschmack einige Aehnlichkeit sowohl mit der Himbeere als der Maulbeere. —

Digitized by Google

weit entfernten Felseninsel zu begeben, wo, nach Andersons Aussage, die Seehunde gerne an das Land zu kommen pflegten. Während der Fahrt dahin wurden mir, dem Neuling, von meinen erfahrenen Jagdgefährten die gehörigen Instruktionen ertheilt. Es wurde mir anempfohlen, mich auf dem angewiesenen Platze ganz ruhig und stille zu verhalten, mich so gut als möglich zu verbergen und besonders kein Geräusch zu machen, weil der Seehund ein sehr scharfes Gehör hat. Endlich wurde mir gesagt, daß, da diese Thiere beständig in Gesellschaft leben, ich mich nicht verleiten lassen solle, auf einen einzelnen Seehund zu schießen. „Gewöhnlich," sagte Kapitän S..., „kommt ein einzelnes Thier zum Vorschein, gleichsam um auszukundschaften, ob keine Gefahr in der Nähe sei, und nachdem es sich davon überzeugt zu haben glaubt, und sich einige Zeit auf dem Eise oder auf dem Lande herumgetrieben hat, lockt er seine Gefährten heran. Warten Sie also geduldig ab, bis dieses geschieht, denn durch zu schnelles Schießen auf ein einzelnes Thier würden Sie die anderen vertreiben, und uns die ganze Jagd verderben. Auch müssen Sie, so viel als möglich, trachten, das Thier von der Seite oder von hinten zu treffen, denn, wenn Sie auf dasselbe schießen, wenn es Ihnen die Vorderseite zuwendet, so ist es, ausgenommen, wenn Sie es gerade auf den Kopf treffen, leicht möglich, daß die Kugel an dem glatten nassen Haare abgleitet. Ueberhaupt müssen Sie immer auf den Kopf zielen, damit der Seehund auf der Stelle todt bleibt, denn wenn er blos angeschossen ist, so sucht er sich wieder bis an das Wasser hin zu schleppen, taucht unter und ist für uns verloren." Ich versprach, genau nach den mir gegebenen Vorschriften zu handeln und wir erreichten, nicht ohne Mühe, nachdem wir uns durch das Eis durchgearbeitet, und endlich das Boot auf dasselbe gezogen hatten, das Ufer der Insel. Mir wurde ein Platz hinter großen Felsblöcken angewiesen, wo ich sehr gut verborgen war, und eine unbegrenzte Aussicht auf die See hatte, so daß nichts aus derselben emporsteigen konnte, ohne daß mein wachsames Auge es bemerken mußte.

Ueber drei Stunden stand ich dort, mit dem Blicke unverwandt auf die vor mir ausgebreitete Eisfläche gerichtet, so daß mich die Augen ordentlich schmerzten, ohne daß sich etwas zeigte. Die schauerliche Stille der Natur wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Brausen des wogenden Meeres und durch das durchdringende Geschrei einiger in der Luft kreisenden Seemöven. Es war beinahe Nacht geworden, was in den nördlichen Himmelsstrichen schon früh geschieht, und ich begann Hunger und Langeweile zu verspüren, als ich die Stimme des jungen Anderson neben mir vernahm. „Jetzt ist nichts mehr zu machen," sagte er, „wir müssen warten bis der Mond aufgeht, wir haben kein Büchsenlicht*) und wollen die Zeit benützen, um etwas zu uns zu nehmen." Ich ließ mir dieses nicht zweimal sagen, folgte meinem jungen Führer und suchte mit ihm unsere beiden Gefährten, die wir auch bald fanden. Wir holten unsere Speisesäcke hervor, ließen den mitgebrachten Branntwein fleißig herumgehen und verkürzten uns die Zeit mit Erzählungen von Jagdabenteuern.

„Lieber Anderson," sagte der Kapitän, „erzähle doch dem Rittmeister deine Fahrt nach der finnländischen Küste, sie wird ihm einen Begriff von den Gefahren geben, denen wir Seehundsjäger zuweilen ausgesetzt sind."

„Und ihm einen neuen Beweis von der Güte Gottes und seinen wunderbaren Fügungen liefern," antwortete der alte Jäger. „Auf Ihre Gesundheit meine Herren!" fügte er hinzu, leerte sein Glas und begann folgende Erzählung:

„Vor zwanzig Jahren war ich mit zeitlichen Gütern noch nicht gesegnet, wie ich jetzt bin; ich war damals noch ein armer Fischer, seit drei Jahren verheirathet, und wußte oft nicht, wo ich das Brod für meine Frau und meine zwei kleinen Kinder hernehmen sollte. Es war in der Woche vor Weihnachten; seit zwei Tagen hatten wir blos von einigen wenigen Kartoffeln gelebt, und auch dieser kleine Vorrath ging zu Ende; da faßte ich den Entschluß, auf die Seehundsjagd zu gehen und wenn ich auf derselben nichts erlegen sollte, nach Umea zu fahren, um daselbst mein Gewehr zu verkaufen, und mit dem Erlöse desselben meine Kinder vor dem Hungertode zu retten. Ich bestieg mein Boot und fuhr hieher auf diese Insel, auf welcher wir uns jetzt befinden; es war eine schöne mondhelle aber bitter kalte Nacht und ein starker Sturm blies aus Nordwest her. Der Himmel schien mich begünstigen zu wollen, denn kaum war ich eine halbe Stunde auf dem Anstande gewesen, als drei Seehunde zum Vorschein kamen, und sich auf Schußweite auf dem Eise lagerten. Ich nahm den größten aufs Korn, zielte, schoß und das Thier wälzte sich in seinem Blute; er war tödtlich getroffen, machte jedoch noch Anstalt die See zu gewinnen. Von meiner Jagdleidenschaft und von dem in meiner Lage natürlichen Wunsche hingerissen, meine Beute nicht zu verlieren, warf ich mein Gewehr bei Seite, zog mein langes Jagdmesser und lief auf das Thier zu, wobei ich mehrere male über ziemlich breite Eisspalten springen mußte, ein Umstand, dem ich damals wenig Aufmerksamkeit schenkte. Ich erreichte den Seehund noch zur rechten Zeit und fing ihn mit meinem Messer ab, was jedoch erst nach einem Kampfe von einigen Minuten geschehen konnte. Ueber den schönen Fang ganz entzückt, schlang ich nach unserer Weise einen Strick um die Schwimmflossen des Thieres und schleppte es in stillem Triumphe auf dem Eise der Stelle des Ufers zu, wo ich mein Gewehr gelassen hatte; plötzlich gelangte ich an eine Eisspalte, welche wenigstens 7 bis 8 Fuß breit war, über welche ich also nicht springen konnte. Etwas bestürzt ging ich dem Rande des Eises nach immer fort, eine schreckliche Ahnung stieg in mir auf; mit schnellen Schritten und hochklopfendem Herzen ging

*) Ein Jägerausdruck, der so viel sagen will, als: wir sehen nicht mehr zum Schießen.

Digitized by Google

ich weiter .... immer weiter .... ach, ich hatte mich nicht geirrt; die Eisscholle hatte sich von dem Ufereise abgelöst und wurde von dem immer zunehmenden Winde fortgetrieben .... ich befand mich allein, mitten in der Nacht, auf dem vom Sturme bewegten Meere, ohne Hülfe, ohne Lebensmittel auf einer schwimmenden Eisscholle, welche jeden Augenblick zerschlagen werden konnte! .... Meine Lage war schrecklich, ich dachte an meine Frau und an meine Kinder und weinte bitterlich; dann ermannte ich mich und wandte mich im brünstigen Gebete an Den, der allein mir helfen konnte. Meine einzige Hoffnung war, daß die schwimmende Scholle, auf der ich stand, und die vom Winde ziemlich schnell fortgetrieben wurde, gegen das Ufereis irgend einer der in unserem Meerbusen so häufigen Scheereninseln geschwemmt werden möchte, von der aus ich das Land hätte gewinnen und vielleicht später von einem Fischer oder Seehundsjäger hätte gefunden werden können; aber auch diese Hoffnung war eine sehr schwache. Das Wahrscheinlichste war, daß ich entweder auf meiner Eisscholle vor Hunger und Kälte umkommen, oder in den Wellen meinen Tod finden würde. Unter diesen fürchterlichen Gedanken verstrich die Nacht; ich ging auf der ziemlich großen Scholle lebhaft auf und ab, um meine erstarrten Glieder zu erwärmen; aber auch der Hunger begann mich zu quälen, denn seit meiner Abfahrt vom Hause hatte ich nichts genossen, und die wenigen Lebensmittel, die ich mitgenommen, hatte ich in meinem Boote liegen lassen. Der Morgen kam, ich sah mich um und erblickte nichts, als das Meer und über mir den Himmel, den ich um Hülfe anflehte. Gegen Mittag mußte ich mich, vom Hunger getrieben, entschließen, ein Stück des geschossenen Seehundes zu verzehren, ich schnitt ihn auf und schluckte mit Gierigkeit von seinem übelriechenden Thrane, wozu ich, um meinen Durst zu stillen, an dem Eise leckte, auf dem ich stand. So verging der Tag, so verging die zweite Nacht; am Morgen erblickte ich in kleiner Entfernung eine Inselgruppe und auf einer derselben eine Hütte. Die grenzenlose Freude, die ich bei diesem Anblicke empfand, läßt sich nicht beschreiben, die Hoffnung füllte wieder mein Herz; immer näher zu der bewohnten Insel wurde ich getrieben; ich rief aus Leibeskräften, schwenkte meine Mütze, lief auf meinem schimmernden Gefängnisse auf und ab, und rief wieder .... vergebens, es zeigte sich Niemand; wahrscheinlich war die Hütte unbewohnt; auf der kleinen Insel war keine Spur eines menschlichen Wesens zu erblicken — und ich fuhr, vom Winde rastlos getrieben, schnell an derselben vorüber. In diesem Augenblicke bemächtigte sich meiner eine wilde Verzweiflung, ich schrie laut auf, ich klagte den Himmel an, ich wollte meinen Qualen durch einen Sprung in die mich umgebenden Wellen mit einmal ein Ende machen, mein Kopf brannte, meine Pulse flogen, ich fühlte, daß ein schneller Tod eine Wohlthat für mich sein würde. Bald jedoch gewannen bessere Gedanken die Oberhand, ich dachte an Gottes Allmacht, ich sagte mir, daß Er auch da, wo Alles verloren scheint, doch noch helfen könne und betete wieder aus dem Grunde meines neuermuthigten Herzens. Auf diese Weise verstrich auch der zweite Tag und die lange, lange Nacht. Am Abend des dritten Tages war ich so abgemattet, daß ich mich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte; ich legte mich neben den erlegten Seehund und erwartete den Tod. Ein brennender Durst, den das salzige Eis nur noch vermehrte, verzehrte meine Eingeweide, meine Gedanken wurden verwirrt, ich glaubte meine Frau und meine Kinder neben mir zu sehen, ich hörte ihre Stimmen; bald verfinsterte sich mein Blick, ich konnte nichts mehr unterscheiden, ein heftiges Brausen erfüllte mein Ohr; sonderbare Gestalten stiegen vor mir auf, ein unbeschreibliches, nicht unangenehmes Gefühl bemächtigte sich meiner und — ich verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem Bette, um welches mehrere Personen standen, die eine mir unverständliche Sprache redeten und in derselben einige Fragen an mich richteten. Nachdem ich ihnen geantwortet, daß ich sie nicht verstehe, sprach mich ein älterer Mann, welcher das Oberhaupt der Familie zu sein schien, in schwedischer Sprache an, und durch ihn erfuhr ich, auf welche wunderbare Weise Gott mich gerettet hatte. Die Eisscholle, auf der ich mich befand, war in der Nacht nach dem dritten Tage an eine kleine, von einigen Fischern bewohnte Insel getrieben worden, und ich war von zwei derselben, die mitten in der Nacht ebenfalls von einer Seehundsjagd, wie sie sagten, wie ich aber vermuthe, von einer Schmuggelexpedition zurückkehrten, gefunden, in ihr Haus getragen, und durch Anwendung zweckmäßiger Mittel wieder in das Leben zurückgerufen worden. Als ich mich erkundigte, wo ich denn sei, fand es sich, daß ich auf einer jener kleinen Inseln gelandet hatte, welche nicht weit von Wasa, an der finnländischen Küste liegen und daß ich also in diesen drei Tagen auf meiner Eisscholle über den ganzen bottnischen Meerbusen, 14 schwedische Meilen weit, getrieben worden war.

Gegen Ueberlassung meines Seehundes führten mich die wackern finnischen Fischer wieder nach meiner Heimath zurück, und zwei Tage später trat ich wieder in meine Hütte, wo meine Frau den Todtgeglaubten mit einer Freude empfing, die sich eher denken, als beschreiben läßt. Dieses Abenteuer begründete mein Glück; der Gouverneur der Provinz Westerbotten, zu welcher wir gehören, berichtete meine wunderbare Rettung unserem guten Könige, der mir ein ansehnliches Geschenk zukommen ließ, durch welches ich in den Stand gesetzt wurde, etwas Land zu kaufen, und meine Fischerei mehr in's Große zu treiben, so daß ich jetzt, mit Gottes Hülfe, dem Elende entronnen, und ein wohlhabender Mann geworden bin."

Mit diesen Worten schloß der alte Anderson seine rührende Erzählung. Unterdessen war der Mond aufgegangen und wir begaben uns wieder auf unsern Posten, nachdem mir die früher gegebenen Lehren und Ermahnungen nochmals wiederholt und eingeschärft worden waren. Abermals mußte ich vier Stunden lang, bei einer grimmigen Kälte und einem schneiden-

Digitized by Google

den Nordostwind, der mir das Wasser in die Augen trieb, unbeweglich auf einem und demselben Flecke stehen, und ich fing schon an, meine Neugierde, die mich auf die Seehundsjagd getrieben hatte, zu verwünschen, als ich plötzlich auf dem Rande der vor mir liegenden Eisfläche etwas Schwarzes sich bewegen sah. Bald wurde der Gegenstand größer und die Form eines Seehundes sichtbar. Langsam stieg er auf das Eis, sah sich nach allen Seiten um, lief dann etwas vorwärts, lauschte wieder, wälzte sich einigemale auf dem Eise, ließ dann ein kurzes leises Gebell hören und legte sich nieder, indem er fortfuhr, den Kopf nach allen Richtungen zu wenden. Bald darauf erschien ein zweites und ein drittes Thier; sie liefen alle drei langsam vorwärts, wälzten sich, lauschten, schienen mit einander zu spielen und legten sich endlich nieder. Schon lange hatte ich meine Kugelbüchse in Anschlag gebracht, und mit klopfendem Herzen, beengter Brust, kurz, mit wahrer Jägerleidenschaft den Augenblick erwartet, den man mir als den günstigsten bezeichnet hatte; jetzt war er da, ich zielte scharf, drückte, zu gleicher Zeit fielen noch zwei Schüsse und zwei Seehunde blieben auf dem Platze, während der dritte so schnell als möglich das Meer zu gewinnen suchte und vor unseren Augen verschwand. Schnell liefen wir alle nach der Stelle hin, wo die beiden Seehunde lagen; die drei Schüsse hatten getroffen, das eine Thier hatte eine, das andere zwei Kugeln bekommen, der Kapitän fing das erstere, das noch nicht todt war, kunstgerecht ab, dann wurden sie in unser Boot geschleppt, das wieder flott gemacht worden war, und wir fuhren in der heitersten Laune nach Holmön zurück, wo wir gegen 6 Uhr Morgens ankamen und mit unserer reichen Beute von der guten Fischerfrau und ihrer Tochter vortrefflich empfangen wurden. Die erlegten Thiere waren beide von der Art, die man in schwedischer Sprache Skärtsing oder Fjärdskäl, in lateinischer Phoca annellata, auch Phoca hispida nennt, und die im bottnischen Meerbusen am häufigsten vorkommt. Das eine war über sechs Fuß, das andere fünf und einen halben Fuß lang, ihre Farbe war ein gelbliches Grau mit schwarzen Flecken; der Kopf war ganz kugelrund und beinahe so groß, wie ein Menschenkopf, das Gebiß sehr stark und dem eines Wolfes nicht unähnlich. Sehr merkwürdig sind die vier Füße dieses Seehundes, welche ganz dicht am Leibe herausgewachsen und mit Flossen versehen, offenbar eher zum Schwimmen, als zum Gehen bestimmt sind; und doch läuft der Seehund auf kurze Strecken schneller, als man es glauben sollte, und entgeht oft durch die Flucht den Nachstellungen der Menschen. Im äußersten Nothfalle, wenn er sieht, daß ihm der Rückzug abgeschnitten ist, setzt er sich auch zur Wehre und beißt alsdann wüthend um sich.

Ich nahm zum Andenken das Fell des von mir erlegten Seehundes mit; nachdem ich dem wackern Anderson und seiner Familie einige kleine Geschenke, die mit großer Freude angenommen wurden, gemacht und von diesen guten Leuten einen herzlichen Abschied genommen hatte, bestieg ich mit Kapitän S... unser Boot, das uns in einigen Stunden glücklich wieder nach Umea zurückbrachte.

v. H—r.

Die Palmen.

(Taf. 39.)

> Sehet da, ich habe euch gegeben fruchtbare Bäume, die sich besamen zu eurer Speise.
> Moses.

Nach langen Kämpfen hatten die gewaltigen Naturkräfte ihr Gleichgewicht gefunden, die Giganten und Titanen waren nach der griechischen bilderreichen Mythologie besiegt und in den Schooß der Erde, den Tartarus gebannt. Da krönte die schaffende Allmacht ihr Werk mit ihrem Schooßkind, dem Menschen.

Zwischen vier großen Strömen lag, nach der tiefen herrlichen mosaischen Genesis, das Land, in welches er mit seinem Weibe gesetzt ward. Das Paradies der Unschuld war den Schuldbewußten verschlossen; im Schweiß seines Angesichts sollte der Nackte, Hülflose sein Brod essen. Ohne die Waffe harter, scharfer Nägel, ohne den weit gespaltenen Mund mit drohendem Gebiß, ohne die schützende Haardecke der empfindlichen Haut, wie sollte der, durch den Engel des Gewissens mit dem Flammenschwert Vertriebene hoffen, sich und die noch hülflosere Genossin zu erhalten, zu schirmen? Das heilige Gefühl der Schaam, welches nie der Naturmensch, nur der Verbildete, verläugnet, lehrte ihn, große Blätter zu umgürten; die drohende Gefahr gab ihm den Stein, den Ast als Keule in die Hand; der Verstand, das Himmelslicht lehrte ihn die gesammten Werkzeuge erfinden, die die Natur dem Thiere einzeln anerschuf.

Doch nicht ohne ein alles in sich vereinendes Geschenk, welches ihm Nahrung und Trank in wasserarmer heißer Zone, Schatten vor dem sengenden Sonnenstrahl, Kleidung gegen die erkältende Nässe des Nachtthaues, Baustoff zur ersten leichten Hütte, Wurfspeer und Keule als Waffe gab, ward der Mensch sich selbst überlassen; er fand den Segen der liebenden Vorsehung für jene Gegend — die Palme! —

Oken stellt die eigentliche Palme in die V. Ordnung und theilt sie in Nuß-, Pflaumen-, Beeren- und Apfelpalmen, von denen wir die Wichtigsten hier genauer beschreiben.

Die Sagopalme, Sagus farinifera, ist in Ostindien zu Haus. Sie wird nur 20—30 Fuß hoch, hat aber bei dieser Höhe 3—3½ Fuß Durchmesser. In der Jugend ist sie blos ein Busch von 20 Fuß hohen Blättern, bis die Wurzel erstarkt genug ist, den Stamm plötzlich hervorzutreiben, von dem die äußeren Blätter abfallen und eine, durch die Blattnarben rauhe Rinde zurücklassen. Unten bleibt ein Kranz scharfstachelliger Blätter, die den jungen, noch weichen Stamm gegen die Angriffe der Wildschweine schützen, die eifrig dem mehlreichen Marke nachgehen. Erst wenn der erhärtete Stamm nicht mehr von ihnen bedroht ist, fallen sie auch

ab. Das unentwickelte Mittelblatt steht armsdick und wohl 15 Fuß lang hornartig hervor. Es besteht vorzüglich gegen die Spitze aus zähen, gleichlaufenden Fäden, die die Malaien zu hübschen Geweben zu verarbeiten wissen. Hat der Baum sein Ziel erreicht, so trägt er eine Menge harter Nüsse von Pflaumengröße und stirbt ab.

Werden die Blattstiele weiß, wie bestäubt, so ist die beste Zeit zur Gewinnung seines Markmehles gekommen. Man bohrt nun den Stamm an, um das Mark zu untersuchen. Ist es reif, so wird der Baum gefällt und in klafterlange Stücke gesägt, welche in der Mitte zerspalten werden. Das Mark wird mit scharfen Muschelschalen losgeschabt, in dem, jetzt einen Trog bildenden Stammstück mit Wasser übergossen und mit Ruthen gepeitscht, wodurch sich das, in kaltem Wasser unlösliche Sagomehl von den durchziehenden Holzfasern trennt. Ist es nun durch einen Faserfilz filtrirt, so fällt es auf den Boden der Gefäße, wird gekörnt, und zu Brod verbacken, zum allbeliebten Brei Papeda verkocht oder als Sago in den Handel gebracht. Die Rückstände werden Ela genannt, und zum Mästen der Hausthiere verwandt. Ein starker Baum kann 5—600 Pfund Sagomehl geben.

Das nur 2—3 Zoll dicke Holz wird zum Hüttenbau benutzt, die Blätter geben das Dach. In den Kriegen werden die Sagopflanzungen durch einen tiefen Hieb in jeden Stamm, aus dem er sich in wenig Tagen verblutet, zerstört. Die Rinde gibt Schilder, die dem stärksten Hieb der Streitaxt widerstehen.

Die Cocospalme, Cocos nucifera, die Ernährerin des heißen Erdgürtels, hat sich in diesem rings um die Erde verbreitet. Ihre malerische Krone winkt dem von der Oede des Oceans ermüdeten Seefahrer den ersten Gruß, denn über 100 Fuß, hoch wird sie von der Salzfluth des Meeres am Ufer getränkt. Gewöhnlich hängen zwölf große Büschel von Früchten unter ihren Blättern in den verschiedensten Graden der Reife. Die jungen Nüsse werden so lange sie noch ungenießbar sind, in Westindien Coquenbos genannt. Bald füllen sie sich mit einem süßen, erquickenden Wasser, und heißen nun Carica. Der Saft selbst wird Cocosmilch oder Suri genannt, ist sehr kühlend, wird aber sehr schnell sauer, ranzig und für die Gesundheit jenes Klimas gefährlich. Später bildet sich der Kern, zuerst als mehligtes Mark, welches roh, oder mit Essig und Oel als Salat gegessen wird. Nach weiteren drei Monaten ist der ölreiche Kern reif und die Nuß fällt ab. Der Nußkern wird entweder roh genossen, oder die Cocosbutter aus ihm gekocht, welche zum Schmälzen der Speisen gebraucht, zum nothwendigen Einreiben des Körpers verwandt oder in den Handel gebracht, und vorzüglich zur Bereitung von Seife geschätzt wird.

Die reife Nuß ist dreieckig, von der Größe eines Kindskopfes und mit einer hellbraunen lederartigen Haut überzogen. Unter ihr liegt ein über Zoll dickes Gewirr brauner zäher Fasern, das Coir (wohl Chaie, Fleisch) genannt und zu Seilen verwandt wird. Auch bei uns, auf Papiermühlen, werden diese Cocosschnüre gern zum Trocknen des nassen Papiers aufgespannt, da sie keine Nässe annehmen, und also das beste Hanfseil, welches verstockt, wohl zehnmal überdauern, und ungleich wohlfeiler, als Stricke von Roßhaar, sind. Unter dem Coir liegt die harte, holzige Schale, die zu oft schön verzierten Bechern und Näpfen verarbeitet, auch von den Goldschmieden wegen der starken Flamme, die sie gibt, verbrannt wird. Bei uns drechselt man verschiedene Luxusgegenstände, wie Dosen, Handgriffe, Knöpfe u. s. w. daraus.

Eigene Leute, die Chegues genannt werden, beschäftigen sich mit der Gewinnung des Saftes der Cocospalme, die in der geistigen Gährung als Wein getrunken wird, in die sauere Gährung übergegangen, einen vorzüglichen Essig gibt, noch süß aber, einen Zucker, Jagra genannt, liefert. Er wird durch Einschneiden der Bluthenscheide gewonnen, wo er fünf bis sechs Tage reichlich in den untergehängten Topf träufelt.

Die Blätter werden als Papier, worauf man mit einem Griffel von Bambus ritzend schreibt, zu Hüten, Sonnenschirmen, zum Bedecken der Hütten, die aus dem Stamm erbaut sind, benutzt. Bei feierlichen und fröhlichen Ereignissen werden die Zweige als Zeichen des Friedens und der Freude vorgetragen.

Doch nicht allein den Menschen ernährt diese wohlthätige Palme; ihr Gipfel ist stets mit Affen und plaudernden Papageyen bevölkert. Ratten streben den Nüssen eifrig nach, ein Eichhörnchen, welches die Malaien „Tupaja“ nennen, lebt in ihrer Krone, scheint aber nur Insecten zu fangen, die den süßen Saft verzehren. Die Erdkrabben zernagen oft ganze Nußbüschel, und des Elephanten Leckerbissen ist die Krone des jungen Stammes. Auch die Ula Pothola, eine schön gefleckte Riesenschlange, wählt sie gern zu ihrem Aufenthalt, wahrscheinlich um die Thiere zu erhaschen, die der gastliche Baum anlockt.

Die Dattelpalme, Phoenix dactylifera, ist in Syrien, Arabien und Nordafrica zu Haus. Im Sand der Wüste, unter des Samum tödtendem Gluthhauch, gedeiht dieser herrliche, segenspendende Baum, und ernährt, kleidet, erquickt den genügsamen Beduinen und den üppigen Moslem, der zur Zeit der Hitze in seine Wälder zieht, wie unsere vornehme Welt in die Bäder. Dann regt sich in der sonst so einsamen Oase des Morgenlands glühendes Leben. Die Cirade schwirrt um den mit bunten Laternen erleuchteten Stamm, des Nachtflugs träger Fittig flieht den gewohnten Stand, den die Castagnette an der Hand der Tänzerin durchschallt, bis der Sonne zitterndes Bild über den Sand der Wüste sich erhebt. Im dichtesten Schatten wird dann der Teppich, den Irak webte, gebreitet, die Narguilée, der Saft der Palme, des Erzählers Mährchen, wechseln mit trägem Schlummer und Mocka's Kahwée, bis die kühlere Nacht zu lebendigeren Freuden ruft.

Die Dattelpalme kömmt nicht blos wild vor, sondern wird auch in eigenen Pflanzungen gezogen. Sie werden durch Wurzelschossen oder Kerne fortgepflanzt.

Digitized by Google

Diese liegen beinah ein Jahr im Boden, ehe die Pflanze erscheint. Im zweiten Jahr erst schießt ein manneshoher Spargel auf, dessen Seitenschosse stets abgeschnitten werden. Nun wächst der Baum so langsam, daß man sein Fortschreiten nur an dem jährlichen Abfallen eines halben Dutzends Blätter bemerkt, die in eine Schraubenlinie sich um den Stamm ringelnde Narben hinterlassen. Ein ausgewachsener 50—60 Fuß hoher Baum ist 80—100 Jahr alt; er lebt aber wohl 200 Jahre, doch nimmt seine Fruchtbarkeit in solchem Alter sehr ab.

Im vierten bis sechsten Jahr wird die Dattelpalme fruchtbar, und ihr Ertrag ist für ihre Pfleger so wichtig, wie die Getreideernte für unsere Gegenden. Im August reifen die Früchte an großen Rispen, deren jede wohl 2000 Stück trägt. Sie werden aber etwas früher abgenommen, und zum Nachreifen auf große Haufen geschüttet. Die ganz reifen, weichen Früchte taugen nicht zum Aufheben, und werden zu einem dicken Syrup gepreßt, in dem die Confituren des Morgenlands eingekocht werden. Die halbreifen werden getrocknet, als Nachtisch aufgestellt, oder zu uns gebracht, wo sie als Brustmittel in den Apotheken verwandt werden.

Von jungen wilden Bäumen wird das ganze Innere unter dem Namen „Palmhirn“ gegessen; eben so die bitterlichen Blüthenkolben, die als Magenmittel dienen. Das Holz ist faserig, weich, und von geringem Nutzen.

Die Arekapalme, Areca catechu, ist gleichfalls für die Bewohner des Orients von großer Wichtigkeit, wenn sie auch nicht unmittelbar als zum Leben nothwendig betrachtet werden kann. Ihre Nüsse werden nämlich reif und unreif, mit Betelblättern gemischt, als Reizmittel für den Magen gekaut. Um die Säure zu verschlucken wird dieser Mischung, die Pinang genannt wird, etwas Kalk zugesetzt. Das Kauen des Pinangs, den Arm und Reich in Büchsen stets bei sich trägt, betäubt anfangs, wie unser Tabackrauchen, und färbt den Speichel roth. Es ist ein kräftiges, und höchst wohlthätiges Reizmittel der zur Ernährung bestimmten Eingeweide; denn in einem heißen erschlaffenden Klima wird die Thätigkeit der äußern Oberfläche unseres Körpers beständig so stark erregt, daß die Lebenskraft zur Vollführung der Verdauung und Ernährung, die auf der innern Oberfläche, dem Darmkanal, geschieht, nicht ausreicht. Hierdurch entstehen all' die schrecklichen Krankheiten, die in jenen Gegenden heimisch sind, und von denen wir nur die Cholera in Asien, und das gelbe Fieber in Amerika nennen wollen. Wie unser, weniger zu entschuldigender Schnupftaback, wird jedem Begegnenden, jedem Besuchenden, zuerst Siri-Pinang geboten. Auch alberne Zauberei und tückischer Giftmord bedienen sich seiner. — In unsern Apotheken haben wir einen erdigen Dickauszug — Extract — der Arekanüsse, unter dem Namen Terra catechu, der bei Blutflüssen, Ruhren, Zersetzungskrankheiten oft wesentliche Dienste leistet.

Die Weinpalme, Mauritia vinifera, ragt über alle übrigen Bäume, 100—120 Fuß hoch, hervor. Aus dem gelben Fleisch der Frucht bereitet man ein höchst angenehmes säuerliches Getränk, welches die eingeborenen Brasilianer Piauhi nennen, und welches mit Gewürzen versetzt, auf reichen Tafeln als Sajetta servirt wird. Die Blätter geben feste Schnüre zu Netzen u. s. w., die Embira heißen. Auch durch Rindeneinschnitte gewinnt man von ihr einen Wein.

Die Oelpalme von Guinea, Elais guineensis, trägt Fruchtbündel von 40—50 Pfund Schwere. Die ausgekochten oder ausgepreßten Früchte, die die Neger Maba nennen, geben ein angenehm riechendes Oel, die „Butter von Galam“, welches zur Speise, zum Brennen, zum Einschmieren des Körpers u. s. w. verbraucht wird. Das bittere Oel des Kerns, Quiroquio, wird als Arzneimittel verwandt.

Die Wachspalme, Ceroxylon andicola, gedeiht nur in Südamerika's Hochgebirgen. Der majestätische Stamm wird 180—200 Fuß hoch, und schwitzt aus seinen Ringen ein Wachs aus, welches das der Bienen ersetzt.

Die Kohlpalme, Euterpe edulis, wird in Brasiliens Urwäldern 80—100 Fuß hoch, wird aber häufig um die Wohnungen gepflanzt, um ihre jungen, zarten, stets nachwachsenden Blätter, als mannigfach zubereitetes Gemüse stets in der Haushaltung zur Hand zu haben. Ihre Früchte, Caohy genannt, werden gleichfalls, doch nur gekocht gegessen. Die Blätter werden zu niedlichen Körben geflochten.

Die Zuckerpalme, Gomutus saccharifer, hat Ostindien und Ostafrika zur Heimath. Sie wird 50—60 Fuß hoch, und so dick, daß zwei Männer sie kaum umklaftern, hat aber ein trauriges dürres Aeußere. Die Nüsse werden in Zucker eingemacht, und vorzüglich nach China geliefert, wo sie auf den Tafeln der Großen sehr beliebt sind. Das Fleisch, das sie umschließt, hat solche entsetzliche Schärfe, daß das Wasser, in welchem solche Früchte bis zur Fäuiniß lagen, bei Kämpfen dem Feinde entgegengespritzt wird. Es erregt Schmerzen, die sich zur Sinnlosigkeit steigern.

Zwischen dem Ursprung der Blattstiele findet man ein schwarzes Gewirr roßhaardicker Fäden, die Gomuto heißen, und zu häuslichen Zwecken verarbeitet werden. Dazwischen liegen holzige, äußerst spröde Stacheln, aus denen die Madegassen und Makassaren ihre gefürchteten Sompit, die giftigen splitternden Pfeile ihrer Blasrohre, bereiten.

Der Hauptnutzen dieser Palme besteht aber in der Gewinnung ihres Saftes, aus der noch ungeöffneten Blüthenscheide und Staubrispe. Der Stiel wird mehrere Tage hinter einander gelind geklopft, damit ein Zudrang des Saftes zu der halbgequetschten Stelle entstehe. Es wird nun die Spitze der Blüthenscheide abgeschnitten, und der Saft in untergehängten Gefäßen aufgefangen. Er gleicht in Farbe und Geschmack unserem frischen Most, geräth aber bald in Gährung. Auch Europäer, die anfangs zwar vor der Stärke des „Sagueer“ zurückscheuen, gewöhnen sich bald an ihn, und ziehen ihn jedem Wein vor. Der eingedickte süße Saft gibt den Sagueerzucker.

Zum Schluß erwähnen wir noch einer Palme mit

Digitized by Google

Lith. Anst. v. J. Schach in Stuttgart.

1843

Digitized by Google

ihrer Frucht, die ein auffallendes Beispiel naturgeschichtlicher Fabeln gewährt, wir meinen die Lodoicea maldivica. Sie wächst am Strande der maldivischen Inselgruppe, und besonders der Sechellen und beugt den schlanken Stamm meist über die Wellen. So geschah es, daß man ihre sehr großen, der Länge nach tief eingekerbten Nüsse nur vom Meer angeschwemmt kannte. Der geheimnißvolle Ursprung deutete ungewöhnliche Eigenschaften an, und Eigennutz vollendete die ungeheure Lüge. Weit, am Ende des Oceans, so lautet die Erzählung, wurzelt ein kolossaler Baum im Grunde des Meeres, über dessen Spiegel er weit seine Aeste breitet. Auf ihm nistet der Vogel Rok, der Elephanten und Nashorn jagt. Auf den Baum zu gehen starke Strömungen, so daß niemand wieder aus seinem Bereich zurücksegeln kann, und dort verhungern muß; deßhalb lebt niemand, der ihn in der Nähe sah. Die Früchte dieses Baumes aber schwimmen gegen die Strömungen und landen zum Heil der Menschen an bewohnten Inseln! —

Bei Todesstrafe darf kein Eingeborener eine solche gefundene Nuß, die beinah eine Elle lang wird, behalten: sondern muß sie den Priestern für den König abliefern. Sie werden als unfehlbares Gegengift zu 120—200 Thalern das Stück verkauft, oder an fremde Fürsten verschenkt, die Büchsen für ihren Siripinang daraus arbeiten lassen.

Die Europäer lernten bald den Baum und seine Frucht kennen, dürfen aber aus Furcht vor den mächtigen Götzenpriestern nur selten eine solche Nuß ausschmuggeln, und erst in neuerer Zeit widerlegten Comerson und la Billardière das abgeschmackte Mährchen.

Erlaubt es der Raum unseres Buches nicht, die große Menge anderer Palmen unsern Lesern vorzuführen: so wird jeder Derselben, in dieser kurzen Beschreibung einiger der wichtigeren Arten, unser Vorwort bestätigt finden, und den Sinn des Morgenlandes würdigen, das im Stamm der Palme das Urbild des Säulenschaftes fand, die Zweige zum Sinnbild des Friedens wählte, und den Weg des höchsten göttlichen Lehrers mit ihnen bestreute. Möge uns Allen am Ziele der irdischen Wallfahrt Edens Palme winken! —

Unsere Tafel (39) enthält:

1. Die Cocospalme.
2. Ein Blatt nach Figur 1, vergrößert.
3. Eine Blüthenähre mit männlichen und weiblichen Blüthen.
4. Eine einzelne weibliche Blüthe.
5. Eine männliche Blüthe geöffnet.
6. Die Frucht: in der Mitte der dichten Faserlage befindet sich die eigentliche Frucht in der harten Schale, welche zur Hälfte weggenommen ist; unten daran die Oeffnungen, durch welche beim Keimen die Wurzeln treten.
7. Durchschnitt des Kerns mit sichtbarem Keime.

Dr. K.

Das Volksfest in Quästenberg.

Volksfeste findet man in den ältesten Zeiten und bei allen Nationen, aber wenige nur haben sich bis auf unsere Zeit erhalten und bestehen jetzt allenfalls noch in Vogelschießen, Armbrustschießen, Fischerstechen, Osterfeuern, Kirmissen oder Einführung des grünen Mannes, welche letztere drei besonders in Thüringen noch vorkommen. Die zugenommene Civilisation hat ihrer viele untergehen lassen. Die Masse des Volks, dessen höhern Lebensgenuß sie beförderten, findet diesen jetzt weniger darin, als in Tanzbelustigungen. Gut ist das nicht, gut aber wäre es, neue Volksfeste zu stiften, in denen besonders die Nationaleigenthümlichkeiten ausgeprägt erschienen, was freilich nicht so leicht zu bewerkstelligen sein möchte. Erfreulich ist es daher, hie und da noch Volksfeste einzeln anzutreffen, besonders wenn solche aus uralten Zeiten abstammen, auf ein historisches Faktum sich begründen. Unter diese gehört das, was jährlich noch am Tage nach dem Pfingstfeste in Quästenberg stattfindet.

Quästenberg ist ein Dorf in der Grafschaft Stolberg an der Südseite des Harzgebirges. Es liegt in einem engen, nach der goldenen Aue hin sich mündenden Thale, dessen beide Wände hohe weiße Gypskalkfelsen oder Alabaster sind. Auf der hintern, der Schlußwand des Thales, verwittern die Ruinen der Quästenburg, aus jenem weißen Kalkstein erbauet. Sie sind dem romantischen Thalbilde ein gar reizender Schmuck. Wann diese Burg erbauet ward und von wem, ist unbekannt und möchte auch schwerlich zu erforschen sein. Vielleicht waren es die Grafen von Hohnstein, welche früh schon diese Gegend besaßen, denn die Burg war eine Zeitlang ihr Eigenthum. Zum Auflauern auf reisende Handelsleute, welche durch den gesegneten Landstrich, dessen Fruchtbarkeit ihm den Namen: „goldene Aue“ verschaffte, nach Nordhausen oder Sangerhausen zu den Märkten zogen, lag sie trefflich. Die Herren solcher Burgen, die Edeln des Landes genannt, trieben nämlich damals das unedle Geschäft des Beraubens der Vorüberziehenden aus ihren Burgen. Sie nahmen diesen nicht nur ab, was sie bei sich führten, sondern auch sie selbst gefangen, schleppten sie auf ihre Burgen und sperrten sie hier ein in unterirdische Gewölbe, Burgverließe genannt, bis ein diktirtes Lösegeld entrichtet war. So sehr sich jetzt unser Gefühl gegen solche Handlungsweise empört, so wenig galt dieses damals für entehrend. Ein jeder Ritter trieb es und baute deßhalb sich Festen an besuchte Straßen, die nach Städten führten.

Von den Hohnsteinern kam die Burg an die Landgrafen von Thüringen, welche sie an die Stolberger Grafen verpfändeten. Später war sie in den Händen des sächsischen Hauses, wovon Kurfürst Johann Georg von Sachsen, im Jahre 1649, die Grafen zu Stolberg und zugleich die Grafen von Schwarzburg, jetzige Fürsten, mit dem „Schlosse Quästenberg“ und seinen Zubehörungen belieh. Da sich hierbei der Kurfürst das

Digitized by Google

Oeffnungsrecht vorbehielt, ein Recht, das bei solchen Beleihungen sich fast jedes Mal der Lehnsherr ausbedung und das ihm gestattete, nach Belieben mit seinen Mannen in eine solche Burg einziehen zu können, so muß Quästenberg damals noch in brauchbarem Zustande und ein fester Platz gewesen sein. Die Bewohner des Dorfes erzählen, daß zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs ihre Vorfahren sich mit ihren Habseligkeiten in die Burg geflüchtet hätten. Auch wissen sie noch, daß im Jahre 1633 vom schwedischen General, Herzog Wilhelm zu Sachsen, eine Kompagnie Landmiliz in der Grafschaft Stolberg errichtet wurde, welche als Besatzung auf die Burg kam und den Befehl erhielt, Harzschützen, Schnapphähne und Buschklepper, was wir jetzt Marodeurs nennen, welche den Wald und die Straßen unsicher machten, aufzufangen und nach Erfurt zu liefern. Nach dem dreißigjährigen Kriege scheint die Burg verlassen zu sein und verfiel.

Auf dieser Burg nun lebte in der Zeit ihrer Entstehung der Ritter Knaut. Seine Ehe war nur mit einem Töchterchen gesegnet, das er unbeschreiblich liebte. Des Kindes Wärterin führte dieses täglich hinaus vor das Thor der Feste und in den nahen Wald, setzte sich hier unter eine alte Eiche und das Kind pflückte Blumen umher und spielte. An einem heißen Tage hatte sie erst spät in der Abendkühle diesen Gang mit dem Kinde gemacht. Das Kind lief wie immer den Blumen nach, und die Wärterin, gewohnt, daß es sich dabei im Gebüsch und aus ihrem Gesichtskreis verlor, achtete nicht weiter darauf und erwartete dessen Rückkehr unter der Eiche. Langeweile und die erschlaffende warme Luft schlossen ihr die Augen. Am Stamme der Eiche schlief sie ein. Als sie erwacht, ist es dunkel. Sie erschreckt, ruft des Kindes Namen, läuft in den Wald, sucht und ruft, umsonst, das Kind ist nicht zu finden. Nun eilt sie wehklagend in die Burg, verkündend mit Jammern und Thränen das Unglück, und Alles verfällt in Angst und Trauer. Nach allen Gegenden sendet der bekümmerte Vater Knappen aus und läßt die Bewohner seiner Dörfer aufbieten, das verlorne Töchterlein zu suchen.

Von immer schönern Blumen immer tiefer in den Wald hin verlockt, war dieses in ein finsteres Thal gelangt und endlich zu einer Köhlerhütte. Hier hatte es sich eben vor deren Thüre niedergesetzt und drehte mit seinen zarten Händchen einen Blumenkranz, an welchem zwei Blumenquasten herabhingen, als der mit einbrechender Nacht zurückkehrende Köhler es fand. Das Kind lächelte freundlich zu ihm hinauf, den Kranz emporhaltend, als kenne es schon längst den geschwärzten Mann, und verlangte zu essen. Der Köhler kannte weder das Kind, noch wußte dieses des Vaters Namen ihm zu nennen; aber mit Zärtlichkeit nahm er es auf, drückte seinen rußigen Mund auf die blühende Rosenwange der Kleinen, trug es in sein Holzhaus und pflegte sein. So vergingen zwei Tage. Das Kind begehrte nicht nach den Eltern, denn es fand hier, wie bei des Vaters Burg, Blumen. Rings um die Hütte blühten deren, mit vollen Händen pflückte es drein, kehrte dann zurück, setzte sich vor die Thür und flocht Kränze. Am dritten Tage kommen Quästenberger Einwohner in das finstere Thal, erfreut, eine Köhlerhütte zu finden, wo ihnen vielleicht Kunde von der Verlornen werden könne. Aber wie groß war ihr Erstaunen, ihre Freude, als sie hier, in der Thür sitzend das Kind erblickten, wie es eben wieder einen Kranz mit zwei Quasten flocht. Laut jauchzten sie auf, so daß das Kind sich ängstlich an den Köhler anklammerte. Es sträubte sich auch, mit ihnen zu den Eltern zu gehen, und nur, als der vom Vorfall unterrichtete Köhler es auf den Arm nahm, zur Burg es zu tragen, ward es ruhig. Den Kranz, den es eben geflochten, band man an eine Stange und trug ihn als Freudenzeichen voraus.

Als der Zug in der Ferne die Zinnen der Burg erblickte, erhob er ein Hurrah und ein Freudengeschrei, und aus der Burg stürzte Alles heraus ihnen entgegen, der Vater der erste. An seinem Halse hing bald die kleine Gutta, und Alles weinte vor Freuden. Die Stange mit dem Kranze wurde im Burghofe aufgepflanzt, und Knappen und des Dorfes Bewohner mußten tanzen und zechen um sie herum bis tief in die Nacht.

Zum dankbaren Andenken schenkte der glückliche Vater dem Dörfchen unter der Burg, das bis dahin Finsterberg hieß, einen großen Strich Waldes, und der Gemeine des ihm auch gehörenden Dorfes Roda den Holzdistrikt, wo die Köhlerhütte stand und sein Kind gefunden ward. Späterhin wurde dieser ausgerodet und in eine Wiese verwandelt, welche noch jetzt die „Fräuleinwiese“ heißt und zu den Grundstücken der Pfarre des Ortes gehört. Ferner gab er, veranlaßt durch die Blumenquasten am Kranze des Kindes, seiner Burg und dem Dörfchen unter derselben den Namen „Quästenberg“. Die Einwohner aber feierten jährlich den Tag des Wiederfindens des Kindes durch Aufrichten eines Baumes auf dem höchsten ihrer nahen Berge, an dem sie einen großen Blumenkranz, auf den Seiten mit zwei Quasten von Blumen behangen, befestigten und dann um ihn herum jubelten und tanzten. Dieses Freudenfest ging nicht unter. Bis heute wird es noch am Tage nach dem Pfingstfeste gefeiert und wurde zum Volksfest.

Bei diesem ist der Hergang folgender: Am Tage vor dem Pfingstfeste suchen sich die jungen Männer des Dorfes Quästenberg die größte Eiche im nahen Walde, die sie auffinden können, aus, hauen sie um und nehmen ihr bis auf eine halbe Elle vom Stamme alle Aeste, welche ihnen gehören. Am Tage nach dem Feste ziehen sie vor Sonnenaufgang, von Musik und einer jauchzenden Menge begleitet, hin zu dem gefällten Baum und bringen ihn auf den sogenannten Quästenberg dicht über dem Dorfe. Dieß bloß mit ihren Kräften zu bewirken und weder Hebemaschine noch Pferde sich dabei zu bedienen, sind sie dem Herkommen gemäß verpflichtet. Ist der Baum hinaufgebracht, so wird er aufgerichtet, in die Erde eingerammt und an seiner Spitze ein Kranz

Digitized by Google

von grünen Birkenzweigen von der Größe jenes Wagenrades befestigt, an dessen beiden Seiten große Quasten von eben solchen Zweigen und Blumen herabhängen, wodurch er die Form eines Kranzes erhält, wie das Kind bei seinem Wiederauffinden einen solchen in den Händchen hielt. Auf diese Art begann das Volksfest und beginnt es noch jetzt, wenn ein frischer Baum aufgerichtet wird. Holzersparung führte nämlich die Einrichtung herbei, daß nicht mehr jährlich ein Baum ausgewählt und aufgerichtet werden darf, sondern erst dann wieder, wenn der aufgerichtete Baum, mürbe geworden, zur Festlichkeit nicht mehr tauglich ist. Und da früher der Baum Eigenthum des Volkes blieb, dessen Erlös verjubelt wurde, so erhält dieses jetzt hierzu jedes Jahr acht Thaler als eine Entschädigung. Es beginnt daher gegenwärtig das Fest, wenn ein frischer Baum nicht aufgerichtet wird, damit, daß die jungen Männer des Dorfes, mit Gewehren bewaffnet, mit Federbüschen geschmückt und von Musik wie von der Hälfte der Mitbewohner begleitet, früh vor Sonnenaufgang auf den Berg zieht, wo der Baum steht. Der Kranz des vorigen Jahres, welcher immer von daher hängen bleibt, wird abgenommen, aus dem Walde werden Birkenzweige geholt, ein Kranz davon gewunden nebst zwei Quasten daran mit Blumen gemischt. Am Baum Hinangekletterte ziehen ihn mit Stricken hinauf und befestigen ihn. Während diesen Geschäften, welche den ganzen Vormittag hinwegnehmen, mehrt sich aus der umliegenden Gegend die zuschauende Menge, welche jubelt, schießt, musizirt und an Tischen mit Lebensmitteln sich restaurirt. Mittags gegen 12 Uhr hängt der Kranz am Baume fest, und nun wird dreimal durch seinen Zirkel hindurch geschossen. Ist dieß geschehen, so verläßt Alles den Berg und steigt zum Dorfe hinab. Da ordnet sich die gewaffnete Mannschaft, zieht mit vorausgehender Musik vor das Haus des Pastors, gibt hier eine Salve und führt diesen in feierlicher Ordnung nach der Kirche, wo Gottesdienst gehalten wird. Nach dessen Ende bilden sich an mehrern Orten Tanzpartien, welche bis tief in die Nacht dauern, womit das Fest des Tags schließt.

Es könnte scheinen, als ob die Wortforschung die Volkssage erzeugt habe, wie das nicht selten der Fall ist. Indessen liegt in der Tradition gar nichts Unwahrscheinliches. Ein Vater verliert sein Kind, die Unterthanen bringen es ihm zurück, er bezeigt sich dankbar dafür, und da ihm das Ereigniß wichtig ist, so ordnet er ein jährlich wiederkehrendes Fest der Erinnerung an dasselbe an, oder billigte es, wenn es von den Unterthanen gestiftet wurde. Und da es im Geiste der Volksfeste sich gestaltete, so erhielt es sich bis auf unsere Tage. Machten nun auch, wie erwähnt, die Verhältnisse eine kleine Abänderung dabei nöthig, so ist es doch sehr dankbar zu erkennen, daß der Grundherr der Gegend, der Graf zu Stolberg-Roßla, die Fortdauer dieses Volksfestes begünstigt und gewöhnlich selbst dabei zugegen ist.

Eines alten Brauchs möge hier noch erwähnt sein, der am zweiten Pfingstfesttage in Quästenberg sich jährlich wiederholt, und welchen man mit dem Volksfeste in Verbindung zu bringen versucht wird.

Aus dem Dorfe Roda, das, wie oben erwähnt, vom Vater des verlornen Kindes den Walddistrikt als Eigenthum geschenkt erhielt, worin das Kind wieder gefunden wurde, muß ein Bewohner desselben jährlich am zweiten Pfingstfesttage, vor Sonnenaufgang, dem Pastor in Quästenberg ein Brod und vier Käse bringen, worüber dieser quittirt. Geschieht dieses Ueberbringen nicht ganz genau so, wie es das alte Herkommen vorschreibt, kommt der genannte Tribut zu spät, oder ist der Ueberbringer zur rechten Zeit nicht wieder fort, so hat die Quästenberger Gemeine das Recht, das beste Rind der Heerde von Roda von der Weide wegzunehmen und als ihr eigen zu behalten. Auf dieses Recht halten die Quästenberger mit aller Strenge. Mit dem Grauen des Tags sind sie schon vor der Thür ihres Pastors, um aufzupassen, ob der Roda'sche Gesandte mit seinem Tribut zur rechten Zeit sich einfinde, der aber bis jetzt noch niemals zu spät kam. Die Quästenberger meinen, daß zur Zeit und bei Gelegenheit des verlornen und wiedergefundenen Kindes vom Burgherrn den Rodaern diese Verpflichtung auferlegt sei. Dieß scheint jedoch nicht wahrscheinlich: Wie ließe es sich denken, daß der glückliche Vater gerade der Gemeine, in deren Gemarkung sein Kind wieder gefunden wurde, und welcher er aus Dankbarkeit einen Walddistrikt schenkte, zugleich auch die Bürde eines jährlichen, wenn auch unbedeutenden Tributs auferlegt hätte. Wahrscheinlicher ist dagegen: daß dieser eine uralte Abgabe an ein Kloster war, das bei Quästenberg lag und Klans hieß. Noch jetzt heißt so die Stelle, wo es stand, und man weiß, daß eine der Glocken auf dem Quästenberger Kirchthurme im Schutte des verfallenen Klosters gefunden wurde. Nach dem Untergange desselben hat man vielleicht jene jährliche Abgabe der Pfarrei in Quästenberg zugelegt, deren Entrichtung zufällig mit dem Volksfeste zusammentrifft, was Veranlassung zu der Meinung gegeben haben mag, daß es mit jenem Volksfeste in Zusammenhang stehe.

Friedr. Gottschalk.

Die mexicanische Rindviehzucht.

Die Art, wie die Rindviehzucht in Mexico getrieben wird, hat viel Eigenthümliches. Das Vieh wird niemals eingestallt, sondern weidet stets frei in den Savannen und Waldungen. Es findet daselbst das ganze Jahr hindurch hinlängliche Nahrung, und wirft seine Jungen wo und wie es will. Daher kommt es denn auch, daß die Zahl des Viehes auf den großen Zuchtgütern (Haciendas de cria), wo, zumal in den Innerprovinzen Xalisco, Durango, Chihuahua ꝛc., Viehstämme von 30,000 bis 40,000 Stück und darüber keineswegs selten sind, kaum jemals genau bekannt ist. Zuweilen gehören zu den Zuchtgütern ausgedehnte Landstrecken als wirkliches Eigenthum der Besitzer, zuweilen

Digitized by Google

auch haben diese nur die Weidegerechtigkeit innerhalb gewisser Bezirke. Die Eigenthümer selbst sind in der Regel reiche Gutsbesitzer, Majoratsherren oder auch Klöster und Stifte. Das Vieh ist der Obhut einer Anzahl von Hirten anvertraut. Ihre Wohnungen liegen auf dem Weidegrunde zerstreut, gewöhnlich in der Nähe von Quellen und Bächen, und pflegen aus mehreren einfachen Hütten zu bestehen, häufig von Vater, Sohn und Enkel und deren Familien bewohnt. Ein solches Gehöft nennt man einen Rancho de Ganado. Bei demselben befindet sich stets ein großer, mit einem Zaun von Flechtwerk im Viereck umgebener Platz, Corral genannt, welcher zu gelegenheitlichem Einsperren von Vieh dient, das man der Schlachtbank bestimmt, oder zu anderen Zwecken einfängt. Von Zeit zu Zeit pflegt sich das Vieh truppweise bei den Wohnungen der Hirten einzufinden, um etwas Salz oder Mais zu bekommen. Milchkühe werden dadurch in der Nähe des Gehöfts gehalten und zu täglicher Wiederkehr genöthigt, daß man ihre Kälber in den Corral einsperrt. Die Hirten — Vaqueros — sind sämmtlich beritten, und gehören zu den verwegensten Reitern des Erdbodens. Mit Staunen sieht man sie auf ihren kleinen, dürren, schlecht aussehenden, aber äußerst flinken und sichern Pferden gestreckten Galopps an den steilen Wänden tiefer Abgründe dahinjagen, und ihr Vieh verfolgen und zusammentreiben, oder es mit dem Lazo einfangen. Ihr Hauptgeschäft ist, zu verhindern, daß sich das Vieh auf fremden Boden oder unter fremde Heerden verlaufe, dafür zu sorgen, daß das junge Vieh stets gehörig mit dem Zeichen des Eigenthümers gebrannt werde, das zum Schlachten bestimmte einzufangen ꝛc. Sie empfangen einen geringen Gehalt an Geld, ein kleines Feld zum Anbau von Mais und gewöhnlich auch noch einen bestimmten Antheil am Ertrage der Heerde, oder die Erlaubniß, einen eigenen kleinen Viehstand auf dem Gehöfte zu halten.

Der Hauptzweck aller Rindviehzucht in Mexico ist die Erlangung des Fleisches, des Fettes und der Häute, so wie die Benützung der Ochsen als Zugvieh, namentlich beim Ackerbau. Milchwirthschaft und Butter- und Käsebereitung ist nur wenig oder gar nicht üblich. Die wenige, hie und da etwa bereitete Butter ist gewöhnlich schlecht, der Käse hart, trocken und sehr salzig. Die unteren Klassen der Bewohner genießen Letzteren jedoch häufig, und er ist ein nicht unbedeutender Gegenstand des Binnenhandels. Kälber werden nur äußerst selten geschlachtet. Man läßt die Rinder gewöhnlich bis ins dritte Jahr bei der Mutter, wo sie denn natürlich fast alle Milch consumiren.

Auf den großen Zuchtgütern wird jährlich an bestimmten Tagen eine bedeutende Anzahl Vieh auf Einmal geschlachtet, und eine solche Schlächterei — matanza — ist immer ein großes Fest, bei dem es gar lustig zugeht. Die Art, wie man dabei verfährt, ist eigenthümlich genug. Das zum Schlachten bestimmte Vieh wird größtentheils mit dem Lasso eingefangen. Dieser ist ein Strick, aus ungegerbtem Rindleder gedreht, 25 bis 30 Ellen lang, und etwa ½ Zoll dick, welcher an einem Ende eine laufende Schlinge hat. Beim Einfangen des Viehes sitzen die Hirten zu Pferde. Das eine Ende des Lasso ist an den hohen Knopf des mexicanischen Reitsattels befestigt, und der Reiter trägt den Strick, in großen Ringen aufgewunden, in der linken Hand. Sobald nun der Vaquero des zu fangenden Thieres ansichtig wird, ergreift er mit der Rechten die Schlinge des Lasso und wirbelt sie mit großer Schnelligkeit über dem Kopfe, so daß sie einen großen, offenen Kreis bildet, indem er vollen Galopps dem fliehenden Thiere nachjagt. Ist er demselben nahe genug gekommen, so wirft er die Schlinge über dessen Hörner, hält alsdann plötzlich sein Pferd an und wendet es halb herum, so daß es sein Hintertheil dem gefangenen Thiere zukehrt, welches noch so lange fortrennt, bis der ganze Lasso aus der Hand des Hirten abgelaufen ist Das Pferd, schon an diese Art Jagd gewöhnt, stämmt seine Vorderfüße vor, bäumt sich etwas nach hinten zurück, und setzt in dieser Stellung seine ganze Kraft dem Ruck entgegen, welcher erfolgt, wenn der fortspringende Stier endlich den Lasso anzieht, und der außerdem Pferd und Reiter zu Boden reißen würde. So aber wird durch eben diesen Ruck nur das gefangene Thier niedergerissen, während das seitwärts gezogene Pferd oft die Erde mehrere Ellen lang mit seinen Hufen aufreißt. Alles dieß ist das Werk weniger Augenblicke. Ein zweiter Hirt ist indessen rasch herangesprengt, hat dem am Boden liegenden Thiere einen zweiten Lasso um die Hörner geworfen, und ist so lange fortgesprengt, bis der Strick angezogen ist. Jetzt wird das gefangene Thier aufgejagt, und muß, seines heftigen Widerstandes ungeachtet, den Reitern folgen. Bewundernswerth ist die Geschicklichkeit und Sicherheit, mit welcher diese Leute den Lasso zu werfen verstehen, und man muß Augenzeuge gewesen sein, um einen Begriff davon zu haben. Zu Pferde, in vollem Galopp an steilen Gehängen oder über unebenen Boden dahinjagend, über Gräben und andere Hindernisse hinwegsetzend, werfen die Vaqueros den Lasso mit gleicher Sicherheit um die Hörner oder den Hals, wie um den Leib oder die Beine eines mit Aufbietung aller seiner Kraft und Schnelligkeit davon rennenden Ochsen oder anderen Thieres. Der Lasso ist aber auch schon in früher Jugend ein Spielwerk der Knaben, und — Uebung macht ja überall den Meister.

Ist nun auf die beschriebene Weise eine hinlängliche Anzahl Vieh eingefangen, oder sonst zusammengetrieben, so wird es bis zum Schlachttage in den Corral gesperrt. Das Schlachten selbst bietet eine höchst lebensvolle Scene dar, da das blutige Geschäft hier zu einem gymnastischen Spiel erhoben wird, bei welchem Hirten und Schlächter ihre Gewandtheit und Kraft auf die mannigfaltigste Weise an den Tag legen. Mehrere Vaqueros zu Fuß und andere zu Pferde stellen sich, die meisten mit Lassos, einige aber, die eigentlichen Schlächter, mit langen und äußerst scharfen Messern bewaffnet, in langer Doppelreihe vor dem Eingange

Digitized by Google

zum Corral auf. Sie stehen so weit auseinander, daß sie ihre Lassos schwingen und werfen können, ohne einander zu behindern. Jetzt zieht ein Mann die Stange weg, mit welcher der Eingang des Corrals geschlossen ist, trennt ein Thier von den übrigen, und sucht es mittels einer Art von Spieß heraus zu treiben. Das Thier, sein Geschick ahnend, sträubt sich lange, stürzt aber endlich wüthend hervor, und sucht das Weite zu gewinnen. Wie rasend und doch voll Angst stäubt es dahin; seine Augen sprühen Flammen, seine dampfenden Nasslöcher berühren fast den Boden. Jetzt aber wirbeln zwanzig Vaqueros ihre Lassos um die Häupter, und im nächsten Augenblicke haben die furchtbaren Schlingen Hörner, Hals und Beine des Thiers gepackt, die Reiter stäuben auseinander, das Thier wird zu Boden gerissen, ein Mann zu Fuß eilt herbei, zieht sein Messer, stößt es schnell und mit Sicherheit dem hilflosen Thiere in den Nacken, da, wo Rückgrat und Kopf sich an einander schließen — und die Scene hat geendet, um gleich darauf von Neuem zu beginnen. — Zuweilen sieht man bei diesen Schlächtereien auch eine andere Weise, das fortrennende Thier zu fällen, welche vielleicht noch größere Gewandtheit erfordert, als die eben beschriebene. Ein Reiter hält nahe am Eingang des Corrals, bewaffnet mit der sogenannten Media luna, einem sichelförmigen Werkzeuge, scharf an der hohlen Seite, und in der Mitte der runden an eine 12 Fuß lange Stange befestigt. Dieß Instrument hält der Reiter schräg nach vorn geneigt in der Rechten, so daß die Stange fest unter dem Arme liegt, die Klinge aber ein wenig seitwärts von den Vorderfüßen des Pferdes etwa 2 Fuß über dem Boden sich befindet. — Der aus dem Corral getriebene Stier stürmt vorüber; der Reiter jagt ihm nach und hält, nahe genug gekommen, seine Waffe so, daß, wenn im Sprunge des Stieres rechtes Hinterbein nach hinten gebogen ist, es an die äußerst scharfe Klinge streift, wodurch die Sehnen über dem Knie abgeschnitten werden. Dann werden mit demselben Werkzeuge auf eben die Weise schnell auch die Sehnen des linken Beins durchschnitten, das Thier stürzt zu Boden, und wird durch den Stich in den Nacken getödtet. Die barbarische Weise der Europäer, das Rindvieh durch heftige Schläge vor den Kopf erst zu betäuben und dann zu tödten, kennt man in Mejico gar nicht, und die Sicherheit, mit welcher die Schlächter — Matadores — den tödtlichen Stoß in's Genick zu geben wissen, ist erstaunenswerth.

Die getödteten Thiere werden nun in einen viereckigen, großen, umzäunten Platz gebracht, dessen vordere Hälfte mit einem Schattendache aus Zweigen und Blättern bedeckt, dessen andere aber offen ist. An der einen Seite des bedeckten Raums, der durch einen breiten, mit dem Eingange korrespondirenden Gang in zwei Hälften getheilt ist, trägt eine Doppelreihe von Pfählen starke Stangen, während die andere Seite durch Pfähle mit darauf befestigten Stangen in verschiedene Räume getheilt ist. Auch im offenen Theile der Einhägung sind Stangengerüste aufgestellt, und ein Strom fließenden Wassers ist quer über den Platz geleitet. Vor jedem der abgetheilten Räume im bedeckten Theile des Platzes wird nun eines der getödteten Thiere geschleppt. Drei Mann machen sich an jedes derselben, ziehen ihm rasch das Fell ab, und hängen dieß zum Trocknen auf die Staugengerüste im offenen Theile der Einhägung. Talg und Fett werden dann sorgfältig abgelöst und das ganze Thier zerlegt. Dabei findet kein Zerhauen oder Durchsägen der Knochen statt. Die Muskeln und Sehnen, mit deren Lage diese Leute genau bekannt sind, werden leicht und rasch abgelöst, und jedes Gelenk mit einem fest und sicher geführten Messerschnitt abgetrennt. Lange Uebung hat auch hier Meisterschaft hervorgerufen. Jeder abgeschnittene Theil wird sofort in die Zelle getragen, und auf dem dort befindlichen Gerüste aufgehangen. Jedes Stück erhält dabei seinen bestimmten Platz. Köpfe, Füße und Eingeweide werden auf die offene Seite getragen, und daselbst längs des Wasserstroms auf dicke Lagen von grünen Zweigen gelegt, um später gereinigt zu werden. Die Knochen haben ebenfalls ihren bestimmten Platz. Vom Fette bleibt keine Spur an dem Fleische; der feinere Talg wird auf Rahmen ausgebreitet, welche in einer Abtheilung des bedeckten Raums aufgehangen sind. Der Kopf und alle größere Knochen werden in kleine Stücke zerlegt und in einem großen Kessel ausgekocht, um auch aus ihnen noch das wenige Fett zu gewinnen. Sogar die dünne Haut von den Rippen wird zu diesem Zweck abgezogen.

Sind endlich sämmtliche Thiere zerlegt, so beginnt die Bereitung des getrockneten Rindfleisches, Tasajo genannt. Die mageren Fleischstücken werden zu dem Ende in lange Streifen geschnitten, was gar viel Uebung erfordert. Man hält dabei das Fleischstück in der linken Hand, und dreht es der Schärfe des Messers entgegen, ungefähr so, wie man einen Apfel schält. Gleichförmige Breite und Dicke der Streifen ist dabei die Hauptsache. Diese werden nun stark mit Salz und etwas Chilepfeffer (Capsicum) eingerieben, und in Festons im Schatten zum Trocknen aufgehängt. Zuletzt setzt man sie noch eine kurze Zeit der Sonne aus, windet sie dann in Ballen auf, und bringt sie so in den Handel. Dieß Fleisch gibt gekocht oder geröstet und fein geschnitten eine eben so wohlschmeckende als kräftige Speise, und ist ein bedeutender Gegenstand des Binnenhandels. Der sehr gute Talg wird besonders zu Kerzen benutzt, an welchen der Verbrauch im Lande ungemein groß ist, da Jedermann dergleichen brennt, und andere Erleuchtungsmittel fast ganz unbekannt sind. Die Häute werden ebenfalls sämmtlich im Lande selbst verbraucht. — Außer dem Rindvieh, welches man auf die beschriebene Weise auf den Zuchtgütern selbst schlachtet, wird noch eine große Menge zu allen Jahrszeiten auf die Märkte der Städte und Dörfer gebracht, daselbst geschlachtet, und das Fleisch frisch verkauft.

E. Mützenpfordt.

Merkwürdigkeiten des Thier- und Pflanzenreichs.

Das unermeßliche Reich der Insekten hat dem Liebhaber und Forscher der Natur eine nie zu erschöpfende Quelle des Merkwürdigen, Schönen und Bewunderungswürdigen aufgeschlossen; hier findet er die höchsten Beweise schöpferischer Allmacht und Weisheit. Schon die Einrichtung, d. h. der Bau der hieher gehörenden Thiere verdient unsere ganze Aufmerksamkeit, ohne ihrer Lebensweise und ihrer mannigfaltigen und sonderbaren Gewohnheiten zu gedenken.

Betrachten wir ein Insekt, so scheint es ein sehr einfaches Thier zu sein, bestehend nämlich aus einer glatten oder hornigen Haut, welche einige Eingeweide einschließt, ohne Fleisch und Knochen. Letztere fehlen allerdings, allein die Eingeweide zeigen eine so feine Zusammensetzung, daß man sich über die Möglichkeit derselben billig wundern muß. Sehen wir nun genauer nach, so finden wir ein Muskelsystem, wie es wohl bei den höheren Thieren nicht zu finden ist. Wenn wir uns z. B. eine Raupe von der Größe eines Elephanten denken, deren Muskelkraft der der wirklichen Raupe im Verhältniß der Größe gleich wäre, so hätten wir ein Ungeheuer, vor dem man sich billig zu fürchten hätte, denn dieses Verhältniß gestattete einen solchen Aufwand von Kraft, daß ihm kein anderes Wesen zu widerstehen vermöchte und unsere Erde nicht geeignet wäre, dergleichen Geschöpfe zu beherbergen.

Es haben Einige behauptet, daß der in der Raupe vorhandene Saft, das sogenannte Raupenblut, die bildende Kraft des Insekts besitze, daß dieser erst die Schleimhaut für sich bilde und aus welchem endlich die Raupe, Puppe und der Schmetterling hervorwachse. Allein die Untersuchungen Swammerdams und anderer genauer Beobachter haben mit Recht diese Lehre verworfen und gezeigt, daß der Schmetterling schon in der Raupe eingeschlossen liege und bereits die Mittel zu seiner künftigen Fortpflanzung, nämlich die Eier, bei sich trage. Daß der Schmetterling, so zu sagen, sich zu dieser Zeit noch im Knospenzustande befinde, ist natürlich; alle seine Theile sind noch zusammengeschlagen und weich, so daß nur ein mit Geduld und Uebung versehener Beobachter sie zu entdecken vermag Am deutlichsten lassen sie sich erkennen, wenn die Raupe völlig ausgewachsen ist, zu welcher Zeit sie zu fressen aufhört. Es sind die zusammengefalteten Theile in mehrere zarte häutige Höhlen eingeschlossen; um sie zu entdecken — sagt Swammerdam — muß man die Raupe an einen Draht befestigen und sie ein paar Minuten lang in kochendes Wasser tauchen, wodurch sich die äußere Haut leicht ablösen läßt. Nach Abziehung der Haut wird man klar und deutlich sehen, daß innerhalb derselben ein vollkommener und wirklicher Schmetterling verborgen war, und mithin darf man den Balg der Raupe blos als ein äußeres Gewand betrachten, welches in sich Theile enthält, die ihrer Beschaffenheit nach einem Schmetterling angehören und unter seinem Schutz ganz allmälig, eben so wie andere mit Empfindung begabte Körper, durch Stoffaufnahme herangereift sind.

Der größte Theil des Schmetterlings ist der Hinterleib, welcher seine Größe dem sehr ausgedehnten Darme verdankt, wodurch die Raupe zu immerwährendem Fressen genöthigt wird und eine solche Menge von Nahrungsmaterial verzehrt, daß sie im ausgewachsenen Zustande 60—70,000 Mal so schwer ist, als beim Hervorgehen aus dem Ei.

Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Vergleichung der Insekteneier mit den Pflanzensamen, und der Raupen mit Knospen, so wird uns die Art und Weise klarer werden, wie das Wachsthum und die Verwandlungen der Larven stattfinden. Die Pflanzenknospen bestehen aus einer Aufeinanderfolge von dicht zusammengedrängten und in einander gefalteten Blättern, wovon die äußeren gewöhnlich hart und hornartig sind, weil ihre Gefäße der Winterkälte mehr unterliegen, während die innern, durch die äußern geschützt, weich und geschmeidig bleiben. Allein so wie letztere einen Zufluß von Saft erhalten, der mit dem wiederkehrenden Frühjahr aus den Wurzeln emporsteigt, schwellen ihre Gefäße, und ihre Nerven erweitern sich; während das äußere Blatt, weil seine Gefäße eingeschrumpft und zum Theil dem Saftlauf dadurch verschlossen sind, wenig Veränderung erleidet, außer daß es durch die Zunahme der innern, die es zuvor einschloß, weggestoßen und oft auch abgeworfen wird. Es ist dabei noch zu bemerken, daß diese äußere Hülle einer Knospe nicht mit den innern Blättern durch eine Verzweigung der Gefäße vereinigt ist, wiewohl in einigen Fällen ein klebriger Leim vorhanden ist, der sie zum Theil verbindet; allein diese Verbindung ist nie so fest, daß die Ausbreitung der Blätter dadurch verhindert würde. Betrachtet man eine dergestalt abgefallene oder abgeworfene Knospenhülle, so findet man es kaum möglich, daß ein so kleines Futteral die großen ausgebreiteten Blätter, die daraus hervorgegangen sind, enthalten habe.

Eine Raupe stimmt in mehrfacher Beziehung mit der Knospe überein. Die äußere Haut umschließt eine Aufeinanderfolge von mehreren andern Häuten, die, eine jede, je mehr sie nach innen liegt, die ihr zunächst befindliche an Zartheit, Weichheit und Undeutlichkeit übertrifft; nach und nach aber, wenn sie einen Zufluß von Nahrung erhält, deutlicher und fester wird. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen den in der Knospe zusammengefalteten Blättern und den Raupenhüllen, die innerhalb der äußern Haut des eben aus dem Ei hervorgegangenen Insekts enthalten sind, besteht darin, daß die Blätter in der Knospe ihre Nahrung durch ihre Stiele von der Wurzel des Baumes erhalten, wogegen die Raupe von innen her durch den im Magen verdauten Fraß ernährt wird. Die überflüssige, in der Regel beträchtliche Menge von Nahrungsstoff, Raupenfett genannt, scheint zwischen den auf einander folgenden Häuten zu liegen, wie der Leim in der Knospe. Allein in demselben Verhältniß, als die innere Haut sich

Digitized by Google

erweitert und an Dichtigkeit zunimmt, scheint das Fett, welches zwischen ihr und der äußern Haut liegt, in den Körper der Raupe abgesondert zu werden und diesen deßhalb anzuschwellen, während seine Entfernung von der innern Seite der äußern Haut diese weit trockener macht, von der innern Haut lostrennt und ihr Hartwerden und Einschrumpfen verursacht. Durch diese Fettabsonderung werden alle Nahrungskanäle so voll gestopft, daß sie vom Magen aus keines frischen Zuflusses bedürfen und somit der Hunger und die Raupe zu fressen aufhört.

Die äußere Haut ist durch die Absonderung des Fettes ihrer Feuchtigkeit beraubt und wird daher welk und hart, während sich die innern Theile durch die Fettanhäufung vergrößern. Mit der innern Feuchtigkeit verliert die äußere Haut auch ihre Farbe; die Raupe aber fühlt sich durch ihr Hartwerden und Zusammenschrumpfen gedrückt und fängt daher an sich zu winden und zu befreien. Dieses gelingt ihr auch durch die fortgesetzten Bewegungen; die Haut reißt gewöhnlich hinter dem Kopfe, wo sie am dünnsten ist, und die Raupe schiebt sich vollends durch diese Oeffnung heraus, d. h. sie häutet sich, indem sie die Haut, gleich einem abgetragenen Kleide, ablegt und nun in einem frischen und glänzenden Gewande erscheint, dessen Farben nicht immer denen des vorhergehenden gleichen. Auch hat das Thier an Größe so zugenommen, daß man kaum begreifen kann, wie es in dem alten Balge Raum genug hatte. Die abgestreifte Haut ist meist so ganz, daß man sie für die Raupe selbst halten könnte, vorzüglich ist dieß der Fall bei den behaarten Raupen.

Wenn man es einer eingesperrten Raupe so sehr an Nahrung fehlen läßt, daß ihr Körper an Dicke nicht genug zunimmt, um die äußere Haut zu sprengen, so schrumpft diese dennoch ein und wird hart, allein die Raupe bleibt darin eingeschlossen, weil es ihr an Kraft fehlt.

Höchst merkwürdig ist es, wie vor dem Abwerfen der alten Haut die Haare, welche bei einem großen Theile der Raupen anzutreffen sind, in der neuen Haut sitzen. Sie stecken nicht in den alten Haaren, sondern legen sich in niedergeschlagenen Büscheln an die Haut an, vom vierten Ringe an mit den Spitzen dem Schwanze, an den vordern Ringen aber dem Kopfe zugekehrt. Man kann sich hievon leicht überzeugen, indem man Haare eines abzustreifenden Balges abschneidet, ohne daß solche an dem neuen Balge fehlen, wo hingegen alle andern Theile, wie Hörner, Kopf, Füße, selbst die innern Luftröhrenäste gleich Scheiden in einander stecken. Sogar die Haut des Magens und der übrigen Eingeweide wird abgeworfen.

Von der Larve des Nashornkäfers, Oryctes nasicornis, sagt Swammerdam: „Sie wirft nicht blos ihre äußere Haut ab, sondern dieß geschieht auch mit dem Schlunde, dem Magen und Dickdarm. Hunderte von Athmungsröhren werfen zu gleicher Zeit ihre zarte Haut ab; ebenso geschieht dieß mit noch zwei anderen Aesten der Athmungsröhren. Wenn man die ausgeworfenen kleinen Bündel der Athmungsröhren mit einer feinen Nadel theilt, so kann man deutlich ihre Verzweigung und ihr geringeltes Ansehen erkennen.“

Manche Raupen verzehren die abgeworfene Haut, was auch bei vielen von der Schale des Eies gilt, aus der sie eben gekrochen. Dieser Umstand ist jedoch nur bei glatten, nicht aber bei behaarten Raupen beobachtet worden.

Nach der Häutung bleibt die Raupe noch stundenlang, ja den ganzen Tag träge, weil ihre Kanäle noch mit Fett angefüllt sind und sie deßhalb keinen Reiz zum Fressen erhält. Sobald jedoch dieses vollends aufgezehrt ist, fängt sie mit erneuertem Appetit an zu fressen, um sich mit Fett für die folgende Häutung zu versorgen.

Die meisten Raupen und Larven häuten sich mehrere Male auf die angegebene Weise, in der Regel fünf, manche sogar sieben bis neun Mal; nur bei einigen Fliegen und Wespen bleibt die Haut unverändert. Auch Spinnen häuten sich mehrere Male.

Wir haben vorn von dem sehr entwickelten Muskelsystem der Insekten gesprochen, und um dafür nur ein Beispiel anzuführen, heben wir hervor, daß sich die sämmtlichen Muskeln des menschlichen Körpers auf 529 belaufen, die einer Raupe von 3—4 Zoll belaufen sich aber auf 4000 und etliche Dutzende, welche mit der größten Regelmäßigkeit in dem kleinen Körper vertheilt und geordnet sind. Wer sich mit der Raupenzucht abgibt, wird wissen, welcher Kraftäußerung dieser Muskelapparat fähig ist; denn oft geschieht es, daß eine für den Augenblick in einen Behälter gesetzte Raupe verschwand, ohne daß dieser Behälter einen Zwischenraum gehabt hätte, wo sich die Raupe hätte durchdringen können, sondern mit einem mehre Pfund schweren Gegenstande bedeckt war. Die Hebkraft einer Raupe kommt hierin dem 40 — 100fachen Betrage ihres eigenen Gewichtes bei, während es der Mensch — einige durch Uebung entstandene Ausnahmen abgerechnet — höchstens auf das Doppelte seines Gewichtes bringt. Die bedeutendsten Kraftäußerungen sehen wir ferner an vielen Käfern, besonders den Hirschkäfern und Springkäfern, dann beim Floh und der Schaumcikade. Letztere springt 250 Mal so hoch als sie lang ist, und der Mensch müßte, wenn er es ihr gleich thun wollte, einen Satz von 1500 Fuß Höhe durch die Luft machen.

Wir wissen, daß wenn die Larven der Insekten ihre völlige Ausbildung erreicht haben, sie sich in ein gänzlich verschieden gestaltetes Wesen, nämlich die Puppe verwandeln, über deren Bau und Einzelheiten wir ein andermal reden wollen.

Berge.

Der Schwarzkopfaffe (Simia melanocephala).

(Taf. 40.)

Die Sonne sank endlich und sandte flammende Strahlen durch einen Kranz schwarzer Wolken, die den Himmel im Westen verdunkelten, kaum von den Maj-

Digitized by Google

sen der Sierra Vertentes zu unterscheiden, die in eben so grotesken Formen gegen Nord sich hindehnte. Ostwärts glänzten die Schneegipfel der Sierra de Almas und Esquinebachos wie polirtes Silber, — dorthin lag Europa, Deutschland, das stille Dörfchen meiner Eltern — die süße ferne Heimath! — —

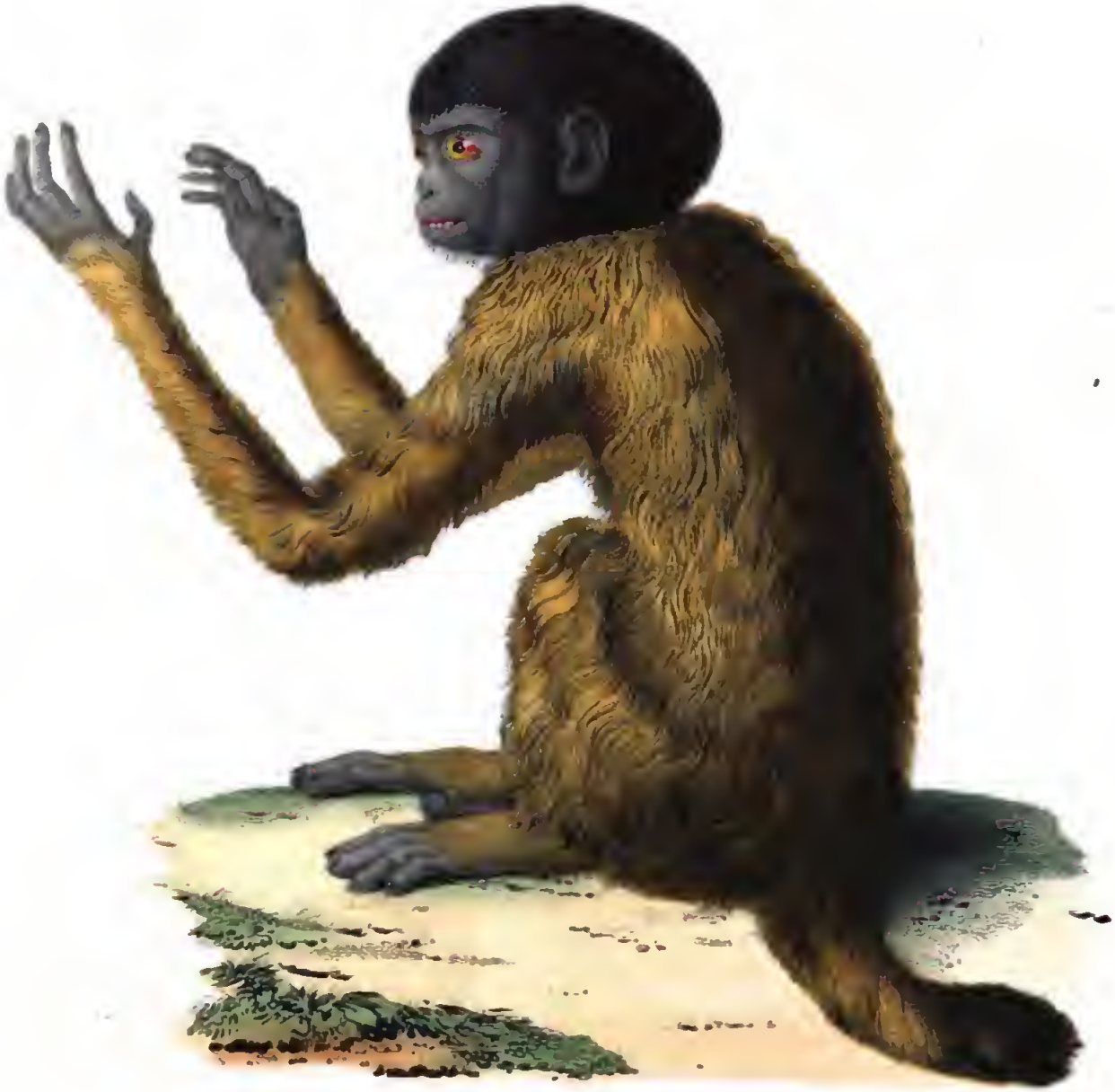
Unsre Indier hatten während meiner Träume, unter einer weitastigen Algarova den duftenden Thee des Landes bereitet, Fleischschnitten geröstet und die frische, erquickende Frucht der Quimbe herbeigeholt; als Brod diente die mehlige Schote der gastlichen Zweige, die sich über uns breiteten, der Chika kreiste unter den Indiern, uns stärkte die Rumflasche. Unser Lager bot Alles, was der Reisende jener Zonen fordern kann — aber keinen Schlaf. Das Geplauder der Papageien verstummte, nur des Glockenvogels Laut erklang in stets längeren Pausen aus dem Urwald, die Wellen des breiten Flusses zu unsern Füßen murmelten geheime Schlummerlieder, aber, nie weichend, wie die schwarze Sorge, wie ein böses Gewissen, umschwirrten uns Heere von Mosquiten. Der Rauch der Cigarritos war nicht im Stande, diese Lieblingsengel des Fliegenkönigs Baal-Zebub zu verscheuchen und unter dem Wind, in der Qualmwolke von feuchtem glimmenden Laub zu schnarchen, wie unsere Payaquas, gab die europäische Lunge platterdings nicht zu. So horchte ich gern den Erzählungen eines eisgrauen alten Quarauiers, der zu meinen Füßen kauerte, von der fabelhaften Kolonie des buon Giesu in los bosques, des guten Jesus in der Wildniß, die von einem patriarchalen Priesterfürsten beherrscht ward; von der milden Herrschaft der vertriebenen Jesuiten, deren ächte Mission noch deutliche Segensspuren hinterlassen hat; vom stählernen Herren Paraguais, dem furchtbaren Francia — — bis der tiefe fühllose Schlaf der Ermüdung mich deckte.

Flintenschüsse und wildes Geschrei schreckten mich auf, die Zugochsen brüllten dumpf und die Pferde stampften zitternd den Boden. Ein Yaguarete hatte einen Ochsen von der Stange, an der sie angebunden waren, weggeholt! Wohl waren unsere Indier mit den zerschmetternden Bolas, drei durch starke Riemen verbundene Wurfkugeln, mit dem nie fehlenden Lasso, sogleich zu Pferde; das Raubthier hatte aber seine Beute in den Urwald geschleppt, wohin kein Verfolgen möglich war, und grausend hörten wir sein tiefes, gedehntes Aoua bis zum Morgengraun.

Die weittönende Schelle der Madrina hatte bald die zerstreueten Pferde zusammengerufen, ein leichtes Frühstück von Maté und geröstetem Fleisch war bald verzehrt und eben sollte der Zug fortgehen, als ein Trupp Gauchos in vollem Roßlauf gesprengt kam. Beinahe nackt hingen die kräftigen, ja schönen Männer mit den ausdruckvollen Zügen, die von schwarzen Feueraugen überstrahlt waren, auf den wilden Pferden der Savanne, ihrer Heimath. Chika bildete den Eingang der Konversation, die ich gern anspinnen sah, denn die wilden Reiter hatten auf dem Zug durch den Wald zum Zeitvertreib einige Affen mit dem Lasso von den Zweigen gerissen, unter denen ich den seltenen Schwarzkopf, Simia melanocephala Humboldts, bemerkte. Die Eingebornen nennen ihn Cacajao und am Cassiquiare Caruiri. Alle Affen Südamerika's sind Langschwänze und die Länge dieser fünften Hand übertrifft die des ganzen Körpers, oder ist genau um ein Drittel kürzer. Dieser allein hat einen kurzen, zu nichts brauchbaren Schwanz, weßhalb ihm die spanischen Missionare Mono rabon, den kurzschwänzigen Affen nennen. Seine Heimath sind die Wälder, die der Orenoko und seine Nebenflüsse, der Rio Negro und Cassiquiare unter dem Aequator durchströmen bis zum 2—3ten Grad N.Br. Das Gesicht gleicht in den Zügen und der Schwärze einem alten Neger, das seitlich abgeglattete Eirund des Kopfes decken schwarze kurze Haare, die vom Nacken an sich gegen die Stirn richten. Die großen bräunlichen Augen haben Brauen von schwarzen steifen Borsten, wie sie auch um Mund und Kinn dünn stehen und einem Bart gleichen. Die Nase ist glattgequetscht mit breiter Scheidewand, die die Affen des neuen Kontinents gegenüber den asiatischen auszeichnet. Die großen nackten Ohren gleichen dem Menschenohr mehr, als bei irgend einem andern Affen, und haben auch einen eingeschlagenen Saum. Der ganze Körper außer Kopf und Händen ist mit langen gelbbraunen Haaren bedeckt, Brust, Bauch und die innere Seite der Arme etwas heller. Die langen magern Hände sind auf dem Rücken schwach schwarz behaart und mit ziemlich flachen Nägeln bewehrt. Der Schwanz ist kurz und an der Spitze schwarz.

Das Thierchen wird vom Scheitel zur Sohle der ausgestreckten Füße etwa 1½ Fuß lang, der Schwanz 3 Zoll. Es ist außerordentlich sanft, ja phlegmatisch, schwach und sogar unbeholfen; dabei aber ziemlich gefräßig, so daß es sogar die sauersten Citronen nicht verschmähet. Doch sind die Bananen, Goujaven und Papayas seine Lieblingsspeisen. Reizt etwas seine Begier, so streckt er beide Arme, wie auf der Kupfertafel aus, ergreift aber dennoch das Dargebotene ungeschickt und frißt von allen mir bekannten Affen, am unreinlichsten. Andere Affen, vorzüglich die Sapajou's, deren rastlose ewige Beweglichkeit mit seinem Phlegma sehr schlecht stimmt, fürchtet er sehr und bebt beim Anblick einer Schlange oder gar des Krokodils. Wird er zornig, was indeß selten geschieht, so sperrt er albern das Maul auf und sieht aus, als lache er krampfig. Vergebens suchte ich ihn lebend zu erhalten: die anderen Affen, die ich in einem vergitterten Boot den Strom hinabsandte, marterten ihn mit ihrer quecksilbrigen Beweglichkeit krank — bald starb er. Seine Wehrlosigkeit und Unbehendigkeit scheinen Grund genug für sein seltenes Vorkommen in einem Lande, welches so viele Raubthiere hat.

Schmidt.



Pompeji und Herkulanum.

Der Vesuv hatte lange geruht, bis er im Jahr 79 n. Chr. zu erneuter, furchtbarer Thätigkeit erwachte. Der ältere Plinius, Befehlshaber der römischen Flotte, stationirte damals zu Misenium, und durch seinen Eifer, diese furchtbare Naturerscheinung in der Nähe zu beobachten, ward er von ihrem Schwefelhauch erstickt. Plinius der jüngere, sein Neffe, blieb in Misenium zurück, und hat uns in seinen Briefen an Tacitus eine lebendige Schilderung dieser schrecklichen Scene hinterlassen, die wir hier im Auszuge geben.

Am neunten Tag vor den Kalenden des September (23. August) ward meinem Oheim angezeigt, daß eine sehr auffallend gestaltete Wolke sich sehen lasse. Er stieg mit mir auf eine Anhöhe, von der man die Erscheinung am besten ersehen konnte. Aus einem fernen Berge, dem Vesuv, erhob sich eine Wolke, deren Gestalt die Pinie am besten wiedergibt. Er befahl sogleich eine Liburnika zu rüsten, um das Ereigniß in der Nähe zu ergründen. Als ihn aber die Bewohner der geängsteten Küste um Rettung vor dem Zorn der Götter anflehen, läßt er Quadriremen, große Schiffe mit vier Ruderreihen, in See gehen, und nimmt die Einwohner Retina's darin auf. Die Asche fiel so dick, daß man fürchtete, verschüttet zu werden, und die tobenden Wogen des Meeres wiesen die Unglücklichen auf den krampfig zuckenden Boden der Küste zurück, in die der Sonne undurchdringliche Nacht, die das Angstgeschrei der Fliehenden, das Todesächzen der von Trümmern Begrabenen und das Krachen des flammenspeienden Berges durchschallte. Sie banden Kissen auf den Kopf, um sich vor dem Steinhagel zu schützen, den Greis hatte indeß der Schwefelqualm bald erstickt! —

Obgleich Plinius in dieser treuen und umständlichen Erzählung der Verschüttung Pompeji's, Herkulanum's und Stabiä's durch Aschenregen nicht besondere Erwähnung thut, so wissen wir doch mit Gewißheit, daß sie bei diesem Ausbruch statthatte.

Siebenzehn Jahrhunderte rollten über dem Schauergrabe der unglücklichen Städte dahin, und Niemand wußte ihre Stätte.

Im Jahr 1713 wollte Fürst Elbeuf in der Gegend von Portici eine Villa erbauen, und ließ zu dem Ende einen Brunnen graben, welcher in der Tiefe von achtzig Fuß die Sitze eines Theaters entblößte — Herkulanum war wiedergefunden! —

Eifrig wurden nun die Nachgrabungen fortgesetzt, und bald durch die Auffindung eines runden Tempels, dessen, durch die Last eingedrückte, Kuppel von 24 Säulen getragen ward, durch eine Menge wohlerhaltener Statuen von Marmor und Bronze, belohnt. Der König Don Karlos ließ die Aufgrabung noch eine Zeit fortsetzen, bis man fest von dem Vorhandensein der Stadt überzeugt war, dann aber, der bedeutenden Kosten halber, einstellen, die die Arbeit unter 80 Fuß hohem, eisenfestem Lavaguß verursachen mußte. Ein weiteres Hinderniß ist, daß die heutige Stadt Portici gerade über dem verschütteten Herkulanum steht. Die wenigen Ueberreste, die der Beschauung bloßliegen, werden sorgfältig überwacht; man steigt zu ihnen durch den Schacht des obenerwähnten Brunnens hinab.

Stabiä ward durch ähnlichen Zufall 1755 entdeckt. Der Preis des darüberliegenden Bodens, da er die Nahrungsquelle des benachbarten Ortes ist, steht aber so hoch, daß man die Nachgrabungen nicht beginnen durfte.

Als ein Bauer 1761 auf seinem Gut einen tiefen Graben zog, fand er eine schöne Bronzestatue. — Geeignete Nachforschungen entdeckten Pompeji, welches nur unter einer 15 Fuß dicken Aschenlage verborgen lag.

Pompeji war nicht groß; die umgebende Ringmauer ist freigelegt und nur 1578 Klafter, etwa ¾ Stunden, lang. Planloses Umherwühlen bestrafte bald sich selbst, durch Zerstörung oder die Nothwendigkeit des wieder Zuschüttens. Es sind jetzt nur einige zwanzig Arbeiter angestellt, die aber nach festem Plan fortgrabend, die sichere Hoffnung geben, diese ganze antike Stadt wieder, wie am Tage ihres Untergangs, unsern Blicken darzustellen. Ein plötzlicher, dichter Aschenregen hat sie verschüttet, aber nicht zerstört. Der in undurchdringlicher Finsterniß tonlos, erstickend, herabsinkende Staub tödtete jedes Leben, denn Flucht war unmöglich, aber seine Hitze war nicht mehr verkohlend, und jeden Gegenstand finden wir unverändert in Lage und Form.

Die Mauern und Wälle, die Herkules errichtet haben sollte, sind von cyklopischer Bauart, d. h., sind aus ungeheuren vieleckigen Felsstücken, die aber genau passend behauen waren, ohne Mörtel aufgeschichtet. Von Zeit zu Zeit erhebt sich auf ihnen ein starker Thurm. Am Thor gegen Herkulanum fand man das Gerippe einer Schildwacht, noch die Lampe in der Knochenfaust, lehnen.

Eine schreckliche Scene hatte in einer Villa, nahe am Thor gegen Nola, statt. Neunzehn Personen darin hatten zur Flucht das Werthvollste zusammengepackt, doch der Tod war schneller, wie sie. Zwei Personen hatten die Gartenthür erreicht: die eine trug eine volle Börse, um die andere lagen silberne und bronzene Gefäße. In den Gemächern fand man, unter Nahrungsmitteln aller Art und werthvolleren Sachen, siebenzehn andere, meistens Frauen. Eine dieser Unglücklichen — wohl die Hausfrau — trägt das Gerippe eines Kindes auf dem Arm, Ringe mit Edelsteinen an den zarten Knochenfingern und eine reiche goldene Kette um den Nacken. Ihre Gestalt ist, zusammengesunken in den weichen Staub, wie in Schnee abgedrückt. Das Fleisch ist von der im Lauf der Jahrhunderte erhärteten Masse aufgesogen, oder zu Staub verwandelt; die Gerippe erzählen uns, schaurig mahnend, vom entsetzlichen Todestage.

Weiterhin auf der Straße lag das Gerippe eines Greises, in der Hand einen Beutel mit 410 Geldstücken. 8 goldene, 360 silberne und 42 bronzene waren es. Im Ganzen sind in dem bis jetzt aufgegrabenen Fünftel der Stadt 174 Gerippe gefunden; es können sich also verhältnißmäßig nur Wenige gerettet haben — ein Beweis für die gräßliche Schnelligkeit der Verschüttung! —

Sowohl zu Pompeji als Herkulanum sind Inschriften an öffentlichen Gebäuden gefunden, welche melden, daß sie, nachdem sie durch Erdbeben gestürzt, wieder

aufgebaut seien. Dieses Erdbeben ereignete sich 17 Jahr vor dem Untergang dieser Städte unter Nero am 16. Februar 63, und deutlich bemerkt man noch seine zerstörenden Spuren an geborstenen Mauern, gestürzten Säulen und noch im Werk begriffenen Reperaturen. Ein Tempel z. B. ist erst halb wieder hergestellt, und vor ihm liegen mächtige Blöcke von Travertin, aus denen dorische Pilaster schon zur Hälfte ausgehauen sind. Das Pflaster der Städte besteht aus ungeheuren Lavablöcken, die sehr genau gefügt sind, und in denen man die vertieften Geleise der Wagen deutlich sieht.

Das Innere der Gebäude ist, da die Dächer nur durch die darauf niedergesunkene Last eingebrochen sind, völlig erhalten. Die Namen der Hauseigenthümer über den Thüren, ja das von den Soldaten an die Wände ihrer Barracken geschriebene, ist vollkommen lesbar. In einer derselben fand man in einer Art Keller zwei Gerippe an Ketten!

Die Farben der Freskogemälde an den mit Gyps überzogenen Wänden sind so frisch, als wären sie gestern aufgetragen. Die öffentlichen Brunnen sind eben so mit Seemuscheln verziert, wie wir sie heute in Neapel ꝛc. sehen. Fischernetze, Leinwand, ja beschriebene Papyrusrollen sind völlig erhalten, obwohl letztere nicht mehr völlig lesbar. Was man fand, scheinen indeß nur minder wichtige Schriften über Kochkunst, Rhetorik, Musik ꝛc. zu sein. In dem Gewölbe eines Fruchthändlers fand man Gefäße mit Mandeln, Nüssen, Oliven und Früchten des Carubbiere, welche alle vollkommen kenntlich sind; in dem Laden eines Bäckers erhaltenes Brod, mit dem Stempel des Verfertigers. Auf dem Tische eines Apothekers stand eine Büchse mit Pillen, und daneben lag eine dünne erdige Stange, aus der noch mehrere bereitet werden sollten. Krüge mit offizinellen Kräutern, z. B. Melisse, waren zur Seite aufgestellt. In dem Hause eines Malers traf man eine Muschelsammlung, die ziemlich alle die Arten, welche heute im Mittelmeere leben, enthielt.

Das Leben der Pompejianer scheint das der heutigen Süd-Italiener gewesen zu sein, welches sich mehr auf Straßen und Plätzen, als im Hause selbst bewegt. Auch ihnen mochten das Forum, die Bäder, die Säulenhallen, die die Tempel umgaben, mehr Aufenthaltsort gewesen sein, wie die aufgedeckten, zierlich kleinen Häuschen. Wir geben hier die Beschreibung eines solchen, welches nahe beim Tempel der Iris steht.

Der ganze Raum sammt Garten und zwei Höfen ist 15 Klafter lang und 8 breit. Unter der Thürschwelle liegt ein großer schwarzer Hund an bronzener Kette, mit täuschender Treue in Mosaik gearbeitet. Daneben: Cave canem! Hüte dich vor dem Hunde! — Durch die äußere Thür tritt man in's Atrium, den Vorhof. Die Wände sind mit Gemälden aus der Ilias geschmückt, deren Farbenfrische nichts zu wünschen läßt. Um dieß Höfchen her liegen drei, gleichfalls gemalte, Gastzimmerchen.

Dem Eingang gegenüber liegt das Tablinium oder Empfangzimmer, die Wände sind mit Gemälden geziert, der Fußboden eine herrliche Mosaik, eine dramatische Probe vorstellend, aus Jaspis, Achat und Marmorstücken.

Aus dem Tablinium gelangt man in den zweiten Hof, das Peristilium und einen kleinen Garten, in dessen Hintergrund das Lararium, die Hauskapelle, sich öffnet. Rechts und links sind Ruhezimmer, mit Gemälden und musivischen Arbeiten verziert.

Gegenüber befindet sich die Exedra, das Gastzimmer, mit herrlichen, reichen Gemälden und der größten Pracht der Möbeln dekorirt. Eine schöne Lampe hängt von der Decke an vergoldeten Bronzeketten. Unfern davon ist das Triklinium, der Speisesaal, in bequemer Verbindung mit der Küche, deren Wände mit wirklichem und gemaltem Kochgeräth aufgeputzt sind.

Ueber diesen Gemächern war das Gynäceum, die Frauenwohnung, deren Inneres durch den Einbruch des Dachs gelitten hat. Der in diesen Räumen gefundene Schmuck möchte in seiner einfachen Pracht oder in geschmackvoller Zierlichkeit unsern heutigen Goldarbeitern dreist als Muster zu empfehlen sein. Oft vertreten die Bildnisse der Kaiser auf Münzen die Stelle der Edelsteine. Auch ein ziemlich verwickelter Kalender, in Marmor gegraben, fand sich hier vor.

Eine ganze Straße besteht aus Gräbern oder vielmehr Aufbewahrungsorten für die Asche Verstorbener, welche Columbarien, Taubenschläge, genannt wurden, da die vielen Nischen für die Urnen an die Fluglöcher der Taubenhäuser erinnern. Immer sind sie mit dem Namen der Todten bezeichnet, welchem ein einfacher Nachruf beigefügt ist, oft ist die Büste des Familienhauptes oder mehrerer Glieder derselben angebracht.

Von tiefen, ernsten Gefühlen durchbebt, wandert der Denkende durch Pompeji's schaurige Reste; im innersten Herzen erklingt ihm Hekuba's Mahnung:

„Rauch ist alles ird'sche Wesen!
Wie im Wind der Rauch verweht
Schwinden alle Menschengrößen;
Nur die Götter bleiben stät!

Canada als französische Kolonie.

Die spanischen Entdecker beachteten jenseits von Mexico nicht weiter die nördliche Hälfte Amerika's; sie besaßen nur eine allgemeine, nicht sehr genaue Kenntniß von der Gestalt der Küsten bis Labrador, und hatten Länder, wo sie kein Gold vorfanden, im Inneren nicht untersucht. Canada erhielt den Namen von ihrer getäuschten Erwartung (Aca nada, hier ist Nichts). Der Norden blieb anderen europäischen Nationen überlassen. Engländer und Franzosen, Holländer und Schweden begannen im Anfange des 17ten Jahrhunderts unter den Hindernissen eines rauhen Clima's, einer wilden Natur und eines anhaltenden Kampfes mit den Ureinwohnern zu colonisiren, ohne daß andererseits der augenblickliche Gewinn einer reichen Beute oder fruchtbare und bereits urbar gemachte Landstrecken ihnen geboten wurden.

Die Franzosen hatten schon 1523 nach dem Norden Amerika's Fahrten ausgeführt, die Küsten von Newfoundland (Terre neuve) und einige Strecken des Festlandes besucht, waren jedoch entmuthigt wieder zurückgekehrt. Einige Jahre später fuhr Cartier, ein Schiffer, aus Saint Malo in den San Lorenzfluß, trieb Tauschhandel mit den canadischen Ureinwohnern, und brachte nach Frankreich die Kunde, daß jene wilden, mit Vorwäldern bedeckten Gegenden wenigstens einen gewinnreichen Handelszweig, den Pelzhandel boten. Hin und wieder folgten einzelne, von Handelsgesellschaften ausgeführte Unternehmungen.

Schiffer aus der Normandie und aus Bordeaux begannen ausgedehnte Fischereien auf den Sandbänken bei Newfoundland, und gründeten auf dieser Insel die ersten kleinen Kolonien. 1608 fuhren mehrere Fahrzeuge unter Samuel de Champlain auf's Neue in den Lorenzstrom, entdeckten die großen Binnenseen und bildeten die erste canadische Niederlassung in Quebec. Der Handel mit Pelzwerk blieb ihr Hauptzweck; die Franzosen faßten um so festeren Fuß, da sie in den immerwährenden Kämpfen der Eingeborenen Partei ergriffen, und ihren Bundsgenossen durch das Uebergewicht europäischer Kriegskunst unentbehrlich wurden. Die Regierung des Mutterlandes aber bekümmerte sich nicht um ihre Unterthanen in der Kolonie Nordamerika's, von welcher sie keine unmittelbaren Vortheile erlangte, und deren Bedeutung sie in jenen Zeiten nicht ahnen konnte, worin keine andere Nationen wie Spanier und Portugiesen eine Kolonisation versucht hatten.

Die Ureinwohner, welche die Franzosen vorfanden, bestanden in wilden Jägervölkern, deren Körperbildung denselben Ursprung, wie bei den Indiern der spanischen Besitzungen bezeugte. Von Luisiana an, wo der letzte halbcivilisirte Staat der Natchez bestand, bis zu denjenigen Gegenden, wo das Clima der Polargegenden jede Kraft des Menschen verkümmert, blieben alle Stämme der Indier im Allgemeinen sich gleich; ihre charakteristischen Eigenschaften wurden auf gleiche Weise in den englischen, wie in den französischen Gebieten beobachtet, und erweisen sich auch gegenwärtig noch in denjenigen Theilen der Vereinigten Staaten und des brittischen Nordamerika's, welche von europäischer Civilisation noch nicht berührt wurden. Auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft, worin weder Eigenthum, noch die dadurch bedingte Ungleichheit der Menschen sich findet, bildeten sie weder Staaten noch geordnete Gemeinschaften, worin jeder Einzelne seine Unabhängigkeit unter die allgemeinen Gesetze fügt. Sie lebten, durchaus sich gleichgestellt, in kleineren, von einander entlegenen Dörfern; Gemeinschaften bestanden nur in so weit, wie einzelne Stämme, durch Verwandtschaft in engen Kreisen verbunden waren, oder wie die Gefahr des Krieges und die Abtheilung der Jagdgebiete eine größere Zahl derselben zu einem Bündnisse vereinigte. Auf diese Weise entstanden Vereine, welche die Franzosen und Engländer mit dem Namen Nationen bezeichneten (Huronen, Irokesen, Algonkinen u. s. w.), oft von bedeutender Stärke an Zahl *), jedoch niemals in der Art unter sich verbunden, daß erbitterte Feindseligkeiten der einzelnen Stämme unter einander durch das Gefühl einer gemeinsamen Nationalität verhindert wären. — Die einzelnen Stämme standen unter Oberhäuptern, deren Würde bei einigen durch Wahl übertragen, bei anderen vererblich war oder nur durch das größere Alter bestimmt wurde. Die Macht derselben war jedoch in der Art beschränkt, daß sie nie einen Befehl ertheilen, sondern nur einen Rathschlag geben konnten, dessen Befolgung der Willkühr eines Jeden anheim gestellt war. Bei Verbrechen brachten sie allein eine Genugthuung in Vorschlag, deren Annahme auf dem freien Willen der Verletzten beruhete. Bestrafung der Verbrechen aber war unbekannt, oder galt allein als eine Handlung der Rache, welche von dem Einzelnen und nicht von der Gesellschaft ausging. Auch die Beschlüsse der Mehrheit waren nicht bindend; jeder Einzelne, der damit nicht zufrieden war, konnte sich von der Ausführung derselben zurückziehen.

Eine so einfache Gesellschaft beruhete auf eben so einfachen Bedürfnissen. Ungeachtet des harten und strengen Winters, welcher in Canada mehr als die Hälfte des Jahres den Boden und die Flüsse durch Frost erstarrt, bestand die Kleidung bei der Ankunft der Franzosen nur in einem Mantel von Fell und in einer Fußbedeckung von Rehhäuten; die Nahrung beschränkte sich auf die Beute der Jagd; nur einige Stämme aßen Fische, die wenigsten Mais. Wo dieser gepflanzt wurde, galt der Anbau desselben als eine der Männer unwürdige Arbeit und blieb den Weibern überlassen. Jagd war neben dem Kriege die einzige Beschäftigung der Ersteren, und bot für sie die wichtigste Unternehmung, zu deren Beginn die Stämme sich lange vorbereiteten, und woran Jeglicher Theil nahm. Sie zerstreuten sich auf ungeheuren und abgesonderten Jagdgebieten, deren Ueberschreitung eine bittere Feindschaft und Vertilgungskriege stets zur Folge hatten. Je einfacher ihre Mittel die Thiere zu erlegen und zu fangen, und je einfachee ihre sonstigen Bestrebungen, desto mehr waren ihre körperlichen und geistigen Kräfte auf dieß Geschäft gerichtet, und bis zu einem sonst unerhörten Grade ausgebildet.

Jener niedere Grad der Geisteskräfte, welchen man überall bei den Ureinwohnern Amerika's bemerkte, zeigte sich bei den Nordamerikanern beinahe als Stumpfheit. Sie blieben Tage lang schweigend; unempfänglich gegen jede Aufregung als für die Bestrebungen ihre Beleidigungen zu rächen oder ein augenblickliches Bedürfniß zu befriedigen, unempfindlich gegen ihre verachteten und zu harter Arbeit verurtheilten Frauen, ausschließlich auf den engen Kreis der zunächst liegenden Dinge beschränkt, so daß sie die Zukunft selten oder nie beachteten. Körperliche Trägheit war mit der geistigen verbunden; sie veränderten Tage lang kaum ihre Stellung, regelmäßiger Arbeit eben so abgeneigt, wie für geistige Aufregung unempfänglich, und den Ackerbau somit als das größte Unglück betrachtend, welchem sich erst dann einzelne Stämme unterworfen haben, als die Kolonisation der Europäer die frühere Nahrungsweise ihnen abschnitt. — Ihre Körperbildung erwies die eigenthümliche Beschaffenheit aller amerikanischen Urvölker; sie besaßen weniger Kraft zur Anstrengung wie zur Ausdauer, geringere Fähigkeit zur schnellen und heftigen Arbeit wie zur anhaltenden Aeußerung einer und derselben Thätigkeit, geringere Gewandtheit wie Geduld. Ihre körperlichen Sinne boten ein ähnliches Verhältniß. Ueberall war der Sinn des Gefühls bei den Ureinwohnern nicht fein, eben so im Norden wie im Süden, in Peru wie in Canada **); in letzterem Lande bis zu dem Grade, daß die Indier unerhörte Martern Tage lang ertrugen. Dagegen erreichten die Sinne, welche bei den Hauptbeschäftigungen, Jagd und Krieg, geübt wurden, eine eben so unerhörte Schärfe und Vollkommenheit, wie ihr Körper Ausdauer besaß. Sie konnten Tage lang ohne Nahrung, bei heftiger Kälte kaum bedeckt, die Wälder durchstreifen, um das Wild oder einen Feind sich aufzusuchen, ohne den Beschwerden zu erliegen oder durch Hunger und Kälte von der Verfolgung ihres Zweckes sich abschrecken zu lassen. Ihre anderen Sinne, wie das Gefühl, waren in der Art geschärft, daß sie die Spuren des Wildes und der Menschen im Grase, auf trockenem Boden, wie es heißt, sogar auf dem Steine erkannten, und an diesem Merkmal nicht allein die Europäer, sondern selbst die verschiedenen eingeborenen Stämme zu unterscheiden vermochten. — Ohne Jagdhunde, spürten sie selbst das Wild auf, und verfolgten dasselbe oft Tage lang in den Urwäldern. Ihre Geschicklichkeit im Fang kam ihrer Geduld und ihrer Spürkraft gleich; selten verfehlte ihr Wurfspieß das Ziel und eben so sicher war die Anlegung ihrer Schlingen.

Die Jagdzüge wurden von den ganzen Stämmen ausgeführt, indem sich die Einzelnen zerstreuten. Häufig waren Feindseligkeiten mit anderen Gemeinschaften von Indiern die Folge. Sobald 2 Stämme sich begegneten und einander das Wild auffingen, wandten sie ihre Waffen gegen einander. Der besiegte Theil reizte seine Stammgenossen; der Kampf wurde von diesen und von den befreundeten Stämmen selten abgelehnt, sobald die Rachsucht, die ausschließliche Leidenschaft der Indier, angeregt war. Wenn letzteres der Fall war, drängte sich jegliche Kraft und jeder Gedanke auf diesen einzigen Zweck zusammen. Ihre Rachbegier, durch das Recht eines Jeden sich selbst Genug-

*) Die Irokesen im Süden von Canada, New-York und in Pensylvanien sollen bei Ankunft der Franzosen 20,000 Krieger gezählt haben.

**) So sagt wenigstens Ulloa, der die Ureinwohner genau beobachtete und dazu bessere Gelegenheit hatte wie irgend ein Anderer. Wie erwähnt, bedienten sich die Canadier im harten Winter ihres Landes einer wenig schützenden Kleidung. Aehnliches berichtet Ulloa von den Indiern, welche auf den höchsten Gipfeln der Anden wohnten; sie gingen beinahe nackend im Schnee. Was die übrige Unempfindlichkeit betrifft, so erzählt er von einem Indier, bei welchem die Operation des Steinschnittes vollzogen wurde: Sie dauerte 27 Minuten, ohne daß man bei dem Indier die heftigen Bewegungen der Empfindlichkeit bemerkte, welche der Schmerz sonst veranlaßt, sondern nur von Zeit zu Zeit ein leises Klagen, wie wenn ein Europäer an geringen Beschwerden leidet. Nach acht Tagen verließ der Indier das Bett ohne Schmerz zu fühlen, obgleich die Wunde noch offen war.

thuung zu verschaffen, und durch den engen Kreis der Gesellschaft befördert, worin Jeder durch die Verletzung seiner Stammgenossen um so empfindlicher berührt wurde, erreichte einen Grad, wie er unter civilisirten und durch mannigfache Leidenschaften und Bestrebungen aufgeregte Menschen als unbegreiflich erscheint. Sie blieb unversöhnlich, wurd vom Vater auf den Sohn vererbt, und brach um so entschiedener wieder hervor, je länger sie versteckt oder unterdrückt gewesen war. Nicht die Demüthigung, sondern die Vernichtung des Feindes war ihr Ziel. Franzosen und Engländer berichten Beispiele, wo einzelne Indier Jahre lang einen einzelnen Feind sich aufsuchten und tausende von Stunden zu dem Zwecke zurücklegten.

War der Krieg beschlossen, so wählten sich die Indier einen Anführer und drangen unter dessen Führung auf das feindliche Gebiet. Ihre Kriegführung entsprach der Jagd. Sie marschirten weder in größeren Haufen auf den Feind, noch suchten sie denselben im offenen Felde zu bekämpfen. Ausspürung der Einzelnen, Hinterhalt und Ueberfall war ihr Hauptzweck. Auf ihren Zügen führten sie weder Lebensmittel noch Kriegsmaterial, als das Wenige, was jeder Einzelne für Märsche von mehreren hundert Stunden mit sich nahm, einen mit spitzigen Knochen bewaffneten Speer, ein Streitbeil mit einem Hammer, zuerst aus hartem Holz, dann aus Eisen (Tomahawk; erupe téie) und einen Beutel mit Mais. In der Nähe des feindlichen Gebietes bildeten sie kleinere Haufen, folgten den Spuren ihrer Feinde, legten sich in Hinterhalt und harrten Tage lang mit der Geduld von Jägern auf dem Anstande, bis sie ihren Raub am sichersten überfallen konnten. Trafen sie auf keinen Feind, so näherten sie sich den Dörfern desselben, suchten sich aber so vorsichtig zu verbergen, daß sie oft auf Händen und Füßen durch die Wälder krochen, und die Entdeckung vermieden, indem sie ihre Körper wie welke Blätter oder wie den Erdboden färbten. Wurden sie nicht bemerkt, so überfielen sie die Ortschaft in der Nacht, entzündeten die Hütten, ermordeten die Einwohner und führten einige Gefangene mit sich, um diese für ihre Rache aufzubewahren. Wurden sie aber entdeckt oder erwarteten sie Widerstand, so begannen sie in der Regel den Rückzug; sie hielten es für eine Thorheit, den Feind unter gleichen Vortheilen oder im offenen Felde zu bekämpfen. Der Sieg beschimpfte die Führer, wenn er mit beträchtlichem Verlust an Mannschaft erkauft werden mußte; der Tod im Gefechte galt aber als Unglück und als Beweis tollkühner Unvorsichtigkeit. Nur im äußersten Nothfall, wenn alle Flucht unmöglich war, fochten die Nordamerikaner mit verzweifelter Tapferkeit. Diese Kriegführung war aber nicht allein auf die Völkerschaften des nördlichen Amerika beschränkt; sie fand sich überall bei den Ureinwohnern, wo ein halb civilisirter Zustand und Staat die Sitten und Verhältnisse nicht veränderte. Ein spanischer Jesuit *) in Paraguay aus der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts beschreibt in derselben Weise die Kriegführung der wilden Nationen in den La Plata-Provinzen und sogar die halb civilisirten Peruaner suchten die Spanier nur durch Hinterhalt zu bekämpfen. Uebrigens scheint diese Kampfart bei den nordamerikanischen Indiern weniger durch Feigheit wie durch das Bedürfniß veranlaßt, die dünn gesäete und nur schwer sich vermehrende Zahl der Stammgenossen zu schonen, und so der Gefahr des Unterganges vorzubeugen, welcher bei den immerwährenden Feindseligkeiten einen jeglichen Stamm bedrohte.

Nach dem Kampfe zogen sie die Hirnhaut der gefallenen Feinde von den Schädeln, und nahmen diese als Siegeszeichen mit nach Hause, ein Verfahren, welches Franzosen und Engländer mit dem Namen Skalpiren bezeichneten. Auch vollbrachten sie diese Operation bei Verwundeten, welche nach derselben oft noch Tage lang unter den heftigsten Qualen leben konnten.

Einen auffallenden Gegensatz zu jener Sorgfalt beim Hinterhalte bildete Trägheit und Unvorsichtigkeit in der Bewachung ihrer eigenen Lagerstätten bei dergleichen Unternehmungen. Stumpfsinn und ein dadurch bewirkter Mangel an Vorsicht erwies sich sogleich, wie ein anderer Zweck als Rache zu beachten war. Die Nordamerikaner waren unter keinen Umständen zur Aufstellung von Wachen zu bewegen, sobald sie ihren Feind dadurch nicht beobachteten. Alle überließen sich auf ihren Ruheplätzen dem Schlafe, und waren somit der Ueberrumpelung und dem Ueberfalle ausgesetzt, den sie gegen ihre Feinde beabsichtigten. Auch geschah es häufig, daß die Sieger auf ihrer Heimkehr von den Stammgenossen der Besiegten in derselben Weise überrascht wurden, wie sie ihre Feinde überrumpelt hatten.

Nach der Heimkehr wurde das Loos der Gefangenen entschieden. Einige wurden zur Ersetzung der Gefallenen bestimmt, und zu den Wittwen derselben geführt. Entschieden sich jene Weiber für ihre Aufnahme, so traten sie vollkommen an die Stelle der Gebliebenen, erhielten deren Namen und wurden von den übrigen Stammgenossen als Verwandte betrachtet. Dieser sonderbare Brauch, durch das Bedürfniß veranlaßt, die nicht zahlreichen und schwer sich vermehrenden Stämme vollzählig zu erhalten, war allgemein. Der charakteristische Stumpfsinn aber wirkte bis zu dem Grade, daß die Neuaufgenommenen ihre früheren Verbindungen stets vergaßen, die Sitten und Leidenschaften ihres neuen Stammes vollkommen sich aneigneten, und sogar gegen ihre Brüder und Verwandte zu Felde zogen.

Die übrigen Gefangenen wurden der Rache übergeben. Man band sie an einen Pfahl und peinigte sie mit den höchsten Martern. Alle Anwesende, Männer, Weiber und Kinder, fielen wüthend über sie her; einige brannten ihre Glieder mit glühenden Kohlen, andere schnitten das Fleisch von den Knochen, rissen die Nägel mit der Wurzel aus, verdrehten und zerrissen die Nerven und Sehnen. Eine Verwundung, welche schnellen Tod zur Folge haben mußte, wurde sorgfältig vermieden; gewöhnlich dauerte die Folterung mehrere Tage. Die Gemarterten suchten ihren Ruhm in standhafter Erduldung der Qualen; sie stimmten ruhig einen einförmigen Todtengesang an, oder rühmten ihre Thaten, reizten die Wuth ihrer Peiniger durch Hohn und durch Drohungen mit der Rache ihres eigenen Stammes, oder bewiesen ihren Stolz durch die Aufforderung, ihre Qualen zu erhöhen *).

Jener charakteristische Muth der Nordamerikaner wurde übrigens durch die Erziehung erhöht. Standhaftigkeit in Ertragung von Schmerzen galt als eben so großer Ruhm, wie Geschicklichkeit auf der Jagd und Gewandtheit den Feind zu überraschen. Die Knaben wurden von frühester Jugend daran gewöhnt, und die Jünglinge nicht eher dann ihren Stammgenossen als waffenfähig anerkannt, als bis sie genügende Proben hierüber gegeben hatten. Uebrigens war diese Sitte, die Mündigkeit der Krieger durch ihre Standhaftigkeit in Ertragung von Martern zu bestimmen, nicht auf das nördliche Amerika beschränkt; sie fand sich bei vielen Jagdvölkern der südlichen Hälfte in noch höherem Grade.

Bei dem Kaltsinn der Indier ergab sich vor der Ankunft der Europäer nur ein Mittel der Belustigung, der Tanz; nach der Niederlassung der Franzosen in Canada ward das Würfelspiel und der Genuß des Branntweins allgemein. Der Tanz, mit den Waffen in der Hand ausgeführt, gab eine Darstellung des Kampfes, des Auszuges, des Gefechtes, des Skalpirens

*) Dieser Jesuit, Lozano, sagt von jenen Indiern: „Sie sind sehr zum Kriege geneigt; oft kämpfen sie gegen einander, gegen die Spanier zu jeder Zeit. Man kann sie aber eher Räuber wie Krieger nennen. Sie fechten gegen die Spanier nur durch unerwarteten Ueberfall, oder wenn sie durch unermüdete Spione erfahren haben, daß ein Angriff ihnen nicht mißlingen wird. Sie belauern die spanischen Ortschaften ein und zwei Jahre lang hinter einander und beobachten des Nachts Alles, was sich ereignet, mit der größten Sorgfalt, ob sie vielleicht Widerstand zu erwarten haben. Sie wagen Nichts, so lange sie eines günstigen Erfolges nicht ganz gewiß sind. Um nicht bemerkt zu werden, kriechen diese Kundschafter des Nachts wie die Katzen herbei; werden sie entdeckt, so entwischen sie mit der größten Geschicklichkeit. Ob sie gleich den Spaniern niemals offen entgegentreten, fechten sie doch unmittelbar mit großer Tapferkeit und verkaufen ihr Leben um theuren Preis. — Ganz dieselbe Fechtart erkennt man bei den Araukern in Chili, einer Gebirgsnation, die von den Spaniern unterworfen, sich bald wieder empörte, die Europäer aus dem Lande trieb und ihre Unabhängigkeit bis jetzt behauptete."

*) Ein Häuptling der Irokesen, von den Bundesgenossen der Franzosen gefangen und zu Tode gepeinigt, forderte von seinen Feinden, die ihn mit Messerstichen zerfleischten, sie sollten ihn durch schwaches Feuer langsam verbrennen, damit ihre dreisten Bundesgenossen nun jenseit des Meeres erkennen könnten, wie Männer sterben.

Digitized by Google

der Erlegten und der Folterung von Gefangenen. Die gegen Reize schwer empfänglichen Indier bedurften zur Aufregung einer Heftigkeit von Geberden, welche die Europäer in Schrecken setzte. Franzosen und Engländer berichten in gleicher Weise, jeder Europäer, welcher den Tanz zum ersten Mal sah, habe sich nicht der Besorgniß erwehren können, ein ernstlicher Beginn des Kampfes werde in der Leidenschaft erfolgen. — In Trunk und Spiel erwies sich dieselbe Heftigkeit, sobald die Indier Würfel und Branntwein von den Europäern erhielten. Die kaltsinnigen und schweigsamen Wilden wurden bei Beiden lörmend und erwiesen eine bis zur Wuth gesteigerte Leidenschaftlichkeit; sie spielten um Alles was sie besaßen, und setzten sogar zuletzt ihre persönliche Freiheit auf einen Wurf. Bei'm Genuß des Branntweins war ihre Begierde eben so unbeschränkt; sie tranken bis zur Betäubung, oft bis zum Tode, und pflegten nie eher in dieser Ausschweifung aufzuhören, als bis sie keinen Branntwein mehr besaßen. Die bald bemerkten Folgen vermochten nie ihre Begierde zu hemmen; der Branntwein ergab sich als eines der wirksamsten Mittel, die Ureinwohner in jenen Gegenden aufzureiben, welche gegenwärtig von Europäern ausschließlich bewohnt werden. Uebrigens war die Neigung zum Trunke bei allen Ureinwohnern Amerika's allgemein, in Peru wie im Norden.

Wie alle wilde und barbarische Völker zeigten sich die Nordamerikaner wenig zuverlässig, sobald ihr einziges Interesse, die Jagd, gefährdet oder ihre vorherrschende Leidenschaft, die Rachsucht, angeregt war. So wie alle ihre körperlichen und geistigen Kräfte sich auf die beiden Bestrebungen zusammendrängten, und eine sonst unerhörte Höhe der Ausbildung erreichten, erwiesen sie auch in jenen Fällen eine Schlauheit und Hinterlist, wie sie sonst nur eine höchst verfeinerte und verdorbene Nation aufzuweisen vermag. Andererseits beruhete ihre Unzuverlässigkeit auf dem Stumpfsinne ihres Charakters. In Verträgen mit Europäern berechneten sie niemals die Folgen. Sie erkauften sich die Hülfe derselben in ihren Streitigkeiten durch Abtretung eines Gebietes oder gaben Land für Waffen u. s. w.; sobald sie die dadurch bewirkte Beschränkung ihrer Jagden und überhaupt die Berührung mit europäischer Civilisation als unverträglich mit ihrem eigenthümlichen Zustande erkannten, wurden die Verträge so schnell gebrochen, wie sie mit Unbedacht eingegangen waren. — Auffallend erscheint ihr Gegensatz zu den Indiern der spanischen Kolonien in ihrer Unverträglichkeit mit europäischer Civilisation. Weder Engländern noch Franzosen ist es gelungen ihnen eine bestimmte Stelle in derselben anzuweisen. Vielleicht liegt der Grund in dem Umstande, daß beide Völker nicht als unbedingte Eroberer, sondern als Bundesgenossen der einen oder andern Stämme sich festsetzten; daß ferner die Unterwerfung der Ureinwohner nicht so leicht wurde, indem letztere den Gebrauch der Feuerwaffen bald erlernten, und daß endlich jene Europäer keine halbcivilisirten Staaten und somit auch keine gesellschaftliche Ordnung vorfanden, welcher sogleich eine bestimmte Stellung angewiesen werden konnte. Wie dem auch sei, die Indier wurden immer mehr nach Westen gedrängt oder ausgerottet. Ein zahlreicher Verein von Stämmen mit dem Namen der Irokesen bezeichnet (20,000), zählte 150 Jahre später in Canada und an der Grenze nur 1500 und gegenwärtig sind sie auf wenige Dörfer zusammengeschmolzen, deren Bewohner, um nicht zu verhungern, Ackerbau treiben und ihre Eigenthümlichkeit verloren haben. Die Erinnerung an Andere findet sich nur noch in dem Namen der Seen (Huronen). Nur wenige Stämme haben sich, um nicht gänzlich unterzugehen, zum Ackerbau entschlossen, und ihre Verminderung ist dadurch nicht aufgehalten worden.

Mag in dieser Schilderung auch die Schattenseite vorherrschen, so scheint dieselbe um so weniger abgeläugnet werden zu können, da selbst Verehrer dieser Stämme jene charakteristische Eigenthümlichkeiten schlechterer Art wider Willen zugestehen müssen. Andererseits läßt sich ein edler Stolz der Einzelnen, durch die unbeschränkte Selbstständigkeit bewirkt, eine unerschütterliche Standhaftigkeit und offene Gastfreiheit nicht verkennen. Viele Reisende wurden dadurch häufig zur Bewunderung hingerissen, und beklagen das Schicksal, welches die ganze Rasse zum Untergange bestimmt hat. Auch läßt sich eben so wenig ein mannigfaches Unrecht, welches die Europäer, besonders bei der Abtretung von Gebieten, ihnen erwiesen, in Abrede stellen; eine wilde und grausenhafte Rache, die sie von Zeit zu Zeit erlitten, war häufig wohl verdient, und durch Betrug wie Gewaltthätigkeit veranlaßt worden.

Als Champlain 1609 in Canada landete, ergriffen die Franzosen Partei in einem Kriege zweier Völkerschaften, der Irokesen und Algonkinen, dessen Veranlassung ein charakteristisches Beispiel von den feindlichen Berührungen jener Jägerstämme bietet. Beide Nationen hatten oft eine Jagd auf ihren Gebieten gegenseitig gestattet. Als die Algonkinen einst eine geringe Beute machten, baten die Irokesen um die Bewilligung, ihrerseits auf demselben Gebiete einen Versuch machen zu dürfen. Die Algonkinen schlugen es ab, allein die Irokesen führten ihr Vorhaben aus und gelangten zu beträchtlicher Beute. Die Algonkinen, hierüber erbittert, überfielen die Jäger und machten sie sämmtlich nieder. Der Krieg brach aus, Champlain bot den Algonkinen seinen Beistand an, vereinigte alle Erbfeinde der Irokesen (Huronen, Montagnez u. s. w.) und lieferte denselben eine Schlacht, worin die Feuerwaffen sogleich entschieden. Die Franzosen durchzogen mit ihren Verbündeten das Land als Sieger, und hätten wahrscheinlich die ganze Nation unterworfen und vertilgt, wenn die Holländer, welche im jetzigen Neu-York damals eine Niederlassung besaßen, die Irokesen nicht mit Flinten und Munition versehen, und ihnen somit die Mittel zum erfolgreichen Widerstande geboten hätten. Diese Indier wurden Erbfeinde der Franzosen; der Krieg dauerte länger als 60 Jahre ununterbrochen fort, verminderte die Kraft der größeren Stämme, während die kleineren allmählig verschwanden, und überließ den Franzosen zuletzt die Ufer des Sanct Lorenzstromes als herrenloses Gebiet. Die Franzosen aber erhielten nur wenig Zufluß aus Europa; sie verwilderten, irbten und vermischten sich mit den Eingeborenen, zogen mit diesen auf die Jagd, fochten mit dem Beile und übten sogar die indischen Grausamkeiten gegen die Gefangenen. Sie besaßen allein 3 kleine, mit Pallisaden umringte Ortschaften, wohin die Indier ihre Pelzwaaren zum Austausch brachten. Selbst als die Ufer des Lorenzstromes schon ausschließlich von ihnen bewohnt und bebaut waren, dauerte das gewöhnte Verhältniß zu den Grenzen der indischen Stämme. Sogar französische Edelleute ließen sich in die Stämme aufnehmen, fochten die Indier im Kriege und fügten sich den Gewohnheiten derselben. — Andererseits geschah in Betreff der Irokesen etwas Aehnliches von Seiten der Holländer und später der Engländer in New-York, als letztere 1664 jenes Land in Besitz genommen hatten. Die Europäer erhielten von Zeit zu Zeit Zufluß an Kolonisten, die Indier aber vertilgten sich selbst, ohne sich vermehren zu können, und überließen somit zuletzt den Letzteren einen herrenlosen Boden.

Uebrigens war Canada für die Franzosen noch längere Zeit keine Kolonie von Wichtigkeit; ein ausgedehnter Pelzhandel war allein Ursache, daß die Regierung und die Kaufleute des Mutterlandes das mit Urwäldern bedeckte Land von Zeit zu Zeit berücksichtigten. Jener Handel aber war um so gewinnreicher, da die aus Canada gelieferte Waare bisher nur aus dem nordischen Europa in geringerer Masse nach Deutschland u. s. w. eingeführt, in den noch nicht gelichteten Urwäldern um so reichlicher gewonnen wurde. Seit 1628 hatte sich unter dem Schutze der Regierung eine Handelsgesellschaft gebildet, welche jenen Handel als ausschließliches Vorrecht erhielt; Einzelne erlangten dadurch ungeheure Reichthümer, allein die Colonisation ward dadurch nicht gefördert. Die Franzosen in Canada, ungefähr nur 1000 Menschen, beschränkten sich auf die Diener und die Begünstigten der Handelsgesellschaft, und auf einige Soldaten; der Ackerbau war unbedeutend. Uebrigens wurde das Clima, ob auch streng, doch als gesund erkannt. Die Franzosen erlagen nirgends den Krankheiten, welche die Europäer in anderen Theilen Amerika's aufzureiben pflegen.

Unter diesen Umständen erstrebte Ludwig XIV. eine ausschließliche Herrschaft der französischen Flagge in den nördlichen Meeren Amerika's. Terre neuve und Acadien (Neu-Schottland) war bereits von zahlreichen französischen Fischern häufig besucht, welche durch Stockfischfang sowohl den Handel Frankreichs ausdehnten, wie an die Schiffahrt jener Meere gewöhnt, die französische Flotte mit geübten Matrosen versahen. Beides ward mit Canada unter dem Namen Neu-Frankreich als Besitz in Anspruch genommen und der Plan einer größeren Kolonisation ent

worfen. Der König erweiterte deßhalb den Handel seiner Unterthanen, indem er die Handelsvorrechte der Gesellschaft verminderte, ließ ungefähr zwei Regimenter regelmäßiger Truppen hinüber führen, und befahl die Kolonisation durch Vertheilung von Ländereien zu befördern (1664). Diese Maßregeln bewirkten eine Veränderung. Jene Verstärkung ertheilte den Franzosen so sehr das Uebergewicht, daß die Irokesen 1668, geschwächt und geschlagen, endlich um Frieden nachsuchten, und daß die ganze Kolonie einer längeren Ruhe genoß. Der Ackerbau konnte endlich in größerem Maßstabe beginnen, gewerbsame Einwanderer kamen aus Frankreich, Offiziere und Soldaten erhielten Ländereien, Quebek ward auf europäische Weise befestigt, und die Kolonie zählte bereits 1687 11,000 europäische Einwohner. Allein ihr Fortgang ward aufs Neue aufgehalten; der Krieg mit den Irokesen brach wieder aus und währte bis zum Utrechter Frieden. Die Franzosen blieben wieder auf sich selbst und auf ihre Bundesgenossen beschränkt, denn Ludwig XIV. konnte während seiner weitläufigen Kriege in Europa keine Verstärkung nach Amerika schicken; die Irokesen aber kämpften um so anhaltender, da die Engländer in New-York und Pensilvanien sie eben so unterstützten, wie dieß von Seiten der Franzosen bei den Huronen u. s. w. geschehen war. Sie verheerten zu verschiedenen Malen die Anpflanzungen der Franzosen in solcher Weise, daß kein bebauter Fleck außerhalb der Befestigungen übrig blieb; der französische Gouverneur suchte vergeblich durch Unterhandlungen die Zerstörung zu verhindern, seine Bemühungen mißlangen durch den Anschlag eines Huronen-Häuptlings, welcher die oben erwähnte charakteristische Hinterlist der Urvölker des nördlichen Amerika erläutert. Der französische Gouverneur hatte die Gesandten der Irokesen zu sich eingeladen, um den Frieden mit ihnen abzuschließen; der Huron, um die Beendigung des Kampfes mit dem Erbfeinde seines Volkes zu verhindern, legte den Gesandten einen Hinterhalt, tödtete Mehrere und nahm die Uebrigen gefangen. Als er von diesen den Zweck der Reise erfuhr, stellte er sich um so erstaunter, da der Gouverneur nach seiner Aussage ihn abgesendet habe, sie zu überfallen. Er gab die Gefangenen frei und behielt nur einen derselben bei sich, unter dem Vorwande, durch ihn einen Huronen zu ersetzen, der im Kampfe gefallen war. Alsdann begab er sich nach einem entlegenen französischen Posten, und überlieferte dem Kommandanten jenen Irokesen als Kriegsgefangenen. Pardon wurde damals nicht gegeben; der Franzose, welcher von den Unterhandlungen nichts wußte, ließ somit jenem Gefangenen den Kopf zerschmettern; der Huronenhäuptling rief aber einen anderen gefangenen Irokesen herbei, und stellte ihm die Rückkehr unter der Bedingung frei, daß er seinen Stammgenossen die Nachricht bringe, die Franzosen ermordeten ihre Feinde, während sie um den Frieden unterhandelten. Durch diese List wurden die Feindseligkeiten um so erbitterter wieder begonnen. Die Irokesen verbündeten sich mit den Engländern, welche bereits die Eroberung von Canada beabsichtigten, und 1709 setzte sich ein Trupp englischer Kolonisten zugleich mit jenen Indiern in Bewegung, deren Gebiet noch als unabhängig zwischen den Grenzen beider Völker bestand. Unterwegens aber kam den Irokesen der Gedanke, die Ueberlegenheit der Europäer, ob Feinde oder Verbündete, sei mit dem Fortbestehen ihrer Stämme unverträglich. Als ihre Häuptlinge auf einem Lagerplatze beisammen saßen, fragte plötzlich einer derselben: was soll aus uns werden, wenn die Franzosen vertrieben sind? — Diese wenigen Worte bewirkten so heftigen Eindruck, daß alle Irokesen nach einigen Tagen die Rückkehr beschlossen hatten. Sie bewirkten alsdann den Rückzug der Engländer durch eine Treulosigkeit, welche sich eben so charakteristisch, wie die eben angeführte erwies. Während eines Lagers vergifteten sie die Quellen, indem sie faulende Aeser erlegter Thiere hinein warfen. Die Engländer, welche von dem Verrath nichts ahnten, starben aber plötzlich in solcher Masse, daß sie den Rückzug beginnen mußten. Wüthend über die Treulosigkeit haben sie später ihrerseits den Untergang der Nation vollendet, und darauf eben so hingewirkt wie die Franzosen, obgleich sie noch einzelne Bündnisse mit ihr abschlossen und mehrere Male mit ihr zu Felde zogen.

Unter diesen Verhältnissen war die Entwickelung der Kolonisation gehemmt. Zur Zeit des Utrechter Friedens befand sich Canada ungefähr auf derselben Stufe, wie 30 Jahre früher, als eine länger dauernde Ruhe den Anbau der Europäer möglich machte. Seit 1715 wurden aber die Verhältnisse den Franzosen wieder günstig. Die Kraft der Jägervölker war im langen Kampfe gebrochen, und die Franzosen wurden an den Ufern des Sanct Lorenzstromes bis zum Ontariosee nicht länger von ihren Ueberfällen bedroht. Die Urinwohner dieser Länderstrecke waren nach Westen getrieben, und setzten dort in Obercanada die Feindseligkeiten fort, während in der erwähnten Strecke der tiefste Frieden herrschte. Im Westen wohnten die Jäger der Franzosen unter beständigen Kämpfen; der genannte Theil des Landes aber füllte sich mit betriebsamen Kolonisten. Auch die Regierung des Mutterlandes suchte die verlorenen Besitzungen in Amerika (Neufoundland und Acadien) durch die Blüthe des Erhaltenen zu ersetzen, und beförderte seit 1720 die Einwanderung und Kolonisation mit größerer Kraftäußerung, als sie seit dem Tode Ludwigs XIV. in jeder anderen Wirksamkeit sich zeigte. Somit hob sich Canada in den nächsten 35 Jahren zu einer früher nicht gekannten Blüthe; der urbar gemachte Boden erwies eine größere Fruchtbarkeit, als die Europäer gehofft hatten; die Zahl der Bewohner stieg bis auf das Neunfache (92,000 Einw.); Quebek und Montreal, bisher nur Waffenplätze oder Märkte für den Tauschhandel, wurden zu wohlhabenden und mit den Bequemlichkeiten des europäischen Lebens versehenen Städten, die Ufer des Lorenzstromes zu bebauten Feldern; die Urwälder boten Material zum Bau der Flotten, so daß in Canada bedeutende Werften für die französische Marine errichtet werden konnten. Fischfang und Ackerbau lieferten eine beträchtliche Ausfuhr neben dem Pelzhandel; die Entdeckung von Kohlen- und Eisenminen eröffneten die Quellen einer neuen Industrie. Auch verwandte die französische Regierung bedeutende Mittel auf die Sicherung Canada's gegen innere und äußere Feinde. Auf der Insel Ile-Royale (Cape Breton), welche den Eingang in die Lorenzbai beherrscht, ward ein fester Platz, Louisbourg, gegründet; mehrere Regimenter wurden von Europa nach Canada geschickt, so daß die Zahl der dortigen Truppen, ohne die waffenfähigen Kolonisten, 6000 Mann betrug. Letztere durch Clima und theilweise durch Jagden abgehärtet, so wie in regelmäßiger Kriegführung durch französische Offiziere geübt, boten eine Kriegsmacht, welche schon allein den äußeren Feind zurück zu drängen vermochte, im Fall sie dem Mutterlande stets geneigt blieb. Während die französische Regierung in Europa nur Schwäche und Schlaffheit erwies, schien sich die Kraft ihrer überseeischen Besitzungen zu verdoppeln. Frankreich hatte in derselben kurzen Zeit, worin sich Canada zur Blüthe erhob, im Süden der englischen Kolonien Louisiana kolonisirt; seine nördlichen und südlichen Unterthanen in Amerika, eben so thätig wie die Britten, suchten sich auch dem Laufe der Flüsse eine Verbindung im Westen, und also im Rücken der englischen Besitzungen zu verschaffen, drangen den Mississipi entlang, und gründeten an diesem Flusse wie am Ohio eine Reihe von Forts, um die Verbindungslinie, sowohl gegen Engländer wie gegen Eingeborene zu behaupten, und erstere sowohl von der Ausdehnung gegen Westen, wie vom Handel mit den westlichen Indiern zurück zu drängen. Hierdurch ward ein Krieg Frankreichs mit England bedingt, welcher zuerst nicht durch die Kabinette, sondern durch die Kolonisten veranlaßt und selbstständig begonnen, mit wechselndem Erfolge und Hartnäckigkeit von beiden Seiten geführt, Canada zuletzt den Engländern als Eroberung überlieferte, sobald die Regierung Frankreichs bei ihrer damaligen Schwäche und Bedeutungslosigkeit die Kolonie sich selbst überließ. Die Unterwerfung derselben unter einen fremden Staat war übrigens durch die Unzufriedenheit der Canadier mit dem Mutterlande bedingt, welche zwar damals von gewaltsamer Trennung noch weit entfernt blieb, aber doch in so weit wirkte, daß sie bei äußerer Gefahr den Widerstand der Kolonisten um so entschiedener lähmte, da die englische Verwaltung in einem staatsklugen Verfahren, die bedeutendsten Beschwerden der Canadier gleich anfangs zu entfernen verhieß, ihre Nationalität, ihre Religion u. s. w. ihnen verbürgte. Frankreich hatte das Schicksal wie England; ihre Kolonisten übertrugen ihre Vaterlandsliebe auf den von ihnen urbar gemachten Boden, und gewöhnten sich an Begriffe, wonach sie sich nicht als Franzosen, sondern als Canadier betrach-

Digitized by Google

teten; sobald ihre Interessen als solche verletzt waren, ergab sich Abneigung anstatt der Anhänglichkeit an das Mutterland.

Bei der oben erwähnten Ausdehnung der Franzosen im Westen der englischen Kolonien, wiederholte sich das Verhältniß in Betreff der Indier, welches früher im Süden Canada's stattgefunden hatte. Die Indier in Virginien, Pensylvanien u. s. w. waren in derselben Weise vertilgt, oder nach Westen gedrängt, wie die canadischen, und hegten somit dieselbe unversöhnliche Rachsucht gegen die Britten, wie jene gegen die Franzosen. Sobald beide europäische Nationen zusammen trafen, fanden sie gleicherweise Bundesgenossen bei den indischen Stämmen, je nachdem diese eine ererbte Feindschaft gegen Franzosen oder Engländer hegten; die Ureinwohner aber vertilgten sich gegenseitig für europäisches Interesse, das sie nicht begriffen, und entvölkerten ihre Gebiete, um sie den Fremden gewissermaßen als herrenlos zu überliefern. So wie die Franzosen am Mississippi erschienen, wurden sie von den Indiern zur Errichtung von Forts gegen die Engländer förmlich eingeladen, eine Erlaubniß, welche sie den Engländern aus Feindschaft verweigert hatten; die Franzosen brachten den Indiern Flinten und Munition, schlossen Bündnisse, mischten sich mit ihnen auf der Jagd und im Kampfe, und begannen somit den Kampf, noch ehe sogar die Kolonialregierung in Canada denselben anerkannte oder unterstützte. — Andererseits befolgten die Engländer sogleich dasselbe Verfahren, als sie auf jene Weise von Franzosen und Indiern beunruhigt wurden. Sie schlossen Bündnisse mit den Resten der Irokesen, nahmen Indier, die vor den Franzosen zurückwichen, auf ihren Gebieten auf, und unterhielten Verbindungen mit den Ureinwohnern im Westen Canada's. Der Vortheil war übrigens auf Seiten der Franzosen, so lange die Kriegführung auf Unternehmungen mit den indischen Stammen, und auf einer dadurch bedingten Kampfart beruhte. Sie besaßen zahlreichere Bundesgenossen, und die Kraft derselben war noch nicht in derselben Weise gebrochen, wie bei den canadischen Ureinwohnern an den Grenzlinien der französischen und englischen Besitzungen. Die Kriegführung der Indier ward aber mit allen Gräueln von beiden Seiten geduldet und sogar ausgeübt. Selten wurde von den Europäern die Folterung der Gefangenen, die Skalpirung der Verwundeten u. s. w. gehindert. Die Engländer machten hierüber den Franzosen die bittersten Vorwürfe, sie selbst aber handelten in ähnlicher Weise, und haben auch später in ihren Kriegen mit den Vereinigten Staaten die Indier benutzt und ihre Gräuel zugelassen.

Die Feindseligkeiten begannen 1754, indem die Franzosen die englischen Forts am Ohio plünderten, englische Kaufleute gefangen nahmen und ein Korps von Virginiern und Pensylvaniern unter dem späteren General Washington zum Rückzuge nöthigten. Das Glück war ihnen anfangs überall günstig. Braddock, ein von England mit 2 Regimentern regelmäßiger Truppen abgesandter General, wurde in einem Gefechte gänzlich geschlagen, welches für die Kriegführung jener halb europäischen, halb indischen Truppen charakteristisch ist. Dieser General, im regelmäßigen Heere zum Offizier gebildet, verachtete die aufgebotene Miliz der englischen Kolonien, welche zwar nicht zu europäischer Disciplin geübt, und von Offizieren aus dem Militärstande nicht geführt war, dagegen an die Kampfart der Indier gewöhnt, eine genaue Kenntniß des Landes und große Geschicklichkeit in jener Kriegführung besaß. Er bekümmerte sich so wenig um die Rathschläge der Kolonisten, daß er die Anführer derselben nicht einmal in den Kriegsrath zog, und vernichtete die indischen Hülfstruppen in solcher Weise, daß er diese nicht einmal zum Rekognosciren benutzte. Sein Marsch mit 1200 Mann regelmäßiger Truppen und 10 Kanonen war durch Urwälder und Moräste gegen ein neu errichtetes französisches Fort gerichtet, durch dessen Besitz der Lauf des Ohio beherrscht wurde. Als er am 9. Juli 1755 durch einen Engpaß zog, ward er plötzlich von einem allgemeinen und wohlgerichteten Feuer empfangen, ohne daß seine Truppen den Feind erblickten. Die Franzosen und Indier hatten sich hinter Bäume und im Gebüsche zerstreut aufgestellt und feuerten auf die in regelmäßiger Ordnung marschirenden Engländer mit solchem Erfolge, daß diese schnell in Verwirrung geriethen. Braddock suchte die Ordnung wieder herzustellen, fiel jedoch mit den meisten seiner Offiziere; die regelmäßigen Truppen flohen sich in allgemeiner Flucht auf, ließen ihre Artillerie im Stich, und wurden allein vom gänzlichen Untergange durch die verachteten Milizen geschützt, welche in ähnlicher Fechtart wie die Franzosen kämpfend den Rückzug deckten.

Eben so unglücklich waren die Engländer an der canadischen Grenze, wo sie ihren hauptsächlichsten Haltpunkt, Oswego, ein mit Artillerie und Vorräthen wohl versehenes Fort am Ontariosee verloren. Einige Tausend Canadier, Indier und regelmäßige Truppen betrieben die Belagerung mit solchem Nachdruck, daß die englische Garnison, von Außen abgeschnitten und ohne Hoffnung auf Entsatz, sich nach wenigen Tagen als kriegsgefangen ergeben mußte. Nach der Kapitulation erwies sich die wilde Weise, mit welcher die Indier den Krieg führten, und die unwürdige Stellung, worin europäische Heerführer geriethen, welche jene Wilde benutzten, und somit auch die Gräuel nicht verhindern konnten, mit deren Gestattung der Beistand der Ureinwohner erkauft wurde. Die Indier drangen in das Hospital des Forts, skalpirten die dortigen Verwundeten, und nahmen eine gleiche Zahl englischer Gefangenen, wie sie selbst an Todten verloren hatten, mit sich fort, um dieselben nach ihrer Sitte bis zum Tode zu peinigen.

Unter diesen Verhältnissen war das Uebergewicht der Franzosen entschieden, als die englische Regierung, bisher schwach und ungewiß handelnd, nach einer Minister-Veränderung plötzlich eine Kraft und eine Thätigkeit erwies, welche das Uebergewicht Großbritanniens schnell wieder herstellte, während der Hof von Versailles seine Armeen und Flotten vernachlässigte, seine Kolonien sich selbst überließ, und den Verlust derselben mit einer ähnlichen Gleichgültigkeit aufnahm, wie die Niederlagen seiner Truppen in Europa. Canada, die werthvollste Kolonie Frankreichs, wurde in keiner Weise vom Mutterlande weiter unterstützt, während Großbritannien eine mächtige Flotte und ein zahlreiches Heer aus Europa sandte, um durch größere Operationen der bisherigen Kriegführung eine andere Wendung zu geben, und durch die Eroberung Canada's der französischen Herrschaft im nördlichen Amerika ein Ende zu machen.

Die Landung in Canada war nur allein durch den Besitz Isle Royal möglich, welche die Einfahrt in die Sanct Lorenzbai beherrschte, und somit als der erste Eroberungspunkt sich ergab, worauf die englische Ausrüstung sich richten mußte. Eine Flotte von 157 Segeln mit 15,000 Mann Truppen, erschien 1758 am 2. Juni vor der Insel und führte am 8. die Landung auf den wohlbefestigten Küsten der Insel aus, welche die Franzosen in der Art für gesichert hielten, daß sie wenigee Sorgfalt auf die Befestigung und Verproviantirung der Hauptstadt Louisbourg verwandt hatten. Der englische General Wolf, jung und durch frühere Unternehmungen nicht bekannt, jedoch von dem älteren Pitt, einem Minister, ausgewählt, welcher stets seinen Scharfsinn in Beurtheilung und Verwendung der Menschen erwies: — Wolf wählte den schwierigsten Punkt auf der Küste, welchen die Franzosen, auf die natürlichen Hindernisse eines halb sumpfigen und halb felsigen Terrains vertrauend, nicht mit genügender Sorgfalt überall bewachten. Die englischen Soldaten, in Booten an die Küste geführt, sprangen in's Wasser, und suchten unter dem Feuer der feindlichen Batterien an das Ufer zu waten. Sie wurden durch Kartätschen niedergeworfen, mehrere Stürme mißlangen, als Wolf einen steilen Felsen bemerkte, den die Franzosen als unzugänglich nicht besetzt hatten. Eine Abtheilung kletterte hinauf und richtete ihre Schüsse auf die seitwärts unten gelegenen Batterien, während die übrigen Truppen den Sturm erneuerten. Der Landungsplatz ward genommen; ein Sturm brach aus, allein die Engländer ließen sich dadurch nicht abschrecken, und vollendeten die Landung, noch ehe die Franzosen Zeit hatten sich zu sammeln, und auf den verlorenen Punkt mit Uebermacht zu werfen. Am anderen Tage ward bereits Louisbourg zu Lande und zur See beschossen. Die englische Flotte erzwang unter dem Feuer der Landbatterien den Eingang in den Hafen; 6 französische Linienschiffe wurden verbrannt oder genommen und die Festungswerke vernichtet. Ein allgemeiner Sturm sollte beginnen, als der französische Gouverneur die Festung durch Kapitulation übergab.

Im nächsten Sommer begann der Angriff auf Canada; ein Landungsheer von 8000 Mann fuhr unter Wolf in die Mün-

Digitized by Google

bung des Lorenzostromes, mit der Absicht, durch die Eroberung der Hauptstadt das Schicksal des übrigen Landes zu entscheiden. Die Engländer nahmen ohne Widerstand die vor Quebek gelegene Insel Orleans, errichteten dort Spitäler und begannen die Hauptstadt zu beschießen; allein bald erwiesen sich Schwierigkeiten, welche die Eroberung ohne besondere und durch Glück begünstigte Kraftäußerung als unmöglich darstellten. Die gewöhnlichen Kriegsmittel waren unzureichend. Wolf besaß vor den Franzosen den Vortheil voraus, daß diese seit der Zerstörung ihrer Flotte in Louisbourg die Operationen der Engländer nicht mehr verhindern konnten, und daß ihm im Fall eines Unglücks der Rückzug zur See immer offen blieb. Er hatte ferner bei der Eroberung von Louisbourg Karten vorgefunden, welche die Beschaffenheit des Flusses und der Küsten auf das Genauste angaben, so daß er seine Operationen wie in einem durchaus bekannten Lande ausführen konnte. Andererseits besaßen die Franzosen ein tapferes und kriegerisches Heer und im Marquis de Montcalm einen anderen Führer, als ihre Generäle in Deutschland, die sie zum Spott ihrer Feinde machten. Quebek selbst war an der Seite des Flusses durch Werke und noch mehr durch seine Lage in der Art gesichert, daß die Uebermacht der Engländer zu Wasser ihnen nicht von Nutzen war, indem die Flotte nur einen unbedeutenden Theil der Stadt beschießen konnte. Die Ufer des Flusses waren oberhalb der Stadt, wo die Landung allein geschehen konnte, durch feste Werke und genügende Truppen in der Art gesichert, daß erfolgreiche Angriffe, sogar von größeren Truppenmassen, wie Wolf sie besaß, nicht leicht hätten durchgeführt werden können. Endlich waren die französischen Truppen so vertheilt, daß sie schnell zusammen gezogen werden konnten, im Fall irgend ein Punkt bedeutend bedroht wurde.

Unter diesen Verhältnissen operirte Wolf 6 Wochen lang, ohne eine Landung ausführen zu können. Er suchte zu verschiedenen Malen festen Fuß zu fassen, ward aber jedesmal zurückgeschlagen. Ein Hauptangriff geschah am 31. Juli auf eine Verschanzung am Ufer. Ein Kriegsschiff brachte die feindlichen Batterien zum Schweigen; eine Brigade drang auf's Land und die Ausschiffung begann. Allein die aus Quebek herbeigeeilten Truppen stürzten mit Heftigkeit auf die Gelandeten ein und trieben diese mit dem Bajonet wieder in's Wasser. Wolf verlor beinahe 1000 Mann, seine Truppen wurden entmuthigt und ein Kriegsrath entschied über die Unmöglichkeit die Landung zu erzwingen. Wolf's Lage aber ward durch die Verhältnisse in England um so mißlicher, unter denen die Verantwortlichkeit eines brittischen Generals durch die Parteikämpfe und durch die einflußreiche Aufregung der öffentlichen Meinung erhöht wird. Er war jung, hatte vor der Unternehmung auf die Isle Royale noch keine Truppen kommandirt und besaß somit noch keinen größeren Ruf in England. Er konnte nicht auf den Schutz der höheren Aristokratie, wozu er noch nicht gehörte, rechnen. Parlament und Nation war aber damals um so argwöhnischer gegen unglückliche Generale, da die ersten Unglücksfälle in Amerika und Europa der Untüchtigkeit der Führer zugeschrieben wurden. Auch ließ sich der Schutz der Regierung für einen unglücklichen General nicht erwarten, da der leitende Minister selbst (der ältere Pitt) auf rücksichtslose Weise mit allen höheren und niederen Dienern des Staates zu verfahren gewohnt war. Wenige Jahre vorher hatte die gereizte Stimmung der Nation die Hinrichtung des Admirals Byng nach einem Kriegsgerichte veranlaßt, welches denselben zum Tode verurtheilte, weil er nicht Alles, was ihm möglich war, gethan hatte, den Feind in einem unentschiedenen Gefechte zu schlagen, ein Urtheil, welches gegenwärtig von allen Engländern als hart und unbillig erkannt wird. Jene Hinrichtung war unter Umständen geschehen, die einen unglücklichen General noch mehr entmuthigen mußten; Byng war vom Volke verhöhnt und durch einen Parlamentsbeschluß beschimpft worden. Auch soll Wolf sich in immerwährender Aufregung seit dem Beginn der Unternehmung befunden und zu verschiedenen Malen erklärt haben, er werde ohne glücklichen Erfolg niemals nach Hause zurückkehren, sondern den Tod suchen, um sich den Vorwürfen der Parteien und einer aufgeregten Volksmasse nicht auszusetzen.

Endlich gelang ihm die Landung während der Nacht des 12. Septembers in ähnlicher Weise wie auf Isle Royale an einer Stelle des Ufers, wo die Franzosen dieselbe für unmöglich hielten. Auf diesem hinter der Stadt gelegenen Orte ragten steile mit Gebüsch dünn bewachsene Höhen in den Fluß; das Bette desselben war reißend und von Felsen unterbrochen. Vier Regimenter, worunter schottische Hochländer, landeten unbemerkt. Wolf sprang zuerst an das Ufer; er verzweifelte selbst an dem Erfolg, als er die Natur der Höhe erkannte*); allein es gelang; die Engländer kletterten hinan, indem sie sich an den Zweigen und Wurzeln des Gesträuches festhielten. Viele stürzten in den Fluß, allein am Morgen waren die Höhen besetzt. Die Franzosen erschraken. Montcalm beschloß sogleich eine entscheidende Schlacht zu liefern, ehe die übrigen Landungsplätze genommen und die Artillerie ausgeschifft war.

Als die Engländer in die Ebene vorgedrungen waren, begann um 9 Uhr die Schlacht. Franzosen und Engländer waren sich gleich an Zahl; die ersteren machten wüthende Angriffe; die Britten ließen sie dicht an ihre Reihe kommen, und gaben dann ein wirksames Feuer. Montcalm stürzte tödtlich verwundet an der Spitze seiner Truppen; sein Nachfolger im Kommando fiel ebenfalls. Als die Heftigkeit der Franzosen ermattete, begannen die Engländer Bajonetangriffe. — Wolf, gleich anfangs in der Hand verwundet, schonte seine Person eben so wenig wie Montcalm, und stellte sich an die Spitze einer Kolonne. Er fiel von einer Flintenkugel getroffen; der Angriff aber gelang, und Wolf empfing sterbend die Nachricht von der Flucht der Franzosen. — Hätte Montcalm die Schlacht nicht mit der erwähnten Schaelle begonnen, so wäre wahrscheinlich der Sieg von den Franzosen gewonnen worden. Eine Stunde nach dem Ausgange erschienen 2000 Mann frischer Truppen im Rücken der Engländer, zogen sich aber sogleich wieder zurück.

Nach dem Siege traf der Nachfolger Wolf's Anstalten zur Belagerung von Quebek. Die Franzosen besaßen noch immer bedeutende Vortheile. Waren alle ihre Truppen zusammen gezogen, so besaßen sie die Uebertegenheit an Zahl. Montcalm hatte sterbend dieß Verfahren und dann die Erneuerung des Angriffes angerathen; allein die besten französischen Offiziere waren gefallen; das Heer zog sich westlich von Quebek, und suchte erst die Operationen wieder zu beginnen, als die Hauptstadt verloren war.

Das Glück blieb den Engländern in der Belagerung der Hauptstadt treu; hätte sich dieselbe entschlossen vertheidigt, so wäre die Eroberung unmöglich, und der Sieg im Felde vergeblich gewesen, denn der Winter war nahe und die Strenge der canadischen Kälte hätte alle Operationen unterbrechen müssen. Allein schon am 17. September wurde die Kapitulation geschlossen. Die Bürger waren unzufrieden mit der Regierung und veranlaßten die schnellere Uebergabe. Wolf hatte ihnen in einer Proklamation Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Erhaltung ihrer Nationalität u. s. w. versprochen. Englische Agenten hatten das Ihrige gethan, und den Canadiern eine Kolonialverfassung, wie sie die übrigen Kolonien in Amerika besaßen, verheißen. Die Canadier erwiesen nicht die geringste Anhänglichkeit an Frankreich; die Kolonisten lieferten in Massen ihre Waffen ab und unterwarfen sich der englischen Regierung.

Der französische Hof gab Canada als bereits erobert auf, allein die Reste der Truppen sammelten sich in Montréol und machten noch einmal den Versuch das Verlorene wieder zu gewinnen. Sobald der Fluß vom Eise frei war, fuhr ein Heer von 8000 Mann mit solcher Schnelle den Lorenzostrom hinab, daß die Engländer nur wenige Stunden vor seiner Ankunft durch Zufall davon Nachricht erhielten und sich kaum gegen Ueberrumpelung sichern konnten. Ihr General Murray rückte aus der Festung und bot den Franzosen eine Schlacht; allein diese erfochten den Sieg, trieben die Fliehenden in die Stadt und begannen die Belagerung. Es fehlte ihnen jedoch an Geschütz, um dieselbe mit Kraft zu betreiben, ein starkes englisches Heer war mit dem Beginn des Frühlings aus New-York in Canada eingerückt, und der Süden dieser Kolonie von Truppen entblößt. Die Franzosen mußten sich zurückziehen. Beide von Norden und Süden vorrückenden englischen Heere trafen vor Montréal zusammen. Der Rest der Franzosen streckte das Gewehr und Canada war für England gewonnen. Dr. Kottenkamp.

*) Er sagte einem Offizier: Ich glaube es ist unmöglich, allein wir müssen

Pavia und die Karthause.

(Taf. 41.)

Die Stadt Pavia liegt in der Delegation gleichen Namens, im Gouvernement Mailand des lombardisch-venetianischen Königreichs am Tessino, in den sich ein schiffbarer Kanal ergießt. Die Gegend rings umher ist fruchtbar und bringt besonders viel Reis hervor, der im Handel unter der Benennung „Mailänder Reis“ bekannt ist, und — da der Reis eine Wasserpflanze ist, die in sumpfigem oder künstlich unter Wasser gesetztem Boden allein gedeiht, so ist das Klima feucht und der Gesundheit nicht eben zuträglich.

Kurze Zeit nach Mailand's Entstehen erbauten die Gallier Pavia, dem sie den Namen Ticinus gaben. Die Erbauer wurden von den Römern verjagt, dann kam die junge Stadt in die Gewalt der Gothen. Sie wurde zerstört und erhielt erst nach ihrem Wiederaufbau den Namen Papia, woraus später Pavia wurde. Unter den Longobardenkönigen wurde sie Hauptstadt ihres Reiches, bis auf Desiderius, den Karl der Große im Jahre 774 gefangen nahm. Otto der Große ließ sich 951 in Pavia zum König von Italien krönen. Später zogen wechselvolle und schwere Geschicke über die Stadt; Krieg, Plünderung, Brand verwüstete sie; sie hatte eine Zeit lang eigene Herren, bis daß sie unter die Botmäßigkeit der Herzoge von Mailand kam. Aber auch später noch hatte Pavia viel zu leiden. Franzosen und Spanier nahmen es ein und plünderten und zerstörten. Im Jahre 1707 war es von Franzosen besetzt, die sich den Oesterreichern nicht ergeben wollten, allein der Kardinal Morizzia bewaffnete seine Mönche und die ganze übrige Geistlichkeit, und zwang so den Kommandanten, die Stadt zu übergeben. Der Wiener Frieden 1736 entschied endlich das Schicksal Pavia's dahin, daß es mit Mailand unter Oesterreichs Scepter kam. Während der französischen Revolution theilte Pavia die Schicksale Italiens, und kam am letzten Friedensschlusse wieder unter seinen alten Herrn, und in seine jetzige Lage.

Pavia ist im Ganzen schlecht gebaut und bietet keinen schönen Anblick; die Bevölkerung ist schwach; die Oesterreich'sche Besatzung bringt allein einiges Leben hinein. Die alte Universität, die schon 791 von Karl dem Großen gestiftet sein soll, war einst hochberühmt. Unter Maria Theresia wurde sie neu eingerichtet und zählte bedeutende Lehrer, besonders die medicinische Fakultät. Der berühmte Anatom Frank, der Erfinder der Volta'schen Säule, Volta, befanden sich mit andern hochberühmten Männern, wie Spallanzani, Scarpa, Tamburini hier, und zogen Schüler aus allen Ländern herbei. Die aus 50,000 Bänden bestehende Bibliothek enthält wichtige Werke für die Wissenschaft, jedoch weder Seltenheiten noch Manuscripte. Das von Scarpa gegründete anatomische Kabinet ist das vollständigste und berühmteste in ganz Italien.

Die Stadt zählt jetzt nur 23,000 Einwohner und die bedeutendste Straße führt von der Tessinobrücke an das Mailänder Thor.

Aus dem Alterthume hat Pavia nichts aufzuweisen, was sich der Aufzeichnung werth zeigt, aber desto mehr aus dem Mittelalter. Die Kirche S. Micheie ist eine der ältesten der Christenheit und enthält Bildhauerarbeiten aus dem 6ten Jahrhundert und Malereien auf dem Kalke (Fresko) von Andrino d'Edesia, einem Zeitgenossen Giotto's, des Schülers von Cimabue, der bekanntlich der Vater der Oelmalerei unter uns wurde.

Von den vielen alten Thürmen, die sonst Pavia den Namen der Stadt der hundert Thürme verschafften, sind auch noch einige erhalten. Das Schloß, das seiner Zierden beraubt ist und jetzt zur Kaserne dient, enthielt einst auch jene Bibliothek, an welcher der große italienische Dichter Petrarka das Amt eines Bibliothekars verwaltete. Sie wurde jedoch schon vor ein paar hundert Jahren größtentheils nach Paris abgeführt, und der dortigen großen Bibliothek einverleibt.

Von den Kirchen ist noch der Dom zu nennen, welcher die Gebeine des heiligen Augustin in einem Mausoleum aus Marmor enthält, das aus dem 14ten Jahrhundert stammt; aus einer Zeit, wo die Kunst sich zur Blüthe entfaltete. In der Augustin-Kirche befindet sich das Grabmal des großen Staatsmanns, Redners und Dichters Boethius, welches ihm 726 von dem Könige der Longobarden Luitprand errichtet wurde, nachdem er auf Befehl seines ehemaligen Freundes, des Königs Theodorich, etwa 200 Jahre früher, in Pavia, im siebenzigsten Jahre seines Alters hingerichtet worden war. Man zeigt noch sein Gefängniß in einem der alten Thürme.

Unter den Palästen sind die der Malespina, Olevano und Maina als die vorzüglichsten zu nennen; auch das von Pellegrini erbaute Collegium Boromeo, mit schönen Freskogemälden, ist als ein schönes Gebäude zu erwähnen.

Mehr als alles dieses aber wird den Fremden die unter dem Namen

la Certosa

berühmte Karthause anziehen, welche in der Nähe von Pavia sich befindet. Nachdem der Herzog von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, von dem schon bei der Beschreibung jener Stadt die Rede war, seinen Oheim und Schwiegervater Bernabo nebst seinen beiden Kindern hatte tödten lassen, suchte er diese Gräuelthaten durch fromme Werke zu sühnen. Dies war nach seiner Meinung hauptsächlich durch kirchliche Bauten zu vollbringen. Er begann zunächst den prächtigen Dom zu Mailand, und fast zu gleicher Zeit auch die Certosa von Pavia. Im Jahr 1396 wurde der Bau angefangen, und bereits drei Jahre später konnten die ernsten Mönche des strengen Ordens ihre einsamen Zellen daselbst beziehen. Allein bald veränderte sich das Loos der frommen Brüder. Ihr Fleiß im Anbau der ihnen überwiesenen Felder, und die fortwährenden Wohlthaten Galeazzo's setzten sie bald in den Stand, ihr Kloster nach einem großartigen Plane, den ihnen ein Baumeister Namens Marco de Campione entworfen haben soll, ausbauen zu lassen. So entstand zuerst der jetzige

Digitized by Google

imposante Prachtbau, der dann im Jahre 1473 eine Façade von Ambrosio Fossana erhielt, die freilich schon an der Ausartung des Geschmacks zu leiden hat, welche bei den spätern Ausschmückungen noch fühlbarer sich bemerklich macht.

Trotz aller Ausstellungen jedoch, die ein strenger Kritiker daran machen könnte, überrascht das Ganze sowohl von Innen als von Aussen durch Größe und Reichthum, und kann so leicht von nichts Aehnlichem überboten werden. Die Länge des Gebäudes beträgt 235, die Breite 165 Fuß. Es hat drei Schiffe und vierzehn Kapellen. An Gemälden und Standbildern von ausgezeichneten Meistern jener Zeit fehlt es nicht, wie man leicht denken kann. Dabei sind die Wände mit den edelsten Steinarten bekleidet, und mit Vergoldungen bis zur Verschwendung überdeckt, was einen überraschenden Anblick gewährt.

Unter den Hauptsehenswürdigkeiten nennen wir hier: die Sakristei, dann das Grabmal des Gründers, eben jenes Herzogs Johann Galeazzo, der von Portiken umgebene Hof und die kleinen Häuschen mit ihren Gärten und Brunnen, die sonst von den Mönchen bewohnt wurden.

In dem alten Parke des Klosters wurde König Franz I. von Frankreich, im Jahre 1525, nach der unglücklichen Schlacht von Pavia gefangen genommen, und soll dabei die historisch denkwürdigen Worte ausgerufen haben, die noch sprüchwörtlich gelten: **Tout est perdu, hors mis l'honneur!** (Alles ist verloren, mit Ausnahme der Ehre).

Paris.

(Taf. 41.)

Die uralte, wenn gleich in immer verjüngter Schönheit prangende Hauptstadt des jetzigen Frankreichs, die zwar nicht wie die Franzosen sie nennen: die Hauptstadt der ganzen civilisirten Welt ist, allein unläugbaren Einfluß auf die Verhältnisse und Beziehungen der jetzigen Gesellschaft, ja auf ihre unmittelbarste Gestaltung ausübt. So sehr man auch bemüht war, und in neuester Zeit bemüht ist, diese Wirkung, mindestens in Bezug auf Deutschland zu brechen und wie groß auch die Freude ist, welche der Vaterlandsfreund dabei empfindet, ebenso wird man sich gestehen müssen, daß jene Bemühungen doch nur langsam und nicht eingreifend genug vorschreiten; die Hervorbringungen der Pariser Fabrikanten bieten ein Bild des ausgesuchtesten und feinsten Luxus, und ersetzen an äußerer Eleganz, was ihnen hie und da wohl an innerer Festigkeit und Dauer abgehen mag. Durch die große Konkurrenz, die sich in neuester Zeit immer mehr zu überbieten sucht, werden auch so billige Preise gestellt, daß die Käufer dadurch angelockt werden. Ganz besondern Ruf haben unter den Pariser Fabrikaten erlangt: Porzellan, welches am vorzüglichsten in der königlichen Manufaktur zu Sevres verfertigt wird, die nahe der Hauptstadt liegt; Spiegel, Strümpfe und Handschuhe in vorzüglicher Güte, Stickereien, Gold- und Silberwaaren, Uhren und Broncen, wohlriechende Wasser, Pomaden und andere sogenannte Verschönerungsmittel, Spielkarten, Papiertapeten, künstliche Augen und Zähne, endlich alle Gegenstände des Putzes für Männer und Frauen, die schon seit länger als einem Jahrhundert den übrigen Nationen größtentheils als Norm und Vorbild gelten. Traurig ist namentlich dies Letztere; es ist eine Art von Tirannei, der wir uns gutwillig unterwerfen.

Wenn wir zur Gründung dieser ungeheuern Stadt zurückgehen, so finden wir einen gallischen Stamm, welcher die Parisier hieß, und sich schon vor den Römern auf den Inseln des Seineflusses ansiedelte. Diese Ansiedelung wurde dann in lateinischer Sprache Lutetia Parisiorum genannt: die Kothstadt der Pariser, wahrscheinlich des sumpfigen Bodens wegen. Später verblieb die Benennung Lutetia der Stadt aus Spott, wegen der großen, dort herrschenden Unreinlichkeit, die in neuester Zeit fast allgemein verschwunden ist, und nur noch in den entferntesten und ärmsten Stadttheilen angetroffen wird. Eine Sage, die aber gänzlich in das Reich der Fabeln gehört, läßt die Stadt von den Aegyptiern gegründet werden, und in dem Namen Paris, die Göttin Isis finden, wie denn auch der in der Nähe gelegene Ort La Tombe Isoire, ferner Issy u. A. darauf hindeuten sollen. Als unter Cäsar sich die Römer der Stadt nahten, verbrannten sie die Einwohner, wie es viele Jahrhunderte später die Russen thaten, als ein neuerer Cäsar sich ihrer Hauptstadt bemächtigen wollte. Allein der römische Cäsar war den Galliern an Macht zu überlegen, als daß er dadurch zum schmählichen Rückzug hätte gezwungen werden sollen. Er nahm vielmehr Besitz vom Boden und baute Paris wieder auf. Alle Vorzüge einer Römischen Niederlassung gewann die Stadt hiedurch. Bäder, Wasserleitungen und andere Merkmale der Civilisation und des verfeinerten Lebens wurden eingeführt. Die Bewohner bestanden größtentheils aus Schiffern, bis Kaiser Julian um das Jahr 357 zu Paris seine Winterquartiere bezog, und zu diesem Behufe sich einen Palast erbauen ließ, von dem noch jetzt Reste übrig sind, die sich in dem sogenannten palais des Thermes erhalten haben. König Chlodwig, der sich zum Christenthum wandte, erhob 508 Paris zur Hauptstadt seines Königreichs und begann viele und große Bauten, unter Andern den der heiligen Genovefen-Kirche, woraus das heutige Pantheon geworden ist, das aber diesen Namen wieder gegen den alten kirchlichen vertauschen mußte. Die Könige der Merovingischen und Karolingischen Linie hielten nun zu Paris abwechselnd ihren Hofhalt. Von Karl dem Großen wurden gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts mehrere Schulen gegründet, aus denen die Universität entsprang. Von den Normannen hatte Paris Belagerungen und Plünderungen auszustehen, und Eudes (Eudo), einem Grafen von Paris, gelang es erst erneuerte Angriffe derselben zurückzuschlagen. Der Titel eines Grafen von Paris, der in unsern Tagen wieder hervorgesucht wurde,

Digitized by Google

um ihn dem Sohn des Thronerben von Frankreich zu verleihen, ist mithin sehr alt, und bestand schon im 8ten Jahrhundert. Diese Grafen wurden stets mächtiger, und einer derselben, Hugo Capet, der sogar mächtiger, als sein König geworden war, bestieg im Jahre 987 den Königsthron von Frankreich, und stiftete die nach ihm benannte Capetingische Linie. Von nun an bis auf Ludwig XIV., im Jahre 1649, blieb Paris die alleinige Königliche Residenz. Die Geschichte der Stadt wurde jetzt zu sehr mit der Geschichte des ganzen Landes verbunden, als daß man hier auch nur in Umrissen sie zu liefern unternehmen könnte. Sie erfordert eigene, umfassendere Abhandlungen, die hier unmöglich gegeben werden können. Hindeuten wollen wir hiebei auf ein treffliches, als klassisch anerkanntes Werk: die Geschichte von Paris von Dulaure, welches vor wenigen Jahren, mit vielen Abbildungen, vervollständigt bis auf die neueste Zeit, in einer schönen Ausgabe erschienen ist. Der Prozeß der Tempelritter, die hier nebst ihrem letzten Großmeister Jakob Bernhard von Molay verbrannt wurden; die Gräuel, welche die verheerende Seuche: der schwarze Tod, hervorriefen, und die hier einen ganz eigenthümlichen Charakter annahmen; Pest und Hungersnoth zu verschiedenen Malen; Religionskriege, und die furchtbare Niedermetzelung der Protestanten, die unter dem Namen der Pariser Bluthochzeit bekannt ist; die Unruhen der Fronde; Alles dies übte einen mächtigen Einfluß auf die Stadt selbst aus, die sich aber hiebei fortwährend vergrößerte, und mit schönen Gebäuden und nützlichen und wohlthätigen Einrichtungen und Anstalten sich bereichert sah. Schon unter Ludwig XI., der von 1461 bis 1481 regierte, zählte Paris 300,000 Einwohner. Aber erst während der Herrschaft Ludwigs XIV. gelangte die Hauptstadt des französischen Königreichs zu der Höhe, die sie seitdem immer eingenommen hat. Der junge König zog von allen Seiten große Talente an sich, um überall prächtige Gebäude entstehen zu lassen, und sie mit Kunstwerken zu schmücken. Damals wurde die Stadt schon in zwanzig Quartiere getheilt. Als Ludwig XV. an die Regierung kam, ward mit den Vergrößerungen und Verschönerungen fortgefahren. Unter Ludwig XVI. hingegen geschah nur wenig, und die Revolution hemmte gewaltsam alle Unternehmungen dieser Art. Desto mehr that Napoleon, und von ihm schreiben sich neue Gebäude, öffentliche Denkmäler, und andere für die Stadt vortheilhafte Veränderungen her. Nun folgten die Jahre des segenreichsten Friedens und Paris stieg zu einer hohen Stufe des Glanzes und der Wohlhabenheit empor. Ganze Straßen entstanden, überall regte sich Kunstfleiß und Alles beeiferte sich die Stadt zu verschönern. Dieser Zustand dauert bis jetzt ununterbrochen fort, und der jetzige König Ludwig Philipp I. beschützt die Künste, legt Museen an, erbaut neue Paläste und jedes Jahr sieht stets neue Herrlichkeiten in dieser Stadt entstehen, in welcher sich alle Lebenspulse des großen Staates concentriren, und die daher mit Recht als das eigentliche Herz von Frankreich anzusehen ist.

Wenn es gleich fast unmöglich ist, bei dieser Lage der Dinge ein sicheres Bild von Paris zu entwerfen, so kann man doch ein annäherndes zuwege bringen, das den Begriff davon ziemlich richtig feststellen kann. Man kann durch 60 Barrieren in Paris einziehen, welches über 1100 Straßen zählt, 47 Marktplätze, an 120 Sackgäßchen, d. h. solche die keinen Ausgang gewähren, 121 Durchgänge, oder mit Läden und Magazinen besetzte Höfe, in dem Innern von Gebäuden, die als Verbindungswege dienen; sie werden französisch Passages genannt, und sind zum Theil die schönsten und glänzendsten Theile der Stadt, wie z. B. Passages des Panoramas, Passage Colbert, Passage de l'Opéra u. s. w.; ferner 74 große Plätze u. s. w.

Unter allen diesen Plätzen ist wohl der schönste der Platz Ludwigs XVI., den man früher nach Ludwig XV. benannte, und der auch zu Zeiten place de la révolution oder de la concorde hieß. Er liegt zwischen dem Tuilériengarten, und dem unter dem Namen der Elysäischen Felder bekannten Spaziergange, wird an der einen Seite von zwei großen Gebäuden, Garde-meubles genannt, begränzt, wo ehemals die der Krone gehörigen Mobilien aufbewahrt wurden, und führt diesen gegenüber auf die Brücke de la concorde zum andern Ufer der Seine. Der Platz bildet ein von einer Balustrade und einem Graben eingefaßtes längliches Viereck von 780 Fuß Länge und 630 Fuß Breite. In der Mitte erhebt sich der Obelisk von Luxor, der von Aegypten hieher gebracht wurde, zu dessen beiden Seiten befinden sich großartige Springbrunnen. Das Mosaikpflaster, die prächtige Beleuchtung, die Umgebung, so wie die Aussicht nach der jenseit des Flusses liegenden Deputirtenkammer, nach den Tuilerien und dem Triumphbogen de l'étoile, am Ende der Elysäischen Felder, machen diesen Standpunkt am besten geeignet, das moderne Paris in seinem herrlichsten Lichte strahlen zu lassen. In historischer Beziehung ist dieser Platz höchst bedeutungsreich, denn hier war es, wo der unglückliche Ludwig XVI. sein Haupt unter das Beil der Guillotine legte.

Jenseits der Tuilerien befindet sich der von Napoleon vergrößerte und durch einen der Antike nachgebildeten Triumphbogen verschönerte Karussellplatz. Auf diesem 45 Fuß hohen Bogen standen sonst die berühmten Pferde aus Goldbronce, welche dem griechischen Künstler Lysippos zugeschrieben werden. Merkwürdig sind die Wanderungen dieser Pferde. Ursprünglich waren sie wohl in Griechenland aufgestellt gewesen, von wo man sie nach Rom schaffte; hier nahm sie Konstantin mit sich nach Konstantinopel, das er durch Kunstschätze verherrlichen wollte. Die Kreuzfahrer brachten sie von dort 1204 nach Venedig; 1796 holten sie die Neufranken und stellten sie in Paris auf; 1815 endlich machten die Alliirten ihre Rechte daran geltend, und führten die Pferde wieder nach Venedig zurück, wo sie nunmehr über dem Portale der Sanct Marcus-Kirche aufgestellt sind, und einen nicht ganz passenden Platz einnehmen. Zwei lange Gebäude, von Arcaden durchbrochen, fassen den Karusselplatz ein, und verbinden die

beiden Königlichen Paläste der Tuilerien und des Louvre. In einem dieser Gebäude, Galerie des Louvre genannt, befindet sich die große Gemäldesammlung, welche jetzt Königliches Museum heißt, früher Musée-Napoléon geheißen hat und noch immer, obgleich die durch Napoleons Eroberungen hingekommenen Kunstschätze nach dem Frieden von 1815 wieder herausgegeben werden mußten, Gemälde und Bildhauerwerke von großem anerkannten Werthe besitzt.

Nächst diesen Plätzen ist der Platz Vendome einer der bedeutendsten, in dessen Mitte Napoleon die Vendomesäule errichten ließ, zum Andenken seines Sieges bei Austerlitz. Diese Säule ist 135 Fuß 7 Zoll hoch, und 12 Fuß dick, aus Steinen errichtet und inwendig hohl, so daß man hinaufsteigen kann. Von außen ist dies Denkmal mit Metallplatten versehen, die aus eroberten Kanonen gegossen sind, und Begebenheiten des Feldzugs von 1805 in halberhabener Arbeit darstellen. Oben ließ Napoleon seine Statue von Golderz als Imperator aufstellen, allein 1814 wurde sie von den Siegern entfernt, und erst jetzt ließ Ludwig Philipp wieder die leere Stelle mit dem Bilde des Erbauers der Säule schmücken. Er ist jedoch nicht mehr als Imperator, sondern in der Tracht abgebildet, wie ihn seine Zeitgenossen sahen: den Ueberrock über der Jägeruniform und den kleinen dreieckten Hut auf dem Kopfe. — Das Marsfeld, welches zu Truppenmusterungen und öffentlichen Feierlichkeiten bestimmt ist, hat eine Ausdehnung von 2700 Fuß in der Länge und 900 Fuß in der Breite, und ist mit Gräben umgeben. An dem einen schmalen Ende des Platzes liegt die Militärschule; die Brücke von Jena führt dahin. — Das Denkmal des großen Königs der Franzosen, den sie stets mit Vorliebe so nennen, der den Ausspruch that: „Der Staat bin ich," Ludwigs XIV. nämlich, steht auf dem Siegesplatze (place des Victoires). Außer diesen bedeutendsten Plätzen ist wohl noch der Königsplatz (place-royal) in einem jetzt ziemlich verlassenen Viertel, dem Marais, wo in früheren Zeiten der höchste Adel seine Hotels besaß, zu nennen. Er bildet ein regelmäßiges Quadrat, und die ihn umgebenden Häuser sind gleichförmig gebaut und mit Arcaden versehen; dann der Platz der Bastille, wo sonst dieses furchtbare Staatsgefängniß sich erhob, das als eines der ersten Opfer der entzündeten Volkswuth fiel, und wo sich jetzt die Julisäule als ein Denkmal der letzten Revolution von 1830 erhebt; endlich der Platz vor dem Rathhause am Ufer (grève) der Seine, und daher place de la grève, Greveplatz genannt, der während der Revolution mit Blut getränkt wurde, und dadurch eine traurige Berühmtheit erhalten hat. Auch noch bis vor wenigen Jahren fanden hier die Hinrichtungen statt, die jedoch in neuester Zeit in der entlegenen St. Jakobsvorstadt vorgenommen werden.

Unter den Brücken ist der Pont neuf (neue Brücke) trotz ihres Namens die Aelteste. Sie wurde unter Heinrich III. im Jahre 1558 begonnen, und 1674 vollendet. Sie hat 12 Bogen, und ist 120 Fuß lang und 72 Fuß breit. Auf ihr befindet sich die Reiterstatue Heinrichs IV., den die Franzosen „den guten König" nennen. Hier war sonst der Mittelpunkt des Handels und Wandels, da die Brücke zu beiden Seiten mit Kramläden besetzt ist, die in frühern Jahrhunderten die glänzendsten Hervorbringungen des Pariser Kunstfleißes zur Schau legten, wie später die Magazine des Palais royal, dann die der Boulevards und gewisser Passagen, und jetzt die glänzenden Läden des goldenen Hauses, der Cité des Italiens u. A. — Die Concordienbrücke, auch Brücke Ludwigs XV. genannt, mit fünf Bogen, ist dadurch merkwürdig, daß sie die Bildsäulen vieler französischen Helden und Staatsmänner trägt; schöne Brücken sind ferner die Jena- und Austerlitzbrücke; jene am Invalidenhause, im Jahre 1806 angefangen, und 9 Millionen Franken kostend, diese am obern Stadtende, mit eisernen Gewölbbogen. — Die Rivolistraße, die sich längs des Tuileriengartens erstreckt, ist eine der schönsten und wurde unter Napoleon angelegt. Die Häuser haben alle im Erdgeschosse Arcaden; auch die Rue de la Paix oder Friedensstraße, die zum Vendome-Platze führt, ist eine breite Straße, und mit großen Hotels besetzt. Eine sehr besuchte Straße ist die Rue de Richelieu, die von der hintern Treppe, dem sogenannten Perron des Palais royal, in gerader Linie zu den Boulevards führt; die Rue Vivienne, mit dieser parallellaufend, besitzt die elegantesten Magazine; in ihr sind auch die Eingänge zur Passage Colbert und der Gallerie Vivienne, wo ebenfalls glänzende Läden gefunden werden. Die eigentliche Lebensader von Paris ist jedoch unbestreitbar die Rue St. Honoré, die die Stadt der Länge nach durchschneidet, wo die belebtesten Straßen münden, und eine Unzahl von Gewerbsleuten und Fabrikanten wohnen. Sehr belebt sind auch die Straßen St. Denis, St Martin, welche die Boulevards durchschneiden, und jenseits derselben Fauxbourgs genannt werden. Dasselbe ist bei der Rue Poissonnière, Montmartre u. s. w. der Fall. In diesem Reviere drängen sich die kleinen Fabrikanten, Strumpfwirker, Mützenmacher u. dgl., die Epiciers oder Kaffee-, Zucker-, Lichter-, Oel-, Seife-Händler im Einzelnverkauf, die Kaffee- und Speise-Häuser der wohlfeilen Sorte u. s. w. Wo diese Straßen, jenseits der Boulevards, als sogenannte Vorstädte, wieder ihren Anfang nehmen, erheben sich statt der ehemaligen Stadtthore, freistehende Triumphbogen: die Porte St Denis und die Porte St. Martin genannt. — Die Boulevards, deren wir so eben erwähnten, sollen ihren Namen von dem deutschen Worte Bollwerk erhalten haben, und wirklich waren sie ehemals das Bollwerk der Stadt, welche jetzt freilich seit lange schon diese ihr gezogene Gränze überschritten hat, und sich darüber hinaus in großen und kleinen, prächtigen und schlechten Straßen verbreitete. Jetzt sind diese Boulevards eine Reihe zusammenhängender Straßen, die als eine einzige anzusehen sind, wenn sie gleich verschiedene Namen führen, wie: Boulevard des Capucins, des Italiens, bonne nouvelle, Montmartre, du Temple u. s. w. Sie beginnen oben bei dem Bastilleplatze und

dehnen sich, in einem weiten Halbkreise die Stadt umfangend, bis zur Magdalenen-Kirche aus. In ihren verschiedenen Abtheilungen regt sich auch ein sehr verschiedenartiges Leben und Treiben. Während das Volk sich auf dem **Boulevard du Temple** ergötzt, und seinen geräuschvollen Freuden in den dortigen Theatern und Schenken nachgeht; während auf dem **Boulevard Montmartre** und **bonne nouvelle** der begüterte Bürgerstand im Gymnasetheater, in den **Variétés** und in den zahlreichen Kaffeehäusern zweiter Ordnung sich gütlich thut, zieht die vornehme und vornehmste Welt nach dem **Boulevard des Italiens**, wo sie in stolzen Karossen vorüberfährt und bei Tortoni ein Glas Gefrorenes nimmt. Die vielen Theater, Kaffee- und Speise-Häuser, die Menge der Läden und die beliebtesten Straßen, die sich gleich großen Strömen in die Boulevards ergießen und ihnen alles Leben der Hauptstadt zuführen, machen diese zu dem interessantesten Punkte für den Fremden, der Paris und seine Einwohner kennen lernen will.

Unter den Gebäuden müssen wir zuerst das Königliche Residenzschloß der Tuilerien nennen. Hier soll vor Zeiten eine Ziegelbrennerei gestanden haben, woher der Name rührt, der bekanntlich im Französischen Ziegelhütte bedeutet. Die Königin Katharina von Medicis begann dieß Schloß im Jahr 1564 zu bauen, und Heinrich IV. vollendete es 1600; allein erst 64 Jahre später erhielt es durch Ludwig XIV. die Verschönerungen und Erweiterungen, die es uns jetzt darbietet. Hinter dem Schlosse erstreckt sich der mit schönen Alleen von Kastanienbäumen, und vielen Bildsäulen, die namentlich unter dem jetzigen Könige sehr vermehrt wurden, prächtig gezierte Garten, den zwei Terrassen von 720 Schuh Länge einschließen.

Aelter als die Tuilerien und ehe diese erbaut waren, als Königliche Residenz berühmt, ist der Louvre. Er soll im 7ten oder 8ten Jahrhundert angefangen worden sein; allein das Meiste von dem, was wir jetzt noch sehen, rührt von dem kunstliebenden Franz I. her, der eigentlich jenen Geschmack aufbrachte, der seinem Zeitalter den Namen der **Renaissance** verschaffte, welches die Wiedergeburt bedeutet, indem auf solche Weise die Künste ihre Wiedergeburt in Frankreich feierten. In neuester Zeit ist dieses Wort wieder in Gebrauch gekommen, und zum Theil ganz falsch angewandt worden, da sich Viele keine rechte Vorstellung von dem geben konnten, was es eigentlich ausdrücken soll. Eigentlich aber soll es nur das bezeichnen, was entweder aus jenem Zeitalter wirklich herrührt, oder ihm nachgebildet wurde, nicht aber Erzeugnisse einer viel spätern Zeit, die vielleicht etwas mehr Freiheit und Leichtigkeit entwickelte, dafür aber in leere Schnörkel ausartete, und dem bessern Geschmacke Hohn sprechend, endlich noch später, unter dem fünfzehnten Ludwig, im achtzehnten Jahrhundert, das als ächte Kunst anpries, was man den Rococostyl nennt. — Ludwig XIV. war der erste König, der seine Residenz nach dem von ihm erbauten und mit aller Pracht ausgeschmückten Schloß von Versailles verlegte, und den Louvre den Akademien zu ihren Sitzungen einräumte. Die sogenannte Gallerie des Louvre, von der schon Erwähnung geschah, verbindet dieses Schloß mit den Tuilerien. —

Das **Palais royal**, sonst die Wohnung des Herzogs von Orleans, wurde 1629 vom Kardinal Richelieu erbaut, und hieß anfänglich daher **Palais cardinal**. Die Familie Orleans erhielt den Besitz im Jahr 1692 und behauptete ihn bis zur Revolution, wo es als **palais égalité** und unter Napoleon als **palais du tribunal** figurirte. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons bewohnte es wieder der Herzog von Orleans, bis er als König die Tuilerien bezog, und seinem ältesten Sohne, dem seitdem gestorbenen Herzog von Orleans, das **Palais royal** als Wohnung überließ. Hier bildeten sich am 12. Juli 1789 die ersten Bewegungen der großen französischen Staatsumwälzung. Das **Palais royal** umfaßt ein längliches Viereck, das einen 700 Fuß langen und 300 Fuß breiten Garten einschließt, der rings von Arkaden umgeben ist, die zu bedeckten Spatziergängen dienen, und über denen sich noch zwei Stockwerke erheben. Diese Gänge oder Gallerien sind mit Laden besetzt, und darunter befinden sich Restaurateurs, Kaffeehäuser, Modistinnen, Schuster, Buchhändler und dergleichen, sonst waren auch Spielhäuser hier zu treffen. Nach der **Rue St. Honoré** gelegen ist der eigentliche Palast, die Wohnung des Herzogs von Orleans angebaut, dem man es schon oft verübelt hat, daß er mit Leuten, wie die übrigen Bewohner des **Palais royal**, unter einem Dache haust. Der Miethpreis trägt dem Herzoge eine ungeheuere Summe ein, da jeder Fleck, jeder Winkel, wo nur ein ambulanter Kramladen aufgestellt werden kann, theuer bezahlt wird. Außerdem sind noch zwei Theater in diesem großen Bau: das **théâtre du palais royal**, wo nur Possen der gemeinsten Art gegeben werden, und das **théâtre français**, das erste Nationaltheater der Franzosen, wo man nur die Meisterstücke Corneilles, Racine's und Moliere's aufführt. Vor Zeiten trug das **Palais royal** ein anderes Gepräge als jetzt; es war der Mittelpunkt, wo sich alles Glänzende vereinigte, wo sich die Müssiggänger fanden, wo man hin ging um sich zu zerstreuen. Jetzt ist es nicht mehr so; es sind nach und nach zu viele Orte entstanden, die solche Ansprüche im vollern Maße befriedigen, und das **Palais royal** wird nur noch von denen besucht, welche Geschäfte dahin führen, oder die ihren Weg hindurch nehmen, um ihn abzukürzen.

Der Palast Luxemburg, wo jetzt die Pairskammer ihre Sitzungen hält, wurde 1612 von Maria von Medicis erbaut und hat einen schönen Garten, der auch noch besonders seiner zahlreichen Rosen wegen, von denen er über tausend verschiedene Sorten zählen soll, merkwürdig ist.

Der Palast Bourbon, wo zur Zeit der Revolution und des Kaisers der gesetzgebende Körper seine Sitzungen hielt, ist jetzt der Sitz der Deputirtenkammer. Er wurde 1722 zu bauen angefangen, und erst nach 67 Jahren vollendet; die Kosten sollen sich auf 22 Millionen Franken belaufen haben.

Digitized by Google

Der Justizpalast, eines der ältesten Gebäude von Paris, noch aus dem Jahre 1000 stammend, wo Dagobert und Hugo Capet als Grafen von Paris residirten und bis auf Karl V. Sitz der französischen Könige, liegt in der Altstadt, der sogenannten Cité, einer Seineinsel, mit schmutzigen und krummen Straßen, dem Mittelpunkte des Schachers und kleinen Verkehrs. Der Justizpalast ist oft abgebrannt, aber immer wieder aufgebaut und in letzter Zeit in einer würdevollen Ausschmückung hergestellt worden. Hier sind die höchsten Tribunale, der Kassationshof u. s. w. vereinigt; dabei liegt das Gefängniß: la Conciergerie, wo die Schlachtopfer während der Revolution eingesperrt waren, die der politische Fanatismus dem Henkerbeile überliefert. Auch die Königin Maria Antonette saß hier gefangen.

Noch nennen wir das Stadthaus auf dem Greveplatze, die Wohnung des Präfekten, jetzt mit großer Pracht ausgebaut und restaurirt; das Arsenal; die Münze; das Invalidenhaus von Ludwig XIV. gegründet, und jetzt das Grabmal Napoleons umschließend; die Börse, ein prachtvoller Palast aus weißem Marmor, mit Säulen umgeben. Von alten, merkwürdigen Gebäuden ist auch noch das Hôtel de Sens zu erwähnen, eines der ältesten in Paris im gothischen Geschmacke.

Unter den Kirchen ist die ehrwürdige Kathedrale zu unserer lieben Frau, Notre Dame de Paris, die bedeutendste. Sie liegt auf der Seineinsel und hat 494 Fuß in der Länge und 144 in der Breite. Ihr Bau wurde im Jahr 1010 begonnen; sie ist im gothischen Styl ausgebaut, und hat zwei Thürme ohne Spitze, mit sogenannten Plattformen, von 204 Fuß Höhe ein jeder. — Die St. Rochus-Kirche, St. Roch, besitzt die Gräber des großen Dichters Corneille und Mauvertuis; auch in der Kirche St. Eustach sind viele große und berühmte Franzosen begraben. Allein das eigentliche Ruhmesdenkmal steht in der heiligen Genovefen-Kirche, St. Geneviève, auch das Pantheon genannt, wo während der Republik alle großen Männer nach ihrem Tode beigesetzt werden und ein Denkmal erhalten sollten. Hier ruhen neben vielen Heerführern der ehemaligen großen Armee auch Männer der Wissenschaft, wie unter Andern Rousseau und Voltaire. Ursprünglich wurde diese Kirche schon von König Chlodowig zu Ehren der heiligen Genovefa, Schutzpatronin von Paris, errichtet, deren Gebeine sie umschließt; eben so wie Chlodowig selbst hier ruht. Ludwig XV. verdankt der Bau seine jetzige Gestalt und die prächtige Kuppel. — Die Kirche der heiligen Magdalena, la Magdaleine im gewöhnlichen Leben genannt, ist neu, mit einem antiken Portikus umgeben, und von deutschen Malern, Ziegler und Winterhalter, mit Freskomalereien geschmückt. — Auch die Kirche St. Sulpice zeichnet sich durch ihre schöne Bauart aus, so wie die alten St. Méry und St. Jacques de la Boucherie durch ihre schönen gothischen, wenn gleich verwilderten Einzelheiten.

Die Theater zeigen als Gebäude von außen betrachtet keine großartigen Vorzüge. Nur das Odeon und das neue Theater der komischen Oper machen hievon eine Ausnahme. Dafür aber sind sie im Innern prächtig ausgeschmückt, namentlich was die ersten Bühnen der Hauptstadt betrifft, wie z. B. die große Oper, das théâtre français, neben den schon genannten, und die italienische Oper.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die Pariser Universität obenan, die schon von Ludwig VII. gestiftet, dann von Heinrich IV. verbessert wurde. Während der Revolution wurde sie aufgehoben, aber unter Napoleon wieder hergestellt. Außerdem gibt es noch vier höhere Schulen oder Lyceen, (Bourbon, Louis XIV., Henri IV. und Charlemagne); ferner das Collège de France, die große polytechnische Schule, welche Napoleon begründete, deren Schüler in der Revolution von 1830 sich auszeichneten, Schulen für Apotheker, Bauwesen, Malerei, Militärs (namentlich für 500 Söhne verstorbener Soldaten), Taubstumme, Blinde u. s. w.

Auch die gelehrten Gesellschaften sind zahlreich. Zuerst ist das Königliche Institut von Frankreich mit vier Akademien zu nennen, die Königliche Ackerbaugesellschaft, welche große Preise auf neue nützliche Erfindungen aussetzt u. A.

Die Königliche Bibliothek ist eine der ersten der Welt. Die früheste Anlage rührt von Karl V. her. Im Jahr 1373 zählte sie bereits 910 Bücher, allein der Herzog von Bedfort nahm sie 1429 nach England. Ludwig XI. legte hierauf eine neue an, welche Karl VIII. mit der bei der Eroberung von Neapel vorgefundenen vermehrte. Unter Ludwig XII. wurde diese Sammlung nach Blois verlegt und stark vermehrt. Franz I. schaffte sie nach Fontainebleau, Heinrich IV. endlich nach Paris, wo sie fortan blieb, und sich unter jedem Könige bedeutend vermehrt sah. Jetzt hat sie weit über 400,000 Druckschriften und 80,000 Manuscripte, darunter viele von der größten Seltenheit. Auch ist das Münzkabinet und die reiche Kupferstichsammlung, welche nahe an 6000 Mappen umfaßt, von hohem Werthe. — Nächst der Königlichen Bibliothek sind noch die Handbibliothek des Königs, die Mazarinische, die des Pantheon und die der Akademien als vorzüglich zu erwähnen.

Außer dem schon genannten Museum des Louvre, welches Malerei und Bildhauerwerke enthält, besteht noch das Museum der französischen Denkmäler, das der edle Patriot und Kunstfreund Lenoir anlegte, indem er mit großen Geldopfern, und oft mit persönlicher Gefahr während der Revolution alle geschichtlichen Kunstdenkmäler der Zerstörungswuth des rohen Haufens entriß, und an einem sichern Orte aufbewahrte. Vieles davon ist seitdem wieder den Kirchen, Kirchhöfen u. s. w., für die es eigentlich bestimmt war, zurückgeliefert worden, aber immer ist diese Sammlung noch schätzbar und das, was davon noch vorhanden, ist in dem ehemaligen Augustinerkloster aufgestellt.

In dem sogenannten Jardin des plantes werden lebendige Thiere, Löwen, Tiger, Elephanten und andere Seltenheiten dieser Art gehegt, auch ist daselbst das naturgeschichtliche Museum und das anatomische Kabinet.

Digitized by Google

Alle Wohlthätigkeitsanstalten, Hospitäler und dergleichen hier aufzuzählen verbietet der Raum. Wir begnügen uns, als die Vorzüglichsten, neben dem schon erwähnten Invalidenhause noch zu nennen: das Hôtel-dieu, das Hôpital-Necker, das Hospice de la Vieillesse im Bicêtre und in der Salpêtrière, wo zugleich die Wahnsinnigen gehalten werden, das Hospital der Quinzevingt u. s. w.

Zu den größten Fabrikanstalten ist die Königliche Fabrik der Gobelins zu zählen, wo jene kunstvollen Teppiche verfertigt werden, welche unter diesem Namen bekannt sind und Nachbildungen berühmter Gemälde, oder eigens verfertigter kunstvoller Zeichnungen enthalten. Diese prachtvollen Arbeiten, welche sehr mühsam und langwierig sind, (ein einziger Teppich nach Raphael wurde von vier Arbeitern in zwölf Jahren beendet,) kommen nicht in den Handel. Der König läßt sie auf seine Kosten verfertigen, um sie entweder für sich oder zu Geschenken an Fürsten oder an öffentliche Gebäude und Anstalten zu verwenden.

Das Leben in Paris ist heiter und angenehm. Dem Fremden gewährt es schon Vergnügen das lebendige Treiben auf den Straßen zu sehen. Der Zusammenfluß von Künstlern aller Art, so wie von geistreichen und ausgezeichneten Menschen belebt die Gesellschaften, zu denen eine allgemein verbreitete Gastfreiheit leicht Zutritt gewährt. Besonders zahlreich sind die musikalischen Genüsse. Wie in den meisten großen Städten, die an Uebervölkerung leiden, herrscht auch in Paris neben Luxus und Reichthum auch große Armuth. Alle Jahre fallen viele Opfer dem Hunger und der Noth, während Andere das Gold vergeuden und verprassen. Um wie viel schwerer muß es den Entbehrenden fallen, wenn sie das Treiben der Reichen tagtäglich vor Augen haben. Neid und Habsucht leiten dann zu Verbrechen, um sich das gewaltsam anzueignen, was das Schicksal versagt hat. Diesem Mißstande abzuhelfen haben sich nun Gesellschaften nach bestimmten Systemen gebildet, allein ihre Lehren haben, wenn auch nicht gerade das Uebel ärger gemacht, ihm jedoch nicht abzuhelfen gewußt. Im Ganzen kann man den Parisern Hang zur Fröhlichkeit, gesunden Volkswitz und Gutmüthigkeit nicht absprechen, Eigenschaften, die sich aber nur beim Volke und nicht in den höhern und verfeinerten Klassen der Gesellschaft in ihrer ursprünglichen Natürlichkeit darstellen und finden lassen.

A. Lewald.

Würmer.

(Taf. 42.)

Die Würmer bilden im Thierreich eine eigene Klasse, welche in drei sehr natürliche Ordnungen zerfällt: in Weißwürmer, sogenannt von dem weißlichen Safte, den sie statt des Blutes führen; in Rothwürmer und Sternwürmer. Jede Ordnung läßt sich wieder in drei weitere Haufen theilen, nämlich die Weißwürmer in Band-, Saug- und Rundwürmer; die Rothwürmer in Kahl-, Borsten- und Fußwürmer; und die Sternwürmer zerfallen in Walzenwürmer, Meerigel und Seesterne, worunter es eine große Menge versteinerter Thiere gibt.

Zu den Borstenwürmern und zwar zu denjenigen mit Kiemen gehört der auf unserer Tafel Figur 1. abgebildete Fischwurm (Arenicola piscatorum), auch Pier und Sandwurm genannt. Er wird 12—15 Zoll lang, ist vorn fingersdick und nimmt nach hinten ab, wo er nur die Stärke eines dicken Federkieles hat. Der Mund ist ausstülpbar, das hintere Ende abgestumpft mit einer zurückziehbaren Warze. Der Körper besteht aus 220 bis 230 Ringeln; an den Seiten des Rückens stehen jederseits 20 gelbe Borstenbüschel, welche vom achten oder neunten an bis hinten auf jeder Seite von einem Büschel rother verzweigter Kiemen begleitet werden. Die Körperfarbe ist schmutziggrün, auf dem Rücken braunroth.

Dieses Thier findet sich in ungeheurer Menge in allen Meeren um Europa, besonders aber in der Nordsee, wo er im Sande steckt und zum Fischfang, namentlich der Schellfische verwendet wird. Die Fischer bedienen sich in dieser Absicht nämlich eines Seiles, welches 700—1000 Ellen lang ist; an diesem Seile sind in kurzen Entfernungen von einander und an 20—30 Fuß langen Schnüren Angeln befestigt, an deren jede man einen Fischwurm befestigt. Solcher Angeln befinden sich mehrere Tausend an dem Seile, welches ringförmig zusammengelegt im Schiffe liegt. Man wirft nun das Seil aus und fährt so lange gerade fort, bis es ganz abgerollt ist; durch einige Tonnen an den Enden und in der Mitte wird es an der Oberfläche des Wassers gehalten und nach einer Viertel- bis halben Stunde mit der Beute wieder heraufgezogen.

Die Figur 2. ist der ausgestülpte Rüssel.

Figur 3 und 4 zeigen anatomische Theile.

a) Der Rüssel
b) Der Schlund.
c) Zurückziehende Muskeln.
d) Hinterer Theil des Schlundes oder Vormagen.
e) Blinddärme.
f) Magen.
g) Mastdarm.
h) Häutige Scheidewände, welche die Bauchgegend von der Speiseröhre an umgeben.
i) 1—13. Die dreizehn Kiemenpaare.
j) Reproduktionsorgane.
k) Die borstentragenden Warzen und ihre Muskeln.
l) Organe, welche eine gelbe Materie absondern, die durch die Haut ausschwitzt.
m) Aehnliche Theile in der Gegend des Rückens und Mastdarmes gelegen.
n) Das Herz.
o) Rückengefäß.
p) Seitengefäße der Eingeweide.
q) Das unter der Haut liegende Gefäßnetz.
r) Arterien und Venenäste.
s) Venenäste, welche zum Rückengefäß gehen.
t) Bauchgefäß.

Digitized by Google

u) Seitenäste der Kiemengefäße.
v) Gefäße der Bauchhaut.
x) Seitengefäß des Schlundes.
y und z) Lippengefäße.

Die Figuren sind gleich bezeichnet und die eine von der Seite dargestellt.

Figur 5. gehört zu den Fußwürmern, welche in kalkigen oder häutigen Röhren stecken. Erstere liegen frei auf Tangen, Muscheln und Polypenstücken, letztere graben sich in Sand oder Schlamm ein, der an ihren Röhren festklebt. Zu letzteren gehört die abgebildete Gattung, der ägyptische Kammwurm — **Pectinaria aegyptia.** Sie findet sich an den Küsten des rothen Meeres, wird 3 Zoll lang, hat die braunröthlichen Kiemen am Halse, und Borsten und Fühlfäden am Kopfe.

Figur 6. Der asselförmige Fußwurm — **Peripatus juliformis.** Gehört zu den Fußwürmern, ist gelblich und stark 2 Zoll lang. Steckt im Sande, selbst in Flüssen. Vaterland Cajenne, Jamaika und wahrscheinlich noch andere Theile von Amerika.

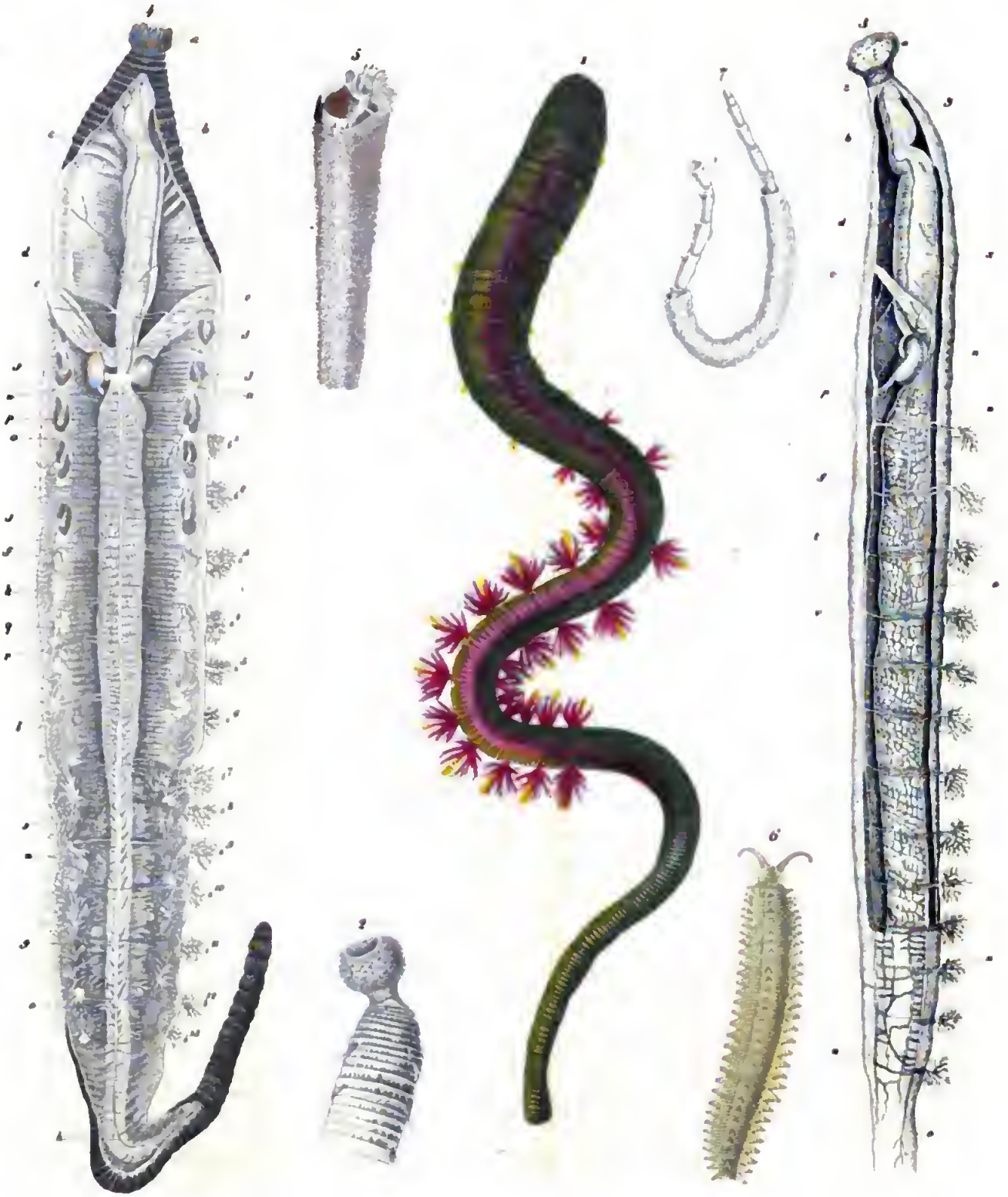
Figur 7. Das ebienische Meerschlängelchen — **Clymene ebiensis.** Findet sich an Frankreich, wo es mit einer häutigen Scheide im Schlamm steckt. Es ist in natürlicher Größe abgebildet und gehört zu den Borstenwürmern.

Berge.

Die Tataren.

Mehrere Schriftsteller haben, ohne auf den Unterschied in der Sprache, in den Sitten, in der Religion, in der Gesichtsbildung Rücksicht zu nehmen, vielen asiatischen, nomadischen Völkerschaften ganz unrichtiger Weise den Namen Tataren gegeben; ja einige haben daran zweifeln wollen, daß die Tataren überhaupt eine eigene Nation bildeten. Man weiß jedoch selbst mit Gewißheit, daß dieses Volk ein Zweig des großen türkischen Stammes ist und, der Angabe des türkischen Geschichtschreibers Abul-Hazy zu Folge, von einem berühmten Häuptlinge, Namens Tatar, abstammt. Dieser Zweig der bis zu 70,000 Familien anwuchs und ein einziges Oberhaupt anerkannte, zersplitterte sich jedoch in der Folge und zerstreute sich in verschiedene Gegenden. Der beträchtlichste Theil desselben ließ sich an der chinesischen Grenze nieder und mußte sich der chinesischen Oberherrschaft unterwerfen. Später wurden sie von den Mongolen unterjocht und erst von diesem Zeitpunkte an spielen sie in der Geschichte eine bedeutende Rolle. Die erste Unternehmung des berühmten Mongolenhäuptlings Gengis-Chan war gegen sie gerichtet und dieser Eroberer hatte, bevor er mit seinen Armeen in China eindrang und dieses Land verheerte, schon alle tatarischen Horden unter seine Botmäßigkeit gebracht, ja, die Armee, mit welcher er später seine blutigen Züge unternahm, bestand beinahe ganz aus Tataren. Die Folge davon war, daß der Name dieses Volkes, der außer in China und in der Mongolei nirgends bekannt war, sich nach und nach im westlichen Asien und in Europa verbreitete, wo er überall nur mit Schrecken genannt wurde; seine Sprache wurde nach und nach in den eroberten Ländern eingeführt und angenommen und also in der großen und der kleinen Bucharei von den Baschkiren und Tschuwassen, in der Krimm u. s. w. allgemein gesprochen. Obgleich der große Gengis-Chan und seine Hauptleute Mongolen waren, so verschwand doch nach und nach der Name Mongole in dem ganzen westlichen Asien, nur die Tataren wurden genannt und bald verschmolzen diese beiden Nationen in eine. Seit der Zerstörung der mongolischen Herrschaft ist jedoch von dieser Mischung so wenig übrig geblieben, daß man, außer einer unbedeutenden Aehnlichkeit in der Sprache, gar nichts Gemeinschaftliches zwischen beiden Völkern mehr bemerkt. Auch die politische Constitution derselben ist ganz verschieden; die der Tataren nähert sich der reinen Demokratie viel mehr, wie die der Mongolen. Batu-Chan, Gengis Enkel, führte die Armeen seines Großvaters nach Norden, eroberte Rußland im Jahre 1237 und gründete jenes Reich, welches lange Zeit über das ganze nördliche Asien, Rußland, einen Theil von Polen, von Ungarn und sogar von Deutschland seine Herrschaft erstreckte. In der Folge der Zeit wurde dieses unermeßliche Reich durch Theilung und innere Zerwürfnisse geschwächt, bis es endlich Tamerlan eroberte und Gengis-Chans Dynastie vom Throne stieß. Die große tatarische Horde, auch die goldene genannt, theilte sich jetzt in verschiedene Königreiche oder Chanate, wovon die hauptsächlichsten die von Laptschack, von Kazan, von Astrachan und von der Krimm waren. Das erstere wurde im Jahre 1506 aufgelöst und unter die drei andern Chanate vertheilt, welche ihrerseits, eins nach dem andern von Rußland unterjocht und diesem Reiche einverleibt wurden. Obgleich die der russischen Krone unterthanen Tataren jetzt noch in siebzehn oder achtzehn verschiedene Stämme eingetheilt werden, welche alle ihre eigenen Namen führen, so wollen wir uns hier doch nur mit den beiden größten und wichtigsten derselben beschäftigen, deren Sitten und Gebräuche das größte Interesse und die meisten Originalitäten darbieten, nämlich die Tataren von Kazan und die aus der Krimm, auch die taurischen Tataren genannt. Die kazanischen Tataren bewohnen die Regierungsbezirke von Kazan, Orenburg und Tobolsk, sie sind die Nachkommen derjenigen, die dem berühmten Häuptlinge und Eroberer Batu-Chan in allen seinen Zügen folgten, den Hauptkern seiner Armee bildeten und, um sie von den vielen andern Horden dieser sehr ausgebreiteten, zahlreichen Nation zu unterscheiden, die große Horde, oder auch die goldene Horde genannt wurden. Nachdem der russische Czar Iwan Wassiliewitsch sie geschlagen und ihre Macht gebrochen hatte, zerstreuten sie sich nach allen Seiten hin; als sie aber sahen, daß die Sieger sie gut behandelten und ihnen die freie Ausübung ihrer Religion gestatteten, kamen viele von ihnen in ihre alte Heimath zurück und brachten noch viele Tataren aus dem Stamme der Nogais, wie auch Kirgisen mit, welche damals, der innern Kriege wegen, die in ihrem Vaterlande stattfanden, in großer Menge auswanderten. Diese Tataren

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. Schatt in Stuttgart 1813

Digitized by Google

sind nicht groß, aber kräftig gebaut; ihr Gesicht ist länglicht, sie haben eine feingeformte Nase, einen kleinen Mund, kleine, schwarze, sehr lebhafte Augen, dunkle, platte, ziemlich dünn gesäete Haare, welche sehr bald weiß werden und ausfallen, einen edlen Anstand und angenehme Manieren. Sie bekennen sich alle zu der muhamedanischen Religion und sind sehr eifrige Anhänger derselben. Im Allgemeinen sind sie stolz und ehrgeizig, aber gutmüthig und gastfrei; obgleich sie einen großen Hang zur Trägheit haben und eigentlich niemals glücklicher sind, als wenn sie sich der Bequemlichkeit und der Ruhe hingeben können, so lernen sie doch gerne und leicht und werden geschickte Arbeiter und Handwerker. Ihr einmal gegebenes Wort ist ihnen heilig und beim Handel oder Verkehr mit ihnen ist es nicht nöthig, geschriebene Verträge mit ihnen zu machen, denn ihr mündliches Versprechen ist so gut, als irgend ein eingegangener und unterschriebener Vertrag. Ein Lügner, oder ein Mann, der sein Wort gebrochen, wird von ihnen verachtet, den Dieben und Gaunern gleichgestellt und jeder Umgang mit ihm abgebrochen; nicht selten wird er auch, wenn sein Wortbruch durch Zeugen hinlänglich nachgewiesen werden kann, körperlich gezüchtigt.

Die kazanischen Tataren erziehen ihre Kinder recht gut, gewöhnen sie schon früh an pünktlichen Gehorsam, an Reinlichkeit und an die Ausübung aller durch ihre Religion anempfohlenen Tugenden. Auch in den untern Volksklassen kann beinahe Jeder lesen und schreiben, und viele Tataren lernen die arabische Sprache nur, damit sie im Stande seien, die Gesetze ihres Propheten in der Originalsprache lesen zu können. Die Frauen sind eher hübsch gewachsen, als schön zu nennen; von Kindheit an werden sie an ein einsames, zurückgezogenes Leben, an Sittsamkeit und Gehorsam gewöhnt; sie sind im Allgemeinen von sanftem Charakter, besorgen ihre häuslichen Geschäfte mit vieler Pünktlichkeit und Ordnung und leiten die Erziehung ihrer Töchter und Söhne, letzterer jedoch nur bis zu deren zehnten oder zwölften Jahre, wo sie dann männlichen Händen übergeben werden. Beinahe in allen Dörfern findet man öffentliche Schulen, wo die Kinder nicht nur ihre eigene Sprache, sondern auch arabisch lesen und schreiben lernen, auch in der Arithmetik und namentlich in der Religion Unterricht erhalten, denn in derselben unwissend zu sein, halten sie nicht nur für eine Schande, sondern für eine große Sünde, und es gibt unter ihnen sehr viele, welche den ganzen Koran auswendig wissen und in einigen bei ihnen sehr beliebten und geschätzten Wissenschaften, wie Mathematik, Astronomie und Medizin, sehr unterrichtet sind. Die meisten kazanischen Tataren beschäftigen sich mit Landbau oder mit Handel; letzterer jedoch wird von ihnen, wie von beinahe allen asiatischen Völkern, als Tauschhandel betrieben und nur sehr selten kommen bei ihnen Ankäufe oder Verkäufe gegen baares Geld vor. Correspondenzgeschäfte, Verträge oder Wechsel sind ihnen ganz und gar unbekannt, so daß sie, um Geschäfte zu machen, stets gezwungen sind, nähere und entferntere Märkte zu besuchen und den größten Theil des Jahres auf Reisen zuzubringen. In der Stadt Kazan selbst beschäftigen sich sehr viele Tataren mit der Fabrikation des unter dem Namen russische Juchten in Deutschland bekannten Leders, andere verfertigen eine in ganz Rußland sehr beliebte Seife. Auf dem Lande treiben die Tataren viel Bienenzucht und in Folge dessen einen ausgebreiteten Handel mit Honig und namentlich mit Wachs, das sie sehr weit versenden. Uebrigens findet man beinahe in allen, sogar in den kleinern Dörfern Schneider, Schuster, Schmiede, Zimmerleute, kurz die meisten nothwendigsten Handwerker. Ihre Häuser sind, in der Stadt sowohl, wie auf dem Lande, meistens von Holz, aber hübsch und solid gebaut, alle die darin befindlichen Möbel bestehen aus einigen breiten hölzernen Bänken, die bei den Reichen etwas ausgepolstert und mit Teppichen bedeckt sind und den Tataren als Sopha, als Tisch und als Bett dienen; einige derselben, die in den Städten wohnen, und mit Fremden öfters in Berührung kommen, haben Tische und Stühle im Hause.

Die Männer scheren sich mit Ausnahme eines kleinen Zopfes und des Schnurrbartes alle Haare vom Kopfe weg, sie bedecken denselben mit einem runden Käppchen, über welches sie im Winter eine Art von Pelzturban, im Sommer aber einen breitgekrempten, weißen Hut tragen. Ihre Kleidung besteht aus einem leinenen Hemde, weiten Beinkleidern, ledernen Strümpfen und reich ausgenähten Pantoffeln oder Stiefeln, welche bei den Armen durch Schuhe von Holzrinde ersetzt werden; über dieses alles ziehen sie einen weiten talarähnlichen Rock an, der durch einen seidenen oder ledernen Gürtel festgehalten wird, an welchem ein Säbel und ein Tabaksbeutel hängen. Zu ihren Kleidern verwenden die Armen grobe Baumwollenzeuge, die Reichen jedoch kleiden sich in Seide und feine Tücher, die sie nicht selten mit Stickereien oder mit Gold- und Silberborten ausschmücken. Was das schöne Geschlecht betrifft, so sind bei den Tataren, wie bei den meisten asiatischen Völkern, die verheiratheten Frauen besser und reicher gekleidet, als die Mädchen, und zwar, weil der Mann sich dadurch geschmeichelt fühlt, wenn seine Frau einen reichen Anzug trägt und sich sogar eine Ehre daraus macht, während dem die Mädchen, wenn sie sich verheirathen, allen ihren Schmuck und ihre Kleider mit sich aus dem elterlichen Hause nehmen und diese Gegenstände nicht einmal zur Mitgift gerechnet werden dürfen, weswegen denn auch die Mädchen von ihren Eltern so einfach als möglich gekleidet werden.

Der Anzug der Frauen gleicht in Allem dem der Männer, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Kleider etwas enger anliegen; die Stiefel sind von feinem, gestickten Saffian und vorn sehr spitzig; das ebenfalls reich gestickte Mieder wird vorn auf der Brust mit Knöpfen oder Schnüren zugemacht; das Oberkleid der reichen Frauen ist von gesticktem Seidenzeuge oder Brokat; an dem Halse und auf der Brust tragen sie eine Menge von Korallen oder auch schuppenartig gelegte Gold- und Silbermünzen; zuweilen tragen sie dieselbe Verzierung als Schärpe; auch sind ihre Finger so dicht

mit Ringen bedeckt, daß sie dieselben kaum bewegen können. Sehr eigenthümlich ist der Kopfputz dieser tatarischen Frauen; über ihren geflochtenen hinten herunterhängenden Haaren tragen sie eine kleine, runde, seidene oder sammetne, hinten mit langen Franzen besetzte Haube, welche ebenfalls mit werthvollen Münzen oder auch mit kleinen silbernen und goldenen hohlen Kugeln besetzt ist, die mit allerlei Salben und Essenzen angefüllt werden und einen angenehmen Geruch verbreiten; die Stirne der reichen Frauen ist gewöhnlich mit ächten Perlen, die der armen mit Glasperlen bedeckt. Statt der Haube tragen die unverheiratheten Frauenzimmer eine Art von Krone in durchbrochener Arbeit, die mit Korallen, Münzen oder Glasperlen verziert ist; ihre Haare legen sie in sehr viele Flechten, die sie mit Bändern von allen Farben durchwirken; ihr übriger Anzug ist wie der der Frauen, blos viel einfacher. Die ärmeren Weiber kleiden sich in Nanking oder andere Baumwollenzeuge, alle aber tragen, wenn sie ausgehen, oder vor einem Fremden erscheinen, welches Letztere sehr selten vorkommt, einen dichten, sehr langen Schleier, der nicht nur das Gesicht, sondern beinahe die ganze Gestalt verhüllt.

Was die Nahrung betrifft, so beobachten die kazanischen Tataren sehr streng das Gesetz des Propheten und vermeiden sorgfältig alle durch dasselbe verbotene Speisen und Getränke. Ihre Lieblingsspeise ist das Fleisch von jungen Pferden; ihr gewöhnliches Getränk ist Thee, den sie aber auf eine eigenthümliche Weise zubereiten; sie kochen dieses Kraut in einem kleinen Kessel mit Wasser und Milch, fügen dann etwas Butter und Salz hinzu und trinken diese Brühe so heiß, als möglich, in hölzernen oder porzellaneneu Tassen, die sie aus China beziehen. Tabak rauchen die Männer sowohl, als die Weiber, mit wahrer Leidenschaft, ja sogar die kleinen Kinder geben sich diesem Vergnügen hin, sobald es ihnen nur einigermaßen gestattet wird; einige Tataren vermischen auch ihren Tabak mit etwas Opium, ein Gebrauch, den die Handelsleute von den Chinesen, mit denen sie in ziemlich lebhaftem Verkehre stehen, gelernt haben; Opiumesser, wie bei den Türken, gibt es jedoch bei ihnen nicht.

Im Allgemeinen sind diese Tataren unter sich sowohl, wie namentlich auch gegen die Fremden sehr höflich und gefällig. Für alte Leute hegen sie die größte Ehrfurcht; ein Tatar, der einen Greis verspottet oder gar beschimpft und mißhandelt, wird streng bestraft und sein Benehmen zieht ihm die Verachtung aller seiner Bekannten zu, und wenn sie Jemandem die tiefste Ehrfurcht bezeigen wollen, geben sie ihm den Namen Aktschakal oder Weißbart. Gewöhnlich werden die Streitigkeiten durch ein eigen dazu gewähltes, aus lauter Greisen zusammengesetztes Schiedsgericht geschlichtet; die Greise sind es auch, welche die Heirathen besprechen und bestimmen, Familienverträge machen und überhaupt im öffentlichen, wie im häuslichen Leben, alle wichtigen Angelegenheiten berathen und in Ordnung bringen.

Die kazanischen Tataren halten es für eine Sünde, ihre Kinder nicht sehr jung zu verheirathen. Wenn ein Jüngling, nach vorausgegangenen Erkundigungen, versichert ist, daß der Vater eines jungen Mädchens geneigt ist, ihn als Schwiegersohn anzunehmen, so sendet er einen Freund an denselben, um die Angelegenheit ins Reine zu bringen; der Vater verlangt eine gewisse Summe, des Unterhändlers Pflicht besteht nun darin, daß er handelt und marktet und das Mädchen so wohlfeil als möglich für seinen Freund zu bekommen sucht; der Preis besteht gewöhnlich in Vieh, Geld und Kleidungsstücken und beträgt bei den reicheren Tataren dreihundert bis fünfhundert Silberrubel. Der zwischen beiden Parteien eingegangene Vertrag wird dann öffentlich abgelesen, worauf der Mollah oder Priester ein Gebet spricht und die jungen Leute mit einander verlobt. Der Bräutigam zahlt alsdann in verschiedenen, festgesetzten Terminen den Preis für seine Braut, die er während dieser Zeit zuweilen besuchen, aber nur dicht verschleiert und in Gegenwart ihrer Eltern sehen darf. Bei der Vermählung werden folgende Gebräuche beobachtet; am Tage vor der Hochzeit wird die Braut, von ihren weiblichen Verwandten und Freundinnen begleitet, mit großem Gepränge in das Bad gebracht, und während der Zeit verschiedene auf die Heirath bezügliche Lieder abgesungen. Am folgenden Tage wird sie, ebenfalls mit großem Gefolge und von ihrer ganzen Familie begleitet, auf einem reichen Teppich in das Haus ihres Bräutigams getragen, wo sie sich demselben zum erstenmale ohne Schleier zeigt und auch zum erstenmale ihre zukünftigen Schwiegereltern erblickt; der Mollah fragt nun die Brautleute, ob sie sich heirathen wollen, ob ein Vertrag gemacht und der Preis für die Braut bezahlt worden sei, und nachdem dieses bejahend beantwortet worden, ertheilt er ihnen seinen Segen, spricht ein Gebet über sie und die Ceremonie ist zu Ende. Ein Gastmahl, Tanz und Musik beschließen den Tag.

Wenn eine Ehe kinderlos bleibt, so wird die Frau verachtet und nicht selten gemißhandelt, weil die Tataren glauben, daß eine Frau, der Gott keine Kinder schenkt, eine große Sünderin sein müsse und Gottes Segen nicht verdiene. Die kleinen Kinder werden, sobald sie auf die Welt kommen, zum Mollah getragen, der ihnen zuerst ganz leise ein Gebet ins Ohr flüstert, dann laut des Himmels Segen über sie herabruft und ihnen zugleich einen Namen gibt.

Ihre Todten begraben die Tataren aus Kazan mit derselben Ceremonie, wie es die Türken und die andern Muhamedaner auch thun. Sie wickeln den Leichnam in ein mit Kampher und Wasser benetztes Tuch und legen ihn, ohne Sarg, mit gegen Mekka zugewendetem Gesichte, in das Grab. Nur selten wird dieses durch einen Stein bezeichnet, noch seltener wird eine Grabschrift auf denselben eingehauen, und wenn es ausnahmsweise geschieht, so besteht diese aus einer Stelle aus dem Koran mit dem Namen des Verblichenen. Die kazanischen Tataren verrichten ihre Gebete und üben überhaupt alle die durch ihre Religion anbefohlenen Formen mit der größten Gewissenhaftigkeit und Pünkt-

Digitized by Google

lichkeit; es gibt beinahe in jedem Dorfe kleine Moscheen und diese sowohl, wie die in den Städten, werden eifrig besucht. Ihre Geistlichkeit ist in drei Klassen oder Grade eingetheilt, die Akuns, deren es im Ganzen nur drei, in den Städten Kazan, Tobolsk und Astrachan gibt, dann die Mollahs und endlich die Imauns. — Am Ende des letzten Jahrhunderts ernannte die Kaiserin Katharina für alle zu Rußland gehörige Tataren ein religiöses Oberhaupt, das den Namen Mufti führt und zu Kasan residirt. Die höhere Geistlichkeit bezieht von der russischen Regierung einen kleinen Gehalt, die niederen Geistlichen aber sind lediglich auf die Geschenke angewiesen, die ihnen von frommen, mildthätigen Menschen gereicht werden und treiben gewöhnlich neben ihren geistlichen Funktionen noch Handel oder Landbau. Alle religiösen Ceremonien dieser Tataren sind dieselben, wie bei den übrigen Muhamedanern, nur bei der Eidleistung haben sie eigenthümliche Gebräuche und Formeln: sie nehmen den Koran in die Hand, schlagen damit drei Male an die Brust und rufen aus: „O Muhamed, großer Prophet, du hörst meinen Schwur, ewig verfolge mich dein Fluch, wenn ich ihn je breche!“

Die Beinstigungen der kazanischen Tataren bestehen in Pferderennen, in Musik und Tanz. Außer verschiedenen Musikinstrumenten, die sie mit den Russen gemein haben, besitzen sie noch zwei, die ihnen eigenthümlich sind; das eine ist eine Art von liegender Harfe mit achtzehn Saiten; das andere hat ziemlich die Form einer großen Geige, ist jedoch nur mit zwei Saiten von Roßhaaren bespannt, aus denen der Musiker mit einem Fidelbogen rauhe kreischende Töne hervorbringt. Ihre Gedichte und Lieder sind selten gereimt und der Inhalt derselben ist ganz im orientalischen Geschmack, voll Bilder und schwülstiger übertriebener Redensarten und Vergleiche. Beim Tanze sind Männer und Frauen gewöhnlich von einander geschieden, erstere tanzen mit vieler Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, die Mädchen aber bewegen sich langsam im Kreise herum und bedecken das Gesicht mit beiden Händen.

Die Belustigungen, die Sitten der kazanischen Tataren, ihre Gebräuche, ihre Religion, werden natürlich durch den Verkehr mit den Russen immer mehr modifizirt, und obgleich es schwer fällt, sie zur christlichen Religion zu bekehren, so nehmen sie doch mit jedem Jahre mehr von den europäischen Gebräuchen an, ihr Volkscharakter verschwindet immer mehr und geht nach und nach in den russischen über, und vielleicht wird in einem Jahrhundert von den kazanischen Tataren nichts mehr übrig bleiben, als der Name.

Nachdem sich das große mongolische Reich in vier Chanate zertheilt hatte, bildete die Krimm eines derselben und sein Stifter war der in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebende Hadschi Girei. Damals hatte die Krimm noch wenige tatarische Bewohner; erst später gründete Mengilei Girei, nachdem er die an den Ufern der Wolga lebenden Tatarenhorden geschlagen und unterjocht hatte, zahlreiche Colonien dieses Volkes in der Krimm. Seine Nachkommen ahmten dieses Beispiel nach, und bald wurden dieses Land und die angrenzenden Steppen ganz von Tataren bevölkert. Mengilei war es auch, der die Oberherrschaft der Pforte anerkannte, diese maßte sich aber dann auch bald das Recht an, bedeutende Abgaben zu erheben, den Handel zu besteuern, Festungen im Lande zu bauen und die Chans, die früher immer von dem Volke selbst erwählt worden waren, nach seiner Willkühr zu ernennen und abzusetzen. Unter diesem Despotismus seufzten die taurischen Tataren, bis im Jahre 1783 die ganze Krimm russisch wurde und die Kaiserin Katharina dem Volke einen großen Theil seiner früheren politischen Rechte wieder ertheilte.

Unter den taueischen Tataren befinden sich viele Mongolen; sie bestehen aus vier verschiedenen Familien oder Stämmen: den Chirinen, den Barinen, den Mansuren und Sutschuwuden, und jeder dieser Stämme hat seinen besondern erblichen Adel, unter welchem das Oberhaupt jeder Familie früher den Titel eines Bei führte; seit der Einverleibung der Krimm in das russische Reich genießt jedoch der tatarische Adel die gleichen Rechte und Privilegien wie der russische, blos ist es ihm nicht erlaubt, solche Dörfer anzukaufen, die von Christen bewohnt sind. Seit dieser Epoche hat aber auch die tatarische Bevölkerung in der Krimm bedeutend abgenommen, theils weil die Pest große Verheerungen unter ihnen angestellt hat, theils und hauptsächlich, weil Tausende von Tataren, unter andern die früher souveräne Familie der Girei mit allen ihren Anhängern nicht unter russischer Botmäßigkeit stehen wollten und nach Anatolien und Rumelien auswanderten, so daß jetzt von dieser früher so beträchtlichen Bevölkerung kaum noch 150,000 Seelen übrig bleiben. Man kann jetzt dieses Volk in drei Klassen eintheilen; zu der ersteren gehören die sogenannten Nogaier Tataren, die, wie aus ihrer Gesichtsbildung deutlich hervorgeht, noch die reinen Abkömmlinge jener mongolischen Häuptlinge sind, welche unter dem gefürchteten Gengis Chan durch ganz Asien und einen Theil von Europa Furcht und Schrecken verbreiteten und ihre Bahn durch Greuel aller Art bezeichneten. Die zweite Klasse bilden jene Tataren, welche die Steppen und Ebenen der Krimm bis an die Berge hin bewohnen, und in ihren Gesichtszügen auch noch viele Aehnlichkeit mit den Mongolen beibehalten haben. Diese besitzen ungeheuere Heerden und beschäftigen sich größtentheils mit Viehzucht, weniger mit Ackerbau. Da, wo sie zu ihren Bauten weder Steine noch Holz finden, ersetzen sie dieselben durch ungebrannte, an der Sonne getrocknete Ziegelsteine und gebrauchen als Heitzungsmittel kleine, ebenfalls getrocknete Mistkuchen, von denen sie große Vorräthe mauerähnlich um ihre Häuser aufschichten. Je mehr man sich den Bergen nähert, desto mehr bemerkt man, bei dem gemeinen Volke sowohl, wie bei dem Adel, daß das mongolische Blut mit türkischem vermischt ist, jedoch ist noch immer einige Aehnlichkeit mit dem mongolischen Volke sichtbar. Die dritte Klasse endlich bilden diejenigen Tataren, welche die Thäler und Bergschluchten bewohnen und aus den Ueberbleibseln

solcher asiatischer Völker bestehen, die bei den Zügen der mongolischen Armeen unter Gengis und Batu-Chan bis in die Krimm zurückgedrängt wurden. Diese Tataren, die sich durch eine viel schönere, edlere Gesichtsbildung, stärkeren Bartwuchs und helleres Haar von den beiden andern unterscheiden, werden aber auch von denselben nicht als ächte, reine Tataren anerkannt, von ihnen mit Verachtung behandelt und mit dem Schimpfnamen Tat (Abtrünniger) bezeichnet. Die Männer unterscheiden sich auch durch ihre Kleidung sehr bedeutend von den Steppenbewohnern. Ihre Wohnungen sind theilweise in dem Erdboden oder in dem Felsen eingegraben, in der Art, wie im südlichen Deutschland die zum Aufbewahren des Bieres so beliebten Felsenkeller, so daß nur die vordere aus ungehauenen Steinen, ohne irgend ein Bindemittel aufgeführte Mauer des Hauses sichtbar ist; das Dach aber besteht aus einer von festgestampfter Erde gebauten, mit Rasen bedeckten flachen Terrasse, die nicht selten mit Bäumen angepflanzt ist. Obgleich von Natur etwas träge, sind doch diese Tataren sehr geschickt im Wein- und Gartenbau, auch haben sie große Tabak- und Hanfpflanzungen und beschäftigen sich sogar in neuerer Zeit mit Seidenzucht. In der Kleidung der Tataren aus der Ebene bemerkt man je nach dem Alter und dem Range einigen Unterschied; die jungen Leute aus adeligen oder auch aus reichen Familien kleiden sich beinahe wie die Tscherkessen, und die Aermel ihres Kaftans sind kurz und aufgeschlitzt. Die alten adeligen Tataren dagegen tragen die Aermel lang und geschlossen und lassen den ganzen Bart wachsen, während die jungen Männer blos einen kurzen Schnurrbart beibehalten. Die Stadtbewohner tragen meistentheils Halbstiefeln von Saffian, über welche sie, wenn sie ausgehen, noch eine Art von Pantoffeln oder Ueberschuhe anziehen. Die Haare scheren sie glatt ab und ihre Kopfbedeckung besteht aus einer hohen, mit Baumwolle gefütterten und mit Lammfellen besetzten Mütze von grünem Tuche, die sie auf der Straße niemals abnehmen. Unter derselben tragen die Geistlichen und die alten Männer auch zuweilen den Fez, das heißt die kleine rothe Kappe, welche beinahe im ganzen Orient gebräuchlich ist. Diejenigen, die eine Wallfahrt nach Mekka gemacht haben, binden ein weißes Tuch um ihre Mütze; auch sieht man unter den Tataren der Krimm einige Emirs oder Abkömmlinge der Familie des Propheten Muhamed, welche als solche das Recht haben, den grünen Turban, oder eine grüne Binde um ihre Mütze zu tragen, ein Vorrecht, das sich außer ihnen Niemand anmaßen darf.

Die Gesichtszüge der ächten taurischen Tataren sind denen der Türken und der Europäer sehr ähnlich. Man findet unter ihnen viele schöne Männer, von kräftigem, hochaufgeschossenem Körperbau und es gibt wenige unter ihnen, die, wie die Tataren von Kasan, Anlagen zum Fettwerden hätten. Ihre Haut ist in der Regel weiß, während ihre Haare gewöhnlich glänzend schwarz sind; bei den Männern gilt es sogar für eine Art von Schande, helle Haare zu besitzen, und diejenigen die dieses in ihren Augen nicht geringe Unglück betroffen hat, färben sich die Haare; sonderbar ist es, daß diese Abneigung gegen helles Haar nur die Männer trifft, denn bei dem weiblichen Geschlechte gelten diese im Gegentheil als eine Schönheit. Die tatarischen Frauen sind beinahe alle klein, haben aber eine sehr angenehme Gesichtsbildung und gewöhnlich sehr schöne Augen. Die Kleidung der unverheiratheten besteht aus einer weiten Hose und einem vorn aufgeschlitzten Hemde aus Baumwollenzeug, über welches ein langes, gewöhnlich von gestreiftem Seidenstoffe verfertigtes Kleid mit langen, engen Aermeln, die unten mit einem breiten, reich mit goldenen Blumen gestickten Aufschlage von Sammt verziert sind, angezogen wird, und über dieses alles kommt zuweilen noch ein mit Pelzwerk verbrämtes oder mit Gold- und Silbertressen besetztes Ueberkleid von bunter Farbe. Das untere Kleid wird durch einen goldenen oder silbernen Gürtel durchbrochener oder auch erhabener Arbeit, der vorn mit einem mehr reichen und kostbaren als geschmackvollen Schlosse befestigt ist, über den Hüften festgehalten. Ihre Haare lassen sie, in eine Menge von kleinen Flechten geflochten, frei auf ihre Schultern und auf den Rücken herunterhängen, und auf dem Kopfe tragen sie, besonders in der ersten Jugend, eine kleine runde, rothe Mütze, auch zuweilen ein baumwollenes oder seidenes Tuch, das unter dem Kinn zusammengebunden wird. Von Schminke dürfen die unverheiratheten Frauenzimmer keinen Gebrauch machen, wohl aber färben sie sich die Nägel an Händen und Füßen mit einer eigens dazu in Konstantinopel verfertigten Essenz: Kna, auch Henna genannt, welcher sie, um ihr eine dunkle Farbe und mehr Glanz zu geben, zuweilen auch noch etwas Vitriol beimischen. Die verheiratheten Frauen schneiden sich die vorderen Kopfhaare quer über der Stirne ab, und lassen zwei kurze, aber dicke Büschel derselben rechts und links auf Wangen und Ohren fallen; die Haare des Hinterkopfs aber flechten sie in zwei dicke Zöpfe, welche an einem auf dem Kopfe befestigten schmalen Tuchstreifen befestiget werden. Ihre übrige Kleidung ist derjenigen der unverheiratheten Frauenzimmer ganz ähnlich, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Kleider etwas weiter, und aus kostbareren Stoffen verfertigt sind. Dagegen machen die Frauen einen unbegrenzten Gebrauch von Schminken, Salben und Essenzen jeder Art; das Gesicht schminken sie sich mit Kochenille und Zinnkalk, der ein sehr schönes blendendes Weiß liefert und das sie selbst zu bereiten wissen; das Weiße in den Augen färben sie blau und bedienen sich dazu eines Kupferpräparates, das sie ebenfalls aus Konstantinopel beziehen; die Nägel an Händen und Füßen werden, wie schon gesagt, mit Henna gefärbt, wodurch sie ein hochgelbes Colorit erhalten; Augenbrauen und Haare werden aber mit einer Pomade bestrichen, die denselben eine glänzende schwarze Farbe ertheilt, welche mehrere Monate anhält. Es gibt jedoch auch einige Frauen, die so, wie die persischen Weiber, ihr von Natur schwarzes Haar braunroth färben, was ebenfalls durch Anwendung der Henna geschieht. Bei Hochzeiten oder sonstigen Feierlichkeiten, wo sie sich in

Digitized by Google

ihrem schönsten Putze zeigen und einen großen Luxus entfalten, bedecken die reichen Tatarenweiber ihr Gesicht mit Blumen und allerlei Zierathen von dünngeschlagenem Gold, die sie auf der Stirne, den Wangen und dem Kinne aufkleben; bei solchen Gelegenheiten werden auch nicht nur die Nägel, sondern die Fingerspitzen bis zum ersten Gelenke hochgelb gefärbt. Mädchen und Frauen tragen Strümpfe oder Socken und saffianene Halbstiefel, über welche sie, wenn sie ausgehen, rothe Pantoffeln mit dicken Sohlen tragen; auch bedienen sie sich, wie die tscherkessischen Weiber, wenn das Wetter schlecht und die Straße sehr schmutzig ist, einer Art von niederen Stelzen, mit denen sie sehr schnell und geschickt zu gehen verstehen. Bei ihren Ausgängen ziehen sie einen aus selbstgewobenem weißem Wollenzeuge verfertigten talarähnlichen Ueberwurf über ihre Kleidung an, bedecken den Kopf mit mehreren bunten oder weißen Baumwollentüchern, die sie unter dem Kinne zusammenbinden, und hüllen sich noch außerdem in ein großes schleierartiges weißes Tuch, das bis an den Gürtel hinabreicht und außer den großen schwarzen Augen, die wie ein Paar dunkle Sterne aus dieser weißen Wolke hervorblitzen, nichts von ihrem Gesichte erblicken läßt. Trotz dieser Vermummung verbergen sich die Frauen dennoch so viel als möglich vor den Männern und die ehrbare Sitte erheischt, daß sie, wenn sie einem Manne begegnen, dem sie durchaus nicht ausweichen können, das Gesicht abwenden oder sich gegen die Mauer kehren.

Der Adel und die Geistlichkeit stehen bei den Tataren der Krimm immer noch in großem Ansehen und ihr Einfluß war ehemals so groß, daß sie nicht selten der Macht des Chans widerstanden und denselben sogar absetzten, jedoch mußte der neue Chan, wie schon gesagt, stets aus der Familie der Girei gewählt werden, von welcher übrigens keine männlichen Mitglieder in der Krimm mehr übrig blieben, einige jedoch noch in der Türkei leben. Nach dem Chane waren der Calga Sultan und der Nurhadin Sultan die ersten und angesehensten Personen im Lande, und außer dem erblichen Adel gab es noch eine andere Klasse von Adeligen, Capi Schulki genannt, welche die bedeutendsten Aemter an dem Hofe der Chans bekleideten und deswegen von dem übrigen Adel stets beneidet und angefeindet wurden. Gewöhnlich erhielten sie den Adel nur für sich und trugen gewisse Ländereien von den Chans zu Lehen, aber auch nur lebenslänglich, zuweilen jedoch, aber nur selten, gingen die Güter mit dem Adel auf ihre Kinder über, zuweilen auch erbten diese den Adel des Vaters ohne sein Vermögen, und die natürliche Folge davon war, daß es nach und nach eine Menge von adeligen Familien gab, die so arm waren, daß sie nicht leben konnten und vom Volke unterhalten werden mußten. Gleich nach ihnen nehmen in der Rangordnung die Tschelebi, die Nachkommen der Muftis oder Oberpriester, den ersten Platz ein; sie gehören zwar nicht zum Adel, werden jedoch von den Tataren geachtet und mit großer Auszeichnung behandelt.

Außer dem Mufti, der jetzt in der hierarchischen Rangordnung der russischen Staatsbeamten in die vierte Klasse eingereiht ist und einen Gehalt von zweitausend Rubeln bezieht, besteht die tatarische Geistlichkeit aus dem Kadi Esker und fünf Ulemas, die zusammen eine Art von Synode oder Konsistorium bilden, von der Regierung anständig bezahlt werden und aus welchen, einem kaiserlichen Kabinetsbefehle zu Folge, stets der Aelteste zum Nachfolger des Mufti bestimmt ist. Zu der niedern Geistlichkeit gehören die Kadis der Städte, welche unter dem unmittelbaren Befehle des Mufti, und die Kadis der Dörfer, welche unter dem Kadi Esker stehen; dann die Schadigs, die den Gottesdienst in den größern Moscheen versehen und endlich die Imauns. Außer diesen Geistlichen gibt es noch die Mullahs oder Lehrer der Religion, welche jedoch keinen Gehalt beziehen. Die zur Verrichtung des Gottesdienstes bei den Moscheen angestellte Geistlichkeit hat die Nutznießung der der Kirche geschenkten Güter, welche aus Gärten, Wiesen und Feldern bestehen. Die Kadis versehen auch das Richter-Amt, jedoch nur in solchen Fällen, die auf Erbschafts- oder Heirathsangelegenheiten, auch auf Streitigkeiten wegen Verkauf von Gütern Bezug haben. Früher, vor der russischen Herrschaft, war der Kadi Esker in solchen Angelegenheiten die höchste Instanz; ihm mußte der genaue Werth, der beiläufige Ertrag der Güter, wie auch der jedesmalige Verkauf derselben angezeigt werden und er führte ein eigenes Buch darüber, was bei vorkommenden Streitigkeiten als gesetzliches Dokument galt.

Es wäre überflüssig, hier in die Einzelheiten der religiösen Ceremonien der Tataren einzugehen, weil diese dieselben sind, die bei allen Anhängern der muhamedanischen Religion gebräuchlich sind. Sehr selten machen die taurischen Tataren Gebrauch von der durch den Propheten gestatteten Erlaubniß, mehrere Frauen zu haben und darin machen der Adel und die reichen Kaufleute keine Ausnahme, obgleich es wohl auch als Seltenheit hier und da vorkommt, daß einer von ihnen zwei Weiber hat und dieses sogar unter den Dorfbewohnern nicht ohne Beispiel ist. Unter diesen Tataren gibt es auch sehr wenige, welche sich männliche oder weibliche Sclaven halten, im Gegentheil unterhält der Adel eine solche Menge von bezahlten Dienern, daß viele Familien über diesen unsinnigen Luxus zu Grunde gehen. Auch hinsichtlich ihrer Kleidung, namentlich was den Putz ihrer Frauen betrifft, kennt ihre Verschwendung keine Grenzen; die tatarischen Damen geben in diesem Punkte den europäischen nichts nach; der einzige Unterschied ist der, daß die Mode nicht so oft wechselt, dagegen aber sind die Stoffe, aus welchen der weibliche Anzug verfertigt wird, weit reicher und kostspieliger, wie bei uns; Gold- und Silberbrokat, schwere, reich gestickte Seidenzeuge, mit Perlen und Edelsteinen besetzte Kleider, massive goldene Gürtel, Armbänder und Zierathen aller Art, gehören zu der Toilette einer jeden reichen Tatarin; und es gibt sogar in den untern Volksklassen wenige Frauen, welche nicht wenigstens ein seidenes, ja nicht selten ein goldgesticktes Kleid besitzen.

Früher waren die taurischen Tataren, sogar die aus

Digitized by Google

den höhern Klassen, so unwissend, daß sie weder lesen noch schreiben konnten, und statt ihrer Unterschrift auf den Dokumenten, die sie beglaubigen sollten, ihren Siegelring aufdrückten, auf welchem zuweilen ihre Namen, zuweilen aber auch nur einige dem Eigenthümer selbst unverständliche türkische Worte eingravirt waren. Jetzt ist dieses nicht mehr der Fall, die meisten Adeligen lesen und schreiben nicht nur ihre Muttersprache, sondern auch russisch, was freilich für sie beinahe unentbehrlich geworden ist, ja es gibt einige unter ihnen, die größere Reisen gemacht, sich längere Zeit in Moskau und Petersburg aufgehalten und sich eine feine europäische Bildung zu eigen gemacht haben. Im Allgemeinen jedoch ist die Trägheit ein Hauptzug in dem Charakter dieses Volkes. Oft sieht man ganz junge kräftige Leute auf einer an einem schattigen Plätzchen angebrachten Bank stundenlang mit der Pfeife im Munde sitzen oder liegen und die sie umgebende prachtvolle Natur, für die sie keinen Sinn haben, anglotzen, ohne sich zu regen, ohne auch nur ein Wort mit einander zu wechseln. Nur auf der Jagd, der sie mit Leidenschaft ergeben sind und die sie mit Falken oder auch mit großen Windhunden treiben, geben sich die tatarischen Edlen einige Bewegung, sonst aber leben sie gewöhnlich in einer beständigen physischen und auch geistigen Unthätigkeit.

Die Nahrung der taurischen Tataren ist zwar einfach, aber doch sehr gut und kräftig zubereitet. Bei großen Gastmählern wird eine unglaubliche Menge von Schüsseln jeder Art aufgetragen, wobei aber das Lieblingsgericht aller Tataren, junges Pferdefleisch unter allen möglichen Formen, nicht fehlen darf. Rindfleisch essen sie äußerst selten, ihre gewöhnlichen Speisen bestehen aus Pferde-, Hammel- und Ziegenfleisch, Geflügel, Wildpret und allen Arten von Gemüsen und Früchten, die sie vortrefflich zu bauen verstehen; ein bei ihnen sehr übliches Getränk ist Wasser, in welchem ein aus lange aufbewahrter Milch bereiteter Käse aufgelöst wird; ihr Lieblingsgetränk jedoch, das sie allen andern vorziehen, ist ein aus Hirse und Honig gebrautes, ziemlich starkes, berauschendes Bier, das sie Buza nennen. Auch ein aus verschiedenen Obstarten destillirter Branntwein, der hauptsächlich von den Bergbewohnern verfertigt wird, findet seine Liebhaber. Jedoch sind im Allgemeinen die taurischen Tataren sehr mäßig und dieser Mäßigkeit, ihrem einfachen, ruhigen, sorglosen Leben, ihrer warmen Kleidung, die sie sogar im Sommer nicht ablegen, ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß so wenige Krankheiten unter ihnen herrschen und daß sie den in der Krimm oft herrschenden nicht selten tödtlichen Gallen- und Wechselfiebern viel weniger unterworfen sind, als die Russen und die Fremden überhaupt, welche eine ganz andere Lebensart führen. Sehr viele dieser Tataren erreichen ein sehr hohes Alter, ohne besondere Beschwerden zu fühlen und wenn gichtische, rheumatische Leiden bei diesem Volke ganz besonders häufig vorkommen, so kann man dieß wohl dem Umstande zuschreiben, daß sehr viele Tataren an ihren Wohnungen keine ordentlichen Fenster, sondern blos einige mit hölzernen Gittern schlecht vermachte, zuweilen im Winter nur mit Rasen oder höchstens Bretern nothdürftig verstopfte Oeffnungen haben, und daher beständig im Luftzuge leben.

v. H—r.

Die Wasserhose.

Wir hatten so eben unser Mittagsmahl vollendet, als wir durch das stets beunruhigende Getöse des Zuschlagens der Schiffsluken erschreckt wurden. Schon wollte ich unzufrieden werden, und seufzte tief auf über die Aussicht, in der engen Kajüte von verdorbener Luft halb erstickt zu werden, als der Ruf: „Eine Wasserhose!“ mein Ohr traf. Blitzschnell stand ich auf dem Hinterdeck. Das Schiff lag so eben West-Nordwest halb West, und die merkwürdige Naturerscheinung, welche ich zu beschreiben versuchen will, zeigte sich in nordöstlicher Richtung von unserem Steuerbord*). In einer Entfernung von beiläufig einer halben deutschen Meile sah man eine breite, schwarze, dicke Wolkenlage schweben, von der sich eine dunkle Nebelsäule gegen den Ocean herabsenkte. Diese hatte eine umgekehrtkegelförmige Gestalt, und verjüngte sich, mit Ausnahme einer einzigen kleinen Unregelmäßigkeit, vollkommen gleichförmig, von einem (scheinbaren) oberen Durchmesser von 10 Fuß bis zu einem unteren von etwa 1 Fuß. Von diesem unteren Punkte an, welcher sich etwa 5 Fuß über der Oberfläche des Meeres zu befinden schien, verlor sich die dunkle Säule in eine unregelmäßig begrenzte Masse, welche, rauchähnlich, mit Heftigkeit von der Oberfläche des Wassers aufzuwirbeln schien. Ihr gewaltsam bewegter, phantastischer Umriß dehnte sich niemals über die scheinbare Breite von 6 Fuß aus, und wie sie sich in den rasendsten Evolutionen vom Mittelpunkte aus umtrieb, glich sie dem, von einer Masse in Brand gerathenen nassen Pulvers ausgestoßenen Dampfe. Durch's Fernrohr betrachtet, zeigte sich das Wasser unmittelbar um die kreisende Masse her als ein schäumender Strudel, der jedoch dem unbewaffneten Auge ganz unsichtbar blieb.

Man denkt sich gewöhnlich die Wasserhose als eine zusammenhängende, säulenförmige Wassermasse, welche aus einer Anhäufung von Wolken gegen die Erde herabhängt, und gewöhnlich über irgend einem Wasserspiegel schwebt, zuweilen aber auch über kleine Strecken festen Landes sich fortbewegt. Wer jedoch jemals Gelegenheit hatte, diese erhabene und seltene Naturerscheinung zu beobachten, weiß, daß dem nicht so ist. In dem vorliegenden Falle war die Säule zwar allerdings vollkommen zusammenhängend, allein statt eine gleichförmige Undurchsichtigkeit zu zeigen, war vielmehr die Gegend der Axe ihrer ganzen Länge nach völlig durchscheinend, während die Ränder undurchsichtig und schwarz erschienen. Es war also offenbar ein hohler umgekehrter Kegel. Oben endete derselbe in eine große Menge deutlich getrennter und wohl gerundeter Kugeln weißen

*) Die rechte Schiffsseite.

Digitized by Google

Dunstes, welche rasch von einem Mittelpunkte aus nach Außen rollten, und zugleich mit großer Schnelligkeit sich um ihre respectiven Axen drehten. Von der schwarzen, schweren Wolkenmasse hinter ihnen kräftig herausgehoben, gaben sie der ganzen Wasserhose fast das Ansehen eines ungeheuern, steifen, schwarzen, weißgestreiften Federbusches mit weißer Krone. Ungefähr acht Minuten, nachdem sie sich vollkommen gebildet hatte, nahm das untere Viertel der Säule das Ansehen eines schmalen Florstreifens an, durch welchen hindurch man den Horizont deutlich sehen konnte. Dann begann der obere Theil sich in Form eines sehr zugespitzten dunkeln Pinsels nach unten zu verlängern, während von dem schäumenden Kreise unten sich um den unteren durchsichtigen Theil ein Dunstpfeiler erhob, der sich ausbreitete wie er schnell emporstieg, bis er sich mit den Wolken vereinigte, und so das ganze Phänomen in seiner früheren Gestalt wieder herstellte. — Das Verschwinden dieser Wasserhose begann an ihrem unteren Ende. Dieses verwandelte sich nach und nach bis zu $^1/_3$ der ganzen Höhe der Säule in einen dünnen Nebel, und trennte sich dann von dem oberen dunklen Theile, welcher schnell zu den Wolken hinaufgezogen ward, von welchen er herabhing, während sich unten Alles in Luft auflöste. Es ist bemerkenswerth, daß der Tumult im Meere, welcher zugleich mit der Wasserhose stattfand, erst mehrere Sekunden später aufhörte, als der obere Theil derselben sich völlig in die Wolken hinaufgezogen hatte. Das Thermometer stand auf 75° Fahr., das Barometer auf 30,3. Ein Elektrometer mögte vielleicht eine elektrische Störung im Wasser anzeigt haben; aber es war kein solches an Bord.

Gewiß ist keine Naturerscheinung geeigneter, unsern bewundernden Blick anzuziehen, und Neugier und Forschungsgeist aufzuregen, als die eben beschriebene. Deshalb ist denn auch das menschliche Nachdenken seit Jahrhunderten thätig bemüht gewesen, eine Erklärung derselben aufzufinden; aber man findet, glaube ich, bis jetzt nichts in den Archiven der Wissenschaft, was ganz den Schleier hebt. Nach Allem, was über den Gegenstand bisher beobachtet oder geschrieben worden, sind wir gelehrt anzunehmen, daß die Wasserhose das Ergebniß entweder irgend einer plötzlichen Veränderung in dem mechanischen Zustande der Atmosphäre, oder einer eben so plötzlichen Störung des elektrischen Gleichgewichts zwischen Wolken, Luft und Wasser sei. Wenn wir bedenken, daß bei dieser äußerst sonderbaren Erscheinung eine direkte Verletzung eines Naturgesetzes — das der Schwere — stattfindet, dessen Herrschaft über alle Materie allgemeiner ist, als die irgend eines anderen, so müssen wir hoffen, daß der Geist naturwissenschaftlicher Forschung, so vorherrschend und scharf eindringend in unseren Tagen, einige der zahlreichen Gewelheten der Wissenschaft endlich auf eine genügende Erklärung derselben leiten werde.

E. Mühlenpfordt.

Raubfische.

(Taf. 43.)

Obenan unter den Raubfischen steht der Hecht, die einzige einheimische Gattung seines Geschlechts. Er zeichnet sich durch einen schlanken gestreckten Körper aus, welcher mit sehr feinen Schuppen bedeckt ist, welche man des anklebenden Schleimes wegen kaum unterscheiden kann. Der Rücken ist abgerundet, der Bauch breit, der Schwanz verdünnt mit gabelförmig ausgeschnittener Flosse; Seiten zusammengedrückt, deren Linie etwas unter der Mitte, Rücken- und Afterflosse einander gegenüberstehend. In dem großen Maul stehen scharfe Zähne, kleinere im Gaumen und auf der Zunge. Die Kiemenhaut hat 13 Strahlen. Das Merkwürdigste am Hechtkopf sind zwei Reihen kreisrunder Löcher, welche oben vom Oberkiefer unter dem Auge vorbei, unten von der Spitze des Unterkiefers gegen den Kiemendeckel, und hinter dem Auge herauf laufen. Diese Löcher sind die Mündungen von Kanälen, welche durch die Knochen selbst führen, mit einer feinen Haut ausgekleidet sind, und sämmtlich mit einander in Verbindung stehen. In der Schädeldecke verlieren sie sich, ohne daß man bis jetzt eine Ausmündung in die Gehirnhöhle entdeckt, oder den Nutzen dieser Röhren zu erklären vermocht hätte.

Die Farbe dieses Fisches ändert nach dem Wasser, worin er lebt und nach seinem Alter, sehr ab. Sie ist untenher weißlich, oben und an den Seiten graugrün, bei Jungen oft grasgrün, bei Aelteren auf dem Rücken olivenfarbig, an den Seiten gelbgefleckt. Diese gelben Flecken treten mit dem fortschreitenden Alter immer mehr hervor, während die Grundfarbe immer dunkler wird, und wie mit Schwarz marmorirt erscheint. Die Flossen sind braungelb, die hinteren mit großen schwarzen Flecken. Der Augenring golden mit dunkelgrünen Punkten, die Pupille beim Jungen blau, später grün, dann schwarz.

Der Hecht ist über ganz Europa verbreitet, und findet sich auch in Nordamerika. Er lebt in Flüssen und Teichen und wird seines schmackhaften Fleisches wegen überall gefangen. Er wächst sehr schnell und wird alt. Im ersten Jahr zeigt ihn Fig. 1, im zweiten Fig. 2 um $^1/_3$ verkleinert; im dritten Jahr ist er gegen 2, im sechsten 3 Fuß lang. Er wird aber 4—8 Fuß lang, und erreicht dabei eine Schwere von 30—40 Pfund, die gewöhnlichsten sind übrigens nur 12—15 Pfund schwer.

Die Nahrung dieses gefräßigen Fisches besteht in lebenden Fischen, er schnappt jedoch nach allem, was aus dem Thierreiche kommt, sei es todt oder lebendig. Auf diese Weise werden ihm Frösche, Kröten, Ratten und Wasservögel, sowie die in's Wasser geworfenen Thierkörper zu Theil. Man hat selbst Reste menschlicher Leichname in seinem Magen gefunden, und Beispiele, daß er Badende bei den Füßen gepackt. Beim Verschlucken des Stichlings geht hie und da ein Hecht zu Grunde, weil dieses Fischchen seine Stacheln spreizt und

Digitized by Google

ihm so im Schlunde stecken bleibt. Er stürzt sich mit Heftigkeit auf seine Beute, und greift selbst Thiere an, die er weder zu bezwingen, noch zu verschlucken im Stande ist. Seine Raubgierde macht ihn sehr schädlich.

Er liebt kaltes und frisches Wasser, aber nicht den reißenden Strom und hält sich daher an tiefen ruhigen Flußstellen, in Seen auf deren Höhe am liebsten auf; nur zur Laichzeit, im April und Mai, nähert er sich den flachen, mit Moos, Schilf oder Binsen bewachsener Ufern, und setzt daselbst seinen Laich ab, woraus bei guter Witterung schon nach zwei Tagen die jungen Fische kommen. Man hat bei einem einzigen Hechte 80,000 bis 90,000 Eier gezählt, wovon natürlicherweise immer ein großer Theil zu Grunde geht.

Der Hecht wird mit der Angel, häufiger aber mit starken Netzen gefangen, hie und da auch geschossen. Dies geschieht in jedem Alter; die zwei- und dreijährigen sind am besten zum essen, später wird das Fleisch härter, und ist schwerer zu verdauen.

Der Hecht hat außer dem Menschen keine Feinde, die ihm etwas anhaben könnten. Zahlreiche Eingeweidewürmer wohnen aber in seinem Körper, und Wasservögel und Raubfische stellen seiner Brut nach. Er wird nicht selten blind, und ist einer epidemischen Krankheit unterworfen, wobei er Beulen am Leibe bekommt, und zuletzt todt auf dem Wasser schwimmt.

Ein anderer Raubfisch ist die Quappe — Gatus lota, auch Trüsche, Schwarz- und Schneck-Trüsche, Aalraupe und Ruffolk genannt. Fig. 3.

Dieser Fisch wird über 2 Fuß lang und 3 Pfund schwer, doch kommt er am häufigsten zu 1 Fuß Länge, und einem Gewicht von 1½ Pfund vor. Der Körper ist ziemlich cilindrisch und hinten zugespitzt. Die Bauchflosse, wovon der erste Strahl zur Hälfte frei ist, ist klein, ebenso die dreieckige, aber abgerundete vordere Rückenflosse. Die Schwanzflosse stark gewölbt, zweite Rücken- und After-Flosse sehr lang, so daß beide die Schwanzflosse berühren. In den Kiefern stehen mehrere Reihen spitziger, aber sehr feiner Zähne, auch im Gaumen stehen Zähne. Die Farbe ist an allen Theilen ein schmutziges Gelb, überall mit braunen zusammenhängenden Flecken gezeichnet; an den untern Körpertheilen geht die Grundfarbe in Gelblichweiß über, und vorn an der Afterflosse in Bläulichweiß, der Augenring braun, die Pupille blau von einem feuerrothen Ring umgeben.

Dieser Fisch ist ziemlich über ganz Europa verbreitet, und findet sich in Flüssen und Seen, jedoch nicht überall gleich häufig. In der Jugend heißt er Mooserle, weil er sich gerne an den bemoosten Ufern aufhält; später geht er in die Tiefe und lauert in Gruben und unter Steinen auf seinen Raub, auf den er sich pfeilschnell stürzt. Er nährt sich von Fischen und ihrem Rogen und frißt nur im Nothfalle Würmer und Insekten.

Die Quappe laicht vom December bis anfangs März, wozu sie die Tiefen der Seen aufsuchen. Ihre Vermehrung geht in's Ungeheure, da man bei einem einzigen Fische gegen 128,000 Eier gezählt hat. Ihr Wachsthum geht schnell von statten. Ihrer Raubsucht wegen schädlich, ersetzt sie dieses wieder durch ihr zartes und überaus wohlschmeckendes Fleisch. Ihr Rogen ist schädlich.

Der Fang geschieht mit Reusen, Garnen, Setzschnüren und Angeln. Die Angelschnur wird oft von ihr abgerissen, ohne daß die steckengebliebene Angel ihr etwas schadet.

Sie ist der Blindheit unterworfen und beherbergt viele Eingeweidewürmer. Alle größeren Raubfische, besonders der Hecht, sind ihre ärgsten Feinde.

Berge.

Die Götterlehre der Griechen und Römer.

(S. Seite 187.)

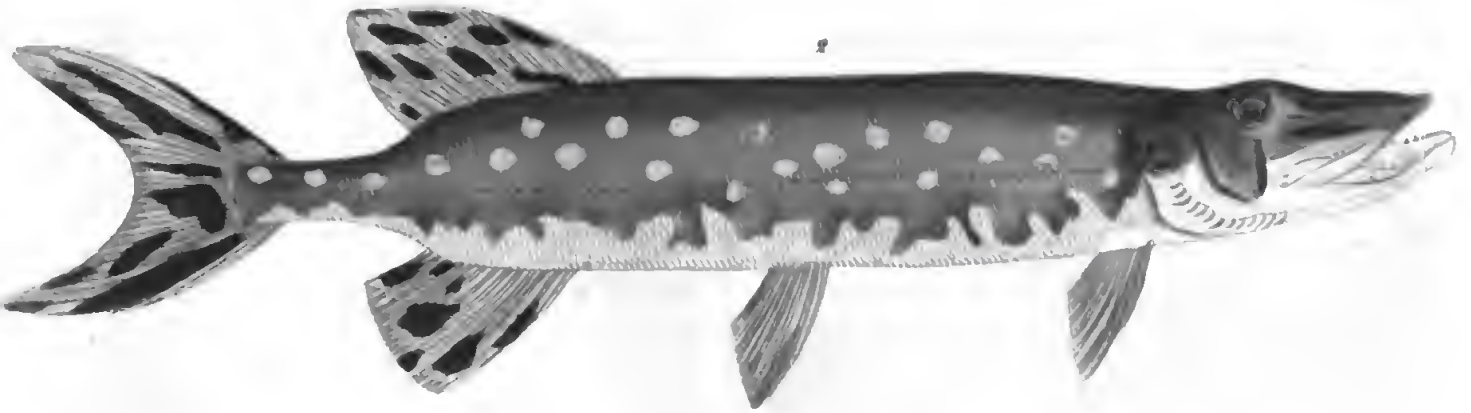
Wenn irgend eine Naturerscheinung es verdiente in einem schönen Bilde vergöttert zu werden, so war es die Morgenröthe, die das Herz aller Geschöpfe mit Wonne erfüllt. Die Alten verehrten sie unter dem Namen Aurora, Eos, und ihre Dichter verliehen ihr die reitzendsten Attribute. Bei dem Einen ist sie in ein goldenes Gewand gekleidet, der Andere hängt einen prächtigen Mantel um ihre Schultern, Dieser gibt ihr ein rosiges Viergespann an den glänzenden Wagen, und Jener läßt sie Rosen ausstreuen, wenn sie das purpurne Thor des Aufgangs öffnet. Die alten Künstler versinnlichten diese Gottheit eben so schön in ihren Gebilden. Man hat sie auf ihrem Wagen dargestellt, den der Pegasus mit ausgespannten mächtigen Flügeln über Wolken zieht. In der Rechten hält sie die leuchtende Fackel hoch empor und mit der Linken streut sie Blumen. Ueber ihr strahlt der Morgenstern und der frohe Verkünder des erwachenden Tages, ein stolzer krähender Hahn prangt mit hochrothem Kamme, auf dem Wagen.

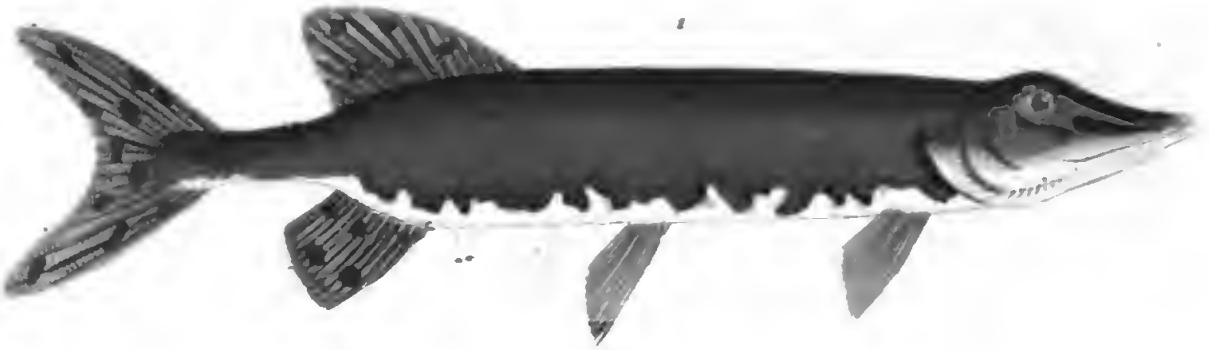
Hyperion der Titan und Theia, die Quellen des Lichtes, wurden der Göttin zu Eltern gegeben, und Sonne und Mond waren ihre Geschwister. Mit ihrem Gemahle Asträos, dem Sterngotte, lebte sie in vergnüglicher Ehe und als ihre Kinder nennt man den Morgenstern nebst den andern Gestirnen, und die Winde. Die Letztern wurden von den sinnreichen Alten wahrscheinlich deßhalb als Kinder der Morgenröthe betrachtet, weil sich um die Zeit des Erwachens der Sonne die Winde erheben.

Aurora war die stets jugendliche Göttin, die mit jedem Tage in frischer Schönheit aus den Fluthen des Meeres heraufstieg. Man dachte sie sich als Vorläuferin der Sonne, die den Tag über zugleich mit ihr durch den weiten Himmel fuhr, dann am Abend unterging und während der Nacht auf den, die Welt umgebenden, oceanischen Gewässern zum Aufgange zurückschiffte. Man versinnlichte durch sie auch zuweilen das Tageslicht überhaupt, und nannte sie dann Hemera, die Tagesgöttin.

Als Spender des edelsten Gutes der Menschen, der Gesundheit, wurde Aesculap oder Asclepios,

Digitized by Google





1813

Digitized by Google

Digitized by Google

ein Sohn Apollo's und der Arsinoe, verehrt. Er soll die Heilkunde, die er zuerst von dem weisen Centauren Chiron erlernte, nicht nur weiter ausgebildet, sondern auch mit so glücklichem Erfolge ausgeübt haben, daß man ihm sogar die Gabe zuschrieb, Todte in's Leben wieder zurückzubringen. Die alte Sage meldet, daß Pluto, der Herrscher der Schatten im Reiche des Todes, sich bei Jupiter beschwert haben soll, weil sein Reich Gefahr liefe, durch die Kunst des Aesculap den Zuwachs an Bevölkerung einzubüßen. Jupiter schleuderte, um seinem Bruder zu helfen, Blitze auf den Heilkünstler und tödtete ihn. Aber bei den Menschen wuchs seine Verehrung; sie errichteten ihm Altäre und stellten sein Bild darauf, um ein mächtiges Wesen in ihm zu besitzen, zu welchem Kranke ihre Zuflucht nehmen könnten.

In Epidaurus, seinem Geburtsorte, ward er vorzüglich verehrt; er heißt davon der Epidaurische Gott. Sein Tempel war von einem Hain umgeben, in dessen Schatten kein Kranker sterben durfte. An den Säulen des Tempels las man die Namen derer, welche ihre Genesung dem wohlthätigen Gotte verdankten. Sein Bild war aus Gold und Elfenbein verfertigt; er saß auf dem Throne als ein ernster sanfter Mann, gewöhnlich mit dichtem Barte und entblößtem Oberleib, und hatte in der einen Hand einen Stab, mit der andern stützte er sich auf einen Schlangenkopf, weil die Schlange zu den Attributen der Heilkunst gehört. Sie ist nämlich das Sinnbild der Klugheit, die dem Arzte vor Allem so nöthig ist, und zugleich der Genesung, indem die Schlange durch das Abstreifen der Haut, sich gleichsam verjüngt und erneuert. Gewöhnlich trägt er einen starken Knotenstock in der Hand, um den sich eine Schlange windet. Ja er selbst erschien manchmal in Gestalt einer Schlange. Der Hahn den man oft zu den Füßen Aesculaps abgebildet findet, deutet auf die dem Arzte nicht genug zu empfehlende Wachsamkeit. Der Hahn wurde dem Gotte auch zum Opfer gebracht.

Seine Tochter, die fast eben so wie er selbst verehrt wurde, war Hygea oder Hygieia, die Göttin der Gesundheit. Ihr Geschäft ist Gesundheit zu erhalten, wie das ihres Vaters die verlorene wieder herzustellen. Zu ihr flehen die Gesunden, zu ihm die Kranken. Man bildete sie mit Schlange und Schale in den Händen ab, und dachte sie sich in jugendlicher Gestalt. In ihrer Gesellschaft erblickte man manchmal einen Knaben, in einen Mantel gehüllt und die Mütze auf dem Haupte. Dieser wird Telesphorus genannt, dessen Bedeutung „Vollender," mithin Wiedergenesung ist. Meditrina war die Göttin der Arznei, besonders der heilsamen Kräfte, die im Traubensafte schlummern. Ihr wurden zur Zeit der Weinlese die Meditrinalien gefeiert, wobei alter Wein und junger Most getrunken, und den Göttern als Trankopfer gespendet wurde. Die Alten trauten dem Weine starke Heilkräfte zu, was übrigens auch die Neuern, wenn man zur rechten Zeit den Becher anzusetzen und zur rechten Zeit ihn abzusetzen weiß, gewiß nicht in Abrede stellen.

Es wird nicht leicht ein Gegenstand in der damals gekannten Natur gefunden werden, der nicht seine eigene, stets nahe und schützende Gottheit gehabt hätte. So hatten denn auch die Gärten die ihrige.

Bei den Griechen waren die Gärten der Venus, als Symbol der Schönheit und Fruchtbarkeit, untergeben, die Römer verehrten besonders Pomona und Vertumnus.

Pomona war eine Nymphe, die durch Schönheit, Fleiß und Geschicklichkeit im Gartenbau sich von allen Feldgöttern geliebt und geehrt sah. Viele warben um ihre Gunst, allein sie gab keinem Gehör, und schloß sich in ihren Garten ein, bis es endlich dem Vertumnus gelang, sie zu gewinnen. Er war nämlich im Stande alle Gestalten anzunehmen, und da verwandelte er sich in ein altes Mütterchen und wußte so das Vertrauen der Nymphe für sich zu erringen.

Eigentlich mögen wohl beide Gottheiten zuerst Menschen gewesen sein, die — wie es auch noch in unsern Tagen häufig geschieht — durch schöne und nützliche Gartenanlagen, durch Pflanzung und Veredlung der Bäume, und durch landwirthschaftliche Kenntnisse, die sie in geschickte Ausübung setzten, berühmt und um die Menschheit sich verdient gemacht hatten. Aus Dankbarkeit wurden sie unter die Götter versetzt. Allein nun kommt die Dichtung hinzu und kleidet Alles in ihr reiches und sinniges Gewand, ohne welches die ganze Mythologie nicht das wäre, was sie in der That ist.

Ueber Blüthen und Blumen herrschte Flora, die Gemahlin des lieblichen Zephyrs. Da von der Blüthezeit das Gedeihen der Frucht abhängt, so dachte man sich Flora's Macht sehr groß, die sich nicht nur auf den Schmuck der Gärten, sondern auf alles Wachsthum in der Natur ausdehnte. In Rom beging man ihr zu Ehren die Floralien, die um so eifriger gefeiert wurden, als man von deren Unterlassung den Zorn der Göttin, und in dessen Folge Mißwachs, Mehlthau, Reif oder Dürre besorgte. Diese Feste waren Tage der Freude. Man bekränzte sich selber, so wie Tisch und Becher mit Blumen; die Häuser wurden mit Kränzen geschmückt; man bestreute damit die Straßen und warf Blumen auf die Vorübergehenden. Ueberall tönten frohe Lieder, und im Circus der Flora wurden Tänze und Spiele von jungen Leuten ausgeführt. Da das Fest zu Ende Aprils fiel, so erfüllte die herrliche Blüthezeit Alles mit Freude und Lust.

Die Alten liebten die nächtlichen Trinkgelage und Schmausereien zu sehr, als daß sie nicht einen besondern Gott dafür hätten erwählen sollen. Diesen nannten sie Komus. Er gehörte, so wie die nun folgenden, zu den untern Gottheiten. Man bildete ihn mit einem von erhöheter Freude glühendem Gesichte, das von einem Rosenkranze beschattet war; in der Hand hält er die Fackel, mit der er zum nächtlichen Mahle leuchtet. Im Gegensatze schildern ihn alte Dichter auch oftmals überwacht, mit über einander geschlagenen Füßen, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Fackel nachlässig in der herabhängenden Hand, ermüdet und schlaftrunken von den

Freuden des Festes. Dann liegen wohl auch abgefallene halbwelke Blumen und musikalische Instrumente ihm zu Füßen, und ein Schenktisch mit einem großen Weingefäß steht ihm zur Seite. Attribute, die ihre Erklärung leicht finden werden. Bei den Neuern galt er auch für den Gott des Scherzes.

Verwandt mit Komus ist Jocus, der Gott des freien Scherzes, der gleichfalls bei den Gastmahlen der Griechen und Römer den Vorsitz führte. Der Scherz ist die Seele der Unterhaltung, nur muß er ächt sein, frei zwar, aber nicht plump und beleidigend, mit Rücksicht auf Zeit, Ort und Person angebracht. Mit Art zu scherzen erschien daher auch den Alten wie etwas Göttliches, und wurde personifizirt als Gottheit. Sie bildeten den Jocus als einen schönen lächelnden Jüngling, oft wie einen geflügelten Genius, um das Leichte des Scherzes anzudeuten. Manchmal gab man dem Jocus eine heitere Maske als eine Schellenkappe in die Hand.

Der Tadel scherzhaft und mit gehöriger Laune gewürzt, ward gleichfalls als ein göttliches Wesen in die Gesellschaft der Himmlischen zugelassen, und unter dem Namen Momus verehrt. Momus tadelte alles mit launigem Spotte und verschonte selbst die übrigen Götter nicht. Er war im Olymp der Repräsentant des gesunden Menschenverstandes.

Als Minerva, Neptun und Vulcan einst wetteifernd ein Haus, einen Stier und einen Menschen hervorgebracht hatten, wurden sie von Momus bitter getadelt. Das Haus, sagte er, sollte auf Rädern stehen, um es fortrollen zu können, wenn man von einem bösen Nachbar geplagt würde; der Stier sollte nach seiner Meinung die Hörner an der Brust haben, um besser stoßen zu können, und dem Menschen fehle ein Fenster in der Gegend des Herzens, um seine Gefühle und Gesinnungen zu errathen. Deshalb wird er auch vor einer Tafel stehend abgebildet, worauf ein Haus, ein Stier und ein Mensch abgebildet sind, die er mit spöttischem Lächeln betrachtet. Seine Gestalt ist hager, und seine Züge ältlich.

Wenn Momus im Scherze tadelt, und stets nur muthwillig und schalkhaft ist, so gab es aber auch Gottheiten, die im Tadel boshaft und hämisch waren. Dies sind die Satyrn, in denen selbst das Thierische der Menschheit in einem lebendigen Abbilde sich zeigte, so wie das Göttliche in ihr, in hohen und schönen Göttergestalten angebetet wurde. Allein dessenungeachtet waren diese Satyrn eben so sehr Denkmale der humanen Weisheit der Alten, wie ihre erhabensten Gottheiten. Neben dem Edeln und Hohen gibt es etwas allerdings Geringeres in unserer Natur, das wir nirgend gänzlich zu verläugnen im Stande sind, das aber dennoch ganz und gar nicht zu verwerfen ist. Das feine Gefühl, das den Alten inwohnte und sie ganz durchdrang, so wie ihre große Achtung für die reine Menschheit, leiteten sie das Niedrige und Unwürdige vollständig abzusondern, und in eine eigene Klasse zu bannen, die hart an der Grenze sich befindet, wo die menschliche Natur in die thierische übergeht. Diese Klasse bildet das Geschlecht der Satyrn.

Ihre Gestalt deutet schon das Thierische an. Sie wurden rothbraun oder roth abgebildet, hatten lange spitzige Ohren, einen größtentheils kahlen Kopf, eine stumpfe Nase, der Bart war rauh und lang und im Blicke lag ein gemeiner Ausdruck. In spätern Zeiten erhielten sie sogar noch Bocksfüße, kleine Hörner, Schweife, um das Grobe und Unmenschliche ihrer Sitten in's klarste Licht zu stellen. Ihre Kleidung bestand in Ziegen- und Rehfellen, auf dem Kopfe trugen sie Epheukränze. Ihr Wohnsitz war in bergigen Wäldern, weit weg von den Stätten gesitteter und gebildeter Menschen.

Die Griechen kannten eine eigene Gattung von komischen Schauspielen, die nach den Satyrn hießen. Ein Satyr durfte nämlich sagen, was in dem Munde eines Mannes von Erziehung unanständig gewesen wäre; und man hielt ihm die plumpsten und selbst freiesten Scherze zu gute — denn es war ja nur ein Satyr. Diese satyrischen Dramen wurden als Nachspiele zu den Tragödien gegeben.

Die älteren Satyrn hießen Silenen, von Silen, dem Erzieher und beständigen Begleiter des Bacchus. Die Faune und Pane bei den Römern sind den Satyrn fast gleich zu achten, nur ist ihre Gestalt menschlicher, und dadurch ihre Natur schon weniger thierisch. Doch lieben auch sie den Wein und nach seinem Genusse den Schlaf in kühlen Grotten.

Die Bildhauer des Alterthums schufen oft Satyrn von großer Schönheit, wenn gleich ihre Gesichtszüge weder zart noch edel waren. In dem trefflichen belehrenden Buche, „die Reisen des Anacharsis“ (5 Bd.), wird eine Anekdote von dem berühmten Praxiteles erzählt. Einst wünschte Phryne sein schönstes Werk zu besitzen. „Mit Freuden gebe ich es dir,“ sagte ihr der Künstler, „nur mußt du es dir selbst auswählen.“ Sie zögerte; denn bei dem Anblick so vieler Meisterstücke war es schwer, einen Entschluß zu fassen. Da gerieth sie auf folgende List. Ein heimlich durch sie gewonnener Sclave eilte herein und meldete seinem Herrn, daß das Feuer die Werkstätte ergriffen und einen großen Theil der Bildsäulen bereits vernichtet habe. Praxiteles gerieth außer sich. „Ich bin verloren,“ rief er, „wenn man mein Bestes, den Amor und den Satyr nicht rettet!“ Da trat Phryne lächelnd zu ihm hin und sprach: „Fasse dich, ich wollte nur durch diese falsche Nachricht dich zwingen, mich in meiner Wahl zu leiten.“

Bei der Darstellung dieser Gottheiten hatte die Phantasie den weitesten Spielraum. Bald sieht man einen Satyr mit Gier und unendlichem Behagen Trauben naschen, bald bläst einer mit kindischer Freude die Flöte; hier stößt sich einer mit einem Bocke, dort schöpft einer Wasser für eine Nymphe, die ihm indessen den Thyrsus hält; sie tragen Weinschläuche, schaukeln oder tränken junge Faune, und treiben andere Belustigungen dieser Art.

Als das Haupt aller dieser Feld- und Wald-Götter wurde Pan betrachtet. Er war die Gottheit, welche

Digitized by Google

die Aecker beschützte, und alle Thiere daraus verjagte, die den Feldfrüchten und Viehheerden schädlich sind. Er erfand die siebenröhrige Flöte, die Syrinx, und blies darauf, daß Thäler und Fluren davon wiederhallten. Er ward vorzüglich in dem alten Hirtenlande Arkadien verehrt und in seinem Geburtsorte, dem Berge Lycäus, der Lycäische Gott genannt. Seine Altäre standen in Höhlen, wie z. B. in einer am Parnaß, und in einer andern am Palatinischen Berge zu Rom, wohin Evander seinen Dienst verpflanzt hatte. Die Römer nannten ihn auch Lupercus, den Wölfevertreiber, und feierten ihm zu Ehren die Lupercalien; seine Priester hießen Luperci. Hiebei wurden Wettläufe von Jünglingen gehalten, die halbnackt von Thierhäuten umhüllt waren, um den schnellen, von Bergen zu Bergen jagenden Pan zu ehren, und zum Andenken an jene frühen Zeiten, wo die Menschen noch schlecht bekleidet, in Wäldern jagten oder auf den Fluren ihre Heerden weideten und pflügten. Pan wurde krummnasig, gehörnt, spitzohrig abgebildet, mit einem Schwanz und hochrothem Gesichte. Füße hatte er von der Ziege.

In der Vorstellung von Pan ruhete ein seltsamer Widerspruch. Man dachte sich ihn zunächst als einen wohlthätigen Gott, und doch scheuten ihn die Hirten sehr und keiner wagte es, ihn zu wecken, wenn er in einer Höhle schlummerte. Man sagte von ihm, er sei leicht in Zorn zu bringen und räche sich schwer, wenn man ihn reize. So war Pan halb wohlthätig, halb furchtbar, und bei den Opfern scheuten sich die Hirten ihn anzusehen.

Allein außer diesem Widerspruche findet sich noch ein anderer in dem Wesen des Pan. Ursprünglich lag ihm eine rohe Satyrnatur zu Grunde, allein eine spätere Umdeutung machte aus ihm einen allgemeinen Naturgott. Als nämlich das Zeitalter der Philosophie gekommen war, sahen sich die Priester genöthigt, dergleichen Umdeutungen vielfach vorzunehmen. So brach unter andern auch die Lehre von Einem Weltgeiste, von einem Alles in Allem wirkenden Weltgott aus allen Schulen hervor. Die Priester konnten den Strom weder aufhalten, noch ihm entgegen schwimmen; sie mußten sich bequemen und nahmen ihre Zuflucht zum Symbolisiren. Pan bedeutet im Griechischen Alles, und dieser Name war es, der sie auf die leichteste und bequemste Art aus der Verlegenheit zog. Der Name des Gottes bezeichnete was der neuen Idee entsprach: „Alles in Allem, Alles in Einem.“ Sie konnten somit in den herrschenden Ton der Zeit einstimmen: Ein Gott waltet in Allem!

Das Volk aber nahm daran keinen Theil, weil es für diese beliebten Deutungen keinen Sinn hatte; es blieb daher bei dem ersten Begriffe, und Pan war ihm nach wie vor, nicht mehr als der Beschützer der Hirten und Jäger.

Einen besondern Waldgott verehrten die Römer noch im Sylvanus, der aber mit dem griechischen Pan sehr übereinstimmte, und mit der Pfeife und dem Fichtenkranz, in halb thierischer halb menschlicher Satyrgestalt abgebildet wurde.

In diesen Halbgöttern, Halbmenschen und Halbthieren wurde von der reinen Form der Menschheit die Unform abgesondert und stand als Karikatur, in einer eigenen Gattung sinnlicher Wesen und niedriger Charaktere da. Die Alten unterschieden scharf, was einem Menschen und was einem Satyr zieme, und bewiesen eben dadurch ihr feines Gefühl für die ächte Sittlichkeit und Humanität.

Bei den Halbgöttern, die eine halbthierische Natur besitzen, sind auch noch die Centauren zu nennen.

Sie waren wilde mit Haaren überwachsene Bergmenschen, mit großer Annäherung zur Thiergestalt. Vorn waren sie Menschen, während die andere Hälfte ihres Körpers der Hintertheil des Pferdes bildete, bis endlich auch die Vorderfüße desselben dazu kamen, und der Centaur nur bis zum Gürtel Mensch blieb. Man hat die Beschreibung eines Gemäldes von Zeuxis, auf dem eine Centaurin dargestellt war, die ein junges Centaurchen in den Armen hielt, während das andere wie ein Fohlen saugend neben ihr lag. Ueber ihr, von einer Anhöhe lachte ein Centaur auf die Gruppe herab, und hielt in der einen Hand einen jungen Löwen, als ob er seine Kleinen zum Scherz damit erschrecken wollte.

Die Künstler haben sich von jeher in der Darstellung von Centaurengestalten versucht, und auch hier großen Werth daraufgesetzt, das Schöne darzustellen. Besonders schwierig ist es, die Verbindung des menschlichen und thierischen Theils unmerklich zu gestalten, so daß man nicht sehen kann, wo eigentlich der Eine anfängt und der Andere aufhört.

Berühmt und in vielen Denkmälern verewigt, war der Kampf der Centauren mit den Lapithen, ihren Vettern, denn so wie die Centauren von Centauros, so diese von Lapithes abstammten, welche beide Söhne des Apollo waren. Sie entzweiten sich bei der Hochzeit des Pirithous, Königs der Lapithen, vom Wein erhitzt, stürmten gegen einander, und mordeten sich wechselweise, bis der Boden mit Getödteten bedeckt war.

Unter den Centauren aber glänzte einer von Allen hervor. Dies war Chiron, der Weise, der in der Arzneiwissenschaft und Kräuterkunde erfahren war, und viele jungen Helden und Halbgötter erzog, wie z. B. den Bacchus, Jason und Achilles. Er lehrte sie die Jagd und die Künste, selbst die Leier wußte er zu schlagen; was in den Händen eines solchen Roßmenschen sonderbar gelassen und wohl ziemlich rauh geklungen haben muß.

Von diesen wilden, in der That ungöttlichen Gestalten, wollen wir uns jetzt wieder zu holdern Wesen wenden. Dies sind die Nymphen und Genien — ein Glaube, den die heitere Phantasie der Alten so schön ausgebildet und so mannigfach angewendet hat. Die unvollkommene Kenntniß der Naturkräfte und die sinnliche Vorstellungsart von den Ursachen und Wirkungen so mancher Erscheinungen, wie auch die Meinung, daß

Digitized by Google

in Dingen, die an Kraft und Dauerhaftigkeit einzelne Menschen und ganze Geschlechter übertrafen, nothwendig Göttliches walten müsse — dies rief diesen Glauben hervor.

So dachte man sich in den Bergschluchten jagend, die leichtgeschürzte Oreade; im Dunkel des Haines wohnte die Dryas; im einzelnen Baume lebte die Hamadryade; in belaubten Thälern schwebte die Napaea; an den Quellen saßen Najaden. Im Wehen sanfter Winde oder im Toben des Sturmes fühlte man das Nahen der Genien, die entweder tändelnd spielten, oder mit einander im Kampf begriffen waren.

An diese ersten Erfindungen knüpften sich nun andere schöne Mährchen und Erdichtungen. Man glaubte, daß das Leben der Hamadryade mit dem Baume fest verbunden sei; erhielt man nun diesen, so erhielt man auch die Nymphe; jede Pflege, die man ihm erzeigte, kam ihr zu Gute, und sie war dankbar dafür und vergalt es dem Menschen. Wer hingegen frevelnde Hand an einen Baum legte, versündigte sich an der Nymphe desselben, und die Strafe blieb nicht aus. Dieser Glaube pflanzte den Menschen Mitgefühl und zarte Schonung gegen das Pflanzenreich ein, und Wälder und Haine wurden dadurch zum Nutzen und zur Freude der Nachwelt für Jahrhunderte erhalten.

Nach der Meinung der Alten mußte man in Gegenwart höherer Wesen ein ehrfurchtsvolles Schweigen beobachten, dies galt auch bei den Nymphen. Man beleidigte die Schutzgottheit des Ortes, wenn man Ungeziemendes oder auch Unnützes schwatzte. Die unsichtbare Anwesenheit der Nymphen begeisterte, aber ihre sichtbare Erscheinung erzeugte Wahnsinn, selbst Raserei. Der freie Anblick des Göttlichen war für die Sterblichen immer gefährlich, oft sogar vernichtend.

Die Nymphen wurden zu den Halbgöttern gezählt, und waren Dienerinnen oder Gefährtinnen höherer Gottheiten. Gewöhnlich wurden Nymphen von schlanker Gestalt gedacht, leicht gekleidet und geschürzt, nach Art der Diana. Genien stellte man als Jünglinge dar, die eine Flamme auf dem Haupte hätten. Nach ihrer Bedeutung richteten sich auch die jedesmaligen Attribute. So wurde dem Genius der Dichtkunst die Leier beigegeben, dem Genius der Malerei lagen Pinsel und Palete zu Füßen u. s. w.

Endlich muß hier noch der Flußgötter Erwähnung geschehen. Es sind stets die Flüsse selbst, welche darin personifizirt werden. Sie liegen an ihren Urnen, aus denen sie ihre Gewässer an's Land strömen lassen. Man stellt sie dar mit Schilf gekränzt, ein Ruder in der Hand, wenn der Fluß schiffbar ist, oder mit einem Füllhorn, um die Fruchtbarkeit seiner Ufer anzudeuten. Große Flüsse werden als bärtige, starke Männer, kleinere als Jünglinge abgebildet. Wenn der Fluß nicht durch besondere Attribute kenntlich gemacht werden konnte, so setzte man seinen Namen auf die Urne. Auf die erstere Weise gab man der Tiber eine Wölfin bei, weil Romulus und Remus, die Erbauer Roms von einer Wölfin gesäugt wurden; der Nil hatte ein verhülltes Haupt, weil sein Ursprung — sein Haupt — unbekannt war.

Der Schönheitssinn der ältern Griechen erstreckte sich selbst auf die abenteuerlichsten Ausgeburten ihrer Einbildungskraft, und nur in spätern Zeiten gefiel man sich darin von der schönen Menschengestalt abzuweichen, und an dem Scheußlichen Gefallen zu finden. Dies war auch bei den Gräen, Gorgonen und Harpyen der Fall, die nach der Schilderung des Hesiod und Anderer schön und rosenwangig waren.

Die Gräen hießen Pefredo, Enyo und Dino. Alle drei hatten ein einziges gemeinschaftliches Auge, und auch nur einen gemeinschaftlichen Zahn. Dies deutete an, daß sie nur einen gemeinschaftlichen Rathgeber und Beschützer, und nur einen gemeinschaftlichen Quell des Unterhalts hatten. Sie wohnten in den ungekannten Gegenden des Westen, wohin alles Wunderbare versetzt wurde, und woher von reisenden Abenteurern und kühnen Seefahrern die seltsamsten Sagen mitgebracht wurden.

Die Gräen waren eigentlich nur die Wächterinnen der Straße, die zu ihren Schwestern, den Gorgonen, führte, die noch tiefer im Westen hausten. Diese hießen Steno, Eurpale und Medusa. Die Letztere, die Berühmteste, war von wunderbarer Schönheit, aber sterblich. Minerva verwandelte im Zorn die schönen Locken der Medusa in Schlangenknoten, und verlieh ihr die entsetzliche Kraft, durch ihren Blick Alles in Stein zu verwandeln. Diese Erfindung machte, daß die bildende Kunst sich vornämlich in der Darstellung von Medusaköpfen versuchte. Sie schufen einen göttlich schönen Kopf, und legten dann in das Auge etwas so schaurig Geheimnißvolles, daß man ihm die inwohnende Kraft des Versteinens anzusehen glaubte.

Das so schöne, aber unheilbringende Ungeheuer Medusa wurde von Perseus, dem Sohne Jupiters und der Danae, mit der ihm von Merkur geschenkten diamantenen Sichel enthauptet, wobei ihn Minerva unterstützte. Das abgeschlagene Haupt behielt indeß die erstarrende Gewalt und Minerva befestigte es an ihrem Schild, um ihn den Feinden schrecklicher dadurch machen.

Die Harpyen waren Gottheiten, die sich im Wirbelwinde naheten und Alles mit unwiderstehlicher Gewalt emporhoben und fortrissen. Auch sie wohnten im äußersten Westen, am Eingange des Schattenreichs, und zogen von dort aus verderbend und raubgierig über Länder und Meere. Man dachte sie sich gleichfalls in der frühesten Zeit noch von rein menschlicher Gestalt, wie aus den Schilderungen der älteru Dichter hervorgeht. Später wurden sie gleich den Gräen und Gorgonen zu Unholdinnen umgestaltet.

Aehnliche Wesen waren die Lamien oder Empusen, von denen die Sage berichtet, daß sie junge Leute an sich gelockt und sie dann durch Aussaugen des Blutes getödtet haben. Die Echidna war eine Nymphe mit

Digitized by Google

schönem Gesichte, die statt der Füße einen Schwanenleib hatte; Scylla und Charybdis waren gleichfalls Nymphen, die dann in Ungeheuer verwandelt, den Schiffern an der Küste von Sicilien verderbenbringend wurden. Bekanntlich heißen so zwei gegenüberliegende Felsen in der Meerenge von Messina, die einen Strudel hervorbringen, der sonst der unvollkommenen Schifffahrt der Alten gefahrdrohend war. Die wüthende Brandung und das gellende Geräusch der Wellen an den Felsen, wurde der leicht erregbaren Phantasie der Alten zum Hundegebell und Scylla ward dadurch zu einem Ungeheuer mit Hundsköpfen um die Hüften. Die Chimära war eine seltsame Dreigestalt; der Kopf gehörte einem Löwen, der Leib einer Ziege, und der Schweif einer Schlange. Den Namen Chimära führte eigentlich ein feuerspeiender Berg in Lycien, in dessen Gegend sich Löwen, wilde Ziegen und Schlangen aufhielten. Bellerophon, der nach Art damaliger Helden ausgezogen war, das Land von dieser Plage zu befreien, und dem dieses Unternehmen gelang, trug dann den Ruhm davon, das Ungeheuer Chimära getödtet zu haben. So wird man überall eine natürliche Ursache zu den Dichtungen der Mythologie leicht auffinden können.

Als man in spätern Zeiten, diese Ursachen aufzufinden, sich immer mehr zum Geschäfte werden ließ, und Philosophen und Priester die alten Fabeln zu moralischen Sinnbildern umdeuteten, wurden auch sowohl die göttlichen als die halbgöttlichen Wesen bald schöner, bald häßlicher gebildet, je nachdem sie durch die Deutung an sittlicher Vollkommenheit gewannen, oder verloren. Je sittlicher, desto schöner; je unmoralischer, desto häßlicher und grauenvoller. —

Eine furchtbar gespenstige Gestalt war Eris, die Göttin der Zwietracht. Sie erhebt sich wie ein Rauch, wie ein Dunst zwischen Himmel und Erde, erst ganz klein und unscheinbar, wächst sie riesengroß heran und durcheilet Heere, Staaten, überall Zank und Hader ausstreuend, aber ihr Haupt in dicken, hohen, unabsehlichen Wolken verborgen. Oft wissen die Parteien kaum weshalb sie streiten; gewöhnlich ist die Ursache nur klein; im Streiten aber werden sie immer hartnäckiger und verbitterter, und mit jedem Schritte wächst die unersättliche Eris. Wie wahr muß nicht jeder diese Vorstellung von der Zwietracht finden! Sie war eine Tochter der Nacht und die Mutter von Arbeit, Hunger, Pest, Schmerz, Kampf, Mord, Streit, Lüge, Unglück u. s. w.

Aber nicht bloß unter den Menschen, selbst unter den Göttern stiftete die Zwietracht Böses. — Als nämlich Peleus, der Sohn von Aeakos und Endeis, nach vielen Abenteuern sich mit Thetis vermählte, wurden alle Götter und Göttinnen, mit Ausnahme der Eris, zum Hochzeitsfeste geladen. Hierüber ergrimmt, schlich sie sich herbei und warf einen goldenen Apfel in die Versammlung, der die Aufschrift trug: „Die Schönste soll ihn haben.“ Der Apfel rollte gerade an die Stelle, wo Juno, Minerva und Venus saßen. Kaum hatte Merkur den Apfel aufgehoben, und die Aufschrift laut gelesen, als jede der drei Göttinnen auf den Apfel und mithin auf den Preis der Schönheit Anspruch machte. Der Streit ward mit jedem Augenblicke hitziger, und selbst Jupiter hatte nicht Lust mit seinem Machtspruch dazwischen zu treten. Da sagte er endlich zu den Erzürnten: „Gehet auf den Berg Ida zu Paris, dem Sohne des Priamus, das ist ein Kenner der Schönheit, und seinem Urtheil mögt ihr euch unterwerfen.“

Die Göttinnen thaten nach Jupiters Geheiß, und Paris entschied zu Gunsten der Venus, indem er ihr den Apfel reichte. Venus versprach ihm nunmehr ihren Schutz, und darauf vertrauend, entführte er die Helena, welche That ganz Griechenland entzündete und den trojanischen Krieg zur Folge hatte, der unsägliches und langwieriges Unglück verbreitete. Dies aber war einzig durch den Apfel der Zwietracht entstanden. Noch bis auf unsere Zeit hat sich der Ausdruck „Zankapfel“ erhalten.

Ein anderes Gespenst ist Ate, aus dem Geschlecht der Nacht, die Tochter der Ungesetzlichkeit, die schreckenvoll bethörende Schuld, auf leicht dahinschwebenden Füßen, welche die Menschen bestrickt und zu Fehltritten reizt. Was den Griechen Veranlassung gab, diese Gottheit zu erdenken, war wohl die Neigung der Menschen, die Fehler, die sie aus Uebereilung oder Unbesonnenheit begehen, auf irgend ein fremdes feindseliges Wesen zu schieben, um sich bei dem, was man in der raschen Hitze eines schlimmen Augenblicks begangen, vor sich selber zu rechtfertigen. Gegen Ate und Eris, Schuld und Zwist, kann uns allein die Aegide Minerva's — der Schild der kalten bedachtsamen Weisheit — bewahren und schützen.

Die Bildung geht einen sehr langsamen Gang. Zuerst entwickeln sich die körperlichen und dann erst die geistigen Kräfte, sowohl des einzelnen Menschen, als des sämmtlichen Menschengeschlechts. Gefahren und Bedürfnisse des täglichen Lebens erwecken die ersten, indeß die andern noch lange schlummern. Wer nun in einem Zeitalter, in welchem die Vorzüge des Geistes, weil man ihrer wenig bedarf, auch wenig geachtet werden, seine körperlichen Kräfte nicht nur bis auf einen außerordentlichen Grad entwickelt, sondern auch zum Besten seiner Mitmenschen wohlthätig anwendet, der darf auf die allgemeine Hochachtung und auf den Dank seiner Zeitgenossen sicher rechnen. Sie werden ihn — der Gefahren von ihnen abgewendet und Bedürfnissen des Lebens abgeholfen hat — wie einen Gott verehren. Dies war der Fall mit den Heroen oder Helden der Vorzeit, mit den Vertilgern unmenschlicher Tyrannen und Räubern, mit den Löwen und Schlangentödtern, mit den Rossebändigern und den Erfindern nützlicher Künste. Die Sage, so wie die Alles verschönernde Poesie, vergrößerte die Thaten der Heroen und diese selbst standen bald in dem Zauberlichte einer unsterblichen Glorie da, und erhielten eine Art von gottesdienstlicher Verehrung.

Der erste und vornehmste dieser unsterblichen Helden ist Herkules, das höchste Ideal eines Mannes

Digitized by Google

im vollen Sinne des Worts, von unbezwingbarer Stärke und von unerschöpflichen Kräften.

Herkules war der Sohn des Jupiter und der Alcmene, und gleich nach seiner Geburt erregte er schon die größten Erwartungen; denn in der Wiege erdrosselte er die Schlangen, welche die eifersüchtige Juno gesandt hatte, ihn umzubringen. Ein Seher, Tiresias genannt, weissagte daraus die künftigen Schicksale des Kindes. Als der Jüngling herangewachsen war, erschienen ihm einst auf einem Scheidewege — die Tugend und das Laster. Dieses verhieß ihm Alles, was das Leben zu einem immerwährenden Freudenrausch machen kann; jene versprach ihm unsterblichen Ruhm und einen Sitz unter den Göttern, jedoch nur nach vollbrachter schwerer Arbeit und großer Entsagung. Er schlug den Weg der Tugend ein, und wandelte den Mühseligkeiten und Gefahren getrost entgegen.

Sein erstes Abenteuer, das er auf Befehl des Eurystheus bestand, war der Kampf mit dem ermäischen Löwen; sein zweites, die Tödtung der giftigen Hydra mit stets nachwachsenden Köpfen; das dritte, die Bändigung der Hindin*) mit ehernen Füssen und goldenen Hörnern; das vierte, die Jagd des Ebers im Erymanthischen Walde; das fünfte, die Reinigung der Augiasställe; das sechste, die Vertilgung der Stymphaliden Vögel mit Klauen und Schnäbeln von Eisen; das siebente, das Fangen des neptunischen Stiers in Kreta; das achte, das Fortführen der menschenfressenden Rosse des Diomedes; das neunte, der Kampf mit den Amazonen um den Gürtel ihrer Königin; das zehnte, die Besiegung des dreileibigen Geryon und die Fortführung seiner Rinder; das eilfte, das Holen der goldenen, von Drachen bewachten hesperischen Aepfel; das zwölfte, das Fesseln des Cerberus**).

Diese Abenteuer nennt man die zwölf Arbeiten des Herkules. Außerdem vollführte er aber noch viele Andere, und zeigte sich in allen als Meister in Kampfübungen jeder Art, vorzüglich aber im Faustkampfe und im Gebrauche des Bogens. Eben so bewährte er sich in der Behendigkeit des Körpers, im schnellen Laufe, und in der Gewandtheit des Geistes, in List und Schlauheit. Eigenschaften, die in jenen Zeiten geschätzt und bewundert wurden.

Als dieser starke göttliche Held das Ende seiner Tage kommen sah, ließ er sich auf den Berg Oeta bringen, legte sich auf einen Scheiterhaufen und ließ ihn anzünden. Aber Jupiter verzehrte mit seinen Blitzen selbst den Scheiterhaufen und Alles, was an Herkules sterblich war, und hob ihn in einer Wolke zum Himmel empor. Hiedurch wollten die Dichter dem Volke einprägen, zu welcher Höhe Selbstverläugnung, Anstrengung und ausdauernde Tapferkeit führen, und wie die Götter selbst die Helden am Ende verherrlichen, die von den Menschen nur um etwas weniger als die Götter verehrt wurden. Sie hatten ihre Tempel, Altäre, Haine; man feierte ihnen Feste und Spiele, um ihren Ruhm zu verewigen, und ihr hehres Beispiel in stetem Andenken zu erhalten. Während man aber auf ihren Altären Weihrauch anzündete, verrichtete man bei ihren Gräbern dennoch die üblichen Trankopfer für die Ruhe ihrer Schatten, die der Vergötterung ungeachtet, gleichwohl in den Hades (die Unterwelt) hinabsteigen mußten.

Im großen unüberwindlichen Herkules war jedoch das Ideal des Heroen noch nicht erschöpft. Er steht einzig für sich da, ein Koloß der grauesten Vorzeit; die Helden, die auf ihn folgen, tragen schon sichtbare Spuren einer auflebenden Kultur — sie sind minder grausam und rauh — sie sind menschlicher. So waren die Heldenjünglinge Castor und Pollux.

Jupiter und Leda waren der Beiden Eltern; Pollux war unsterblich; Castor sterblich. Gewöhnlich wurden sie die Dioskuren genannt; manchmal aber auch die Tyndariden, nach ihrem vermeintlichen Vater Tyndarus, König von Sparta. Beide waren unzertrennliche Gefährten auf der Bahn des Lebens; beide tapfer und in körperlichen Uebungen geschickt; Pollux war berühmt im Faustkampfe, Castor der geschickteste Reiter. Sie schifften mit Jason und einer Schaar auserlesener Helden nach Colchis, um das goldene Vließ zu erobern. Auf dieser Fahrt wüthete einst ein fürchterlicher Sturm, der das Schiff Argo — von dem sie Alle Argonauten genannt wurden — in die größte Gefahr brachte; als plötzlich über den Häuptern beider Brüder lichte Flammen loderten und in demselben Augenblicke der Sturm schwieg. Dies war Ursache, daß sie später als leuchtende Sterne an den Himmel versetzt, und als Schutzgötter der Schiffenden verehrt wurden.

Nachdem sie von jener abenteuerlichen Fahrt zurückgekommen waren, hatte Theseus ihre Schwester Helena entführt. Sie machten sich daher auf, eroberten die Stadt Aphidnä, wo Helena aufbewahrt wurde und führten sie im Triumphe heim, ohne die geringste Gewaltthätigkeit weder in der Stadt selbst, noch sonst im attischen Gebiete ausgeübt zu haben. Die Athener verehrten sie besonders ihrer schonenden Großmuth wegen. Der Geist der Humanität waltete über all' ihren Heldenthaten und erwarb ihnen das Zutrauen der Menschen; sie erschienen ihnen als hilfreiche Wesen in Nöthen und Gefahren, die sie anriefen und von ihnen Schutz und Rettung, wie von Gottheiten erwarteten.

Nichts konnte das edle Brüderpaar im Leben trennen. Bei allen Unternehmungen boten sie sich die Hände; alle Gefahren bestanden sie gemeinschaftlich; sie wollten aber auch durch den Tod nicht von einander getrennt werden. Pollux flehte zu Jupiter, daß er ihm gestatten möge, seine Unsterblichkeit mit dem Bruder theilen zu dürfen. Dies wurde ihnen von ihrem Vater in der Art gewährt, daß sie einen Tag im Schattenreich, den andern im Sonnenlichte verleben durften, um sich des holden Daseins zu freuen. Andern Sagen zufolge

*) Hindin, Hirschkuh.

**) Diese Thaten werden in einem spätern dem Herkules gewidmeten Artikel ausführlich geschildert werden.

Digitized by Google

bringen sie die eine Hälfte des Jahres im Himmel, die andere in der Unterwelt zu. Die Menschen retteten sie oft aus Gefahren; so den Dichter Simonides auf folgende Weise. Dieser hatte einst ein Siegeslied auf einen gewissen Skopas gemacht, der in den Kampfspielen den Preis davon getragen hatte. In diesem Gedichte war eine weitläufige Anspielung auf Castor und Pollux angebracht, die in diesen ritterlichen Uebungen einst so berühmt waren. Der eitle Skopas nahm dies übel und sagte: Simonides möge sich für zwei Drittel des bedungenen Lobes von den Dioscuren zahlen lassen, indeß er für das seiner Person gezollte Lob nur ein Drittel wie billig zu zahlen schuldig wäre. Dennoch aber lud er den Dichter zu dem Gastmahle ein, das er seinen Freunden gab. Während des Mahles kam ein Sclave und meldete, daß zwei ansehnliche Ritter vor der Thür ständen und den Simonides eilig zu sprechen begehrten. Kaum war er hinaus gegangen, so stürzte die Decke ein und erschlug alle im Saale Befindlichen; dem Dichter aber lohnte das edle Brüderpaar seinen Antheil an dem Lobgesange, indem es ihm das Leben rettete. Simonides fand aber Niemand vor der Thüre.

Auch wird erzählt daß sie einst zu Rom auf dem Forum erschienen und einen so eben erfochtenen Sieg, von dem noch Niemand Nachricht haben konnte, dem Volke verkündigten. Dieses glaubte, daß sie ihn auch erkämpfen geholfen, und man weihte ihnen einen Tempel und die römschen Ritter feierten ihnen alljährlich ein Fest mit einem Prachtauszug. Sie trugen dabei ihren schönsten Waffenschmuck und einen Kranz von Oelzweigen in den Haaren. Ehrgefühl, Tapferkeit, Edelmuth und jede ritterliche Tugend zu nähren, war der Zweck des Dioscurendienstes.

Diesen Beispielen ähnlich sind auch die Sagen der andern Helden wie z. B. des Theseus, Jason, Perseus und Bellerophon, die wir theils schon erwähnt, von denen wir aber weiterhin noch sprechen werden. Die Grundidee bleibt stets dieselbe, wenn auch die Ausführung eine andere ist. Wir unterlassen es daher, ihrer in dieser vorläufigen Arbeit auf eine ausführliche Weise Erwähnung zu thun.

Und so glauben wir denn hiemit diese kurzen Andeutungen über die Götterlehre der Alten schließen zu können, nachdem wir überall bemüht gewesen waren, sie als Ideale irgend einer Vortrefflichkeit darzustellen; als Bilder, unter denen die Weisen Griechenlands und Roms die erhaltenden Kräfte der Natur, die mannigfaltigen Vollkommenheiten des menschlichen Geistes und die Tugenden des geselligen Lebens sich dachten. Wer mit rohen Fäusten in dies zarte Gewebe fährt, wer die mythologischen Gottheiten ohne Ausnahme für leere Hirngespinnste der Dichter, oder gar für Götzenbilder des blinden Heidenthums ansieht — der steht gewiß auf einer niedrigen Stufe ästhetischer Bildung und hat keine Ahnung von dem die Alten beseligenden Schönheitssinne und von ihrer humanen Weisheit.

Die Verehrung dieser Götter — und wir wollen darüber noch schließlich ein Wort hinzufügen — bestand in Griechenland und Rom darin, daß man ihnen Haine, Tempel und Altäre weihte, Opfer und Gebete darbrachte, Hymnen sang und Kampfspiele abhielt.

Dichte Haine wurden hauptsächlich den furchtbaren Göttern der Unterwelt, den Furien, dann der Diana, als Göttin der Jagd, geweiht. Die Ehrfurcht, mit der ein solcher Hain betreten wurde, grenzte an Grauen und Entsetzen. Die Einwohner von Kolonos, wo ein Hain der Furien lag, gingen an demselben nur stets mit niedergesenkten Blicken und bebend vor Angst vorbei. In dieser heiligen Scheu vor den Rachegöttinnen beruhte die persönliche Sicherheit, als der erste Zweck des gesellschaftlichen Vereins. Nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern auch die innere Ruhe und Eintracht des ganzen hellenischen Bundes war in den besondern Schutz der Götter gegeben. So fiel, wer einen Menschen tödtete, in die Gewalt der Furien und konnte, sogar wenn er die That unvorsichtig begangen, nur durch eine förmliche Sühne ihren rächenden Händen entrissen werden.

Um die Tempel wurden heilige Haine angepflanzt. Diese waren die Freistätten der Verbrecher — denn da die Rache der Freveltat den Göttern überlassen war, so war es nöthig, die Unglücklichen der Rache der Verwandten und Freunde des Getödteten zu entziehen, und dazu dienten eben jene Freistätten. — Die Tempel selbst waren Prachtgebäude, in denen das Erhabene und Schöne auf glückliche Weise verbunden war, wie uns noch die vorhandenen großartigen Ueberreste in Italien und Griechenland beweisen. Sie waren von Außen und Innen mit Säulenreihen geschmückt und enthielten kostbare Malereien, Bildsäulen und mancherlei Weihgeschenke. Das Bild der Gottheit, welcher der Tempel gewidmet war, gewöhnlich das Werk eines berühmten Künstlers, aus Marmor, Elfenbein, Silber oder Gold, war stets voll Würde und Majestät, und oft von ungeheurer Größe. So z. B. der Olympische Jupiter, die Minerva im Parthenon zu Athen u. A.

Die Tempel hatten keine Fenster und das Licht fiel entweder von oben herab oder durch die Thür; oftmals war der innere Raum auch durch aufgehängte Lampen erhellt. Dieses Halbdunkel erhöhete wunderbar den Eindruck, und die Erhabenheit der Bildsäulen wirkte mit einer solchen Macht auf die Umstehenden, daß sie, vom Anblick so vieler Majestät überwältigt und im Innersten der Seele erschüttert, niedersinken mußten, um anzubeten.

Die berühmtesten waren: der Tempel der Diana zu Ephesus, des Jupiter zu Olympia, des Apollo zu Delphi, der Minerva und des Theseus zu Athen, das Pantheon zu Rom, das allen Göttern geheiligt war, und sich in seiner wunderbaren Pracht bis auf unsere Zeit zwar erhalten, jedoch in eine christliche Kirche verwandelt hat.

In dem Vorhofe des Tempels befanden sich die Opferaltäre, sie waren viereckig oder rund und um das

Digitized by Google

Trankopfer, wobei Wein vergossen wurde, oder das Blut der geopferten Thiere zu fassen, hatten sie oben eine Vertiefung. Doch nicht nur in Tempeln standen Altäre, sondern auch in den Häusern, an den Straßen, an den Kampfplätzen, auf dem Felde, im Haine, kurz allenthalben. Jede wichtige Handlung wurde bei irgend einem Altar vorgenommen, um ihr Feierlichkeit und Kraft zu geben. Man rief dabei die Gottheit zum Zeugen an.

Die Opfer waren die wichtigsten und heiligsten Handlungen bei dem Götterdienste. Sie deuteten auf Gehorsam und Dankbarkeit der Menschen gegen höhere Wesen. Sie wollten ihnen etwas darbringen, von deren freigebiger Güte sie lebten. Man opferte daher: Honig, Kuchen, Feldfrüchte, Wein, Oel, selbst das Fleisch der Thiere — die Götter sollten Alles gleichsam mitgenießen. Mit den Opfern waren öffentliche Freudenmahle verbunden; man aß und trank davon unter den Augen der Götter die geheiligten Speisen und Getränke und freute sich ihrer; die Religion heiligte so den Genuß des Lebens, und die Freude entfernte von der Religion jede trübe Vorstellung.

Statt des Opfers wurde manchmal blos Weihrauch angezündet. Gebete begleiteten jedes Opfer; oft auch Hymnen und Wechselgesänge, dann die Kampfspiele, ein Wettstreit der edelsten Künste und Fertigkeiten des Geistes und des Körpers. Musik und Poesie, Gewandtheit im Ringen und Laufen, Geschicklichkeit im Wagenlenken, jedes schöne und nützliche Talent, konnte sich hier auszeichnen und unsterblichen Ruhm dafür erringen. Diese Spiele, welche die Religion heiligte, waren zugleich Nationalfeste. Ganz Griechenland versammelte sich zu den Olympischen, Isthmischen, Pythischen und Nemäischen Spielen. Der Enthusiasmus war dabei außerordentlich. Die Sieger wurden nicht nur gekrönt, sondern ihre Namen wurden in die öffentlichen Akten geschrieben, man stellte ihre Bildsäulen auf, sang ihnen Siegeslieder und ihre Vaterstadt empfing sie im glänzendsten Triumphe. Lebenslänglich genossen sie gewisser Vorrechte und Ehrenbezeigungen.

Bei den Römern wurden diese Kampfspiele im Circus gefeiert; die Kapitolinischen, Cerealischen und Sekularischen waren die Berühmtesten.

Alles hier blos Angedeutete soll später wieder aufgenommen und weiter ausgeführt werden *).

A. Lewald.

Schlangenförmige Stengelkakten.

Tafel 44.

Im Buch der Welt von 1842, Seite 86 u. f. steht eine größere Abhandlung über Kakten, worin die kriechenden Fackeldisteln in eine besondere Familie (Cereastor) zusammengestellt und mehrere Gattungen namhaft gemacht und zum Theil auch beschrieben sind. Den dort aufgeführten neun Gattungen fügen wir hier die übrigen, in Europa bekannt gewordenen, nebst einigen ausführlicheren Bemerkungen über diese Gruppe und ihre Kultur bei.

Die Schlangendisteln bestehen aus fleischigen und sprossenden Ranken, welche besonders in Westindien angetroffen werden, wo sie meist auf oder an Felsen wachsen und sich über dieselben herablegen oder durch Hilfe ihrer Luftwurzeln an denselben hinaufranken. Diese Ranken sind 3—6 Fuß lang und manche Gattungen erreichen durch die Seitentriebe eine Länge von 12—15 Fuß und eine beträchtliche Ausdehnung. Sie lassen sich nach ihrer Form in zwei ganz natürliche Gruppen bringen, wovon die Pflanzen der einen schnurförmige, nicht sehr starke, aber biegsame Glieder haben, welche entweder gefurcht oder mit Rippen und kleinen Höckern versehen sind, auf welchen zahlreiche sternförmig ausgebreitete Stachelbüsche stehen; die Stacheln sind weich.

Zu dieser Abtheilung gehören die Gattungen:

C. flagelliformis, flagriformis, martianus, serpentinus.

Sie kommen bei uns sämmtlich zur Blüthe, ohne daß man gar lange zu warten brauchte. Die Blumen sind von mäßiger Größe, roth, die Kronenblätter zur Hälfte ihrer Länge in eine Röhre verwachsen, der übrige Theil leicht auswärts oder zurückgebogen, ein Theil der äußeren jedoch einzeln aufwärtsstehend. Diese Gattungen verlangen zwar eine sandige Walderde wie alle Kakteen, doch darf sie etwas nahehaft sein und daher mit einem Theile Mistbeeterde vermischt werden. Der Standort darf zwar warm, aber nicht zu heiß sein. Die freie Luft mit Schutz vor starken Winden und die Befestigung der Pflanze an ein breites Geländer sind für sie am zweckmäßigsten, dabei dürfen sie im Sommer mäßig feucht gehalten werden.

Die Gattungen der zweiten Abtheilung sind eckig mit mehr oder weniger vortretenden Rippen oder Kanten, die Warzen stehen weit auseinander und sind mit steifen Stacheln besetzt, welche bald kurzen Dornen gleichen und dann einzeln stehen, oder aber lang, stark und sternförmig zusammengestellt und oft noch mit Borsten gemischt sind. Es gehören hieher:

C. grandiflorus, reptans, caripensis, serpens, extensus, prismaticus, triquetef, triangularis, triangularis variegatus, bonplandii u. setaceus.

Auf ihre Blüthen muß man sehr lange warten, weil man ihnen nicht überall einen passenden Standort geben kann. Man muß sie nämlich unter Glas warm halten und sie an eine sonnige Wand stellen, wo sie ihre Zweige recht ausdehnen können. Dieser Stand darf aber nicht verändert und die ganze Pflanze nicht beunruhigt werden. Im Sommer verlangen zwar auch diese Gattungen mäßige Feuchtigkeit, allein ihrer Erde braucht nur Sand beigemischt zu werden, ohne einen andern Zusatz.

Die Blüthen sind weiß, entfalten sich bei den bekannten und wahrscheinlich bei allen nur des Nachts, verbreiten meist einen Wohlgeruch und haben eine so

*) Wir haben diesen Abhandlungen ein vor ungefähr einem halben Jahrhunderte erschienenes Werk „über die mythologischen Dichtungen von G. A. Diett" hauptsächlich zu Grunde gelegt, und dann die Ausführung, wie sie unser gegenwärtiger Zweck besonders erheischte, hinzugefügt.

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Mezger in Stuttgart. 1843

Digitized by Google

Digitized by Google

ansehnliche Größe, daß man manche nach den Rafflesien als die größten Blumen im Pflanzenreiche betrachten muß. Ihr Bau weicht von dem der vorigen ab. Der röhrenförmige, lange Kelch ist stark behaart, die Kelchblätter sind zahlreich, schmäler als die Blumenblätter, grün oder gelb; sie schließen die Blumenkrone ein und breiten sich beim Aufblühen um sie heraus. Jene sind nicht verwachsen, sondern stehen kelchartig beisammen, oder bilden eine große Glocke.

Die abgebildete Gattung ist C. setaceus, aus Brasilien zu uns gebracht und ziemlich verbreitet. Er hat mehrere Fuß lange, ½—1 Zoll starke, dreikantige Zweige mit mehr oder minder weit auseinanderstehenden weißen Warzen, welche mit einzelnen steifen und gelbbraunen Dornen und mehreren längeren weißen Borsten besetzt sind. Die Blüthe ist hängend, glockenförmig, auf unserer Tafel etwas verkleinert. Die Kelchblätter sind grün, Griffel und Staubfäden gelblich. Bis jetzt hat sie in Deutschland nur im botanischen Garten zu Berlin geblüht. Nach der Blüthe erscheint eine rundliche höckerige und dornige Frucht.

Berge.

Georg Friedrich Händel.

(Geb. den 24. Febr. 1684 zu Halle an der Saale, gest. den 14. Aug. 1759 zu London.)

Was sich nur immer Großes, Erhabenes, Majestätisches und Ueberwältigendes denken läßt, das ruht in dem König der Töne Händel. Sonst stand in dem weltberühmten Concert-Saale des Leipziger Gewandhauses mit goldenen Buchstaben die aus Terenz entlehnte Inschrift: „Res severa est verum gaudium," d. h. „eine ernste Sache ist eine wahre Freude." Es kam eine Zeit, wo die schönen Oeser'schen Gemälde bei der Umgestaltung dieses Saales in eine Küche nach der neuesten Mode mit überpinselt, und wo auch jener goldene beim Eintritt in die Augen fallende Spruch entfernt wurde. Diese Zeit war eine sehr abgeschmackte Zeit, weil in ihr der schlechte Geschmack überhaupt und auch in der Musik seine Regierung antrat. O deutsche Jugend, die du in diesem Buche liesest, die du noch unverdorben bist, und die du vielleicht wiedererobern kannst, was wir verloren haben, schreib' dir doch mit großen Buchstaben als ewigen Wahlspruch die drei Worte in die Brust: „Einfachheit! Wahrheit! und Natur!" Diese Worte klingen unbedeutend, aber glaube mir, es ist ein Großes um sie! Sie haben außerordentlich viel zu sagen! Und zwar so viel, daß nur der allergrößte Meister ihnen genügen kann, ja so viel, daß jetzt gar kein Mensch mehr lebt, der ihnen genügt! Unsere Göthe, Schiller, Haydn, Mozart, Gluck u. s. w. das waren Leute! Wir sind gar nichts gegen sie! Woher kommt das? An Kopf fehlt's uns nicht; aber desto mehr am Herzen. Zur Kunst reicht aber der Kopf allein nicht hin. Wir müssen erst wieder empfinden lernen, dann wird uns alles Andere zufallen. Unser Händel hatte sehr viel Verstand, aber auch sehr viel Gefühl. Sein Messias, Samson, Judas Makkabäus, Jephthah und andere Oratorien rühren bis zu Thränen; welcher jetzige Komponist vermag das noch? Um das zu bewirken, muß ein Künstler auf die einfachste Weise die Saiten der Natur anschlagen, und Alles selbst tief fühlen, was er schafft, dann erlangt sein Werk eine innere Wahrheit, die selbst ein Felsenherz erschüttert. Das vermochte unser Händel, von dem wir jetzt einiges Nähere erzählen wollen.

Sein Vater, ein praktischer Arzt zu Halle an der Saale, hatte ihn zum Advokatenstande bestimmt. Doch schon im siebenten Jahre zeigte der Knabe ein so entschiedenes Talent für Musik, daß der Plan geändert wurde. Besonders war es eine Reise in das benachbarte Weißenfels, die den Ausschlag gab. Dort ließ sich der junge Händel vor dem Herzog in der Hofkirche hören, und setzte durch sein Spiel Alles dermaßen in Erstaunen, daß ihn der Herzog selbst vor sich kommen ließ, und dem Vater zuredete, seinen Sohn ganz der Musik zu widmen. Darauf wurde der Organist an der Domkirche zu Halle, Zachau, Händels Lehrer. Er entwickelte sich eben so schnell wie Mozart. Schon im neunten Lebensjahre setzte er die Partitur eines großen Kirchenstücks mit Stimmen und Instrumenten. Bald sagte sein Lehrer Zachau zu ihm: „wende dich zu einem Größeren, mein Sohn! Ich kann dich nichts mehr lehren!" Und so ging dann Händel 1698 nach Berlin, wo er unter dem berühmten Komponisten Attilio noch weitere Fortschritte machte. Der Knabe erregte dort bald solches Aufsehen, daß der Churfürst (nachmals König) auf ihn aufmerksam wurde, und ihm Anerbietungen machte. Doch kehrte er nach Halle zurück. Durch den Tod seines Vaters genöthigt, auf sein Fortkommen zu denken, wandte er sich jetzt nach Hamburg, wo er eine Zeit lang im Orchester spielte. Als der dortige Musikdirektor Kaiser starb, lenkten sich alle Augen auf den damals erst funfzehnjährigen Händel, dem denn auch trotz allen Ränken eines bedeutenden Mitbewerbers die Leitung der Oper anvertraut wurde. Es dauerte nicht lange, so trat er selbst mit der Oper Almeria hervor, welche dermaßen gefiel, daß sie mehrere Abende hintereinander aufgeführt wurde. Gleichen Beifall fanden seine beiden darauf folgenden Opern „Florinde" und „Nero." Schon längst sehnte er sich im Stillen darnach, das Land der Musik, Italien, besuchen zu können; er sparte daher, so viel er nur konnte, und als er die Summe von zweihundert Dukaten zusammen hatte, trat er seine Reise dorthin an. In Florenz setzte er für den Großherzog die Oper „Rodrigo." In Venedig bereitete er dem Publikum auf einem Maskenball eine große Ueberraschung. Er mischte sich als ein armer Pilger unter die Anwesenden, vor denen gerade mehrere musikalische Masken auf dem Flügel gespielt hatten. Schüchtern trat er hinzu, und bat, daß man ihm doch auch erlauben möchte, sein Glück auf dem Instrumente zu versuchen. Er setzte sich an den Flügel, greift mehrere disharmonische, die Ohren zerreißende Akkorde — die um ihn Stehenden weichen zurück und wollen ihn schon verhöhnen,

Digitized by Google

als er plötzlich himmlische Harmonien erklingen läßt — sie stutzen und treten wieder näher — da erschreckte er sie abermals mit fürchterlichen Klängen — doch jetzt gibt er den Scherz auf, und phantasirt mit einer Glut und Begeisterung, die Alles außer Fassung bringt. Als er geendet hatte, trat der berühmte Scarlatti vor, und sagte: „das ist entweder der Sachse, oder der Teufel!“ Seine Oper „Agrippina“ wurde dort dreißigmal hintereinander aufgeführt. In Rom beeilten sich alle Großen, ihm ihre Gunst zu erweisen, besonders die Kardinäle Ottoboni, Pamfili und Colonna. Er komponirte dort sein Oratorium „La resurrezione“ nebst vielen Cantaten und Sonaten. In Neapel ließ er seine berühmte Serenade: „Alcide e Galatea“ erscheinen. Sechs Jahre hatte er sich in Italien aufgehalten, als er 1709 (in seinem fünfundzwanzigsten Jahre) einen Ruf als churfürstlicher Kapellmeister nach Hannover erhielt, welchem er folgte. Im Jahre 1710 nahm ihn der Churfürst von Hannover (nachheriger König Georg I.), der ihn in Italien kennen gelernt hatte, mit nach England. Hier schrieb er in Zeit von vierzehn Tagen die Oper „Rinaldo,“ die ein Lieblingsstück der Engländer wurde; 1711 kehrte er nach Hannover zurück; 1712 ging er abermals nach England als Direktor der Oper am Haymarket-Theater, die er zum größten Glanze erhob; 1714 starb die Königin Anna, und Georg I. bestieg den Thron. Wiewohl Georg mit Händel wegen Vernachlässigung seiner Dienstverhältnisse unzufrieden war, so verzieh ihm doch der König auf Vermittlung des Barons von Kielmannsegg und erhöhte seinen Gehalt auf 600 Pfd. Sterl., wobei ihm der musikalische Unterricht der Prinzessinnen übertragen wurde. Von dieser Zeit an lebte er in beständiger Berührung mit den angesehensten und geistreichsten Männern Englands. In dem Hause des Grafen Burlington komponirte er von 1714—1720 die Opern: „Amadis, Theseus, Il pastor fido.“ Darauf dirigirte er die Kapelle des Herzogs von Chandos, für welche er viele Antheme komponirte. Nachher wurde die unter dem Namen Königl. Akademie der Musik bekannte Unternehmung auf dem Haymarket-Theater errichtet, um dem Publikum eine Anzahl der besten Opern in möglichster Vollendung vorzuführen. Händel trat an die Spitze dieser Anstalt, machte Reisen, um Sänger für dieselbe anzuwerben und führte dann 1720 mehrere seiner Opern auf, unter denen „Radamisio“ einen außerordentlichen Beifall fand. Dieß erweckte die Eifersucht seiner Nebenbuhler, und unter ihnen besonders des berühmten Buononcini. Die Direktion hatte drei ausländische Komponisten verschrieben, unter denen es jetzt zu einem förmlichen Wettkampf kam. Es wurde ihnen die Oper Muzio Scaevola vorgelegt, von welcher Attilio den ersten, Buononcini den zweiten und Händel den dritten Akt komponiren sollte. Auch mußte jeder der drei Tonkünstler eine Ouvertüre und einen Schlußchor zu der Oper schreiben. Ob nun gleich alle drei ihre Aufgabe so meisterhaft lösten, daß man Keinem von ihnen den Vorzug geben konnte, so behielt doch Händel die Oberleitung der Oper, die er volle neun Jahre hindurch zu seinem größten Ruhme führte. Nach dieser Zeit verdarb er es aber sowohl mit dem Hofe, als auch mit dem Publikum, weil er sich mit dem Liebling der Londoner, dem ersten Sänger Venesino, überwarf und diesem in Folge des Streites seine Entlassung gab. Jetzt reiste er mit Heidegger nach Italien, um dort neue Sänger zu engagiren, mußte aber nach drei Jahren das Haymarket-Theater den Italienern überlassen, unter denen Porpora als Komponist und Farinelli als Sänger glänzten. Er wandte sich daher zu dem Theater Lincolns-Infields und verband sich mit Rich für das Coventgarden-Theater. An diesem setzte er seine Oper Ariadne zu derselben Zeit in Scene, als gerade Porpora's Ariadne zu Haymarket aufgeführt wurde. Trotz dem, daß die Ariadne von Händel in künstlerischer Hinsicht bei weitem den Vorzug verdiente, wurde doch die gleichnamige Oper Porpora's von dem Publikum mit viel größerem Beifall aufgenommen. Einen Theil dieses glänzenden Erfolgs hatte Porpora's Ariadne dem hinreißenden Vortrag Farinelli's zu danken. Wenn man die Gunst des Publikums einmal verloren hat, so hält es sehr schwer, dieselbe wieder zu gewinnen. So ging es auch Händel. So sehr er alle seine Kräfte aufbieten mochte, man fand an ihm überall zu mäkeln und auszustellen, und es gab so manche Nebenbuhler, die sich gegen ihre innere Ueberzeugung aus seiner Herabsetzung und Verurtheilung ein förmliches Geschäft machten. Wie viel Händel dabei litt, läßt sich leicht denken. Verdruß und Unmuth zerrütteten seinen Körper und seine Seele. Wo er sonst hatte gebieten können, da mußte er jetzt zurücktreten und Andern weichen; ja selbst in seinen äußeren Verhältnissen kam er zurück und gerieth in Schulden. Wegen seiner wankenden Gesundheit besuchte er die Bäder von Aachen, nach deren Gebrauch er sich wieder hergestellt fühlte. Im Jahre 1736 kehrte er nach London zurück und führte dort auf dem Coventgarden-Theater mit großem Beifall sein „Alexanderfest“ auf. Lord Middlesex, der die Direktion der gesunkenen italienischen Oper übernahm, stellte Händel als Komponisten bei derselben an. Für die beiden Opern „Faramund und Alexander Severus“ bekam er ein Honorar von 1000 Pfd. Sterl. Doch mit einigen andern darauf folgenden Opern machte er kein Glück.

Es geschieht wohl je zuweilen, daß ein großer Meister seiner Kunst lange Jahre hindurch von seinem eigentlichen Fach auf eine Nebenbahn verschlagen wird, auf der er sich abarbeitet, ohne in seinem ganzen Umfange das Große leisten zu können, was eigentlich in ihm liegt; so war es auch bei Händel. Die traurigen Lebenserfahrungen der letzten Jahre hatten ihn tiefsinnig gemacht; er versank in sich selbst und brütete über dem, was noch ungeboren in ihm ruhte. Und so verfiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung von Oratorien, deren Aufführung er nicht für das Theater, sondern für das Concert bestimmte. Und

Digitized by Google

dieß war wohl eigentlich die Gattung der Musik, die zu seinem tiefsten Wesen und Charakter am besten stimmen mochte. Denn Händel war bei aller seiner Leidenschaftlichkeit doch im tiefsten Grunde seines Herzens ein frommer Mann, voll Glaubens und voll Andacht. Täglich las er zu seiner Erbauung einige Kapitel in der Bibel, aus der er in den traurigsten Lagen des Lebens reichen Trost schöpfte. Vor allen liebte er die Schriften der alten Propheten, so wie auch die des Apostels Paulus. Fühlend, wie jeder höhere Mensch in dieser Welt eigentlich in einer Art von Verdammniß lebe, versenkte er sich mit ganzer Seele in die Aussicht der Erlösung. Diese Lehre von der Erlösung durch seine Kunst dem Menschen so nah als möglich an's Herz zu legen, wie sie ihm selbst am Herzen lag, war schon seit vielen Jahren sein Lieblingsgedanke gewesen. Lange hatte er nach einem seinem Plane entsprechenden Texte umhergesucht. Endlich dachte er, der allerbeste Text ist wohl Gottes Wort in seiner Einfachheit, Wahrheit und Würde ohne alle andere Zuthat, wie es in den heiligen Büchern steht. Ein Bischof erklärte sich bereitwillig, ihm zu dem „Messias" einen Text zu dichten. „Wie!" rief Händel aus, als er davon hörte, „glaubt der Mann etwas Besseres zu liefern, als Propheten und Apostel voll heiligen Geistes? Oder meint er, ich halte die Bibel nicht so hoch und kenne sie nicht so gut, wie er?" Jetzt setzte sich Händel hin und entwarf sich ganz allein seinen Plan, bei dem er Niemand zu Rathe zog. Er wählte aus der heiligen Schrift die Worte, die ihm die zweckmäßigsten schienen, und welcher noch so gründliche Theolog, welcher noch so begeisterte Bibelfreund würde wohl eine schönere Wahl getroffen haben? Nachdem er den Text zu seinem „Messias" zusammengestellt hatte, ging er mit allem Ernst und Eifer an die Komposition, mit der er es ungewöhnlich streng nahm. Nach Vollendung des Werkes führte er es auf. Die Neugier hatte ein großes Publikum versammelt. Doch fand sein Oratorium bei weitem nicht den gehofften Beifall. Den meisten Zuhörern erschien es gar zu ernst und trocken. Er ließ sich durch dieses Urtheil nicht abschrecken, sondern wendete sein eigenes Geld an wiederholte Aufführungen. Als ihm ein Freund sagte: „Dein bestes Werk wird dich arm machen!" versetzte er: „Siehst du, da ist es mein Trost, daß es mein bestes ist!" Endlich drang die Vortrefflichkeit des Werkes durch: die größten Kunstrichter erhoben ihre Stimme für dasselbe und das Volk fiel ihnen bei, ja, man fing schon an, es als ein nationales und ewiges zu betrachten; aber darüber war der edle Schöpfer desselben alt und blind geworden. Auf den „Messias" hatte er noch 26 andere Oratorien folgen lassen, unter denen besonders Samson, Judas Makkabäus, Josua, Jephtha und Salomo Hervorhebung verdienen. Auch noch während seiner Blindheit komponirte Händel fort und spielte die Orgel bis acht Tage vor seinem Tode, der am 14. August 1759 erfolgte. Sein Leichnam wurde in die Westmünsterabtei beigesetzt, wo ein schönes Denkmal das Gedächtniß eines der originellsten, tiefsten und gedankenreichsten Tondichter verewigt.

Händel steht in der Geschichte der Musik in jeder Hinsicht, von Allen nach und vor ihm, abgesondert da, eine in ihrer Art wahrhaft einzige, heroische, ja kolossale Erscheinung, die alle Völker mit Staunen erfüllte. Sein größter Zeitgenosse, Sebastian Bach, sagte: „Das ist der Einzige, den ich sehen möchte, ehe ich sterbe, und der ich sein möchte, wenn ich nicht der Bach wäre!" Und Mozart, als ihm dieß erzählt wurde, rief aus: „Wahrlich, so würd' ich auch von mir sagen, wenn ich mitreden dürfte!" Wie unendlich mußte die Verehrung dieser beiden Meister sein, daß sie sich so über Händel äußern konnten! Und wie sehr muß es unsere Ehrfurcht vor ihm erhöhen, wenn solche Künstler in diesem Maße seinen Genius anerkannten!

Händel war als Tonkünstler „in jedem Zoll ein König." Ihm genügte es nicht, blos für eine Zeit oder für ein Volk zu wirken; er hatte alle Zeiten und alle Völker im Auge. Was ihm nicht der Ewigkeit werth erschien, das war seinen Augen ein verachtungswürdiges Nichts. Um die Massen des Volks zu leiten, setzte er alle dienlichen Hebel in Bewegung und gebrauchte zwar bisher unerhörte, doch immer nur achtbare und edle Mittel. So ward sein Styl populär, doch im höchsten Sinne des Worts, in welchem auch Göthe, Schiller, Rubens, Haydn, Mozart und Shakspeare es waren. Dabei verschmähte er es nicht, auch seine gründliche musikalische Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange an einzelnen Hauptruhepunkten in seinen Werken zu zeigen, wie z. B. in dem großen „Amen" des „Messias." Er war der Erste, der die Arie mit dem Chor auf die ergreifendste und einfachste Art verband; wir erinnern hier an die schöne Stelle im Oratorium „Samson": „Gott Dagon hat den Feind besiegt!" wo die Sopranstimme, wenn sie edel getragen über dem Chor und der Begleitung schwebt, einen wunderbar rührenden Eindruck macht. Seine Chöre haben eine Kraft und Erhabenheit, die nach seiner Zeit nur von wenigen Meistern hin und wieder erreicht worden ist. Er figurirte auf- und abwärts die verschiedenen Stimmen in allen möglichen Taktarten und in den kühnsten Uebergängen. Seine Werke strömen über von Empfindung und Phantasie; er hauchte der alten Form eine neue Seele ein, ohne sich von ihr loszureißen, wie man aus seinen Gesangsverzierungen sieht, die bei ihm stereotyp und versteinert waren. Im eigentlichen Gebiet der Arie war er weniger glücklich, trotz seinen mitunter einschmeichelnden Melodien und einigen Solo's, z. B. im Messias, die viel Anmuth und Empfindung athmen; wenn diese von einer klaren, festen, tragenden Stimme gesungen werden, so werden sie ihres Eindruckes nicht verfehlen. Händel rechnete auf die Großartigkeit der Orgel, auf die Harmonie des Generalbasses und auf die Begleitung vieler Saiteninstrumente; daher man Unrecht daran thut, wenn man seine Werke nach neuerer Art mit Blasinstrumenten zu heben sucht. Die Chöre entsprechen allen Regeln des

Digitized by Google

Contrapunktes und sind doch dabei höchst fließend und natürlich; das Orchester geht dabei seinen eigenen selbstständigen Gang in kunstreichster Weise. Alles, was er schuf, stand lebendig vor ihm; Alles faßte er im Großen auf, ohne die Ausmalung in's Einzelne zu beeinträchtigen. Wie schwer es ist, nur das Geringste an einem seiner Werke ändern oder ausschmücken zu wollen, sieht man an der sonst in vieler Hinsicht vortrefflichen und genialen Bearbeitung des Messias von Mozart. Denn wenn auch Mozart das Einzelne als Einzelnes hervorzuheben verstand, so hat bei ihm doch das Ganze als Ganzes in seiner wohlüberdachten Folge und Steigerung gelitten, daher man am besten daran thun wird, bei stattfindenden Aufführungen das Original beizubehalten ganz so, wie es Händel geschrieben hat.

E. Ortlepp.

Neuere Nachrichten über ostindische Thiere.

Genauere Beobachtung ist der Probierstein der Wahrheit, besonders wenn es sich um Naturgeschichte handelt. Bei Beschreibung der einheimischen Thiere haben wir dieses stets im Auge behalten, und so sehr man auch glauben möchte, daß hier keine neue Ausbeute mehr zu hoffen sei, so finden wir doch auch bei ihnen noch manches Wichtige, was zuvor gar nicht oder doch ungenau bekannt war; Berichtigungen gewähren aber in den meisten Fällen einen größeren Nutzen, als selbst das Neue. Was die Thiere fremder Weltgegenden betrifft, so war es dem Unterzeichneten leider nicht gegönnt, das Wahre oder Falsche der beschreibenden Naturgeschichte an Ort und Stelle zu untersuchen. Wenn nun auch dieser Theil der Wissenschaft heutigen Tages von vielen groben Fabeln und Ungereimtheiten gereinigt erscheint, so ist darum doch nicht alles Uebrige als richtig anzunehmen. Die beschreibende Naturgeschichte überhaupt zeigt noch lange nicht das reine Gold der Wahrheit, sondern enthält noch manche Beimischung, deren Ausscheidung wir späteren Beobachtungen überlassen müssen. So groß auch zu allen Zeiten die Zahl der Reisenden nach entfernten Weltgegenden gewesen ist, so finden sich darunter doch verhältnißmäßig sehr wenige, welche durch die lange Dauer ihres Aufenthalts an den betreffenden Orten, die Beobachtungen, welche sie uns überlieferten, als wirkliche Thatsachen bestätigen konnten. Viele haben ohne Prüfung nachgeschrieben, nur um sich einen Schein von Wichtigkeit zu geben; Viele haben sogar falsch gesehen, weil ihnen entweder ein hinlängliches wissenschaftliches Interesse für die Sache oder eine gehörige Beobachtungsgabe fehlte. Andere haben als bloße Jäger übertrieben und noch Andere wurden durch verschiedene, an jenen Orten vorwaltende Umstände gehindert, ihre Absichten zu erreichen; nur bei Wenigen vereinigten sich jene günstigen Umstände, welche allein sichere Resultate erzielen können.

Dem Verfasser ist die erfreuliche Gelegenheit zu Theil geworden, von einem in gleicher Neigung mit ihm selbst aufgewachsenen Freunde (der sich als holländischer Offizier 13 Jahre in Ostindien aufgehalten und während dieser Zeit Manches über die dort einheimischen Thiere genau zu beobachten Gelegenheit hatte), Mittheilungen zu erhalten, welche in mannigfacher Hinsicht von dem abweichen, was in unsern Büchern steht. Wir wollen hier keine vollständige Naturgeschichte jener Thiere geben, sondern uns auf Berichtigungen, Ergänzungen oder Widerlegungen beschränken. Wir werden diese Mittheilungen stückweise geben und uns bei jedem Abschnitte nur mit einem oder wenigen gleichartigen Thieren befassen.

1. Mit dem in Ostindien einheimischen Tiger machen wir den Anfang.

Der gestreifte oder Königstiger (Felis tigris), auf Java Matjaog, auf Sumatra Rimu genannt, ist nicht blos über den größten Theil des Festlandes von Ostindien verbreitet, sondern findet sich auch auf den dazu gehörenden Inseln, so auch auf Borneo, Java und Sumatra, überhaupt auf allen Sundainseln. Die in naturhistorischen Schriften angegebenen Maaße seiner Größe scheinen von nicht völlig ausgewachsenen Exemplaren hergenommen, da sie zu niedrig sind. Der vollkommene Tiger mißt 5½—6½ Fuß in der Länge und 3½ Fuß in der Höhe; der Schwanz ist so lang als der Leib. Es gibt Einzelne, welche diese Größe noch überbieten. Die schönsten Tiger finden sich auf Sumatra, dann folgen die bengalischen.

Der Tiger besitzt eine unglaubliche Stärke, selbst durch einen Schlag des Schwanzes wirft ein gefangener einen Menschen oder ein größeres Thier nieder. In der Freiheit aber trägt er einen indischen Stier, also viel leichter noch den Menschen, über die Schulter geworfen und mit den Zähnen gefaßt, mit Leichtigkeit und in vollem Laufe weg. Dabei ist er aber äußerst feige; der Mensch hat sich zwar vor ihm zu fürchten, allein der Tiger wagt sich nur an ihn, wenn er ihn durch einen plötzlichen Sprung von hinten oder im Schlafe überfallen kann. Die Redensart: wenn er sehr hungrig ist ꝛc., will nichts heißen, und es mag wohl an den Orten, wo der Tiger lebt, und bei seiner außerordentlichen Geschicklichkeit und Schnelligkeit im Lauern und Erhaschen nie vorkommen, daß ihn der Heißhunger treibt. In allen Fällen, wo dieses Raubthier dem Menschen Auge in Auge gegenüber geräth, ergreift es die Flucht, und es ist eine völlig ungegründete Behauptung, daß der Tiger aus Blutdurst Jeden anfalle, der ihm in den Weg komme.

Die Rohrdickichte, Jungeln genannt, beherbergen zwar manchmal einen Tiger, allein sein vorzüglichster Aufenthalt, wie überall gesagt wird, sind sie nicht. Häufiger erscheint er in den Kaffeeplantagen, hauptsächlich aber hält er sich in den dichtesten Waldungen auf, besonders da, wo vieles Unterholz wächst, zwischen welchem er sich verbirgt.

Wohl geschieht es nicht selten, daß man den weiblichen und männlichen Tiger mit 3—4 Jungen bei einer Jagd aufstöbert, allein ein äußerst seltener Fall ist es, daß mehr als ein alter sich blicken läßt.

Digitized by Google

Zu einer Tigerjagd vereinigen sich immer einige Tausend Menschen mit vielen Hunden; die Javaner und Sumatraner geben sich übrigens nicht gerne zu diesen Jagden her und lassen sich nur durch ihre Oberhäupter dazu bewegen. An diesen Orten, wo es keine gezähmten Elephanten gibt, ist die ganze Jagdgesellschaft zu Fuße. Die Eingebornen sind mit langen Speeren, ihrer Hauptwaffe versehen, neben welcher sie noch den Klewang*) und Flinten führen; letztere sind bei den Javanern von verschiedener Beschaffenheit, meist mit Steinschlössern versehen, die Sumatraner aber haben Luntenflinten.

Ist man nun an den Ort gekommen, der als der Aufenthalt eines Tigers bekannt ist und welcher ½—¾ Stunden groß sein kann, so werden die Hunde vorangeschickt, welche aber zu nichts weiter dienen, als das Thier herauszutreiben. Denn sie sind dabei sehr ängstlich und bellen nicht einmal. Die eine freie Seite, nach welcher der Tiger getrieben wird, ist mit einer Menge spitziger Pallisaden besetzt, in welche er sich, da er satzweise springt, leicht spießt. Mit schnaubendem Gebrüll bricht er hervor; auf der entgegengesetzten Seite wird auf ihn gefeuert und es starrt ihm eine Masse von Lanzen entgegen, so daß es ihm nicht einfällt, auf die Jäger zu springen, auch wenn diese ihn einschließen. Obgleich Alles zu Fuß ist und Niemand auf Bäume steigt, so hat man bei einer solchen Jagd wegen eines Angriffs von Seiten des Tigers doch nichts zu befürchten.

Den Tiger lebend zu fangen, gibt es zwei Arten. Die eine besteht darin, daß man von Palmstämmen, die sehr fest, dick und hart sind, einen Käfig von der Größe eines kleinen Zimmers baut und darein eine Geiß als Lockspeise thut. Der Deckel ist durch ein Spannholz geöffnet und die ganze Einrichtung gleicht einem Meisenkasten, in welchem der Tiger gefangen ist, sobald er auf die Geiß losspringt.

Nach der andern Art wird der Tiger aufgehängt. Man nimmt an einem passenden Orte von einem ziemlich starken Baume die Zweige ab und biegt ihn mit seinem obern Theile so auf die Erde, daß er einen Bogen bildet. An das niedergebogene und befestigte Ende wird eine Aesung und eine Schlinge so angebracht, daß der Tiger, um zu jener zu gelangen, seinen Kopf durch die Schlinge stecken muß. In dem Augenblicke aber, wo er sich ihrer bemächtigt, schnellt der Baum ab und nimmt den Tiger mit in die Höhe, der nun zwischen Himmel und Erde schwebt und getödtet wird.

Die indischen Fürsten auf Java veranstalten oft bei besondern Festkämpfen Thierkämpfe, wozu gewöhnlich Büffel und Tiger oder letzterer mit dem Krokodil gewählt wird. Die Tiger werden auf die oben beschriebene Weise in einem Käfige aus Kokosholz häufig gefangen; um sie zum Kampfe zu gebrauchen, werden sie aber in einen engern Behälter getrieben und in diesem auf den Kampfplatz getragen. Die Stiere, welche man dazu verwendet, sind eine in Ostindien einheimische Art des Büffels (Bos bubalus), welche auch als Hausvieh gebraucht werden. Sie sind sehr wild und stark und haben mehrere Fuß lange und sehr dicke Hörner. Man hat sie von grauer und röthlicher Farbe; letztere kommen bloß auf Java vor, unterscheiden sich aber durch nichts als die Farbe. Beide Arten sind etwas größer als der gemeine Büffel. Die Hörner sind über 3 Fuß lang und ganz schwarz; ihre Haut ist nur spärlich mit Haaren besetzt.

Der Kampfplatz ist ein Kreis, welcher ungefähr 150 Fuß Durchmesser hat und von Lanzenträgern gebildet wird, welche in 8 Gliedern hinter einander aufgestellt sind und ihre Lanzen sämmtlich nach dem Innern dieses Kreises richten; die vordern senken die Waffe gegen den Boden, das zweite und die folgenden Glieder jedes um etwas höher als das vor ihm befindliche. Auf diese Weise entsteht eine Mauer von Lanzenspitzen, denn da eine solche Lanze 18 Fuß lang ist, so reicht auch die der hintersten Glieder noch in den Kreis hinein.

Der Büffel schnaubt und stampft mit den Füßen die Erde, den Kopf abwärts gerichtet. In den meisten Fällen geschieht der Angriff von Seiten des Tigers, welcher von der Seite auf den Büffel zu springen sucht, während der letztere ihm die Stirne bietet und ihn mit den Hörnern zu fassen sucht. Gelingt dieses, so wird der Tiger in die Höhe geschleudert und dieses mehrfach wiederholt, was ihm aber wenig Schaden bringt, indem er jedesmal wieder auf die Füße kommt. Er sucht übrigens seinem Feinde auszuweichen, wobei er aber durch Lanzenstöße auf's Neue in den Kampf geworfen wird. Ueberhaupt ist der Tiger gegen den Büffel im Nachtheil, weil dieser gegen jenen unterstützt, der Tiger aber durch viele Lanzenstiche so abgemattet wird, daß der Büffel Sieger bleibt, was im andern Fall wohl selten geschehen würde, weil der Tiger sehr gewandt ist und leicht dem Büffel auszuweichen vermag, während es ihm am Ende doch gelingt, auf ihn zu springen und ihn dann durch die Schläge seiner Tatzen und sein Gebiß so zurichtet, daß er rasend vor Schmerz wird und bald unterliegen muß. Bei einem Kampfe zwischen diesen beiden Thieren geschah es einmal, daß der Tiger in den Hörnern des Büffels hängen blieb, worauf ihm ersterer fürchterliche Wunden schlug, so daß bald die Knochen der Brust, des Halses und Kopfes blos lagen und das Thier vollends getödtet werden mußte.

Noch weit interessanter aber ist der Kampf des Tigers mit dem Krokodil (Crocodilus biporeatus). Hat ein Fürst seinen Wunsch zu erkennen gegeben, so ist ein Tiger leicht herbeigeschafft und die Unterthanen machen sich alsbald daran, ein Krokodil aufzutreiben. Sie begeben sich zu diesem Behufe in großer Anzah mit Nachen in's Wasser, wo solche zu finden sind. Das gesuchte Ungethüm ist bald zur Hand, wird so eng als möglich eingeschlos-

*) Der Klewang ist eine säbelförmige Waffe mit dicker, vorn breiterer Klinge, etwa 2 Fuß lang, mit hölzernem Griffe, welche zwischen einer aus zwei Holzstücken zusammengesetzten Scheide im Gürtel getragen wird und in deren Handhabung die Indianer große Gewandtheit besitzen.

Digitized by Google

fen und durch Werfen von Schlingen zu erhaſchen geſucht.

Sicherer, aber gefährlicher iſt es, ſich ſeiner auf dem feſten Lande zu bemächtigen. Unter den Eingebornen gibt es überaus verwegene und gewandte Leute. Ein ſolches Individuum ſchleicht ſich ſo unbemerkt wie möglich und mit der größten Vorſicht in die Nähe eines ruhenden Krokodils; iſt es demſelben bis auf geringe Entfernung glücklich nahe gekommen, ſo ſpringt es ihm mit einem raſchen Satze auf den Rücken und hält ihm mit den Händen die Augen zu. Während dieſes Vorgangs bleibt das Thier ruhig und gewahrt nicht, wie ſchnell zwei andere Perſonen ihm eine Schlinge von ſpaniſchem Rohr um die Schnauze legen, daß es den Rachen nicht mehr öffnen kann; ebenſo werden ihm mit demſelben Rohre die Vorder- und Hinterbeine nach hinten gebunden, entlang des ganzen Körpers, von der Schnauze bis zur Schwanzſpitze, eine Rohrſtange gelegt und dieſe in kurzen Entfernungen von einander mit Ringen, welche den Leib umfaſſen, befeſtigt. Der auf dem Rücken ſitzende Indianer ſpringt nun ab und das Krokodil iſt ſo geknebelt, daß es weder beißen noch mit dem Schwanze um ſich ſchlagen kann. Es werden ihm aber noch 4 — 5 Ringe um den Kopf gelegt und nun ein Büffel angeſpannt, welcher das Thier wegzieht. Iſt es an dem beabſichtigten Orte angekommen, ſo wird es in einen engen Behälter von Kokosholz geſteckt, wo es ſich weder bewegen noch durchbeißen kann, man nimmt die Feſſeln ab und füttert es bis zum bevorſtehenden Kampfe.

Wenn der Kampf zwiſchen ihm und dem Tiger beginnen ſoll, wird zuerſt das Krokodil in den Kreis gebracht und alsdann auch der Tiger durch Feuerbrände aus ſeinem Gewahrſam gehetzt. Letzterer blickt rings um ſich her und umkreiſt ſeinen Feind bald rechts, bald links, während das Krokodil nur in phlegmatiſcher Ruhe den Rachen langſam ſo weit als möglich öffnet und ihn wieder zuklappt. Jetzt aber krümmt der Tiger den Rücken und ſpringt dem Krokodil auf den Leib: dieſes ſchlägt furchtbar mit dem Schwanze, klappt die Kiefer zuſammen, ſchüttelt aus allen Kräften und raſſelt dabei mit den Schuppen, als ob es in einen eiſernen Panzer gehüllt wäre. Nicht leicht gelingt es dem Tiger, ſich feſtzuſetzen, häufig und mehrmal wird er abgeſchüttelt und iſt genöthigt, ſeine Angriffe zu erneuern, wozu er durch das Rufen ſeiner Umgebung, und wenn er ſäumig iſt, durch die Spitzen einiger Lanzen aufgemuntert wird. Iſt es ihm aber einmal gelungen, ſich feſt anzuklammern, ſo wird es von ſeinen Klauen bald ſo zugerichtet, daß der Sieg nicht lange zweifelhaft bleibt. Meiſt bleibt er auch Sieger, reißt dem Gegner Schuppen und Fleiſch vom Leibe und richtet es jämmerlich zu. Bekommt aber das Krokodil den Kopf oder ein Glied des Tigers zwiſchen die Zähne, was ihm aber bei der Unbehülflichkeit in ſeinen Wendungen der flinken Katze gegenüber nicht leicht gelingt, dann iſt es um den Tiger geſchehen. Der Kampf wird ſo lange fortgeſetzt, bis das eine der Thiere todt auf dem Platze bleibt, worauf dann das überlebende ſeinen Tod durch die Speere der Indianer findet.

2. Es gibt auf den oſtindiſchen Inſeln dreierlei Schweinegattungen; unſer gewöhnliches Wildſchwein, welches in Menge in den Wäldern vorkommt und in der Malaienſprache auf Java Babi utang, auf Sumatra Babi rimbu, Buſchſchwein, heißt; das Bergſchwein, Babi gunong, welches kleiner und hochbeiniger iſt und nur auf Sumatra vorzukommen ſcheint; und das Strandſchwein, Babi tokat lahut, welches ebenfalls kleiner als das wilde iſt und an flachen, mit Rohr bewachſenen Ufern lebt.

Das Schwein wird von den Eingebornen nicht gegeſſen, ſie verachten es, weil ihre Religion es als ein unreines Thier darſtellt und den Genuß ſeines Fleiſches verbietet. Sie beluſtigen ſich aber damit, es zu fangen, und zwar auf folgende, grauſame Weiſe. Es gibt bei uns Mäuſefallen, welche aus Draht gemacht und in welche die Maus zwar hinein, aber nicht wieder heraus kann. Gerade ſo ſehen die Fangkörbe aus, welche die Indianer aus Bambus verfertigen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie keinen geraden Boden, ſondern im Ganzen eine länglichrunde Form haben. Die Bambusſtäbe ſind an einem Ende ſchief rückwärts nach innen gebogen und bilden ſo den Eingang in den Korb, welcher gerade ſo lang iſt, daß das Schwein Raum darin hat. Nun gibt es dichte Hecken, durch welche die Schweine brechen, wenn ſie nach den Feldern gehen. Solche Orte bemerkt man leicht und ſtellt davor den eben beſchriebenen Korb ſo, daß ſein Eingang dicht vor die von einem Schweine gemachte Lücke zu ſtehen kommt, wo er feſtgebunden wird. Die Zwiſchenräume der Stöcke, aus welchen der Korb gemacht iſt, laſſen natürlich die Gefahr nicht ahnen und das Schwein dringt mit Gewalt ein, ohne auf der andern Seite einen Ausweg zu finden; will es aber zurück, ſo bohren ſich ihm die ſehr ſpitzigen Enden der Bambuſſe in den Hinterleib. Sobald es jedoch gefangen iſt, erſcheinen auch ſchon einige Leute, ſtecken ein Bambusrohr durch den Korb und tragen ihn nach dem Waſſer, in welchem ſie triumphirend das Schwein erſäufen. Oft treiben ſie auch ein Rudel Schweine gegen einen halbmondförmigen, mitungefähr zwei Fuß langen, ſchiefen und äußerſt ſcharfen Bambusſtäben beſetzten Raum, wo ſich die Thiere aufſpießen und dann ihrem Schickſal überlaſſen bleiben.

Berge.

Die verſteinerten Fiſche.

Es fande ſich kein Riß in dieſem feſten Stein
Und niemand denket dran, daß er ſchuld Leben ein.
Der Meiſter hatt viel Müh, gar heftig mußt er ſchlagen
Und ſein geprüfter Zeug that heiße Funken klagen.
Nun zeigt ſich drin ein Fiſch, zum Zeichen, daß die Fluth,
Wo jetzt ein Berg ſich hebt, einſt ſchäumete in Wuth.

Lohenſtein.

Wir hatten ſchon öfter Gelegenheit, unſern Leſern zu ſagen, daß die Erdrinde ihre Schichtung großentheils verſchiedenen, in langen Zwiſchenräumen ſie überfluthen-

den Meeren von unter sich ganz unähnlicher Beschaffenheit verdankt. Die Niederschläge aus ihnen sind eben so ungleich, als die Gewässer, aus denen sie sich ablagerten; selbst in der Hauptmischung ganz gleiche Felsarten sind doch unendlich verändert, wie Jurakalk und Kreide, die beide nur kohlensaurer Kalk sind.

So verschieden aber die Gesteinschichtungen oder Formationen sind, so sehr unterscheiden sich auch die Thiere von einander, die in den schaffenden Meeren einst sich des Lebens freuten. Unter diesen allen aber bieten die versteinerten Fische einen der interessantesten Haltpunkte. Nicht blos einige wenige vollkommen, und doch nur im Geripp erhaltene Arten, die nur einzelnen Schichten angehören und in andern umsonst gesucht werden, wie bei den Sauriern — nicht blos die äußere Schale, wie bei den Conchylien, haben wir hier Gelegenheit, zu untersuchen: sondern das ganze Thier, welches überdies schon auf einer höhern Lebensstufe steht. Beinahe in den Schichtungen jedes Alters finden wir Fische, deren Schuppendecke, Gerippe, Flossen, Zähne, kurz deren ganzer Bau in einzelnen, schönen Exemplaren uns erhalten blieb.

Und alle bieten uns, bei gleichen Grundzügen, das Bild der unendlichsten Mannigfaltigkeit. Wir finden in jeder Schicht Raubfische und ihre friedliche Beute, sehr schnelle, und zu langsamerer Bewegung organisirte, sehr zierliche und abenteuerliche Gestalten. Unmöglich ist es aber, die Fische verschiedener Formationen mit einander zu verwechseln: denn sie sind durch sehr deutliche Merkmale bestimmt geschieden.

Es ist unabweislich: wer das Leben der Erdbewohner mit engem, gewöhnlichen Blick betrachtet, dem muß es als eine fortwährende Metzelei, als ein ewiger Krieg, ohne den Zweck des Friedens erscheinen. In zwei große Haufen zerfällt die ganze Schöpfung, vom Infusionsthierchen, dessen Leben nur das Microscop uns kund thut, bis zum Wallfisch, der Millionen kleiner Thiere, die man darum Wallfischaas nennt, stündlich verschlingt. Der eine nährt sich von Pflanzen, ist friedlich, von größerer Körpermasse und vermehrt sich, im Verhältniß der angewiesenen Nahrung, stark. Ihr Loos ist: den stärkeren, behenderen, an Anzahl geringeren zur Nahrung zu sterben.

Der erste Zweck der ganzen Schöpfung ist: Leben, so viel, so mannigfaches Leben, wie nur möglich. Würden nun die friedlichen Pflanzenfresser allein die Erde bewohnen: so würde ihre Anzahl bald ihren Nahrungsvorrath übersteigen und ein allgemeines Leiden wäre die Folge. Nur die langsamen Qualen des Alters, des Hungers, oder einzelner Seuchen würden nach langer Marter dem Leben ein Ziel setzen, welches mit seinen ekelhaften Ueberbleibseln noch die Luft vergiften würde. Die große Summe des Lebens, welches in den verschiedenen Gattungen der Raubthiere so kräftig sich bewegt, wäre ungeschaffen. Es würde also nicht das elende Verfiechen durch einen kurzen, wenn auch blutigen Tod verhüten, der übermäßigen Vermehrung der friedlichen Arten Grenzen setzen und der Verpestung der Luft durch zahllose Cadaver vorbeugen können. Es ist alles weislich geordnet, und die Erde ist voll Seiner Güte.

Die ältesten Fischreste, die wir kennen, kommen in der Formation des Kohlenschiefers vor. Sie haben zwei Kennzeichen, die sich später nur unbestimmt ausgesprochen wieder finden. Das erste und auffallendste ist: daß die Rückenwirbelsäule nicht in der Mitte beider Schwanzlappen endet, sondern bis zur Spitze der oberen, größeren Gabel der Schwanzflosse fortgeht. Alle haben ferner scharfeckige Schuppen. Wegen des ersten Merkmals nennt man sie Heterocerei, oder Ungleichschwänzer, wegen des zweiten Ganio lepidoti oder Eckschupper.

Unter ihnen bezeichnen wir unsern Lesern den Acanthodes Bronnii, der die angegebenen Kennzeichen gut versinnlicht. Die äußerst kleinen Schuppen bilden regelmäßige Quadrate, die gegen die Mitte drei bis sechs gleichlaufende Zeichnungen haben, welche aber nur unter dem Vergrößerungsglase sichtbar werden. Er hat feine, scharfe Bürstenzähne und eine sehr starke, große Brustflosse. Der Unterkiefer des weitgespaltenen Maules ist weiter hervorstehend, als der obere. Der ganze Bau zeigt uns einen schnellen Raubfisch für kleinere Wasserthiere.

Ihm gegenüber mögte man den Platysomus rhombus stellen, dessen flacher Körper schier so breit, wie lang, verschoben viereckig erscheint. Die Brustflosse ist winzig klein, After- und Rücken-Flosse kurz und breit. — Er gehört zu denen, welchen das Loos, gefressen zu werden, fiel.

Aus ungeheuer großen Zähnen von Kegelform, welche in Schottland gefunden wurden, schließt man auf einen mächtigen Fisch, den man megalichthys — Großfisch — genannt hat, von dem wir bis jetzt keine weiteren Körpertheile kennen.

Im Muschelkalk fand man zwar bis jetzt keine ganzen Fischkörper, aber eine ungeheure Menge Reste von ihnen. Bei Krailsheim ist eine Schicht von Fußdicke nur aus Fischzähnen und einzelnen Eidechsenknochen zusammengebacken. Die Fische dieser Formation haben keine scharfen, am Rande des Mauls geordneten Zähne: sondern der ganze Gaumen ist mit ihnen gepflastert. Diese Quetschzähne sind theils auf ihrer Kaufläche glatt, theils mit welligten scharfen Furchen und Leisten versehen. Dieser Bau schloß begreiflich die Zunge aus und machte einen starken Bewegapparat nothwendig, um die Nahrung zerquetschend zerkleinern zu können.

Im Muschelkalk finden wir auch einen Krebs, den Pemphix Sueri, der mit unserm jetzigen Flußkrebs die größte Aehnlichkeit hat.

Im Liasschiefer treffen wir eine Menge der schönsten Fischversteinerungen an. Die bisherigen Kennzeichen an der Schwanzflosse und den Zähnen verschwinden, welche von jetzt, wie bei unsern Fischen gebildet sind. Außer dem zu schneller, kräftiger Bewegung gebaueten Sauropsis, mit den scharfen Raubthierzähnen, sind alle Arten zur Ernährung des Heers der hier auch vorkom-

Digitized by Google

menden Ichthyosauren u. s. w. gebildet. Wir nennen von ihnen den karpfenähnlichen trägen Lepidotus, der oft eine Elle lang vorkömmt, den breiten Dapedius mit den spiegelblanken Schuppen, den unbehülflichen Notagogus, den kleinen sonderbar gebauten Tetragonolepis; das einzige, bis jetzt gefundene Exemplar des Ptycholepis, dessen gefältelte Schuppen ihm das Ansehen geben, als sei er mit Roßhaar überflochten.

Auch Knorpelfische schon kommen im Lias vor. In den überaus reichen Gruben von Lime regis in England und den eben so wichtigen von Boll und seiner Umgegend in Württemberg ist ein Rochen, der Spinaxnehinus, wegen seines spitzig verlängerten Oberkiefers so benannt, mit ungeheuren geraudeten Augenhöhlen, und ein Hai, mit über Fuß langen Rückenstacheln entdeckt. Eine andere, abentheuerlich geformte Gattung wird Chimaera genannt, und Graf Münster hat einem kleinen Hai, seiner sonderbaren Bildung wegen, den Namen Thaumas, das Wunder, gegeben.

Auch Schildkröten hat uns der Stein bewahrt. Wir finden eigentliche Seeschildkröten, Fluß- und Sumpf-Schildkröten, die durch die Benennungen Testudo, Chelys, Emys und Trionyx geschieden werden.

Gewöhnlich nennt man die Rückenschilder urweltlicher Sepien, Tintenfische, und könnte hiedurch die Meinung entstehen, es seien wirkliche Fische. Was man so nennt, sind oben und unten abgerundete, nach dem Kopfende sich verschmälernde langviereckige Versteinerungen, von perlmutter-schillerndem Weiß, mit brauner welliger Randverzierung. In der Mitte liegt der, meist straff gefüllte Tintenbeutel des Thiers.

Wir haben das Geschlecht der Tintenfische oder Sepien noch heute vorzüglich im Mittelländischen Meer lebend. Es sind gallertartige Thiere mit acht und mehr Fangarmen, die am Ende mit Saugnäpfen, zum Ansaugen und Befestigen, besetzt sind. Trotz ihres abschreckenden Aeußern werden sie, in Neapel vorzüglich, häufig gegessen. Der Rücken des Thiers ist mit einem kalkig-hornigen Schilde gepanzert; sein Hauptschutzmittel aber ist ein Beutel mit tiefschwarzbrauner Flüssigkeit im Innern. In Gefahr spritzt es diesen Saft von sich, der sogleich mit dem Meerwasser sich mischt und dem Verfolger seine Beute in tiefer Dunkelheit verbirgt.

Ganz ähnlich scheinen die Sepien der Liasmeere gebaut gewesen zu sein. Ihre Tinte ließ Professor Buckland fein abreiben, und sie zeigt sich zum Zeichnen eben so gut, wie die aus heutigen Sepien gewonnene Farbe.

In den höheren Schichtungen der Kreide und Molasse finden sich vorzüglich Haie, deren Zähne, besonders aus der Molasse, einem jüngeren Sandstein, mit denen unserer jetzt lebenden Haifische sehr große Aehnlichkeit haben. Auch Knochen von Delphinen sind in ihr nicht selten.

Stets findet man in den geologischen Journalen die Anzeige neu entdeckter Fische, die bald hier, bald dort von einem aufmerksamen Sammler zur Kunde gebracht wird; wie diese junge Wissenschaft ihre Anhänger durch neue, überraschende Gaben stets mehr zu fesseln weiß. Darum, wenn wir heute auch das mit flüchtigen Zügen dem Nichtgeologen entworfene Bild der Urfischwelt abschließen, können wir nie glauben, das Neueste gegeben zu haben.

So wenig der gewaltige fluthende Ocean je völlig erforscht sein wird, und jemehr wir Grund haben, in seiner Tiefe noch eine Welt uns bis jetzt fremder Wesen zu vermuthen: so wenig werden die Wunder der versteinerten Vorwelt aufhören, unsere Forschbegierde mit neuen Entdeckungen zu belohnen.

Schmidt.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Standbilder.

Blümlein Wunderschön.

„Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön,
Und trage danach Verlangen.
Und möchte gern es zu suchen gehn.“
Göthe.

Ich kenn' eine Blume wunderschön,
Sie weckt manch' zartes Verlangen;
Es könnte sie Mancher zu suchen gehn
Und würde sie nimmer erlangen.
Sie schützt ein seltener Dorn, der nicht
Wie andre gemeine Dornen sticht,
Doch sie vor Antastung sichert.

Sie hat ihn nöthig, der schöne Staub
Des feinen Blattes ist flüchtig;
Ihn abgestreift — ist sie dürres Laub,
Mit ihm für Elysium tüchtig,
Ein blühendes Bild vom ewigen Licht.
Wie schön sie ist, sie weiß es nicht,
Wie süßen Duft sie verhauchet.

Doch, findet sie Liebe, so weicht der Dorn,
Es weicht die neidische Hülle,
Es strömet der Farben himmlischer Born
Aus der reich entfalteten Fülle;
Wenn dann in die Frucht sich die Farben auch ziehn,
Bleicht wohl die Blume, sie kann nicht verblühn;
Doch ist ihr Name verloren.

J. G. Moser.

Auflösung:

Jungfräuliche Würde, sie ist der Dorn,
Der meine Blume beschützet,
Es ist in dem Auge der edle Zorn,
Der Schlechten entgegenblitzet;
Der süße Duft ist die Lieblichkeit,
Der schöne Staub die Bescheidenheit
Und die Blume — 4. 9. 5. 2. 11. 20. 5. 8. 5. 13. 4. 5. 9b. 2a. 13. 7. 6. 17. 1. 20.

Digitized by Google

Digitized by Google

Christus das Kreuz tragend,

von

Daniel Crespi.

(Taf. 45.)

Das beifolgende Blatt von Pinhas ist nach einem Gemälde des Daniel Crespi verfertigt. Der Ausdruck in dem Kopfe des himmlischen Dulders, der milde Schmerz, die Ergebung und Erhebung in der ganzen Haltung, die treffliche Stellung der Hände und die großartige Behandlung des Gewandes, sind die hervorragendsten Eigenschaften des Gemäldes, welche von dem Kupferstecher mit vielem Glücke wiedergegeben sind, und wir wollen unsere geneigten Leser hierauf aufmerksam machen, damit sich ihr Auge übe bei der Betrachtung von Kunstwerken, das eigenthümlich Schöne daran zu suchen und hiernach ihr Urtheil auszubilden.

Der Name Crespi ist ein in der Kunstgeschichte vielgenannter. Außer den Malern der Mailändischen Schule, zu deren unser Daniel zu rechnen ist, gab es auch noch einen Joseph Maria Crespi, der zu Bologna geboren ward, aber später lebte und sich besonders nach den Venetianischen Malern bildete; ferner einen Jean Crespi, der sich in Paris als Kupferstecher auszeichnete.

Daniel Crespi war ein Schüler von Johann Battista Crespi, der nach seinem Geburtsorte, einer kleinen Stadt in der Nähe von Mailand, den Beinamen Cerano angenommen hatte und stets zu den besten Künstlern der Mailändischen Schule gezählt wird. Sein oben genannter Schüler überflügelte ihn jedoch bei weitem, besonders nachdem er noch den Unterricht eines andern großen Meisters, Procaccini, genossen hatte. Leider brachte er sein Leben nur auf 38 Jahre. Er war nicht nur mit einem großen, schöpferischen Talente begabt, sondern er besaß auch einen so feinen kritischen Blick, daß er von seinen Lehrern nur das Beste sich aneignete und von ihren Fehlern und Schwächen sich entfernt hielt. Am Vorzüglichsten gelang es ihm stets in den Köpfen seiner Heiligen den Ausdruck einer schönen Seele darzustellen; ein Vorzug, den wir auch in der hierbei liegenden Nachahmung eines seiner berühmtesten Gemälde entdecken.

Seine Gruppirungen in den größten Kompositionen sind stets unladelhaft und so natürlich, daß man keine Gestalt an eine andere Stelle wissen möchte; die Gewänder sind sehr mannigfaltig und reich; sowohl in seinen Oel- als Frescogemälden zeigt er ein kräftiges Kolorit. Daniel Crespi war in einem steten Fortschreiten begriffen und hatte noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht, als der Tod ihn abrief und seinem Wirken ein Ende machte. Die Pest, welche im Jahre 1630 Mailand verwüstete, raubte auch ihm das Leben. Seine Familie starb mit ihm. Er war im Jahre 1592 im Städtchen Burto-Arsizio im Mailändischen geboren.

Seine trefflichsten Werke findet man in der prachtvollen Certosa, zwischen Mailand und Pavia gelegen, von der wir auch schon in diesem Buche gesprochen haben. Sie stellen Züge aus dem Leben des h. Bruno vor. Auf einem dieser Bilder hat er die Inschrift gesetzt: Daniel Crispus, mediolanensis, pinxit hoc templum anno 1629. Zu deutsch: „Daniel Crespi, aus Mailand, malte diesen Tempel im Jahre 1629.“ — Also ein Jahr vor seinem Tode.

Wenn man gleich Werke dieses Künstlers außerhalb Italien nur sehr selten antrifft, so glauben wir, daß es um desto verdienstlicher ist, auf ihn hinzuweisen, und freuten uns, die Gelegenheit hiezu durch den trefflichen Stich des deutschen Meisters zu erhalten.

A. Lewald.

Merkwürdigkeiten des Thier- und Pflanzenreichs.

Die Bewegungsorgane der Vögel.

Die Flugfähigkeit der Vögel gehört wohl mit unter die interessanteren Erscheinungen in der Thierwelt. Wir sehen schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit des Menschen nach diesem Gegenstande gerichtet, indem er ihn zu dem Wunsche veranlaßt, selbst fliegen zu können, was ihm aber unmittelbar noch nicht gelungen ist und auch nicht gelingen wird, ebenso wenig, als ihm das Schwimmen gelungen sein würde, wenn diese Kunst nicht durch die Verschiedenheit des Elements, in dem es stattfindet, einen Vermittler gefunden hätte, nämlich das specifische Gewicht des Wassers.

Das Fliegen ist zunächst abhängig von einer großen Anzahl von Luftzellen, welche sich in den verhältnißmäßig großen Lungen der Vögel vorfinden und einen bedeutenden Theil des Leibes ausfüllen. Diese Zellen sind bei größeren Vögeln durch Scheidewände getheilt. Es gibt aber nicht bloß Zellen für die Aufnahme der Luft in den Lungen, sondern der Knochenbau dieser Thiere zeigt eine ähnliche Einrichtung. Fast in allen Knochen, besonders in den größeren, sind Luftzellen anzutreffen. Alle diese Knochen sind zum Theil oder ganz marklos und mit Oeffnungen versehen, welche mit den Lungen in Verbindung stehen. Diese Oeffnungen sind nicht immer leicht zu entdecken und liegen an einem Ende; leichter sind in vielen Fällen die Zellen selbst zu entdecken, indem man sie oft durch die feinen Knochenwände durchschimmern sieht.

Die Luftknochen bei jungen Vögeln sind mit Mark angefüllt, welches bei dem fortrückenden Wachsthum allmählig verzehrt und so dem Eintritte der Luft Raum gewährt. Diese Luftzellen vergrößern sich immer mehr. Im Verlauf der ersten Lebensmonate sind weder die Luftknochen mit so dünnen Wänden versehen, noch enthalten sie Zellen; erst nach einem halben Jahre fängt das Mark auf der dem Zutritt der Luft geöffneten Seite an zu schwinden.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Federn. Die Kiele sind zu dieser Zeit noch mit Mark gefüllt; durch eine feine Spalte am Anfange des Federbartes aber trocknet es nach und nach auf, sowohl Kiel als Bart wird dadurch dem Eindringen der Luft blosgege-

ben, und diese Theile werden dadurch um vieles leichter. Von der Anwesenheit der Luftzellen kann sich Jedermann durch eigene Versuche überzeugen; man braucht nämlich nur durch die Luftröhre eines Vogels zu blasen und der Leib wird sogleich aufschwellen. Die Lungen stehen noch weiter mit der ganzen Zellhaut des Körpers in Verbindung, so wie mit der Leibeshöhle überhaupt. Von der Brust aus verbreitet sich die Luft in die Seiten unter den Flügeln und geht von hier in zahllose Bläschen, welche die ganze Muskellage des Leibes unter der Haut bedecken; dadurch sind die Vögel im Stande, das Gefieder aufzutreiben und sich somit bedeutend an Umfang zu vergrößern, was andere Thiere nicht thun können.

Außer diesen Zellen, welche ihren Luftbedarf von den Lungen erhalten, gibt es bei hochfliegenden Vögeln noch andere, welche am Halse, um den Kopf und die Flügeleinlenkung her liegen und sehr groß sind; diesen wird die Luft gleich durch die Luftröhre zugeführt, ohne erst in die Lungen zu kommen.

Diese große Anzahl von Zellen ist nothwendig, um den Vogel bedeutend leichter und dadurch zum Fliegen geschickt zu machen, was durchaus nöthig ist, weil der Vogel im Verhältniß seiner Körpergröße und seines Gewichtes viel schwerer in der Luft ist, als der Fisch im Wasser. Daraus geht für einen flugbaren Körper zunächst hervor, daß er specifisch leichter sein müsse, als die Luft, d. h. sein Gewicht muß weniger betragen als die Luft, deren Raum der Körper einnimmt. Ist dieser Zweck einmal erreicht, so ist das Fliegen selbst eine leichte Sache, da der Vogel noch überdieß durch seinen ganzen Bau dabei unterstützt wird. Sein Brustkasten ist leicht und weit, die Rippen fest, es können sich daher die zur Bewegung der Flügel dienenden Muskeln mit Leichtigkeit und Sicherheit bewegen. Auch sind die Rückenwirbel verwachsen und die Länge des Brustbeins erfordert somit eine weit geringere Bewegung und Störung beim Athmungsproceß. Solche Vögel, welche nicht fliegen, sondern mehr laufen, haben keine verwachsenen Rückenwirbel.

Das Brustbein der Vögel ist in der Mitte mit einem scharfen, vorragenden Kiel versehen, und dieser ist um so mehr entwickelt, je mehr der Vogel bestimmt ist, weite Luftreisen zu machen. Dieser Kiel dient besonders dazu, dem überaus stark entwickelten Brustmuskel eine feste Stütze zu geben und im Verein mit dem bewegenden Muskel der Flügel den Körper gleichsam zu tragen. Die Entwicklung des Brustmuskels ist so bedeutend, daß er an Gewicht alle übrigen Muskeln des Leibes zusammengenommen übertrifft. Bildete dieser Muskel nicht den größten Theil vom Leibesumfang, so würde es der Schwalbe nicht möglich sein, in einer Zeit von fünf Minuten eine deutsche Meile zurückzulegen und den ganzen Tag hindurch in beständiger Bewegung zu sein.

Würden diejenigen, welche sich mit der Erfindung von Flügeln für den Menschen abgegeben, eingesehen haben, daß die kräftigsten Armmuskeln im Verhältniß denen eines Vogels weit nachstehen, so würden sie nicht vergebliche Versuche unternommen haben. Je wirksamer die erfundenen Flügel sein würden, desto weniger würde der menschliche Arm im Stande sein, sie zu bewegen, und wenn er es auch vermöchte, so gestattet ihm ja der Bau seines Körpers nie die Möglichkeit, sich durch Anhäufung von Luft leichter zu machen.

Chabrier sagt: wenn jeder Flugmuskel besonders und nicht in Verbindung mit den übrigen seine Verrichtung ausübte, so würde er blos diejenigen Theile des Körpers, mit denen er in näherer Verbindung steht, bewegen, ohne daß diese Bewegung sich auf alle Theile erstreckte. So z. B. ist bei der Herabdrückung der Flügel während des Fluges der Widerstand oder die Zusammenziehung der mittlern Brustmuskeln und der damit in Verbindung stehenden Theile überaus nothwendig, weil sonst die Thätigkeit der großen Brustmuskeln nutzlos sein und die Flügel vermöge ihres eigenen Gewichtes herabsinken würden. Da überdieß bei der Herabdrückung der Flügel der Stützpunkt der mittlern Brustmuskeln, wo die Sehnen des Oberarmes angeheftet sind, entfernt wird, so muß die plötzliche Zusammenziehung dieser Brustmuskeln durchaus die Hebung des Körpers erleichtern, bis der Oberarmknochen durch das Aufhören der Thätigkeit der großen Brustmuskeln anhält. Es läßt sich leicht begreifen, warum die vorspringenden Muskeln des Stammes und die Niederdrücker der Flügel stärker sind als die Heber; die Ursache ist, weil erstere den Stamm aufschwellen machen und hiedurch die Flügel niederdrücken, ungeachtet des Widerstandes der letztern; diese, unfähig, den Oberarm vom Herabsteigen abzuhalten, werden hier gestützt und ziehen den Stamm aufwärts; sie unterstützen dergestalt die Wirkung der großen Brustmuskeln und helfen zu gleicher Zeit den Stamm vor- und aufwärts stoßen.

Damit sich nun der Vogel in die Luft schwingen und sich in derselben lenken könne, muß der Vorgang der Verrichtungen der Muskeln folgendermaßen stattfinden. Es gibt fünf Muskeln, welche Schlüsselbein und Schulterblatt unterstützen; es ist der obere Theil des großen Rückenmuskels, der Schlüsselbeinmuskel, der Rippen-Schulterblattmuskel, der Trapezius und der Rhomboidius. Indem nun fünf weitere Muskeln, nämlich der mittlere Brustmuskel, der innere Unterschlüsselbeinmuskel, der Heber des Oberarms und des Coracobrachialis sowie der Strecker der vordern Flügelmembrane den Flügel ausbreiten, schnellt sich der Vogel in die Luft. Zu derselben Zeit ziehen sich der Hauptbeweger der Flügel und die großen Brustmuskeln vermöge der Anheftung ihrer Sehne am Oberarm plötzlich zusammen und richten in Folge des Widerstandes, welchen die Luft der Bewegung der Flügel entgegensetzt, ihre ganze Kraft nach dem Brustbeine und drücken so den Stamm in die Höhe. Während diese Verrichtungen mit außerordentlicher Schnelligkeit vor sich gehen, sind noch andere Flügelmuskeln und die Strecker des Schwanzes bemüht, den Flügel auszustrecken; sie richten ihre Kraft nach den Seiten des Stammes und strecken den Haupt-

Digitized by Google

flügelknochen über den Vorderflügelknochen; da diese Wirkung und die Bewegung der großen Brustmuskeln zu gleicher Zeit und auf beiden Seiten zumal geschieht, so wird der Stamm nach oben gezwungen. So ertheilt die Vereinigung dieser verschiedenen Bestrebungen dem Körper eine vorwärts schnellende und emporhebende Kraft, durch welche er fortgetrieben wird. Die großen Brustmuskeln erschlaffen hierauf und die Flügel steigen sogleich wieder empor, theils durch Senkung des Körpers und die Wirkung der Luft auf die untere Fläche der Flügel, theils aber auch durch die Zusammenziehung der mittleren Brustmuskeln.

Nachdem sich der Vogel vorwärts geschnellt hat, bleibt er auf einen Augenblick von der Luft unterstützt, sie treibt ihn durch die entstandene Reaktion (Gegenwirkung) zurück, und dient dazu, ihn noch höher zu heben, als die Schnellung vermocht haben würde; ebenso verhindert diese Gegenwirkung das plötzliche Herabfallen. Wenn der Vogel, welcher schnell herabsteigt, bei seiner Ankunft auf dem Boden anzustoßen fürchtet, so spreizt er Schwanz und Flügel aus nnd macht kleine Sprünge, welche die Schnelligkeit des Sinkens vermindern. Es geschieht mit Hülfe des Schwanzes, daß manche Vögel sich plötzlich aus bedeutender Höhe herabzulassen vermögen, indem sie ihn ausbreiten und die Flügel schließen; dadurch wird der hintere Theil des Körpers mehr der Gegenwirkung der Luft ausgesetzt und der vordere neigt sich abwärts. Der Schwanz kann die Wirkung der Flügel unterstützen, indem er sich nach derselben Seite richtet.

Alle diese Anstrengungen würden aber nicht hinreichen, den Vogel nach oben zu heben, wenn nicht die innere Luft dabei im Spiele wäre, welche von dem Vogel zurückgehalten werden kann, die sich nicht blos durch die Wärme des Körpers bedeutend ausdehnt und somit verdünnt, sondern auch alle leeren Räume des Körpers anfüllt und seine specifische Schwere dadurch vermindert, daß sie diese Räume ausdehnt.

Man sieht oft Vögel unter völligem Ausbreiten und Schlagen ihrer Flügel sich dennoch nicht nach oben erheben, sondern am Boden hinstreichen, was z. B. häufig bei der Gans wahrzunehmen ist, wobei wir zugleich sehen, daß diese Art zu fliegen absichtlich geschieht. Diese Erscheinung könnte der Erklärung des Fliegens widersprechen; allein wir sehen bei genauer Beobachtung, daß die Gans sowohl bei der Auf- als Abwärtsbewegung ihre Flügel ausgebreitet läßt, wodurch der Widerstand der Luft den Körper eher ab- als aufwärts treiben muß, indem die Gans noch ferner ein Geschrei erhebt, welches von der Austreibung der Luft herrührt, wodurch der Körper schwerer wird. Bei einem Vogel, der sich aufzuschwingen bemüht ist, sehen wir dagegen den Körper stets aufgetrieben; er duckt sich, schnellt sich mit den Füßen in die Höhe, indem er zu gleicher Zeit die Flügel öffnet und die Luft schlägt.

Die Richtung, in welcher ein Vogel fliegen kann, hängt größtentheils von der Form seiner Flügel ab. Im Allgemeinen sind sie schräg und das Aufsteigen geschieht bogenweise ebenfalls in schräger Richtung. Vögel mit ziemlich horizontalen Flügeln, wie z. B. die Lerche, vermögen in gerader Linie aufzusteigen. Am wenigsten vermögen dieß die Raubvögel, da ihre Flügel am meisten die schräge Richtung haben; dagegen sind sie im Fliegen in horizontaler Richtung viel gewandter, weil ihre langen Schwingen übereinander liegen und die Luft nicht wie bei andern Vögeln durchlassen. Sie sind dadurch in den Stand gesetzt, der Luft einen sehr kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Bei ihren Schwenkungen sind sie genöthigt, einen Bogen zu machen, weil eine solche Bewegung durch eine einseitig schnellere Flügelbewegung bewerkstelligt werden muß, was nicht so plötzlich geschehen kann, um die Wendung geraden Weges auszuführen.

Berge.

Die Kirgisen.

Dieses Volk, welches sich auch Sara-Kaisack, d. h. die Kosacken der Steppe nennt, stammt nach einigen Traditionen von Kosacken ab, welche im sechzehnten Jahrhundert wegen schlechter Aufführung von ihren Horden und Familien vertrieben, in die Steppen flüchteten, von wo aus sie Raubzüge bei den benachbarten Völkerschaften unternahmen, deren Weiber und Vieh sie wegführten und nach und nach zu einem mächtigen Völkerstamm anwuchsen. Ein tatarischer Geschichtschreiber, Namens Abul-Hazy, läßt sie dagegen von Kirgis, dem Sohne eines berühmten Tatarenfürsten, abstammen; nach seinen Angaben wohnten sie an den Ufern des Flusses Ikranai, nicht weit von der großen chinesischen Mauer, von wo aus sie später zugleich mit andern tatarischen und andern mongolischen Völkerstämmen gegen Westen zogen. Die frühere Geschichte dieses Volkes ist überhaupt sehr ungewiß, denn bis zu der Eroberung Sibiriens durch die Russen ist in keinem historischen Dokumente von ihm die Rede, damals aber hatten die Kirgisen ihr Lager an den Ufern des Flusses Jenissei, und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unterwarfen sie sich nach langen hartnäckigen Kämpfen den Russen, ohne jedoch die russische Oberherrschaft anzuerkennen. Sehr bald zeigten sie sich jedoch als unruhige, unzuverläßige Nachbarn; oft verbanden sie sich mit den angrenzenden Völkerstämmen, fielen in das russische Gebiet ein, raubten, plünderten, mordeten und begingen die entsetzlichsten Grausamkeiten, wie man sie nur von einem in jeder Hinsicht ganz wilden, rohen, zügellosen Volke erwarten konnte. Zuweilen führten sie auch mit den Russen Krieg gegen die Tungusen, öfter jedoch waren sie mit den Letzteren gegen die Russen verbündet; dann fielen sie in Sibirien ein und bezeichneten ihre Bahn durch schreckliches Blutvergießen, Raub und Mordbrennen. Im Jahre 1632 erwählten die Kirgisen einen Khan oder Fürsten, unter welchem sie neue Streifzüge unternahmen und sich bei den benachbarten Völkerschaften so verhaßt machten, daß diese sich endlich gegen den gemeinschaftlichen Feind verban-

den, ihn mehreremale schlugen und zwangen, die Ufer des Jenissei zu verlassen und sich mehr gegen Süden zurückzuziehen. Jetzt bewohnen die Kirgisen jene ausgedehnten Steppen, welche von dem russischen Reiche durch eine Linie von Festungen, die sich von den Ufern der Flüsse Ourai nnd Toboi bis an die des Irtisch erstreckt, getrennt sind, auch ziehen sie in der unermeßlichen Ebene, die südlich von Ourai sich bis an die Wolga ausdehnt, herum, und bilden drei verschiedene Horden, deren jede ihren eigenen Khan oder Sultan hat, und die durch die Benennungen große, mittlere und kleine Horde von einander unterschieden werden. Der Zeitpunkt, in welchem diese Abtheilung in drei Horden stattgefunden, ist unbekannt, aber so viel ist gewiß, daß jetzt die sogenannte große Horde gerade die kleinste und am wenigsten mächtige ist. Uebrigens ist diese Horde, welche sich zwischen der großen Bucharei und dem Lande der Kalmucken aufhält, niemals mit Rußland in irgend eine Beziehung gekommen; die Völkerschaften, aus welcher sie gebildet, führen eine nomadische Lebensweise nnd beschäftigen sich blos mit ihren Heerden. Die mittlere nnd die kleine Horde, deren letztere sich gewöhnlich an der östlichen Grenze der russischen Provinz Astrachan aufhält, von welcher sie durch die Flüsse Emba und Oural getrennt ist, treiben im Herbste ihre Heerden in die zwischen dem Ourai und der Wolga gelegenen Steppen, wo sie den ganzen Winter über bleiben, und seit ungefähr zwanzig Jahren hat ein Kirgisenstamm von mehr als zehntausend Zelten von der russischen Regierung die Erlaubniß erhalten, sich in dieser Steppe fest anzusiedeln. Im Jahre 1738 leisteten die Kirgisen der russischen Krone den Huldigungseid und betrachteten sich von da an als russische Unterthanen, obgleich sie dem Kaiser keinerlei Tribut bezahlen; sie liefern blos einige Geiseln aus, welche unter den Söhnen der Khans oder Sultans gewählt und in die russischen Grenzfestungen gesandt werden, wo man sie sehr gut behandelt und verpflegt. Trotz dessen kann sich die russische Regierung auf die Kirgisen keineswegs verlassen, und die Karavanen der Kaufleute, welche gezwungen sind, durch die von denselben bewohnten Steppen zu ziehen, müssen alle Vorsichtsmaßregeln nehmen, um nicht von ihnen angegriffen und geplündert zu werden, obgleich solche räuberische Angriffe von den Russen streng bestraft werden. Wenn der Khan der Kirgisen nach Orenburg kommt, wozu er jedoch immer einer speziellen Erlaubniß des Gouverneurs bedarf, wird er mit fürstlichen Ehren empfangen; die Kanonen werden gelöst, die Truppen präsentiren vor ihm das Gewehr, die Fahnen werden gesenkt und eine Ehrenwache wird ihm gegeben. Beinahe alle Kirgisenhäuptlinge erhalten von der russischen Regierung jährliche, regelmäßige Geschenke, die in Geld, Kleidungsstoffen, Mehl u. s. w. bestehen. Dem Khan selbst wird ein Jahrgeld von sechshundert Rubel gereicht und außerdem erhält er noch zwanzig Kameellasten von verschiedenen Mundvorräthen; jeder Häuptling in der Horde bekommt dreihundert, jeder Unterhäuptling zwanzig bis dreißig Rubel jährlich. Um die Kirgisen zum Tauschhandel, der für die Russen immer sehr vortheilhaft ausfällt, aufzumuntern, hat die Regierung sie von allen Zöllen und Mauthgefällen frei gesprochen, auch haben sie das Recht, so oft sie wollen, Arzneien für ihre Kranken abzuholen, welche ihnen unentgeldlich gereicht werden, ein Recht, von welchem sie wenig Gebrauch machen und das sie auch nicht hoch anschlagen.

Die Kirgisen waren stets die erbittertsten Feinde der Kalmucken, mit welchen sie auch in immerwährender Fehde lebten, jetzt werden beide Völker durch die Russen im Zaume gehalten, aber bei der geringsten Veranlassung bricht die nur mühsam beschwichtigte Animosität wieder hervor.

Wie alle nomadischen Völker Asiens leben die Kirgisen unter Zelten, welche bei ihnen, wie bei den Kalmucken, aus Filz verfertigt sind, aber vor den Zelten der letzteren den Vorzug einer größeren Reinlichkeit und Bequemlichkeit darbieten. Diese Zelte sind in verschiedene Räume abgetheilt und so groß, daß nicht selten zwanzig Personen ganz bequem in denselben wohnen können. Die Kirgisen sind viel reinlicher als die Kalmucken; in ihren Wohnungen herrscht Ordnung und bei den Reichen nicht selten sogar ein gewisser Luxus, der sich auch in der Kleidung kund gibt. Die Stoffe nnd andere zu derselben nothwendigen Gegenstände kaufen sie in den russischen Grenzstädten oder von den, ihre Steppen durchziehenden Karavanen; früher verschafften sie sich nicht selten ihre Lebensbedürfnisse indem sie eben diese Karavanen ausplünderten, wenn sie es ungestraft thun zu können glaubten, jetzt aber haben sie sich mehr und mehr dem Tauschhandel hingegeben. Die Artikel, welche sie den Kaufleuten anzubieten haben, sind hauptsächlich Pferde nnd Schafe, dann Pelzwerk, Leder, starke dicke filzene Decken, welche aus Schafwolle verfertigt und mit Stickereien von farbiger Wolle ausgenäht sind, lederne Töpfe und Geräthschaften nnd noch einige geringe Gegenstände. Für den Sommer haben sie drei verschiedene Arten von Kleidern; die Sommerkleidung der armen Kirgisen und der Sclaven ist von Gazellenhaut verfertigt und heißt Irgak; die reichern, angesehenern tragen Kleider aus verschiedenfarbigen Pferdehäuten, welche so zusammen gefügt und genäht werden, daß die Mähnen auf die Nähte des Rückens zu stehen kommen, und eine Art von Verzierung bilden, die mehr originell als schön zu nennen ist; dieses Kleid wird Daka genannt. Der Kachan endlich ist ein Ueberrock von gegerbten Ziegenhäuten, der ebenfalls von den reicheren Männern als Sommerkleidung getragen wird. In den Handwerken sind die Kirgisen noch sehr zurück, nnd kaufen deßwegen noch alle ihre Geräthschaften in Orenburg, oder in den benachbarten russischen Städten; da sie aber kein Geld besitzen, so bezahlen sie Alles, was sie kaufen, mit Pferden und Schafen; als Scheidemünze geben sie Wolfs- oder Fuchspelze, auch Lammfelle. Die Kirgisen tragen Beinkleider von Baumwollenzeug und Hemden von blauer Leinwand, die sie Kitaika nennen, diese sind vorn ganz offen wie ein

Schlafrock und werden mit einem Stricke um den Leib festgebunden. Ueber der ganzen Kleidung tragen sie noch einen ledernen Gürtel, an welchem gewöhnlich ein Pulverhorn und ein kleiner Beutel mit Kugeln hängt, denn die meisten Kirgisen besitzen Feuergewehr und gehen selten aus, ohne dasselbe mitzuführen. Ihre Kopfbedeckung für den Sommer besteht aus einer zum Theil aus Filz, zum Theil aus Tuch oder Seide verfertigten, mit Sammt gefütterten und zuweilen mit Seide, Gold und Silber reich gestickten Mütze, welche die Form eines spitzigen Kegels hat und mit zwei Flügeln oder Klappen versehen ist, wovon die eine gewöhnlich aufgestülpt, die andere aber heruntergelassen ist. Im Winter sind die Mützen mit Pelz gefüttert und verbrämt und mit vier Klappen besetzt; die vordere und hintere sind rund, die beiden anderen spitz geformt und die letzteren hängen an beiden Seiten herunter. Wie die Tataren, tragen die Kirgisen auf dem glattgeschornen Haupte ein rundes, schwarzes, mit Stickereien verziertes Käppchen; die Fußbekleidung der Reichen unter ihnen besteht aus plumpen, sonderbar gestalteten Stiefeln, die ihnen von den Kaufleuten aus der Bucharei geliefert werden; sie sind aus gepreßter, gekörnter Eselshaut gemacht, haben hohe schmale Absätze, starke mit groben Nägeln und nicht selten mit massiven Metallplatten beschlagene Sohlen und sind so schwer und schlecht gemacht, daß ein nicht an dieselben gewöhnter Mensch kaum im Stande sein würde, darin einige Schritte weit zu gehen. Uebrigens gehen auch die Kirgisen selten zu Fuß, sondern sind stets zu Pferde; ja, um sich von dem einen zu dem andern Ende des oft nicht großen Lagers zu begeben, besteigen sie ihr Pferd. Die jungen Männer tragen einen Schnurrbart, die alten lassen am ganzen Gesichte den Bart wachsen, ausgenommen an der Unterlippe, die sie bis zu der Spitze des Kinnes hinunter sehr sorgfältig scheeren. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem langen geschlossenen Hemde von blauem Tuche, welches in weiten Falten bis auf die Füße hinunterfällt; in dem Innern ihrer Wohnungen ist dieses Hemd ihr einziges Kleidungsstück, wenn sie aber ausgehen, oder ausreiten, ziehen sie lange, weite Beinkleider, welche sie unten am Knöchel mit einem langen farbigen Bande, das sie mehrere Male um das Bein wickeln, festbinden, und Pantoffeln an; auf dem Kopfe tragen sie ein sehr großes weißes, oder auch dunkles Tuch von Baumwollenzeug, Tschulock genannt, welches im Dreieck zusammengelegt wird; das eine Ende hängt hinten hinunter und bedeckt den ganzen Nacken, die beiden anderen werden unter dem Kinne gekreuzt und über dem Kopfe in der Form eines Halbmondes zusammengebunden; das Haar wird in zwei dicke Flechten gelegt, die um den Kopf gewunden werden, und unter dem erwähnten Tuche tragen sie noch eine breite, sehr lange baumwollene Stirnbinde, welche turbanähnlich um den Kopf geschlungen wird. Wenn sie im großen Putze erscheinen, ist der Tschulock von feinem, oft kostbarem Zeuge, über das Hemd wird ein anderes von Seide oder von einem reich gestickten Zeuge, welches in der Bucharei gefertigt wird, und das sie noch mit künstlichen Blumen behängen, angezogen; dieses Hemd wird durch einen ebenfalls gestickten seidenen Gürtel festgehalten und über das Ganze der Khalat, ein Schlafrock ähnliches weites Kleid von Seide oder Tuch geworfen. Der Kopfputz wird dann auch noch durch zwei lange Zöpfe oder Zipfel vermehrt, welche unter dem Tschulock festgemacht werden; der eine von gesticktem buntem Zeuge bedeckt Nacken und Rücken, und wird hinten im Gürtel festgemacht; der zweite, der aus einem, ebenfalls in der Bucharei fabrizirten, beinahe fingerdicken Sammtstreifen besteht, hängt beinahe bis auf die Füße. Bei den verheiratheten Frauen ist dieser Streifen gespalten, und fällt über beide Schultern vornen herunter, bei den jungen Mädchen hängt er hinten über den Rücken; jedenfalls aber ist er, je nach dem Reichthum und Range derjenigen, die ihn trägt, mit Quasten, Troddeln, Stickereien, Korallen, Schaumünzen, ja zuweilen mit Perlen reich besetzt. Einige Frauen tragen statt des Tschulocks ein kleines sammtenes Häubchen, welches mit silbernen Spangen und Münzen verziert ist.

Die Kirgisen sind nicht groß, und im Allgemeinen schlecht gewachsen, von dem beständigen Reiten haben sie beinahe alle ganz krumme, sichelförmige Beine, ihre Gesichtszüge sind in der Jugend nicht unangenehm, aber sie altern sehr schnell und werden dann sehr häßlich, und ihrer unthätigen Lebensweise wegen unförmlich und ekelhaft dick.

Die Kirgisen sind größtentheils Muhamedaner, und da in dieser Religion die Vielweiberei erlaubt ist, hält sich jeder so viele Frauen, als er deren kaufen oder durch Raub erlangen kann, und in ersterem Falle muß, trotz des Kaufes, die Frau dennoch eine starke Mitgift mitbringen. Wie bei allen muhamedanischen Völkern leben die Frauen ganz abgeschlossen, und nur mit Mühe gelingt es dem Fremden, sie zu erblicken; bei den reichen Kirgisen bewohnt gewöhnlich jede Frau ihr eigenes Zelt und hat ihre eigenen Sclaven. Im Allgemeinen sind die Kirgisen strenge, eifrige Muhamedaner und befolgen buchstäblich das Gesetz des Propheten, namentlich auch in Allem, was den Genuß der verbotenen Speisen und Getränke betrifft; sie essen von keinem unreinen, noch todten, noch krüppelhaften Thiere, und ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus dem Fleische wilder Pferde, Antilopen und Hirsche, die in ihren Steppen in großer Menge leben; seitdem sie mit den Russen in nähere Berührung gekommen, verschaffen sie sich durch Tauschhandel auch Mehl, Reis, Hirse und ähnliche Früchte; ihr gewöhnliches Getränk ist saner bereitete Milch von Kühen oder auch von Pferden. Außer seinen Akhuns oder muhamedanischen Priestern, hat dieses Volk noch eine Menge von Zauberern aller Art, welche in Klassen eingetheilt sind, wovon jede einen verschiedenen Namen trägt, verschiedene Attributionen und Vorrechte besitzt, aber alle ein großes Zutrauen genießen und einen bedeutenden Einfluß ausüben.

Die Kirgisen bilden eine viel zahlreichere Nation,

Digitized by Google

als die Kalmucken, und führen ein viel freieres, unabhängigeres Leben als diese. Jedes Familienoberhaupt ist ein kleiner unabhängiger Fürst, und wahrscheinlich ist dieses der Grund, warum die Kirgisen als Feinde weniger gefährlich sind, als die andern benachbarten nomadischen Völker, weil keiner ihrer kleinen Fürsten einem gemeinschaftlichen Oberhaupte gehorchen will und daher auch keine Einigkeit noch Ordnung in ihren Kriegsplänen und Operationen herrschen kann. Jede Familie oder jeder Stamm hat sein Oberhaupt, welchem von allen Mitgliedern unbedingter Gehorsam geleistet wird. Diejenigen Führer, die einen sehr großen Anhang haben, nehmen den Titel eines Sultans an, die andern kleineren Fürsten werden Bhu, die Adeligen Khodja genannt. Die ganze sogenannte kleine Horde der Kirgisen steht unter einem Khan, der von Rußland ernannt wird und einen bedeutenden Jahrgehalt bezieht, aber über dieses freie Volk sehr wenig Macht ausübt, und nur durch seinen Reichthum und die Geschenke, die er spendet, sich einiges Ansehen und einen wenigstens indirekten Einfluß verschaffen kann. In keinem Falle übt er das Richteramt; streitige Angelegenheiten werden vor ein eigenes Gericht gebracht, das dreimal im Jahre gehalten wird und aus den Aeltesten der Horde und den Familienoberhäuptern besteht. Wenn sie eine Expedition gegen ihre Nachbarn im Sinne haben, oder wichtige Kriegsangelegenheiten berathen wollen, so halten sie eine allgemeine Versammlung oder Landgemeinde, bilden aus derselben einen kleinen Kriegsrath und wählen aus diesem wieder ihren General, welcher aber nur während des gegenwärtigen Feldzuges diese Stelle bekleidet, die er nach Beendigung desselben niederlegt; dieses findet jedoch, wie gesagt, nur bei großen, allgemeinen Expeditionen Statt; unbedeutendere Raubzüge führt jeder kleine Fürst mit seinem Anhange nach Gutdünken aus. Wenn sie aber auf ihren nomadischen Zügen mit ihren Heerden in die Nähe der russischen Grenzen kommen, so sind sie sehr vorsichtig und hüten sich wohl, dergleichen Excesse zu begehen, denn sie haben in solchen Fällen die Rache der Russen schon schwer empfunden, die Unschuldigen müssen alsdann für die Schuldigen leiden, die Heerden der ganzen Horde werden konfiszirt, die Familienhäupter streng bestraft. Darum enthalten sie sich, so lange ihre Heerden in der Nähe der Grenze sich befinden, jeder Feindseligkeiten, und erst dann, wann diese schon weit weggetrieben, und sie selbst auf dem Punkte sind, die Gegend zu verlassen, wagen sie es, einen kühnen Streich auszuführen und wissen gewöhnlich den Augenblick so geschickt zu wählen, daß man sie niemals auf der That ertappen kann. Sehr gefährlich sind sie für die asiatischen Handelskaravanen, welche die nicht weit von der russischen Grenze liegenden Thäler und Schluchten zu durchziehen haben; gewöhnlich suchen sie sich durch bedeutende Geschenke, oft auch durch einen förmlichen Vertrag die Freundschaft und den Schutz irgend eines mächtigen Kirgisenhäuptlings zu erkaufen, der ihnen alsdann an der Spitze seines Anhanges das Geleite gibt; die Kaufleute aus der Bucharei bezahlen einer solchen Eskorte zehn bis zwölf Rubel für jedes beladene Kameel.

Obgleich die Kirgisen gegen die Fremden höflich und zuvorkommend sind, bilden doch Schlauheit und Eigennutz die Hauptzüge ihres Charakters, und sogar ihre scheinbare Großmuth hat immer in dem Eigennutze ihren Grund. Sehr oft z. B. bieten sie den Fremden kleine Geschenke an, weil sie wohl wissen und erwarten, daß dieser sich bewogen finden werde, diese Höflichkeit durch viel werthvollere Geschenke zu erwiedern Die Kirgisen grüßen nach der Weise der Tataren, welche darin besteht, daß sie die Hand desjenigen, den sie grüßen wollen, in die ihrige fassen und dann an ihr Herz drücken. Ihre Sprache ist beinahe dieselbe, wie die der Tataren, blos ist sie noch viel bilderreicher und die Aussprache etwas härter.

Der Reichthum der Kirgisen besteht in ihren Heerden, ganz besonders aber in Pferden und Schafen, denn sie besitzen wenig Kameele und noch weniger Rindvieh, weil dieses während des Winters in den Steppen seine Nahrung nicht finden würde; das Hornvieh und die Kameele verwenden sie, wenn sie von einer Gegend in die andere ziehen, zum Transport ihrer Habseligkeiten.

Die Kirgisen führen, ihre jetzt immer seltener werdenden Raubzüge ausgenommen, ein sehr einfaches, regelmäßiges Leben; ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd, durch welche sie sich nicht nur Fleisch zu ihrer Nahrung und Pelzwerk zu ihrer Kleidung und zum Handel verschaffen, sondern auch ihre Heerden gegen die Angriffe der Wölfe und Füchse sichern, welche sonst denselben großen Schaden zufügen würden.

Eine bei ihnen sehr übliche Jagd ist die mit dem sogenannten Goldadler (falco chrysaetus), den sie gebrauchen, um die Füchse und Gazellen zu fangen, ja, ein starker, gut abgerichteter Adler wagt sich sogar an einen Wolf. Während der Kirgise das Thier zu Pferd verfolgt, stürzt der Vogel auf dasselbe herunter, schlägt seine langen scharfen Krallen ihm in den Hals, hackt ihm mit dem Schnabel in die Augen und hält auf jeden Fall den Lauf desselben so auf, daß der nacheilende Jäger es bald erreicht und erlegt. Diese Vögel werden von den Kirgisen auf dem Markte zu Orenburg gekauft, und es gehört eine große Uebung dazu, die mit guten Jagdeigenschaften begabten Adler zu erkennen, denn nicht alle sind gleich dazu geschickt und geeignet. Für einen Goldalder, den der Kirgise als zur guten Rasse gehörig erkennt, gibt er gerne ein gutes Pferd, während er für einen andern, bei dem er die nöthigen Eigenschaften nicht vermuthet, nicht einmal ein Schaf bezahlt. Oft sieht man in Orenburg Kirgisen, welche ganze Stunden lang vor einem solchen Vogel stehen, um seine Eigenschaften und Fehler genau zu beobachten.

Die Kirgisen werden sehr alt und behalten bis in das späteste Alter ihre Kraft und gute Gesundheit, obgleich sie, wie oben gesagt, in späteren Jahren leicht zu dick werden; die gewöhnlichsten Krankheiten, die unter

Digitized by Google

ihnen vorkommen, sind die Wechselfieber, Rheumatismen, Asthma und Herzpalpitationen. Auch die Pocken, von denen sie zuweilen bei ihrem Verkehr mit den Europäern angesteckt werden, richten große Verheerungen unter ihnen an, sie haben darum auch einen solchen Abscheu vor dieser Krankheit, daß sie die mit derselben Behafteten sogleich aus dem Lager entfernen, und, wenn sie einen Versuch machen, sich demselben wieder zu nähern, mit Pfeilen und Feuergewehren auf sie schießen, weßwegen diese Unglücklichen, wenn sie sich nicht weit von der Grenze befinden, nach den russischen Städten zu schleppen suchen, wo sie gut aufgenommen und in den Spitälern verpflegt werden.

v. H—r.

Das Kochsalz.

Unter den Kräften, die die Allweisheit zum Bau unserer Erdrinde anwandte, nimmt die Wahlverwandtschaft der Stoffe eine wichtige Stelle ein.

Nur etwa fünfzig Urstoffe sind es, die die Grundelemente zu Allem, was uns umgibt, bilden; und dieß All, so unzählbar verschieden es sich unsern Sinnen darstellt, läßt sich vermöge der Scheidekunst oder Chemie in diese Elementarstoffe zerlegen oder auflösen.

Wenn zwei Stoffe sich mit einander — wie man es nennt — chemisch verbinden, so entsteht ein dritter, der meistens mit den Beiden, die ihn bildeten, keine Aehnlichkeit mehr hat. Z. B. Essigsäure und Blei bilden Bleizucker; Eisen und Schwefelsäure, die man gewöhnlich Vitriolöl nennt, geben grünen Vitriol; die Luftart, die Kohlensäure heißt, verbindet sich mit dem Kupfer zu Grünspan; Fett und reine, ätzende Pottasche vereinigen sich zu Seife u. s. w.

Oft sind solche Verbindungen sehr locker und leicht trennbar, wobei die bildenden Urstoffe wieder erscheinen, oft sind sie nur schwer lösbar, oft ganz unzerstörlich, wie sich auch leichter oder schwieriger die von der Kunst beabsichtigten Mischungen herstellen lassen.

Ein sehr unterhaltendes Beispiel einer solchen Trennung gewährt es, wenn man in eine Lösung von 1 Theil Bleizucker in 10 Theile destillirten Wassers ein Stückchen metallischen Zink hängt. Augenblicklich hängt sich aus dem klaren Wasser das Blei in blanken, flimmernden Kristallen an den Zink, der davon ganz bedeckt wird. Man nennt dieses uette Experiment den Bleibaum, oder arbor saturni.

Ergreift ein Theil den anderen mit größerer oder minderer Begierde, so nennt man dieß die größere oder geringere Wahlverwandtschaft zu einander. Es gibt auch völlig fremdartige Stoffe, die die Kunst nicht mit einander zu mischen vermag, wie Wasser und Oel.

Durch die Wechselwirkung der Stoffe aufeinander, sei sie nun verbindend oder scheidend, werden tausend Erscheinungen der Außenwelt und unseres Körperlebens bedingt. Durch den innern Prozeß des Vulkans z. B. wird das sehr leichte, brennbare Wasserstoffgas in unendlicher Menge erzeugt, und mit einer Gewalt, die keine Sprache zu beschreiben vermag, strebt die mächtige Feuergarbe hinauf in die höheren, leichteren Luftregionen; die die atmosphärische Luft verdünnende Hitze erregt ihr stürmisches Herbeibrausen von allen Seiten, der elektrische Funke, der Blitz, bewirkt die Vereinigung des Wasserstoffgases mit dem Sauerstoffgas zu Wasser, und der vulkanische Regen stürzt strömend herab.

Das Blut hat auf seinem Lauf durch den ganzen Körper belebenden Stoff abgegeben und bringt ertödteten Kohlenstoff mit. Fast schwarz treibt die rechte Herzkammer es in die Lunge; hier tritt der alles Leben vermittelnde, in der athmosphärischen Luft eingeathmete Sauerstoff hinzu, die gebildete Kohlensäure wird ausgeathmet und brennend scharlachroth beginnt das erneute Blut den frischen Kreislauf.

Ein Unglücklicher hat Arsenik verschluckt und windet sich in entsetzlichem Todesschmerz. Der Arzt reicht ihm ein gewisses Eisenpräparat, welches sich in den Eingeweiden mit dem Gift zu einer unauflöslichen, also völlig unschädlichen, Verbindung vereint. Der Schmerz verschwindet und der dem Tode Verfallene genest zu neuem Leben.

Viele Stoffe, die wir als einfache anzusehen gewöhnt sind, sind aber in der That Mischungen; wie die athmosphärische Luft ein Gemenge von 79 Theilen Stickstoff und 21 Theilen Sauerstoff; alle unsere Kalkgebirge bestehen nicht aus reinem, sondern aus kohlensaurem Kalk u. s. w.

Ein für unser körperliches Wohlbefinden unentbehrlicher Stoff ist das Kochsalz, eine Verbindung von Chlor mit Natron. Es findet sich als Mineral in der Erde, wo es aus ungeheuren Lagern bergmännisch als Steinsalz gewonnen wird, oder in Wasser aufgelöst als Salzquelle ihr entsprudelt; auch das Meerwasser enthält eine Menge davon.

Die Formation des Muschelkalks enthält die mächtigsten Salzlager. Berühmt ist das von Wielizka in Polen, Bochnia in Gallizien. Bei Cordova in Spanien ragen mächtige Felsen von Salz empor. Arabien und Abessinien haben reiche Salzstöcke am Gebirge al Kumri. Mexiko's und Neuhollands beträchtliche Lager werden von Reisenden als schier unerschöpflich gepriesen. England hat außer dem See- oder Brackſalz Solquellen in Middlesex, Chesshire und Shropshire. Deutschland ist überaus reich an Salz, von Lüneburg in seinem Norden bis zum österreichischen Salzkammergut im Süden. Viele Seen in der Krimm, Aegypten, Persien bis Sibirien scheinen über Steinsalzlagern zu fluthen und sind zuweilen der stärksten Sole gleich. Große Steppen im Innern Asiens blühen Kochsalz aus, so daß sie wie damit überschneit aussehen. So zeigt sich vorzüglich die Salzsteppe Dankali im Habesch, die vier Tagreisen lang ist, und ähnliche Erscheinungen sieht man am Rio Paraguai und St. Franzisco in Südamerika.

Die Salzbergwerke von Wielizka sind urakt, und schon von den ältesten dort bekannten Bewohnern benutzt worden. Es sind jetzt ungeheure Weitungen, in

denen man ein Kirchlein findet, welches sammt seinem Altar aus flimmernden Salzsteinen gehauen, einen wunderbaren Eindruck macht. Mehrere Wirthschaften sind vorauszusetzen und für die Arbeiter nöthig. Pferde, die man zum Transport des Salzes unten hält, werden von dem überall zurückstrahlenden Licht bald blind. Aus der Tiefe des Felsens, unter dem Salzstock hervor, sprudelt eine reiche süße Quelle, deren Ueberschuß sich in dem Salzfelsen sättigt und als unterirdischer Salzsee wie ein schwarzer Spiegel im Fackellicht glänzt. Unwahr ist es jedoch, daß die Arbeiter unten lebten und stürben; die Haushaltungen sind oben im Dorf, wenn auch der Vater nur Sonntags aus der Grube heimkommt.

Das Salz von weißer, grauer, grüner und rother Färbung wird in Tonnenform gehauen und versandt; der Abfall gemahlen und billiger verkauft; das rosenrothe wird am meisten geschätzt.

Höchst interessant ist die Art der Salzgewinnung, die Oesterreich am Abhang des Haselgebirges, im sogenannten Salzkammergut betreibt. Der Salzfels ist hier nicht rein genug, um ohne weitere Bearbeitung nutzbar zu sein. Es werden daher weite, niedrige Gallerien in ihn gehauen, in die man von oben süßes Wasser leitet. Hat sich dieses hinlänglich mit Salz gesättigt, so wird die starke Soole abgelassen und, wie wir unten sehen werden, versotten. Eine solche Vorrichtung wird ein Sinkwerk genannt.

Auch die Natur hat ihre Sinkwerke gebaut. Wenn eine Quelle mit mehr oder minder reichen Salzstöcken unterirdisch in Berührung kommt, so erscheint sie als stärkere oder schwächere Salzsoole an der Oberfläche. Nur wenige der bekannten Soolquellen sind so stark mit Salztheilen gesättigt, daß sie das sofortige Sieden belohnen, die meisten müssen künstlich verstärkt — gradirt — werden. Sie werden zu dem Ende, gewöhnlich durch Dampfmaschinen, auf hohe Gerüste getrieben, die ganz mit Dornbüscheln ausgesetzt sind. Auf ihrer höchsten Höhe fließt nun die salzarme Soole aus kleinen Rinnen auf die Dornen herab und verdünstet herabtröpfelnd ihr überflüssiges Wasser im Luftzuge. Hat sie so — oft erst durch mehrmaliges Gradiren — die nöthige Stärke erlangt, so wird sie ins Siedhaus geleitet, wo sie in weiten eisernen Pfannen versotten wird. Die weniger löslichen Beimengungen, wie Gyps u. s. w. schlagen sich an den Seiten der Pfanne bald als Pfannenstein nieder, und bei fortgesetztem Sieden erreicht die Soole den Grad, wo das Kochsalz in weißen Krystallen anschießt. Es wird nun in weite, trichterförmige Weidenkörbe geschöpft, aus denen die Feuchtigkeit abtröpfelt, dann völlig gedörrt und verpackt.

Die mit dem Salz beschäftigten Arbeiter zeichnen sich in größeren Salinen meist durch eigene Sprache und Sitten aus, wie in Halle die Halloren, in Lüneburg die Köther, von den Siedhäusern — Kothen — so genannt. Beide sind als treffliche Schwimmer und kühne Retter bei Feuersgefahren bekannt, und sollen von dem alten Stamm der Sorben-Wenden sprossen.

Das Meerwasser enthält eine bedeutende Menge Kochsalz, doch ist sein Gehalt davon nicht überall gleich. Die Ostsee z. B., in die sich, zum Verhältniß ihrer Größe, eine überwiegende Masse süßen Wassers ergießt, ist beiweitem weniger salzig, als das atlantische oder mittelländische Meer. Unter den Wendekreisen soll es am salzreichsten sein. Hierdurch wird begreiflich das Meerwasser um vieles schwerer, also auch fähiger, größere Lasten zu tragen, wie Flußwasser, auch wird hierdurch das Faulen der See unmöglich gemacht.

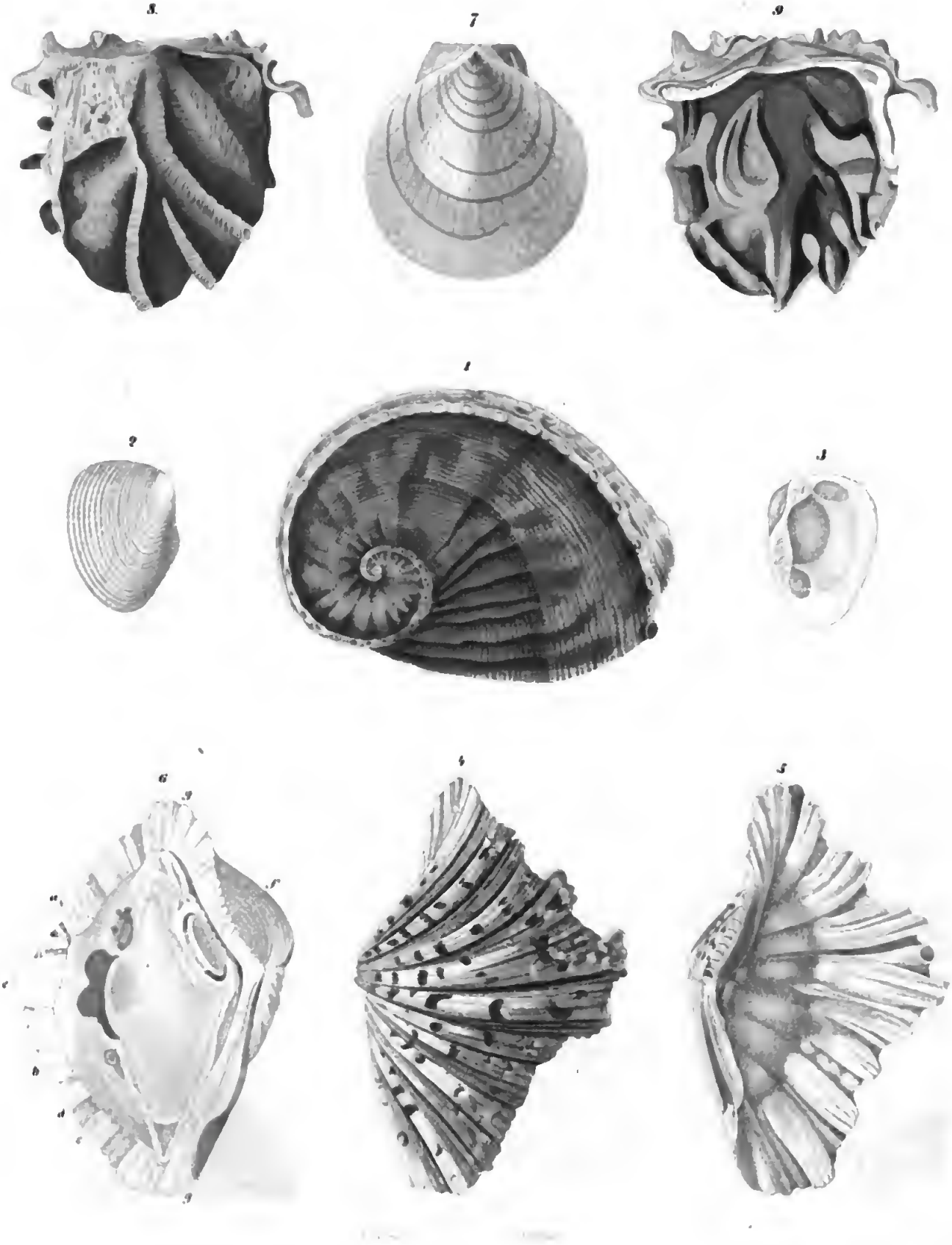
Unendlich vielen Menschen, deren Bildungsstufe zur Benutzung der ihnen im Innern des Landes vielleicht gewährten Soolquellen noch zu niedrig ist, ist das Seesalz dafür gegeben. Ein leichter Damm von Dünensand, den die Fluth überspült, hält eine Menge Meerwasser zurück, welches in heißem tropischen Sonnenstrahl während der Ebbe verdunstet und eine Menge großer Salzkrystalle gibt, die die Negerkinder auflesen und wie unsere den Zucker naschen. So ist die einfache Vorrichtung, die man längs der ganzen Westküste Afrika's sieht. An Italiens, Portugals, Spaniens, Frankreichs Küsten ist Seesalz zu bereiten Vorrecht der Krone, und in Bassins von geschliffenen Quadern hält man die Fluth zurück, die nicht in einer Ebbezeit austrocknen kann. Mit diesem Salz, welches grob krystallisirt und grünlich ist, werden alle Seefische, Häringe, Klippfische u. s. w. gesalzen.

Es bleibt uns noch von dem so großen Nutzen des Salzes zu reden übrig. Daß es in der Küche zur Bereitung der Speisen angewandt wird, weiß Jeder, nicht aber, daß es zu der Gesundheit unseres Körpers unerläßliche Bedingung ist. Eine der schrecklichsten Grausamkeiten der spanischen Pflanzer in Westindien war, den Sclaven das Salz zu entziehen. Die Unglücklichen geriethen lebend schon in einen fauleuden Zustand, der sie nach längerer Marter tödtete. Durch das Salz ist es uns möglich, thierische und Pflanzennahrung längere Zeit zu erhalten und das Schiff im öden unwirthlichen Ocean mit allem Nöthigen zu versorgen. Allen wiederkauenden Thieren ist Salz zum Wohlbefinden nöthig und Leckerbissen. Der Abgang der Salinen wird zu Düngsalz, welches in der Landwirthschaft sehr geschätzt wird, zermahlen. In der Gerberei, zum Glasiren des Topfgeschirres und zu tausend weiteren Künsten und Gewerben ist das Salz nöthiges Hilfsmittel. Wir reden schließlich noch von seiner Anwendung in den Bleichereien.

Wir sagten bereits oben, daß das Kochsalz aus Chlor und Natrium bestehe. Ersteres ist in reinem Zustand luftförmig, läßt sich aber bei starkem Druck zu einer grünlichgelben Flüssigkeit verdichten. Es hat einen eigenthümlichen erstickenden Geruch, der Husten, Beklemmung, Heiserkeit und Blutspeien verursacht. Im feuchten Zustand zerstört es alle Pflanzenfarben und alle übelriechenden Ausdünstungen kranker oder todter thierischer Körper. Mit Wasser verbindet es sich gern.

Es wird in den Bleichereien im Großen aus Kochsalz, Manganoxyd (Braunstein) und Schwefelsäure bereitet, wobei die Schwefelsäure mit dem Natron sich

Digitized by Google



Digitized by Google

verbindet und das Chlor gasförmig entweicht *). Es wird in kaltem Wasser aufgefangen und gibt unsern baumwollenen und leinenen Waaren die blendende Weiße, die wir an ihnen bewundern. Ebenso wird es in Papiermühlen um die gelbe Zeugmasse zu bleichen verwendet.

Der Arzt wendet das Chlor zur Zerstörung ansteckender Krankheitsstoffe und auch innerlich in faulichten Krankheiten selbst an. Im Handel kommt es meistens als Chlorkalk vor.

In älteren Zeiten, wo die Menge unserer heutigen Salinen noch nicht existirte und man die Unentbehrlichkeit doch schon wohl erkannte, ward ein eigenes Läuten — die Salzglocke — bestellt, um an das Gebet für die Salzwerke zu mahnen. Heinrich dem Löwen ward seine blutige Grausamkeit gegen die Wenden verziehen, als er aber, um das widerspenstige und empörte Bardewik zu strafen, den Strom über ihre, bis heute noch verlorene, Salzquelle leitete, erscholl ein lauter Schrei des Abscheus von der Mündung der Elbe zu den Quellen des Rheins. Der Aberglaube fürchtet mit dem Salz sein Glück zu verschütten.

S.

Conchylien.

(Taf. 46.)

Unter den niederen Thieren gibt es eine große Menge, deren Körper mit einer harten Schale bedeckt ist, und die man unter dem Namen der Schalthiere zusammenfaßt und nach ihrer Verschiedenheit in einige Abtheilungen bringt, deren wir eine, nämlich die Schnecken, in den ersten Blättern dieses Bandes betrachtet haben. Eine andere Abtheilung umfaßt die Muscheln, sehr zahlreich über die ganze Erde verbreitet, aber nur im Wasser lebend, in Quellen, Bächen, Flüssen, Seen, Teichen und im Meere. Wie fast immer sind jedoch auch diese Thiere in den heißen Welttheilen viel schöner und häufiger, als in den kälteren. Auch in unsern Bächen, Flüssen und Teichen findet man von Thieren bewohnte Schalen, welche vom Volk Krötenschalen und Krötenschiffchen genannt werden und wovon man wirklich glaubt, es wohnten Kröten darin. Jeder, der aber dieser Ansicht ist, wolle nur einmal eine solche Schale öffnen, und er wird finden, daß es keine Kröte, sondern ein von dieser völlig verschiedenes Thier, nämlich eine Muschel ist.

Der Leib einer Muschel ist ein ziemlich länglichrunder, von den Seiten zusammengedrückter, weicher Fleischklumpen mit einer von vier Fühllappen umgebenen Mundöffnung, welche vorn an der oberen Seite des Körpers sich befindet. Dieser Leib steckt in einem sogenannten Mantel, dieses ist die Brusthaut, welche jederseits den Leib umgibt, und nach unten entweder ganz getrennt ist, oder nur eine Oeffnung hat zur Durchlassung des Fußes. So heißt nämlich eine sohlen-, meisel-, riemen-, stichelförmige ꝛc. Verlängerung des Leibes, welche theils nur so groß ist, daß sie zur Manteldffnung heraustritt, theils aber bis nach vorn zum Munde geht und somit den Mantel unten völlig theilt. Ferner befinden sich hinten im Mantel zwei, manchmal vereinigte Athemspalten, welche oftmals in mehr oder weniger verlängerte Röhren enden und dazu dienen, das Wasser von Zeit zu Zeit auszutreiben. An den Seiten des Leibes, zwischen diesem und dem Mantel, liegen zwei zweiblättrige Kiemen, welche durch Quergefäße mit einander verbunden sind. Der Fuß ist nicht selten mit Franzen besetzt, vermittelst welcher sich das Thier festhalten kann. Dieses Thier nun liegt eingeschlossen zwischen zwei Schalen, welche von ihm nach Willkühr geöffnet und geschlossen werden können. Dazu dienen zwei starke Muskeln, wovon der eine an der Schulter, der andere hinten an der Hüftgegend, das Thier mit der Schale verbinden. In letzterer Gegend greifen die Schalen vermittelst einiger Zähne ineinander, und diese Stelle heißt das Schloß. Die hier angebrachten Muskeln halten die Schalen offen, wenn der vordere Schließmuskel nicht wirkt. Außer diesen und einigen kleineren unbedeutenden Muskeln ist das Thier noch durch die Verwachsung des Mantelrandes an der Schale befestigt. Sind die Athemröhren lang, so befindet sich hinten ein Muskel zum Vor- und Zurückschieben, welcher einen Eindruck in der Schale zurückläßt, wie die Verwachsung des Mantelrandes.

Was die Eingeweide der Muscheln betrifft, so sind zwei Theile besonders ausgebildet, vorn in der Leibeshöhle die Leber und hinten der Eierstock. Von Kiefern ist nichts vorhanden, und sie nehmen daher ihre Nahrung blos durch Verschluckung lebender Thiere zu sich, besonders Quallen und Infusorien. Vom Munde führt der Darm durch die Leber, innerhalb welcher er sich in den Magen erweitert, welcher mehrere Oeffnungen für den Zutritt der Galle hat. Von der Leber geht er durch den Eierstock, biegt sich dann wieder nach vorn, durchbohrt das Herz und mündet in der Gegend des Hüftmuskels. Ebendaselbst mündet eine Höhle, welche sich nach innen in der Gegend des Herzens ausbreitet und Kalkmaterie enthält, weßhalb man glaubt, sie liefere den Stoff für die Bildung der Schalen, welche zum Theil oder ganz aus kohlensaurer Kalkerde bestehen. Sie bilden sich vom Schloß aus; die erste Scheibe heißt Wirbel, um welchen sich nach und nach immer neue Ringe ansetzen. Das Nervensystem der Muscheln besteht aus zwei Knoten, welche durch einen Ring um den Schlund mit einander verbunden sind; von diesen Knoten gehen viele Aeste nach den Seiten des Bauches, wo sie wieder zwei Knoten bilden, von da nach dem Hüftmuskel, wo sie in einen Knoten enden. In den Kiemen befindet sich eine Arterie und eine Vene, beide laufen am Rande hin, erste erhält Zweige aus den Kiemenblättern, letztere verbreitet solche nach denselben.

Bisher hielt man die Muscheln blos für weibliche Thiere, es ist aber wahrscheinlich, daß es auch Männ-

*) Der genauere chemische Prozeß möchte hier zu weitläufig und unverständlich sein.

chen gibt, was jedoch noch nicht mit Bestimmtheit angenommen werden kann.

Figur 1 der beigegebenen Tafel ist das dreirippige Seeohr (Haliotis tricostalis), eine Schnecke, welche man ihrer flachen Schale wegen für eine Muschel ansehen könnte. Sie ist hinten gewunden und hat längs dem Rande eine Reihe Luftlöcher. Die untere dargestellte Seite ist rauh und graubraun, die innere perlmutterglänzend. Sie findet sich in den wärmeren Meeren. Ist in natürlicher Größe abgebildet und wird von einem Thier bewohnt, welches einen sohlenartigen, doppelt gefranzten Fuß, 2 Kiemenkämme, 2 Fühlfäden, gestielte Augen und in dem rüsselförmigen Munde eine mit Häkchen besetzte Zunge hat.

Figur 2 und 3. Die weiße Kammschloßarche (Pectunculus nuculatus), von unten und oben gesehen. Naturgröße. Aufenthalt unbekannt.

Figur 4, 5 und 6. Die gefleckte Hufmuschel (Hippopus maculatus). Nat. Gr., kommt aber auch größer vor, findet sich blos in Ostindien; 4 die Schale von oben; 5 dieselbe von unten; 6 die Schale sammt dem Thier.

a). Die Kiemenöffnung im Mantel.
b) Die Afteröffnung.
c) Mantelrand auf der einen Seite d abgeschnitten.
e) Schließmuskel.
f) Der Fuß.
g) Die Schale.

Figur 7. Die Kompaßmuschel (Pecten pleuronectes). Nat. Gr. Hat eine gewölbte und eine platte Schale, jene ist weiß, diese röthlich mit feinen Strahlen. Das Thier ist gelblich und kann sich sehr schnell durch Oeffnen und Schließen der Schale heben oder senken. In Ostindien.

Figur 8 und 9. Die fränkische Kammauster (Ostrea crista-galli). Figur 8 von oben, 9 von unten. Die Schale ungleich, gefaltet und mit zapfenartigen Hervorragungen versehen. Ist an Felsen und Pfählen angeheftet und findet sich ebenfalls in Ostindien. Die Farbe röthlich weiß und braunroth, bisweilen violet. Das Thier ist sehr einfach gebaut, ohne Fuß, nur mit einer doppelten Reihe Franzen am Mantelrande.

Berge.

Jalisco.

Das Departement Jalisco ist eines der wichtigsten der mexicanischen Republik wegen seiner Territorialausdehnung, seiner Lage und der Zahl seiner Bewohner. Es begreift das Territorium der ehemals sogenannten Intendanz Guadalajara, bildete in früheren Zeiten im Verein mit dem benachbarten Zacatecas das sogenannte Königreich Neu-Galicien, und grenzt im Norden mit dem Departement Durango, im Nord-Westen mit dem Departement Cinaloa, im Nord-Osten mit dem Departement Zacatecas, im Osten mit demselben und Guanajuato, im Süd-Osten mit Mecheacan und im Westen mit dem großen westlichen Ocean. Dieß schöne Land dehnt sich zwischen 19° 5′ und 23° 55′ N. Lat., und zwischen 103° 45′ und 108° 28′ 30″ Long. W. Paris aus, ist von Süd-Ost nach Nord-West 125 Leguas (26,63 auf den Meridiangrad) lang, am breitesten Punkte 106 Leguas breit, und seine Oberfläche, der von Portugal etwa gleich, mißt 9,000 Quadrat-Leguas. Seine gebogene Küste hat eine Länge von 60 Leguas. Sie beginnt bei dem Cap Corrientes, biegt sich bald darauf zur Bai von Bayona ein und hat mehrere Häfen, unter welchen der von San Blas an der Mündung des Flusses Grande de Santiago oder Tololotlan der wichtigste ist. Ihm gegenüber liegt im Meere die Inselgruppe Las tres Marias. Im Norden des Departements zieht die Cordillera von Anasuac sich hin, von welcher verschiedene Ramificationen sich über das ganze Departement verbreiten. Die Oberfläche ist zum großen Theil gebirgig und von Waldungen bedeckt. — Der Rio Grande de Santiago durchschneidet auf seinem Laufe vom See Chapala bis San Blas das Departement, ohne innerhalb desselben irgend einen Zufluß von Bedeutung zu bekommen. Die übrigen Flüsse und Bäche sind unbedeutend. — Der See Chapala liegt da, wo die Departements Mecheacan und Guanajuato zusammenstoßen. Er ist ganz von hohen Bergen umschlossen, und bildet ein Bassin von 36 bis 40 Leguas Länge und 5 bis 8 Leguas Breite. Der Fluß Santiago durchströmt die nordöstlichste Ecke desselben. — Das Klima von Jalisco ist an den Küsten außerordentlich heiß und an vielen Punkten ungesund, im Innern dagegen gemäßigt und durchgängig gesund. Der Boden ist im Ganzen fruchtbar, und gibt, wo er angebaut ist, gute Ernten. Er ernährt eine große Anzahl Hausthiere und bringt, besonders in den Küstengegenden, schöne Nutz- und Farbehölzer hervor. Das Zuckerrohr, der Oelbaum, die Cochenille und andere köstliche Früchte und Ackerbauerzeugnisse gedeihen vortrefflich. — Das Departement besitzt einen Bergbau, und an der Küste treibt man mit gutem Erfolge Perlenfischerei.

Der Name Jalisco ist der uralte eines kleinen Königreichs der alten Eingebornen, welches einen Theil des heutigen Departements umfaßte. Zufolge den Nachrichten, welche uns darüber von den spanischen Geschichtschreibern hinterlassen worden, war es von einem kriegerischen Volksstamme bewohnt, welcher einem Idole in Gestalt einer Schlange Menschenopfer schlachtete. Einige behaupten auch, die Bewohner seien Menschenfresser gewesen, was jedoch ungegründet zu sein scheint. — Francisco Cortez, ein Neffe des bekannten großen Eroberers Hernan Cortez, war der Erste, welcher, 1527, mit einer aus Spaniern und Indiern — Azteken — zusammengesetzten Truppenabtheilung in Jalisco eindrang, um von diesem Lande im Namen des Königs von Spanien Besitz zu nehmen. Damals herrschte hier eine Königin, welche die Spanier friedlich und mit

Digitized by Google

Freundschaftsbezeigungen aufnahm. Ein neuerer Schriftsteller über Jalisco sagt darüber: „Sobald sich Cortez in den Besitz des größten Theils des Reichs Jalisco gesetzt hatte, sandte er die gewöhnlichen Emissarien zur Hauptstadt (gleiches Namens mit dem Reiche). Sie wurden wohlwollend von der Königin aufgenommen, welche nach dem Tode ihres Gemahls das Reich im Namen ihres erst 17jährigen Sohnes beherrschte. Die Vornehmsten des Landes wurden zu Rathe gezogen, und dem spanischen Anführer der Einzug erlaubt. Zur Feier dieses Einzuges veranstaltete man ein Freudenfest, wie es bei den Indiern Gebrauch war. Ein weiter Circus ward errichtet, und in dessen Mitte ein Käfig von grünen Rohrstäben aufgestellt. In diesen wurden Vögel jeder Art eingesperrt, dann aber plötzlich in Freiheit gesetzt, und von den Indiern mit Pfeilen im Fluge erlegt.“ — Cortez that eigentlich nichts weiter, als daß er das Land durchzog. Die Eroberung von Jalisco und Tonala, beide im heutigen Departement Jalisco begriffen, ward erst im Jahre 1530 und den folgenden durch Nunno Beltran de Guzman, Oidor der Audiencia zu Mejico vollbracht, einen großen Rechtsgelehrten und tapferen Soldaten, der sich aber vielfache Grausamkeiten und unwürdige Handlungen zu Schulden kommen ließ. Dahin gehört unter anderen die schändliche Tödtung des Don Franzisco Calhantzin, Königs der Tarasken, in seiner Hauptstadt Tzintzontzan, im heutigen Departement Mecheacan. — Guzman, seiner Grausamkeiten wegen angeklagt, starb in einem Gefängnisse in Spanien.

Die engen Grenzen dieses Aufsatzes erlauben keine Erzählung des Hergangs der Eroberung von Jalisco und Tonala. Das Land blieb lange unruhig. Verschiedene Aufstände der Eingebornen fanden Statt, in deren einem der berühmte Pedro de Alvarado, Gefährte des Hernan Cortez, sein Leben verlor. Erst im Jahre 1541 gelang es dem Vicekönig von Mejico, Don Antonio de Mendoza, welcher an der Spitze einer starken Kriegsmacht, aus Spaniern und indischen Hilfstruppen bestehend, heranzog, die Eingebornen der gedachten Länder völlig zu unterjochen. Die Besiegten wurden zu Sclaven und vermischten sich nach und nach mit den Eroberern, so daß jetzt ein fast ganz neues Volk entstanden ist. Die alten Indierstämme der Cazcanes, Guachichiles und Guamanes sind heute sämmtlich angesessene, dem katholischen Ritus zugethane Ackerbauern, aber sie lieben es, sich einsam in unwirthlichen Gegenden anzusiedeln und ihren Wohnort häufig zu wechseln. Es ist unbekannt, in welchem Verhältnisse ihre Anzahl zur ganzen Volksmenge des Departements steht, welcher außer ihnen aus Weißen, Azteken, Negern und Blandlingen aus allen diesen zusammengesetzt ist. Die Guachichiles haben in Sitten und Gebräuchen manches Eigenthümliche. Sie führen noch immer Bogen und Pfeile als Waffen; ihre Köcher sind von Reh- oder Seehundsfell, die Spitzen der aus leichtem Rohre bestehenden Pfeile von hartem Holz, seltener von Kupfer. Die Kleidung der Männer besteht in einer Art kurzer Tunica von blauem oder braunem, selbstgemachtem Baumwollenzeuge, mit einem hinten und vorn herabhängenden Gürtel, wozu sich meistens noch ein kurzes Beinkleid von gegerbtem Ziegen- oder Rehleder gesellt. Verheirathete, sowohl Männer als Frauen, tragen Strohhüte mit breiten, auswärts gebogenen Rändern und hohen Köpfen, oben mit einem schmalen Bande von bunter Wolle und herabhängenden Quasten geziert. Das schwarze, buschige Haar tragen sie lang, ebenfalls mit bunten Bändern und Quasten gebunden, aber in Zöpfe geflochten. Kein Lediger, Mann oder Weib, darf einen Hut tragen. Die Frauen tragen einen Unterrock von grobem Wollen- oder Baumwollenzeuge und eine Art Mantel von demselben Stoffe, der nur oben ein Loch zum Durchstecken des Kopfes hat. Nüchtern sind diese Indier sehr friedlich und leitsam, desto wüthender und streitsüchtiger aber in der Trunkenheit. Bei Verheirathungen kann der Mann eine Frau auf Probe nehmen, und sie ihren Eltern nach einiger Zeit zurückschicken, wenn sie ihm nicht gefällt. Dieß hindert nicht, daß ein solches Mädchen immer noch einen Mann bekomme. Gefällt sie, so läßt sich der Mann durch einen Priester oder Mönch mit ihr trauen, der deßhalb eine jährliche Runde macht.

Die Jalisker sind im Allgemeinen lebhaften und raschen Geistes, den Künsten und Wissenschaften zugethan und feurigen, aufbrausenden Temperaments. Man wirft ihnen Unbeständigkeit in ihren Entschlüssen und Unternehmungen und Ausschweifung in angenommenen Meinungen vor. Jedenfalls liegt in ihnen ein energisches Prinzip des Lebens und der Thätigkeit, welches, wohl geleitet, die besten Früchte zu tragen im Stande ist. Der Geistlichkeit und kirchlichen Einflüssen auf das Gemeinwesen ist man in Jalisco sehr abhold. Schulen und andere Lehranstalten sind noch schlecht bestellt; doch arbeitet man eifrig an deren Verbesserung. — Die Zahl der Bewohner des Departements betrug im Jahre 1841 nach amtlichen Angaben 310,550 Männer und 346,280 Frauen, zusammen 656,830 Seelen, mag sich aber jetzt leicht auf 680,000 belaufen. Die Bevölkerung ist großentheils im Thale des Flusses Santiago und gegen die östliche Grenze hin zusammengedrängt, während man in anderen Gegenden, besonders im Norden und Nordwesten des Departements nur einzelne kleine Dörfer und nur in Entfernungen von vielen Meilen eine Maierei oder einen Weiler antrifft. Auch der Küstensaum ist nur sehr dünn und fast ausschließlich von Negern und Mulatten bevölkert.

Die innere Verwaltung Jalisco's war denselben Veränderungen unterworfen, wie die aller Provinzen des ehemaligen Neu-Spaniens. Die ersten erobernden Chefs verwalteten das Land unter den Titeln von Generälen und General-Lieutenants. Darauf wurden Gouverneure für die Provinzen, Alcaldes Mayores für die Partidos und Encomenderos für die Dorfschaften ernannt. Diesen folgten, ohne andere Gerichtsbarkeit als die bürgerliche, die Corregidoren, Subdelegaten und Tenienten. Später gab man dieser Verwaltung eine

Digitized by Google

andere Form unter Intendanten. — Die Audiencia von Neu-Galicien ward 1549 zu Compostela, einer von den Spaniern gegründeten Stadt, installirt, 1569 aber nach Guadalajara verlegt. — 1548 errichtete man das Bisthum von Neu-Galicien, welches damals zugleich Durango und Neu-Leon umfaßte. 1569 verlegte man mit der Audienz zugleich den bischöflichen Sitz von Compostela nach Guadalajara, und 1631 ward das Bisthum von Durango, 1777 das von Neu-Leon vom Bisthume von Neu-Galicien getrennt. — Nach der Freiwerdung Mexicos trat Jalisco als souverainer Staat in den mexicanischen Bund. Seit aber aus der Föderalrepublik eine Centralrepublik geworden, ward Jalisco, gleich allen übrigen mexicanischen Staaten, zum Departement (Departamento). Als solches ist es eingetheilt in die acht Distrikte: Guadalajara, Lagos, La Barca, Sayula, Ezatlan, Autlan de la Grana, Texio und Colotlan, deren jedem ein Präfect vorsteht. Man zählt im ganzen Departement 8 größere Städte und Flecken, 318 Dörfer, 387 Landgüter und 2534 kleinere Gehöfte.

Hauptstadt des ganzen Departements wie des nach ihr benannten Distrikts ist Guadalajara. Diese Stadt ward am 11. Februar 1542 im Thale von Atemajac durch 58 spanische Colonisten gegründet, welche sich in Folge eines öffentlichen Aufrufs dazu herbeigelassen hatten. Nachdem das Mandat des Königs, in welchem der neuen Gründung der Titel einer „Ciudad“ nebst Wappenschild und anderen Privilegien ertheilt wurde, vorgelesen worden, wählte man unter den Gründern die ersten Alcalden, Regidoren und Prokuratoren in derselben Weise, wie in Mexico üblich war. Dann vertheilte man Bauplätze (Solares) und begann die Stadt 6 Leguas vom Ufer des Flusses Tololotlan zu bauen. Sie liegt in 20° 40′ 41″ N. Lat. und 105° 34′ 20″ Lat. W. von Paris, ist 150 Leguas west- und nordwestlich von der Stadt Mexico entfernt, bedeckt einen großen Flächenraum, und hat fast 2 Leguas Umfang. Die Straßen sind gerade, breit und durchschneiden einander in rechten Winkeln. Die Mehrzahl der Häuser ist einstöckig. Es gibt 14 öffentliche Plätze, 12 Springbrunnen, 9 kleine Bazars oder sogenannte Portales, eine Kathedrale, 7 andere Kirchen, 11 Klöster, 2 Hospitäler, 1 Priesterseminar und eine Universität. — Die Kathedrale, welche die Nordseite der Plaza Mayor einnimmt, ist immer noch ein sehr stattliches Gebäude, obschon die Spitzen ihrer beiden Thürme im Jahre 1818 durch ein Erdbeben herabgeschleudert worden. Eine prächtige Treppe von verschiedenen Stufenreihen führt zu den drei großen Portalen hinan, deren mittleres besonders schön ist. Das Innere der Kirche ist eben so reich als edel gehalten, und würde einen sehr großartigen Eindruck machen, wäre nicht beinahe das ganze Mittelschiff von dem Chor eingenommen, welcher vor dem Hochaltare angebracht ist. Man sieht hier schöne Gemälde der besten spanischen Meister, prachtvolle Ornamente und Kirchengefäße, Lampen und Vasen von Silber im Ueberflusse, viele auch von Gold mit edlen Steinen besetzt. — Die Kirche des Franziskaner-Klosters, fast eben so prächtig als die Kathedrale, ist im römischen Styl erbaut. Außer dieser großen Kirche gibt es innerhalb der Klostermauern noch vier andere, ziemlich geräumige, sämmtlich zum Kloster gehörig. — Kirche und Kloster der Augustiner sind ebenfalls reich und prächtig. — Das weitläufige Gebäude des ehemaligen Jesuiten-Kollegiums ist jetzt der Universität zu Lehrzimmern, Bibliothek und Wohnungen der Studenten und Professoren überlassen. — Das Bethlehemiten-Kloster San Miguel ist gegenwärtig ein Hospital. Es liegt in einer der Vorstädte, ist ein ungeheures Gebäude, und die Krankensäle darin sind hoch, geräumig, luftig und sehr rein gehalten. Außer den Zimmern für gewöhnliche Kranke und Verwundete gibt es abgesonderte Räume für Aussätzige, Blatternkranke ꝛc. und Zellen für Wahnsinnige. Ein besonderer Begräbnißplatz gehört zum Hospitale. — In den Nonnenklöstern Santa Clara und San Diego werden junge Frauenzimmer erzogen, und mit drei Mönchsklöstern sind eben so viele Knabenschulen verbunden. — Die Alameda, die öffentliche Hauptpromenade, ist sehr hübsch, mit hohen, schattenden Bäumen in regelmäßiger Unregelmäßigkeit bepflanzt, zwischen welchen Blumenbeete liegen. Sie ist ganz von Wasser umflossen, und hat in der Mitte einen hübschen Springbrunnen. Mit ihr steht der Paseo in Verbindung, eine schattige Baumallee, die sich am Ufer eines klaren Bächleins entlang zieht und an Festtagen von Reitern und Wagen belebt ist. Der Bach wird von beiden Geschlechtern zum Baden benutzt.

Die oben erwähnten „Portales“ gehören den Klöstern, und werden von diesen vermiethet. Sie enthalten geschmackvolle Kaufläden, mit europäischen und asiatischen Manufakturwaaren angefüllt. Kleine Buden enthalten hier einheimische Produkte, Früchte jeder Art, Irdengeschirr von Tonala, Schuhe, Mäntel, Lederwaaren, Vögel in Käfigen, allerlei Süßigkeiten ꝛc. ꝛc. — Der Regierungspalast, ein solid gebautes, geräumiges Gebäude, kehrt seine in ernstem, edlem Styl gehaltenen Hauptfronten der Ostseite der Plaza Mayor, auch Plaza de Armes genannt, zu. Er enthält die Geschäftsräume der Verwaltung, des Finanzwesens, der Justiz, der Polizei ꝛc. ꝛc. — Bemerkenswerth sind noch: das Nationalhospital, der Bischofspalast, die Münze und 5 Buchdruckereien. — An Gasthäusern, Speise- und Kaffeehäusern und Eisbuden ist kein Mangel. — Das Theater ist unbedeutend. — Eine Wasserleitung, welche 3 Stunden nordwestlich von der Stadt an dem isolirten, kegelförmigen Hügel Cerro del Col beginnt, versorgt die Springbrunnen der eigentlichen Stadt mit Wasser, während aus einem kleinen Flüßchen im Süden der Stadt ein Pumpwerk das Wasser in Leitungen hebt, welche es den Vorstädten zuführen. Diese sind wahre Lustörter, voller Gärten, Landhäuser und Bäume. — Die Zahl der Bewohner Guadalajara's beträgt, nach amtlichen Nachrichten vom Jahre 1841, 46,804 Seelen, worunter man 122 Weltgeistliche, 114 Mönche und 207 Nonnen zählt. —

Digitized by Google

Der größte Theil der Einwohner treibt Weberei in Wolle und Baumwolle, Bereitung jeder Art von Leder, Kattundruckerei, Bereitung von Schildkrott und Schildkrottwaaren, Hutmacherei, Sattlerei und alle Arten Handwerke. Da alle diese Leute ihre Geschäfte im Innern ihrer Häuser treiben, so erscheinen die Straßen gewöhnlich menschenleer. Bei Nacht sind diese gut erleuchtet. — Der Handel ist nicht unbedeutend, sowohl wegen des Verkehrs mit dem Innern der Republik, als wegen der Waaren, welche durch den Hafen San Blas hieher kommen. Das Klima von Guadalajara ist gemäßigt und gesund. Die Regengüsse sind daselbst reichlich, oft selbst heftig. Gewitter sind häufig. — Die Ansicht der, in einem fruchtbaren, von mehreren Bächen bewässerten Ebene gelegenen Stadt ist fast so malerisch, als die von Mejico, obgleich keine hohen Gebirge hier den Hintergrund bilden, und kein Wasserspiegel die Landschaft belebt.

Der Rio Grande de Santiago strömt in einer Entfernung von 6 Leguas östlich der Stadt vorüber, und schwingt sich dann plötzlich gegen West-Nordwesten, dem Südmeere zu. In nordöstlicher Richtung von ihr führt die Straße nach Lagos und weiter nach Zacatecas über ihn hin, und überschreitet ihn bei dem Dorfe Puente Grande, 6 Leguas von Guadalajara mittelst einer prächtigen, massiven Brücke von 26 Bogen. — Wenige Leguas nordwestlich von der Stadt bildet der Fluß eine Reihe bedeutender, sehenswerther Wasserfälle. Schon in einer Entfernung von 2 Leguas vom Ufer hört man ein dumpfes Sausen, welches in der Luft zu schwimmen, und sich bald zu nähern, bald zu entfernen scheint. Je näher man kommt, desto stärker wird das Rauschen, bis es sich endlich zu einem furchtbaren, erschütternden, betäubenden Brausen verstärkt. Noch gewahrt man nicht, woher es kommt. Es scheint bald aus dem tiefsten Innern der Erde herauf, bald aus den Wolken herab zu tosen. Hundert Schritte noch — und man steht plötzlich an einem tiefen Abgrunde, in welchen sich der Fluß stürzt. Von Fels zu Fels rast er hinab, begegnet tausend Hindernissen, und bricht sich schäumend und donnernd seine Bahn in die Tiefe. Zum Flusse hinab zu steigen ist ganz unmöglich. — Auch die Fälle des Santiago, in der Nähe von Puente Grande und Guanacuatlan, sind sehenswürdig. Der erstere besteht aus 6 Cataracten übereinander, beim zweiten stürzt der Fluß eine Höhe von 80 Fuß fast senkrecht herab.

Unter den bemerkenswerthen Orten im Departement Jalisco führen wir noch an: im Distrikte Guadalajara: Cuquio Tlajomulco, Zapotlanejo und Zapopan; im Distrikte Lagos: San Juan de los Lagos, berühmt wegen der großen Messe, welche hier jedes Jahr gehalten wird, und unstreitig die wichtigste und bedeutendste der Republik Mejico ist, und Tescaltiche; im Distrikte La Barm: der Hauptort La Barm, wo man vortreffliche Käse macht, Atotonilco, Zapotlan und Chapala am gleichnamigen See; im Distrikte Sayula: die große und volkreiche Stadt Sayula von 1½ Leguas Umfang, mit breiten geraden Straßen, netten, hölzernen Bazars oder „Portales," vier geräumigen öffentlichen Plätzen, 3 Springbrunnen, 8 Kirchen und 7 Kapellen, Tuscacuesco, wo man viel Maguey-Branntwein brennt, und Zacualco; im Distrikte Ezatlan: den gleichnamigen Hauptort, Cocula und Tequila; im Distrikte Autlan: der Hauptort Autlan de la Grana, wo man viel Cochenille und Cacao baut, Villa de la Purificacion und Mascota; im Distrikte Texio: die schöne regelmäßig gebaute Stadt Texio, nach Guadalajara die bedeutendste und volkreichste Stadt in Jalisco, in reich angebauter Bergebene unter 21° 26′ 17″ N. Lat. und 107° 20′ 30″ Long. W. Paris gelegen, Ahuxcatlan, Centispac und Composteta; im Distrikte Colotlan: den gleichnamigen Hauptort, dann Huejucar und Huejuquilla. In diesem Distrikte liegt das Minenrevier von Bolanos, ebenso berühmt wegen der großen Reichthümer, welche es ehedem geliefert hat, als wegen der großen Summen, welche englische Bergbaugesellschaften daselbst in neuester Zeit fast ohne allen Nutzen aufgewendet haben.

Unter den Häfen an der Westküste der Republik Mejico ist der dem Departement Jalisco angehörige Hafen von San Blas einer der wichtigsten. Dieser Hafen, oder vielmehr die zu ihm gehörige gleichnamige Stadt liegt unter 21° 32′ 24″ N. Lat. und 107° 35′ 48″ Long. W. Paris, 500 Seemeilen nordwestlich vom Hafen Acapulco. Er ist tief, geräumig und vor Winden geschützt. Zur Zeit der spanischen Herrschaft über Mejico war er besonders für den Handel mit den Philippinen und Asien wichtig Nach der Freiwerdung des Landes verlor er eine Zeit lang alle Bedeutung, hebt sich jetzt aber wieder mehr und mehr, und wird von europäischen und nordamerikanischen Schiffen häufig besucht. — Die Stadt San Blas liegt in einiger Entfernung vom Hafen auf einem 90 Fuß hohen Felsenhügel, der, an drei Seiten jäh abgeschnitten, nur von der vierten zugänglich ist, die aber ebenfalls sehr steil aus der sumpfigen Küstenebene aufsteigt. Die Stadt ist nicht sehr bedeutend und nur während der trockenen Jahrszeit stark bevölkert. — Die Zeit von Anfang Decembers bis Ende Mai's gilt zu San Blas für die schönste des Jahres. Während derselben ist der Himmel beständig heiter; kein Regen fällt; Land- und Seewinde kühlen, einander regelmäßig ablösend, die glühende Atmosphäre; alle Krankheiten hören auf, und die Stadt ist mit Bewohnern angefüllt. Vom Junius bis zu Ende des Novembers verwandelt sich die Scene völlig. Die Hitze wird größer, obgleich der Himmel mit Wolken bedeckt ist; Land- und Seewinde kühlen die Luft nicht mehr. Heftige Stürme umtosen dagegen die Küste und außerordentlich heftige Regengüsse überschwemmen das Land, zuweilen von starken Gewittern begleitet. San Blas ist dann unbewohnbar; Krankheiten wüthen; die Regenwasser sammeln sich um den Felsen her, welcher die Stadt trägt, und machen ihn zu einer vollkommenen Insel. Am ungesundesten ist es hier gegen das Ende der

Digitized by Google

naſſen Jahrszeit, wenn die Regen weniger heftig und anhaltend herabzuſtrömen beginnen, während die außerordentliche Hitze dem aufgeweichten Boden Ströme ſchädlicher Dünſte entlockt, welche ſelbſt der am meiſten an das hieſige Klima gewöhnte Eingeborne nicht ungeſtraft einathmen kann. Darum verlaſſen denn auch bei Annäherung der Regenzeit faſt alle Bewohner San Blas, und ziehen ſich ins Innere des Landes, nach Texio, ſelbſt nach Guadalajara zurück. Jedermann beginnt faſt an demſelben Tage auszuwandern, Reiche und Arme, ohne Unterſchied. Die Straßen der Stadt ſind dann mit Maulthieren, Reitern und Fußgängern bedeckt, und man ſieht überall Läden und Thüren verſchließen, und die Leute mit den Schlüſſeln der Häuſer davon geben, einen großen Theil ihrer beweglichen Habe im Schutze des tödtlichen Klimas zurücklaſſend. Die Vermöglicheren reiten voraus, und laſſen ihr Gepäck auf Maulthieren folgen. Wo die Finanzen dieß nicht erlauben, da packt man ganz alte Leute und kleine Kinder zwiſchen das Gepäck auf Maulthiere oder Eſel, während die übrige Familie rüſtig neben her ſchreitet. Die Hafenbeamten verlaſſen die Stadt zuletzt, und nur einige arme Familien, denen es durchaus an allen Mitteln zum Auswandern fehlt, bleiben hier.

Während der guten Jahrszeit hält ſich zu San Blas das Thermometer faſt beſtändig zwiſchen 80 und 90° Fahrenheit im dichteſten Schatten, und ſteht ſelbſt Nachts gewöhnlich noch auf 75 bis 80°. Gegen 9 Uhr Morgens, zuweilen etwas früher, zuweilen etwas ſpäter, beginnt der Seewind ſich zu erheben, und den durch die Hitze körperlich und geiſtig ermatteten Bewohnern Erquickung zu bringen. Im Schatten iſt dann die Temperatur entzückend, obſchon ſie in der Sonne kaum jemals erträglich wird. Der Seewind nähert ſich der Küſte Anfangs ganz leiſe, faſt furchtſam, in leichten, abſetzenden Stößen. Man ſieht das Waſſer gegen den Horizont hin leicht gekräuſelt, während der vom Winde noch nicht erreichte, dem Lande nähere Theil des Meeres ſpiegelglatt erſcheint. Eine halbe Stunde, nachdem er das Ufer erreicht hat, bläst der Wind ziemlich friſch bis gegen 2 oder 3 Uhr Nachmittags. Dann ſtirbt er nach und nach dahin, und hört gegen 4 oder 5 Uhr ganz auf. Die drückende Hitze, welche von da an bis zum Eintritte des Landwindes herrſcht, iſt über alle Beſchreibung. Die Häuſer der Stadt mit ihren platten Dächern gleichen geheizten Backöfen, wenn ſie den ganzen Tag der Sonne ausgeſetzt waren, und da es mehrere Stunden währt, ehe ſie ihre Hitze verlieren, werden die Einwohner jämmerlich gebraten, ehe ihnen der Landwind Hilfe bringt. Dieſer hält ſich an keine genau beſtimmte Zeit; doch erhebt er ſich gewöhnlich zwiſchen 6 und 12 Uhr Abends, und währt bis gegen 6 oder 9 Uhr Morgens. Das Wetter, die Jahrszeit oder irgend eine zufällige Urſache verändert die Zeit ſeines Wehens. — Eine große Plage ſind während der trockenen Jahrszeit zu San Blas die Mosquitos, und mehr noch die Sandfliegen (ſpan. Xixenes — Culex pulicaris Gmel.). Sie ſteigen, von Winden oder der Meeresfluth aufgeſtört, aus den Sümpfen, welche den Fuß des Felſenhügels umgürten, in ungeheurer Menge zur Stadt hinauf, fallen mit gleicher Wuth Einheimiſche wie Fremde an, und man kann kaum ſagen was ärger iſt, ob das heftige Stechen und unaufhörliche Summen der Mosquitos, oder die ſchweigenden aber tauſendfältigen Angriffe der Xixenes, eines Thiers, ſo klein, daß es erſt durch den Schmerz ſeines Stiches bemerklich wird. Je weniger Mäßigkeit man in ſeiner Diät beobachtet, deſto mehr leidet man von dieſen Quälgeiſtern; Waſſertrinker empfinden faſt nichts von dem fieberhaften Reize, den ihre Stiche hervorbringen. Gegen Mitternacht vertreibt gewöhnlich der Landwind einigermaßen die Sandfliegen, welche überhaupt mehr die Plage des Tages ſind, wie die Mosquitos mehr jene der Nacht. Gegen dieſe kann man ſich indeß durch Bettvorhänge von Gaze ſchützen, welche gegen die faſt unſichtbar kleinen Xixenes nichts nützen.

Sobald gegen Ende Mai oder Anfang Junius die Regenzeit eintritt, verſchwinden jene Plagen. Die Morgen ſind in dieſer Zeit gewöhnlich klar und heiter, aber gegen vier Uhr Nachmittags bedeckt ſich der Himmel plötzlich, der Regen beginnt, und wird immer ſtärker, bis er gegen acht Uhr in wahren Strömen herabſtürzt. Der Wind erhebt ſich wüthend, wirbelt den Staub in ungeheuren Maſſen empor, und treibt ihn in die innerſten Winkel der Häuſer. Lange vor Sonnenuntergang ſcheint die Nacht einzubrechen, heftige Blitze zucken aus den finſteren Wolken herab, und der Donner iſt ein fortwährendes, nie abſetzendes Rollen. Der Regen dringt durch die platten Dächer in die Häuſer, und die ſteilen Straßen der Stadt werden zu tobenden Gießbächen, welche große Steine mit ſich fortreißen. Mit Tagesanbruch legt ſich das Unwetter; die Luft wird ſchwül und drückend. Todtenſtille herrſcht, und todtbringende Dünſte dampfen aus den Sümpfen der Ebene auf, bis es endlich der Sonne gelingt, die Nebel auf einige Stunden zu zerſtreuen. — Das iſt San Blas, der wichtigſte Hafen von Jalisco.

E. Mühlenpfordt.

Die Erzeugung neuer Obſtſorten aus Samen.

Es iſt gewiß für jeden denkenden Menſchen von hohem Intereſſe, den Urſprung der uns zur unmittelbaren Befriedigung unſerer Bedürfniſſe angewieſenen animaliſchen und vegetabiliſchen Produkte, oder, mit andern Worten, das urſprüngliche Vaterland, die Einführung, Akklimatiſirung und allmählige Veränderung unſerer Hausthiere und der von uns vorzugsweiſe gepflegten und benützten Gewächſe, z. B. der Obſtbäume, Cerealien ꝛc. ꝛc. kennen zu lernen; indem ſonderbarer Weiſe die Geſchichte, welche über ſo manche unbedeutende Thatſache der früheren Zeiten ſich auf das ausführlichſte verbreitet, hierüber nur ſehr ungenügende Aufſchlüſſe gibt. Aus dieſem Grunde haben es daher die Naturforſcher übernommen, über dieſen Gegenſtand

Digitized by Google

einiges Licht zu verbreiten, indem sie nach vielen Versuchen und Vergleichungen rückwärts zu schließen versucht haben. So z. B. kennt man wohl im Allgemeinen Kleinasien, Persien, Aegypten ꝛc. ꝛc. als das Vaterland einiger unserer Obstsorten, wie denn auch mehrere derselben nach ihrer ursprünglichen Heimath (die Damascenerpflaumen nach der syrischen Stadt Damaskus, die Bergamotten nach Pergamo, einer Stadt in Kleinasien, die Pfirschen oder Pfersiche nach Persien ꝛc. ꝛc.) benannt wurden; so wie es auch bekannt ist, daß viele derselben durch die Römer und Griechen zuerst nach Europa, durch die Kreuzfahrer nach Italien, Frankreich und Deutschland gebracht wurden; allein von vielen andern aus fernen Ländern stammenden Sorten weiß man dieses nicht, während man von weitern bei uns einheimischen Sorten mit Recht vermuthen kann, daß sie durch besondere Verpflegung unter ihnen sehr günstigen klimatischen Verhältnissen, durch Vermischung des Blüthenstaubes und durch andere Kunststücke erzeugt und dann auf die gewöhnliche Weise fortgepflanzt und vermehrt worden seien. Mit Uebergehung weiterer geschichtlicher Details soll nun hier gezeigt werden, wie in der neuesten Zeit eine große Menge neuer, vorzüglicher Obstsorten erzeugt wurden und noch fortwährend erzeugt werden können, wonach durch einen Schluß rückwärts auch die Erzeugung der ältern Sorten mit großer Wahrscheinlichkeit erklärt werden dürfte. Schon der große Landwirth Thär hat darauf hingewiesen, wie groß der Einfluß der Kultur, verbunden mit einem passenden Klima, auf die von uns angebauten Gewächse sein kann, indem er die für besondere Arten gehaltenen Sommer- und Winter-Getreidesorten oder klimatische Varietäten im Zeitraum von wenigen Jahren so umwandelte, daß er früheres Sommergetreide als Winterfrucht, Wintergetreide aber als Sommerfrucht anbauen konnte, und daß aller Unterschied zwischen diesen umgewandelten und den Originalsorten völlig verschwunden war.

Einen ähnlichen Einfluß übt Kunst und Klima auch auf die Obstbäume aus, und es sind dieselben unter den geeigneten Verhältnissen einer unbegrenzten Veränderung und Umwandlung fähig, wie sich aus vielfachen Versuchen ergeben hat. Es ist wohl jedem Baumbesitzer, um so mehr jedem Pomologen bekannt, daß die Bäume, welche aus den gesäeten Kernen, selbst der edelsten Obstsorten, entstehen, gewöhnlich schlechte und saure Früchte, welche denen der eigentlichen wilden Obstgattungen mehr oder weniger ähnlich sind, tragen, daß aber durch diese Vermehrungsart doch zuweilen auch sehr gute und brauchbare Sorten erzeugt werden, welche der weitern Verbreitung durch Oculiren, Copuliren ꝛc. ꝛc. fähig und würdig sind, und daß auf diese Weise in neuester Zeit mehrere vorzügliche Sorten in den Handel gekommen sind. Aber weniger war es bekannt, daß die aus den Kernen dieser neuen, noch jungen Sorten entstandenen Bäume eine weit größere Neigung zum Verändern ihrer Frucht haben und weniger gern in die wilde Art zurückschlagen, als dieses bei den alten Sorten der Fall ist. In der Benützung dieser Beobachtung, daß nämlich neuentstandene Sorten in ihren Abkömmlingen noch höchst unbeständig und aller möglichen Veränderungen fähig sind, liegt das ganze Geheimniß der Erzeugung neuer, vorzüglicher Sorten, welches der belgische Professor van Mons schon in seinem zwanzigsten Jahre aufgefunden, begriffen und durch tausendfältige Versuche bestätigt hat. Dieser unermüdliche Naturforscher sammelte zur Realisirung der in ihm lebendig gewordenen Idee viele tausend junge Stämme von wilden und edlen Obstsorten, verpflegte sie in seiner Baumschule und säete die Kerne und Steine ihrer ersten Früchte in großer Menge, um für die folgenden Versuche eine Basis, nämlich vom edlen Mutterstamm abweichende Varietäten zu erhalten. — Von den ersten Früchten dieser Wildlinge säete er den Samen wieder aus, um eine Generation zu erzielen, von deren Neuheit er vollkommen überzeugt war, und welche nun schon eine für seine Zwecke geeignete Beschaffenheit hatte. Diese Versuche wurden natürlich mit mehreren tausend Bäumen von allen möglichen Gattungen und Varietäten zugleich unternommen, um zugleich durch deren Vergleichung zu neuen Resultaten zu gelangen. Für den Zweck der vorliegenden Abhandlung ist es jedoch hinreichend, wenn hier nur von den mit Birnsorten vorgenommenen Versuchen die Rede ist und dem Gange derselben gefolgt wird. Nachdem der zum Versuche bestimmte Birnwildling seine ersten Früchte gebracht hatte, wurden die besten Kerne derselben sogleich wieder ausgesäet und dadurch die erste Generation erzeugt, deren Exemplare sowohl unter sich sehr verschieden und abweichend, als auch dem Mutterstamme ganz unähnlich waren. Die Kerne wurden aufs neue gesäet, die schon gewachsenen Stämmchen nach dem zweiten Jahre in einer Entfernung von zehn Fuß versetzt und ihr Wachsthum durch alle bekannten Mittel beschleunigt, um sie bald zum Früchtetragen zu zwingen. Ihre Früchte waren schlecht und keine einzige werth, weiter verbreitet zu werden. Um diese Zeit wurde die Beobachtung der Gebrüder Baumann von Bollweiler bekannt, wonach durch die Samen neuer, geringer Rosenarten nicht selten ganz ausgezeichnet schöne Rosenvarietäten gewonnen wurden, während die Kerne edler älterer Rosensorten nur gewöhnliche, schlechte Sorten hervorzubringen im Stande seien; was Herrn van Mons bestimmte, die Kerne der von der ersten Generation erhaltenen Früchte auszusäen und den Erfolg abzuwarten. Die Bäumchen dieser zweiten Aussat wurden sorgfältig gepflegt und auf gleiche Weise, wie die vorigen, bald in die Prüfungsschule versetzt. Hier trugen sie früher, als ihr Mutterstamm, aber auch ihre Früchte, obgleich verschieden unter sich, wie die Bäume, welche sie trugen, waren noch nicht geeignet, den Hoffnungen und Erwartungen ihres Pflegers zu entsprechen; doch schienen sie vom wilden Zustande schon weiter entfernt zu seyn.

Durch die Aussaat der Kerne von den schönsten Früchten dieser zweiten Generation wurde die dritte Generation gewonnen, deren junge Bäume schon edlere

Digitized by Google

Früchte zu liefern versprachen, indem ihr Aeußeres dem der edlen Birnbäume schon mehr oder weniger ähnlich war. Sie wurden auf die früher angegebene Weise gepflanzt und verpflegt, und der Erfolg entsprach ihrem Aussehen, indem die verschiedenen Bäume zwar wieder verschiedene, aber den edlen schon nahe kommende, größtentheils genießbare Birnen lieferten. Diese günstigen Resultate hatten dem H. van Mons die Ueberzeugung verschafft, daß er den rechten Weg zur Veredlung der Früchte gefunden habe, und daß je ununterbrochener die Generationen auf einander folgten, die Bäume um so frühzeitiger tragbar würden. Er fuhr daher fort, immer neue Versuche zu machen, und hatte nun bald das Vergnügen, durch die Aussaat der Kerne von den besten Früchten der dritten Generation Bäume zu erhalten, welche, weniger unter sich verschieden, bälder als diese Früchte trugen, wovon mehrere ganz vortrefflich und nur wenige noch schlecht waren. Noch günstiger waren die Resultate einer fünften Generation, indem die Bäume noch weniger unter sich verschieden, als die vorhergehenden, auch früher Früchte trugen, als die der vierten Generation, und durchaus gutes und ausgezeichnetes Obst lieferten. Nach diesen glänzenden Erfolgen machte H. van Mons seine Versuche nebst den besten Sorten bekannt, welche bald in englische und nordamerikanische Verzeichnisse aufgenommen wurden. Dessen ungeachtet wurden die Versuche weiter fortgesetzt, so daß H. van Mons im Jahr 1834 bereits die neunte Generation erreicht, und dadurch immer vollkommenere Früchte erlangt hatte — Die auf diesem Wege gewonnenen Birnen sind sämmtlich ausgezeichnet durch besondere Größe und Schönheit, vorzügliche Feinheit des Fleisches und kräftigen, gewürzhaften Geschmack. Sie werden nicht steinig, rissig oder wurmstichig, kommen in jedem Boden fort, und haben vor den älteren Varietäten frühere und größere Tragbarkeit und Dauerhaftigkeit voraus.

Aber nicht blos die Birnen, sondern auch die übrigen Obstsorten gewährten bei der beschriebenen Behandlung ähnliche günstige Resultate; sie haben sogar meistens den Vorzug der früheren Umwandlung in gute Früchte. So trug der Apfelbaum schon in der vierten Generation nur gute Früchte, welche denen der Birnen späterer Generationen an Güte nicht nachstanden. Die meisten nähern sich dem Reinetten- oder Calvillen-Geschlechte; ihre Gestalt ist ebenso verschieden, als ihre Farben sich durch Lebhaftigkeit auszeichnen; ihr zartes, zugleich abknackendes Fleisch ist so fein, daß man oft das Schmelzende der Birne bemerkt, wobei sie ebenso gewürzhaft, wie diese sind. Die Bäume sind äußerst fruchtbar, denn sie tragen meist schon im vierten Jahre, und nur die Winterfrüchte, welche längere Zeit zur Ausbildung ihrer Bäume nöthig haben, erscheinen später. Das Steinobst, die Pfirschen, Aprikosen, Pflaumen und Kirschen halten sich in einem noch kürzeren Zeitraume vervollkommnet. Denn sie geben nach der dritten und vierten Generation meistens vortreffliche Früchte, wovon die meisten ihre edle Mutterfrucht übertrafen. Sie tragen, der Natur überlassen, schon im dritten und vierten Jahre reichlich, und sind gegen die Winterkälte weit weniger empfindlich, als ihre Mutterbäume und die übrigen alten Sorten.

Zur Erzeugung lauter vortrefflicher Früchte sind bei den Birnen fünf Generationen, und ein Zeitraum von sechs und dreißig Jahren, bei den Aepfeln vier Generationen und etwa zwanzig Jahre ohne Unterbrechung; beim Steinobste drei bis vier Generationen und eine Zeit von zwölf bis fünfzehn Jahre erforderlich.

Durch seine vieljährigen Versuche und Erfahrungen hat endlich H. van Mons die Ansicht gewonnen, daß es nicht mehr nöthig sei, die Bäume durch die bisher üblichen Veredlungsarten zu vermehren, indem die Samen der letzten, wenn nur ununterbrochenen, Generationen, eben so bald und nur edle Früchte tragende Bäume zu liefern im Stande seien, als dieses bei jenen Vermehrungs-Methoden der Fall wäre. Er ist deßhalb gesonnen, statt der Bäume oder Pfropfreiser seinen Freunden künftig Kerne oder Steine seiner veredelten Früchte mitzutheilen; wodurch der pomologische Verkehr allerdings sehr vereinfacht und erleichtert würde.

Einige eigenthümliche Erscheinungen, deren Ursachen bis jetzt nicht aufgefunden werden konnten, wurden an den auf die beschriebene Weise entstandenen neuen Obstsorten beobachtet und dürfen hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Die erste betrifft die merkwürdige Dauerhaftigkeit dieser neuen Bäume, von welchen in dem äußerst strengen Winter von $18^{29}/_{30}$ nicht ein einziger einging, sondern alle glücklich über den Winter kamen und kräftig fortwuchsen, während viele der älteren Sorten erfroren und gänzlich zu Grunde gingen. Die veredelten Sorten verhielten sich ganz, wie die eigentlichen Wildlinge, welche stets dauerhafter sind, als veredelte Sorten.

Sonderbar ist dagegen, daß die neuen Birnsorten, auf Quitten veredelt, sie mögen auch noch so sorgfältig behandelt werden, sobald sie anfangen Früchte zu tragen, auch zu kränkeln beginnen und sämmtliche Fehler der ältesten Varietäten annehmen, kleiner, herber, steiniger werden. Ihre Blätter werden gelblich, die Spitzen der Zweige ergreift der Brand, und im folgenden Jahre erhält die Krone brandige Risse, während sie bis zum ersten Tragen ein gesundes Ansehen haben und lebhafte Triebe machen. Dagegen gedeihen sie auf dem Weißdorn veredelt um so vorzüglicher; wachsen höher, bilden eine schönere Pyramide und tragen ihre Früchte näher am Stamme ꝛc.

Die auffallendste Erscheinung ist aber unstreitig die Thatsache, daß aus den Kernen einer Frucht — einer weißen Herbstbutterbirne — eine Bergamotte, eine Frühbirne und eine späte Winterbirne zugleich hervorgegangen sind. Hiedurch wurde die Meinung der Pomologen, daß man nur aus den Kernen der frühen, späten ꝛc. Birnen Wildlinge erziehen dürfe, welche den gleichen edlen Sorten als Unterstämme dienen könnten, gänzlich umgeworfen und gezeigt, daß diese Vorsicht ganz über-

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart.

1343

Digitized by Google

Digitized by Google

flüssig seie. Zugleich geht aber auch aus dieser Beobachtung hervor, daß frühe und später reifende Sorten keine besondere Arten bilden, sondern zufälligen, noch unbekannten Umständen ihre Entstehung verdanken.

Zum Schlusse will ich noch die Merkmale mittheilen, nach welcher beurtheilt werden kann, ob ein aus Samen erzeugter Obstbaum gute Früchte zu liefern verspricht.

Schöner Wuchs, glatte, etwas glänzende Rinde; regelmäßig vertheilte Aeste und Zweige, welche der Größe und Gestalt des Baums entsprechen; eingebogene, gereifelte, etwas gedrehte, ohne Splitter zerbrechliche Sommertriebe; lange Dornen, welche ganz oder fast ganz ihrer Länge nach mit Augen versehen sind; wohlgefüllte, nicht aus einander laufende, röthliche oder flachsgraue Augen, glatte Blätter von mittelmäßiger Größe, gefaltet und mit mehr langen als kurzen Stielen; die jüngsten Blätter lang, gerade gegen den Sommertrieb sich neigend, und die andern ältern von oben oder unten, aber nicht der ganzen Länge nach, rinnenförmig gestaltet, sind Merkmale guter Vorbedeutung, welche gute Früchte zu erwarten berechtigen. Unregelmäßig und verworren gewachsene Zweige und Sommerschoße, busch- oder besenartige, kleine Triebe; kurze, augenlose Dornen; kurzstielige, kleine, runde, in kurze Spitzen ausgehende, ihrer ganzen Länge nach rinnenförmig ausgehöhlte, gleich beim Austreiben vom Sommerschoße abgewendete Blätter lassen kleine Früchte mit süßem, trockenem Fleische, oder Spätfrüchte erwarten. Kurzes, grobes Holz und nahe beisammen stehende Augen deuten auf frühe Fruchtbarkeit hin. Schlankes, gutvertheiltes hängendes Holz mit etwas eingebogenen Trieben sind Merkmale eines späten, ausgezeichnet guten Obstes, welche Eigenschaft, doch weniger sicher, auch aus dem Vorhandensein runder Blätter mit kurzen Spitzen, oder zäher, dunkelgrüner Blätter mit mittelmäßig langen Stielen vermuthet werden kann. Als ein gewisses, zuverlässiges Merkmal guter Vorbedeutung ist es zu betrachten, wenn der Jahrestrieb rein und ohne Splitter abgebrochen werden kann.

Wenn wir dem Gange der allmähligen Veredlung und Verfeinerung der Obstsorten nach der in den vorliegenden Zeilen entwickelten Methode mit Aufmerksamkeit folgen, so liegt gewiß die Vermuthung nicht fern, daß viele unserer ältern Obstsorten auf ganz ähnliche Weise entstanden sein dürften, obgleich deren Erzeugung nicht vorsätzlich und systematisch, sondern nur dadurch herbeigeführt worden sein mag, daß in größern Baumschulen vielleicht zufällig der Samen von Wildlingen oder sogenanntem Kernobste, welches sich gewöhnlich durch sehr vollkommene Kerne auszeichnet, zur Gewinnung von Wildlingen ausgesäet und dadurch schon eine zweite Generation gewonnen wurde, welche leicht eben so zufällig durch dritte Hände bis zur dritten und vierten Generation fortgeführt worden sein konnte; so wie sich aber auch, wie wir ebenfalls gesehen haben, schon in den ersten Generationen einzelne vorzügliche Sorten bilden können, welche der Verbreitung durch die gewöhnlichen Mittel werth sind. — Für den Botaniker gibt der Umstand, daß aus den Samen der spätern Generationen gleich vorzügliche Früchte entstehen, wie die des Mutterbaums, daß also eine durch Kunst erzeugte neue Art oder Varietät durch ihren eigenen Samen sich fortpflanze, ohne in die wilde Urart zurückzukehren, reichen Stoff zum Nachdenken, indem hiedurch ein längst anerkanntes Artkennzeichen stark erschüttert werden dürfte.

L. Landbeck.

Der Atlaskäfer.

(Taf. 47.)

Wie die Tropenländer in allen Zweigen der Zoologie am reichlichsten von der Natur bedacht wurden, so geschah es auch bei den Käfern. Die heißen Gegenden unserer Erde besitzen auch hierin großen Reichthum; sie sind uns nicht blos an der Zahl der Gattungen weit überlegen, sondern sie besitzen auch diejenigen Käfer, welche mit den prächtigsten Farben geziert sind, dann die größten, die auffallendsten und mannigfachsten Formen, für deren Viele wir in Europa gar keine Ersetzenden haben. Bei oberflächlicher Betrachtung muß uns diese ungleiche Vertheilung einigermaßen befremden, allein abgesehen von allen andern Ursachen war sie nöthig, die entferntesten Völker der Erde mit einander in Verbindung zu bringen; ein mächtiger Hebel für Kunst und Wissenschaft. Von den Schätzen des Auslandes angelockt, zog der Naturforscher hinaus, Wißbegierde und rühmlicher Ehrgeiz ließen ihn die Gefahren verachten, welche sich ihm bei einer Reise unter dem südlichen Himmel entgegenstellen und worunter die für das eigene Leben nicht die letzte ist. Die europäischen Nationen suchten einander in der Anhäufung der aufgefundenen Herrlichkeiten zu überbieten, und ohne diese mächtigen Triebfedern würden wir nicht den vierten Theil der Thiere und Pflanzen kennen gelernt haben, die uns bis auf diesen Tag bekannt geworden sind.

In Ostindien und Südamerika, welche Erdstriche besonders reichlich mit Thier- und Pflanzenleben versehen sind, gibt es viele und große Käfer, welche sich zwar nicht durch prächtige Farben, aber durch eine sehr abweichende Form auszeichnen. Sie bilden zusammen ein eigenes Geschlecht, welches die größten aller bekannten Käfer in sich schließt, und unter dem Namen der Nashornkäfer — Oryctes — bekannt sind, von welchen wir in Deutschland nur eine einzige Gattung besitzen. Diese Käfer hat man mit Recht obenan in ihrer Klasse gestellt. Ihr Kopf und Bruststück ist mit Hörnern, Scheeren, Zapfen und anderen Verlängerungen besetzt, welche bei dem Weibchen meist fehlen und durch Höcker ersetzt sind. Ihr Leib ist dick, mit kurzen Decken; die Kiefer etwas vorstehend, die Fühlerkolben etwas blättrig, die Füße stark mit fünf Zehengliedern; die Unterseite des Körpers meist behaart. Sie entstehen aus großen, fleischigen und trägen Larven, welche meist gelblich weiß aussehen und sich in einem großen dicken Ge-

Digitized by Google

häuse in der Erde verwandeln, wozu sie zwei bis drei Jahre nöthig haben. Ihre Nahrung besteht in Pflanzenstoffen; sie sind jedoch nicht schädlich.

Zu dieser Abtheilung gehört der abgebildete Käfer. Er ist ein Bewohner Ostindiens und des südlichen Amerika's, und einer der schönsten dieser Abtheilung. Er heißt Atlas — Oryctes atlas (Dynastes, Scarabaeus atlas). Seine Größe beträgt — die Hörner mitgerechnet — einen halben Fuß; die Farbe ist eigentlich schwarz, aber oben stark kupferglänzend, welches stellenweise, besonders auf dem Bruststück, in Violet, und auf dem hinteren Theile der Decken in Goldgrün übergeht. Vorn in der Mitte des Bruststücks steht ein kurzes Horn und an jeder Seite ein viel längeres; diese beiden sind gegeneinander gerichtet, aber an der Spitze etwas auswärts gebogen. Der Kopf ist ebenfalls in ein langes Horn verlängert, welches aufwärts gebogen und in der Mitte mit einem rückwärts stehenden Zahne bewaffnet ist.

Berge.

Der Mustang.

(Gemälde aus Texas.)

Die Gesellschaft rückte ihre Stühle näher an Oberst Morse, und dieser erzählte:

Wie ich aus unserem Maryland nach Texas kam? Nun, ich besaß ein Certifikat, ausgestellt von der Galveston-Bay- und Texas-Land-Compagnie, welches zu wissen that, daß ich gegen Bezahlung von tausend Dollars berechtigt sein sollte, mir in Texas eine Strecke von zehntausend Acres Land herauszulesen, sie eigenthümlich in Besitz zu nehmen, mich darauf niederzulassen, kurz, alle und jede Befugnisse eines Eigenthums auszuüben, blos unter der einzigen Bedingung, daß ich bei der Auswahl meiner zehntausend Acres nicht früheren Rechten zu nahe käme.

Ich schiffte mich also mit einem Freunde, der eine gleiche Anzahl Acres auf dem Papiere besaß, und einem Theil meiner Garderobe auf dem Schooner The catcher ein, und wir kamen von Baltimore nach einer dreiwöchentlichen Fahrt glücklich in Galveston-Bay an.

Die Küsten von Galveston-Bay, in die der Rio de Brazos einmündet, sind nicht so grausenerregend zu schauen, wie die Louisiana's und der Mündungen des Mississippi, aber aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie eben nicht zu schauen sind. Man sieht weder Mündung noch Land. Eine Insel dehnt sich etwa sechzig Meilen von diesem wie eine ungeheure flach gedrückte Eidechse hin — sie wird Galveston-Insel genannt — hat aber weder Hügel, noch Thal, weder Haus, noch Hof, nicht einmal einen Baum, mit Ausnahme dreier verkrüppelter Auswüchse am westlichen Ende, die aber, bei der gänzlichen Flachheit des Bodens, doch weit hinaus sichtbar sind.

In der That würde ohne diese drei Zwergbäume das Auffinden der Mündung eine schwere Aufgabe sein. Die erfahrensten Seeleute geriethen hier in nicht geringe Verlegenheit; denn da das Land nur linienweise aus dem Meere gleichsam herausschwillt, verschwindet es auch wieder hinter jeder noch so leichten Welle, ja, das wogende Grün der Gräser ähnelt den Wellen des gleichfalls grünen Küstenwassers so täuschend, daß wirklich ein scharfes Auge dazu gehört, die einen von den andern zu unterscheiden, und wir, wie gesagt, es blos den erwähnten Zwergbäumen zu verdanken hatten, daß wir unsern Weg der Mündung zu fanden. Wir hielten uns ganz an sie, etwa zehn Meilen längs der Insel hinfahrend, bis uns ein Pilot entgegenkam, der dann die Leitung des Schooners übernahm; doch kamen wir nicht so leicht über die Sandbänke, mehrmals streiften wir, zweimal saßen wir ganz fest, und nur mit der vereinigten Hilfe unserer dreißig, oder besser zu sagen, sechzig Hände, gelangten wir endlich in die Mündung des Flusses. Ich mit meinem Freunde und zwei Mitpassagieren waren, nachdem wir den Schooner über die letzte gefährliche Sandbank bugsiren geholfen, im Boote vorausgegangen, auch bereits dem Lande nahe, als das Boot in der Brandung umschlug und uns sämmtlich in den Wellen begrub. Glücklicherweise war das Wasser nicht mehr tief, sonst hätte uns unsere Ungeduld theuer zu stehen kommen können; so kamen wir mit einem tüchtigen Bade davon.

An's Land gekrochen, waren wir bereits eine geraume Weile gestanden, aber uns Allen war es, als ob wir noch immer auf offener See fuhren. Das Land hatte so gar nichts Landähnliches. In unserem Leben hatten wir noch keine solche Küste gesehen. Es war aber auch keine Küste, kein Land zu sehen, wenigstens war es uns nicht möglich, die eine und das andere von der See zu unterscheiden. Einzig der Wogenschaum, der sich an den Gräsern absetzte und in einem endlosen Streifen vor unsern Augen hinzog, deutete auf etwas, wie eine Grenzscheide.

Denken Sie sich eine unübersehbare, hundert oder mehr Meilen vor Ihren Augen hinlaufende Ebene, diese Ebene ohne auch nur die mindeste Erhöhung oder Senkung mit den zartesten, feinsten Gräsern überwachsen — von jedem Hauche des Seewindes gefächelt — in Wellen rollend — durch nichts unterbrochen — weder Baum noch Hügel, Haus und Hof, — und Sie werden sich eine schwache Vorstellung von der seltsamen Erscheinung dieses Landes bilden können.

Etwa zehn bis zwölf Meilen gegen Norden und Nordwesten tauchten freilich einige dunkle Massen auf, die, wie wir später erfuhren, Baumgruppen waren, aber unsern Augen erschienen sie als Inseln. Auch heißen diese Baumgruppen, deren es unzählige in den Prairies von Texas gibt, charakteristisch genug, Inseln, und sie gleichen ihnen auch auf ein Haar.

Ein rückwärts hinter einer schmalen Landzunge stehendes Blockhaus, von dem die Flagge der mexikanischen Republik stolz herabwehte, überzeugte uns endlich, daß wir denn doch auf festem Boden wären.

Wir begaben uns wieder auf den Schooner, und fuhren von der Mündung des Brazos nach Brazoria. Die Fahrt nahm uns drei volle Tage. Am ersten die-

Digitized by Google

ser drei Tage fuhren wir durch eine immerwährende Wiese, am zweiten rückten wir den Inseln näher; die Wiese wurde zum Punkte, rechts und links tauchten in meilenweiter Entfernung die prachtvollsten Baumgruppen auf, aber keine Spur menschlichen Daseins in diesem herrlichen Parke — ein unermeßlicher Ocean von Gräsern und Inseln.

Alles war so still, feierlich und majestätisch! Wald und Flur, Wiesen und Gräser, so rein, so frisch, grade, als wären sie so eben aus der Hand des ewigen Werkmeisters hervorgegangen. Keine Spur der sündigen Menschenhand — die unbefleckte, reine Gotteswelt.

Fünfzehn Meilen oberhalb der Mündung des Rio Brazos fuhren wir in den ersten Wald ein. Sykamoren, später Pecans, wölbten sich zu beiden Seiten über den Fluß herüber, und, den Genuß zu erhöhen, erschienen auch ein Rudel Hirsche und eine starke Flucht von Welschhühnern; beide aber, bereits ziemlich scheu, brachen, kaum daß sie uns erblickten, auch aus.

In Brazoria angekommen, gab man uns den Rath, Mustangs zu kaufen, deren die schönsten für Spottpreise zu haben wären, uns im Lande umzusehen und das Weitere dem lieben Gott anheimzustellen.

Es war wohl das Klügste, was wir thun konnten; so kauften wir uns vor Allem Mustangs.

Diese Mustangs sind kleine, in der Regel nicht über dreizehn Faust hohe Pferde, die, von den Spaniern eingeführt, sich während ihrer dreihundertjährigen Selbstherrschaft ins Unzählbare vermehrt, in Heerden von Tausenden durch die Prairies von Texas streifen. Man fängt sie mit dem sogenannten Lasso, dessen Gebrauch, obwohl bekannt, ich doch näher beschreiben will, da ich, häufig Augenzeuge solcher Jagden, ihn vielleicht deutlicher zu versinnlichen vermag.

Der Lasso ist ein zwanzig bis dreißig Fuß langer und aus fingerbreiten Rindshautschnitten gedrehter, biegsamer Riemen, von dem ein Ende am Sattelknopfe befestigt, das andere aber mit der Schlinge, von dem Lassojäger in der Hand gehalten wird. So wie dieser einen Trupp wilder Pferde aufstöbert, sucht er ihm mit seinen Gefährten vor Allem den Wind abzugewinnen, dann aber sich ihm möglichst zu nähern. Selten oder nie entwischen die Thiere den geübten Jägern, die, wenn sie zwanzig bis dreißig Fuß nahe gekommen, demjenigen, das sie sich zur Beute ersehen, mit unfehlbarer Hand die Schlinge über den Kopf werfen. Die Schlinge werfend, wirft der Reiter zugleich sein Pferd herum, die dem Thiere über den Kopf geworfene Schlinge schnürt demselben plötzlich die Kehle zusammen, und der im nächsten Augenblick darauf erfolgende äußerst heftige Riß des in entgegengesetzter Richtung fortschießenden Reiters betäubt das athemlose Pferd so gänzlich, daß es, nicht des mindesten Widerstandes fähig, wie ein Klotz rücklings geworfen fällt, und regungslos, beinahe leblos da liegt — nicht selten getödtet oder hart beschädigt, jedenfalls mit einer Warnung, die es den Lasso sein ganzes Leben hindurch nicht vergessen läßt. Ein auf diese Weise eingefangenes Thier sieht diesen nie, ohne zusammen zu schrecken; es zittert bei seinem Anblicke an allen Gliedern, und die wildesten werden durch das bloße Umlegen schafzahm.

Ist das Thier gefangen, so wird es auf eine nicht minder brutale Weise gezähmt. Es werden ihm die Augen verbunden, das furchtbare, pfundschwere Gebiß in den Mund gelegt, und dann wird es vom Reiter — die nicht minder furchtbaren, sechs Zoll langen Sporen an den Füßen — bestiegen, und zum schärfsten Galopp angetrieben. Versucht es sich zu bäumen, so ist ein einziger und gar nicht starker Riß dieses Martergebisses hinreichend, dem Thiere den Mund in Fetzen zu zerreißen, das Blut in Strömen fließen zu lassen. Ich habe mit diesem barbarischen Gebisse Zähne wie Zündhölzer zerbrechen gesehen.

Das Thier wimmert, stöhnt vor Angst und Schmerzen, und so wimmernd, stöhnend, wird es ein oder mehrere Male auf das Schärfste geritten, bis es auf dem Punkte ist, zusammen zu brechen. — Dann erst wird ihm eine Viertelstunde Zeit zum Ausschnaufen gegeben, worauf man es wieder dieselbe Strecke zurücksprengt. Sinkt oder bricht es während des Rittes zusammen, so wird es als untauglich fortgejagt oder niedergestoßen, im entgegengesetzten Falle aber mit einem glühenden Eisen gezeichnet und dann auf die Prairie entlassen.

Von nun an hat das Einfangen keine besonderen Schwierigkeiten mehr; die Wildheit des Pferdes ist gänzlich gebrochen; aber dafür eine Heimtücke, eine Bosheit eingekehrt, von der man sich unmöglich eine Vorstellung machen kann. Es sind diese Mustangs gewiß die boshaftesten, falschesten Thiere unter allen Pferderassen, die es auf dem Erdenrunde gibt, stets nur darauf ausgehend, ihrem Herrn einen Streich zu spielen.

Gleich nachdem ich das meinige übernommen, war ich nahe daran, ein theures Lehrgeld zu geben. Im Begriff, einen Ausflug nach Bolivar zu unternehmen, sollten wir über den Brazos setzen; der Vorletzte, der das Boot bestieg, zog ich meinen Mustang sorglos am Zügel nach, und war so eben im Begriff, in das Boot einzusteigen, als ein plötzlicher Ruck und der Zuruf: „Habt Acht auf Euer Pferd!“ mich seitwärts springen machte. Ein Glück, daß ich mich nicht erst umsah, sonst hätte es mir leicht das Leben kosten können.

Mein Mustang war nämlich plötzlich zurück gesprungen, hatte sich eben so plötzlich gebäumt, und mit einer solchen Wuth und Kraft auf mich niedergeworfen, daß seine Hufen die Bretter des Bootes durchbrachen.

In meinem Leben hatte ich nichts so Wüthendes gesehen, als dieses Thier. Es fletschte die Zähne, die Augen sprühten ein satanisches Feuer, einen wahrhaft tödtlichen Haß — sein Gewieher glich dem Lachen des höllischen Feindes. Ich stand entsetzt. — Der Lasso, den mein Nachfolger ganz ruhig dem Thiere über den Kopf warf, machte es wieder im nächsten Augenblicke so fromm-unschuldig dareinschauen, daß wie Alle laut auflachten, obwohl ich — sonst nichts weniger als ein

Pferdefeind — starke Versuchung spürte, es auf der Stelle niederzuschießen.

Mit diesem Thiere nun, und begleitet von meinem Freunde, unternahm ich mehrere Ausflüge nach Bolivar, Marion, Columbia, Anahuac — Städtchen von drei — sechs — zehn — bis zwanzig Häusern. Auch Pflanzungen besuchten wir, anfangs solche, an die wir empfohlen waren, später jede, die uns in den Wurf kam. Wir waren auf einer dieser Pflanzungen; sie lag einige Meilen seitwärts von der Straße, die von Harrisburg nach San Felippe de Austin führt, und gehörte einem Mister Neal.

Mister Neal war erst drei Jahre im Lande, und hatte sich in dieser Zeit ausschließlich mit der Viehzucht beschäftigt — in Texas einer der angenehmsten, einträglichsten und bequemsten Berufe, dem der erste Gentleman, ohne sich etwas zu vergeben, folgen darf.

Seine Heerden mochten zwischen sieben- und achthundert Stück Rinder, und fünfzig bis sechzig Pferde zählen — alle Mustangs. Die Pflanzung war, wie beinahe alle, die wir bisher noch gesehen, erst im Werden; das Haus in jenem Hinterwäldler-Style angelegt, der in unserem Südwesten so gang und gäbe, war geräumig und selbst bequem, von rohen Baumstämmen aufgeführt. Es lag am Saume einer Insel oder Baumgruppe, mitten zwischen zwei colossalen Sykamoren, die es vor Sonne und Wind schützten. Im Vordergrunde floß die endlose Prairie mit ihren wogenden Gräsern und Blumen in die unabsehbare Ferne hin, im Hintergrunde erhob sich die hehre Majestät eines Texas'schen Urwaldes, über und über mit Weinreben durchwunden, die, hundert und mehr Fuß an den Bäumen hinaufrankend, ihre Ausläufer so über die ganze Insel hingesendet hatten.

Diese Inseln nun sind einer der reizendsten Züge in dem Texas'schen Landschaftsgemälde, und so unendlich mannigfaltig in ihren Formen und der Pracht ihrer Baumschläge, daß man Jahre lang im Lande sein kann, und doch immer neue Schönheiten an ihnen auffinden wird. Sie erscheinen zirkelförmig, in Parallelogrammen, als Sexagone, Octagone, wieder wie Schlangen aufgerollt; die geschickteste Parkkunst müßte verzweifeln, diese unendlich mannigfaltig reizenden Formen zu erreichen. Des Morgens oder Abends, wenn umwoben von leichten blauseidenen Dunstsäumen, und durchzittert von den ersten oder letzten Strahlen der Sonne, gewähren sie einen Anblick, der auch das unpoetischste Gemüth in Verzückung bringen könnte.

Ein nicht minder idyllischer Zug dieses gesegneten Landes ist auch die bequeme anspruchslose Gastlichkeit seiner Bewohner.

Selbst da, wo wir keine Empfehlungen brachten, und ich verstehe nicht schriftliche, sondern auch blos mündliche Empfehlungen oder Grüße — traten wir bald ganz unbefangen in die Häuser, und wurden eben so unbefangen, ganz als alte Bekannte, empfangen. Dieß fand ich so durchgängig Regel auf allen Pflanzungen, die von Südländern besessen waren, daß mir während meines ganzen mehrjährigen Aufenthalts und Wirkens auch keine einzige Ausnahme auffiel. Wo sie mir auffiel, das heißt, wo ich für die Bewirthung zahlen mußte, waren die Ansiedler aus den Mittelstaaten oder Neu-England. Merkwürdig ist auch der Umstand, daß alle Gast- oder Kosthäuser ausschließlich von Yankees oder Bürgern aus den Mittelstaaten gehalten werden.

Unser Wirth war ein fröhlicher Kentuckier, und machte seinem Geburtsstaate in jeder Hinsicht Ehre. Unsere Aufnahme war die herzlichste, die es geben konnte. Wir hatten dafür nichts zu entrichten, als die Neuigkeiten, die wir von Hause mitbrachten. Aber Sie können sich auch schwerlich einen Begriff von der Gier, der Aengstlichkeit machen, mit der unsere Landsleute in der Fremde Berichte von Hause anhören. Die Spannung ist wirklich fieberisch, und nicht blos bei Männern, auch bei Frauen und Kindern.

Wir waren Nachmittags angekommen, und die Morgensonne des folgenden Tages traf uns noch am Erzählen und Debattiren — die ganze Familie um uns herum.

Kaum, daß wir einige Stunden geschlafen, wurden wir von unseren lieben Wirthsleuten bereits wieder aufgeweckt. Einige zwanzig bis dreißig Rinder sollten eingefangen und nach New-Orleans auf den Markt versendet werden. Die Art Jagd, die bei einem solchen Einfangen stattfindet, ist immer interessant, selten gefährlich. Wir ließen uns die freundliche Einladung, wie Sie wohl denken können, nicht zweimal sagen, sprangen auf, kleideten uns an, frühstückten und bestiegen dann unsere Mustangs.

Wir hatten vier bis fünf Meilen zu reiten, ehe wir zu den Thieren kamen, die in Heerden von dreißig bis fünfzig Köpfen theils weideten, theils sich im Grase umher tummelten; die schönsten Rinder, die ich je gesehen, alle hochbeinig, weit höher, als die unsrigen, schlanker und besser geformt. Auch die Hörner sind länger, und gleichen, in der Ferne gesehen, mehr den Geweihen der Edelhirsche, denn Rinderhörnern. Obwohl Sommer und Winter sich selbst überlassen und in der Prairie, arten sie doch nie aus; nur wenn sie Wölfe oder Bären wittern, werden sie wild und selbst gefährlich. Die ganze Heerde tobt dann in wüthenden Sätzen dem Verstecke zu, wo das Raubthier lauert, und dann ist es heilsam, aus dem Wege zu gehen. Uebrigens sind sie beinahe gar keinen Krankheiten ausgesetzt.

Wir waren ein halbes Dutzend Reiter, nämlich Mister Neal, mein Freund, ich und drei Neger. Unsere Aufgabe bestand darin, die Thiere dem Hause zuzutreiben, wo die für den Markt bestimmten mit dem Lasso eingefangen, und sofort nach Brazoria abgeführt werden sollten.

Ich ritt meinen Mustang. Wir hatten uns der ersten Heerde, die aus etwa fünfzig bis sechzig Stück bestand, auf eine Viertelmeile genähert. Die Thiere blieben ganz ruhig. Sie umreitend, suchten wir der zweiten den Wind abzugewinnen. Auch diese blieb ruhig, und so ritten wir weiter und weiter, und die letzte

und äußerste Truppe hinter uns, begannen wir uns zu trennen, um sämmtliche Heerden in einen Halbkreis zu schließen und dem Hause zuzutreiben.

Mein Mustang hatte sich bisher recht gut gehalten, munter und lustig fortkapriolend, keine seiner Tücken gezeigt, aber jetzt — wir waren noch keine zweihundert Schritt auseinander — erwachte der alte Spanier. Etwa tausend Schritt von uns weideten nämlich die Mustangs der Pflanzung, und kaum hatte er diese gesehen, als er auch in Kreuz- und Quersprünge ausbrach, die mich, obwohl sonst kein ungeübter Reiter, beinahe aus dem Sattel brachten. — Noch hielt ich mich jedoch. Aber unglücklicherweise hatte ich, dem Rathe Mister Reals entgegen, nicht nur, statt des mexikanischen Gebisses, mein amerikanisches angelegt, ich hatte auch den Lasso, der mir das Thier bisher mehr, als selbst das Gebiß, regieren geholfen, zurückgelassen, und wo dieser fehlte, war mit einem Mustang in der Prairie nichts anzufangen. Alle meine Reitergeschicklichkeit vermochte hier nichts, wie ein wildes Thier sprang er etwa fünfhundert Schritte der Heerde zu, hielt aber, ehe er in ihrer Mitte anlangte, so plötzlich an, warf die Hinterfüße so unerwartet in die Luft, den Kopf zwischen die Vorderfüße, daß ich über denselben herabgeflogen war, ehe ich mir die Möglichkeit träumen ließ. Auf Zügel und Trense mit beiden Vorderfüßen zugleich springen, den Zaum abstreifen, und dann mit wildem Gewieher der Heerde zuspringen — das war dem Kobolde das Werk eines Augenblicks.

Wüthend erhob ich mich aus dem ellenhohen Grase. Mein nächster Nachbar, einer der Neger, sprengte zu meinem Beistande herbei und bat mich, das Thier einstweilen laufen zu lassen, Anthony, der Jäger, würde es schon wieder erwischen; aber in meinem Zorne hörte ich nicht. Rasend gebot ich ihm, abzusteigen und mir sein Pferd zu überlassen. Vergebens bat der Schwarze, ja um's Himmelswillen dem Thier nicht nachzureiten, es lieber zu allen T..... laufen zu lassen; ich wollte nicht hören, sprang auf den Rücken seines Mustangs und schoß dem Flüchtling nach. Mister Neal war unterdessen selbst herangesprengt, und schrie so stark, als er es vermochte, ich möchte ja bleiben, um's Himmelswillen bleiben, ich wisse nicht, was ich unternehme, wenn ich einem ausgerissenen Mustang auf die Prairie nachreite, eine Texas-Prairie sei keine Virginien- oder Carolina-Wiese. Ich hörte nichts mehr, wollte nichts mehr hören; der Streich, welchen mir die Bestie gespielt, hatte mir alle Besonnenheit geraubt; wie toll galoppirte ich nach.

Das Thier war der Pferdeheerde zugesprungen, und ließ mich auf etwa dreihundert Schritte herankommen, den Lasso, der glücklicherweise am Sattel befestigt war, zurechtlegen, und dann riß es abermals aus. Ich wieder nach. Wieder hielt es eine Weile an, und dann galoppirte es wieder weiter; ich immer toller nach. In der Entfernung einer halben Meile hielt es wieder an, und als ich bis auf drei- oder zweihundert Schritte herangekommen, brach es wieder mit wildem, schadenfrohen Gewieher auf und davon. Ich ritt langsamer — auch der Mustang fiel in einen langsameren Schritt; ich ritt schneller — auch er wurde schneller. Wohl zehnmal ließ er mich an die zweihundert Schritte herankommen, und ebenso oft riß er wieder aus.

Jetzt wäre es allerdings hohe Zeit gewesen, von der wilden Jagd abzustehen, sie Erfahrenern zu überlassen; wer aber je in einem solchen Falle gewesen, wird auch wissen, daß ruhige Besonnenheit richtig immer gleichzeitig reißaus nimmt. Ich ritt wie betrunken dem Thiere nach, es ließ mich näher und näher kommen, und dann brach es mit einem lachenden, schadenfrohen Gewieher richtig wieder aus.

Dieses Gewieher war es eigentlich, was mich so erbitterte, blind und taub machte — es war so boshaft, gellte mir so ganz wie wilder Triumph in die Ohren, daß ich immer wilder wurde. Endlich wurde es mir doch zu toll, ich wollte nur noch einen letzten Versuch wagen, dann aber gewiß umkehren. Es hielt an einer der sogenannten Inseln. Diese wollte ich umreiten, mich durch die Baumgruppe schleichen, und ihm, das ganz nahe am Rande graste, von diesem aus den Lasso über den Kopf werfen, oder es wenigstens der Pflanzung zutreiben. Ich glaubte meinen Plan sehr geschickt angelegt zu haben, ritt demnach um die Insel herum, dann durch, und kam auf dem Punkte heraus, wo ich meinen Mustang sicher glaubte; allein, obwohl ich mich so vorsichtig, als ritte ich auf Eiern, dem Rande näherte — keine Spur war mehr von meinem Mustang zu sehen. Ich ritt nun ganz aus der Insel heraus — er war verschwunden. Ich verwünschte ihn in die Hölle, gab meinem Pferde die Sporen, und ritt, oder glaubte, wieder zurück, das heißt, der Pflanzung zuzureiten.

Zwar sah ich diese nicht mehr, selbst die Heerde der Rinder und Mustangs war verschwunden, aber das machte mir noch nicht bange. Glaubte ich doch die Richtung vor Augen, die Insel vom Hause aus gesehen zu haben. Auch fand ich allenthalben der Pferdespuren so viele, daß mir die Möglichkeit, verirrt zu sein, gar nicht einfiel. So ritt ich denn unbekümmert weiter.

Eine Stunde mochte ich so geritten sein. Nach und nach wurde mir die Zeit etwas zu lange. Meine Uhr wies auf Eins — Schlag neun waren wir ausgeritten. — Ich war also vier Stunden im Sattel, und wenn ich anderthalb Stunden auf die Rinderumkreisung rechnete, so kamen drittehalb auf meine eigene wilde Jagdrechnung. Ich konnte mich denn doch weiter von der Pflanzung entfernt haben, als ich dachte. Auch mein Appetit begann sich zu regen. Es war gegen Ende Märzes, der Tag heiter und frisch, wie einer unserer Maryland-Maitage. Die Sonne stand jetzt zwar golden am Himmel, aber der Morgen war trüb und neblicht gewesen, und fataler Weise waren wir erst den Tag zuvor, und gerade Nachmittags auf der Pflanzung angelangt, hatten uns sogleich zu Tische gesetzt, und den ganzen Abend und die Nacht verplaudert, so daß ich keine Gelegenheit wahrgenommen, mich über die Lage des Hauses zu orientiren.

Digitized by Google

Dieses Uebersehen begann mich nun einigermaßen zu ängstigen, auch fielen mir die dringenden Bitten des Negers, die Zurufe Mister Reals ein; — aber doch tröstete ich mich noch immer; gewiß war ich jedenfalls nicht mehr als zehn bis fünfzehn Meilen von der Pflanzung, die Heerden mußten jeden Augenblick auftauchen, und dann konnte es mir ja gar nicht fehlen. Diese tröstende Stimmung hielt nicht lange an, es kam wieder eine bange, denn abermals war ich eine Stunde geritten, und noch immer keine Spur von etwas wie einer Heerde oder Pflanzung. Ich wurde ungeduldig, ja böse gegen den armen Mister Neal. Warum sandte er mir nicht einen oder ein Paar seiner faulen Neger oder seiner Jäger nach? Aber der war nach Anahuac gegangen, erinnerte ich mich gehört zu haben, konnte vor ein paar Tagen nicht zurück sein. — Aber ein Signal mit einem oder ein paar Flintenschüssen konnte mir der Kentuckier doch geben! Ich hielt an, ich horchte, kein Laut — tiefe Stille rings umher — selbst die Vögel in den Inseln schwiegen; die ganze Natur hielt Siesta — für mich eine sehr beklemmende Siesta. So weit nur das Auge reichte, ein wallendes, wogendes Meer von Gräsern, hie und da Baumgruppen, aber keine Spur eines menschlichen Daseins.

Endlich glaubte ich etwas entdeckt zu haben. Die nächste der Baumgruppen, gewiß war sie dieselbe, die ich bei unserem Austritte aus dem Hause so sehr bewundert; wie eine Schlange, die sich zum Sprunge aufringelt, lag sie aufgerollt. Ich hatte sie rechts, von der Pflanzung etwa sechs bis sieben Meilen, gesehen — es konnte nicht fehlen, wenn ich die Richtung nun links nahm. Und frisch nahm ich sie, trabte eine Stunde, eine zweite in der Richtung, in der das Haus liegen sollte, trabte unermüdet fort.

Mehrere Stunden war ich so fortgeritten, anhaltend, horchend, ob sich denn gar nichts hören ließe. — kein Schuß, kein Schrei. Gar nichts ließ sich hören. Dafür ließ sich etwas sehen, eine Entdeckung, die mir gar nicht gefallen wollte. In der Richtung, in der wir ausgeritten, waren die Gräser häufiger, die Blumen seltener gewesen; die Prairie, durch die ich jetzt ritt, bot aber mehr einen Blumengarten dar — einen Blumengarten, in dem kaum mehr das Grüne zu sehen war. Der bunteste rothe, gelbe, violette, blaue Blumenteppich, den ich je geschaut, Millionen der herrlichsten Prairierosen, Tuberösen, Dahlien, Astern, wie sie kein botanischer Garten der Erde so schön, so üppig aufziehen kann. Mein Mustang vermochte sich kaum durch dieses Blumengewirre hindurch zu arbeiten.

Eine Weile staunte ich diese außerordentliche Pracht an, die in der Ferne erschien, als ob Regenbogen auf Regenbogen über der Wiese hingebreitet zitterten — aber das Gefühl war kein freudiges, dem peinlicher Angst zu nahe verwandt. Bald sollte diese meiner ganz Meister werden. Ich war nämlich wieder an einer Insel vorbei geritten, als sich mir in der Entfernung von etwa zwei Meilen ein Anblick darbot, ein Anblick — so wunderbar! der Alles weit übertraf, was ich je von außerordentlichen Erscheinungen hier zu Lande, oder in den vereinigten Staaten gesehen.

Ein Koloß glänzte mir entgegen, eine gediegene, ungeheure Masse — ein Hügel, ein Berg des glänzendsten reinsten Silbers. Gerade war die Sonne hinter einer Wolke vorgetreten, und wie jetzt ihre schrägen Strahlen das außerordentliche Phänomen beleuchteten, hielt ich, in sprachlosem Staunen starrend und starrend, aber wenn mir alle Schätze der Erde geboten worden wären, nicht im Stande, diese außerordentliche Erscheinung zu erklären. Bald glänzte es mir, wie ein silberner Hügel, bald wie ein Schloß mit Zinnen und Thürmen, bald wie ein zauberischer Koloß — aber immer von gediegenem Silber und über alle Beschreibung prachtvoll entgegen.

Was war das?

In meinem Leben hatte ich nichts dem ähnliches gesehen. Der Anblick verwirrte mich, es kam mir jetzt vor, als ob es hier nicht geheuer, ich mich auf verzaubertem Grund und Boden befände, irgend ein Spukgeist sein Wesen mit mir treibe; denn daß ich mich nun verirrt, in ganz neue Regionen hineingerathen, daran konnte ich nicht mehr zweifeln. Eine Fluth trüber, düsterer Gedanken kam zugleich mit dieser entsetzlichen Gewißheit — alles, was ich von Verirrten, Verlorengegangenen gehört, tauchte mit einem Male, und in den grausigsten Bildern vor mir auf; keine Mährchen, sondern Thatsachen, die mir von den glaubwürdigsten Personen erzählt worden, bei welchen Gelegenheiten man mich auch immer ernstlich warnte, ja nicht ohne Begleitung oder Compaß in die Prairie hinaus zu schweifen; selbst Pflanzer, die hier zu Hause wären, thäten das nie, denn hügel- und berglos, wie das Land ist, habe der Verirrte auch nicht das geringste Wahrzeichen, er könne Tage, ja Wochen lang in diesem Wiesenoceane, Labyrinthe von Inseln umherirren, ohne Aussicht, seinen Weg je herauszufinden. Freilich im Sommer oder Herbste wäre eine solche Verirrung aus dem Grunde minder gefährlich, weil dann die Inseln einen Ueberfluß der deliciösesten Früchte lieferten, die wenigstens vor dem Hungertode schützten. Die herrlichsten Weintrauben, Parsimonen, Pflaumen, Pfirsiche sind dann allenthalben im Ueberflusse zu finden, aber nun war der Frühling erst seit wenigen Tagen angebrochen; ich traf zwar allenthalben auf Weinreben, Pfirsich- und Pflaumenbäume, deren Früchte mir als die köstlichsten geschildert waren, und die ich in der That später so gefunden, aber für mich hatten sie kaum abgeblüht. Auch Wild sah ich vorbeischießen, aber ohne Gewehr stand ich inmitten des reichsten Landes der Erde, vielleicht, ja wahrscheinlich dem Hungertode preisgegeben. Der entsetzliche Gedanke kam jedoch nicht in folgerechter Ordnung, wie ich ihn hier entwickle — er schoß mir vielmehr verwirrt, verdumpfend, und doch wieder so blitzartig durch das Gehirn; jedes Mal, wenn er mich durchzuckte, fühlte ich einen Stich, der mir Krämpfe und Schmerzen verursachte.

„Das muß ja eine entsetzliche Lage gewesen sein,“

Digitized by Google

unterbrach einer der Zuhörer halb schaudernd die Erzählung.

Doch kamen auch wieder tröstende Gedanken. Ich war ja bereits vier Wochen im Lande, hatte einen großen Theil desselben in jeder Richtung durchstreift, diese Streifereien waren alle durch Prairies gegangen. — Natürlich, denn das ganze Land war ja eine Prairie, und dann hatte ich meinen Compaß und war immer in Gesellschaft. Dieß hatte mich auch sicher gemacht, so daß ich stupider Weise nun, gegen jede Mahnung und Warnung taub, wie toll der wilden Bestie nachgetrabt, uneingedenk, daß vier Wochen kaum hinreichten, mich im Umkreise von zwanzig Meilen, vielweniger in einem Lande, dreimal größer als der Staat New-York, zu orientiren.

Immerhin tröstete ich mich doch noch; von der eigentlichen Größe der Gefahr hatte ich noch immer keinen deutlichen Begriff. Ich hielt es für unmöglich, mich in den wenigen Stunden so gänzlich verirrt zu haben, daß nicht Mister Neal oder seine Neger meine Spur einholen sollten. Auch die Sonne, die jetzt hinter den dunstumflorten Inseln im Nordwesten unterging, die Dämmerung hereinbrechen ließ, beruhigte mich wieder wunderbar.

Ein seltsamer Beruhigungsgrund!

Häuslich erzogen und von Kindesbeinen an Ordnung gewöhnt, war es mir zur Regel geworden, Nachts zu Hause, oder wenigstens unter Obdach zu sein. So sehr hatte sich diese Gewohnheit mit meinem ganzen Dasein verschwistert, daß es mir absolut unmöglich schien, die Nacht hindurch ohne Obdach zu bleiben. So fix wurde die Idee, dieses Obdach sei in der Nähe, daß ich meinem Mustang unwillkührlich die Sporen gab, fest überzeugt, das Haus Mister Neals in der Dämmerung auftauchen, die Lichter herüber schimmern zu sehen. Jeden Augenblick glaubte ich, das Bellen der Hunde, das Gebrülle der Rinder, das Lachen der Kinder hören zu müssen.

Wirklich sah ich auch das Haus vor mir, meine Phantasie ließ mich deutlich die Lichter im Gesellschafts-Zimmer sehen, ich ritt hastiger, aber als ich dem, was Haus sein sollte, näher kam, wurde es wieder zur Insel. Was ich für Lichter gehalten, waren Feuerkäfer, die mir in Klumpen aus der düstern Nacht der Insel entgegen glänzten, nun in dem auch über die Prairie hereinbrechenden Dunkel auf allen Seiten ihre blauen Flämmchen leuchten ließen, bald so hell leuchten ließen, daß ich mich auf einem bengalischen Feuersee herumtreibend wähnte.

Etwas die Sinne mehr Verwirrendes läßt sich kaum denken, als ein solcher Ritt in einer warmen Mainacht durch die endlos einsame Prairie. Ueber mir das tief dunkelblaue Firmament mit seinem hellfunkelnden Sternenheere, zu den Füßen ein Ocean magischen Lichts, Millionen von Leuchtkäferchen entstrahlend! — Es war mir eine neue verzauberte Welt. Jedes Gras, jede Blume, jeden Baum konnte ich unterscheiden, aber auch jedes Gras, jede Blume erschien in einem magisch-überirdischen Lichte. Prairierosen und Tuberosen, Dahlien und Astern, Geranium und Weinranken begannen sich zu regen, zu bewegen, zum Reigen zu ordnen, die ganze Blumen- und Pflanzen-Welt begann um mich her zu tanzen. —

Auf einmal schallte ein laut und lang gezogener Ton aus dem Feuermeere zu mir herüber. Ich hielt an, horchte, schaute verwirrt um mich. Nichts war mehr zu hören. Wieder ritt ich weiter. Abermals der langgezogene Ton, dießmal aber melancholisch klagend. Wieder hielt ich an, wieder ritt ich weiter. Jetzt ließen sich die Klagelaute ein drittes Mal hören. Sie kamen aus einer Insel, von einer Whippoorwill, sie sang ihr Nachtlied. Wie sie das vierte Mal ihr Whippoorwill in die flammende Nacht hinausklagte, antwortete ihr eine muthwillige Katydid (auch ein Singvogel Amerika's). O, wie ich da aufjauchzte, die Nachtfänger meines theuren Maryland zu hören. In dem Augenblicke standen das theure Vaterhaus, die Negerhütten, die heimathliche Pflanzung vor mir. Ich hörte das Gemurmel des Baches, der an den Negerhütten vorbei plätscherte. So überwältigend war die Täuschung, der ich mich — nicht hingab, nein die mich hinriß, daß ich meinem Mustang die Sporen gab, fest überzeugt, das Vaterhaus liege vor mir. Auch ähnelte die Insel, aus welcher der Nachtgesang herüber kam, in dem magischen Zauberlichte den Waldsäumen, die meines Vaters Haus umgaben, so täuschend, daß ich wohl eine halbe Stunde ritt, dann aber hielt und abstieg, und Charon Tommy rief. Charon Tommy war der Fährmann. Der Bach, der durch die väterliche Pflanzung floß, war tief, und nur wenige Monate im Jahre übersetzbar. Charon Tommy hatte von mir seine klassische Taufe erhalten. Ich rief ein — zwei — ein drittes — viertes Mal — kein Charon Tommy antwortete. Erst nachdem ich nochmals vergebens gerufen, erwachte ich.

Ein süßer Traum, ein schmerzliches Erwachen! Die Gefühle zu beschreiben, die sich meiner bemächtigten, ist nicht möglich. Alles lag so dumpf, so sinnverwirrend auf mir, das Gehirn schien sich mir im Kopfe, der Kopf auf dem Rumpfe umherzudrehen. Ich war nicht so müde und matt, so hungrig und durstig, daß ich eine Abnahme meiner Kräfte gefühlt hätte; aber die Angst, die Furcht, die wunderbaren Erscheinungen, sie brachten einen Schwindel, einen Taumel über mich, der mich wie einen Nachtwandler umhertrieb. Absolut keines Gedankens mehr fähig, stand und starrte ich in die blaue Flammenwelt hinein, wie lange, weiß ich nicht. Mechanisch that ich endlich, was ich während meines vierwöchentlichen Aufenthaltes im Lande Andere thun gesehen, grub nämlich mit meinem Taschenmesser, das ich glücklicherweise bei mir hatte, ein Loch in den schwarzen Wiesenboden, legte das Lasso-Ende hinein, stampfte das Loch wieder zu, und nachdem ich die Schlinge dem Thiere über den Kopf geworfen, und ihm Sattel und Zaum abgenommen, ließ ich es weiden, mich außerhalb des Kreises, den es beschreiben konnte, nieder legend. Eine etwas seltsame Art, die Pferde zu sichern, werden Sie

Digitized by Google

sagen, aber immerhin die natürlichste und bequemste in einem Lande, wo Sie oft fünfzig Meilen im Umkreise kein Haus, und fünfundzwanzig, weder Baum noch Strauch sehen.

Schlafen ließ es mich jedoch nicht, denn von mehreren Seiten ließ sich ein Geheul vernehmen, das ich bald für das von Wölfen und Caguaren erkannte — wahrlich, nirgendwo eine sehr angenehme Nachtmusik, hier aber in diesem Feuer-Oceane, dieser räthselhaften Zauberwelt, klang dieses Geheul so entsetzlich, daß es mir durch Mark und Knochen schaltte, ich wahnsinnig zu werden befürchtete. Meine Fiberu und Nerven waren in Aufruhr, und ich weiß in der That nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich mich nicht glücklicherweise besonnen, daß mir ja meine Cigarrenbüchse und ein Röllchen Virginischer Kautaback treu geblieben — unbezahlbare Schätze in diesem Augenblicke, die auch nicht verfehlten, meine trübe Phantasie wieder heiterer zu stimmen.

Wahrlich, wenn der herrlich-ritterliche Sir Walter Raleigh kein anderes Verdienst um die Menschheit gehabt hätte, dieses allein sollte ihn allen jugendlichen Abenteurern für ewige Zeiten zum Patrone heiligen! Ein Paar Havannahs — ich hatte natürlich — ein ziemlich starker Raucher — das Feuerzeug bei mir — brachten einen wohlthätigen Rausch über mich, in dem ich endlich doch entschlummerte.

Der Tag war schon angebrochen, als ich erwachte. Mit den Träumen waren auch die trüben Gedanken verschwunden; ich fühlte scharfen Appetit, war aber doch noch frisch und munter. Nüchtern, wie ich war, beschloß ich, auch nüchtern die Richtung, die ich zu nehmen hätte, zu überlegen, legte vor Allem den Sattel, den Zaum an, grub den Knoten aus dem Loche, brachte den Lasso in Ordnung und bestieg dann meinen Mustang. Ein neckender Geist hatte einen ganzen Tag seine Possen mit mir getrieben, mich meine Unbesonnenheit büßen lassen; dafür, hoffte ich, würde er mir heute gnädiger mitspielen, den Scherz nicht zu sehr Ernst werden lassen. Ich hoffte so, und in dieser Hoffnung begann ich meinen Ritt.

Ich kam an mehreren wunderschönen Inseln, den herrlichsten Pecans-Pflaumen-Pfirsichbaum-Inseln vorbei. Es haben aber diese Inseln, so wie überhaupt die Wälder in Texas, das Eigenthümliche, daß ihre Baumarten nicht gemischt, sondern gewöhnlich ganz rein in ihren Baumschlägen sind. Selten treffen Sie eine Insel mit zweierlei Baumschlägen. Wie die verschiedenen Thiere des Waldes sich zu einander halten, so halten sich hier Lebenseichen zu Lebenseichen, Pflaumen zu Pflaumen, Pecans zu Pecans — nur die Rebe ist allen gemeinsam. Sie verwebt, verschlingt sie alle mit ihren zarten und doch kräftigen Banden.

Mehrere dieser herrlichen Inseln betrat ich. Da sie nie sehr groß, und weder Gesträuch noch Gestrüpp, stets aber das herrlichste Grün zum Fußteppich haben, so erschienen sie so frisch, so rein, daß ich mich bei jedem solchen Eintritte auch immer verwundert umschaute. Es schien mir unmöglich, daß die sich selbst überlassene Natur so unglaublich rein sich erhalten sollte — unwillkührlich schaute ich mich um nach der Hand des Menschen, des Künstlers, sah aber nichts, als Rudel von Hirschen, die mich mit ihren treuen Augen unschuldig-naiv anschauten, und erst, wenn ich näher kam, ausbrachen. Was hätte ich jetzt für ein Loth Pulver, eine Unze Blei, und eine Kentuckyflinte gegeben! Immerhin heiterte mich der Anblick der Thiere auf, gab mir wieder eine gewisse Springkraft, eine Körper- und Geistesfrische, die mich ordentlich trieb, den Thieren nachzujagen. Auch mein Mustang schien etwas Aehnliches zu verspüren, er tanzte dann immer mehr mit mir, als er ging, wieherte frisch und munter in den Morgen hinein.

So ritt ich denn getrost weiter, Stunde auf Stunde. Der Morgen verging, Mittag kam heran, die Sonne stand hoch oben am wolkenlosen Himmel; der Appetit begann sich nun stärker zu melden, bald zum wahren Heißhunger zu werden, der schneidend in mir nagte. Ein gewisses Zehren in den Eingeweiden, ein krebsartiges Nagen, das allmählig eine schmerzlich peinigende Empfindung aufregte. Ich spürte die Fühlhörner, die Zangen, wie sie in meinen Eingeweiden herumwühlten, die zartesten Theile meines Lebensprinzipes angriffen. Auch meine Kräfte, am Morgen beim Erwachen so frisch, so lebendig, fühlte ich zusehens abnehmen, eine gewisse Geschmacklosigkeit, Ermattung über mich kommen.

Nagte jedoch der Hunger peinigend, so quälte mich der Durst folternd. Dieser Durst war wirklich eine folternde, eine höllische Empfindung, doch hielt er, so wie der Hunger, nie lange an, auch die Mattigkeit verging wieder, und es kam jedesmal nach solchem Anfalle wieder eine Pause, während welcher ich mich recht leidlich fühlte. Die dreißig oder mehr Stunden, die ich nichts zu mir genommen, hatten meine von Natur starken Nerven mehr an- als abgespannt; — aber doch begann mir klar zu werden, daß dieses wiederholte Anspannen nicht lange mehr währen könnte, ohne mich auch abzuspannen, denn bereits meldeten sich die Vorboten. Die Zuversicht und Besonnenheit, die mich im Ganzen genommen doch noch aufrecht erhalten, begannen zu schwinden, eine gewisse Verzagtheit, Geistesabwesenheit sich dafür einzustellen, in der mich so entsetzlich unbestimmte Traumbilder umschwirrten, daß mir die Sinne wirre wurden, ich wie ein Betrunkener von meinem Mustang herabhing. — Solche Vorboten, halbe Ohnmachten, währten bis jetzt zwar nicht lange, immer kam ich wieder zu mir, gab dann dem Thiere die Sporen, und eilte wieder rascher vorwärts. Aber die qualvolle Empfindung, das entsetzliche Bewußtsein der V..lassenheit, die mich bei einem solchen Erwachen jedes Mal durchdrang! Wie ich dann so hastig, gierig, halb wahnsinnig umherstierte — schaute, mir beinahe die Augen ausschaute, und doch nichts erschaute, als den ewigen und ewigen Ocean von Gräsern und Inseln!

Diese Empfindungen sind nicht zu schildern! —

Ich war oft der Verzweiflung nahe, meine Angst

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

so entsetzlich, daß ich wie ein Kind weinte, ja betete. Ja, zu beten begann ich jetzt, und seltsam, wie ich das Gebet des Herrn anfing, war es mir, als ob eine Stimme mir zuriefe, vorwürfe, warum ich mich nicht früher an Ihn gewendet, der allein hier helfen kann? Ich betete nun so hastig, flehte so inbrünstig, in meinem Leben habe ich nicht so heiß gefleht. Auch kam, wie ich jetzt nach diesem Gebete meine Augen zu Ihm erhob, der in dieser seiner herrlichen Welt so sichtbar thronte, eine Zuversicht über mich, eine unbeschreiblich fromme, kindliche Zuversicht! Es war mir, als müßte ich erhört werden. Ich fühlte so gewiß, daß ich ganz getrost auf- und umherschaute, überzeugt, zu finden, was ich suche. — Und wie ich so schaue, denken Sie sich mein unaussprechliches Erstaunen, Entzücken! erschaue ich ganz in der Nähe, keine zehn Schritte, Pferd- und Reiterspuren.

Bei dieser Entdeckung entfuhr mir ein Freudenschrei, der mir geradezu in den Himmel als Jubeldank für mein erhörtes Gebet dringen zu müssen schien. Es durchfuhr mich, wie ein elektrischer Funke. Meine ganze Kraft und Zuversicht waren auf einmal wiedergekehrt. Es trieb mich, vom Pferde zu springen, die Erde, die diese Spuren trug, zu küssen. Freudenthränen rollten mir aus den Augen über die Wangen, wie ich nun jubelnd meinem Thiere die Zügel schießen ließ, und mit einer Hast davon ritt, als ob die Geliebte meines Herzens mir vom Ziele herüber winkte.

Nie hatte ich gegen die Vorsehung so dankbar gefühlt, als in dieser Stunde. Während ich ritt, betete ich, und während ich betete, trat mir wieder die Größe meines Schöpfers so siegend aus seinen herrlichen Werken vor Augen! Ich öffnete sie jetzt weiter, denn je, um mich ganz von ihm und seiner herrlichen Natur durchdringen zu lassen. —

Wohl herrliche Natur! Der Mensch, der auf diesem Boden steht, und nicht von der Größe und Allmacht seines Schöpfers durchdrungen wird, der muß Thier, ganz Thier sein. Der Gott Mosis, der aus dem glühenden Dornbusche sprach, ist ein Gott für Kinder gegen den Gott, der hier allergreifend vor die Augen tritt, klar, greiflich aus dieser unermeßlichen Wiesen-, Insel- und Baum-Welt vor Augen tritt. Nie zuvor war er mir so groß vorgekommen. Ich erschaute ihn so klar, ich glaubte, ihn greifen zu können, seine Stimme tönte mir in die Ohren, seine Herrlichkeit durchdrang mich, erfüllte meine Seele mit einem süßen Rausche, der etwas von Verzückung an sich hatte. Nun ich das Ende meiner Pein, meine Rettung mit Gewißheit voraussah, wollte ich mich gleichsam zum Abschiede noch letzen mit ihm und seinem herrlichen Werke. Es lag so grandios vor mir, so ruhig, so oceanartig mit seinen, Hunderte von Meilen in jeder Richtung hinwogenden Gräsern, den schwankend schwimmenden Inseln, die in den goldenen Strahlen der Nachmittagsonne wirklich schwebend und schwimmend erschienen, während wieder hinten und seitwärts wogende Blumenfelder in den fernen Aether hinaufschwellend, Himmel und Erde in eine und dieselbe Glorie verschmolzen.

So bot sich die Prairie gegen Westen dem Auge dar. Gegen Süden erschien sie wo möglich noch zauberischer. Lichte — golden und blau gewirkte Schleier — umhingen da die entfernteren Inselgruppen, ihnen zeitweilig ein dunkles Bronce-Colorit verleihend, das wieder in der nächsten Minute durch einen leichten Luftzug in die hellste Farbenpracht aufflammte. Wie siegend brachen bei jedem solchen Luftzuge die Strahlen der Sonne diese himmlischen Schleier durch, und die kolossalen Baummassen schienen mit dem Luftstrome heran zu schwimmen, zu tanzen durch die unglaublich durchsichtige Atmosphäre.

Ein unbeschreiblich glorreicher Anblick!

Vor mir den endlosen Wiesen- und Blumen-Teppich mit seinen Myriaden von Prairierosen, Tuberosen und Mimosen, dieser so lieblich, sinnig-zarten Pflanze, die, so wie Ihr in ihre Nähe kommt, mit ihren Stengeln und Blättern sich aufrichtet, Euch gleichsam anschaut und dann zurückschrickt, daß Ihr staunend anhaltet und schaut, gerade als ob Ihr erwartetet, sie würde Euch klagen, diese seltsame Pflanze. Ehe die Hufe meines Mustangs, oder seine Füße sie berührten, schrak sie schon zurück; in der Entfernung von fünf Schritten sah ich sie schon aufzucken, mich gleichsam scheu, verschämt, vorwurfsvoll anblicken, und dann zusammenschrecken. Der Stoß nämlich, den der Pferde- oder Menschentritt verursacht, wird der Pflanze durch ihre langen, horizontal liegenden Wurzeln mitgetheilt, die, erschüttert, auch die Stengel und Blätter zucken machen. Ein wirklich seltsames Zusammenzucken — Schrecken! Erst wenn Ihr eine Strecke geritten, erhebt sie sich wieder, aber zitternd und bebend, und ganz wie eine holde Jungfrau, die durch eine rohe Hand berührt, auch bestürzt und erröthend das Köpfchen, die Arme sinken läßt, sie erst, wenn der Rohe gegangen, wieder erhebt.

In einer Lage, wie die war, in der ich mich befand, ist man eigenthümlich weich und empfindsam gestimmt. Unsere Roastbeefs, glauben Sie mir, tragen viel dazu bei, uns mit ihrem Fleische und Safte auch halb und halb die dicke Haut der vierfüssigen Thiere, von denen sie stammen, beizulegen. Aber nun hatte ich die vierzig und mehr Stunden weder Roastbeef noch sonst etwas Genießbares über die Zunge gebracht, und daher dann auch die zarten und frommen Empfindungen. Sie sind wieder größtentheils späteren Eindrücken gewichen, bis auf eine, die ich eine Offenbarung meines Gottes nennen mögte, und die mich durchdrang, um nimmermehr zu weichen. Ich habe mir, so mag ich wohl sagen, einen neuen, einen lebendigen Gott gewonnen, einen Gott, den ich früher nicht kannte, denn mein früherer Gott war der Gott meines Lehrers, der, den ich in der Prairie kennen gelernt, ist aber mein eigener Gott, mein Schöpfer, der sich mir in der Herrlichkeit seiner Werke offenbart, der mir von dieser Stunde an vor Augen stand und stehen wird, so lange Odem in mir ist.

Hier drückte einer der Zuhörer dem jungen Manne warm die Hand, und dieser fuhr fort:

Doch zurückzukehren zu meiner glücklich gefundenen Spur, so ritt ich, und ritt wohl eine Stunde, als ich plötzlich mir zur Seite eine zweite Spur erschaute. Sie lief in paralleler Richtung mit der, welcher ich folgte. — Wäre es möglich gewesen, meinen Jubel zu erhöhen, so würde diese zweite gefundene Spur es bewirkt haben; so stärkte sie blos meine Zuversicht. Jetzt schien es mir unmöglich, den Ausweg aus dieser entsetzlichen Prairie nicht zu finden. Zwar fiel es mir als einigermaßen sonderbar auf, daß zwei Reiter in dieser endlosen Wüste zusammen getroffen, ihren Weg fortgesetzt haben sollten; aber die beiden Pferdespuren waren einmal da, liefen traulich neben einander, setzten ihr Dageweſensein außer allen Zweifel. Auch zeigte ihre Frische, daß sie nicht vor langer Zeit durchgeritten sein konnten.

Vielleicht, daß es noch möglich war, sie einzuholen? Der Gedanke trieb mich zur größtmöglichsten Eile. Ich ritt was mein Mustang nur durch die ellenhohen Gräser und Blumen traben konnte; aber, obwohl ich nun eine, zwei — ja drei Stunden wieder scharf ritt — Reiter bekam ich doch keine zu sehen. Zehn Meilen konnte ich ringsum überschauen, aber nirgends etwas Reiterähnliches! Zwar lagen einige Inseln vor mir, aus einer dieser Inseln glänzte mir ein ähnliches Silberphänomen, wie das, welches ich den vergangenen Tag gesehen, entgegen — aber jetzt zog mich kein Phänomenglanz mehr an. Um einen Reiter hätte ich alle Phänomene, alle Silberwerke der Erde gegeben. Zuletzt mußte ich doch auf sie treffen, denn die Spuren lagen vor mir, mußten zu ihnen führen, wenn ich sie nur nicht verlor.

Daß dieses Unglück mir nicht begegne, war meine größte Sorge. Alle meine Geisteskräfte im Auge concentrirt, ritt ich nun Schritt für Schritt. —

So verging wieder eine Stunde — eine zweite — der Nachmittag wandte sich dem Abend zu — die Spuren liefen immer noch fort, das tröstete mich. Zwar begannen jetzt meine Kräfte zusehends abzunehmen — ich merkbar matter zu fühlen, das krebsartige Nagen kam heftiger, der Mund wurde mir faul, geschmacklos, das Innere kalt, der Magen schlaff, die Glieder wurden schwer, das Blut kroch kalt durch die Adern; — die Anwandlungen von Ohnmacht meldeten sich häufiger, stärker; aber eigentlichen Hunger und Durst fühlte ich nicht mehr an diesem zweiten Nachmittage, nur, wie bemerkt, eine starke Abnahme der Kräfte, und mit dieser stellte sich eine Schwäche aller Organe, aller Sinne ein, die mich mit neuem Schrecken erfüllte. Es wurde mir trübe vor den Augen, dumpf um die Ohren, der Zaum begann mir kalt und schwer zwischen den Fingern zu liegen, in den Gliedern wurde eine gewisse schmerzhafte Empfindlichkeit fühlbar, es war, als ob Nacht über mich, mein Sein hereinbräche. Immer ritt ich jedoch fort und fort. Endlich mußte ich doch auf einen Ausweg stoßen, die Prairie irgendwo ein Ende haben. Freilich war das ganze südliche Texas eine Prairie, aber doch hatte diese Prairie wieder Flüsse, und in der Nähe dieser Flüsse mußte ich auf Ansiedelungen stoßen; ich durfte nur dem Laufe eines dieser Flüsse fünf oder sechs Meilen folgen, und war gewiß, auf Häuser oder Pflanzungen zu treffen. Wie ich so mich tröstend fortritt und schaute, und abermals schaute, ob denn noch keiner der Reiter zu sehen, gewahre ich plötzlich eine dritte Pferdespur, in der That und Wahrheit eine dritte Pferdespur, die wieder parallel mit den zweien, denen ich nachritt, fortlief. Nun waren meine seit einigen Stunden gesunkenen Hoffnungen plötzlich wieder neu belebt. Jetzt konnte es mir doch gewiß nicht mehr fehlen; drei Reiter mußten eine bestimmte, zu irgend einem Ziele führende Richtung genommen haben! welche, war mir gleichviel, wenn sie nur zu Menschen führte. Zu Menschen! zu Menschen! rief ich jauchzend, meinen Mustang zu erneuerter Eile antreibend.

Die Sonne sank zum zweiten Mal hinter den hohen Baumgipfeln der westlichen Inseln herab; — die in diesen Breitegraden so schnell einbrechende Dunkelheit brach abermals herein; — von den drei Reitern aber war noch immer nichts zu sehen. Ich fürchtete, in der so schnell überhand nehmenden Dunkelheit die Spuren zu verlieren, hielt daher, als die Dämmerung in Nacht zu verschwimmen begann, vor einer Insel an, schlang das eine Ende des Lasso um einen Baumast, die Schlinge um den Hals des Pferdes, und warf mich dann ins Gras.

Rauchen konnte ich nicht mehr, die Cigarren schmeckten mir so wenig, als der Kautaback; schlafen konnte ich eben so wenig. Kam auch zuweilen der Schlummer, so wurde er jedes Mal durch krampfhaftes Auf- und Zusammenschrecken unterbrochen. — Es gibt nichts Gräßlicheres, als matt und schwach, und von Hunger und Durst gefoltert und zernagt, nach Schlaf zu ringen, und doch nicht schlafen zu können!

Es war mir, als ob zwanzig Zangen und Marterwerkzeuge in meinem Innern wütheten. So lange die Bewegung zu Pferde angehalten, hatte ich diese Pein weniger gespürt, aber jetzt wurde sie wahrhaft furchtbar. Zugleich spielten so gräßliche Phantome um mich herum! — Ich werde diese Nacht alle Tage meines Lebens nicht vergessen!

Kaum war die Morgendämmerung angebrochen, so raffte ich mich auch wieder auf; aber es dauerte lange, ehe ich den Mustang gerüstet hatte. Der Sattel war mir so schwer geworden, daß ich ihn nur mit Mühe dem Thiere auf den Rücken hob; sonst warf ich ihn mit zwei Fingern auf, jetzt vermogte ich es kaum mit Anstrengung aller meiner Kräfte.

Noch größere Mühe kostete es mich den Gurt zu befestigen; doch kam ich endlich damit zu Stande, und bestieg abermals mein Thier, die Spur so rasch verfolgend, als es uns Beiden nur möglich war. Mein Mustang war — wie Sie leicht denken mögen, von dem achtundvierzigstündigen Ritte gleich stark mitgenommen, ein Glück übrigens für mich, denn frisch und munter hätte er mich bei dem ersten Seitensprunge abgeworfen. Selbst jetzt vermogte ich mich kaum mehr im Sattel zu erhalten, hing wie ein Automat von dem

Digitized by Google

Rücken des Thieres herab, das weder um Sporn noch Zügel sich mehr viel kümmern zu wollen schien.

So mogte ich wieder eine oder zwei Stunden geritten sein, als ich plötzlich und zu meinem größten Schrecken die drei Pferdespuren — verschwunden sah. Ich schaute, ich starrte! mein Schrecken wurde zum Entsetzen, aber sie waren und blieben verschwunden. Noch immer traute ich meinen Augen nicht. Ich schaute, prüfte nochmals, ritt zurück, wieder vorwärts, schaute auf allen Seiten, prüfte aufmerksam, nahm, wie wir zu sagen pflegen, alle Geisteskräfte im Sehnerven zusammen; — aber sie waren und blieben verschwunden. Sie kamen bis auf den Punkt, wo ich hielt, hier aber hörten sie auf; auch nicht die geringste Spur weiter. Bis hieher waren die Reiter gekommen, und keinen Schritt weiter. Sie mußten hier gelagert haben, denn ich fand das Gras in einem Umkreise von fünfzig bis sechszig Fuß zertreten. Wie ich so schaue, gewahre ich etwas Weißes im Grase. Ich steige ab, gehe darauf zu, hebe es auf. Gott im Himmel! Es war das Papier, in das ich meinen Virginier-Kautaback gewickelt, das ich die letzte Nacht weggeworfen! Ich war auf derselben Stelle, wo ich übernachtet! war also meiner eigenen Spur nachgeritten, im Cirkel herumgeritten.

„Das ist wahrhaft furchtbar!“ schrieen hier ein Dutzend Zuhörer.

Ja wohl! entsetzlich! fuhr langsam und halb schaudernd der Erzähler fort. Ich stand wie vernichtet, keines Gedankens mehr fähig. So hatte mich die gräßliche Entdeckung niedergeschmettert, daß ich wie ein Klotz in dumpfer Verzweiflung neben meinem Mustang niedersank, nichts wünschend, als so schnell wie möglich zu sterben. — Ein Schlag vor den Kopf, der mich aus der Welt gefördert, wäre mir jetzt als die größte Wohlthat erschienen.

Wie lange ich lag, weiß ich nicht. Lange mußte es gewesen sein, denn als ich mich endlich doch wieder aufraffte, war die Sonne tief am westlichen Himmel herabgesunken. Ich verwünschte sie jetzt sammt der Prairie! — Wäre ich bei Kräften gewesen, ich hätte sehr wild gethan, aber ein dreitägiges Fasten in einer Prairie zähmt jede, auch die unbändigste Wildheit, versichere Sie.

Ich war nicht nur körperlich, auch geistig so reducirt, daß ich weder Füße, noch einen andern Gedanken festzuhalten vermogte, mir absolut nicht erklären konnte, wie es gekommen, daß ich meiner eigenen Spur nachgeritten. Später wurde mir dieses freilich klar. Was ich für fremde Reiterspuren gehalten, waren meine eigenen gewesen. Ohne Landmarke, ohne Wegweiser, war ich im Cirkel herum, und während ich vorwärts zu kommen glaubte, rückwärts geritten. Ich war, wie ich später erfuhr, in der Jacinto-Prairie, einer der schönsten in Texas, an die siebenzig Meilen lang und breit, ein wahres Eden! Selbst erfahrene Jäger wagten sich nicht leicht ohne Kompaß in diese, von der Menschenhand kaum noch berührte Wiesen- und Inselweit. Wie hätte ich mich also zurecht finden sollen, ein so eben vom Collegium gekommener, zweiundzwanzigjähriger, unerfahrener Frischling! Meine Lage war in der That gräßlich.

So ganz hatte mir die furchtbare Entdeckung die Kraft geraubt, daß ich mich nur mit vieler Anstrengung auf den Rücken meines Thieres schwang, und mich ihm absolut willen- ja kraftlos überließ. Was jetzt noch kam, war mir gleichgültig. Den Zaum um die Hand gewunden, klammerte ich mich so stark, als ich es vermogte, an Sattel und Mähne, das Thier im Frieden gehen lassend. Hätte ich es doch früher gethan! Wahrscheinlich wäre ich dann nicht in diese äußerste Noth gerathen, der Instinkt würde das Thier zweifelsohne einer Pflanzung zugeführt haben. Das ist jedoch das Eigenthümliche unserer Unbesonnenheiten, daß die erste immer einen ganzen Zug anderer nach sich zieht, so unaufhaltsam nach sich zieht, daß man gar nicht mehr zu einer ruhigen, leidenschaftslosen Anschauung kommen kann. — Die erste Unbesonnenheit begangen, war ich kopflos, wie ein wahrer Thor, herumgeritten, und doch! käme heute ein Anderer in meine Lage, hundert wollte ich gegen eins wetten, er zöge sich nicht besser heraus.

Nur so viel weiß ich mich von diesen entsetzlichen Stunden her noch zu erinnern, daß mein Mustang einige Male in der Luft herumschnoberte, dann aber eine entgegen gesetzte Richtung, und zwar so rasch einschlug, daß ich mich nur mit größter Mühe im Sattel zu behaupten vermogte; denn jetzt schmerzten alle meine Glieder so furchtbar, daß jeder Tritt des Thieres mir zur wahren Folter wurde, ich oft in Versuchung kam, Knopf und Mähnen fahren, und mich hinab sinken zu lassen.

Wie lange ich so herumgeschleppt ward, weiß ich nicht, noch, wie ich bei einbrechender Nacht von dem Rücken des Thieres kam. Wahrscheinlich verdankte ich es dem Lasso, daß es so geduldig mit mir umsprang. — Wie ich die Nacht zugebracht, das mag der Himmel wissen. Ich war keines Gedankens mehr fähig, ja, wenn ich einen zu fassen versuchte, zuckte es mir so schmerzlich durch das Gehirn, als ob eine Zange darin herumwühlte. Alles that mir weh, die Glieder, die Organe, mein ganzer Körper. Ich war, wie auf dem Rade zerbrochen. Meine Hände waren abgemagert, meine Wangen eingefallen, meine Augen lagen tief in den Höhlen; — wenn ich mir so im Gesichte herumfühlte, entfuhr mir immer ein beinahe wahnsinniges Lachen; — ich war in der That dem Wahnsinn nahe. —

Des Morgens, als ich aufstand, vermogte ich kaum, mich auf den Füßen zu erhalten, so hatten mich der viertägige Ritt, die Anstrengung, Angst und Verzweiflung heruntergebracht. Man behauptet, der gesunde Mann könne neun Tage ohne Nahrung aushalten; vielleicht kann er es in einer Stube oder einem Gefängnisse, aber sicher nicht in einer Texas-Prairie. Ich bin überzeugt, den fünften Tag hätte ich nicht überstanden.

Wie ich auf den Rücken meines Mustang kam, ist mir noch heute ein Räthsel. Wahrscheinlich hatte er, ermüdet, sich gelagert, und war so mit mir, der ich

Digitized by Google

mich in den Sattel einsetzte, aufgestanden. Sonst wüßte ich wahrhaftig nicht, wie ich hinaufgekommen; aber hinauf kam ich, Dank dem Lasso, den ich instinktartig, wie der Ertrinkende, keinen Augenblick aus der Hand gelassen.

Jetzt verschwamm Alles so chaotisch vor meinen Augen, daß es Momente gab, wo ich mich nicht mehr auf dieser Erde wähnte. Ich sah die herrlichsten Städte, wie sie die Phantasie des genialsten Malers nicht grandioser hervor zu zaubern vermag, mit Thürmen, Kuppeln, Säulenhallen, die bis zu den Sternen hinaufreichten; wieder die schönsten Seen, statt mit Wasser, mit flüssigem Golde und Silber erfüllt; Gärten, in Lüften schwebend, mit den lockendsten Blumen und Bäumen, mit den herrlichsten Früchten; — aber ich vermogte es nicht mehr, auch nur die Hand nach diesen einladenden Früchten auszustrecken, so schwer waren mir alle meine Glieder geworden. Jeder Schritt des Thieres verursachte mir jetzt die gräßlichsten Schmerzen, die geringste Bewegung, Erschütterung, wurde zur wahren Qual; die Eingeweide braunten mir wie glühende Kohlen, es riß darin herum, als ob Scorpione da wühlten; Gaumen und Zunge waren ganz vertrocknet, die Lungenflügel waren wie verschrumpft, während die Hände, die Füße zu fühlen waren, als ob sie nicht mehr Theile meines Körpers — sondern fremdartige, mir angesetzte Marterwerkzeuge wären.

Nun weiß ich mich nur noch dunkel zu entsinnen, daß es mir plötzlich an den Kopf, um die Ohren schlug — ob wirkliche Schläge, ob Laute oder Töne, kann ich nicht sagen; — es war etwas wie Gestöhn, das ich zu hören glaubte, ein Röcheln, das mir dumpf in die Ohren drang, vielleicht mein eigenes, vielleicht auch fremdes. —

Sinne und Bewußtsein hatten mich beinahe gänzlich verlassen. Nur sehr dunkel schwebt es mir vor, als wenn ich an Blätter und Zweige gestreift, denn es sauste mir in den Ohren, wie Knacken, Brechen der Aeste; — auch hielt ich mich mit der letzten Kraft an etwas — was es war, ob Sattel, ob Mähnen, oder sonst etwas, weiß ich gleichfalls nicht; — dieser Halt entfuhr mir, — die Kraft verließ mich, — ich sank.

Ein Schlag, wie der Donner eines losgebrannten Vierundzwanzigpfünders, ein Sausen, Brausen, wie das des Niagara-Cataraktes, — ein Wirbeln, als ob ich in den Mittelpunkt der Erde hinabgerissen würde, ein Heer der gräulichsten Phantome, die von allen Seiten auf mich einstürmten, mich umkreisten, umtobten! — Und dann eine Musik, wie aus höhern Sphären, glänzende Lichtgestalten, ein sich vor meinen Blicken öffnendes Elysium!

Wieder ein schmerzlicher Stich, der mir siedend, glühend, durch die Kehle, die Eingeweide brannte, mich wie in lichterlohen Flammen auflodernd fühlen ließ. Etwas, als ob der entwichene Lebensfunke zurückkehrte, die Lungenflügel sich öffneten, als ob es heiß durch die Glieder und Adern quirle, mir in Kopf und Augen dränge. Sie öffneten sich. —

Der Erzähler hielt inne — Aller Blicke fielen gespannt auf ihn.

„Oberst Morse, fehlt Euch etwas? Ihr seid angegriffen!“

Ein wenig, versetzte Dieser tief Athem holend, die Rückerinnerung —

„Strengt Euch die Erzählung an?“ fragte Einer.

Der Moment, ja — doch es ist vorüber.

Er nahm ein Glas und trank. — Es trat eine tiefe Stille ein.

Ich schaute auf, um mich. — Ich lag auf der Rasenbank eines schmalen, aber tiefen Flusses. Mir zur Seite stand mein Mustang, neben diesem ein Mann, der die Arme gekreuzt, eine strohgeflochtene Waidmannsflasche in der Hand hielt. Mehr konnte ich nicht wahrnehmen, denn ich war zu schwach, mich aufzurichten. In meinen Eingeweiden brannte es wie höllisches Feuer. Die Kleider, die mir naß am Leibe klebten, waren ein wahres Labsal.

Wo bin ich? röchelte ich. —

Wo Ihr seid, Fremdling? Wo Ihr seid? Am Jacinto, und daß Ihr am, und nicht im Jacinto seid, ist, rechne ich, nicht Eure Schuld. Seid aber am Jacinto, und auf dem Trockenen. Setzt Euch auf das Pferd.

Ich kann nicht einmal aufstehen, erwiederte ich.

So will ich Euch helfen.

Und so sagend trat er an mich heran, hob mich mit der Rechten — so leicht war ich geworden — in den Sattel meines Mustang, mit der Linken nahm er das Ende meines Lasso, schwang sich auf den Rücken seines Thieres, und zog Pferd und mich nach. Dann und wann frischte er meine Lebensgeister durch einige Tropfen aus seiner Waidmannsflasche an, und nach etwa zwei Stunden gewahrte ich eine Einfriedigung, die endlich eine menschliche Wohnung verkündete.

Ein schwacher Freudenruf entfuhr mir. Ich versuchte es, obwohl vergebens, meinem Thiere die Sporen zu geben. Wir umritten noch ein Pataten-, ein Welschkorn-Feld, eine Insel von Pfirsichbäumen, und hatten endlich ein Blockhaus vor Augen.

Meine Kräfte waren so gänzlich gewichen, daß der Mann mich auf den Arm nehmen, und in die Hütte tragen mußte; selbst da konnte ich nicht mehr stehen, er mußte mich wie ein Windelkind in ein Bett nieder lassen.

Von nun an war ich gerettet, Speise und Trank erquickten mich, und nach wenigen Tagen traf ich gesund und munter wieder bei Meister Neal ein.

Die Prairie hat mich aber nie wieder ohne Kompaß gesehen!

„Sagt, habt Ihr nicht in Erfahrung gebracht,“ fragte nach langem Stillschweigen einer der Zuhörer, „was das für silberne Berge waren, die Ihr in der Prairie entdecktet?“

Später erfuhr ich's, erwiederte Oberst Morse, es waren Inseln, aus Lebenseichen bestehend. Ihre Blätter sind silberweiß, und glänzen im Sonnenschein. —

Digitized by Google

Robben.

(Taf. 48.)

Fig. 1. **Phoca groenlandica**, die Grönlandsrobbe.
„ 2. **Otaria mollissima**, die Pelzrobbe.
„ 3. **Otaria leonina**, der Seelöwe.

In der Gegend des öden Cap Brewster lag der hamburger Wallfischfahrer „die drei Thürme.“ Nur an einem leichten Anker schwankte das nette Schiff vor dem eisigen Nordost, der von der Jan Meyeninsel, die wie eine dunkle Nebelbank sich hindehnte, stoßend herüberwehete. Alle Segel waren busig gerefft, auf den Rahen lagen nur einige Matrosen und auf der Schanze stand der Lieutenant, offenbar mehr auf ein, etwa eine Meile entferntes Eisfeld, wie auf das Schiff selbst achtend. Dort hatten eben drei Boote angelegt und alle verwendbare Mannschaft stürzte auf eine Heerde Seehunde los, die auf ihm sich einer der sparsamen Sonnenstunden des Polarhimmels erfreute. Die Ueberraschten richteten sich auf den flossigen Vorderfüßen hoch auf, stießen ein heiseres winselndes Gebell aus und suchten zu entfliehen, indem sie mit den Vorderfüßen den Körper hoben, der wie in Schlangenwindungen ziemlich rasch sich fortschob. Alles aber, sogar die Versuche einzelner, sich mit dem scharfen Gebiß zu wehren, war unfähig, das Gemetzel zu hemmen; mit starken Prügeln schlugen die Matrosen sie über die Nase, worauf sie zwar gleich zusammenstürzten, aber bald sich wieder erhotten. Die Betäubten wurden sogleich mit Spießen in die Mitte der Brust gestochen, wobei das Eisen so gerichtet ward, daß kein Querschnitt das Fell verdarb; aber völlig verblutet und mit zerschmettertem Schädel wälzten die zähen Thiere sich noch und bissen scharf um sich. Das blanke Eisfeld war nach einer Stunde mit Blut getränkt, mit den Körpern der friedlichen Thiere besäet!

Der Sohn des Rheders hatte an der Seite des kommandirenden Offiziers dem Metzeln mit Widerwillen, der schier zum Schander stieg, zugesehen. O pfui, rief er, Herr Runge, wie mögen Sie solche Grausamkeiten befehlen, die mein Vater nie, nie billigen kann! — Der Lieutenant lächelte. Junger Herr, frug er, womit sollen wir denn unsere „drei Thürme“ beladen, da der Wallfischfang völlig fehlschlug? Ihre achtzehnjährigen Ideen geben keinen Thran, und wir können nichts dafür, daß die Seehunde ein Leben haben, wie der ewige Jude. Ein tüchtiger Potwal, oder zwei, wären mir freilich lieber; wo so viele Seehunde sind, lugt man stets vergebens danach aus, das weiß jeder alte Matrose; so mögen sie uns auch mit Speck und Haut entschädigen. Da kommen ja schon die Mallemucken, die Bürgermeister und Rathsherren sammt all' dem andern Mövengeschmeiß. — Alle Mann, Last zu Bord! ballte das Commando durch's Sprachrohr; wie eine Wolke senkte sich mit tausendstimmigem schrillem Laut, schier sinnbetäubend, das Vogelheer herab und in der Ferne beobachteten zwei Eisbären den Abzug der Mannschaft.

Die 6—8 Fuß langen, auf hellem Grund grau und braun gefleckten Thiere waren abgehäutet und der Speck, der in einer, mehrere Zoll dicken Lage den ganzen Körper deckt, mit breiten Messern abgeschält. Der Schiffsarzt öffnete eines derselben und zeigte dem jungen Rheder die besondere Einrichtung des Gedärmes. Es besteht aus einem kurzen, weiten Schlauch, in welchem eine Scheidewand wie das Gewinde einer Schraube sich spiral dreht. Das Thier kann durch diese Einrichtung eine Masse von Nahrung verdauen und den Ueberschuß von Ernährungsstoff als Fettlage unter der Haut absetzen, wo sie bei dem dünnen Borstenhaar im eisigen Wasser am zweckmäßigsten gegen Kälte schützt und die häufigen Verwundungen an scharfen Eiskanten am gefahrlosesten ausheilt.

Außer den Häuten, die zu Tornistern, Mützen u. dgl. benützt werden und dem appetitlichen weißen Speck, der von manchem Thier $^1/_2$ Tonne füllte, wußte man nichts von ihnen zu nutzen, sondern warf die Cadaver über Bord: eine willkommene Beute der Haie, der weißen Bären und des unendlichen Vögelschwarms.

Um eine große Tafel sitzend war die Mannschaft der „drei Thürme“ beschäftigt, den gewonnenen Speck in Würfel zu schneiden, welche in Fässer gedrückt wurden. Auf dreifüßigen Gestellen standen glühende Kanonenkugeln und erwärmten den Raum ohne Rauch. Ein alter Matrose, der in allen Meeren dem Sturme getrotzt, leitete das Ganze, während einzelne Jüngere ihre Thaten breit auskramten. Ein leises Lachen, halb ärgerlich, halb mitleidig, flog durch des alten James wettergefurchtes Gesicht. Ja, ja, meinte er endlich, ihr seid ganze Bursche bei diesen guten Seehunden — aber drei Tage wollte ich meinen Grock geben, sähe ich euch ein Paar Wallrossen gegenüber! Was sind das für Maaten, alter James? — frug einer der Jüngeren.

Das sind wetterlich gut getakelte Dinger, die dich bis in die Vierlande und noch auf den höchsten Kirschbaum jagen würden, wenn sie dir's Fahrwasser kreuzten.

Seehunde sind Seehunde, alter Theerlumpen, die kenne ich, meinte Dirk.

Ich sage dir, du bist eine Landratte und es gibt so vielerlei Seehunde, wie Katzen von deiner Mutter ihrer Buntscheckigen bis zum Löwen, den du aus der Fibel kennen wirst.

Spinn' uns ein Trumm Garn von deinem Werg, James, baten Andere.

Seht, begann der Alte, ich habe zwischen hier und Newfoundland da drüben bei der langen Halbinsel Unalaschka, so wie im Süden bei Kerguelens- und Staatenland Robben aller Art erlegt und kenne sie daher genau. Diese hier, die wir da verwursten, heißt man den grönländischen Seehund, der nur im Norden vorkommt. An den Küsten der Nord- und Ostsee lebt der gewöhnliche, gemeine Seehund, der diesem sehr ähnlich ist, aber nur halb so groß, etwa 4 Fuß lang, wird. Er geht auch in's süße und Brakwasser, was die Grönlandrobbe nie thut: ja im Innern von Asien sind große Süßwasserseen, in denen er in Menge lebt, obwohl sie durch keinen Fluß mit dem Meer sich verbinden; sie müssen also dort seit der Schöpfung hausen. Beide

Arten leben von Fischen und Schalthieren und sind sanftmüthige nette Geschöpfe, die einen so klug mit den schönen runden Augen ansehen, daß es oft dem Rohesten leid thut, sie zu erschlagen.

Ja, unterbrach der Hochbootsmann, James hat Recht! es sind treue fromme Thiere. Ich war ein Jahr lang auf einer der kleinen Schottlandsinseln bei einem wohlhabenden Manne. Er hatte einen zahmen Seehund, der am Torffeuer gern sich wärmte und jedem Bekannten freundlich schmeichelte. Morgens und Nachmittags ging er in See, die dicht am Gehöft brandete und faßte seine Ration, dann suchte er wieder einen Platz am Herd. Da starb des Freeholders Weib und er freiete um eine reiche böse Seespinne, die eine noch schlimmere Mutter mitbrachte. Die erklärte den armen Seehund für ein verhextes unreines Thier — sie mochte wohl selbst so etwas sein — na, das Thier mußte fort, daß es die junge Ehe nicht störe. Man schlug und trat das arme Geschöpf, daß es oft bitterlich weinte; denn das wißt ihr, alle Robben vergießen bei Angst und Schmerz Thränen, wie ein Mensch — aber beständig kam er wieder und sah mit den schönen braunen Augen so traurig in die Thür, daß es jeden erbarmte, nur nicht das böse Weib. Man gab ihn einem Häringsfischer mit, der ihn bei den Lofoden in See warf — am andern Morgen lag der Seehund wieder vor der Thür. Ein anderer Schiffer nahm ihn mit bis an Norwegens Küste, aber das treue Thier fand sich nochmals zum ungastlichen Hause zurück. Es zu tödten hatte Niemand das Herz; da brannten die beiden bösen Weiber dem treuen Thiere mit glühendem Schüreisen die Augen aus und schickten es zum drittenmal hinaus in die See. Es ward eine furchtbare Sturmnacht, daß das Gebäu von Top zu Kiel krachte, und zwischendurch glaubten die Insassen ein Kratzen und Winseln zu vernehmen. Am Morgen lag der geblendete Seehund todt vor der Schwelle! — —

Na, was ist's aber mit den Walrossen, frug Dirk nach langer Pause.

Es sind auch Robben, fuhr James fort, aber gräuliche Thiere von 12—18 Fuß Länge und dick wie eine Kuh; auch ist die Nase wulstig und dick, wie ein Ochsenmaul. Im Oberkiefer haben sie zwei große, gegen die Brust gekrümmte Hauer, mit denen sie stets unter sich und gegen alles wüthend kämpfen, was ihnen vor den Bug kommt. Sie wohnen nur im Norden, und liegen, wie die Seehunde, auf den Eisfeldern. Naht sich etwas Verdächtiges, so brüllt die Wache und schlägt die Nächsten mit den Hauern. Sogleich erhebt sich ein grauser Lärm: sie richten sich, laut brüllend, auf den Finnen hoch auf, hauen mit den Zähnen mächtige Schollen aus dem Eise und warten nicht lange, bis man ihnen zu nah kommt, sondern greifen muthig selbst an und sind auch passabel flink zu Fuß. Auf ziemlich steile Felsen klettern sie mit Hülfe ihrer Hauer und nur im steten Zickzack kann man ihnen entlaufen, da sie nicht leicht wenden.

Hast Recht, alter James, warf Dirk ein, da machte ich, daß ich in's Boot käme! —

Nutzte wenig! sie sind im Wasser behend, wie die Fische. Sie entern mit ihren fatalen Hauzähnen an Bord und reißen eine Sloop um, wie einen Suppennapf, oder hauen seitwärts in die Planken, daß oft ein Zahn drin stecken bleibt und die Splitter stäuben. Dazu geben sie nicht viel Speck; aber die großen Zähne werden theurer bezahlt, wie Elfenbein, weil sie nicht im Alter gelb werden. Um's Maul her stehen Borsten von Strohhalmdicke, aus denen man Krampfringe macht. Deshalb schneidet man meistens nur den ungeschlachten Kopf ab und läßt das andere den Eisbären. Die Haut brauchte man sonst gedreht statt der Taue, und manch' Schifferboot auf den Farören ist noch heute so getakelt, aber ich lobe mir ehrlichen Hanf.

Haben die Russen da drüben einerlei Robben mit uns? frug der Hochbootsmann.

Sie haben unsere da, antwortete James, und noch zwei andere, von denen ich euch erzählen will: den Seebären und Seelöwen.

Der Seebär ist dadurch von den anderen Robben verschieden, daß die Hinterfüße nicht so ganz mit dem Schwanz verwachsen sind: so, daß er sich damit am Kopf kratzen kann. Sie sind 8—10 Fuß lang, dunkelgraubraun, zottig und ungeschlacht, streitsüchtig und bissig, wie ich sonst kein Thier kenne. Entweder um den Lagerplatz oder um die Weibchen, oder, wie bei den großen Herren, um Frieden zu stiften, balgen sie sich ohne Aufhören, mit einer Hartnäckigkeit, die über alle Begriffe geht. Zehnmal lieber lassen sie sich todt schlagen, als daß sie vom Platz weichen. Kommen Menschen an ihrem Lagerplatz vorbei, so besetzt jeder seinen erkämpften Platz und macht sich fertig zum Gefechte. Kann man sie nicht umgehen, so muß man sich förmlich durchschlagen. Die Russen schlagen ihnen die weit hervorstehenden Augen aus — aber geblendet und verwundet weichen sie nicht vom Fleck. Ist eines so feig, zurück zu weichen, so fallen alle Andern über den Feldflüchtigen her. Oft sieht man den Strand entlang eine Menge Zweikämpfe: eine Weile sehen die Kameraden zu, dann kommen sie in Wuth und stürzen sich dazwischen, wo es dann oft geht wie bei uns: der dritte kriegt die Besten. Ich habe öfter gesehen, wie die Russen einem die Augen ausschlugen, dann drei, vier andere mit Steinen warfen, daß die Bestien sie verfolgten; dann rannten sie dem Geblendeten zu, der die Verfolger, die seine Grenze nicht respektirten, wüthend angriff. Nun begann ein erbitterter Kampf, dem die grausamen Anstifter lachend zusahen und in dem der arme Blinde meist todtgebissen wurde; oft noch lebend fraßen ihn dann die Eisfüchse an. Das nannten die Leute „einen Spaß!“ Ende Juli, nach der Paarung, ist selten einer ohne breite Wunden.

Ihr Speck ist gut, und die Felle der Jungen geben sehr weiche, beliebte Pelze; wenn man die rauhen Deckhaare ausrupft, so ist der Grund zart wie Flaum und seidenglänzend braun. Auch das Fleisch der Jungen

Digitized by Google

ist angenehm. Wenn wir dem Weibchen die Jungen genommen hatten und der Alte kam herzu, so mißhandelte er das arme Ding arg und warf brummend den Kopf grimmig hin und her, während die Mutter weinte, daß die zottige Brust troff. Am Ende überwand der Schmerz über den Verlust auch beim Männchen die Wuth, und dann weinte es auch bitterlich. — Allen andern Thieren ist der Seebär furchtbar, außer dem Seelöwen, dem sie gern den Lagerplatz abtreten und nicht einmal ihre ordinären Händel anfangen, wenn einer in der Nähe ist, weil er dann gern als Friedensrichter einschreitet.

Deine Robben kommen immer besser, James, rief Dirck, hast du noch mehr im Raum?

Ja wohl, mein Bursch, noch manche, wenn ihr gern zuhört.

Erzähle, alter James! spinn' uns deinen Faden, forderte die fetttriefende Tafelrunde.

Na, sehet, fuhr James fort, die Robben, von denen ich euch bisher sagte, machen auch weite Züge, wohl den Fischen, die sie fressen, nach, aber der Seelöwe wohnt eigentlich im großen Südocean und zieht im Sommer nach dem höchsten Norden, also gewiß um ein Viertel der ganzen Erde; von Vaudiemensland oder wie sie es jetzt nennen: Tasmannia, zur Beringsinsel. Ein Seelöwe ist 18—20 Fuß lang, hat um Hals und Brust eine krause Mähne, die ihm ein furchtbares Ansehen gibt und wiegt 12—16 Centner. Der Augenstern ist glänzend grün, auch hat er Ohrenmuscheln, wie der Seebär, was die andern Robben nicht haben.

Es ist ein starkes streitfertiges Thier, aber gegen den Menschen äußerst furchtsam. Wird es mit Geschrei aufgeweckt, so entsetzt es sich so sehr, daß es mit tiefem Seufzen davoneilt, aber beständig vor Zittern und Angst purzelt. Ist es aber in die Enge getrieben, so stürzt es wüthend auf seinen Verfolger los, jagt brüllend und tobend auch den Beherztesten davon und zerreißt den, den es ergreift, auf's grausamste. In solcher Wuth fällt es auch Boote in See an und wirft sie um. Läßt man sie aber in Ruhe, so kann man ohne alle Gefahr zwischen ihnen auf den Lagerplätzen herumgehen und ihnen sogar die Jungen nehmen, ohne daß sie sich deshalb regten. Am häufigsten kommen sie bei den kurilischen Inseln und am Cap Kronozky vor.

Der Meerelephant oder die Rüsselrobbe wohnt an der Südspitze Amerika's, um die Magellansstraße und auf allen Inseln zwischen Neuholland und Chili. Es ist die größte aller Robben, über 20 Fuß lang; eines gibt oft ein Oxhoft Thran, der frisch so angenehm ist, wie Baumöl; das Fleisch aber ist grob und schlecht. Das Männchen hat einen kurzen Rüssel, den es im Zorn aufbläßt, woher wohl seine Benennung kommen mag. Im Sommer schweifen sie im Meer herum, Winters legen sie in Haufen an einer Insel sich vor Anker, weil dann die Paarungszeit ist, die ohne Kämpfe unter den Männchen nicht abgeht. Sie treiben ungeheuren Lärm dabei, brüllen furchtbar und sperren Mäuler auf, daß man eine 48pfündige Kugel bequem hineinwerfen könnte. Sonst sind es träge Fettklumpen, die sich nicht vom Fleck rühren, wenn man den Kameraden neben ihnen todtschießt. Der Ohrrand steht etwa einen halben Zoll hervor, so daß sie aussehen, als hätte man sie, wie bei einem Hunde, gestutzt. Sie fressen neben den Fischen auch Seetang und Schilf.

Die Engländer haben feste Fangplätze um Neuholland, vorzüglich ist aber die Elephantenbai auf der Insel King, die nach diesen Thieren benannt ist, ihr Aufenthaltsort, so wie der Georgsinsel, Kerguelens und Staatenland, wo sie im Juni und Juli in solcher Menge landen, daß die sandigen Ufer mit ihnen bedeckt sind. Felsgestade lieben sie nicht, sie sind zu unbeholfen sie zu erklimmen, denn die ganzen Bursche schwappen, wie ein Sack voll Gallert, so fett sind sie. Alle Kabellänge ruhen sie aus, und keuchen, wie ein dicker Alderman. Aber doch lassen sie nicht nach, sondern ersetzen durch Beharrlichkeit, was ihnen an Behendigkeit abgeht, vorzüglich wenn sie eine Süßwasserpfütze zu erreichen hoffen, worin sie mit großer Lust zu liegen scheinen. In Noth oder Schmerz weinen sie, wie die andern Robben. Sie lassen sich sogar einigermaßen zähmen, daß sie die Schmeicheleien des Bekannten zu erwiedern suchen, auf sich reiten lassen u. s. w. Die Häute wären nicht übel, aber die meisten sind von Narben zerrissen und beinahe unbrauchbar. Der Speck ist Hauptsache.

Die Pelzrobbe kommt auch nur im großen Südocean vor, hat aber keine so festen Stationen, wie die übrigen Robben und scheint stets umherzuschweifen, weshalb man auch nicht so viel Gewisses von ihr sagen kann, wie von den Andern. Einige haben den jungen Seebären mit ihr verwechselt, wiewohl ohne Grund; denn es ist ein eigenes Geschlecht, mit dunkelgraubraunem Dickhaar, unter denen ein sammtweicher brauner Flaum die Haut vor dem Naßwerden schützt. Die Pelze sind in Europa, auch bei den Chinesen sehr beliebt und heißen bei den Pelzhändlern Kotu oder Kotti, sind aber auch ziemlich theuer. Es sind sanfte, dumme Geschöpfe, nicht so bissig wie der Seebär, aber äußerst scheu und mißtrauisch. Speck haben sie nur äußerst wenig, weil ihr dichter elastischer Flaum sie warm hält und schützt, wenn eine Welle sie gegen ein scharfkantiges Eisstück schleudert.

Im Mittelmeer habe ich auch einmal die Mönchsrobbe gesehen, an der dalmatischen Küste, wo sie vereinzelt und selten lebt. Sie ist dunkelbraun mit rundem Kopf, den sie bis an die Schultern aus dem Wasser hebt und neugierig den Schiffen nachschaut. Dann glaubte mancher Narr, er habe einen Meermann oder eine Syrene gesehen und log dazu, was er sich geträumt hatte.

Acht Glas! rief der Steuermann. Acht Glas! wiederholten die Wachen. Wache auf, Deck! hallte das Sprachrohr.

Schmidt.

Anekdoten von Thieren.

Von Menschen zeichnet man viele, oft unbedeutende Anekdoten, von Thieren so selten und so wenige auf, und doch möchten letztere interessantere, bewundernswerthere, unsere Achtung im hohen Grade verdienende liefern. Wie oft ergriff nicht schon unser Gemüth die Treue des Hundes, die Anhänglichkeit an seinen Herrn, nur zu häufig die des Menschen an den Menschen übertreffend. Wie erregt nicht unsere innigste Theilnahme die Liebe, besonders die Mutterliebe der Thiere zu ihren Jungen, die Sorgfalt und Entbehrung für diese, worin der Mensch ihnen auch nur zu oft nachsteht. Und wie merkwürdig erscheint nicht die Macht der Gewohnheit bei Thieren, die Wirkung gewisser Eindrücke und der dadurch in ihnen herrschend gewordener Triebe. Daß die Seelenkräfte des Thieres erhöhet und entwickelt werden durch den Umgang mit Menschen, oft bis zu einem Grade, der an Vernunft grenzt und, bei unsern Begriffen von den Seelen der Thiere, uns unerklärbar erscheint, ist gewiß. Von allem dem hier einige Beispiele.

Im späten Herbste des Jahres 1778 traf ein Jäger in der Gegend von Brandenburg eine Bachstelze an, die mit ängstlicher Geschäftigkeit Futter suchte. Um diese Jahreszeit diesen Vogel, der bekanntlich mit dem eintretenden Herbste wärmern Gegenden zuzieht, so spät noch, wo es schon zu frösteln begann, keine Insekten, wovon er lebt, mehr da sind, hier zu sehen, fiel ihm auf; er beobachtete daher das Thierchen genauer. Da gewahrte er, daß der Vogel, wenn er etwas aufgefunden, einer in der Nähe stehenden Eiche zuflog, bald zurückkehrte, und wenn er Neues aufgesucht und gefunden, immer wieder nach der Eiche flog. Er näherte sich dieser und hier sah er, daß in einer mäßigen Höhe der Kopf eines großen Vogels aus einer Art Vertiefung im Baum munter herausah. Er entfernte sich wieder einige Schritte vom Baume, und alsbald kam die Bachstelze herbeigeflogen, etwas im Schnabel haltend, stellte sich vor die Oeffnung und der Jäger sah, wie der darin steckende Vogel ihr das Mitgebrachte abnahm und verzehrte. Nun kletterte er am Baum hinan und bis zur Oeffnung, sich näher zu unterrichten. Da fand er, daß ein größerer, ihm noch nicht erkennbarer Vogel in einer Höhlung so eingeschlossen war, daß er nicht herauskonnte, nur den Kopf durchzustecken vermogte. Aus diesem Gefängnisse diesen Vogel zu befreien, ging er andern Tages wieder nach der Eiche, versehen mit einem Schneideinstrumente. Mit diesem erweiterte er die Oeffnung, während welcher Operation die Bachstelze ängstlich hin und herflog, zuweilen dicht in seine Nähe kam und flatternd ängstliche Töne hören ließ. Als die Oeffnung groß genug geworden, nahm er den eingekerkerten Vogel heraus und fand — einen jungen Kukuk. Wegen des beschränkten Raumes war dieser nicht völlig ausgewachsen, Flügel- und Schwanzfedern hatten nicht die gehörige Länge und stehen konnte er gar nicht, wahrscheinlich weil er immer sitzend aufgewachsen. Beim Kukuk hat bekanntlich die Natur eine gänzliche Abweichung vom Organismus der Vögelwelt aufgestellt. Er ist der einzige der Vögel, welcher seine Eier nicht selber ausbrütet, seine Jungen nicht selbst auffüttert, sondern dieses Geschäft andern Vögeln überläßt. Er legt seine Eier nicht zusammen, sondern einzeln bald in dieses, bald in jenes Vogelnest, ohne weiter sich darum zu kümmern, was daraus wird. Dieß mußte auch hier der Fall gewesen sein. In das Nest, das die Bachstelze in des Baumes Höhlung sich erbaut, hatte er sein Ei gelegt oder vielmehr hineinfallen lassen, da die Oeffnung zu klein gewesen, um auf das Nest sich setzen zu können. Die Bachstelze hatte es ausgebrütet, und da der junge Kukuk, ehe er flügge war, zu einer Größe heranwuchs, die ihn hinderte, durch die enge Oeffnung zu kommen, so mußte er bleiben und die Bachstelze verließ ihr Stiefkind nicht, ernährte es fort und fort, ungeachtet der Instinkt sie wohl oft gemahnt haben mag, daß es Zeit sei, die kältere Zone mit einer wärmeren zu vertauschen. Wie bewundernswerth, wie rührend muß nicht diese, man könnte sagen, übernatürliche mütterliche Sorgfalt und Ausdauer uns erscheinen, denn das Loos der Bachstelze konnte kein anderes sein, als daß sie das Opfer ihres Berufs wurde, da es für sie zu spät war, dem südlichern Himmel noch zuzueilen, und in der Strenge unseres Winters sie gewiß ihren Tod fand, während die Mutter ihres Pfleglings schon längst auf südlichere Himmelsgegenden zugeflogen war.

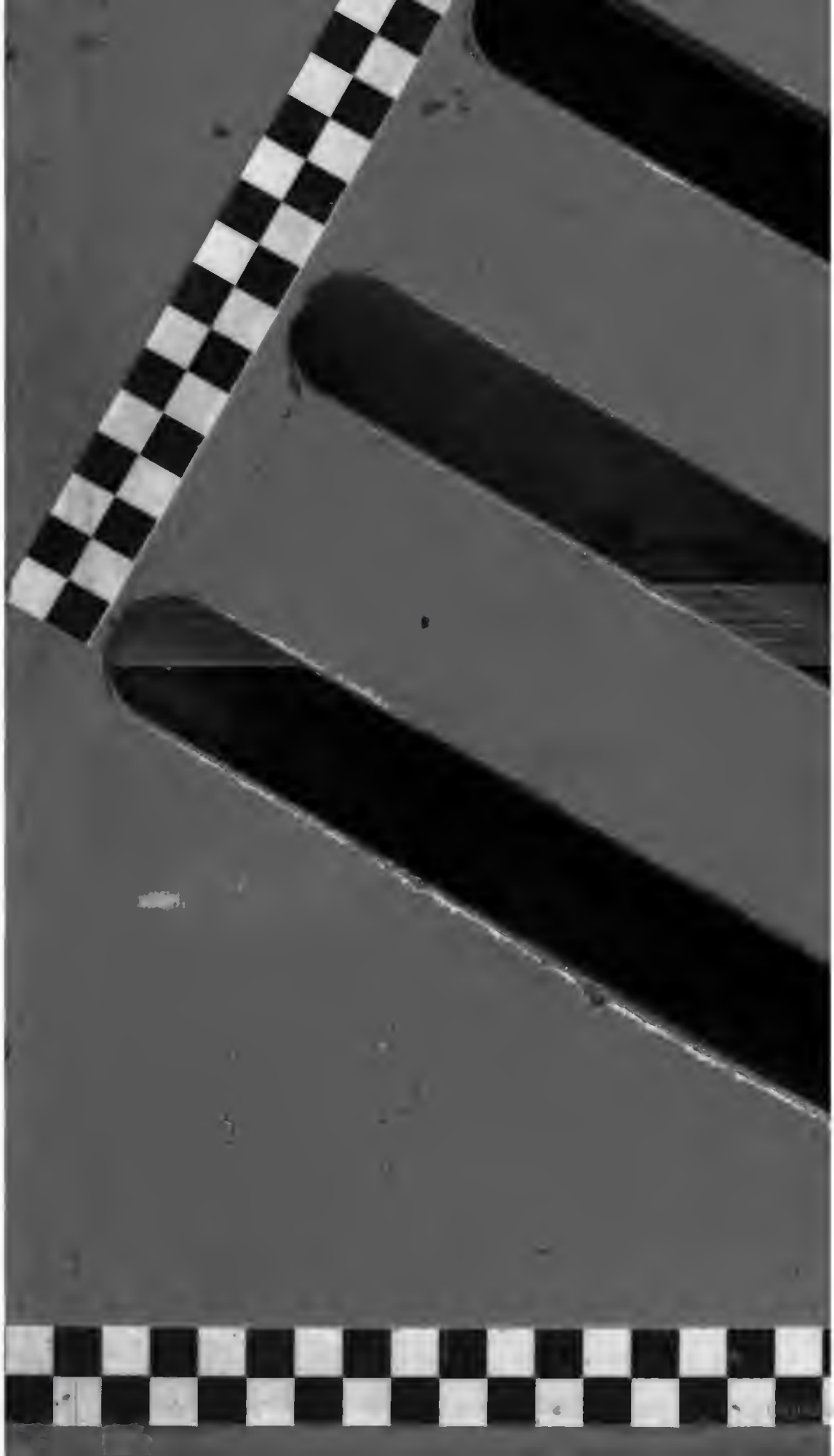
Im Sommer 1826 schoß ein Jägerbursche auf dem Harze, schon ziemlich spät des Abends, einen auf einem Baume sitzenden Steinmarder. So wie das erlegte Thier herabfiel, kam ein zweiter Steinmarder, den der Bursche nicht bemerkt hatte, mit heftigem, Zorn oder Schmerz ausdrückenden Geschrei, denselben Baum herabgelaufen, umkreiste den Burschen einige Male und so lange, als dieser mit Wiederladen des Gewehres beschäftigt war, und entfloh erst dann, als dieser auf ihn zu schießen sich anschickte. Der Bursche nahm das geschossene Thier auf. Es war ein junger Marder. Er schnitt ihm die Nase ab, als Zeichen zur Auslösung des Schußgeldes, was für solche Thiere bestimmt war, und ließ das Thier dann liegen, da das Fell in der Jahreszeit nicht brauchbar war. Andern Tags ging der Bursche wieder in den Wald, doch nach einer ganz entgegengesetzten Seite, als Tags zuvor. Hier kam er zu aufgemaltertem Holze und fand da, zu seinem Erstaunen, den Abends zuvor geschossenen jungen Marder liegen, der durch die abgeschnittene Nase zu kenntlich gezeichnet war, als daß eine Verwechselung stattfinden konnte. Unbezweifelt war jener Marder, der vom Baum herabkam, die Mutter des erlegten Marders; sein Geschrei, der Ausdruck des Schmerzes und der Mutterliebe, die ihn blind gegen die Gefahr, auch getödtet zu werden, derselben entgegen gehen ließ, seinem Jungen zu helfen, beweisen es. Und so gewiß ist es auch, daß Mutterliebe das todte Kind in der Nacht aufnahm und eine Viertelstunde weit bis zu dem aufgemalterten Holzhaufen schleppte, in dessen Spalten vielleicht das Junge geboren ward. Fr. G.

Digitized by Google

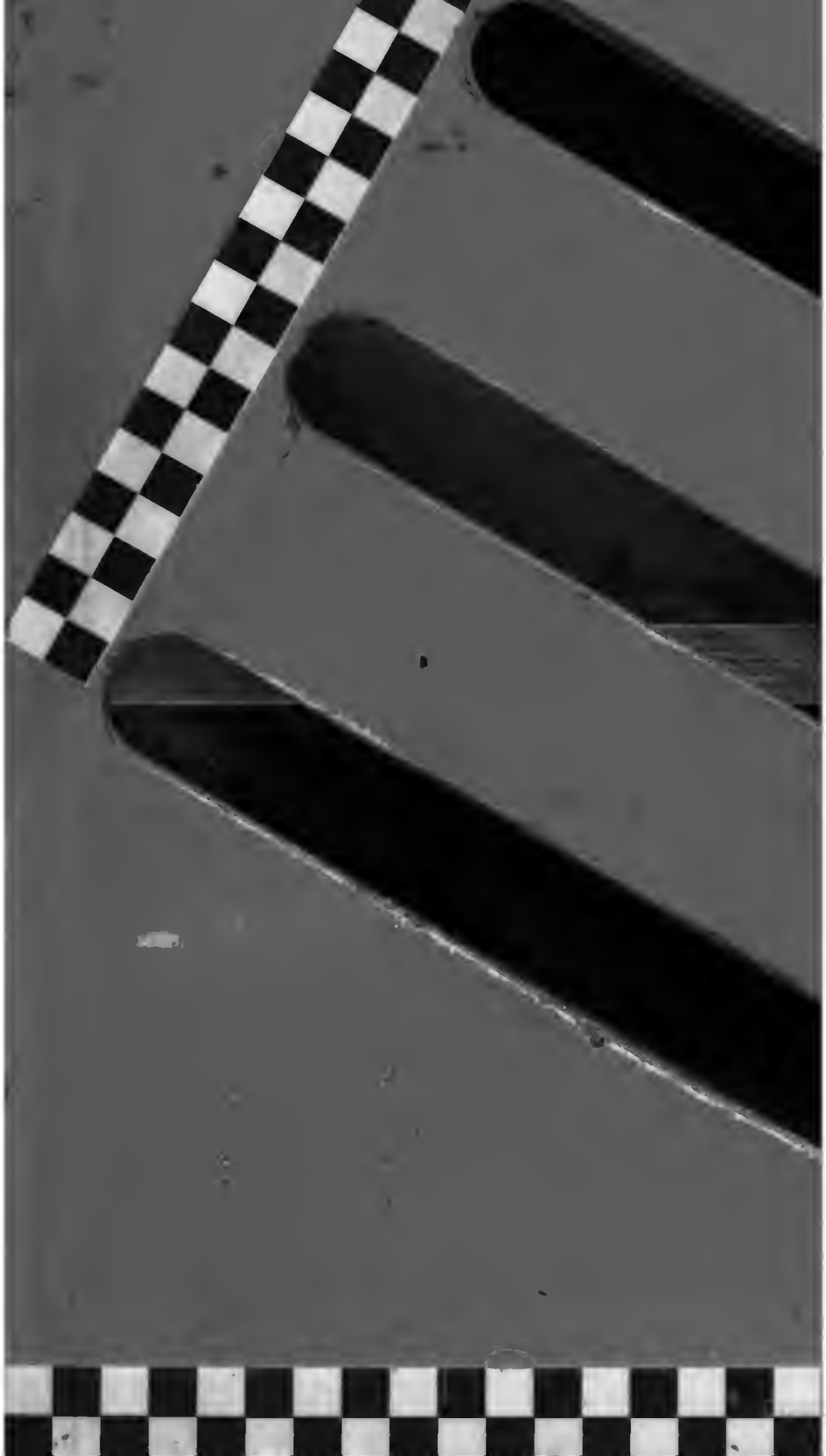
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google